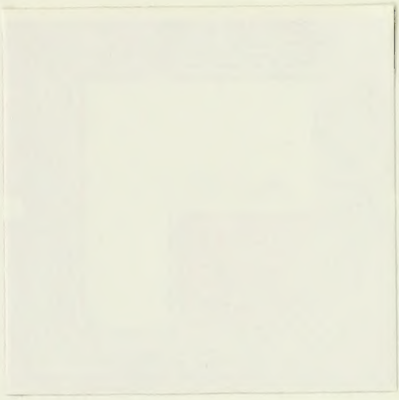


ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redactions-Commission:

A. Bastian, R. Hartmann, R. Virchow, A. Voss.

Vierzehnter Band.

1882.

Mit 18 lithographirten Tafeln.

BERLIN.

VERLAG VON PAUL PAREY.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Inhalt.

Seite

von Alten, F., Einige Nachrichten über Eisenschmelzstätten im Herzogthum Oldenburg. (Mit 4 Holzschnitten) 1

Kofler, Friedr., Charnay's Ansichten über das Alter und den Ursprung der Baudenkmale, Völkerschaften u. s. w. in Mexiko und Central-Amerika. Mitgetheilt nach der North American Review. (Mit 1 Holzschnitt) 10

von Miklucho-Maclay, N., Bericht über Operationen australischer Eingeborener. Vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 12. November 1881. (Mit 2 Holzschnitten) 26

Müller-Beeck, George F., Die japanischen Schwerter. Vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 15. October 1881. (Hierzu Tafel I—VI) 30

de Roepstorff, F. A., Ueber die Bewohner der Nicobaren. Nach dem englischen Manuscript des Verfassers von F. Jagor. (Hierzu Tafel VII, 3 Holzschnitte und 1 Kartenskizze) 51

Virchow, Rudolf und Dolbeschew, Wass., Der archäologische Congress in Tiflis (1882). (Mit Holzschnitten) 73

Jentsch, Dr. H., Prähistorisches aus der Umgegend von Guben.

I. Das heilige Land von Niemitsch. (Mit 11 Holzschnitten) 112

II. Urnenfelder bei Jessnitz und Starzeddel 128

Marimon y Tudó, Dr. Sebastian, Fray Antonio Margil über die Lacandones 1695. 130

Schwartz, W., Ueber das μῶλυ des Homer. Vom Standpunkt prähistorischer Mythologie aus 133

Goehlert, Dr. Vinc., Ueber die Vererbung der Haarfarben bei den Pferden. Ein Beitrag zur Vererbungslehre. Nebst einem Anhange 145

Emin-Bey, Dr., Wörterverzeichniss afrikanischer Sprachen 156

Bartels, Dr. Max, Die Gemme von Alsen und ihre Verwandten 179

Druckfehler-Berichtigung 208

von Jhering, Dr. Hermann, Die künstliche Deformirung der Zähne. (Mit einer Karte und 8 Holzschnitten) 213

Gatschet, Albert S., Wortverzeichniss eines Viti-Dialectes 263

Virchow, Rudolf, Der Kiefer aus der Schipka-Höhle und der Kiefer von Na Naulette 277

Miscellen und Bücherschau 69. 142. 208. 311

A. Voss, Ueber einen Fund von 2 bronzenen Kommandoäxten (sog. Schwertpfählen) nebst einigen Bemerkungen über Schäftung und Gebrauch derselben, S. 69. — Fr. Ratzel: Aus Mexiko. Reiseskizzen aus den Jahren 1874 und 1875, S. 70. — Otto Helm: Mittheilungen über Bernstein, S. 71. — K. Schmidt, Jus primae noctis, eine geschichtliche Untersuchung. Freiburg i. B. 1881. S. 142. — W. v. Schulenburg: Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte. Berlin 1882. S. 144. — Sibree: Madagascar. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig 1881. S. 144. — F. Jagor, Aegyptische Steinzeit, S. 208. — Unersetzlicher Verlust für die indische Archäologie, S. 208. — Dr. Riebeck's Expedition in Chittagong, S. 208. — Goldene Masken in Indien, S. 209. — Microcephale „Azteken" und Chuas (Rattenköpfe) von Punjab, S. 209. — Abel, Linguistic Essays, S. 210. — Wiesner, Das Bewegungsvermögen der Pflanzen, S. 210. — Post, Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft, S. 210. — Anderson, Scotland in early Christian

Times, S. 211. — Rae, The white sea Peninsula, S. 211. — Kraus, Natur und Culturleben des Zulus, S. 211. — Thevet, Les Singularitez de la France antarctique, nouvelle édition avec notes et commentaires par P. Gafferel, S. 211. — Fresnay, Patois Normand, S. 211. — Bérenger, La Nouvelle-Nursie, S. 211. — Fison & Howit: Kamilaroi and Kurnai, S. 211. — Inglis, Dictionary of the Aneityumese language (I. aneityumese and english, II. english and aneityumese) also: Outlines of Aneityumese Grammar, and an Introduction, S. 212. — Tylor, Edward, B., Anthropology, S. 212. — Festschrift aus Veranlassung der 25jährigen Jubelfeier der K. K. Geogr. Ges. in Wien, December 1881, S. 212. — Siebold, H. v., Ethnologische Studien über die Aino auf der Insel Yesso, S. 212. — Scheube, die Ainos, Separatabdruck aus dem 26. Heft der Mitth. der D. Ges. f. N. und V. Ostasiens, S. 212. — Zart: Einfluss der englischen Philosophen seit Bacon auf die deutsche Philosophie des XVIII. Jahrhunderts, S. 311. — Reinisch: Die Kunama-Sprache von Nordost-Afrika, S. 311. — Erckert, v.: Der Ursprung der Kasaken, S. 311. — Virchow: Ueber die Weddas von Ceylon und ihre Beziehung zu den Nachbarstämmen, S. 311. — Schrenck, L. v.: Reisen und Forschungen im Amur-Lande, S. 311. — Journal of the Anthropogical Institute, S. 312. — Mivart: The Cat, S. 312. — Keyserling: Die Spinnen Americas, S. 312. — Piaget: Les Pédiculines, S. 312. — Briton: The Books of Chilan Balam the prophetic and historic records of the Mayas of Yucatan, S 312. — Proceedings of the Virginia Historical Society with the adress of W. W. Henry on the Early Settlements of Virginia (Febr. 1882), S. 312. — Rajendralala Mitra: Indo-Aryans, Contributions towards the elucidation on their ancient and mediaeval History, S. 312. — Andree: Die Steinzeit Africa's, S. 312. — Pierret: Le Panthéon Egyptien, S. 312.

(Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte unter besonderer Paginirung.)

(Ein specielles Inhalts-Verzeichniss der Sitzungen, sowie ein alphabetisches Namen- und Sach-Register befinden sich am Schluss der Verhandlungen.)

Verzeichniss der Tafeln.

Tafel I—VI. Die japanischen Schwerter. (Zeitschr. f. Ethnol. S. 30.)
„ VII. Ueber die Bewohner der Nicobaren. (Zeitschr. f. Ethnol. S. 51.)
„ VIII. Klucke und Kriwule. (Verh. S. 11.)
„ IX. Prähistorische Kartographie der Provinz Posen. (Verh. S. 26.)
„ X. Australische Botenstöcke. (Verh. S. 33.)
„ XI. Bildtafeln von den Nicobaren. (Verh. S. 110.)
„ XII. XIII. Bronzefund von Spandau. (Verh. S. 112.)
„ XIV. Brasilianische Muschelberge der Provinz St. Catharina. (Verh. S. 218.)
„ XV. Naya-Kurumbas im Nilgiri-Gebirge und Kader in den Anamally-Bergen. (Verh. S. 230.)
„ XVI. Moorschädel von Spandau (Fig. 1—5) u. Moorschädel von Bredow (Fig. 5—7). (Verh. S. 371.)
„ XVII. Erwerbungen des Königl. Museums. (Verh. S. 516.)
„ XVIII. Mittelamerikanischer Fund. (Verh. S. 567.)

Verzeichniss der Holzschnitte.

Zeitschrift für Ethnologie.

Seite 1— 9. Nachrichten über Eisenschmelzstätten im Herzogthum Oldenburg. (4 Holzschn.)
„ 10— 25. Charnay's Ansichten über das Alter und den Ursprung der Baudenkmale in Mexiko. (1 Holzschn.)
„ 51— 68. Ueber die Bewohner der Nicobaren. (5 Holzschn.)
„ 73—111. Der archäologische Congress in Tiflis 1881. (15 Holzschn.)
„ 112—129. Prähistorisches aus der Umgegend von Guben. (11 Holzschn.)
„ 213—262. Die künstliche Deformirung der Zähne. (8 Holzschn.)

Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft.

Seite 36. Spille und Kriebatsche aus der Lausitz. (2 Holzschn.)
„ 39. Mythologisch wichtige Blitzerscheinungen. (3 Holzschn.)
„ 41. Microcephale Schädel. (4 Holzschn.)
„ 105. Hufeisenstein. (1 Holzschn.)
„ 108. Thongefäss aus der Lausitz. (1 Holzschn.)
„ 123. Kartenskizze der Spandauer Bronzefundstelle. (2 Holzschn.)
„ 127. 128. Hirschhornaxt aus Spandau. (4 Holzschn.)
„ 137. Pivotstein aus Berlin. (1 Holzschn.)
„ 139. Hiebmesser und Messerklinge ebendaher. (2 Holzschn.)
„ 142. Fibeln aus der Duxer Riesenquelle. (2 Holzschn.)
„ 170. Wandbilder von Cueva de Altamira. (1 Holzschn.)
„ 177. Verwundeter und verheilter Knochen vom Riesenhirsch. (2 Holzschn.)
„ 194. 195. Funde von Starzeddel und von Guben. (4 Holzschn.)
„ 216. 217. Steinwerkzeuge u. Mörser aus Kaukasien. (3 Holzschn.)
„ 224—228. Aino, prähistorische Schädel und Speer von Yeso. (5 Holzschn.)
„ 242. Verzierte Zähne bei den Kaders aus den Anamally-Bergen. (6 Holzschn.)
„ 249. 250. Schwedenschanze und Schlossberg bei Tuchlin. (2 Kartenskizzen).
„ 256. Typische Bronzeringe. (11 Holzschn.)
„ 265. Tolltafel. (2 Holzschn.)
„ 312. Papuamädchen. (1 Holzschn.)
„ 315. Eiserne Kröte aus Niederbayern. (1 Holzschn.)
„ 317. Merkwürdiger Stein bei Königsaue. (1 Holzschn.)
„ 318. Glaspasta im Oldenburgischen Schlosse. (1 Holzschn.)
„ 319. Topf aus dem Freesdorfer Borchelt. (1 Holzschn.)
„ 333. Kaukasischer Isthmus. (1 Kartenskizze.)
„ 355—362. Prähistorische Alterthümer aus dem Gubener Kreise. (8 Holzschn.)
„ 370. Australischer Botenstock. (1 Holzschn.)
„ 380. Paalstäbe. (4 Holzschn.)

Seite 387. Thor in der Troas. (1 Holzschn.)
„ 389. Knopf aus Hirschhorn von Auvernier. (1 Holzschn.)
„ 392. Verzierte Steinscheibe von Nemmin. (1 Holzschn.)
„ 393. Henkel einer Urne vom Gräberfeld bei Kluczewo. (1 Holzschn.)
„ 395. Urne ebendaher. (1 Holzschn.)
„ 397. Schöpfkelle und zwei Urnen von Battin. (3 Holzschn.)
„ 398. Slavisches Grab mit Leichenbrand bei Wachlin in Pommern. (1 Holzschn.)
„ 400. Steinsetzung und henkelloser Topf ebendaher. (2 Holzschn.)
„ 401. Hakenkreuz als Bodenverzierung einer Urne ebendaher. (1 Holzschn.)
„ 402. Hakenkreuz, natürliche Grösse; Bruchstücke eines Gefässes mit Wellenornament, ebendaher. (2 Holzschn.)
„ 403. Verziertes Gefäss, ebendaher. (1 Holzschn.)
„ 404. Ornamentirter Urnenscherben, ebendaher. (1 Holzschn.)
„ 407—413. Alterthümer, namentlich Eisenfunde aus dem Gubener Kreise. (17 Holzschn.)
„ 445. Wendisches Steingrab bei Hohen-Zieritz. (1 Holzschn.)
„ 452—455. Ausgrabungen in der Troas. (7 Holzschn.)
„ 456. Wagenrad von La Tène. (1 Holzschn.)
„ 458—467. Topfgeräthe aus Ordizan und Siut. (7 Holzschn.)
„ 475. Henkellose Urne und Henkeltopf aus dem Kaukasus. (2 Holzschn.)
„ 483. Sägenartiges Feuersteinstück vom Steinwerder bei Feldberg. (1 Holzschn.)
„ 488. Mexikanische Ruinenstätte. (1 Kartenskizze.)
„ 491. Graphitische Thongefässe von Olmütz und Kremsier. (5 Holzschn.)
„ 494. Burgwall bei Quadenschönfeld. (1 Kartenskizze.)
„ 495. Schwarzwälder Käsenapf. (1 Holzschn.)
„ 497. Thongefäss mit Radverzierung von Garrenchen bei Luckau. (1 Holzschn.)
„ 503—505. Kaukasische Gräberfunde. (7 Holzschn.)
„ 507. Webekamm aus Westpreussen. (2 Holzschn.)
„ 510. 511. Höhlenfunde von der Riviera. (7 Holzschn.)
„ 513. Steinkistengrab und Grab mit Steinverpackung von Alt-Rüdnitz. (1 Holzschn.)
„ 514. Situationsskizze und Tableau freigelegter Gräber ebendaher. (2 Holzschn.)
„ 519. Eckige Urne aus Jankowo bei Pakosch. (1 Holzschn.)
„ 520. Fundstelle ebendaher. (1 Kartenskizze.)
„ 531. Funde aus der Pfahlbaustation Finelz. (3 Holzschn.)
„ 532. Mützenurne von Darzlubie, Westpreussen. (1 Holzschn.)
„ 538. 539. Alterthümer von Mogilno. (1 Kartenskizze und 5 Holzschn.)
„ 541. Kriegsbeile und Schilde der dunkelfarbigen Süd-Afrikaner. (8 Holzschn.)
„ 546. 547. Gemmen vom Typus der Alsener. (6 Holzschn.)
„ 562. Urne aus dem Gräberfund von Wierszchocin. (1 Holzschn.)

Einige Nachrichten über Eisenschmelzstätten im Herzogthum Oldenburg

von

F. v. Alten,

Oberkammerherr und Director der grossherzogl. Sammlungen zu Oldenburg.

Bereits im Jahre 1872 wurden von mir bei verschiedenen Ausgrabungen Eisenschlacken gefunden. Mehrten sich diese Fundstücke auch, so fand sich doch kein bestimmter Anhaltspunkt, welcher gestattet hätte, mit einiger Sicherheit anzunehmen, dass diese Eisenschlacken das Product menschlichen Kunstfleisses seien. Es war um so mehr Vorsicht geboten, als das Vorkommen von verglasten Schlacken in Gräbern durchaus nicht zu den Seltenheiten gehört.

Sollte es unmöglich sein, dass unter günstigen Vorbedingungen stark eisenhaltige Schlacken durch den Leichenbrand erzeugt werden?

Erst 1875 erhielt ich aus einem Hügelgrabe im Amte Cloppenburg das Stück einer Eisengussschlacke, an dem das Stück eines vielleicht als Tigel anzusehenden Thongefässes deutlich zu erkennen ist. Es unterscheidet sich wesentlich von den Scherben der Grabgefässe dadurch, dass ein Gemisch mit zerstossenem Granit oder Quarz nicht zu bemerken ist, dass es vielmehr von feinem, grauem, festem Thon und sehr gleichmässig auf dem Bruch ist.

Dieser Fund bewog mich, den Versuch zu machen, nach den Stätten zu forschen, wo etwa in urgeschichtlicher Zeit in unsern Gegenden die Kunst des Eisenschmelzens geübt sein könne.

Auf das Vorkommen solcher Schlacken machte ich unsere, uns stets fördernden Volkslehrer aufmerksam, ebenso zahlreiche Landleute, besonders auch Feld- und Waldarbeiter, welche in Gegenden zu Hause sind, wo sich der Raseneisenstein nicht allzuweit von den Haiderücken befindet.

Die Lager dieses Minerales liegen vielfach in den, die Hunte und Hase begleitenden Wiesengründen, aber auch an den Rinnsalen der Nebengewässer, besonders in deren meist sumpfigen Quellgebieten.

Meine Aufforderungen wurden sehr bald von Erfolg gekrönt, ich bekam eine Menge Probestücke, denen ich ganze Centner nachkommen liess. Manche der Stätten wurden von mir besucht.

Die vorgenommenen Untersuchungen haben nun, wie ich meine, erwiesen, dass der Raseneisenstein sehr häufig auf künstliche Weise absichtlich zum Schmelzen gebracht ist.

Bis dahin aber ist es nicht gelungen, diejenigen Stätten aufzufinden, wo der Frischprozess vorgenommen, mithin das eigentliche Schmiedeeisen

gewonnen ist. Trotzdem, denke ich, sind die gemachten Beobachtungen angesichts der Entdeckungen des Herrn Dr. Wankel in Mähren, des Herrn Director Dr. Schwartz, Dr. Gurlts Abhandl. S. No. 8—11 der Blätter für Urgeschichte etc. in dem Kreise Siegen etc. nicht ohne weiter gehendes Interesse.

Im Herzogthum Oldenburg wurden an folgenden Punkten, wie sie u. a. auf der Reimann'schen Karte mit Leichtigkeit zu finden sind, Schmelz-Producte von Eisen angetroffen:

Amt Löningen im Westen des Herzogthums:

1. etwa 1 Meile östlich von Essen bei Stadtlohe. Dort war ein ausgedehntes Feld, wo die Schmelzgruben, welche etwa 1—1½ *m* von einander gelegen haben müssen, in einer Ausdehnung von mindestens 150 *m* Breite das Feld bedeckt hatten. Es war dies deutlich an den Resten der Schmelzgruben, welche mit Thon ausgeschmiert gewesen waren, zu erkennen. Das ganze, durch Tiefcultur umgebrochene Feld ist mit Eisenschlacken-Trümmern, welche vielfach Spuren rothgebrannter Thonreste zeigen, übersäet.

Ich bemerke noch, dass sich in dem kaum ¾ Meile entfernten Hasethale und im nahen Rinnsal des Calhorner Baches grosse Raseneisenstein-Lager finden.

2. Daselbst, etwa ¼ Meile nördlich gegen Cloppenburg, bei Holthaus, auf einer Fläche von 40 *m* Länge und 20 *m* Breite in 2 und 3 Reihen, 25 Gruben von einem Durchmesser von 0,75—1 *m* und 0,40—0,50 Tiefe. Die Seitenwände dieser in den Sand gegrabenen runden Gruben sind mit Thon ausgeschmiert, welcher sich ganz in der Nähe findet.

Die Gussknollen, welche sich in einem Gewichte bis zu 80—90 Kilo vorfanden, standen sehr nahe der Oberfläche, ja manche waren zu Tage gekommen; indess ist es möglich, dass die betreffende Oberfläche abgefahren war, da der genannte Platz ein sog. Wegerdeplacken ist, wie denn auch bereits Gussknollen zerschlagen und zum Ausbessern der Wege verwandt worden waren.

Einige dieser Gruben sind vermuthlich unter einander verbunden gewesen; so glaube ich wenigstens die, von einer Grube zur andern laufenden rothen Thonstreifen, welche trotz ihrer Verwitterung einen röhrenförmigen Eindruck machten, deuten zu sollen.

Nicht in allen Gruben waren compacte Gussknollen, sondern nur Stücke verschiedener Grösse, schichtweise mit Ziegelmehl und Kohle wechselnd, ersteres vermuthlich von eingestreuter Thonerde herrührend.

In und um diese Stätten fanden sich massenhaft Holzkohlen, jedoch soweit ich beobachtet, nur von der Eiche.

Der erwähnte Platz war noch vor etwa 25 Jahren von schweren Eichen umgeben, hat aber keinen klärenden Namen oder an ihn sich knüpfende Sagen: man redet nur, dass etwa 50 Schritt nördlich ehemals ein unergründlicher Teich gelegen, welcher von ungeheuren Eichen umgeben war. Der letzte dieser Colosse, der Fleitjenbaum geheissen, ist erst vor wenigen Jahren umgeweht. Im Teiche aber hausten Geister.

3. Nördlich von eben genanntem Platze liegt in den sog. Hohevenn-Tannen (neuerer Cultur) ein aufgeschütteter Hügel von 7 *m* Länge, und etwa 1 *m* Höhe, in dem sich zahlreiche kleinere Gussschlacken finden, auch sie zeigten jene Spuren von gebranntem Thon; doch wurden keine eigentlichen Gussgruben gefunden.

Die Analyse der Gusseisenschlacke aus den obigen Fundstätten hatte in Bezug auf Phosphor folgendes Resultat:

Eisenschlacke No. 1; ein dunkles, schwarz-graues Pulver liefernd; aussen rostgelb, wulstig aufgetrieben; innen grauschwarz von krystallinischem Gefüge, grossblasig.

4,78 pCt. wasserfreie Phosphorsäure P_2O_5
2,09 pCt. Phosphor.

1,6180 (mit Salzsäure vollkommen aufgeschlossen) lieferten 0,21 pyrophosphorsaure Magnesia

entsprechend 4,78 pCt. { wasserfreie Phosphorsäure P_2O_5

„ 2,09 „ Phosphor.

Eisenschlacke No. 2; ein helles, gelbgraues Pulver liefernd; aussen grauschwarz, warzig runzelig; innen irisirend metallglänzend, deutlich krystallinisch, kleinblasig.

3,24 pCt. wasserfreie Phosphorsäure P_2O_5
1,41 pCt. Phosphor.

1,8275 (mit Salzsäure vollkommen aufgeschlossen) lieferten 0,0925 pyrophosphorsaure Magnesia

entsprechend 3,24 pCt. { wasserfreie Phosphorsäure P_2O_5

„ 1,41 „ Phosphor.

Die vorstehende Untersuchung auf den Phosphorgehalt der Schlacken lässt wohl keinen Zweifel übrig, dass dieselben von dem so phosphorreichen Raseneisenstein herrühren.

Amt Cloppenburg.

4. In der Feldmark des Dorfes Peheim, nordwestlich von Cloppenburg, finden sich im Westerfelde, westlich des genannten Ortes, nahe der dem Flussgebiet der Ems angehörigen Markaa, zahlreiche Schmelzgruben, in deren Nähe ehemals bedeutende, vor einer Reihe von Jahren zum Strassenbau verwendete Dolmen standen. Ueber diese Gruben giebt der nachstehende, vorläufige Bericht des Lehrers Brunklaus Folgendes:

„Am 27. Juni 1881 stellte ich auf dem Peheimer Westerfelde, auf den Gründen des Zellers Friedr. Ortmann, wo bereits früher viele Eisenschlacken gefunden waren, mit dessen Erlaubniss Ausgrabungen an. Leider war das cultivirte Grundstück mit Frucht bestellt, und konnte desshalb die Ausgrabung nur an einer Stelle vorgenommen werden; desungeachtet ergab sie ein günstiges Resultat. In einer Tiefe von 50 *cm* befand sich eine 46 *cm* dicke Schichte von Asche, Kohle und Eisenschlacke

Diese Schichte bildete einen runden Klumpen, der 135 *cm* Durchmesser hatte, dessen äusserster Rand ganz aus Kohle und Asche bestand.

In Mitte dieses Randes befand sich ein Kern, vielleicht eigentlicher Schmelzheerd, von 50 *cm* Durchmesser, der aus Eichenholzkohle und Eisenresten bestand. Kohle und Eisenreste sassen dicht durcheinander und waren obenauf die grössten Eisenschlacken.

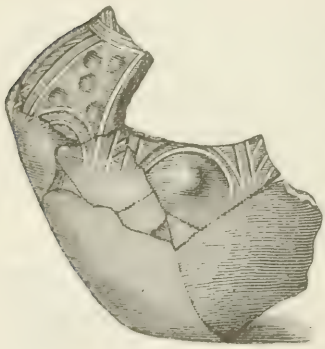
Zwischen der Asche und Kohle befand sich hie und da eine weiche rothe Masse, die viel Aehnlichkeit mit Backsteinmehl hatte.

Ein eigentliches Formloch war nicht wahrzunehmen, aber nach den bereits früher gefundenen Sachen zu urtheilen, unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass Formlöcher vorhanden gewesen, und noch vorhanden sind. Nach Aussage des Herrn Ortmann hat er sehr viele Stellen, wie die oben beschriebene ausgegraben, und sind nach seiner Ansicht noch mehr davon vorhanden. Im Frühjahr hat Herr Ortmann zwischen den Eisenschlacken auch 2 Stück Urnen gefunden, eine gewöhnliche und eine verzierte, welche aber zerbrochen sind, einige Proben sind aber noch erhalten."

Dem Obigen habe ich nur noch hinzuzufügen, dass sich in dem erwähnten Acker diese Schlacken in vielen Fudern finden. Ganz deutlich zeigt sich in diesen Producten der Schmelzprocess, da in diesen Schlacken nicht allein zahlreiche Abdrücke von Kohle, sondern auch offenbar in die flüssige Masse eingestochene lange Löcher von nahezu 1 *cm* Durchmesser zu bemerken sind.

Es kamen auch verglaste Schlacken vor, wie ich sie so vielfach in den Gräbern entdeckte. Wie der Bericht sagt, wurden zwischen diesen Schmelzstätten verschiedene Urnen gefunden. Die übersandten Reste rühren von 3 verschiedenen Gefässen her, von denen eines so charakteristisch ist, dass ich seiner näher zu erwähnen für zweckmässig halte.

Fig. 1.



¼ nat. Gr.

Unter den eingesandten Bruchstücken ist der Rest einer Buckelurne, deren Buckel von innen nach aussen gedrückt sind; sie stehen kranzförmig um die Ausbauchung. Auf der unteren Seite der Buckel und zwischen ihnen finden sich eingedrückte — nicht geritzte — Striche und 2 Halbkreise über den Buckeln mit der offenen Seite gegen die Buckel gerichtet.

Der nach einer Zeichnung meiner Schwiegertochter Marie angefertigte Holzschnitt 1 zeigt, dass das Gefäss unmittelbar über den Buckeln stark nach innen gebogen ist; hier ist ein leichter, mit geraden, eingedrückten Strichen eingefasster und diagonal, mit ebenfalls eingedrückten (muldenartigen) Strichen verzierter Wulst, welcher von innen nach aussen gedrückt gegen den leider

fehlenden Hals läuft. Um denselben führten ähnliche Striche, getrennt von einem schräg gestricheltem Bande.

Die Höhe der Buckel ist	1,2 *cm*
Entfernung von einander	7,3—4 „
Länge des Wulstes	5,4 „
Breite des Wulstes mit Strich-Einfassung	2,5 „
Breite nach dem Halse zu	1,8 „
Breite der Striche	0,02 *mm*
Breite des Wulstes.	0,07 „
Breite des Wulstes nach dem Halse zu .	0,05 „
Dicke des Bodens	0,05 „
Dicke der Wandung am Boden	0,08 „
Dicke unter den Buckeln	0,05 „
Dicke der Wandung an dem umgebenden Bande.	0,06 „

Das Material ist fein geschlemmter Thon von schwarzer Farbe, mit einigen hellen Flecken, welche wohl nicht als absichtlich ausgespart angesehen werden dürfen. Spuren von Anwendung der Drehscheibe sind nicht vorhanden.

Die technische Behandlung sowohl, wie die Form des Gefässes, weichen wesentlich von der hier zu Lande in Hügelgräbern vorkommenden Art und Weise ab.

Buckelurnen oder auch Wulsturnen wurden bis dahin überhaupt nicht gefunden. Die in obiger Figur wiedergegebene Form scheint mir denjenigen nahe zu kommen, welche für die Nieder-Lausitz als typisch bezeichnet werden, — ein Umstand, welcher den Gedanken an wandernde Erzschmelzer oder Schmiede auftauchen lässt.

Diesen Punkt in Anregung zu bringen, scheint mir desshalb zweckmässig, weil in der Nieder-Lausitz nach einer Notiz des Herrn Geh.-Rath Virchow (Bd. XIII, S. 89 der Ethnol. Zeitschrift) dort die Eisengewinnung aus Raseneisenstein noch vor kurzem in ursprünglichster Weise betrieben wurde.

Wie wir weiter unten sehen werden, sind meist sämmtliche, in den Giessplätzen gefundene Urnen-Reste dunkel und mit sehr wenigen Ausnahmen stets von sehr feiner Arbeit. Indess die Fundstücke müssen sich mehren, ehe ein Schluss gezogen werden kann.

Was die Glättung und Feinheit des Materials angeht, so findet sich eine ähnliche Arbeit in Hügelgräbern nur sehr selten, besonders kamen bis dahin niemals Urnen mit Näpfchen-Verzierungen vor, freilich einige wenige von feinem schwarzen Thon, von der Bauchung an gegen den Hals stark nach innen gebogen, aber ohne Verzierung.

Nur in unseren Steindenkmalen finden wir ebenbürtige Arbeit, aber die schwarzen Gefässe kommen fast nie vor; wo indess Verzierungen vorkommen,

da sind sie eingestochen oder geritzt; besonders sind nach aussen gedrückte Verzierungen noch nicht beobachtet.

Die Reste der beiden anderen Gefässe sind von weit gröberem Gefüge und ziemlich stark mit zerstossenem Granit gemischt; geglättet sind sie gut, ohne Schmuck und mit plattem Fuss. Die Halsstücke stehen fast senkrecht, mit leichter Beugung nach aussen, der Rand selbst ist nicht kantig, sondern leicht wulstig. Ihre äussere Farbe ist röthlich, auf dem Bauch sieht man den feinen röthlichen Ueberzug, im übrigen erscheint die Masse schwarz.

5. Auf der Westerfelder Heide bei Peheim wurden in einem Hügel, mit ein geglätteten hellen Scherben, Schlacken, mit Stücken des Schmelztiegels an denselben, gefunden.

6. 1 Meile nordwestlich von Cloppenburg liegt das sehr alte Kirchdorf Mollbergen, — in älteren Urkunden Malbergen genannt.

Es zeichnet sich durch seine alte, von Feldsteinen erbaute Kirche und den darin befindlichen Hochaltar von Sandstein aus.

Wie viele unserer alten Culturstätten, ist auch das ehrwürdige Mollbergen von zahlreichen Denkmalen der Urgeschichte umgeben, von denen wir hier nur in Kürze des — östlich des Dorfes befindlichen — Gräberfeldes an dem Mollberger Busche gedenken wollen. Es sind dies Hügelgräber, ohne Steinsetzungen, welche von verschiedener Höhe und Form, ohne irgend eine Regelmässigkeit, sich an dem südlichen Hange des Heiderückens, gegen das Rinnsal des Soeste-Flusses erstrecken, auf dessen rechtem und linkem Ufer sich in der Nähe dieser Gräber drei mehr oder weniger zerstörte Dolmen, sowie Steinkeller-Gräber u. s. w. befinden. In diesen Hügeln wurden zahlreiche Urnen, von der in dortiger Gegend zumeist vorkommenden Form (platter Fuss, schlank, wenig Verengung nach dem Halse zu, gezackter Rand, heller Ueberzug, Bruch schwarz) gefunden.

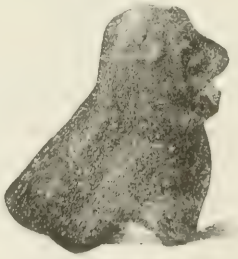
Unmittelbar vor diesen Gräbern wurden ein nicht unbedeutendes Schmelzfeld aufgedeckt, ganz ähnlich dem bereits unter Holthaus beschriebenen.

Zwischen diesen Schmelzgruben und mit den Gusseisenschlacken wurde durch Culturarbeiten das Fig. 2 und 3 in $^1/_4$ der natürlichen Grösse abgebildete Gusseisenwerk gefunden. Man bemerkt an demselben ganz deutlich die Gussnähte und die Gusszapfen, deren 4 Stück unter dem Thiere waren, aber

Fig. 2.

$^1/_4$ nat. Gr.

Fig. 3.



$^1/_4$ nat. Gr.

abgeschlagen wurden. Gewicht reichlich $2^1/_2$ Kilo. Ob man die thierische Form für einen Hund, oder wie mir scheint, für einen Bären halten soll, ob es rathsam ist anzunehmen, dass dieser Bär ein Werk jener alten Eisenschmelzer gewesen, lasse ich dahingestellt, wenngleich die Form sowohl, als das äussere Aussehen für sehr hohes Alter sprechen. Dennoch muss dies Werk unsere Aufmerksamkeit erregen, um so mehr, als der Boden in dem es gefunden wurde, ein jungfräulicher und es unzweifelhaft ist, dass auch hier Raseneisenstein zum Gewinnen von Eisen verhüttet wurde.

Erinnern möchte ich zugleich an den merkwürdigen Bären von Stein (Granit), welcher bei Stiens in Holland 11 Fuss tief in einem grossen Gefässe gefunden wurde (hist. Ausstellung in Leeuwarden 1877).

7. Das am Eingang erwähnte, 1875 gefundene Schlackenstück, an dem sich der Rest eines Tiegels befindet, wurde mit vielen anderen Stücken und fein geglätteten hellen Scherben in einem Hügelgrabe bei dem einsamen Dorfe Bethen, östlich von Cloppenburg, vor den nördlich dieses Dorfes gelegenen Fuhrenkampe, gefunden.

8. Unter ähnlichen Verhältnissen wurden etwa 1 Meile südlich von Cloppenburg in der Garther Heide, unmittelbar nördlich des Dorfes Garthe, zahlreiche Schlacken mit Resten von fein geglätteten hellen Urnen ausgegraben.

Amt Wildeshausen.

9. Ein sehr beachtenswerther Fund war der, welcher vor kurzem bei Neerstedt, Gemeinde Dötlingen, gemacht wurde. Wie Mollbergen, so ist auch das Dorf Dötlingen von zahlreichen Denkmalen, Hügelgräbern, fast ausschliesslich mit Steinsetzungen, auch Steinkammern und Dolmen umgeben gewesen, von denen noch manche ziemlich erhalten sind; auch bieten die Wiesen an der Hunte vielfach Raseneisenstein.

In dem genannten, nordöstlich von Dötlingen gelegenen Dorfe Neerstedt wurde bei Gelegenheit von Erdarbeiten ein unbedeutender Rasenhügel in einem Garten angegraben. Der Hügel war, im Gegensatz zu dem umgebenden Sandlande, so hart, dass man aufmerksam wurde. Die ganze Kuppe des Hügels erwies sich nun als mit Lehm in etwa 5 *cm* Stärke überschlagen, welcher durch Feuer zu einer harten, grau-gelben Ziegelmasse umgewandelt worden war. Dieser Lehmschlag, in dem sich verkohlte Stückchen Holz fanden, ist vielfach mit dünnen langen Stöcken durchstochen worden, so dass man an ähnliche Beobachtungen, besonders im Mannhardtgebirge (Dr. Much) erinnert wird. Nachdem diese Decke weggeräumt war, wurde eine Steinkammer von der ansehnlichen Grösse von $1^1/_2$ *m* Länge von Ost nach West und wohl 2 *m* von Nord nach Süd, welche mit Steinen überdeckt war, vorgefunden. Die Wände waren von einer doppelten Reihe von Feldsteinen ohne Mörtel aufgesetzt. In dieser Steinkammer lagen zahlreiche, gut geglättete Gefässscherben von meist schwarzer Farbe, und viele Kohlen von Eichenholz, Eisenschlacken, die bearbeitete Augensprosse eines Hirschgeweihs, Knochen vom Reh, Zähne,

aufgeschlagene Knochen vom Rind, die Hälfte eines Steines von einer Handmühle nebst verschiedenen Stücken eines zweiten Mühlsteines, beide von rheinischer Lava.

Von demselben Gestein sind in jener Gegend sowohl, als in einem ähnlichen Bauwerk bei Ahlhorn und in der Gegend von Ganderkesee, Amts Delmenhorst, mehrfach zerbrochene Handmühlen gefunden; sie sind nicht geriefelt, sondern durch Punktirung rauh gemacht. Ferner ein keilförmiges Holz — Eichen —, Bruchstücke von, wie es scheint, 5 Webergewichten in abgeplatteter Kugelform, mit vielen Steinchen in dem äusserlich hellen Thon. Zwischen den genannten Gegenständen lag eine runde Eisenstange von 15 *cm* Länge und 7 *mm* Durchmesser. Das eine Ende ist fein zugespitzt; ob dies auf künstlichem Wege oder durch Oxydirung geschehen ist, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen.

Hier also ward Schmiedeeisen mit Eisenschlacken und anderen zahlreichen Arbeiten menschlicher Kunstfertigkeit zusammen gefunden, es fehlen aber Geräthe zum Bearbeiten des Eisens und menschliche Gebeine, so dass an eine Werkstatt oder Grabhügel nicht wohl zu denken ist; möglich, dass wir es hier mit der Vorrathskammer einer abgebrannten Hütte zu thun haben.

10. Südöstlich von Wildeshausen, nahe der Hannoverschen Grenze, durchschneidet die Katenbäcke, ein der Hunte zueilender Bach, auf dessen südlichem Ufer bedeutende Steindenkmale (Rüdebusch) liegen, die sog. Katenbäcker Heide. In dieser finden sich wiederum Schmelzgruben, welche sich indess dadurch von den übrigen unterscheiden, dass sie von Feldsteinen in runder Form von 40 *cm* Tiefe und 40 *cm* Durchmesser aufgesetzt sind. Die Schlacken lagen schichtweise mit Kohle und Sand, in Folge dessen sich auch mancherlei verglaste Schlacken vorfanden. Die wenigen Gefässscherben sind fein geglättet und von röthlicher Farbe.

Amt Oldenburg.

11. Bei Kirchhatten, südlich von Oldenburg, in dem unmittelbar östlich dieses Dorfes belegenen Walde — der Strenge —, in der Nähe der alten Landwehren, finden sich mehrere Schlackenhügel.

12. Nördlich von Oldenburg und nordöstlich vom Dorfe Rastede, dessen alte 1000jährige Kirche, besonders wegen der wohlerhaltenen Crypta bemerkenswerth ist, liegt Hankhausen. Hier, etwa 560 *m* nordöstlich der dortigen Ziegelei, befindet sich ein Sandhügel, welcher zum Zwecke des Ziegelei-Betriebes abgegraben wurde. In diesem Hügel, welcher bereits nach dem Abfall zu den sumpfigen Wiesen des Rasteder Baches liegt, fand sich eine Schmelzgrube mit beträchtlichen Schlacken-Resten und Kohlen, etwa 75 *cm* unter der Oberfläche. Ob daselbst mehrere dergleichen Gruben gelegen oder sonstige Dinge gefunden, war bei der bereits vollendeten Zerstörung, selbst durch eifriges Nachgraben, nicht mehr festzustellen.

Bei der grossen Schwierigkeit, die Beobachtung auf an sich so unscheinbare Dinge in ausgedehntem Masse zu lenken, wird Obiges, so hoffe

ich, nicht werthlos erscheinen, um so weniger, als ausserdem noch mannichfach vereinzelt Eisengussschlacken gefunden wurden, z. B. im Hankhauser Moor auf dem Sande, in dem Grossherzoglichen Wildpark zu Rastede bei Gelegenheit der Ausgrabung eines Dachses, in dem Amte Delmenhorst bei Ganderkesee im Amte Damme und in der Nähe von dem bereits erwähnten Dötlingen.

Es lässt sich kaum bezweifeln, dass sehr bald noch mehr von dergleichen Stätten aufgedeckt werden wird, hoffentlich dann auch dazu gehörige Geräthe; vielleicht werden sich manche unter „Reibsteine" gehende Steine als Schmiedehämmer erweisen, wie sie uns ägyptische Bilder zeigen. Einstweilen scheint mir durch die aufgeführten Funde dargethan, dass bereits in sehr früher Zeit die Kunst des Eisenerzschmelzens in unseren Heiden bekannt und verbreitet war. Urkundliche oder traditionelle Nachrichten über dergleichen Arbeiten sind mir nicht vorgekommen.

Nachtrag.

Im September 1881 wurden auf der Fundstelle No. 4 weitere Untersuchungen angestellt. Es ergab sich, dass vermuthlich das ganze, mehr wie 1 Morgen haltende Feld mit Schmelzgruben übersäet ist, doch konnten nur einige wenige der Haufen näher untersucht werden, da der Acker noch nicht von Früchten geleert war. Die Schmelzgruben fanden sich etwa 8 bis 15 *cm* unter der bereits abgegrabenen Oberfläche. Zwei von ihnen, nur 20 *cm* von einander entfernt, waren mit einander durch einen von Schlackenstücken gesetzten Canal von 15 *cm* Höhe verbunden; seine Breite betrug 8—10 *cm*. Die erste dieser Gruben hatte bis 72 und 62 *cm* Durchmesser, die zweite eine Breite von 72 bei einer Länge von 103 und 76 *cm*. Die Form derselben zeigt annähernd nebenstehender Holzschnitt.

Etwa in der Mitte dieser Gruben zeigte sich eine ziemlich kreisförmige Oeffnung, welche mit Kohle ausgefüllt war, ebenso lagen unter der 21 *cm* starken Schlackenschicht Kohlen in der Dicke von 9 *cm*. Wie bei den anderen Funden, wurden viel Kohlen und Thonerde zwischen den Schlacken schichtweise gefunden. Das Gewicht der aus diesen beiden Gruben geförderten Schlacken beläuft sich auf etwa 100 Kilo. (Alle 4 anderen geöffneten Gruben glichen den unter 2. beschriebenen, nur bei einer wurde noch obige Verbindung durch einen kleinen Canal von Feldsteinen beobachtet, sowie die Verstärkung einer Stelle mittelst ähnlicher Steine an der Wandung der Grube, wo diese hätte durchbrochen werden können).

Charnay's Ansichten über das Alter und den Ursprung der Baudenkmale, Völkerschaften u. s. w. in Mexiko und Central-Amerika.

Nach der North American Review mitgetheilt

von

Friedr. Kofler in Darmstadt.

Zur Zeit der Eroberung Mexiko's erregten die Berichte eines Cortez und anderer spanischer Autoren von der zahllosen Menge der Prachtbauten, welche die neuspanischen Staaten dicht gedrängt anfüllten, ein solches Aufsehen und eine solche Bewunderung, dass man glaubte, in dem fernen Westen die Erzählungen von tausend und einer Nacht verwirklicht zu sehen. Merkwürdigerweise geriethen die Wunder der neuen Welt, sowohl diesseits wie jenseits des Oceans, gar bald in Vergessenheit, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil man die Berichte der spanischen Geschichtschreiber für übertrieben und unglaubwürdig hielt und weil die spanische Regierung nach der Eroberung Alles aufbot, um Europa über die Länder der neuentdeckten Welt im Dunkeln zu lassen. Wir hören zwar noch in der ersten Zeit von mannigfachen Theorien, welche aufgestellt wurden, um den Ursprung der neu entdeckten Menschenrassen nachzuweisen, welche so sehr von allen seither bekannten abwichen, wir hören von dem Streite der Gelehrten über eine israelitische, ägyptische, wallisische, schottische Abstammung u. s. w., bei der sich Einige auf die Sagen des mexikanischen Volkes, Andere auf seine Kunstbauten stützten, die in mancher Hinsicht den altassyrischen und ägyptischen gleichen. Doch erst in der neuesten Zeit hören wir von bemerkenswerthen Anstrengungen, Klarheit in diesen Gegenstand und besonders in das Zeitalter der mexikanischen Culturepoche zu bringen.

Die Wunderwerke Central-Amerika's wurden zuerst wieder der Vergessenheit entrissen, als im Jahre 1750 eine Anzahl Spanier, welche durch den heutigen Staat Chiapas reisten, auf die sogenannten casas de piedras stiessen, die später mit dem dicht dabei liegenden Dorfe Palenque gleichen Namen erhielten. Auf diese Nachricht hin schickte König Karl III. von Spanien 1786 eine Expedition unter Capitän Del Rio aus, um jene Länder zu durchforschen. Del Rio's Bericht erschien erst 1822 in englischer Uebersetzung und hatte wenig Glück, weil die Erzählung zu lebhaft und glänzend, die ganze Sache zu erstaunlich war, als dass man sie ohne Weiteres auf Treu und Glauben hätte annehmen wollen. Mittlerweile wurde

von Karl IV. eine andere Expedition ausgerüstet und die Leitung derselben dem Capitain Dupaix übertragen. Sie verweilte von 1805—1807 in Amerika; der treffliche Bericht wurde aber erst 28 Jahre nach der Rückkehr der Expedition dem Drucke übergeben. Unsere Kenntniss jener Länder wurde weiter bereichert durch den praktischen Forscher Oberst Galendo und durch die Expedition Waldeck's, die über zwei Jahre Zeit in Anspruch nahm und deren Kosten von einer mexikanischen Gesellschaft getragen wurden. Es folgten dann die beiden Expeditionen von Stephens und Catherwood, durch welche mehr denn 40 Städte-Ruinen zu unserer Kenntniss gebracht wurden und in deren Bericht, in Wort wie in Zeichnung, wohl das beste Material enthalten ist, das wir über jene Länder besitzen. Von anderen theoretischen sowie praktischen Arbeitern auf demselben Gebiete erwähne ich noch Lord Kingsborough, Squier, Dr. Scherzer, Dr. Boyle, Rosny, Dr. Bernouilli, Stephens Salisbury, Larrouza, Bancroft und Désiré Charnay.

Schade war es, dass es seither allen praktischen Forschern an den nöthigen Mitteln gebrach, in jenen Gegenden weiter vorzudringen und den Gegenstand erschöpfender zu behandeln. Tausende von Ruinenstätten liegen noch versteckt in der Wildniss, und unbarmherzig nagt der Zahn der Zeit an den Ornamenten und Hieroglyphen, die allein im Stande sind, uns von jenen eigenthümlichen Völkerschaften und ihrer Vergangenheit zu berichten. Bei vielen derselben liegt freilich dies Alles schon lange in Schutt und Moder, bei manchen aber ist es noch Zeit zu retten und den Denkern aller Völker und der zukünftigen Zeiten das wichtigste Material zur Forschung zu liefern. Dies erkannte Mr. Pierre Lorillard, ein reicher Kaufmann zu New-York, der sich lange mit dem Gedanken trug, aus eigenen Mitteln eine Expedition nach jenen Ländern auszusenden, den er aber erst verwirklichen konnte, nachdem Allen Thorndike Rice, der Besitzer und Herausgeber der North American Review, die Leitung der Angelegenheit in die Hand genommen hatte. Es gelang diesem gewandten Herrn, die französische Regierung, welche, ohne dass man es in Amerika wusste, eine gleiche Expedition ausrüsten wollte, zu bestimmen, dieselbe mit der amerikanischen zu vereinigen. Die französische Regierung übernahm in Folge des Vertrags die Equipirung, Pierre Lorillard bestritt die laufenden Ausgaben und die Leitung der Expedition wurde Désiré Charnay übertragen, einem Manne, der, ausser Syrien, Aegypten und Java, schon zweimal früher Mexiko und Central-Amerika besucht und als Kenner amerikanischer Alterthümer sich einen geachteten Namen erworben hatte. Hauptzweck der Expedition war: die Stätten früherer Cultur aufzusuchen, daselbst Photographien und Abgüsse von allen merkwürdigen Palästen, Basreliefs, Hieroglyphen u. s. w. zu nehmen, Palenque mit seinen Schätzen dabei besonders ins Auge zu fassen, und dann, wenn irgend möglich, den Theil Yucatans zu durchwandern, der seither noch von keinem Europäer betreten wurde (die Gebiete

der kriegerischen Mayas und Lacandones). Man versprach sich von diesem Zuge auch wichtige Resultate für die Länder- und Völkerkunde.

Charnay verliess im April vorigen Jahres New-York und begab sich zuerst nach Mexiko, um der Ausgrabungen wegen einen Vertrag mit der mexikanischen Regierung abzuschliessen, über dessen einzelne Punkte man sich wohl schon geeinigt hatte, der aber noch von dem Congresse genehmigt werden sollte. Da sich dieser gerade um jene Zeit vertagte, so war Charnay genöthigt, bis zu dessen nächstem Zusammentritt in der Hauptstadt zu verweilen. Er benutzte diese Zeit, um Tula, Teotihuacan und andere Ruinen in der Nähe der Hauptstadt zu besuchen und dort sowohl, wie auf verschiedenen Todtenfeldern Ausgrabungen vorzunehmen. Seine Berichte darüber sind von dem höchsten Interesse. Im November endlich begab er sich nach dem Süden, zunächst nach Tabasco, und entdeckte dort bei dem Dorfe Comalcalco eine riesige Ruinenstätte mit tausenden von Pyramiden, von denen einige so hoch sein sollen, wie die zu Gizeh. Leider konnte er nicht lange dort verweilen, da die Regenzeit im vergangenen Jahre in jenen niederen Gegenden ausnahmsweise lange dauerte. Fieberkrank begab er sich mit seinen Begleitern nach Palenque, um daselbst noch die wichtigsten Aufträge auszuführen. Auch dort traf er für seine Arbeiten die allerungünstigsten Verhältnisse: träge, störrige Arbeiter und Regen ohne Ende. Mit unsäglichen Schwierigkeiten kämpfend, gelang es ihm, Photographien und Abgüsse daselbst zu nehmen und sie an die Küste zu bringen. Selbst hier noch trafen ihn schwere Schicksalsschläge, denn ein bedeutender Theil seiner mit so grosser Mühe gesammelten Schätze verbrannte. Der Rest, der von ihm nach Paris gebracht und dort im Trocadero aufgestellt wurde, erregte die grösste Bewunderung der gelehrten Welt. Die französische Regierung zeichnete die Urheber und Leiter des Unternehmens mit den höchsten Ehren aus.

Am 17. September d. J. segelte Charnay wieder nach Amerika ab, um sich dem zweiten Theile seiner Aufgabe, der Erforschung der noch unbekannten Gebiete Yucatan's zuzuwenden. Vor seiner Reise veröffentlichte er seine Ansichten über das muthmassliche Alter und den Ursprung der mexikanischen und central-amerikanischen Baudenkmale, die ich den geehrten Lesern nun in der Uebersetzung mittheile.

„In dem Nachfolgenden werde ich versuchen, den Beweis zu führen:

1. dass die Baudenkmale Mexiko's und Central-Amerika's einer verhältnissmässig neueren Zeit angehören und 2. dass sie toltekischen Ursprungs sind. Alle Beziehungen zu den Azteken werde ich absichtlich übergehen da ihr Baustyl nur eine Art Renaissance bildet und desshalb mit dem der Tolteken in die gleiche Kategorie fällt.

Die erste Frage, welche ich mir stelle, lautet: Was, oder wer waren die Nahuas? — Der Name scheint allen Völkerstämmen gleicher Rasse und

Sprache gegeben worden zu sein, welche vom siebenten bis zum vierzehnten Jahrhundert ihren Marsch über die Hochebenen von Mexiko und über Mexiko selbst nach gewissen Theilen Central-Amerika's nahmen. Der Ausgangspunkt ihrer Wanderung wird im Allgemeinen zwischen Aztlan (Chapala-See) und Huehuetlapalan in Californien angenommen und es gilt Aztlan für das Land der Azteken, welche die letzten, Huehuetlapalan für das Land der Tolteken, welche die ersten Ankömmlinge waren. Ausser dem hier Erwähnten scheint Nichts festzustehen, beglaubigte Zeitangaben giebt es nicht und wir sind gezwungen, uns auf die Vermuthungen der Einen und die Versicherungen der Anderen zu verlassen.

Mögen die Wanderungen der Tolteken begonnen haben, wo sie wollen, sie bleiben für uns unumstössliche Thatsachen, und untersuchen wir etwas genauer, was die drei Geschichtschreiber Jxtlilxochitl, Veytia und Clavigero uns über die Geschichte desjenigen Stammes mitgetheilt haben, den alle drei übereinstimmend das Volk der Tolteken nennen, so werden wir hinlängliche Beweise finden, dass diese Mittheilungen durchaus keine Traditionen sind, sondern der wirklichen Geschichte annähernd gleichkommen.

Die Neigung der Nationen zu wandern, um sich anderwärts ein milderes Klima und besseren Ackerboden zu suchen, darf uns in der Neuen Welt ebensowenig Wunder nehmen, wie in der Alten, wo dasselbe Ereigniss fast zu gleicher Zeit und nur in ausgedehnterem Maassstabe stattfand. Es herrscht dabei nur der Unterschied, dass die westlichen Barbaren durch die Berührung mit den Römern, deren Land sie besetzten, civilisirt wurden, während die amerikanischen Völkerschaften, und das ist es, was unsere Aufmerksamkeit hierbei am meisten fesselt, auf ihrer Wanderung nur wilde Stämme vorfanden, welche sie zu ihrer Stufe der Civilisation emporzogen. Zu dieser Annahme sind wir berechtigt, weil die baulichen Ueberreste und Ruinen nur da gefunden werden, wo dieser Einfluss sich geltend machte.

Die bekanntesten unter den Völkerstämmen, welche in der frühesten Zeit ihre nordischen Heimstätten verliessen, sind die Olmeken, die Xicalanken, die Tolteken und die Chichimeken. — Namen, welche von denen ihrer Häuptlinge Olmecatl, Xicalancatl, Toltecatl und Chichimecatl abgeleitet wurden. Von den beiden ersten derselben haben wir nur dunkle, unbestimmte Vorstellungen; verschiedene Geschichtsforscher schreiben ihnen jedoch, ohne dabei eine feste Zeit zu bestimmen, die Erbauung der Pyramiden zu Teotihuacan und Cholula zu, sowie die ersten Versuche der Civilisation in Tabasco und Yucatan. Dieser Einfluss soll sich, nach verschiedenen Autoritäten, sogar bis nach Guatemala und Peru hin bemerkbar gemacht haben und selbst am Eingange der Lagune von Carmen begegnen wir einer Stadt Xicalanco, die uns unverkennbar den Namen jenes alten Völkerstammes ins Gedächtniss zurückruft.

Was nun die Tolteken betrifft, so hat man den Namen auf vielfältige

Weise auszulegen gesucht. Manchmal hat man in ihm den Geschlechtsnamen einer ganzen Rasse gesehen, manchmal hat man ihn als einen blossen Beinamen für irgend einen geschickten und begabten Stamm gehalten, oder auch in ihm das unterscheidende Merkmal für irgend ein ganz besonders begabtes Individuum gefunden. Der Name wurde bald gleichbedeutend mit Ingenieur, Künstler, Erbauer oder Architect, ein Umstand, der keineswegs voraussetzt, dass solch ein Volk niemals existirte, sondern der gerade das Gegentheil schliessen lässt; er würde bloss als eine Art Compliment gebraucht worden sein, um damit anzudeuten, dass ein gewisses Individuum sich in jenen Eigenschaften auszeichnete, für welche die Tolteken berühmt waren, auf dieselbe Art und Weise, wie man noch heut zu Tage einen starken Mann einen Herkules, einen Mann von Geschmack einen Athener, oder einen plumpen Kerl einen Böotier nennt.

Ueber die Existenz der Tolteken kann kein Zweifel obwalten. Setzt man die Legenden aus der Sagen- und Heldenzeit bei Seite, mit der wir hier Nichts zu schaffen haben, so finden wir, dass die Historiker darin übereinstimmen, dass dieser Volksstamm zuerst nach Tollantzinco kam und nachdem er daselbst 16 Jahre verweilt hatte, nach Tollan oder Tula zog, wo er sich im siebenten Jahrhundert niederliess. Sie sprechen von diesem Nahua-Volke, als sei es wunderbar begabt gewesen, und stellen es als eine Muster-Rasse dar, welche das Land bebaute, Häuser errichtete, in Stein und Metall arbeitete, gewebte Stoffe verfertigte, hieroglyphische Zeichen gebrauchte, ein sehr sinnreiches astronomisches Instrument erfand und eine Methode der Zeitrechnung ersann. In den Augen dieser Historiker sind die Tolteken Gelehrte, Künstler und Philosophen, weit vorgerückt auf den Stufen der Civilisation. Eine derartige Entwickelung ist natürlich zu plötzlich und hält nicht Schritt mit den Gesetzen der Schöpfung. Lässt man dabei etwas Raum für Uebertreibung, so bleibt doch noch genug übrig, um sie als ein höchst merkwürdiges Volk zu kennzeichnen.

Weiter wird hinzugefügt, dass die Tolteken Deïsten waren; ihre Religion trug einen milden Character: die Opfer, welche sie darbrachten, bestanden hauptsächlich in Vögeln und Blumen; sie verehrten die Sonne, den Mond und eine Gottheit, genannt Tlaloc, den Gott der Ernte und des Regens. Ausser diesen hatten sie noch andere Götter und zahllose Lares, welche über alle Gegenden vertheilt gefunden werden.

Veytia beschreibt die Tolteken körperlich als von hohem Wuchs, weiss und bärtig[1]) und fügt weiter hinzu, dass zu seiner Zeit unter den verschiedenen Völkerschaften, welche Mexiko in Besitz genommen hatten, man noch Abkömmlinge toltekischer Familien zu erkennen vermochte, welche auf den Hochebenen ausgedauert hätten. Wer sollte sich dabei nicht wundern über

1) Ein in meinem Besitze befindliches, zu Tula gefundenes Basrelief stimmt merkwürdig mit dieser Beschreibung überein: das volle Antlitz des Mannes zeigt eine grosse gebogene Nase und einen grossen, nach Art eines Fächers ausgebreiteten Bart.

die allgemeine Uebereinstimmung dieser Beschreibung mit derjenigen, welche von Quetzalcoatl und allen jenen Reformatoren gegeben wurde, denen man die amerikanische Civilisation zuschreibt.

Um die Tolteken vollständig kennen und ihre Arbeiten schätzen zu lernen, müssen wir ihnen nach ihrer Heimath in Tula folgen. Dorthin wollen wir uns jetzt begeben. Wir werden daselbst ihre Geschichte so zu sagen in unseren Händen haben, da die Ruinen za Tula die einzigen glaubwürdigen Documente bilden, welche uns verblieben sind.

Was uns zumeist bei den Häusern zu Tula auffällt, ist eine ganz besondere, uns fremde Bauart. Bei den Tolteken herrschte die Neigung vor, Wohnhäuser, sowie Tempel auf Anhöhen oder Pyramiden zu errichten, Erhöhungen, die entweder natürlich oder künstlich waren und die dann den Anforderungen oder den Mitteln entsprechend construirt oder angepasst wurden. Diese Neigung war beinahe allgemein; ihre Spuren finden sich vielfältig nach allen Richtungen.

Das erste Haus zum Beispiel, das wir in Tula auffanden, liegt auf einer Anhöhe, die verschiedenen Wohnräume darin schmiegen sich der Abschüssigkeit des Bodens an, sie liegen demnach in verschiedener Höhe und sind durch kleine Treppen und enge Corridore mit einander verbunden, die Wände stehen gerade, das Dach ist flach, die Fussböden sowohl wie das Dach bestehen aus einer festen Lage einer cementartigen Masse, welche allerwärts aus denselben Materialien bereitet wurde, ganz so wie der Cement, welchen man für die Wege verwandte.

Fassen wir die Materialien etwas näher ins Auge, welche die Gründer Tula's benutzten, so erkennen wir daran, dass es Bauleute waren, denen die verschiedenartigsten Hülfsquellen zur Verfügung standen; wo andere Völker, wie wir wissen, nur nach einem einzigen Materiale griffen, das sich ihnen gerade darbot, mochten es nun gebrannte oder ungebrannte Ziegel, Holz, Stein oder Cement sein, da gebrauchten die Tolteken, wie der Beweis zeigt, dieselben gleichzeitig nach ihrer Wahl: bei den inneren Wänden benutzten sie Steine, die, wie es es eben ging, mit Kalk oder Cement gemischt waren, und überkleideten dieselben mit Kalk oder Cement, bei den Aussenwänden verwandten sie gebrannte Ziegel oder behauene Steine, zu den Treppen nahmen sie, ganz nach ihrer Wahl, Ziegel oder behauene Steine und bei der Bedachung griffen sie zu Holz. Die toltekischen Bauleute wussten genau, was ein Thürpfeiler war, und verwandten ihn nicht selten bei ihren Gebäuden. Sie construirten Säulen, freistehend sowohl, wie im Zusammenhang mit anderen Bautheilen, und suchten sogar Caryatiden anzubringen; kurz es giebt kaum einen architectonischen Entwurf, mit dem sie nicht bekannt und vertraut waren. Einige Säulenschäfte von Basalt, welche wir in Tula auffanden, zeigen nicht nur Caryatiden, sondern auch Capitäle, welche man für dorische halten könnte.[1])

1) In dem Schutte haben wir sogar vier Segmente eines Bogens gefunden, die wunderbar schön aneinander gepasst waren und aller Wahrscheinlichkeit nach den oberen Theil

Wir haben sicherlich in dem Tolteken einen Mann vor uns, der auf höchst eigenthümliche Weise gegen alle Möglichkeitsfälle ausgerüstet war, der im Stande war, jedes Material zu benutzen, das sich ihm darbot, der bereit war, sein Genie umzugestalten, sich jedem Klima anzupassen und jeder dringenden Noth abzuhelfen.

Ausser diesen Ueberbleibseln, von welchen wir geredet, haben wir auch Abdrücke von Basreliefs, Krieger darstellend, und die Conturen von verschiedenen Bildwerken genommen, welche mit den Conturen der Bildwerke auf dem Tizoc-Steine zu Mexiko, sowie mit den Sculpturen in den Gebäuden des Gymnasiums oder des Ballhofes zu Chichen in Yucatan übereinstimmen.

Zu Tula finden wir auch den Steinring, durch welchen die Spieler in dem Alachtlispiele, einer primitiven Art des tennis, das von vielen Geschichtschreibern erwähnt wird, ihren Ball steckten. Dies Spiel vererbte sich nicht nur auf die Azteken, sondern auch auf die Bewohner von Uxmal und Yucatan und wird wahrscheinlich auch in Tabasco gefunden werden.

Nicht weniger typisch sind die aus Cement hergestellten Wege und Esplanaden, deren Spuren wir von Tula an bis nach Tabasco, Yucatan und Central-Amerika antreffen.

Betrachten wir endlich die Waffen dieses merkwürdigen Volkes, so finden wir, dass die Lanzen, Pfeile, Messer aus Obsidian, die Beile aus Stein und Kupfer, und besonders die „Macana“ (ein riesiges Schwert für zwei Hände), deren Klinge aus Obsidian gefertigt war, genau mit denjenigen übereinstimmen, welche in Yucatan gefunden werden und — was besonders bemerkenswerth ist — mit den Waffen, welche auf dem schönen Basrelief von Kabah abgebildet sind.

Wenden wir uns nun von Tula nach Teotihuacan, einer der Hauptstädte der Tolteken. Trotz aller Gegenrede nenne ich Teotihuacan eine toltekische Stadt, denn meiner Meinung nach ist der Streit über deren Ursprung durch die Thatsache entschieden worden, dass das Haus, welches ich dort auffand, eine getreue Copie des Hauses zu Tula ist, nur dass es nach einem grösseren Maassstabe erbaut ward. Die inneren Einrichtungen sind so genau wie möglich dieselben: hier wie in Tula sind die Zimmer nicht in gleicher Höhe gelegen, die Cementlagen, die Säulenstellung ähneln einander. Nur ein Unterschied macht sich bemerkbar: der gebrannte Ziegel ist hier dem ungebrannten gewichen und der Mörtel wird selten aus Kalk, gewöhnlich aber aus zerstossener Erde bereitet. Alle Materialien sind überhaupt weniger widerstandsfähig und der Architect hat die Festigkeit der Mauern dadurch vermehrt, dass er ihnen eine grössere Dicke gab und dass er sie auf der

eines Thorweges bildeten, — und was noch erstaunlicher ist: zu Palenque fanden wir wiederum den gleichen Gegenstand, der aus einem Stücke bestand und dessen Bogenspannung mit dem ersten übereinstimmte.

Aussenseite nach der Basis zu schräg stellte. Hier finden wir wieder Pfeiler und Säulen und selbst einige rohe Versuche von Traggewölben. Zu Teotihuacan ist Alles in grösserem Maassstabe angelegt und die Wohnhäuser nehmen die Verhältnisse von Palästen an. Der Ort war eine heilige Stätte, ein Ort der Wallfahrten und der Gräber, gerade so wie Palenque. Ueberreste finden sich daselbst in Ueberfluss: Geschirre, Todtenurnen, Statuetten, ebenso werden Bildwerke in Stein aufgefunden, von denen auch an anderen Orten Abbildungen vorkommen, und zahllose Figürchen, von denen wir genaue Nachbildungen im Süden treffen.

Nach Veytia wurden auch die Städte Cholula, Toluca, Cuernavaca und Xochicalco von den Tolteken gegründet und die Civilisation, welche während der Regierung des Königs Mitl ihre Blüthezeit erreichte, erstreckte sich von dem Atlantischen bis zu dem Stillen Meere, sie umfasste ein Gebiet von beinahe 3000 Meilen Umfang.

Hiermit gelangen wir zu dem verhängnissvollen Zeitabschnitt, da Schicksalsschläge über den blühenden Staat der Tolteken hereinbrachen.

Während der Regierung Topiltzin's (nach Veytia 1097, nach Clavigero 1048) entstand durch Ueberschwemmungen, Dürre, verheerende Stürme und fürchterliche Kälte während drei aufeinander folgender Jahre eine schreckliche Hungersnoth, der eine pestartige Krankheit folgte. Auswärtige Feinde und Vasallen, deren Macht sich in den letzten Jahren gemehrt hatte, benutzten diese schwere traurige Zeit, um das sie bedrückende Joch abzuwerfen und das Reich zu stürzen. Es entstand ein Vertilgungskampf, welcher weitere drei Jahre dauerte und mit der Decimirung des unglücklichen Toltekenvolkes endete. Die Hauptbegebenheiten sind unbestreitbare Thatsachen, sie waren zur Zeit der Eroberung noch so neu, dass die Schriftsteller darüber nicht einmal den Schatten eines Zweifels haben konnten. Unter Anführung des Quetzalcoatl (eine generische Bezeichnung für einen Hohenpriester oder Häuptling) brach der Rest der überlebenden Tolteken auf, um neue Wohnsitze zu suchen, verbrannte und zerstörte Städte und eine Einöde hinter sich zurücklassend.

Nach den noch heute verfolgbaren Spuren ihres Zuges nimmt man an, dass die Tolteken sich in zwei Haufen theilten, von welchen der eine, alle diejenigen umfassend, welche von Tula, Teotihuacan, Cholula, sowie aus dem Norden und Nordosten kamen, sich nach dem Golfe begab, während der andere, aus denjenigen bestehend, welche aus dem Süden und Südwesten auswanderten, die Richtung nach dem Stillen Meere einschlug. Der Beweis für diese Hypothese ist der folgende. Als etwa ums Jahr 1117 die Chichimeken auf der Hochebene ankamen und von dem Gebiete Besitz ergriffen, sandte ihr Häuptling Xolotl, begierig zu erfahren, wer seine Nachbarn seien, seine Kundschafter nach verschiedenen Richtungen aus. Diese kehrten erst 1121, also nach 4 Jahren, zurück und aus ihrem Berichte geht hervor, dass sich die Tolteken im Verlaufe ihrer Wanderung in Oaxaca, Tehuantepec

und Guatemala einerseits, am Goatzacoalco und in dem Staate Tabasco andererseits niedergelassen hatten. Yucatan, das die Gesandten nicht besucht, wird nicht erwähnt; es ist aber mehr als wahrscheinlich, dass die Tolteken, welche jenes Land sowohl südlich wie westlich einschlossen, sich auch hier niedergelassen hatten. Und dies stimmt genau mit den von Landa und Cogolludo gemachten Angaben überein.

Wir bitten hier den Leser mit uns einen grösseren Abstecher machen zu wollen und an der Hand von Bernal Diaz del Castillo, des besten Führers, der die drei Expeditionen, die des Hernandez de Cordova 1517, des Grijalva 1518 und des Cortez 1519 mitmachte, die Küsten von Yucatan und Tabasco zu besichtigen.

Bei der ersten dieser Expeditionen bemerkten die Spanier an einem Orte nicht weit von dem Cap Catoche, wo sie von den Eingeborenen angegriffen wurden, „drei aus Sand und Kalk erbaute Häuser, Oratorien und Tempel, in welchen Götzenbilder aufgestellt waren.“ — Vierzehn Tage später, während sie an der Küste kreuzten, sahen sie eine grosse Stadt, welche die Indianer Campeachy nannten. Als sie gelandet, wurden sie nach einigen „sehr grossen Gebäuden“ geführt, welche einen Tempel mit Götzenbildern enthielten. „Diese Gebäude waren wunderschön aus Kalk und Sand erbaut und standen auf einem pyramidalen Hügel.“ An den Wänden bemerkten die Spanier Bildwerke von Schlangen, ein Thurm war sogar ganz bedeckt damit, auf einer Seite befanden sich Bilder von Götzen, auf der anderen gemalte Indianer, das Ganze in der Gestalt eines Kreuzes geordnet. Diaz del Castillo fährt in seinem Berichte fort: „Beim Anblick solcher Dinge, wie wir sie nie zuvor gesehen hatten, waren wir stumm vor Erstaunen.“ Bei Champoton (Potonchan) fand ein heftiges Gefecht statt, die Spanier verloren 57 Mann und hatten keine Zeit, die Bauwerke näher zu besichtigen, sie bemerkten aber doch, dass ein jeder grössere Ort seinen Tempel hatte.

Bei der zweiten Expedition schlagen die Spanier denselben Weg ein, sehen dieselben Dinge und dringen bis zur Laguna de Terminos vor, wo sie Oratorien finden mit einer grossen Anzahl von Götzen, theils aus Holz, theils aus Terra cotta gebildet, sowie Abbildungen von Frauen und Schlangen. Nachdem sie den Rio de Tabasco entdeckt, machen sie zu Tonala Halt, wo sie verschiedene Waaren gegen 600 Kupferbeile vertauschen, die sie anstatt Gold annehmen. Die Soldaten betreten die Götzentempel, welche damals, wie auch noch jetzt, mit Bezug auf die Pyramiden, auf welchen sie erbaut waren, „cues“ genannt wurden, und Diaz bemerkt beiläufig, dass es so viele Mosquito's dort gab, dass er, um schlafen zu können, sein Quartier „in einem Tempel nahm, der ganz hoch oben war.“

Nachdem er in seinem Berichte über die Expedition unter Cortez, Cozumel „mit seinen Tempeln und Pyramiden“ erwähnt hat, erzählt er weiter, dass sie, nachdem sie zwei Tage gesegelt waren, vier Pyramiden

und Tempel sahen, mit vielen Statuen von Frauen von ungeheurer Grösse, welcher Umstand den Seefahrern Veranlassung gab, den Ort Punta de las Mugeres zu nennen. Es ist gewiss, dass dies nicht das Eiland Mugeres sein konnte, da die Flotte des Cortez, nachdem sie des Morgens abgesegelt war, am Abend desselben Tages die Laguna de Terminos erreichte. Der fragliche Punkt muss ein grösserer Ort an der Küste und aller Wahrscheinlichkeit nach Silan mit seinen grossen Pyramiden gewesen sein, von welchen uns Stephens berichtet.

Auf einem weiteren Blatte erzählt uns Diaz del Castillo die Begebenheiten der grossen Schlacht bei Centla, bei welcher Gelegenheit der dort residirende Cacique in zwei Tagen eine Streitmacht von 80000 Indianern gegen Cortez zusammenbrachte. Dies giebt gerade keinen unsicheren Anhaltspunkt, dass eine grössere Stadt in der Nähe gewesen sein musste, und gewährt eine hinreichende Stütze zu der Hypothese, dass Comalcalco, die letzte Stadt, welche ich auf meiner vorigen Reise entdeckte, die Hauptstadt Tabasco's und der Schauplatz des Kampfes von Cortez und seinen Leuten war. Der Strom floss damals weiter östlich als jetzt in dem Bette des Rio Seco, das er, wie Ueberlieferung uns berichtet, späterhin verlassen hat. Zu dieser kritischen Zeit drängten die Ereignisse so rasch auf einander, dass Diaz keine Musse gehabt zu haben scheint, sich mit „cues" und Monumenten zu beschäftigen. Er bemerkt nur, dass der Ort, bei welchem das Gefecht geliefert wurde, ein „Beiort" der Hauptstadt Tabasco's war.

Wir haben vielfache Beweise, dass die Spanier auf ihrer Fahrt fast überall nicht allein Tempel und Pyramiden, sondern auch Dörfer „mit grossen Häusern" fanden. Sie kümmerten sich weiter nicht um die Architectur, nur die vielen Ornamente, welche sie überall sahen, fielen ihnen besonders auf. Andere Schriftsteller geben einen ausführlicheren Bericht über die Bauwerke und sprechen ausdrücklich von Palästen und Thürmen.

Aus all' diesem ergiebt sich, dass Yucatan und Tabasco zur Zeit der Eroberung mit Städten, Pyramiden, Tempeln, Monumenten, die alle bewohnt wurden, dicht angefüllt war. Und wenn Solches der Fall an der Küste war, was für Schlüsse müssen wir dann daraus für das Innere ziehen?

Hiermit kehren wir von unserer Abschweifung, die nur eine Art Parenthese bilden soll, wieder zu unserem Texte zurück. Vorerst wollen wir uns nun einmal in Tabasco, Peten und Yucatan umsehen.

Die Bauwerke daselbst haben erst während der letzten 50 Jahre die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Da sie als Ruinen aufgefunden wurden, so nahm man an, dass sie viele Jahrhunderte hindurch in Trümmern gelegen hätten, obschon Stephens, welcher klarer sah, als alle Geschichtsforscher zusammengenommen, seine Meinung dahin abgab, dass dieselben aus keiner sehr frühen Zeit herstammen. Was die Paläste zu Uxmal ins Besondere betrifft, so behauptet er, indem er sich dabei auf einen offi-

ciellen Bericht stützt, den er auch anführt, dass dieselben noch lange nach der Eroberung bewohnt waren.

Um einen eigentlichen und sicheren Grund der Behauptung aufstellen zu können, wäre es vor allen Dingen nothwendig nachzuweisen, ob die Monumentalbauten, welche die Spanier an der Küste vorfanden und welche zur Zeit bewohnt waren, derselben Periode angehörten, wie die im Innern des Landes, und ob sie auch in der Architectur mit diesen übereinstimmten. Die Beschreibungen, welche sie uns von dem Aeusseren jener Bauwerke liefern, scheinen auf eine genaue Aehnlichkeit hinzuweisen, und die Bildwerke in den Tempeln erinnern uns lebhaft an Uxmal, Chichen und Palenque; die Berichte erwähnen aber Nichts von den wunderbaren inneren Einrichtungen, der „boveda", das ist ein Spitzbogen-Gewölbe, dem Gothischen ähnlich, vielleicht sogar eine Nachahmung desselben. Ich habe jedoch Gelegenheit gehabt mich hinreichend zu überzeugen, dass diese Eigenthümlichkeit, sowohl bei den Gebäuden an der Küste, wie im Innern vorkommt, und ich halte mich daher für berechtigt zu sagen, dass diese Monumentalbauten in ihrem Charakter identisch sind.

Es entsteht nun die Frage: Stammen sie denn aus gleicher Zeit? Hierbei muss ich zuerst bemerken, dass alle Monumentalbauten an der Küste weit mehr zerfallen sind, als die im Innern des Landes; die Pyramiden stehen noch, aber zu Cozumel, Silan, Campeachy, Carmen, Centla und Tonala sind die einst darauf ruhenden Oberbauten verschwunden. Dies beweist jedoch keineswegs eine Verschiedenheit im Alter; die eine mag nicht mehr denn die andere zerstört worden und der Einwirkung der Zeit mag allein die Schuld an dem Unterschiede in dem gegenwärtigen Zustande beizumessen sein.

Meine letzte Entdeckung machte ich, wie schon bemerkt, zu Comalcalco, in 18° 15′ nördlicher Breite und nordwestlich von San Juan Bautista, der jetzigen Hauptstadt Tabasco's, zwischen der Barre von Chiltepec und Dos Brazos und an den Ufern des Rio Seco. Hier, zu Comalcalco, fand ich die Ueberreste einer bedeutenden Stadt. Tausende von Pyramiden von ungeheuren Dimensionen breiten sich in nordöstlicher Richtung aus, überschreiten die Lagune von Mecoacan, und ihr Zug setzt sich noch über die Insel Bellote fort, weithin bis zum Meere. Ich wählte mir eine der Pyramiden zur Untersuchung und zum Studium. Sie ist, wie ich hörte, noch eine der wenigen, auf der sich Ueberreste von Gebäuden zeigen. Von unregelmässiger Form, misst sie an einer Stelle gegen 300 Ellen (yards) im Durchmesser, das Plateau auf ihrer Spitze beinahe 200 Ellen auf jeder Seite. Auf diesem Plateau standen einst einige sehr grosse Gebäude; eins derselben ist ein Palast mit einer Front von 80 Ellen Länge. Auf den beiden Seiten, im Süden und Westen, wird der Bau überragt von zwei viereckigen Thürmen, ähnlich den Thürmen zu Palenque, nur reicher verziert und grossartiger. Von den Zimmern dieses Palastes ist nur noch eins erhalten, doch

genügt dieses, um darin eine übereinstimmende Aehnlichkeit mit denen zu Palenque zu erkennen, wir finden darin das Trag-Gewölbe und die aus Cement geformten Ornamente. Die Trümmer der Wände sind noch so weit erhalten, dass man daran den ganzen Plan des Gebäudes erkennen kann. Die Photographien, welche ich davon gewonnen habe, werden dies klar darlegen.

Die Pyramide besteht aus gebrannten Ziegeln, gemischt mit Erde, und — in einer Ebene, wo nicht die geringste Spur von Sand oder Kies vorkommt, — sind auch die Gebäude aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, die durch Kalk-Mörtel mit einander verbunden sind. Die Mauern scheinen dicker zu sein, wie die zu Palenque, und die Construction derselben im Allgemeinen eben so fest, wie aus den mächtigen Trümmermassen hervorgeht, welche fielen, ohne zu zerbröckeln. Vergleicht man den Zustand dieser Paläste mit demjenigen der Gebäude zu Palenque, so muss selbst der wenig Gebildete fragen, warum in einem und demselben Lande von Bauwerken, welche so vollkommen gleich aufgeführt wurden, einzelne unter demselben Klima und bei derselben Vegetation gänzlich zerstört sein sollten, während andere der Zerstörung getrotzt haben. Und doch finden wir nirgends einen Beweis, dass es die Erzeugnisse verschiedener Perioden waren. Die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung muss uns vielmehr auf den Gedanken bringen, dass sie derselben Zeitepoche angehören und verwandte Hände sie aufgeführt haben. Waren zur Zeit der Eroberung die Paläste zu Comalcalco noch bewohnt, so müssen wir wohl daraus schliessen, dass die zu Palenque es damals auch waren.

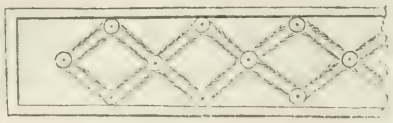
Aehnliche Schlüsse werden wir ziehen müssen in Bezug auf die Gebäude in Yucatan. Dass einige derselben sich in einem besseren Stande der Erhaltung befinden, muss entweder dem Umstande zugeschrieben werden, dass sie noch nicht ganz so lange erbaut sind, oder dass die klimatischen Verhältnisse günstiger liegen.

Im Ganzen genommen scheint es festzustehen, dass jene Gebäude zur Zeit der Eroberung bewohnt waren und dass sie die Erzeugnisse einer verhältnissmässig neuen Aera sind.

Obgleich ich die Beweise, welche ich hier angeführt habe, für ausreichend erachte, will ich dennoch einige andere zufügen.

Vergessen wir erstlich nicht, dass wir uns in Tabasco unter einem tropischen Klima und in der feuchtesten Gegend der Welt befinden. Es regnet dort neun Monate im Jahre, die Vegetation ist über alle Maassen üppig, die Natur daselbst aussergewöhnlich zerstörend und zersetzend. In den Palästen zu Palenque und an den Basreliefs, mit welchen dieselben verziert sind, bestehen die Ornamente der zierlichsten Theile (z. B. der obere Theil eines Frieses, oder der Ueberwurf einer menschlichen Figur) aus ganz kleinen Klümpchen Cement, welche in Form von Pastillen an-

gedrückt und angeklebt und mit Scheibchen von verschiedener Grösse besetzt sind.



Beinahe die geringste Berührung genügt, um Bänder und Scheibchen loszulösen; haufenweise liegen dieselben auf dem Boden des Hofes umhergestreut. Man kann gewiss nicht annehmen, dass diese zerbrechlichen Ornamentstückchen dem Einflusse der hier herrschenden Witterung Jahrhunderte hindurch widerstanden haben.

Betrachten wir ferner die Treppen. Sie dienten in der Regel zur Verbindung zweier Hauptgebäude, und der Verkehr auf ihnen muss ein sehr reger, unaufhörlicher gewesen sein. Und dennoch, trotz des steten Hin- und Hereilens zahlloser Passanten, erscheinen dieselben nicht besonders abgenutzt. Wir wissen, wie rasch sich bei unseren öffentlichen Gebäuden selbst Steinstufen abnutzen, aber in Palenque sind die Stufen noch wohl erhalten und die Ränder verhältnissmässig scharfkantig. Wir kommen daher nothwendigerweise zu dem Schluss, dass jene Treppen nicht Jahrhunderte hindurch dem Gebrauche ausgesetzt waren.

Doch mögen wir endlich noch die Sache aus einem anderen Gesichtspunkte betrachten. Die Paläste sind jetzt mit einer üppigen Vegetation bedeckt, ungeheure Bäume überschatten sie, hohes Gras, Schlingpflanzen und Moos haben Mauern und Dächer überzogen und der Laubschleier, welcher sie verhüllt, ist so dicht, dass ein Fremder leicht an ihnen vorübergehen könnte, ohne sie zu entdecken.

Man hat nun die Grösse der Bäume, welche auf den Pyramiden Wurzel gefasst haben, als einen Beweis für das hohe Alter derselben angesehen. Waldeck spricht von 2000 Jahren und mehr und Larainzar versichert, dass er einen Mahagonitisch gesehen habe, der aus einem einzigen Stück eines Baumes gemacht wurde, der auf den Trümmern gewachsen war, und in dem er mit Hülfe eines Microscopes über 1700 Jahresringe gezählt habe. Nimmt man an, dass jeder concentrische Ring wirklich das Wachsthum eines Jahres andeute, so musste der Mahagonibaum 1700 Jahre alt und das Gebäude nothwendigerweise noch älter sein.

Zum Unglück für den Beweis ist dies eine irrige Ansicht und beweist also gar Nichts. Ich habe den Thatbestand untersucht und gefunden, dass bei einem Strauche, von dem ich wusste, dass er nicht über 18 Monate alt war, 18 concentrische Ringe sich gebildet hatten. Dies Ergebniss für eine Anomalie haltend, stellte ich darauf Versuche an den verschiedenartigsten Bäumen an, wobei ich fast immer zu denselben Resultaten gelangte.

Nur ein Beispiel will ich mir erlauben, hier noch anzufügen. Während meiner ersten Expedition nach Palenque im Jahre 1859, wünschte ich da-

selbst Photographien von den Ruinen zu nehmen und liess zu diesem Zwecke alle Bäume auf der Ostseite der Pyramide fällen. Jeder Baum, der dort wieder gewachsen ist, muss daher weniger als zweiundzwanzig Jahre alt sein. Bei meinem letzten Besuche liess ich einen Stamm, der nicht über zwei Fuss im Durchmesser hielt, abschneiden und zählte auf der Schnittfläche über 150 concentrische Ringe, ein klarer Beweis, dass die Natur bei einer feuchten und warmen Temperatur nimmer ruht und im Stande ist, bei Bäumen und grösseren Sträuchern per Monat oder Mond-Monat einen concentrischen Ring hervorzubringen. Diese Berechnung würde mithin Larainzar's Schätzung von 1700 Jahren auf etwa 200 Jahre oder noch weniger reduciren.

Es ist uns hiermit immer noch nicht ein sicheres Datum gegeben; wenn wir aber jetzt beweisen können, dass die Bauwerke toltekischen Ursprungs sind, so werden wir doch das Datum annähernd bestimmen können, und da wir die Zeit kennen, wann dieselben im Lande ankamen, so werden wir auch in der Lage sein, behaupten zu dürfen, dass die ältesten dieser Ueberreste nicht über sieben Jahrhunderte zurückreichen.

Bei Beginn dieser Abhandlung haben wir erfahren, was der Tolteke war, mit welch' wunderbaren Talenten er ausgestattet und wie sein Name synonym mit Künstler par excellence geworden war. Wir haben ausserdem gehört, indem wir nicht der blossen Tradition, sondern der Geschichte folgten, wie die Gesandten Xolotl's das toltekische Volk im Jahre 1121 in den Gegenden angesiedelt fanden, von denen wir hier reden. Dort blieben sie von 1080 bis 1515, das sind über 400 Jahre, und wenn wir davon ein Jahrhundert für die Befestigung und Ausbreitung des Reiches abrechnen, so bleiben uns immer noch drei Jahrhunderte für den Aufenthalt des Volkes in Tabasco, Yucatan und Guatemala.

Kann man wohl annehmen, dass die Tolteken, welche in zwei Jahrhunderten Anahuac mit wunderbaren Bauten überdeckt hatten und als Sieger und Civilisatoren in neue Länder kamen, auf einmal all' ihren künstlerischen Instinct verloren hätten und die nächsten drei Jahrhunderte unthätig geblieben wären? Kann man auch nur einen Augenblick daran denken, dass sie die Gegenden, welche sie besetzten, schon mit Bauwerken geziert fanden, welche sie achteten und vor der Zerstörung schützten? Das wäre ja aller Gewohnheit zuwider. Der Sieger pflegt in der Regel die Bauwerke der Besiegten zu zerstören und sie durch Gebäude zu ersetzen, die seinem Geschmacke entsprechen.

Will man aber einwenden, dass die Sprache in Tabasco und Yucatan die der Mayas geblieben sei, so ist meine Antwort: Ich behaupte, dass die Tolteken bei einer so halsstarrigen und widerspenstigen Bevölkerung, wie die der Mayas, genöthigt waren, sich deren Sprache anzueignen, obgleich dieselben sie, wie uns die Schriftsteller versichern, mit der Sprache der Sieger und mit mannichfaltigen Nahua-Ausdrücken mischten. Einen schlagen-

den Beweis hierfür finden wir darin, dass die Mayas in späterer Zeit ein zweites Mal ihren Besiegern, den Spaniern, ihre Sprache aufdrängten. Sehen wir denn nicht ausserdem dieselbe Sache sich im Elsass wiederholen, wo die Bevölkerung, trotz einer zweihundertjährigen französischen Occupation, sich die deutsche Sprache bewahrte.

Wollten wir aber auch nur ein Moment zugeben, dass die Tolteken in den eroberten Ländern eine vollendete, sie befriedigende Civilisation vorfanden, und dass die Bauwerke, welche wir jetzt mit Bewunderung anstaunen, die Erzeugnisse einer älteren Bevölkerung seien, wie einige Schriftsteller behaupten, so müssten wir uns doch entschieden nach einem besonderen Style in der Baukunst umsehen, der in verschiedenen Perioden obwaltete; wir dürften doch erwarten, Fortschritte in der Kunst zu sehen. Die Civilisation schreitet immer voran und kommt nicht, wie Minerva, vollständig gerüstet aus dem Gehirne Jupiters. Ehe sie an dem Palaste anlangt, beginnt sie mit der Hütte, und wir unterscheiden bei unserem eigenen Bildungsgange fünf wohl abgegrenzte Epochen, bis wir von dem fränkischen Meierhofe bei dem heutigen Palaste anlangen. Wo aber findet sich etwas Derartiges bei den Bauwerken Central-Amerika's?

Sehen wir uns nach Ueberresten um, die in ihrer Bauart von einander abweichen, die eine Aenderung des Styles, eine Zeitepoche anzeigen, was finden wir dann? Wir stossen einfach auf Gebäude, deren Grundplan derselbe ist, deren Architectur eine gleiche und deren Einrichtung dieselbe, deren Ornamente nicht von einander verschieden sind, die alle von einer und derselben Hand hervorgebracht und die Erzeugnisse eines und desselben Bestrebens zu sein scheinen. Es hält schwer, auch nur die geringste Spur eines Unterschiedes zu entdecken, so wie man ihn z. B. an den französischen Werken des 17. und 18. Jahrhunderts wahrnimmt. Es geht daraus klar hervor, dass diese Bauwerke alle derselben Periode angehören, und dass der Zeitraum, welcher sie von einander trennt, nicht über zwei Jahrhunderte betragen kann.

Man möchte vielleicht einwenden, dass die Architectur in Yucatan von der auf der Hochebene abweiche. Das mag schon sein, wir müssen aber dem elastischen Genie der Eroberer Rechnung tragen, wir dürfen auch den Einfluss des besiegten Volkes nicht vergessen; wo der Tolteke von seinen traditionellen Auffassungen abwich, kann man sicher annehmen, dass er genöthigt war, die Eigenthümlichkeiten des Klimas in Betracht zu ziehen.

Schenken wir den Behauptungen eines Veytia Glauben, so müssen wir annehmen, dass die Tolteken schon lange das Traggewölbe kannten und dass sie es während der Regierung des Königs Mitl bei dem Rana-Tempel zu Tula zuerst in Anwendung brachten.

Und wenn wir weiter in jenen Ländern, welche die Tolteken so lange bewohnten, ihre Gebräuche, ihre bürgerliche und religiöse Organisation, ihre Art der Zeiteintheilung, ihre Kleidung, Zierrathen und Spiele wieder-

finden, wenn wir mitten unter den Trümmern Figuren aufstöbern, genau so wie die, welche wir zu Teotihuacan sehen, und Toltenurnen genau von derselben Form und Zeichnung, so wird uns Niemand bestreiten, dass alle diese Ueberreste von den Tolteken herrühren, dass dieselben zwischen dem zwölften und vierzehnten Jahrhundert entstanden sind und dass keine derselben ein höheres Alter als 700 Jahre beanspruchen kann.

Es gab daher in Amerika, wie in dem westlichen Theile der Alten Welt, nur einen civilisirenden Einfluss. Was sich auf dem einen Continente ereignete, musste sich nach dem natürlichen Gesetz der Dinge auch auf dem andern zutragen, und wenn wir (wie hier auf kurze Weise geschehen) den Bildungsgang des amerikanischen Volkes überblicken, so müssen wir bemerken, dass sich bei demselben, gerade so wie bei uns, nur ein Einfluss geltend machte, dass Alles nur einer Quelle entsprang.

Wir geben unbedingt zu, dass unsere eigene Civilisation aus Griechenland über Italien zu uns gelangte. Mehr als zwanzig Jahrhunderte trennen uns jedoch von den Griechen, und obschon die Architectur unserer bürgerlichen Wohnungen ganz von den ihrigen verschieden ist, so erinnern uns doch manche unserer öffentlichen Gebäude und besonders verschiedenartige Ornamente, welche sie schmücken, lebhaft daran, dass unsere Kunst in der griechischen ihren Ursprung nahm. Die Adoption derselben mag weit entfernt von uns liegen, sie steht aber ausser allem Zweifel.

Was sich nun in der Alten Welt zutrug, ist genau dasselbe, als das, was in der Neuen Welt vor sich ging, nur wurde jenseits des Oceans dieser einzige Impuls durch eine mehr unmittelbare Adoption beschleunigt, denn es trug der Tolteke selbst, indem er von Norden aus vordrang, die scheinende Leuchte des civilisirenden Einflusses nach dem Süden. Angekommen bei einer dichten Bevölkerung, die ihm keinen beträchtlichen Widerstand leistete, verschwendete er alle seine Kraft und erschöpfte sein Genie in einer Menge von Bauwerken, deren Reichthum erstaunlich und deren Einzelheiten voll des höchsten Interesses für uns sind.

Endlich geht der Eroberer in der besiegten Bevölkerung auf, er verschwindet in dem Durcheinander der Revolutionen und Bürgerkriege. Der Tolteke ist todt!

Ich glaube fürs Erste genug gesagt zu haben und will einstweilen hiermit schliessen, aber ich weiss, dass die Wissenschaft es strenge nimmt, und ich hege die Hoffnung, auf einer weiteren Expedition weitere Beweise zu sammeln.

Obgleich die Maya- und Tzendale-Cultur-Epochen hier nicht erwähnt wurden, so soll doch die Theorie, welcher ich hier das Wort geredet habe, deren Existenz nicht ableugnen; diese Cultur-Epochen müssen vielmehr, da sie der toltekischen vorangingen, bemerkbare Spuren hinterlassen haben."

Bericht über Operationen australischer Eingeborner.

Von

N. von Miklucho-Maclay.

Vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 12. November 1881.

Ueber Ovariotomie bei den Australiern.

Während meiner Reise in Queensland kam ich den 5. November vorigen Jahres nach dem kleinen Städtchen Dalby, wo ich Herrn Rotsh traf, welcher mir von verschiedenen Seiten als ein Mann, der vieles über Land und Leute in Queensland aus eigener Erfahrung wisse, speziell empfohlen war. Herr Rotsh erzählte mir unter Anderm, dass er unterwegs vom Diamantina- zum Herbert-Flusse eine Strecke mit einem Manne zusammenreiste, welcher einige Wochen unter Eingebornen etwas höher stromaufwärts am sog. Parapitshuri-See (ungefähr in 33° Breite und 139° Länge) zugebracht hatte.

Dieser Mann, erzählte Rotsh, sah unter den Männern, welche zum grössten Theile die Mika-Operation[1]) überstanden hatten, ein eigenthümlich aussehendes Mädchen, welches, die Gesellschaft von Frauen meidend, immer bei den jungen Männern des Stammes, mit welchen es die Beschäftigungen und Strapazen theilte, sich aufhielt. Das Mädchen zeigte eine sehr geringe Entwickelung der Brüste und des Fettpolsters überhaupt; die mageren Hinterbacken und einige am Kinn wachsende Haare gaben ihr ein knabenhaftes Aussehen[2]). Wenn auch das Mädchen den Weibern aus dem Wege ging, so zeigte sie doch keine besondere Neigung zu den jungen Männern, zu deren geschlechtlichen Befriedigung sie bestimmt war. Auf zwei längliche Narben in der Leistengegend deutend, erklärte einer der Eingebornen, welcher in Folge des Aufenthaltes an verschiedenen Viehzuchtstationen etwas Englisch

1) Siehe meinen Bericht über die Mika-Operation in Central-Australien, Sitzungsberichte der Berliner Anthrop. Gesellschaft Jahrg. 1880 S. 85.

2) Dr. Roberts, Reise von Delhi nach Bombay (Müller's Archiv 1843), sagt über einen weiblichen Eunuchen, bei welchem die Ovarien exstirpirt waren, dass sie keinen Busen, keine Schambaare und kein Fettpolster am Mons veneris hatte, dass die Hinterbacken ähnlich wie bei einem Manne aussahen, dass sie keine Menstruation und keinen Geschlechtstrieb besass. — In dem bekannten Falle von Pott . . . ; from this time (nach der Operation der Ovariotomie) forth she (ein ♀ von 23 Jahren) never menstruated, her breasts fell away, and the muscular system became developed as in a man (Rob. Barnes, A clinical history of the medical and surgical diseases of women 1878 pag. 184).

sprechen konnte, dass das Mädchen „all same spayed cow" wäre. Dem Manne wurde auch gesagt, dass dieses Mädchen nicht das einzige Exemplar dieser Art sei, dass diese Operation von Zeit zu Zeit an Mädchen vorgenommen wird, um den jungen Leuten eine spezielle Art von „Hetaira", welche nie Mutter werden kann, herzustellen[1]).

Diese Erzählung von Herrn Rotsh erschien mir besonders interessant, weil sie einen anderen, älteren Bericht über dieselbe Operation bestätigt oder wenigstens sehr wahrscheinlich macht. Ich erinnerte mich, dass vor 2 Jahren mir Herr E. P. Ramsay, Curator des Australischen Museums in Sydney, erzählt hatte, dass er von Herrn John Mac Gillivray, dem bekannten Naturforscher des „Rattelsnake", gehört habe, dass derselbe bei einem der Stämme am Cap York ein Weib gesehen hatte, an welchem von den Eingebornen die Ovariotomie ausgeübt war. Mac Gillivray habe selber das Weib und die Narben in der Leistengegend an derselben gesehen, und zweifelte nicht, dass die Operation von den Eingebornen ausgeübt war. Das Weib sei stumm geboren, und damit sie keine stummen Kinder gebären sollte, hätten ihre Landsleute die Operation vorgenommen.

So wunderlich es auch klingt, dass die Australier solche Kenntnisse der Anatomie des menschlichen Körpers besitzen und vor solchen eingreifenden Operationen nicht zurückschrecken, so scheint es doch Factum zu sein.

Die Gründe dieser Ansicht sind: 1. Glaubwürdigkeit der Berichterstatter (Mac Gillivray und Rotsh), 2. der Umstand, dass, wie mir scheint, die Ovariotomie kaum schwieriger oder complicirter ist, als die in meinem Briefe beschriebene Mika-Operation[2]).

Weiteres über die Mika-Operation.

Herr Rotsh bestätigte im Grossen und Ganzen was ich über die Mika-Operation schon mitgetheilt habe (diese Zeitschrift 1880. XII. Verh. S. 85). Er sagte, die Eingebornen erklärten, sie thäten es, „um nicht zu viele Kinder zu haben"[3]); besonders schwache Männer seien dieser Operation ausgesetzt und von Zeit zu Zeit schliefen die Weiber der Operirten bei nicht operirten Männern, um befruchtet zu werden.

1) Herr Bracker (of Warroo-Station near Stant hope) sagte mir, dass bei den Eingebornen, welche früher am Condamine Flusse wohnten, es Sitte gewesen sei, alle sterilen Weiber zur geschlechtlichen Befriedigung aller Männer herzugeben.

2) Es scheint mir wenig Zweifel darüber zu bestehen, dass dunkle Rassen eingreifende Operationen besser ertragen, als die weisse Rasse, bei welcher das Verhältniss der Genesungen in Fällen von Ovariotomie sich = 90,5 pCt. erweist. (Siehe Th. Billroth, Handbuch der Frauenkrankheiten 1877 S. 228. Die betreffende Stelle lautet: ... in den 3 Jahren (74—76) hat Koeberle 63 Operationen vollendet, davon starben nur 6, also Genesungsziffer = 90,5 pCt.)

3) Am Herbert-Fl. hörte Herr Rotsh auch von der Sitte, die Papillae mammae junger Mädchen auszureissen, um das Säugen der möglicher Weise geborenen Kinder factisch unmöglich zu machen. Ueber diese Sitte habe ich auch von anderen Berichterstattern gehört.

Alle diese Berichte betreffen die oben erwähnte Gegend am Herbert-Flusse in der Nachbarschaft des Parapitshuri-Sees. Herr Rotsh zeigte mir ein Steinmesser, welches für die Vollziehung der Mika-Operation gemacht worden war; er tauschte es gegen etwas Tabak ein. Dasselbe (Fig. A, B u. C) ist

Steinmesser, mit welchem die Mika-Operation am Herbert-Flusse vollzogen wird. (Halbe nat. Grösse).
A. B. Ansichten von beiden Seiten (nach Photographien).
C. Schematischer Querschnitt des Quarzitsplitters.

ein Quarzitsplitter mit einem Stiel, welcher aus dem gehärteten Safte[1]) des Grasbaumes (Xanthorrhoea) hergestellt ist. Da ich das Instrument nicht erhalten konnte (es war von Herrn Rotsh schon vergeben), so liess ich eine Photographie herstellen, welche ich beilege. Nachdem ich 1879 von der Existenz der Mika-Operation bei den Eingebornen der Umgegend von Port Darwin gehört hatte, sandte ich einem meiner Correspondenten, Herrn Paul Fölsche in Palmerston, eine Reihe von Fragen, die Sitte und Operation betreffend, mit der Bitte, mir nebst den Antworten auch eine möglichst grosse Photographie des operirten Gliedes „by and by" senden zu wollen.

In einem Briefe vom 27. Juni schreibt mir Herr P. Fölsche, dass es ihm bis jetzt noch nicht gelungen sei, alle meine Fragen beantwortet zu erhalten, auch könne er mir noch keine Photographie des operirten Penis zusenden; das Einzige, was er bis jetzt für mich in dieser Beziehung zu thun im Stande gewesen sei, bestehe in einem kurzen Berichte über die Sitte bei dem Stamme der Nasims, welcher den Küstenstrich und circa 100 Meilen ins Innere, zwischen den Flüssen Roper und Nicholson, an der Westseite des Golfes von Carpentaria bewohnt. — „Bei diesem Stamme wird an den Knaben im Alter von 14 Jahren von den alten Männern, ohne irgend welche Ceremonie oder Formalität, zuerst die Beschneidung vorgenommen, und wenn dieselben ungefähr 15 Jahre alt geworden sind, wird an einigen die Operation des Aufschlitzens des Gliedes ausgeübt; zur Vollziehung derselben wird eine scharfe Muschel oder ein Quarzsplitter angewandt.

1) Zum Härten des Xanthorrhoeasaftes wird etwas Fett hinzugefügt, was die Masse mehr compact macht.

Nachdem die Urethra aufgeschnitten ist, wird ein Stöckchen oder ein dünner Knochen in die Wunde gelegt. Wenn die Wunde geheilt ist, erscheint der Penis sehr zusammen gezogen „and has in its collapsed state the appearance of a large button. — Nach den Aussagen der Frauen können die operirten Männer dieselben nicht schwanger machen, obwohl solche Männer den Beischlaf auszuüben im Stande sind; des ersten Grundes wegen werden die operirten den nicht operirten Männern vorgezogen. Es scheint, fügt der Berichterstatter hinzu, dass die stärksten jungen Leute vorzugsweise für die Operation gewählt werden, welche Wahl bei diesem Stamme als eine Ehre angesehen wird."

Der letzte Punkt dieses Berichtes scheint mir besonders merkwürdig, jedenfalls weicht er von allen übrigen ab.

Sobald ich etwas Weiteres über diese Sitte höre oder selber sehe, werde ich weiter berichten.

Sydney, 20. Juni 1881.

Die japanischen Schwerter.

Von

F. George Müller-Beeck.

F. R. G. S.

(Hierzu Taf. I—VI).

Vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft am 15. Oktober 1881.

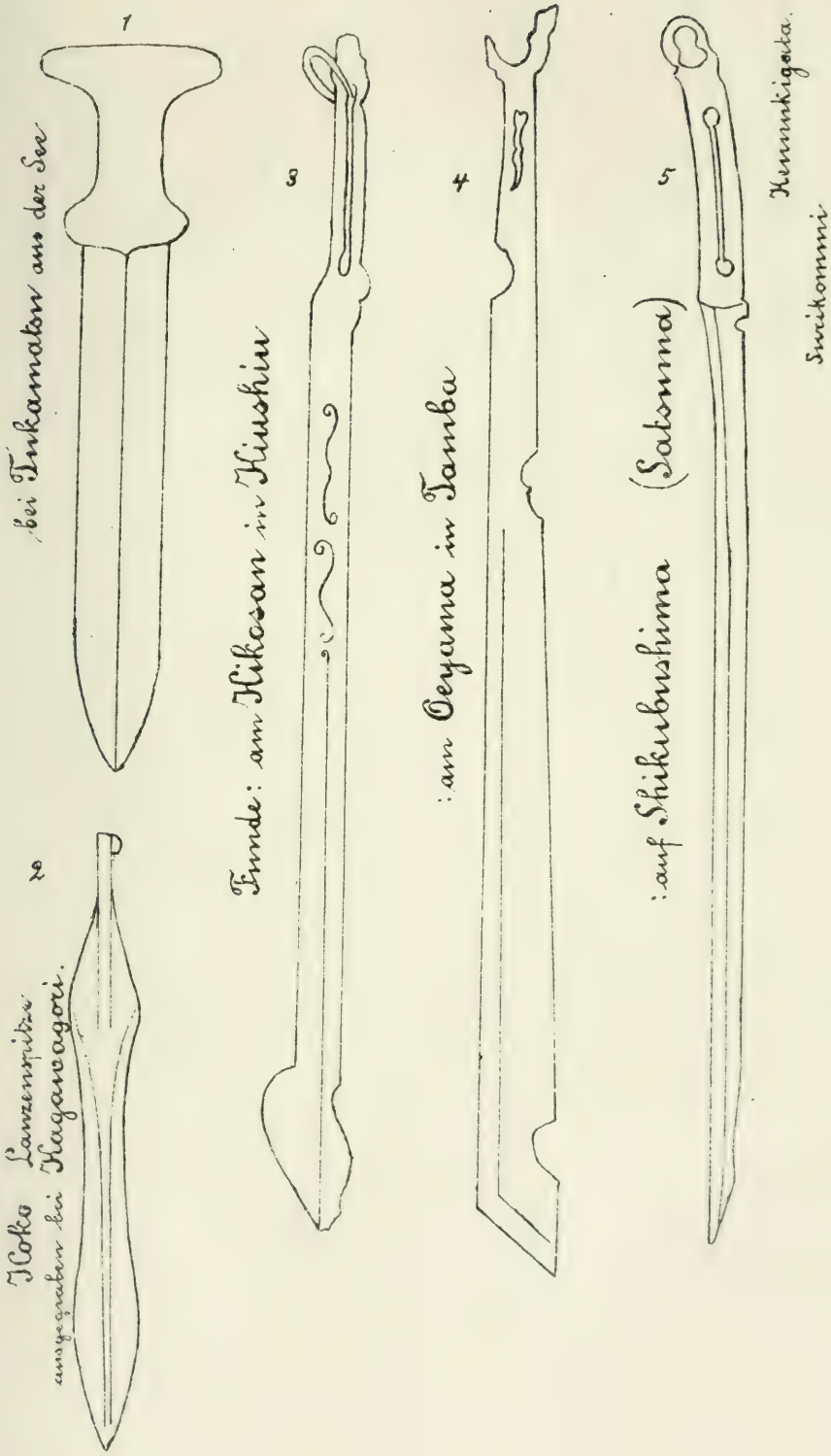
Die Waffenkunde aller Inselbewohner erheischt nicht nur das rege Interesse des Alterthumsforschers, sondern auch des Ethnographen, weil alle Inseln von dem benachbarten Festlande aus bevölkert wurden, und die im Laufe der Jahrhunderte verbesserten Waffen oft die wichtigsten Anhaltspunkte sind, um einem Zusammenhange mit den Völkerstämmen des Mutterlandes nachzuspüren, zumal wenn es dem Anthropologen und dem Sprachforscher nicht gelungen ist, die Stellung des zu studirenden Volkes zu bestimmen.

Es würde für die Geschichte Japan's von ausserordentlichem Werthe sein, wenn man über die Waffenkunde eingehende Studien machte, da nach der Herausgabe von Siebold's epochemachendem Werke uns Europäern heute auf leichtere Weise Einblicke in Bibliotheken und Sammlungen gestattet werden, und uns fast alle japanischen Werke zugänglich sind.

Indem ich die Hauptwaffe der Japaner, das Schwert, zum Gegenstande dieses Aufsatzes mache, sollte es meine Aufgabe sein, auch die alten Steinschwerter der Japaner zu berücksichtigen, sowie Vergleiche mit den alten chinesischen Seitengewehren anzustellen. Beides war aber unmöglich, da mir das Material dazu fehlte; denn nur im Vergleich mit einer grossen Anzahl ähnlicher Waffengehänge aller ostasiatischen Stämme wäre man im Stande, befriedigende Resultate zu erzielen.

Wenn zum Beispiel einige Steinschwerter der ältesten Bewohner dieser Inseln dem Römerschwert ähneln, wenn gezeigt wird, dass der Kettenpanzer der Tscherkessen dem japanischen gleichkommt, wenn nachgewiesen ist, dass die Schnitzereien der Tungusen-Messer den Verzierungen an den Aino-Dolchen gleichen, so sind damit nur Hypothesen aufgestellt, welche den ehrlichen Forscher aufmerksam machen, aber es wird damit noch kein Zusammenhang oder Verkehr der respectiven Völker bewiesen.

Bedenkt man, welche grosse Macht die buddhistischen Priester auf das Volk ausübten, wie sie Alles daran setzten, um den Aberglauben zu verbreiten und die Geisterfurcht zu erhöhen, so ist es verständlich, dass alle Japaner mit heiliger Scheu die alten Waffen ihrer „göttergleichen Vorfahren"



Druck v. Max Oppenheimer Berlin.

betrachteten und nicht den häufigen Betrug der Priester ahnten, die oftmals eine Waffe anfertigten, um sie irgend einem Helden anzudichten und ihre Tempel in Aufnahme zu bringen. Da man oft genug Beispiele constatirt hat, dass das japanische Gelehrtenthum mit vielen Alterthumsgegenständen wenig gewissenhaft verfahren ist, so bin ich genöthigt, über die Steinschwerter zu schweigen, denn ich könnte nur die wenigen Notizen aus Siebold's Werk wiederholen. Das ist aber nicht die Aufgabe dieser Arbeit. Tafel 1 zeigt einige ganz alte Formen, die in japanischen Waffenbüchern abgebildet sind.

Da nun fast alle Reisenden, die über Japan etwas mehr als Reiseeindrücke geschrieben haben, Siebold und Kämpfer benutzten, so führe ich meine Quellen an, aus denen ich das Material zu diesen Aufzeichnungen geschöpft habe; denn so vortrefflich auch Siebold's Notizen über die Waffen sind, so genügen dieselben doch nicht.

Eine sehr fleissige Arbeit hat Pfounds in seinem tu-so-mimi-bukuro, das 1875 in Yokohama erschien, geliefert. Diesem Aufsatze über Schwerter verdanke ich viel, weil ich bei den Auszügen aus, von uns beiden benutzten, japanischen Büchern mir dadurch eine Controle schuf, die ich auch auf meinen Dolmetscher anwandte. In zweifelhaften Fällen — was leider oft vorkam — ruhte ich nicht eher, als bis ich mir in mehreren guten japanischen Schriften Gewissheit verschafft hatte.

Gleichsam als eine poetisch ausgeschmückte Skizze möchte ich die Notizen Mac Clatchies ansehen, die 1874 in den Transactions of the Asiatic Society in Yokohama erschienen sind.

Es wäre Unrecht, der beiden genannten Aufsätze nicht an dieser Stelle zu erwähnen, da ich manche neue Anhaltspunkte aus denselben erhielt. Direkt benutzt habe ich japanische Schriften mit Hülfe meines Dolmetschers Masanobu Kasahara.

Von den bedeutendsten japanischen Büchern über Waffen führe ich die auf diesen Theil der Arbeit bezüglichen Schriften an:

1. Hompo-to-kenkô: Beschreibungen der Schwerter unseres Landes von Yamamoto Kiroku 1781.
2. Kokon-to-ken-Mejin: Namen alter und moderner Schwertfeger von Onishi Yoshikata 1830.
3. Koto-mekan: Namen alter Schwertfeger, — gleichsam eine Verbesserung des Kotô-Meijin.
4. Kotô-Meijin: Sammlung der Namen alter Schwerter.
5. Shintô-Bengi: Hinweis auf neue Schwerter.
6. Token-dsuko: Gedanken über Bilder unserer Schwerter von Kurihara 1843.
7. Nihon heki en kakushi: Umwälzung der alten Waffen in neue. 1880.
8. Kokubukidsudji: Zeichnungen und Beschreibungen der Waffen

unseres Landes von Ise Sadakadzu. (M. S. der Asakusa Bibliothek).

9. Chiu-shin-gura: Vasallentreue.
   a) englische Uebersetzung von Dickins;
   b) neuerdings ins Deutsche übersetzt von Dr. Junker v. Langegg, in seinem Midzuho-gusa: „Segenbringende Reisähren." Leipzig 1880.

Ferner habe ich mir eine Anzahl alter Bilder- und Sagen-Bücher zu verschaffen gewusst, um die verschiedenen Modeschwerter aller Zeitperioden kennen zu lernen, die nur von Privatleuten und Gelehrten aus dem Bürgerstande getragen wurden, welche oft für Geld sich das Vorrecht erkauften, ein Schwert „einstecken" zu dürfen. Diese Schwerter haben alle nur einen relativen Werth, insofern dieselben von der Kunstfertigkeit der damaligen Schmiede und Schwertfeger Zeugniss ablegen.

Von den vielen Sagen über alte berühmte Schwerter interessiren uns zuerst nur solche, aus denen wir einigen, wenn auch noch so geringen Aufschluss über die erste Einführung oder Entstehung dieser Waffe erlangen können, die dem japanischen Volke die bedeutendste gewesen ist. Denn zu Zeiten hat es kaum eine Volksklasse gegeben, die nicht wenigstens ein Schwert trug, sei es auch nur bei Festlichkeiten.

Schon in einer der ältesten japanischen Sagen, die im Kodjiki Buch der alten Ueberlieferungen, 1371—1372 verfasst) und im Nihongi (Geschichte Japans, vom Prinzen Toneri Shinno geschrieben) angeführt ist, finden wir das Schwert Totsuka-no-tsurugi erwähnt, mit dem der Gott Izanagi seinen Sohn, den Kaminari, Gott des Donners, auch Ikatsui-no-kami genannt, in Stücke hieb.

Die allbekannte japanische Mythe von der Entstehung der Welt, in der die Lanze „Amanosakahoko", mit welcher Izanagi, mit der Göttin Izanami auf der Himmelsbrücke (amanowukihashi) stehend, den Ocean berührt, eine Hauptrolle spielt, da die von der Lanzenspitze fallenden Wassertropfen hart und zu Inseln werden, kommt hier eigentlich nicht in Betracht; weil aber einige Reisebeschreibungen dieser Sage erwähnen, wenn sie vom Schwerte reden, müssen wir auch ihrer hier gedenken. Die Waffe, hoko, die man in drei oder vier Exemplaren im Yamashita-Museum in Tokio sehen kann, ist eine Ken-artige Lanzenspitze (Tafel I, Fig. 2). Die japanischen Geschichtswerke Nihongi, Inyohongi, Kokushiriaku stimmen darin überein, dass der Adam der Japaner mit keinem Ken (Schwert), sondern mit einem Speer oder einer Lanze, hoko, das Reich der aufgehenden Sonne geschaffen hat.

Solche Mythen und Beschreibungen haben einen um so grösseren Werth, wenn man dabei eine gleichzeitig mit der Niederschrift entstandene Zeichnung erhalten kann, weil, je älter die Zeichnung ist, wir die Form der alten Waffen desto richtiger finden.

Es fällt dies besonders bei den vielen Darstellungen der Kriegsgott-

heiten (Hachiman, Bishamon, Maristen) auf, bei denen zuweilen wichtige Dinge fortgelassen sind, die dem späteren Copisten unbedeutend erschienen. So wird man die Schwerter der verschiedenen Kriegsgötter verschieden finden, wie z. B. in der bekannten Zeichensammlung von Hokusei solche Abweichungen vorkommen, obgleich er die Zeichnung des Maristen von einer uralten Zeichnung copirt hat, von der uns Siebold als Titelblatt zu seinem umfangreichen Werke ein wohlgelungenes Bild giebt. Meine sprachkundigen Leser mache ich auf den fächerartigen Commandostab, Gumbai uchiwa, aufmerksam, da auf demselben sich ein chinesisches Zeichen befindet, welches den Bogen bedeutet.

Eine andere Sage, dem Geschichtswerke „Nihongi" entnommen, interessirt uns ferner, weil sie uns auf die Entstehung eines Schwertes hinführt:

Susano-o-Mikoto, der Bruder der Tensho Daijin, der göttlichen Ahnfrau des Kaisergeschlechts, erschlug schon mit einem Schwerte den achtköpfigen Drachen, und als er den Schwanz desselben verwundete, sprang eine einzige Klinge hervor.

Dieses wunderbare Schwert wurde der Tensho Daijin oder Amaterasu-o mikami, wie sie gewöhnlich heisst, geschenkt, und das Schwert „das Grasmähende", o Kusanagi oder „zusammengeballte Himmelswolken", ame-no-mura-kumô-no-tsurugi genannt. — Tensho Daijin nahm dieses Schwert unter die kostbaren Throninsignien Magatama (eine Art „krummer Edelstein") und Spiegel auf. Als die späteren Kaiser Japans sterblich wurden, hatten dieselben Furcht vor Götterwaffen, und der zehnte Mikado, Sujin Tenno (97—30 vor Chr.) liess ein Duplikat anfertigen und schenkte das „grasmähende Schwert" dem der Tensho Daijin geweihten Tempel. Der Schwertfeger Amakuni fertigte das zweite Schwert an; wenigstens erzählt uns dies Saburôdaigu, der Verfasser des Shintô Bengi (Hinweis auf neue Schwerter). Derselbe vergisst aber, oder setzt es als bekannt voraus, dass die Bezeichnung „Kusanagi" und vielleicht auch amenomurakumô viel späterer Zeit angehört, und dass dem Ursprung dieser Namen geschichtliche Thatsachen zu Grunde liegen.

Das Schwert des Susano-o-Mikoto holte sich der Held O Usu, (Yamato-Dake-no-Mikoto) aus dem vorhin erwähnten Tempel der Tensho Daijin, als er seinen Feldzug gegen die wilden Stämme des Nordens begann.

In diesem Kriege gegen die Ainos drang der Held bis zur Provinz Suruga vor und wurde am Fusse des heiligen Vulkans Fujinoyama in eine Falle gelockt, indem man ihn, als er auf der Jagd war, umzingelte und das hohe Gras anzündete. Als er dem Feuertode nahe war, zog sich das Schwert von selbst aus der Scheide, mähte in weitem Bogen Gras und Sträucher und errettete auf diese Weise den Prinzen.

„Dieses Tsurugi (Schwert)", so heisst es am Schlusse, „wurde später O Kusanagi genannt. Ein besonderes Gebäude ward ihm zu Ehren errich-

tet, das man Kusanagi shinsha hiess. Der Prinz aber fuhr fort, die aufständischen Stämme zu unterjochen."

Aus diesen, wie aus ähnlichen Sagen sehen wir, dass sich der Ursprung des Schwertes in die sagenreiche Vorzeit verliert. Eine Gewissheit aber verschaffen uns die uralten Bilder und Aufzeichnungen, nämlich die, dass die mit Tsurugi, Ken bezeichneten Schwerter mit den chinesischen eine grosse Aehnlichkeit hatten. Daher möchte die Annahme wohl gerechtfertigt sein, dass der Ahnherr und Gründer der Dynastie von 121 Mikado's, welche Japan seit 2540 Jahren beherrschen, mit einem chinesischen Kien gekämpft hat.

Nach chinesischer Ueberlieferung hat ein Held Schiu das Kien zuerst angefertigt, indem er Eisen aus dem Berge Rattenro (Kolu) holte und ein Schwert schmiedete.

Kien, das anscheinend ein chinesisches Wort ist, ging in neuerer Zeit in Japan auch auf die kleinen, in der Form dem Kien ähnlichen Schwerter, wie Inken, Kwaiken, über, wie denn auch die alten grossen japanischen, dem Kien nachgebildeten Schwerter, die 3 englische Fuss lang und 2,6 Zoll breit waren, den japanischen Namen Ken beibehielten. Man las in späterer Zeit das chinesische Zeichen für Kien 劍 oder 劒 Tsurugi, und behielt diesen Namen für die grossen doppelschneidigen Schwerter bei; denn alle Ken-Schwerter waren zweischneidig und auf beiden Seiten der Klingen nach der Mitte zu erhöht.

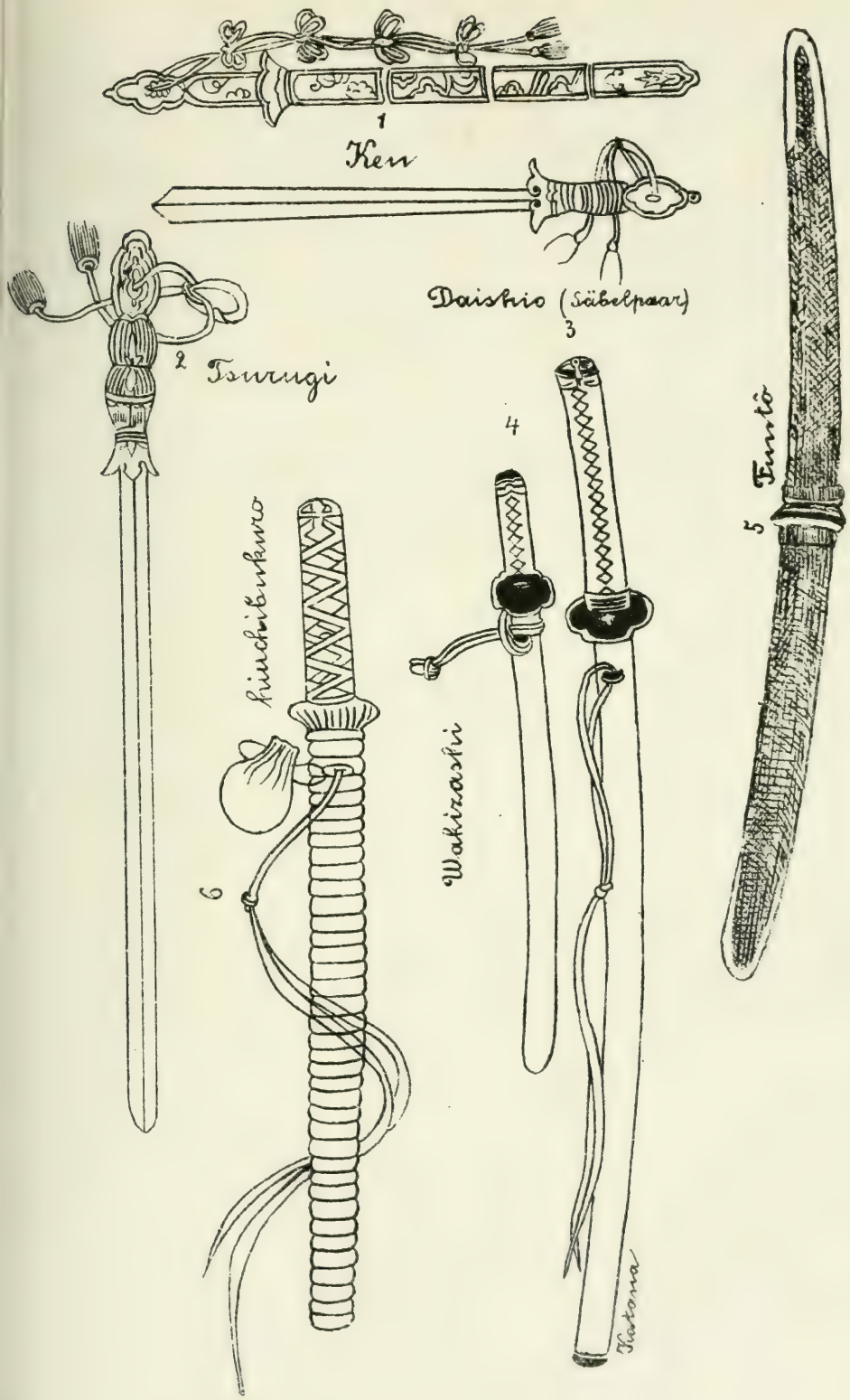
Tafel II, Fig. 1 giebt eine Abbildung eines Ken, von dem im Yamashita-Museum in Tokio ein altes Prachtexemplar zu sehen ist. Ebenfalls zeigt Tafel II, Fig. 2 eine Zeichnung des aus dem Kien enstandenen Tsurugi, von dem es noch in einzelnen Sammlungen grosse Exemplare giebt, deren Echtheit ich aber fast immer bezweifeln möchte.

Nach geschichtlichen Angaben hat Prinz Inisiki, der zur Zeit des Mikado's Suinin (29—71 nach Chr., Sohn des Sujin Tenno) lebte, die ersten Schwerter verfertigt oder machen lassen.

Wenn dies auch vielleicht die erste glaubwürdige Aufzeichnung vom Schwerte ist, so glaube ich, dass aus den vielen, vor dieser Zeit entstandenen Mythen hervorgeht, dass die ersten Eindringlinge mit den Waffen ihres Volksstammes auf dem Festlande ausgerüstet gewesen sind, und da diese von Süden vorgedrungenen Stämme fast Schritt für Schritt sich das neue Land haben erobern müssen und fortwährend, theils gegen wilde Thiere, theils gegen die schon vor ihnen von Norden eingerückten Horden (Ainos?) zu streiten hatten, so verbesserten und vervollständigten sie ihre Waffen.

Aus dem kleineren Kien ward das grössere Tsurugi, das ein grades zweischneidiges Schwert ist, nach vorn breit und mit zwei spitzwinkeligen Seiten. Im Nihonshoki werden sechs Tsurugi als die ältesten Schwerter namhaft gemacht:

1. Yatsukanotsurugi = Acht-Griff-Schwert (d. h. acht Fäuste langer Griff),
2. Kokonotsukanotsurugi, Neun-Griff-Schwert,



Druck v. Max Dreyer & Sohn, Berlin

3. Oroshiaramasano-tsurugi,
4. Kantonotsurugi,
5. Kotsuchinotsurugi,
6. Amenomurakumo,

die in den verschiedenen Sagen vielfach genannt und bekannt sind.

Ein langer Griff, an dessen Kopf ein Loch zur Befestigung der langen Quaste und ein Stichblatt (Tsuba) sich befinden, sind die charakteristischen Merkmale späterer Tsurugi.

Das Schwert, in früheren Zeiten, wie bei den alten Germanen, ohne Scheide getragen, wurde später vermittelst einer an der Scheide befestigten Schnur umgehängt, so dass es senkrecht hinten auf dem Rücken lag. Man sieht Abbildungen ganz alter Krieger mit Kienschwertern, die die Waffe, tornisterartig auf dem Rücken hängend, tragen. Als später die faltenreichen Gewänder diese Tracht unmöglich machten, hat man das Tsurugi oder Ken eine Zeit lang vielleicht an einem lang über die Schulter liegenden Gurt als Seitengewehr getragen. Es ist mir nicht gelungen, hierüber in japanischen Schriften etwas Positives zu finden, doch sehen wir dieses in den Abbildungen der alten chinesischen Helden, welche in Japan gefeiert wurden, zuerst, z. B. bei dem Krieger Shokisama.

Die Mode machte die Japaner erfinderisch. Man kam bald auf den Gedanken, ein Schwert anzufertigen, das dem schweren, grossen Tsurugi ähnlich, aber nur eine Schneide hatte. So entstand das „Katana", von Kata-ha, „eine Schneide". Diese Bezeichnung ist vielleicht älter als der Name „Tatchi" (太刀), der auch für einschneidige grosse Schwerter gilt; es widerspricht dem aber der Umstand, dass es schon zu Sujin tenno's Zeiten (97—30 vor Chr.) Tatchi gab; denn im 20. Jahr der Regierung des Suiko Tenno erwähnt man schon eine Reihe Tatchi, auf die wir später zu sprechen kommen und die sich schon auf strenge Etiquette beziehen.

Wir dürfen annehmen, dass das Katana ebenso alt, wie das Ken ist. Obgleich Kodjiki, „das Buch der alten Ueberlieferungen", uns erzählt, dass der Schwertfeger Amakuni, der ca. 700 vor Chr. in Yamato gelebt haben soll, zuerst das Katana anfertigte, indem er aus dem Tsurugi zwei einschneidige Schwerter machte, behaupten andere, wie auch das Kodjiki anführt, dass vielmehr Amamehitotsunokami ein Schwert schmiedete, welches nur eine Schneide hatte und Kata-ha genannt wurde.

Auch finden wir schon in der Sage von den Fischen, die der Held Ame-no-usu-menomikoto befragt, ob sie der Tensho Daijin gehorchen wollen, worauf eine „Namako", eine Molluske, die Holothurie, eine Art Seeschnecke, schweigt, eines Himo-kogatana erwähnt, mit dem der Held den Mund der „Namako" schneidet, damit sie eine Antwort geben kann.

Im Geschichtswerke „Nihongi" heisst es, dass zur Suijin Tenno Regierung (97—30 v. Chr.) ein siamesischer Prinz mit einem Kogatana nach

Japan gekommen sei, welches Idsushino-Kogatana genannt wurde und von den Japanern als das älteste Katana angesehen wird.

Mit der aufkommenden Macht der Fürsten entstanden verschiedene Vorschriften für die Würdenträger, und von dieser Zeit beginnt das Kunsthandwerk der Schwertfeger zu floriren.

Für den Kriegsminister, dessen Amt in alten Zeiten auch der Mikado bekleidete, fertigte man ein eigenes grosses Katana an, Tatchi genannt. Dieser Prunksäbel, dem sich noch andere ähnliche zugesellten, war gebogen, 1,213 *m* lang und hatte, wie beim Tsurugi und Ken, am Griff ein Loch für den Quast.

Man nannte diese Schwerter Festsäbel (Gijonotachi) und Kriegssäbel (Hejonotatchi), und gestattete den Gliedern der Kaiserlichen Familie, sowie dem Hofadel (Kuge), dieses Abzeichen zu tragen.

Es scheint daher, dass man für die höchsten Würdenträger noch andere Tatchi anfertigen liess, wie dieses im Buche Tokenko zu finden ist; denn bei Festlichkeiten, sowie bei religiösen Feierlichkeiten trug der Hofadel, wenn er den Mikado begleitete, ein Gijonotatchi, von dem es drei verschiedene gab: 1. Kasanotatchi, ein gerader Prunksäbel, an dessen Stelle auch die beiden folgenden getragen werden konnten, 2. Kasadainotatchi, 3. Kasadainodai.

Die letzteren sind leicht gebogen und haben, wenn sie nicht bei bestimmten Festen an Stelle des Kasanotatchi getragen werden, den Namen Makienotatchi. Wir sehen hieraus, wie sich die strenge Etiquette China's auch in Japan Eingang zu verschaffen gewusst hat.

In der heiligen Hauptstadt Kiyoto, dem Rom Japans, nannte man die oben erwähnten Prunksäbel „Hosonotatchi", weil sie nur bei Festen angelegt wurden, nur Dekorationswaffen waren und keine Klingen hatten.

In ganz Quanto aber, das heisst namentlich in Yedo, nannte man diese Tatchi „Effunotatchi", Führerschwerter, weil sie stets eine Klinge hatten, daher schwerer, dicker und grösser waren, als die zierlichen Waffen Kiyoto's.

Für Schwertersammler füge ich die verschiedenen Arten Makienotatchi an:

1. Ratennotatchi,
2. Kijiratennotatchi,
3. Hirajirinotatchi,
4. Usujirinotatchi,
5. Kokushitsunotatchi,
6. Ikakijinotatchi,
7. Kaibunotatchi,
8. Ashideenotatchi,
9. Rurienotatchi,
10. Suishioenotatchi,
11. Hiratannotatchi.

Diese Schwerter glichen fast alle einander, wurden aber dennoch nach den Montirungen streng unterschieden und auch bei verschiedenen Gelegenheiten getragen, z. B. das Usujiri-no-tatchi bei der Beerdigung eines Ke-Beamten.

Bekanntlich gehörten die drei Daijin (Minister), Daijo, Sa und U-Daijin zum Ko-Range; dann folgten acht verschiedene Klassen Ke-Beamte und auf

diese noch sieben verschiedene Klassen. Wenn nun ein Beamter des Ke-Ranges gestorben war, hängte der Hofadel das Usujirinotatchi um; starb einer aus den niedrigen sieben Rängen, so ward das Kokushitsunotatchi angelegt, das sich durch seine schwarze Scheide auszeichnete. In ähnlicher Weise kamen im Laufe der Jahrhunderte für den Adel, die Beamten und den Kriegerstand und für das Volk verschiedene Vorrechte betreffs des Tragens der Schwerter auf.

Der Hofadel trug nur das Tatchi, das vermittelst eines Gurtes umgeschnallt wurde. Die beiden anderen Klassen, der Kriegsadel (Buke, sprich Bunke) und die gewöhnlichen Krieger (Buge) trugen, wie auch die Bürger, die Schwerter im Gürtel eingesteckt. Man theilte das Volk in vier grosse Klassen: 1. Militär- und Beamtenstand, die „Samurai", 2. Bauernstand, Landwirthe und Pächter, 3. Handwerker, 4. den Handelsstand.

Es geht aus verschiedenen Schriften hervor, dass in den ältesten Zeiten nur Beamte und Krieger (samurai) Schwerter tragen durften.

Mit dem Ende der Ashikaga Dynastie (ca. 1570) wurde aber die Sitte, wir dürfen wohl sagen, die Unsitte des Schwertertragens allgemein. Von nun an begegnen wir zuerst in Verordnungen den technischen Ausdrücken „sasu", einstecken, und „haku", umgürten.

Der Hofadel trug allerdings ausser dem tatchi noch ein kleines kurzes Schwertchen (Dolch), das man bis 1570 verborgen in den Gürtel einsteckte. Es ist daher anzunehmen, dass die beiden obengenannten Bezeichnungen schon lange vorher aufgekommen sind.

Für diese kleinen dolchartigen Schwerter, die auch der gewöhnliche Samurai einsteckte, finden wir die Namen: Kwai-ken, In-ken etc.

Als man seit der Ashikaya-Dynastie anfing, grossen Luxus mit den Schwertern zu treiben, kam es gleichsam von selbst, dass diese kleinen dolchartigen Schwertchen grösser und grösser wurden. Der Name dafür, „Waki zashi[1])", führt uns gleichsam auf den Ursprung dieser Mode zurück.

Sehr interessant ist die Rede des gewaltigen Kriegers Ise Sadachika, die er seinem Sohne hält. In derselben beklagt sich der Held, dass man nun anfinge, alte Sitten und Gebräuche zu verhöhnen, indem man das früher als Schutzwaffe verborgen getragene Schwertchen sichtbar und nicht, wie die Vorfahren, ein Schwert, sondern zwei im Gürtel trage.

Das Tokenko theilt die Schwerter in 3 grosse Gruppen:

1. Schwerter der alten Periode „Taiko", vom Anfang bis zur Ashikaga-Dynastie.
2. Schwerter der mittleren Periode „Echio", von 1504—1596.
3. Schwerter der Neuzeit „Kechiô", 1596—1868.

Bei den unzähligen Arten von Schwertern, bei den fortwährend wech-

1) Waki = Seite, zashi aus zasu = einstecken.

selnden Moden, Vorschriften und Verordnungen ist es gar nicht möglich, auf diese Weise Klarheit zu schaffen, besonders nicht für uns Fremde.

Man muss daher zwei Haupt-Schwerterperioden unterscheiden und alle Schwerter vor 1570: „Kotô", alte Schwerter, dagegen die von der Ashikaga Dynastie an „Shinto", neue Schwerter, nennen.

Wir haben, ähnlich wie es dem fremden Waffensammler in Japan ergehen würde, verschiedene Arten Schwerter kennen gelernt und wollen nun betrachten, wie und von wem dieselben getragen wurden, ehe wir auf die einzelnen Theile des Schwertes selbst und seine Herstellung eingehen.

Der Buke, das heisst der Beamtenstand, sowie der Buge oder Bushi = die Samurai (die gewöhnlichen Krieger) trugen alle das einen Meter lange Katana, ein gerades, einfaches Schwert, ohne hervorragende Verzierungen und ein etwas kleineres Schwert, das Wakizashi. Beide zusammen bildeten das berüchtigte Säbelpaar der Japaner (Tafel II, Fig. 3 und 4.). Es gab kostbare und reich verzierte Wakizashi und Katana, es ist aber falsch, darunter das ex officio zu tragende Säbelpaar zu verstehen. Der Name des Säbelpaares „Dai-shio" stammt aus dem Chinesischen: Tasiao, „gross und klein", und findet sich zuerst in den Verordnungen von 1682 vor. Hier heisst es, dass nur Beamte und Krieger berechtigt seien, zwei Schwerter zu tragen. Dieser Gebrauch kam schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf.

Der Buke durfte bei Festlichkeiten und Regierungsfeierlichkeiten ein tatchi umgürten. Auch der Buge oder Samurai bekam, wenn er darum nachsuchte, eine solche Erlaubniss, doch war es für beide Classen unstatthaft, mit dem Säbelpaar vor höheren Beamten im Palast zu erscheinen, sie mussten dann nach Ablegung ihrer Waffen das dem Katana ähnliche Chisakatana einstecken, das grösser als das Wakizashi war.

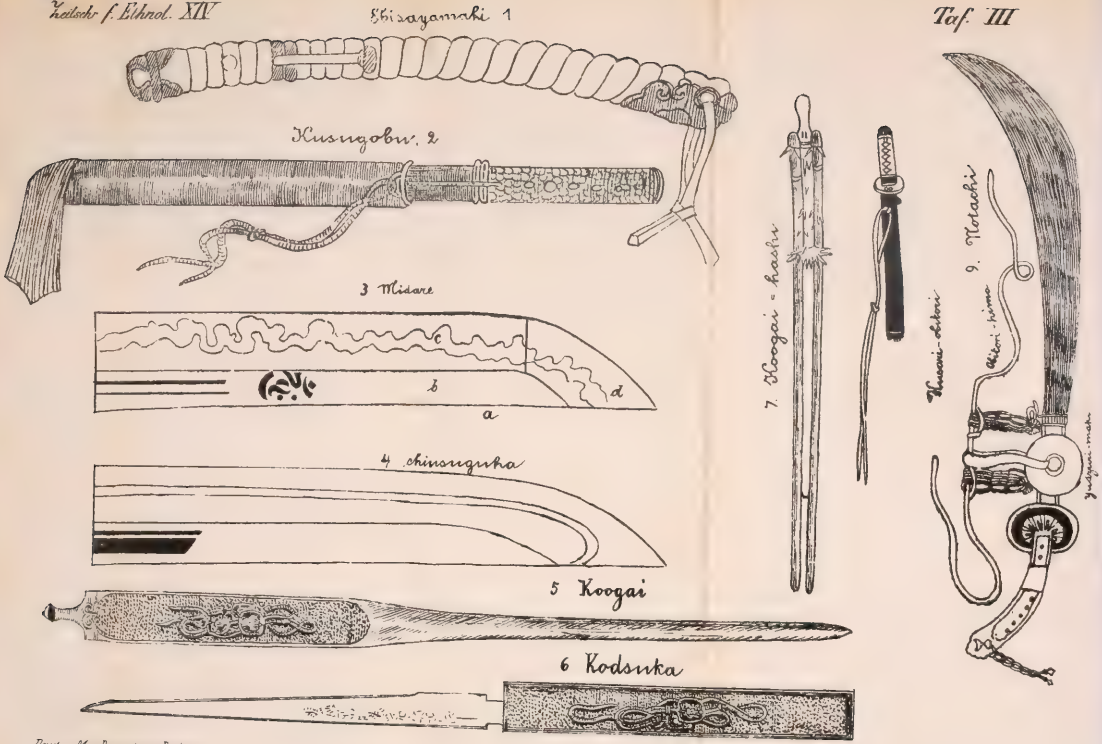
Vor der geheiligten Majestät des Mikado durfte kein Buke mit einem Schwerte erscheinen, der gewöhnliche Adel ohne specielle Erlaubniss überhaupt nicht.

Für die niedrigen Classen des Buke gab es eine Verordnung, die bei Festlichkeiten gestattete, „Tatchiwohaki shodenwoyurusu", „mit dem Schwerte umgürtet, die Treppen hinaufzugehen", während der gewöhnliche Krieger froh war, wenn ihm die Erlaubniss ertheilt wurde, Shodenwoyurusu, „die Stufen hinaufzugehen", nämlich ohne Schwert.

Bürger, Bauern und Bediente konnten nur ein dem Wakizashi ähnliches Schwert tragen, wenn sie Feierlichkeiten, Hochzeiten oder Beerdigungen beiwohnten oder auf Reisen waren, wie der Erlass von 1682 verordnete. Eben dasselbe galt für Gelehrte, wenn sie nicht, was meistens geschah, dem Gefolge eines Fürsten angehörten.

Frauen trugen im Allgemeinen keine Waffe, doch steckten sie auf Reisen oder bei Feuersgefahr ein kleines, leicht gebogenes, oft auch gerades Schwert bei, welches „Kwaiken" hiess und je nach dem Range der Besitzerin oder ihres Herrn kostbar war.

Taf. III



Druck v. Max Dreizehner Berlin

Viele Frauen der Kriegerkaste waren im Gebrauche der Waffen geübt. Die Geschichte Japans hat uns Namen mancher Frauen hinterlassen, die mit in den Krieg zogen.

Auch bei vornehmen Herren lag das Kwaiken auf dem Schwertergestell („Katanakake“)[1]).

Ein diesem sehr ähnliches grades Schwertchen Kusugobu (Tafel III, Fig. 2) genannt, das anfänglich nur 9 sun 5 bu, wie der Name sagt, gross war, diente zum „Setzuppuku“ (sprich Seppuku) oder „Hara-wo-kiri“ (Bauchaufschneiden), wie es in der gewöhnlichen Ausdrucksweise heisst. Dieses Schwertchen befand sich meistens in einem seidenen Futteral und bei Personen von Rang glänzte auf demselben das Familienwappen. Es lag, wie ein „Memento mori!“ auf dem Schwertergestell. Bei der Ausübung des „Hara-wo-kiri“ wurde es dem Unglücklichen von dem Secundanten, Kaishaku, auf einem Tischchen von weisser Farbe (sambo) gereicht, oder in einer Entfernung von einem Meter so hingestellt, dass der dem Tode Geweihte es in vorgebeugter Stellung erreichen konnte.

Der seit 1603 gesetzlich sanctionirte Selbstmord wurde auch von Frauen vollzogen, die sich aber nicht den Leib aufschlitzten, sondern die Kehle durchschnitten: „Ji-gai“[2]).

Knaben unter 15 Jahren trugen je nach dem Range ihrer Väter ein oder zwei Scheinschwertchen von Holz, ohne Klinge, oder mit Holz resp. Papierklingen. Bei festlichen Gelegenheiten kam es vor, dass die Söhne der höheren Classen zwei scharfe grosse Schwerter einsteckten, was ihren Stolz erhöhte.

Wenn der Knabe in seinem 15., oft auch erst im 20. Jahre seine Haartracht änderte und ihm das Zeichen des Knabenalters, die Vorlocke, abgeschnitten wurde, so hatte er auch das Recht, die Schwerter zu tragen. Kinder aus dem Bürgerstande trugen keine Scheinschwerter. Die Kinderwaffen sind hübsch verzierte Holzscheiden mit originellen Schnitzereien und ähneln in ihrer Grösse den kleinen Kwaiken.

Ganz ausgeschlossen von dem Vorrecht, Schwerter zu tragen, waren die Mönche, Krämer und Bettler und die verachtetste Classe: die Yeta (Gerber

1) „Gewöhnlich stand das Schwertergestell in der Toko-no-ma, einem etwas über dem Flur erhöhtem Platze, welcher eine dem Eingange des Raumes gegenüberliegende Nische ausfüllte und immer im Bereiche des Hausbesitzers war, der der Bequemlichkeit wegen, wenn er zu Hause war, sich des Gürtels entledigte, welches sein Gewand (Kimono) zusammenhielt.“

2) „Das setzuppuku, als Selbstmord, ist eine uralte National-Sitte, die zuerst von den besiegten Kriegern im Felde ausgeübt wurde, um nicht in die Gewalt der Feinde zu fallen. Später wurde das harawokiri, wie es in der gewöhnlichen Sprache heisst, Ehrensache. Man entleibte sich entweder selbst, oder liess sich von einem treuen Waffenbruder den Kopf abschlagen, wenn man als Vasall seinen Herrn nicht überleben wollte, oder sich eine verbrecherische Handlung hatte zu Schulden kommen lassen, welche nur der Tod sühnen konnte. Erst unter den Shogunen aus der Tokugawa Dynastie 1603—1868 wurde das seppuku als Strafe nach richterlichem Urtheile vollzogen.“

und Abdecker), die überhaupt nie mitzählten, so dass man selbst auf Reisen die Zeit, die man gebrauchte, um durch ihre Quartiere zu kommen, als verloren ansah. In manchen Verordnungen werden sie daher gar nicht erwähnt, da es sich ganz von selbst verstand, dass die Yeta nicht in Betracht kommen.

Die verschiedenen Schwerter, die wir nun kennen gelernt haben, sind gleichsam die Classen, in die sich alle anderen mit ihren Abweichungen einreihen lassen.

Zur Completirung der Hofanzüge, des Reise- und Kriegscostüms gehörten noch die kleinen, messerartigen Dolche, „Metezashi", welche man rechts im Gürtel einsteckte, um im Nothfalle, wenn man seine Schwerter nicht ziehen konnte, eine Stosswaffe zu haben.

Andere ähnlich kleine Schwerter, mit reich ausgestatteten Scheiden und allem Zubehör, nannte man „Aiguchi". Dieselben haben kein Stichblatt, sondern zwei Metallkappen, deren Verzierungen, wenn geschlossen, ein Bild darstellten. „Tanto" und „Mamori Katana" sind andere kleine Schwerter, die man oft anstatt des schwereren Wakizashi einsteckte. Getragen wurden diese dolchartigen Waffen namentlich von Privatpersonen.

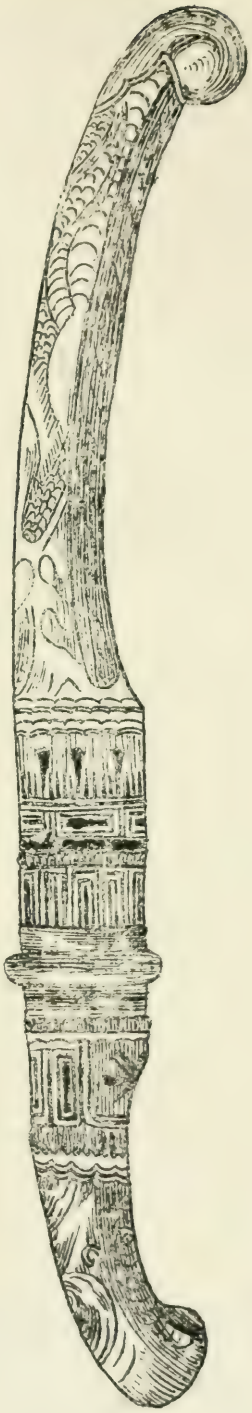
Es giebt dann zwei Riesenschwerter, über die sich die Japan besuchenden Fremden am Meisten freuen und von denen es viele Exemplare in Deutschland giebt. Ich meine das „Jin- und No-tatchi."

Das Jin-tatchi ist ein stark gebogenes Kriegsschwert, für das der Krieger, wenn er es nicht gebrauchte, einen Schwertträger benutzen musste; noch origineller ist das „No-tatchi", welches man zur Sicherheit auf Reisen oder zur Jagd mitnahm, aber auch im Kriege anwenden konnte. Diese „No-tatchi", wie namentlich die vorhin erwähnten „Makie Notatchi", welche der Adel und die Feldherren trugen, haben meistens eine Extrascheide von Hirsch-, Bären-, Tiger-, Leoparden- oder Ottern-Fell. Sie heisst „Shirisaya" und das auf diese Weise getragene Tatchi „Kedatchi". Fast immer auf Reisen und auf dem Kriegspfade finden wir den Anführer, „Taishio", mit solchem Kedatchi bewehrt (Tafel III, Fig. 9). Diese Doppelscheiden sind nicht mit ähnlichen ganzen Scheinschwertern zu verwechseln, welche die Reiter bei Pferderennen umgürteten.

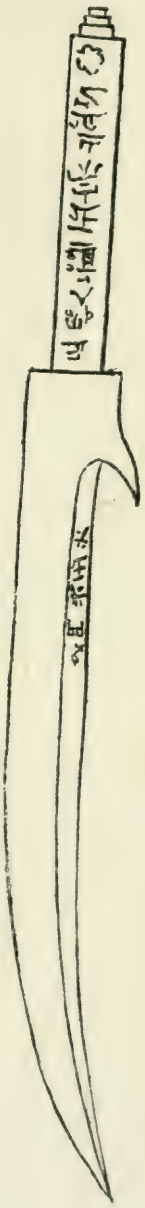
Eine sehr interessante Bemerkung fand ich nur in Siebold's Werk über die japanischen messerartigen Schwerter, Hatchi-wari (Tafel IV), deren Scheiden mit Schnitzereien verziert sind, so dass sie in der Form der Scheide und des Griffes den Jagdmessern der Ainos gleichen. Siebold sagt, dass sie im Norden von Bauern und Wächtern getragen werden und ihre Klingen, wie Pfriemen, spitz zulaufen. Ich finde in keinem japanischen Werke hierüber eine Bemerkung, obgleich es mir gelungen ist, ein ähnliches, wie das von Siebold beschriebene Hatchi-wari, zu erlangen.

Das „Tokendsuko" erwähnt die Schwerter, welche von dem berühmten Feldherrn Kusunoki Masashige unter dem Kaiser Go Daigo (1319 bis 1338) getragen wurden. Unter diesen wird ein hatchi-wari erwähnt, das

Hachinoari 1.



Hachinoari 2



Hachinoari-Klinge 3

Druck v. Max Dreixehner Berlin.

1331 von dem berühmten Schwertfeger Massamune angefertigt wurde. Ich war so glücklich, gleich bei meinen ersten Versuchen, hatchi-wari's aufzuspüren, von diesem Schwerte eine in allen Maassen übereinstimmende Copie der Klinge zu finden, die ein späterer bekannter Schwertfeger Minamoto Kaneudji gemacht hat. Diese Waffe hat eine lackirte Holzscheide, wie sie in dem „Tokendsuko" erwähnt wird.

Dass man in Japan die von Siebold beschriebenen Hatchi-wari als nur von den im Norden wohnenden Stämmen herrührend ansieht und sie mit den geschnitzten Aino-Messern vergleicht, ist irrig, da diese Waffen Messer sind, die japanischen hatchi-wari dagegen alle pfriemartige Klingen haben und aufgekommen sein mögen, als man die langen Schwerter nicht im Handgemenge gegen die harten Panzer der Feinde anwenden konnte.

Man muss nicht glauben, dass die Vorschriften über das Tragen der Schwerter, sowie die Sitte, bestimmte Schwerter mit vorschriftsmässigen Scheiden zu tragen, zu allen Zeiten befolgt wurden. Wenn von Herrn Dr. von Langegg in seinem neuesten vortrefflichen Werke über Japan erzählt wird: „Hinsichtlich des Tragens der Schwerter herrschte strenge Etikette. Nur der hohe Adel und die Samurai waren zu zwei Schwertern berechtigt. Die Art und Weise, in welcher das Schwert getragen wurde, verrieth den Rang. Hohe Personen trugen das Heft aufwärts gerichtet, so dass die Klinge senkrecht zu stehen kam. Leute des Mittelstandes hatten das Schwert wagerecht im Gürtel stecken. Die Samurai hielten die Mitte dieser beiden Stellungen", so galt dies nur in Friedenszeiten.

Etwas Anderes war es mit der Empfindlichkeit der schwertertragenden Männer, die sich bis in die ersten Jahre europäisch-amerikanischer Niederlassungen in Japan erhalten hat. Das Anstossen der Scheide gegen die eines anderes Schwertträgers wurde früher als schwerer Verstoss gerügt und in den meisten Fällen als Beleidigung aufgefasst. Ferner galt das Umwenden der Scheide im Gürtel als Herausforderung. Das 41. Gesetz des Jyeyasu lautete: „Wenn beim Streite die Schwerter gezogen und Verwundungen beigebracht werden, so sind beide Parteien zur Verantwortung zu ziehen. Die Strafe soll nach Befund der Umstände dahin bestimmt werden, dass entweder das Geschlecht des Betreffenden vernichtet oder Sühne genommen werde, oder der Thäter soll gar nicht verfolgt werden" (Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur und Völkerkunde Ostasiens Heft 1. 1873.).

In Kriegszeiten, und in Japan gab es deren sehr viele, scheint man jedoch nach Belieben Schwerter getragen und nach Willkür Schwerter gemacht zu haben. So stammen zum Beispiel aus der Zeit der langen Bürgerkriege, Ende des 16. bis Anfang des 17. Jahrhunderts, die vielen unfertigen Schwerter. Man hatte keine Zeit auf die Anfertigung einer Scheide zu warten, häufig auch wohl kein Geld; darum kaufte man eine Klinge und verfertigte sich selbst aus Bambusstöcken eine Scheide, die man mit Stroh oder

Bast umwickelte. Noch heute werden in Form von Scheinschwertern ähnliche in Fechtschulen gemacht.

Auch den Griff bereitete man auf die primitivste, aber dennoch zierlichste Weise.

In dem Manuscript über Schwerter von Ise Sadakadzu lesen wir eine Notiz über ein Funto-Schwert, von dem sich auf Tafel II, Fig. 5 eine Abbildung befindet. Dieses Schwert, ein Katana, dessen Griff aber so lang wie die Klinge ist, kam während der Kriegszeit im Mittelalter auf und wurde vom Fussvolk gehandhabt, „um die Füsse des Pferdes zu mähen."

Es muss aber dieses Riesenschwert sehr bald aus der Mode gekommen sein, denn es wird nie wieder erwähnt.

Die Henker- oder Scharfrichterschwerter sind ähnliche, schwer zu handhabende, unförmige Waffen, deren Griff nur ein „Paar Fäuste" lang ist.

In den Kriegszeiten des 16. Jahrhunderts wurde die alte Sitte erneuert, lange Rinnen auf den Klingen zu machen, damit dieselben leichter wurden. Namentlich bei den alten Tsurugi, die für die spätere Generation zu schwer waren, sowie auch bei einzelnen kleinen Ken-Schwertern wendete man dies Mittel an, färbte die Rinnen mit rothem Lack aus und nannte sie, wie auch wir, die Blutrinne, japanisch „chinagashi."

Nachdem wir nun einen Ueberblick über die Schwerter im Allgemeinen gewonnen haben, können wir mit besserem Verständniss die einzelnen Theile eines Schwertes betrachten. Wir wollen dabei ganz japanisch zu Werke gehen.

Wenn nämlich ein Japaner das Haus eines Freundes betrat, und des Wirthes Diener das lange Schwert des Gastes mit einem seidenen Tuch entgegengenommen und auf das im Eingang des Hauses befindliche Schwertergestell gelegt hatte, so zog der Gast selbst nach den Begrüssungsförmlichkeiten sein zweites Schwert aus dem Gürtel und legte es rechts neben sich, als Zeichen, dass es nicht gezogen werden durfte. In allen Fällen hatte der Samurai auf sein Schwert zu achten. Das 35. Gesetz Jyeyasu's hiess:

„Das Schwert ist die Seele des Samurai.
Wer sein Schwert verliert, ist entehrt und der strengsten Strafe verfallen."

Sprach der Wirth nun den Wunsch aus, die Waffe zu besichtigen, so reichte der Gast, das Schwert mit der Spitze der Scheide auf sich gerichtet, dem Freunde das Heft, dieser ergriff es vorsichtig mit dem seidenen Tuch und fing an, es Zoll für Zoll zu bewundern, ohne es ganz aus der Scheide zu ziehen.

Ein Schwert blank zu ziehen, galt als eine grosse Beleidigung. Nur wenn der Besitzer darauf drang, zog der Bewunderer, von seinem Gaste abgewendet, unter vielen Entschuldigungen und Complimenten das Schwert aus der Scheide. Die Montirung des Griffes, „Tsuka", beachtete der Japaner zuerst. Dieselbe stimmte zuweilen mit den übrigen Verzierungen an der Scheide, „Saya", überein und bestand aus zwei Theilen, die sich am oberen

und unteren Ende des Heftes befinden und „Fuchikashira“ heissen. Die Umwickelung des Griffes, „Tsuka-ito“, war ebenfalls ein Object der Betrachtung werth. Es gab verschiedene Weisen, das Seidenband um das Heft zu wickeln. Die gewöhnlichste Art nennt man „Maki“, wenn die Bänder quer übereinander liegen, während „Katate Maki“ die Bezeichnung für die dichtgeschlossene Umwickelung ist. Einige Schwerter haben anstatt des Tsuka-ito Bänder aus Fischhaut; doch ist bei den meisten Seide über diese „Same“ geflochten, was den Werth erhöht. Theils um die Niete im Handgriff zu verdecken, theils um den Griff handlicher zu machen, befinden sich auf beiden Seiten in der Umwickelung des Griffes Metallverzierungen, „Menuki“, in alten Zeiten „Mafutaki“ genannt, welche Embleme mannichfacher Art darstellen. Das Stichblatt, „Tsuba“, aber ist das Kunstwerk und Prunkstück der ganzen Montirung und daher müssen wir etwas näher darauf eingehen.

Die Tsuba sind oft aus verschiedenen werthvollen Metallen angefertigt und Jagd- und Schlachtscenen keine ungewöhnlichen Arbeiten. Viele sind von Gold und Silber und die Feinheit der Ausführung aller Einzelheiten giebt diesen Montirungsstücken der Schwerter einen hohen Rang in der Geschichte der Kunstindustrie Japan's. Selten findet man Stichblätter von Haut, „Neritsuba“. Diese bestehen aus sechs runden Lederblättern, die mit schwarzem Lack überzogen sind. Man unterscheidet nach der Zusammensetzung der Metalle, auch nach der Form (z. B. „Shito kitsuba“), verschiedene Arten. So bezieht sich der Name „Shakudo“ auf Kupfer und Gold. „Shibuichi“ auf $^1/_4$ Silber, $^3/_4$ Kupfer. Unter und über dem Stichblatt, wo die Klinge ansetzt, hat man auf zwei Dinge Acht zu geben, die von gleichem Metall gearbeitet sind, nämlich auf die „Seppa“ (Axenblätter), oft vier an der Zahl, die die Tsuba befestigen, und auf die „Habaki“, eine Art Metallring, den ich in Ermangelung einer passenden Bezeichnung die Zwinge nenne. Bei kostbaren Schwertern, — und es gab deren in früheren Zeiten viele, welche 1000 rios (3500 bis 4000 ℳ) kosteten und als Familienstücke sich von Vater auf Sohn forterbten — werden die Habaki von Silber oder Gold gemacht. Bei den kleinen Schwertern, sowie auch bei den Wakizashi, finden wir zu beiden Seiten der Scheide, zwischen dem Stichblatt und der Klinge („Kurigata“, welche bei dem Tatchi „Obitori“ hiess), durch die das Seidenband, „Sagewo“, gezogen wird, zwei lange rechteckige Metallplatten, welche die Griffe zweier Messerchen sind und leicht ein- und ausgezogen werden können. Tafel III, Fig. 5 und 6 giebt hiervon Abbildungen.

Gewöhnlich befindet sich auf der Oberseite der Scheide das lange schmale Messer, „Kodsuka“, das zu vielerlei Zwecken, namentlich als Wurfmesser gebraucht wurde. Bei den meisten Schwertern dieser Art findet man nur das Kodsuka, in alten Zeiten „Sasuka“ genannt. Das andere, spiessartig und stumpf zulaufende Messerchen, „Koogai“, diente in alten Zeiten dazu, die Köpfe erschlagener Feinde am Gürtel zu befestigen. Bei den Luxus- und Modeschwertern der letzten Jahrhunderte finden wir anstatt der Koogai

metallene Essstäbchen „Hashi“ (Tafel III, Fig. 7). Einige Schriften behaupten, dass das Koogai gebraucht wurde, um den Haarzopf wieder in Ordnung zu bringen, wenn er durch die Kopfbedeckung in Unordnung gekommen war.

Auf alten Bildern sehen wir zuweilen an kleinen Schwertern einen Tabaks-Beutel. Zieht man in Betracht, dass die Krieger der von 1604—1868 dauernden Tokugawa-Dynastie mannichfache Spielereien an den Schwertern trugen, so käme man in Versuchung, derartige Schwerter gar nicht zu berücksichtigen, wenn uns nicht ganz alte Abbildungen mit dieser bis in die Sagenzeit hinaufreichenden Sitte bekannt machten. Eine Sage des Sosanoo Mikoto erzählt uns von einem Abenteuer dieses Kaisers, bei dem derselbe „aus dem am Schwerte hängenden Hibukuro oder Hiuchibukuro sein Feuerzeug nahm, Feuer anschlug und das Gras anzündete.“ —

Es gehörte eine solche Tasche, in der der Feuerstein und die Lunte aufbewahrt wurden, zur Ausrüstung des Kriegers, damit derselbe zu jeder Zeit in der Lage war, Feuer anzuzünden.

Noch an dem in Büchern abgebildetem Schwerte des Ashikaga Yoshiakira sehen wir solchen hibukuro und geben auf Tafel I, Fig. 6 eine Abbildung dieses Schwertes, das noch zu den Kotô, alten Schwertern, gehört. Später kam dieses ausser Gebrauch.

Die Montirung am unteren Ende der Scheide, „Kojiri“, ist bald kleiner, bald grösser, je nachdem sie zu den übrigen Ornamenten passt. Bei dem Katana, dem Hauptschwert des Säbelpaares, ist sie nur eine Metallkappe für den unteren Theil der Scheide, während sie bei den anderen Schwertern, welche mehr Verzierungen haben, auch mit den mittleren Metallringen in Verbindung steht.

Der Werth der Scheide selbst tritt in den Hintergrund. Wenn die Lackirung, die bei werthvollen Schwertern mit Sorgfalt gemacht wurde, nicht besonders schön ist, so beachtet ein Japaner sie kaum. Seine Aufmerksamkeit wird aber sofort rege, wenn das Holz, gewöhnlich Magnolia („Honoki“), nicht von besonderer Güte ist.

Bei den Katana und anderen wenig Montirung tragenden Scheiden kommt die Lackirung mehr in Betracht, ebenso wird auf die Arbeit der Metallscheiden Gewicht gelegt. Dunkle Farben der Schwerterscheiden werden vorgezogen.

Schreiende und bunte Farben sollen in der Blüthezeit der Raufbolde aufgekommen sein, wie namentlich zur Zeit der ersten Jahre der fremden Niederlassungen.

Eingelegte Muschelarbeiten, abgeschliffene Fischhäute bedecken häufig die Scheiden von Holz.

An den Scheiden der langen Schwerter, hauptsächlich der Katana, die in den Gürtel eingesteckt werden, finden wir etwas oberhalb der Mitte einen Haken, der dazu diente, das Schwert am Herunterfallen zu verhindern. Ein solcher Haken heisst „Obidome“, ungebräuchlicher ist der Name „Saguri“.

Wir betrachten nun die blanke Waffe, das eigentliche Schwert, wollen aber zuerst Einiges über die Schwertfeger sagen. Da uns nicht, wie den Japanern, von Kindesbeinen an Märchen, Wunder und Räubergeschichten von dem Schwerte erzählt worden sind, so gehen wir neugierig und vielleicht wissbegierig, aber furchtlos an die scharfe Waffe heran. Ganz anders würden wir denken, wenn wir in den Anschauungen des japanischen Volkes erzogen worden wären und uns zum Beispiel plötzlich ein Schwert des Muramassa gezeigt würde, der einer der berühmtesten und berüchtigsten Schwertfeger war und um 1322 lebte. Die von ihm angefertigten Schwerter wurden später von der Tokugawa-Regierung verboten, weil man sie für zu scharf hielt; denn man sagte, dass ein Stückchen Papier, das gegen das in den Fluss gehaltene Schwert schwömme, von demselben zerschnitten würde. Es scheint aber, dass die Besitzer solcher Schwerter Muramassa's ganz besonders damit geprahlt und recht oft eine passende Gelegenheit gesucht haben, um durch das Tsuji-giri, das „am Weg Erschlagen," die Schärfe ihrer Schwerter zu erproben, was man gewöhnlich an Hunden und wehrlosen Bettlern probirte, obwohl es verboten war. Oder man gab bei Hinrichtungen dem Scharfrichter Geld, damit er das neue Schwert erprobe. Ein directes Verbot, Muramassa Klingen zu tragen, ist nicht zu finden. Es ist aber nicht abzustreiten, dass die Tokugawa-Familie keine Muramassa-Klingen mehr trug, weil deren Gründer, Iyeyasu, der sich verschiedentlich mit diesen Waffen verwundete, dem Aberglauben huldigte, dass diese Klingen „blutdürstige und unheilbringende seien." Man hielt bald diese Schwerter für so „unglückliche", dass man fest überzeugt war, der Eigenthümer müsse verhungern, wenn das Schwert ein Menschenleben abgekürzt habe. Dies ist der Grund, warum Muramassa in vielen Schriften nicht mit zu den berühmtesten Schwertfegern gerechnet wird, obgleich seine Klingen zu den vorzüglichsten Fabrikaten des Landes zählen.

Es gab eine grosse Zahl Schwertfeger in fast allen Provinzen und zu allen Zeiten. Ihr Gewerbe galt als ein achtbares und ehrenwerthes. Leider gingen die meisten aber unehrlich zu Werke, indem sie Klingen alter berühmter „Marken" nachmachten und Namen und Daten bekannter Schwertfeger auf die Klingen setzten, wenn ihre eigenen keinen Ruf hatten.

Das Ansehen der Schwertfeger stieg, seitdem auch ein Kaiser, Gotoba no In, sich das Schwerterschmieden als Sport aussuchte und der Hofstaat und Adel des Landes dem Kaiser nachahmte. Diese Kaiserschwerter tragen das Kaiserliche Wappen, ein Chrysanthemum und darunter einen Schwung („Kiku ichi mon ji").

In dem japanischen Buche: „Kokontoken Mejin" finden wir ein genaues Verzeichniss der namhaften Schwertfeger.

Wir wollen aus der grossen Anzahl der bekannten Schwertfeger nur die allerbedeutendsten anführen:

Amakuni in Yamato, welcher 700 v. Chr. lebte und von dem wir schon

bei Anfertigung eines Tsurugi gehört haben, wird gemeiniglich als der älteste Schwertfeger genannt und spielt deswegen auch in den Sagen eine Rolle.

Yoshi mitsu von Awadaguchi, in der Provinz Yamashiro, auch Toshiro genannt, gehört neben Munechika (987), Massamune (1326) und Muramassa (1322) zu den bekanntesten Schwertfegern.

Die Art und Weise des Schmiedens war natürlich ein grosses Geheimniss der Schwertfeger und blieb in der Schmiede („Katana kaji").

Die Anfertigung der Klinge ist in der Hauptsache bei allen Schmieden die gleiche. Das Geheimniss besteht in dem Abkühlen und Härten des Stahles. Kein japanisches Schwert ist damascirt. Dieses uralte Verfahren, das nach der Stadt Damaskus seinen Namen haben soll, besteht darin, dass Stahlwaaren bunt verziert werden, was auf der ungleichen Angreifbarkeit des Stahles und Schmiedeeisens durch Säuren beruht; denn beim Aetzen von Arbeitsstücken, die aus Stahl und Eisen zusammengeschweisst sind, entstehen Flecken und streifenartige Zeichnungen. Wir müssen uns hieran erinnern, weil wir gleich sehen werden, dass bei den Japanern der Versuch gemacht worden ist, Verzierungen auf der Klinge hervorzurufen. Den Grundgedanken des Damascirens haben die Japaner demnach gehabt. Als gleichfalls wichtig muss uns der Umstand erscheinen, dass die alten Schwertfeger verstanden haben, aus alten verrosteten Ueberbleibseln von Eisen neue Schwerter zu schmieden, es ihnen ferner bekannt war, dass durch häufiges Umschmieden der Klingen deren Vorzüglichkeit erhöht wurde.

Die Klinge wurde aus gutem Stahl geschmiedet, der sehr hart und elastisch sein musste. Die aus Stabeisen geschmiedeten Klingen wurden mit einem Teig aus Pottasche und Thon oder Porzellanerde und Kohlenpulver überzogen, an der Sonne getrocknet, nochmals dem Feuer ausgesetzt und so lange erhitzt, bis die Masse eine weisse Farbe erhielt. Man kühlte die glühende Klinge dann in lauwarmem Wasser ab (Siebold und Dr. Wagner).

Die vielen Schwertfeger hatten eine unnennbare Zahl von Methoden, gute Klingen anzufertigen. Im Grossen und Ganzen unterschied man aber zwei Hauptmethoden, Schwerter zu schmieden: man schmiedete entweder eine Stahlplatte um ein bereits gehörig geformtes Stück Stabeisen mit diesem zusammen, so dass das letztere den Kern bildete, oder eine Eisenplatte wurde um Stahl geschweisst. Die erstere Methode, die von dem berühmten Schwertfeger Massamune herrührte, nannte man den Sagami-Styl, während die andere von Bizen ihren Namen erhielt.

Es gehörte auch zu den Kunstgriffen, den Schwerpunkt der Klinge richtig zu legen; denn da der Griff, „Tsuka", bei den verschiedenen Schwertern ungleich schwer war, so galt es, vorher genau zu wissen, was für eine Klinge anzufertigen sei. Diese Sorgfalt und Genauigkeit finden wir jedoch nur bei den Schwertern der berühmtesten Schwertfeger.

Gewöhnlich corrigirte man ungleiche Klingen, indem man auf der Scheide mehrere und schwerere Ringe anbrachte. Die Decorationen sind daher nicht immer der Ausschmückung der „saya“ (Scheide) wegen angebracht.

Auf sehr vielen Klingen finden wir nun an der Scheide eigenartige, meistens wellenförmige Zeichnungen, die den Klingen den Namen „Yakiba“, „mit gebranntem Kopf“, geben.

Man pflegte nämlich die Scheide getrennt von dem übrigen Theile hart zu machen, was man dadurch bewerkstelligte, dass man dieselbe mit Erde bedeckte, wenn das Schwert in das Feuer gelegt wurde.

Die Prozesse dieser Art weichen verschiedentlich von einander ab und man unterscheidet den Kuni mitsu-, Yamashiro-, Sagami- und Bizen-, Shoshiu- Mino- und Seki-Styl; auch benennt man die Zeichnungen, von denen wir die Midare und Chiusuguha auf Tafel III, Fig. 3 und 4 geben, mit besonderen Namen.

Auf dem harten Metall findet man bei Schwertern besonderer Schmieden Flecken „Niye“, sowie Wolken „Niyoie“, in der Schweissung.

An der Klinge (Tafel III, Fig. 3 u. 4) unterscheidet der japanische Schwertfeger 4 Theile: a) die Rückenkante, „Mune“, b) den Rücken, „Shinogi“, c) die Schneide, „Ha“, d) die Spitze der Schneide, „Boshi.“

Viele Schwerter haben an der Spitze der Schneide Zeichen (Punkte), die besonderen Schwertern eigen sind.

Auf dem Heft der Klinge sehen wir oft regelmässige Schraffirungen, „Kuniyuki“, die bestimmte Schwertfeger anwandten.

Zum Schleifen der Schwerter gebrauchte man in Japan „toishi“, Schleifsteine, die von so vorzüglicher Beschaffenheit waren, dass sie einen Weltruf erlangten. Man unterschied drei Sorten, von denen die Nagura-Steine aus der Mikawa- oder Sanshiu-Provinz die besten sind. Ihnen folgen die Gumori-Steine aus der Yamashiro-Provinz, und dann, als geringste Sorte, die Echisen-Steine. Bis 1868 bestand ein strenges Verbot, diese Schleifsteine aus dem Lande zu führen.

Da das Schwert der Japaner nicht nur eine so wichtige, sondern auch beliebte Waffe war und die Schwertfeger ihren ganzen Scharfsinn und Fleiss daran setzten, durch berühmte Klingen in aller Leute Mund zu kommen, so gaben sie den Schwertern, die von besonderer Güte waren und die für irgend einen berühmten Krieger oder Landesherrn angefertigt wurden, einen Namen. Ganz im Sinne der alten Sagenzeit pflanzte dann der Ruhm des Schwertes gleichzeitig den Namen seines Schöpfers weiter. Die Namen Kogarasu maru, Usumidori, Omokagetachi, Neko-, Hisa- und Wuno-maru kehren in Bild und Wort oft wieder.

Es sei erlaubt, hier einzufügen, dass das affix „maru“ ein schmückendes Beiwort ist und „glänzend“, „herrlich“ bedeutet. Bei Namen von Schiffen, Kindern, Lieblingsthieren finden wir das Wort oft. So kann der schwertkundige Japaner schon am Namen, an den sich viele Thaten, oft auch Sagen

knüpfen, wissen, wer der Schwertfeger gewesen ist, und darnach den Werth der Waffe, die er besichtigt, bestimmen. Es ist nicht möglich, alle die Namen, unter denen wir recht abenteuerliche Bezeichnungen finden, anzuführen, geschweige aufzusuchen.

Zuweilen findet man auf berühmten Klingen eigenthümliche Zeichen, wie in Figur 3 auf Tafel III. Viele Japaner halten sie für Verzierungen, weil sie es nicht besser wissen und auf einigen Prunkschwertern eingravirte Drachen und andere Ausschmückungen vorkommen. Mich brachte der Zufall auf eine Schrift, in der sich ein grosses Verzeichniss dieser „Bonji" oder Götterzeichen auf Schwertern befindet, das ich für meine sprachkundigen Leser auf Tafel V wiedergebe. Diese Zeichen waren ursprünglich Sanskritzeichen und von den buddhistischen Priestern gebraucht. Jedes dieser Zeichen war gleichsam eine Zauberformel für einen Gott oder Götterhelden. Ehe der Schwertfeger ein Schwert zu schmieden begann, an dem ihm viel gelegen war, sei es, dass er es auf Befehl einem sagenhaften Schwert nachbilden musste, sei es, dass ein gewaltiger Krieger oder Fürst ein vorzügliches Schwert zu haben wünschte, opferte er einem der Götterhelden, oft auch seinem Schutzpatron, für den er, wie jeder Japaner, seinen eigenen Hausaltar hatte. Nachdem er dann sieben Tage durch Fasten und Waschungen sich würdig vorbereitet, zog er seine Festkleider an und begann an einem ihm glücklich erscheinenden Tage die Arbeit. Zuweilen half ihm ein befreundeter Schmied als Assistent, „Ai-tsuchi." Unter Gebeten schmiedete man dann das verlangte Schwert und setzte nach der Arbeit das Götterzeichen auf die Klinge.

An solche ereignissvolle Tage der Schwertfeger knüpfen sich natürlich manche Sagen. Die bekannteste ist die von dem schon erwähnten Munechika, der nach einem Traum des Kaisers Ichijio Tenno ein Tsurugi schmieden soll. Munechika, der, obgleich er ein bekannter Schwertfeger war, daran zweifelte, ob er dem Wunsche des Kaisers Folge leisten könne, dachte sich das Gelingen der Arbeit ohne Götterhülfe unmöglich. Da ein Zuwiderhandeln ihn aber in's Unglück bringen konnte, die geheiligte Person des Tenno darauf bestand, flehte der Schwertfeger zu seinem Schutzpatron, dem Inari Daimiojin, dass er ihm Beistand leihen möge. Der Fuchsgott liess sich erweichen und schickte, als Munechika nach den Vorbereitungen allein an die saure Arbeit ging, einen Tsuka-washime in der „Gestalt eines jungen Mannes", wie die Sage sagt, als Assistenten. Auf der Klinge befindet sich das Bonji des Kogitsuné. Nach Anfertigung dieses Schwertes wurde der Name Munechika weithin berühmt. So erzählt wenigstens meine japanische Quelle (Tafel VI).

Es war auch gebräuchlich, dass der Schwertfeger seinen Namen auf das Heft der Klinge eingravirte, und es wird besonders erwähnt, wenn ein berühmter Schwertfeger, wie Gono yoshi hiro von Yetchiu, sich stolz weigert, seinen Namen auf die Klingen zu setzen, da man seine Schwerter

Druck v. Max Dr

Bonji

Götterzeichen auf Schwerter-Klingen.

Druck v. Max Dreizehnen, Berlin.

Munechika

berühmter Schwertfeger.

Druck v. Max Dreixehner, Berlin

an der Güte und Schärfe doch sofort von anderen unterscheiden könne. Die Mode, dass der Waffenschmied seinen Namen auf die Klinge setzte, scheint erst um 1184 eingeführt zu sein, als die Schwertfeger vom Hofe einen ehrenwerthen Rang erhielten, wenn sie sich durch vorzügliche Arbeiten auszeichneten. Wir finden daher den Titel: „Kami der und der Provinz" dem Namen des Schwertfegers häufig beigefügt, dem man dann noch das Datum beisetzte. Auch gravirte man manchmal einen Vers auf berühmte Schwerter ein, z. B.: „Nichts zwischen Himmel und Erde dem Furcht erregt,
der im Gürtel nur diese Klinge trägt."
oder: „Das Schicksal jedes Kriegers liegt in der Hand des Himmels,
doch ein geschickter Fechter begegnet nicht dem Tode."

An fast allen derartigen Versen erkennt man das Selbstbewusstsein, welches die berühmten Schwertfeger besassen.

Ist es zu verwundern, dass auch die Träger dieser Waffen bisweilen wie ungezogene Kinder mit denselben spielten und dass Ausartungen, sowie bei Kämpfen und Kriegen die Sucht, recht grausam und blutig zu Werke zu gehen, um von dem Schwerte womöglich viele Thaten berichten zu können, fast allgemein wurden?

Einige in die Volkssprache übergegangene Sprüchwörter beweisen die Gesetzlosigkeit und Gewaltthätigkeit der Samurai zur Zeit der Shogune (Militärherrschaft): „Mord und Plünderung sind Räuber- und Samurai-Gebrauch," auf Japanisch: Kiri dori goto bushi no narai,
und: „Wer Hunde und Samurai fürchtet, dürfte Mühe haben, durch die Strassen Yedo's zu gehen,"
Japanisch: Inu no kuso to samurai ga Kowaku towa Yedo no machi wa arukinai.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass man den japanischen Schwertmännern Muth und eine gewisse Ritterlichkeit nie abstreiten kann, aber ich wage doch zu behaupten, dass das japanische Schwert einen sehr nachtheiligen Einfluss auf den moralischen Character der Japaner ausgeübt hat. Denn es ist nicht allein asiatische Gefühllosigkeit, die blutige und grausame Thaten anschauen kann, sondern wir finden bei fast allen Japanern, bei Frauen und Kindern anfangend, bis zu alten Leuten hinauf, eine sinnliche Freude, wenn sie Schlachtscenen und Mord- und Henkersbilder betrachten, so dass man mit Recht sagen kann: dies Gefühl für Grausamkeit ist durch Jahrhunderte hindurch dem Volke anerzogen und vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht, zusammen mit der knechtischen Furcht vor den schwertertragenden Beamten.

Yokohama 1880.

Erklärung der Tafel V.

1.	Bonji (Götterzeichen) für Maristen,	Abkürzung des Sanskrit	Marîci-deva.
2.	„ Daikokuten	„	Mahâkâla-deva.
3.	„ Bensaiten (Mio-ken?)	„	Sudarçanâ.
4.	„ Bishamonten	„	Vaiçramaṇa-deva.
5.	„ Seiten	„	Ârya-deva ?
6.	„ Taishakuten	„	Indra-deva.
7.	„ Tamonten	„	Vaiçramaṇa ?
8.	„ Rasatsuten	„	Raksha-deva ?
9.	„ Daijisaiten	„	Maheçvara-deva oder Çiva ?
10.	„ Dainishiniyorai	„	Mahâvairocana Tathâgata.
11.	„ Yakushiniyorai	„	Baishajyaguru Tathâgata.
12.	„ Monjiubosatsu	„	Mañjuçrî Bodhisattva.
13.	„ Fukenbosatsu	„	Samantabhadra Bodhisattva.
14.	„ Mirokubosatsu	„	Maitreya-Bodhisattva.
15.	„ Kokudsobosatsu	„	Akâçagarbha „ ?
16.	„ Jisobosatsu	„	Bhûmigarbha „ ?
17.	„ Shogundjiso	„	Avalokiteçvara „ ?
18.	„ Aidsenmioo	„	} Vidyârâja
19.	„ Kosanseimioo	„	} Vidyârâja
20.	„ Gunsarimioo	„	Guṇḍalî Vidyârâjñî.
21.	„ Taiitokumioo	„	Vidyârâja.
22.	„ Kogoyakusamioo	„	Vajrayaksha Vidyârâja.
23.	„ Fudomioo	„	Acala Vidyârâja ?

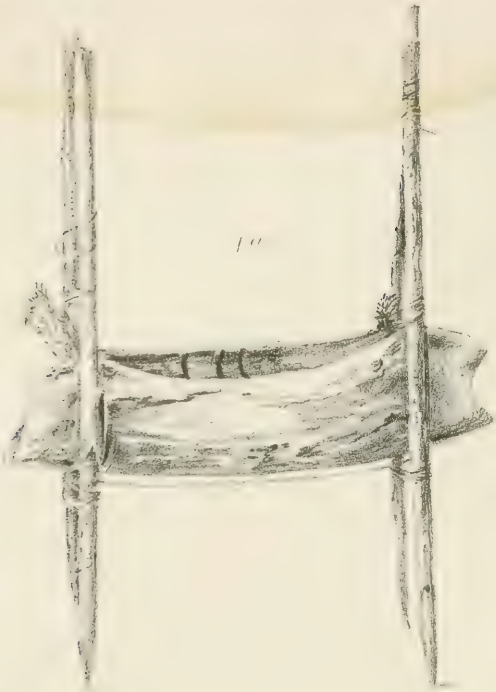
(19—23 sind die fünf grossen Ârya.
18, 19, 21 führen jeder ausser Vidyârâja (jap. Mioo) noch einen zweiten Namen, den ich nicht identificiren konnte).

24.	„ Kugaradoji	}	„ Zwei Kumâra von Acala Vidyârâja ?
25.	„ Settakudoji	}	
26.	„ Shokansion	}	„ Verschiedene Verkörperungen des Avalokiteçvara.
27.	„ Senjiukannon	}	
28.	„ Batokannon	}	„
29.	„ Ziuichimenkannon	}	„
30.	„ Yoriukannon		„
31.	„ Kodjiu		„ Vajra Kumâra ?
32.	„ Guhirojiu		„ Vajrahasa.
33.	„ Hairojiu	}	„ Zwei Kumâra von Mañjuçrî.
34.	„ Gubirajiu	}	„
35.	„ Satsusetsuzataishio		„ Vajrabhâshya ? ?

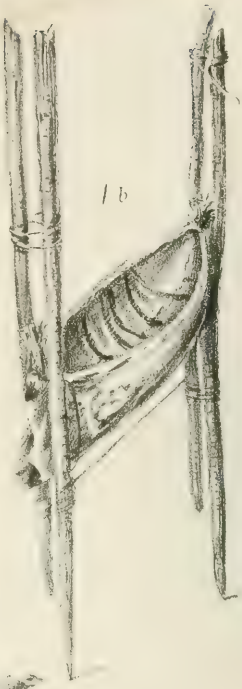
(32—35 sind sehr fraglich).

36.	„ Haguusei (Hagunshio)	}	Bezeichnungen für Sterne.
37.	„ Bukiokusei (Mukokushio)	}	
38.	„ Bunkiokusei (Mongokushio) (und Bunkyokusei)	}	

Die mit Fragezeichen versehenen Benennungen lassen sich im Sanskrit mit Sicherheit nicht auffinden.



1a



1b

2

Verlag von PAUL PAREY in Berlin

Ueber die Bewohner der Nicobaren.

(Hierzu Taf. VII.)

Von

F. A. de Roepstorff,

Assistant Superintendent.

(Nach dem englischen Manuscript des Verfassers bearbeitet von F. Jagor.)

Innerhalb fünf Monate hatte ich zweimal Gelegenheit, Gross-Nicobar zu besuchen, zum Zwecke die Schombeng's[1]) kennen zu lernen.

Schon lange wusste man, dass im Innern von Gross-Nicobar ein besonderer Volksstamm lebt. Pastor Rosen[2]) berichtet: „Im Innern von Gross-Nicobar soll eine wilde Völkerschaft, wahrscheinlich von höherem Alterthum als die übrigen, wohnen. Die Nicobaresen betrachten sich als jenen Wilden sehr überlegen und vergleichen sie mit Affen; sie sollen keine Kleider tragen, keine Häuser besitzen, wie Thiere im dichten Walde wohnen, den Anblick anderer Menschen scheuen und ihre Schlupfwinkel nie verlassen, ausser um Lebensmittel zu suchen, die sie zuweilen aus den Hütten am Strande rauben, wenn diese verlassen sind."

Vom Tage meiner Ankunft in den Nicobaren hat dieser Gegenstand mich beschäftigt und habe ich mich oft mit den Leuten von Nankauri darüber unterhalten. Ich glaubte, es handle sich um Negritos, um so mehr als 1872 einige zum Besuche nach Port-Blair gekommene Nicobaresen, als sie zum erstenmale Andamanesen sahen, erklärten, dass sie wie Schombengs aussähen. Den einzigen zuverlässigen Bericht über diesen unbekannten Volksstamm verdanken wir der Expedition der Galathea 1845. Einige dänische Offiziere und Gelehrte[3]) fuhren in zwei Booten, nicht ohne

---

1) So werden die Stämme im Innern der Insel von den Küstenbewohnern genannt. Schom bezeichnet die Nicobaresen im Allgemeinen, beng oder peng die Stämme im Innern.

2) Pastor Rosen, ein Däne, lebte als Missionar von August 1831 bis December 1834 auf Gross-Nicobar.

1) Corvetten Galathea's Jordomseiling, Kjöbnhavn. 1848. I. Bl. 342.

Schwierigkeiten, von der Galathea-Bucht, am Südende der Insel, einen Fluss hinauf und gelangten Nachmittags „an eine Stelle, wo er einen rechten Winkel bildet und ein grosser bewaldeter steiler Hügel sich dicht an den Strom drängt. Hinter dem Hügel“ heisst es, „ist eine kleine Bucht, in welcher 3 bis 4 Kähne am Ufer festgemacht waren. Wir erklommen den Berg, fanden die Stelle gegen den Fluss hin sorgfältig eingezäunt und innerhalb der Umzäunung, welche den ganzen Hügel umgab, 7—8 Hütten, die aber alle von den Bewohnern verlassen waren. Am Abhange lag ein umgestürzter Baumstamm, dessen Krone auf der gegenüber liegenden Thalwand ruhte, wie eine Brücke in der Luft. Nach der Sorgfalt zu schliessen, womit der Platz eingezäunt war, müssen diese armen Wilden einen Angriff befürchtet und sich diese Rückzugslinie offen gehalten haben. Aber wen fürchteten sie? Als Capitain Aschlund Tages vorher den Platz besuchte, war er eben verlassen worden, die Feuer brannten noch auf den Kochplätzen; unsere Ankunft aber konnten sie unmöglich voraussehen, uns also konnten sie nicht fürchten; die Strandbewohner auch wohl kaum, da diese beiden Völkerschaften, obwohl auf einer und derselben Insel lebend, die nur 28 Meilen lang und 12—16 breit ist, nichts von einander wussten, so dass die Leute am Strande von denen im Innern, wie von leibhaften Waldteufeln sprachen, die auf Bäumen leben, Frösche und Schlangen fressen und überhaupt dem Thiere sehr ähnlich seien, dessen Namen sie ihnen beilegten, — dem Orang-utan nämlich. Sie versicherten uns,dass dieselben weder Häuser noch Kähne besässen; das Erste aber, was wir antrafen, waren Häuser und Canoes. — Gegen wen also die Vertheidigungswerke? .... Den einzig zurückgebliebenen Einwohner fanden wir in einer Art Gefängniss aus Baumstämmen und Stangen; es war ein Schwein, beinahe verhungert. Danach zu schliessen, waren die Leute wahrscheinlich schon mehrere Tage nicht dort gewesen. Dass die Niederlassung erst seit Kurzem gegründet worden, zeigte der frische Zustand der Palissaden und der Pfähle, welche die Hütten trugen. Wir waren alle einig, dass die Einwohner eine höhere Stufe der Gesittung einnehmen müssten, als unsere Freunde, die Strandbewohner, ihnen zugestehen wollten. Freilich waren ihre Hütten die elendesten, die wir je gesehen, es konnten kaum zwei Menschen darin sitzen, noch weniger liegen, immerhin waren es Hütten, und nach demselben Plane, wie die am Strande, nämlich auf Pfählen ruhend, eine Bauart, welche übrigens die Malayen in sumpfigen Gegenden immer anwenden. Einige waren blosse Schlafgestelle, die mit einer Seite gegen einen Baumstamm lehnten, mit Palmblättern oder Baumrinde als Bedachung. Aus einem solchen Stück Baumrinde bestand auch im Wesentlichen ihr Kochgefäss, das von einem Gestell von vier kleinen Stangen mit Querhölzern getragen wurde; — darunter wird das Feuer angemacht. .... Wir fanden einige hölzerne Speere, einige Fetzen aus Cestis-Rinde gepressten Zeuges. Am Boden lagen einige Pandanus-Früchte, in einer Hütte auch ein Stück Pandanus-Brod. Schliesslich stiessen wir im Walde nahe der

Umzäunung auf einen frisch gefällten Baum, und schlossen daraus, dass sie gutes Werkzeug besitzen müssen. Alles schien anzudeuten, dass die Bewohner dieser Niederlassung desselben Stammes sind, wie die Strandbewohner."

Im November 1873 besuchten mich Strandbewohner[1]), die, um zu handeln, nach Nankauri gekommen waren, und brachten einen jungen Mann mit, angeblich einen Schombeng. Er war gross und stark, fast so gut gebaut, wie sie selbst. Sein Aussehen war mongolisch; die schiefstehenden Augen gaben seinem Gesichte einen eigenthümlichen Ausdruck. Der untere Theil seines Gesichts war vorspringend, sein Kopf nicht abgeflacht. (Die Strandleute pressen ohne Ausnahme den Hintertheil des Kopfes flach.) Auf den ersten Blick erinnerte er mich an die Leute von Schaura, welche von ganz anderer Herkunft sind, als die Strandbewohner. Sein Aussehn wich von dem der Strandbewohner ab; wäre es mir aber nicht gesagt worden, so hätte ich sicherlich nicht geahnt, dass er von dem Stamme im Innern sei.

Im April 1876 entschloss ich mich, selbst die Schombengs aufzusuchen, und brach in einem offenen Kutter auf, mit einem Führer, einer Polizeiwache und 11 starken Sträflingen als Ruderern. Ungünstiges Wetter verhinderte mich, das von der dänischen Expedition 1845 besuchte, verlassene Dorf an der Galathea-Bucht zu erreichen. Ich musste mich mit dem Versuch begnügen, einen der nördlichen Stämme in der Nähe des Ganges-Hafens aufzusuchen.

In Pulo Condul, einer kleinen Insel im Norden von Gross-Nicobar, verschaffte man mir Gelegenheit, mit einem Schombeng zu verkehren, der sich gerade in dem 5 bis 6 Miles entfernten Ganges-Hafen aufhielt. Wie der Knabe, den ich in Nankauri gesehen, hatte sein Aeusseres nichts von einem Papua oder Negrito[2]). „Es war ein Mongole mit kleinen schiefen Augen, seine Nase war gebogen, aber unten flach. Sein Mund weniger vorragend, als bei den Strandleuten, die Zähne klein und wohl geformt, aber schwarz. Er war 5' $8\frac{1}{2}$" (engl.) hoch, Haar und Augen schwarz (die Strandbewohner haben braune Augen). Das Haar hing ihm wild ins Gesicht und war gerade über den Augen abgeschnitten. Die Stirn war hoch und wohlgeformt, die Ohren nicht sehr gross, aber durchbohrt, seine Beine kurz, Füsse und Hände klein. Er war merklich weisser, als die drei anwesenden Strandbewohner. Um die Hüften trug er eine Schnur, die aber nachlässig umgebunden und offenbar eben erst angelegt war. Die Unterhaltung kam bald in Gang. Er vertraute mir, dass seine Stammesgenossen weder Affen noch Python's verspeisen, sondern vom Ertrage ihrer Gärten leben, dass sie grosse Flächen mit Yams-Wurzeln und Gunya bestellen; auch Vögel essen sie gern; Eulen und Tauben fangen sie in Schlingen, Bogen

1) F. A. de Roepstorff Vocabulary of dialects spoken in the Nicobar and Andaman Islands, with a short account of the natives. Calc. 1875.

2) Siehe Proceedings Asiatic Soc. Beng. July 1876; das Folgende ist ein Auszug daraus.

und Pfeile benutzen sie nicht, aber Spiesse. Die Männer gehen nackt, die Weiber tragen einen kurzen Unterrock von Cestis-Rinde. Ich fragte, was für Kochtöpfe sie hätten, und er erklärte, dass sie gar keine besässen, sondern ihr Essen in Gefässen von Areca-Bast kochten. Zum Beweise zeigte er mir Reste seiner letzten Mahlzeit; er hatte ein Paar Reisvögel (Demiegretta sacra) verzehrt. Ich forderte ihn auf, mich nach seinem Wohnplatz zu führen; zuerst schien er halbwillig, aber meine Führer machten ihn ängstlich, und nun weigerte er sich entschieden, versprach mir aber, nach seinem Dorfe zu gehen, um einige Spiesse, etwas Zeug und auch einige Gartenfrüchte zu holen. Vier Tage, meinte er, müsse er wenigstens dazu haben. So wurden denn je vier Knoten an 2 Stöcke gebunden, er nahm den einen, wir den anderen. Während wir sprachen, kam ein Schwein heran und er erzählte uns, dass dieses Schwein ihm den ganzen Weg, von seiner Wohnstätte an, wie ein Hund gefolgt sei und überall mit ihm gehe . . . . Am vierten Tage war ich wieder zur Stelle . . . er brachte eine schöne grosse Yams-Wurzel aus seinem Garten und einige andere Feldfrüchte, 3 Spiesse, von denen einer ganz aus Areca-Holz, und ein Stück Zeug. Er hatte seine Genossen gefragt, ob ich ihre Wohnstätte besuchen dürfe; sie wollten es gestatten, falls ich meine Frau mitbrächte. Ich gab ihm einige Geschenke mit für seine Frau und seinen Bruder, der mit ihm gekommen war. — Sein Bruder, ein halberwachsener Knabe, trug das Haar in derselben Weise wie er. — Ich wusste in der Sache nichts weiter zu thun, so trennten wir uns denn nach kurzer Unterhaltung.“ Auch bei dieser Gelegenheit fiel mir die Aehnlichkeit dieser Leute mit den Schowra-Volke (Shom-Tatat) auf.

Der gegenwärtige Ober-Commissar der Andamanen, Oberst T. Cadell, der grosses Interesse für die eingeborene Bevölkerung der Inseln hat und jede Gelegenheit benutzt, um unbekannte Oertlichkeiten zu untersuchen, interessirte sich auch für die Schombeng-Frage. Im October 1880 stellte er mir einen Schoner der Station zur Reise nach Gross-Nicobar zur Verfügung. Das Wetter war aber so stürmisch, dass der Plan, die Galathea-Bucht zu erreichen, trotz aller Anstrengungen misslang, und nach dem Ganges-Hafen gesteuert wurde, wo ich meinen alten Bekannten von 1876 zu treffen und in sein Dorf zu gelangen hoffte. Windstille verhinderte uns tief in die Bucht hineinzufahren; wir begegneten aber einem Canoe voll Strand-Nicobaresen und folgten der Einladung, sie in ihr Dorf Laful zu begleiten, in dessen Nähe ich Schombengs antreffen würde. Nach einer kurzen, aber äusserst beschwerlichen Fahrt in einem Ruderboot, bei strömendem Regen, machten wir Halt; die Führer stiegen aus und kamen mit einem Manne, Namens Koal zurück. Wir unterhielten uns sehr freundlich mit ihm; er versprach, Nachmittags seine Frau und Kinder zu holen. Nachdem wir Geschenke ausgetauscht, trennten wir uns und erwarteten unseren Schombeng in einer kleinen Hütte. Spät Abends kehrte er zurück, aber

wegen des starken Regens ohne sein Weib. Wir sahen daher nur den einen Mann. Sobald ich ihn erblickte, war ich sicher, Papua-Blut vor mir zu haben. Sein Haar war üppig, buschig und leicht gekräuselt (curled), bedeckte gleichmässig die Fläche des Kopfes und wuchs nicht, wie bei den Negritos, in Büscheln (clumps). Sein Antlitz war angenehm, besonders wenn er lächelte; Stirn hoch, Nase wohlgeformt, die Oberlippe ragte merklich hervor, Unterlippe klein, Zähne schwarz, aber nicht gross, wie die der Strandbewohner. Ein Zahn war lose, der Mann war indessen nicht zu bewegen, ihn herzugeben. Seine Hautfarbe war kupferbraun, heller als die unserer Führer aus Gross-Nicobar und Nankauri. Seine Schamtheile waren zugebunden, aber so lose, dass die Strandbewohner gewiss recht haben, wenn sie sagen, dass die Schombeng-Männer ganz nackt gehen.

Es war dies ein so ausgesprochener Typus, und ich zweifelte so wenig, auf die Spur echten Papua-Blutes gekommen zu sein, dass ich, sowohl für die Asiatische Gesellschaft in Bengalen[1]), als auch für Ihre Gesellschaft einen Bericht niederschrieb; letzteren sandte ich aber nicht ab, weil zur Zeit gerade eine neue Expedition geplant wurde. Diese fand im December statt. Oberst Cadell begab sich nach der Galathea-Bucht; die Strandbewohner weigerten sich aber, ihn und seine Begleiter zu den Schombengs zu geleiten, und die Expedition kehrte unverrichteter Sache zurück. Im März aber unternahm der Oberst eine neue Reise und ich erhielt Befehl ihn zu begleiten. Ich schlug als Ziel die Galathea-Bucht vor, wegen der dort zu erwartenden grösseren wissenschaftlichen Ausbeute; der Oberst entschied aber für Laful, wegen des von mir dort gehabten Erfolges. Das Wetter war sehr schön und windstill und versprach die besten Resultate für unsere Unternehmung.

Am 12. besuchten wir den „Kleinen Bruder", ein dicht bei der kleinen Andamane gelegenes Inselchen, welches die Bewohner jener Insel zuweilen besuchen, um Schildkröten zu jagen. Freundschaftliche Beziehungen zwischen den Bewohnern beider Insel haben aber nie bestanden, weil die Negritos der kleinen Andamane sehr wild sind und jede Annäherung zurückweisen.

Der 13. März wurde in Car-Nicobar verbracht. Die Eingeborenen dieser Insel sind gross und stark, von derselben Rasse, wie die von Nankauri. Sie reden eine andere Sprache, sind sehr geschickt im Handel, lernen auch fremde Sprachen und sprechen ein rohes Matrosen-Englisch. Wir wurden gastlich aufgenommen, da der Oberst dort wohl bekannt und beliebt ist. Sie führten uns in ihr Dorf, liessen uns ihre grossen runden Hütten betreten, die vortrefflich gearbeitet, mit Gras bedeckt sind und etwa 8 Fuss über dem Boden stehn. Im Dorfe waren Händler aus Birma beschäftigt, Cocosnüsse zu trocknen.

1) Notes on the inhabitants of the Nicobars. As. Soc. Beng. Jan. 1881.

Am 14. erreichten wir Nankauri. Ich freute mich meine alten Freunde wiederzusehn. Als sie erfuhren, dass Frau de Roepstorff bei uns sei, kam eine grosse Anzahl Männer und Weiber an Bord, um sie zu begrüssen. Hier wurde Teri-akla, einer der reichsten Cocospalmen-Besitzer, als Führer angenommen. Er wollte ein Boot in Gross-Nicobar erwerben, und, da ihm gestattet wurde, eines mit zurückzubringen, sagte er zu, jedoch erst, nachdem die Einwilligung seiner Frau durch Geschenk eines schönen Kleides erlangt worden war.

Am 15. gelangten wir nach Pulo Condul (Nic. Lamongsche), wo wir eben so gastlich aufgenommen wurden, wie ich 1876. Dang ist der Häuptling der Insel, sein Haus ist das grösste, es ist gut im Stande und musterhaft rein; er stellte uns seine Familie vor und Frau de Roepstorff leistete ihnen Gesellschaft, während wir andern schiessen gingen.

Ceyx tridactyla suchten wir vergeblich, statt Palaeornis caniceps schoss ich einen P. erythrogenys, der auch leicht anderswo zu haben ist. Von der schönen Aethopyga nicobarica erlangten wir alle Altersstufen; sie brütet also sicherlich auf dieser kleinen Insel. Oriolus macrurus und Eulabes javanensis fanden wir auch. Ungern trennten wir uns von diesem reizenden Ort, der uns sehr reiche ornithologische Ausbeute geliefert hatte. Unser Nankauri-Führer kaufte hier einen Kahn, den er, da wir Eile hatten, mit einem provisorischen Ausleger versehen musste. (Ein recht gutes Modell eines Botes habe ich der Anthropologischen Gesellschaft gesandt).

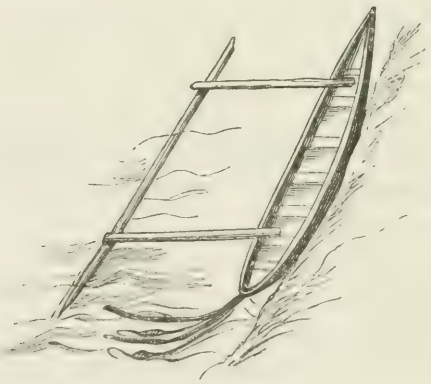


Fig. 1.

Mit Anbruch der Nacht ging der Dampfer vor dem Dorfe Laful vor Anker (s. die Karte). Mehrere Leute kamen an Bord; einer, Namens Dong, wurde als erster Führer angeworben. Dong wird ein Mann von Einfluss werden, denn er besitzt vier hübsche kleine Töchter und, da die Töchter hier ihre Heimstätte nicht verlassen, so wird er dereinst das Haupt von vier Haushaltungen sein. Die Familie machte einen sehr guten Eindruck und es entspann sich ein recht freundschaftlicher Verkehr.

Am folgenden Morgen brachen wir, der Oberst und ich, begleitet von

Scale 8000 feet = 1 inch.

A. Vermuthliche Lage des Dorfes, welches von der Galathea-Expedition gefunden wurde.
B. Der Platz, wo Herr de Roepstorff 1876 Schombengs traf.
C. Dorf Laful, Ausgangspunkt der Expedition von 1880—81.
D. Vermuthliche Lage des Schombeng-Dorfes, welches Colonel T. Cadell und Herr de Roepstorff im März 1881 besuchten.

Dong und drei andern Führern auf, nach Ueberwindung verschiedener, durch die Lässigkeit der letzteren veranlassten Hindernisse. Das Trinkwasser wurde in zwei Paar Hishojés mitgenommen, welche ich aus einer Hütte fortnahm; die Weiber trennen sich nicht gerne von ihnen, da ihre Anfertigung viel Geduld und Mühe kostet. Sie bestehen aus paarweis verbundenen Cocosnüssen, es ist nicht leicht zwei gut zu einander passende aufzutreiben; man bohrt mit einem eigenthümlich geformten Messer ein zollgrosses Loch in das obere Ende, entfernt vorsichtig den Kern, bindet die beiden Nüsse mit einem aus Rotang geflochtenen Bande zusammen und hängt sie über dem Heerde auf. Dort hängen sie oft ein ganzes Jahr, bis der Rauch sie wohl geschwärzt hat, dann werden sie abgenommen und mit der Hand polirt, ein sehr langwieriges Verfahren! In diesen Cocosschalen wird der ganze Wasserbedarf für den Haushalt herbeigeschafft. Ein Weib trägt an einem Stocke über der Schulter vier Paar vorn und vier Paar hinten; die grössten, schönsten, glänzendsten sind für das Trinkwasser bestimmt. Die Brandung ging sehr hoch, wir wurden einzeln gelandet, und mussten dann unsern Nachen sammt Gepäck auf den Schultern bis zur Mündung des Flüsschens tragen, wo wir einen zweiten Kahn fanden, der einen Theil unserer Gesellschaft aufnahm.

Diese Inseln bestanden einst nur aus steilen Hügeln; der durch die starken Regengüsse abgewaschene Sand und Schutt wurde von den sie umgebenden Korallenbänken zurückgehalten und bildete allmählich eine Fläche, auf der sich Rhizophoren (die in Salzwasser wachsen) ansiedelten. Durch ihr Netzwerk von Wurzeln hielten sie das Erdreich zurück und förderten so die Bildung von Schwemmland, das sich allmählich über das Niveau des Salzwassers erhob und zur Aufnahme von Gras, Palmen und endlich von Laubholz geschickt wurde. Jetzt kommen Rhizophoren nur noch vereinzelt vor. In diesem Schwemmlande sind tiefe Canäle zurückgeblieben, welche die Salzfluth weit in das Innere tragen und den gewaltigen Regengüssen (in den Andamanen 120″, hier vermuthlich noch mehr) zum Abfluss dienen.

Einen solchen Canal fuhren wir etwa $1^1/_2$ Miles weit hinauf, landeten in einer Cocospflanzung, sandten einen Boten voraus an die Schombengs und traten die Landreise an. Vom Wetter begünstigt, gelangten wir, in einem ausgetrockneten Flussbette marschirend, in einer Entfernung von $^1/_2$ Mile an eine Pflanzung der Schombengs, eine Lichtung von $^1/_3$ Acre, mit Bananen bepflanzt, jede Pflanze durch einige Stöcke geschützt. Zwischen den Bananen spross junge Waldung auf, und es sah aus, als wäre die Stelle zur Zeit nicht bewohnt. In dieser Lichtung standen 3 Hütten (Figur 2), 6×3 Fuss im Quadrat und 3 Fuss über dem Boden. Das Dach bestand aus 5 Rindenstreifen, die Fussböden aus gespaltenen, dicht an einander gelegten Stämmen einer Palmenart. Die Hütte enthielt nichts, was zur Bequemlichkeit eines menschlichen

Wesens beitragen konnte, erwies sich aber regendicht. Die Pflanzung ist noch jung, und offenbar bestimmt, in der nassen Jahreszeit 1881 bezogen zu werden, wenn die Früchte reifen. Rings um die Hütten lagen Schalen von Navicella, Neritina und andere für Eingeborene essbare Süsswassermuscheln. Dies bewies, dass sie solche Kost lieben, und auch, dass, wenn es gelingt,

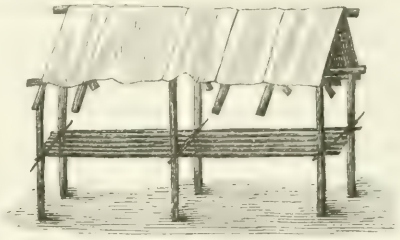


Fig. 2.

eine dauernde Wohnstätte von Eingeborenen zu entdecken, Süsswasser-Kjökkenmöddings zu erwarten stehen. Nachdem wir im trockenen Flussbette etwa 1 Mile weiter gewandert, stiessen wir auf eine andere kleine Lichtung mit einer Hütte, in welcher wir zum ersten Mal eine wirkliche Kochvorrichtung antrafen.

Ein muldenförmig zusammengebogenes Stück Baumrinde war an beiden Enden zwischen je zwei, in den Boden gesteckte Stangen gezwängt und ruhte unten auf einer, vom Gestell getragenen Stange; die offenen Enden waren mit Thon verschlossen. Das Zusammenschrumpfen der Rinde wurde durch eine Anzahl inwendig angebrachter hölzerner Rippen verhindert, welche durch einen am Boden liegenden Stab in ihrer Lage gehalten wurden (Figur 2). Die Aussenseite dieser eigenthümlichen Vorrichtung war stark geschwärzt und zeigte, dass sie benutzt worden war. Der Kochplatz befand sich an einem Ende der Hütte, nahe dem Boden, unter dem Schutz des Daches. Bei meinem früheren Besuch war diese Lichtung noch nicht vorhanden.

Ueber allerlei Hindernisse, mit Zurücklassung unseres Gepäckes, das die Träger auf grossen, aus dem Wasser ragenden Felsen niederlegten, erreichten wir nach angestrengtem Klimmen eine Lichtung auf dem Gipfel eines Hügels, wo wir Halt machten. Nach unserer Schätzung betrug

	die zurückgelegte Entfernung	die erreichte Meereshöhe
in Kähnen im Flussbett . .	1½ Miles	
zur ersten Lichtung	1 „	
zur zweiten Lichtung . . .	1 „	
zur Stelle, wo das Gepäck zurückgelassen wurde . . .	½ „	300′
den steilen Berg hinauf . .	1½ „	1500′
im Ganzen . .	5½ Miles	1800′

Richtung W, etwas S.

Hier fühlten wir zum erstenmale die kühlende Seeluft wieder. Vor uns lag eine Lichtung, frisch gefällter Wald, manche Bäume waren noch nicht trocken, der Gipfel enthielt eine Stockade aus gespaltenen Baumstämmen, von etwa 2′ Umfang, einige standen aufrecht, andere lagen horizontal. Die Stockade umgab ein kleines Dorf von drei Hütten und eine noch junge Bananen-Pflanzung. Innerhalb der Einzäunung erblickte ich meinen Freund Koal, dem ich Papua-Blut zugeschrieben hatte. Er begrüsste mich mit einem Lächeln, das aber nicht fröhlich war, vielleicht wegen der zahlreichen Gesellschaft, die in sein friedliches Heim drang.

Auch ein alter Mann, der an einem Wasserbruch litt, war zugegen; er war von demselben Typus wie der Knabe, den ich 1873 in Nankauri sah und wie der Mann und der Knabe im Ganges-Hafen 1876, ganz verschieden von Koal. Die übrigen Bewohner hatten, wahrscheinlich auf die Kunde unseres beabsichtigten Besuches, das Dorf verlassen. Die beiden Männer gingen mit einigen unserer Begleiter, um unser Gepäck herauf zu holen. So hatten wir Gelegenheit, alles ungestört zu besichtigen. Die Stockade hatte keinen Eingang, man musste hinüber klettern, sie war aber nur 3′ hoch, und schien eher zur Abwehr gegen Schweine (wilde und zahme) als zur Vertheidigung bestimmt. Die Hütte 1 (Figur 3), 6′ × 3′, offenbar die vornehmste, denn sie enthielt die Kochvorrichtung aus Baumrinde,

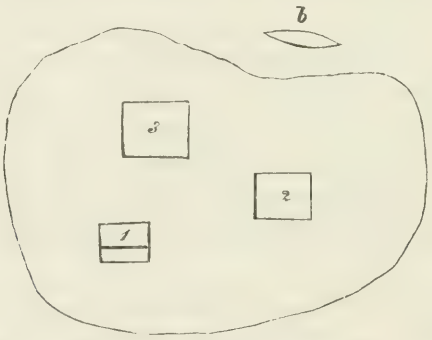


Fig. 3.

ruhte an einem Ende auf einem Baumstumpf 3½′ über dem Boden; sie war mit Rinde gedeckt, durchaus gleich der bereits beschriebenen, nur lag die Kochvorrichtung in gleicher Höhe mit dem Fussboden, am Südende. An den Seiten waren, zum Schutz gegen die Sonne, Blätter angebracht und an der Südseite eine alte Baumrinde, die vordem als Kochgefäss gedient hatte, wie aus vielen Brandflecken ersichtlich war. Die Hütten 2 und 3 massen 6′ × 6′. Bald kam das Gepäck, aber gleich darauf verschwanden Koal und der alte Mann, und unsere Führer meldeten, dass sie davon gelaufen seien. Wir erklärten ihnen sehr energisch, dass wir den Platz nicht verlassen würden, ohne die Schombengs zu sehen und Freundschaft mit ihnen zu schliessen. Die Führer waren schlechter Laune, da es sehr an Proviant mangelte; einige Rit-alu- und Gunya-Knollen und Bananen hatten wir wohl

von Koal erhalten, aber Dang aus Condul weigerte sich durchaus, Schombeng-Nahrungsmittel zu geniessen, sonst würde er Krankheit in sein Haus bringen, und seine kleine Tochter könne sterben; — ihr zu Liebe ertrug er die Qualen des Hungers. Endlich bewog er die Männer aus Laful, Koal wieder herzuschaffen. — Koal kam, sah aber nicht sehr heiter aus. Wir überhäuften ihn mit Geschenken, gaben ihm 4 Perlenschnüre (kleine Glasperlen sind der einzige Reichthum dieses Volkes, vertreten auch die Stelle des Geldes), theilten unser Brod mit ihm und er versprach, die Schombengs unfehlbar um 2 Uhr Mittags herzuführen, indem er nach der Stelle des Himmels wies, wo die Sonne dann steht. Der Nachmittag verging, ohne dass die Schombengs erschienen. Der Proviant war fast aufgezehrt, es fehlte an Wasser; unsere Führer wurden so mürrisch, dass sie erklärten, uns verlassen zu wollen, wenn wir am folgenden Tage nicht zurückkehrten. Ich glaube aber nicht, dass sie es gethan hätten. Oberst Cadell zeichnete den Kochapparat, ich nahm die Camera lucida zur Hand und zeichnete die Hütte No. 1.[1]), wobei der Oberst mir half.

Endlich kamen die Schombengs! Wir verhielten uns ganz ruhig, um sie nicht zu ängstigen. Es war inzwischen so spät geworden, dass wir unsere Lampe anzünden mussten, um unsere letzten Bemerkungen über sie niederschreiben zu können.

Hier folgen die zur Zeit von Oberst Cadell gemachten Aufzeichnungen:

Alleo 5′ 3″ (engl.) hoch, Brustumfang 36″, Alter 30—35, Haar dünn, schlicht, schwarz; wohl gebaut, etwas knöchern, Schamtheile lose zugebunden, als blieben sie meist unbedeckt, Schamhaare spärlich. Zehen ausgereckt. Kleiner spärlicher Schnurrbart, wenige Haare im Bart, Zähne gefärbt, aber nicht übergross; der Kopf scheint hinten abgeflacht, der Brauch soll aber bei den Schombengs nicht herrschen. Farbe ein wenig, sehr wenig, heller, als die der Strandbewohner. Ohren durchbohrt, $^1/_2$ Zoll dickes Baummark in einem Ohrloch. Doppelschnur weisser Samen von der linken Schulter zur rechten Achsel, an beiden Armen geflochtene Schnüre von heller und dunkler Faser.

2. Taukau, 5′ $2^1/_2$″ hoch, Brustumfang 36″, Alter 16 bis 18. Haar schlicht, reichlich, über den Augenbrauen gerade abgeschnitten; schwarzbraune Augen. Mongolische Form, hohe Stirn, langes Gesicht, schmale gerade, leicht gebogene Nase, Mund klein, Oberlippe vorragend, Unterlippe klein, Zähne schwach gefärbt, durchaus angenehmes Gesicht. Schamtheile sehr entwickelt und kaum verhüllt. Halsband von weissen Samen, an den Armen Schnüre wie No. 1, rechtes Ohr durchbohrt, aber nicht erweitert, im linken Ohrläppchen ein Stück Bambus und Blätter. Schmaler rother Kattun-Streifen um den Kopf.

1) Zwei von Lieutenant Oliver aufgenommene Zeichnungen eines ganz ähnlichen Kochapparates und Herrn de Roepstorff's Zeichnung der Hütte sind auf Taf. VII abgebildet.

Fig. 4.

3. Ahéan, der Sohn von No. 4, 4′ 11½″ hoch, Brustumfang 35″, Alter 16, Haar glatt, lang, dünn, schwarz; Augen von deutlich mongolischem Typus, jedoch nicht so sehr als No. 2, vortretende Wangenbeine, Oberlippe dünn, aber hervorragend, einzelne Haare am Kinn, beide Ohren durchbohrt, in einem Ohr ein rundes, abgeschrägtes Stück Holz von 1″ Durchmesser (Fig. 4), im anderen Baummark. Scham klein, lose zugebunden. — Ein wohl gebauter Knabe.

4. Taug, 5′3″ hoch, Brustumfang 36″, Alter gegen 40. Haar schlicht, grau gesprenkelt, Schnurrbart kaum wahrnehmbar, sonst kein Haar im Gesicht; beide Ohren durchbohrt, im rechten Baummark, ½″ dick, im linken rundes Holz, ¾″ dick, wie No. 3. Zähne gefärbt, aber nicht übergross. Ein gut gewachsener Mann. Schamtheile klein, leicht zugebunden. Um den Hals eine Schnur von rothen und weissen Samen mit Franze von Bananenblättern[1]), in der Hand hübsch geflochtenes Stroh.

5. Keál, ein Priester,[2]) 5′ 4½″ hoch, Brustumfang 36¼″, Alter gegen 30. Augen klein, braun, Haar schlicht, lang, schwarz, schwache Spur von Schnurrbart, Ohren durchbohrt, in einem ein zusammengerolltes Blatt, zwei obere Vorderzähne ⅝″ lang, aber keine fremde Substanz auf denselben. Halsband von kleinen Samen, Streifen weisser Rinde um den Kopf.

6. Alter Mann mit Wasserbruch.
7. Alter Mann. } Beide nicht untersucht.

Wir waren mit dem Erfolge unseres Besuches zufrieden, auch die Führer waren wieder guter Laune, da ihnen die Schombengs Bananen mit gebracht hatten. Die Schombengs wurden reichlich beschenkt, jeder erhielt drei Perlenschnüre, gerne erlaubten sie uns Proben ihrer Haare zu nehmen. Sie gingen befriedigt fort, versprachen am folgenden Morgen wieder zu kommen, ihre Frauen und Kinder mitzubringen und uns bis zu den vorher erwähnten 3 Hütten der Küstenbewohner zu begleiten, wo Capitän Elton, vom Schiffe Quantung, ein guter Photograph, uns treffen wollte, um die Schombengs zu photographiren, wenn wir sie bewegen könnten, uns bis dahin zu begleiten.

Der Oberst schrieb daher an den Capitän und gab ihm Rendez-vous auf den folgenden Tag um 2 Uhr. Ich schrieb an Frau von Roepstorff, ebenfalls ans Land zu kommen, wenn die See sehr ruhig wäre.

Wir verbrachten eine angenehme Nacht. Am folgenden Morgen kehrten die Schombengs zurück, sie kamen aber allein, da die Frauen sich zu sehr ängstigten; schliesslich wurde aber Koal noch überredet, seine Frau und Kinder zu holen.

---

1) Aehnlich wie in Bompola, Teressa, Schaura, und fum genannt.
2) Die Küstenbewohner nannten ihn einen Manlóënë.

„8. Khoál (Kh = ch deutsch), 5′ 1″ hoch, Brustumfang 31½″. Alter gegen 25. Haar schlicht, grob, schwarz mit einem Stich ins Bräunliche, über den Augen gescheitelt, darüber schmaler Streifen weisser Rinde. Beide Ohren durchbohrt, in einem ein hohler Bambus, im andern ein Stäbchen, Zähne gefärbt, nicht übergross, Halsband aus verschiedenen kleinen Perlschnüren, roth und weiss gestreiftes Zeug um die Hüften, ein loses Stück blaues Tuch über die Schulter oder nach Belieben. Sie brachte einen etwa 6 Jahre alten, intelligent aussehenden Knaben mit und später einen auf ihrem Rücken und an ihrem Halse hängenden zweijährigen Knaben.“

Wir besuchten eine grosse, unfern gelegene, neue Lichtung von wenigstens 300 Acres. Es war fast nichts geschehen, um die frisch gefällten Bäume durch Brennen oder Spalten zu beseitigen. Hin und wieder waren Bananen in den Boden gesteckt. Von einem Hügel zum andern führten Brücken, d. h. gefällte Bäume. Den Schombengs mit ihren harten nackten war es leicht darauf zu schreiten, uns wollte es nicht gelingen, und nur mit grosser Mühe erreichten wir einen andern Hügel, wo wir zwei malerisch gelegene Hütten vorfanden. Die eine war rund, auf Pfählen 8½′ über dem Boden durch eine Leiter zugänglich. Sie sahen im höchsten Grade baufällig aus. Ich bat einen alten Mann um Feuer für meine Cigarre; durch Reiben mit 2 Stöcken, ähnlich den früher von mir eingesandten, war es schnell bereit. Alsbald erschien ein Schombeng, der einzige, an dem ich einen gut entwickelten Schnurrbart wahrnahm, er streckte die Hand nach der Cigarre aus, erhielt sie und verschwand. In Begleitung des Alten kehrte ich nach dem Lager zurück.

Gegen Mittag traten wir den Rückweg an. Vom Wetter begünstigt, in froher Laune, bewegte sich die Gesellschaft dem Rendez-vous zu. Kurz bevor wir es erreichten, baten unsere Begleiter um Erlaubniss, noch einmal baden zu dürfen, es war der letzte Badeplatz vor dem Strande. Sie sprangen ins Wasser, wir setzten unsern Weg allein fort, verirrten uns aber in eine Pandanus-Pflanzung, wo wir nicht weiter konnten.

Endlich kam unser Camorta-Führer und zeigte uns den richtigen Weg. Er war sehr aufgeregt. Ich fragte ihn, ob alles zum Photographiren bereit sei? „Oh nein“ — erwiderte er — „ein Boot hat versucht, in der Brandung zu landen und ein Schiffsmann ist ertrunken.“ Nach den Einzelheiten gefragt, erzählte er, dass der Häuptling des Schiffes ertrunken sei. Er war in grosser Aufregung und erklärte, dass er nicht länger leben, sich ertränken oder auf andere Art umbringen wolle; ich suchte ihn zu beruhigen und brachte endlich heraus, dass auch Christiane (Frau de Roepstorff's Tauf- und Nicobar-Name) in's Wasser gefallen, aber nicht todt sei. Sie läge in einer Hütte, befinde sich sehr unwohl, könne kaum sprechen. Nun erst wurde mir klar, dass ein Unglück geschehen sei. Alle Müdigkeit war vergessen, schnell waren wir bei den Booten. Als die Schombengs erfuhren, was vorgefallen, machten sie kehrt und liefen davon.

In einem kleinen Kahn eilte ich an die Mündung des Flüsschens. Da lag das gekenterte Boot, der Kiel aufwärts und am Strande jenseits der photographische Apparat. Endlich erreichte ich das Haus, wo meine Frau lag, ich stürzte die Stiege hinauf und fand sie, wenn auch von dem Vorgefallenen sehr aufgeregt und angegriffen, doch glücklich gerettet.

Capitain Elton aber, unser munterer braver Capitain, war ertrunken. Er hatte versucht an's Land zu segeln, sein Boot wurde durch die Brandung von der Seite gepackt, es schlug um und er ward nie wieder gesehen. Unglücklicher Weise war kein Nicobarese am Strande, als das Unglück stattfand. Frau de Roepstorff, die schwimmen kann, hielt sich über Wasser, ein Matrose ergriff sie an den Haaren, sie fasste seine Schulter, wurde losgerissen, derselbe Matrose schob ihr aber den abgebrochenen Mast zu und so rettete sie sich an das Land. Ueber den sandigen Strand gelangte sie an eine verlassene Hütte, dann an eine andere, in welcher sie zwei Weiber fand, die bei ihrem Anblick wie vom Blitz getroffen waren. Nie hatten sie eine Europäerin gesehen (Frau de Roepstorff ist die erste, welche Gross-Nicobar betreten hat) und nun stand plötzlich eine vor ihnen in vollem Anzuge und ganz durchnässt.

Nachdem sich die Aufregung etwas gelegt hatte, gab man ihr birmanische und malayische Kleider. — Die Nicobaresen sammeln Kleidungsstücke aller Art und heben sie für ihre Todtenfeste auf, um ihre Häuser damit zu verzieren, zerreissen sie auch, um sie zu opfern. Für gewöhnlich begnügen sich die Nicobar-Männer mit einem Stück Zeug, das sie Jahre lang nicht ablegen und die Frauen in Gross-Nicobar tragen Rindenröcke. Somit war es nicht schwer, neue Kleider zu erhalten.

(Der Dampfer konnte seine Abreise nicht viel länger aufschieben, aber das Wetter war stürmisch, die Brandung ging ausserordentlich hoch. Vier mit aller erdenklichen Vorsicht angestellte Versuche, die leidende Dame an Bord zu schaffen, schlugen fehl, die Sturzwellen warfen sie durchnässt an das Land zurück, wo sie noch einen Tag und zwei Nächte zubrachte. Herr de Roepstorff schildert ausführlich die rücksichtsvollen Aufmerksamkeiten, welche seiner Frau, von den Eingeborenen nicht minder, als von den Officieren des Schiffes erwiesen wurden.)

Am zweiten Abend erboten sich die Nicobaresen, ein Opfer darzubringen, damit die Brandung, welche den ganzen Tag über mit anscheinend immer gleicher Heftigkeit getobt hatte, uns gestatten möge, am folgenden Tage an Bord zu gelangen. Da sie so gute Kenner der Gezeiten und des Mondes sind, so schloss ich aus diesem Umstande, dass sie auf eine Aenderung des Wetters rechneten. Wir bereiteten uns daher zur Abreise vor und in der That war das Meer bei Tagesanbruch ruhig.

Die eingeborenen Führer hatten sich während der ganzen Dauer der Reise musterhaft betragen, ohne für ihre Leistungen eine Bezahlung voraus

zu bedingen. Sie wurden reichlich beschenkt, und beide Theile trennten sich sehr zufrieden mit einander.

Zum Schluss fasse ich die Ergebnisse unseres Ausfluges noch einmal zusammen.

Wir traten in freundschaftlichen Verkehr mit einem Stamme des Innern, und besuchten 2 bewohnte, 2 unbewohnte Dörfer. Dass die Leute von demselben Stamme waren, wie die, deren Dorf die Expedition der Galathea besuchte, beweisen die Speere, die ich von Koal erhielt, die Kochapparate von Baumrinde, die Dorfumzäunungen, die Gestalt der Häuser, die Brücken von gefällten Bäumen und das Zeugniss der Strandbewohner. Wir fanden, dass dieser Volksstamm sich von der Strandbevölkerung durch Aussehen, Sprache, Lebensweise und Sitten unterscheidet. Er treibt vorwiegend Feldbau, lebt von Bananen, Yams, Gunya und Flussfischerei, besitzt Schweine, aber weder Hühner noch andere Hausthiere; zwar sahen wir einen mageren Hund, er war aber von einem Strandbewohner gekauft worden; ihre Dörfer sind sehr still, wir hörten weder Papageien noch Affen. Es sind tüchtige Arbeiter, wie aus den grossen Waldlichtungen ersichtlich ist, aber keine sorgfältigen Landbauer; die Bäume lagen, wie sie gefallen waren, die Aeste waren nicht abgehackt, man hatte keinen Versuch gemacht, das trockene Holz zu verbrennen. Ich will hier bemerken, dass auf diesen Inseln der Wald weder stehend, noch gefällt, brennt. Die Zweige mit den Blättern müssen abgeschnitten, gesammelt und am Ende der trockenen Jahreszeit verbrannt werden; dies kann wohl in den Strafanstalten (Camorta und Port Blair), jedoch nur mit grossem Aufwand von Arbeitskraft geschehen; alsbald schiesst eine neue Vegetation hervor, die nur durch Viehweiden in Schranken gehalten werden kann. In Gross-Nicobar ist der Wald zwar weniger dicht, die Arbeit gründlicher Lichtung und Aufräumung des Terrains geht aber weit über die Kräfte eines kleinen Volksstammes hinaus. Wahrscheinlich verlegen die Schombengs ihre Dörfer nach einigen Jahren, benutzen den Boden, so lange er fruchtbar bleibt, und ziehen dann an eine andere Stelle. Ich nehme dies an, 1) weil es ihnen an Händen fehlt, um so grosse Waldstrecken gründlich lichten zu können; 2) weil der jungfräuliche Boden, wie der in den Andamanen, dem er gleicht, nicht länger als zwei oder drei Jahre als Garten genutzt werden kann. Nach Ablauf dieser Frist dient er zur Viehweide. Diese Leute haben keinen Dünger; der der vollen Sonne ausgesetzte Boden erschöpft sich schnell und wird von den Regen fortgeschwemmt, wenn der schützende Wald gefallen ist; 3) weil ihre jetzigen Niederlassungen alle neu sind, wie die Grösse der vorhandenen Bananen und der frische Zustand der Palissaden beweisen; 4) die Strandbewohner von Pulo Condul versicherten mir 1876, dass die Schombengs, die früher auf Hügeln nahe der Küste wohnten, wegen Feindseligkeiten an eine andere Stelle gezogen seien; die Leute in der Galathea-Bay weigerten sich 1880 Oberst Cadell zu den Schombengs zu geleiten, weil diese

das von der Galathea-Expedition besuchte Dorf verlassen und weit fortgezogen waren. Wenn auch Feindseligkeiten die Veranlassung gewesen sein mögen, so zeigt dies doch, dass sie ihre Wohnstätten leicht wechseln können.

An Curiositäten erhielten wir sehr wenig. Bei meinem ersten Besuch 2 Speere aus Palmenholz von Koal, wovon ich einen an Ihre Gesellschaft sandte, und ein gelbes geflochtenes Haarband (A); bei dem zweiten Besuch 2 Schnüre mit weissen Samenkernen (B), 2 Schnüre aus Grasgeflecht mit rother Kante, (C), ein Stück aus Gras gedrehte Schnur (D), und einen Kochapparat, den wir aus dem zweiten unbewohnten Dorfe mit fortnahmen [1]).

Den Kochapparat behielt der Oberst, ich kann daher nur eine Zeichnung davon schicken, welche aber hoffentlich die eigenthümliche Vorrichtung völlig deutlich machen wird. Sollte ich es erleben, noch einmal jene Oertlichkeiten zu besuchen, so werde ich gewiss nicht verfehlen, einen in Substanz zu übersenden, da er der Wissenschaft unendlich mehr nützen würde in einem centralen, gut verwalteten Institut, wie das neue Ethnologische Museum in Berlin, als in Calcutta, wohin, wie ich glaube, dieser Kochapparat gesandt werden soll. Vielleicht gelingt es mir noch, einmal eine Photographie davon zu erhalten.

Mit Bezug auf dies Kochgefäss möchte ich noch bemerken, dass die Schombengs im Kochen nicht viel zu leisten scheinen. Die Bananen werden roh genossen, Gunya und Yams in Asche gebraten; es handelt sich uur noch um einige Süsswassermuscheln, deren Schalen wir herumliegen sahen; sie zeigten keine Feuerspuren, müssen also gesotten oder roh verspeist worden sein. Pandanus-Brod essen die Schombengs nicht, da sie keine Pandanus-Bäume haben; zwar fanden wir Pandanus-Schuppen, die Früchte mögen aber von den Strandbewohnern herstammen. So weit meine Kenntniss reicht, haben sie keine Veranlassung, irgend etwas zu kochen. Die Strandbewohner besitzen Töpfe und kochen darin, jedoch nur Pandanus-Brod und Reis, wenn sie ihn haben. Da die Kochgefässe in den Häusern standen und Merkmale des Feuers trugen, so müssen sie gebraucht worden sein und muss ich die Aufklärung dieser schwierigen Punkte einem späterem Besuche vorbehalten. Die Schombengs müssen sehr gute Werkzeuge besitzen, sonst könnten sie nicht so grosse Bäume fällen und bedeutende Strecken lichten. Wir waren aber zum ersten Male in ihrem Dorfe, sie waren sehr erschrocken, wir verzichteten daher auf alle Fragen, die ihren Argwohn erregen konnten, so viele sich uns auch aufdrängten.

An die Küstenbewohner Fragen zu richten, oder durch sie Fragen zu stellen, ist unnütz, weil sie die Fragen immer selbst beantworten. Sie blicken

1) Das Stück A und je ein Stück von B, C, D hat Herr de Roepstorff zum Geschenk für die Anthropologische Gesellschaft gesandt. F. J.

auf die Schombengs als auf Geschöpfe sehr niederer Art und verabscheuen sie; dessungeachtet treiben sie sicherlich mit ihnen Handel, sonst könnten diese keine eisernen Werkzeuge besitzen, mit solchen aber waren die Bäume zweifellos gefällt.

Bei Koal's Dorf sahen wir auch einen unvollendeten, recht ungeschickt gemachten Kahn, kaum gross genug für eine Person. Nicht weit davon soll aber ein Boot gelegen haben, an welchem zwei Strandbewohner, welche eigens zu dem Zwecke hinaufgingen, abwechselnd arbeiteten. Ich sah es nicht selbst — es ist aber eine recht auffallende Thatsache, 5 Miles vom Strande entfernt, in 1800 Fuss Meereshöhe, in der Nähe eines Schombeng-Dorfes, ein Boot zu meisseln, das nur mit Hülfe dieser Schombengs, und selbst in der Regenzeit, nur mit ausserordentlicher Anstrengung an den Strand transportirt werden kann. Dass die Schombengs selbst sich auch zuweilen in See wagen, zeigt der Umstand, dass an derselben Stelle, wo Capitän Elton ertrank, einige Jahre früher zwei Schombengs in ihrem Boote umkamen, das sie nicht zu lenken verstanden.

Die Schombengs waren unzweifelhaft von anderer Rasse, als die Strandbewohner, etwas heller, ihr Haar etwas mehr bräunlich, ihre Augen dunkler als die der Strandleute. Die Körpergrösse der Erwachsenen schwankte zwischen 5' 2½" und 5' 4½"[1]); die einzige Frau, die wir sahen, mass 5' 1". Sie hatten einen angenehmen Gesichtsausdruck, sehr entschieden schiefe mongolische Augen, besonders der Knabe und Alleo; von Papua- oder Negrito-Abstammung keine Spur. Nur Koal machte eine Ausnahme; er war der einzige Schombeng, den ich bei meinem ersten Besuche in Laful traf. In ihm glaubte ich sicherlich auf Papua-Blut gestossen zu sein, ich fand ihn verschieden von den anderen und auch der Oberst wäre, wie er mir sagte, gewiss durch ihn irregeführt worden, wenn er, in der Voraussetzung, Papuas oder Negritos anzutreffen, nur dieses eine Individuum gesehen hätte. Koals Kinder hatten kein Lockenhaar und nichts von einem Papua oder Negrito. Er selbst war dunkler als die anderen Bengs; sein Haar wuchs übrigens nicht in Büscheln und wir trafen auch einen Strandbewohner mit lockigem (very curly) Haar. Die Schombengs scheinen sehr spärlich behaart zu sein, wir sahen nur einen mit einem ordentlichen Schnurrbart. Ihre Sprache scheint schwer zu erlernen. Die Strandbewohner verstanden sie nur sehr unvollkommen, und umgekehrt. Wörter sammelte ich nicht, um die Leute nicht zu ängstigen.

Im Innern von Gross-Nicobar lebt also ein Volksstamm von mongolischer Abkunft, von der Küste so gut wie abgeschnitten, bei dem nach meiner Meinung jedes papuanische Element fehlt.

Von den Strandbewohnern unterscheiden sich die Schombengs jedoch so wenig, dass nur ein geübtes Auge den Unterschied merken würde, falls

1) Auf Seite 53 wird ein Schombeng von Pulo Condul von 5' 8½" erwähnt. F. J.

sich ein Schombeng unter den ersteren befände. Ich bleibe bei meiner früheren Ansicht, dass die Schombengs identisch mit dem Volk von Schaura sind, wenn auch durch Zeit und Ort geschieden, und dass beide Ackerbauer und von dem verschieden sind, was ich das Küstenvolk genannt habe.

Port-Blair (Andamanen), 27. April 1881.

Erklärung der Abbildungen

auf Tafel VII.

Fig. 1a und b. Kochgefäss der Schombengs (Nicobaren) aus Rinde. Nach einer Zeichnung des Lieutenant Oliver.

Fig. 2. Hütte von Koal, aus dem Lande der Schombengs. Zeichnung des Herrn de Roepstorff.

Miscellen und Bücherschau.

Ueber einen Fund von zwei bronzenen Kommandoäxten (sog. Schwertpfählen) nebst einigen Bemerkungen über Schäftung und Gebrauch derselben.

Das Königliche Museum war so glücklich, im Laufe dieses Jahres in den Besitz von zwei bronzenen Kommandostäben zu gelangen. Dieselben wurden neben einander liegend in einer Tiefe von etwa zwei Fuss auf dem Gartengrundstück des Büdner Steffen auf dem „Rockswerder" oder „Rauchfangswerder" bei Schmöckwitz beim Rigolen gefunden. Das eine derselben ist etwas kleiner als das andere, im Uebrigen aber haben dieselben wesentliche gleiche Formen. Die Klingen zeigen die bekannte an die breiten dreieckigen Dolchklingen erinnernde Gestalt mit abgerundeter Spitze und drei die ursprüngliche Nietung markirende Spitzbuckel. Das obere Schaftloch ist durch eine überragende, unverzierte ebene Platte verschlossen, an das untere ist eine röhrenförmige Verlängerung von ovalem Querschnitt angeschlossen, die Verbindungsstelle ist bei dem grösseren durch einen längsgerieften Ring verdeckt, bei dem kleineren aber nicht recht erkennbar. Der Obertheil der grösseren Axt gleicht also im Wesentlichen den bekannten Exemplaren von Årup (abgeb. bei Montelius: Antiquités Suédoises, Fig. 131) und Triplatz (abgeb. Verh. d. Berl. Anthr. Ges., 1876, Taf. V, Fig. 1. Vergl. Lindenschmit: Alterth. u. h. Vorz., Bd. III, Heft VI, Taf. I.) Die kleinere Axt deutet noch besonders durch eine dreieckige flache Vertiefung zwischen den 3 Spitzbuckeln der Schäftung auf die von der Basis des Griffes eingefasste Heftplatte einer Dolch- oder Schwertklinge und somit auf die Entstehung dieser Waffen aus Dolchklingen in ganz ähnlicher Weise, wie das bei Lindenschmit (a. a. O. Fig. 9) abgebildete Exemplar. Die Klinge der grösseren Axt hat eine Länge von 21,5 *cm* bis zum Vorderrande des Schaftes und von 27 *cm* bis zum Hinterrande desselben. Die Breite derselben am vorderen Schaftrande beträgt 7 *cm*. Die kleinere Klinge ist 20 *cm* lang bis zum Vorderrande des Schaftes und 25 *cm* bis zum Hinterrande desselben; ihre Breite beträgt 5,5 *cm* am Schaftrande. Die Länge des ganzen Obertheils des grossen Exemplars ist 18,6 *cm* und die des kleinen 14,5.

Ganz besonders interessant sind die Schmöckwitzer Exemplare durch ihre Schäftung. Der Königl. Revierförster Hr. Krüger, welcher in dem Augenblick hinzugerufen wurde, als der älteste Sohn des Büdner Steffen die beiden Aexte so eben mit der Erde aus der Tiefe herausbefördert hatte, giebt darüber an, dass die Masse der etwa 1½ Fuss langen Schäfte weiss gewesen und letztere erst in Folge der Manipulationen beim Besichtigen zerbröckelt seien. Auf dieser weissen Masse hätten in regelmässigen Abständen Ringe gesessen und das untere Ende in einem Bronzeschuh gesteckt. Glücklicherweise sind von den kleineren Ringen des kleineren Exemplars 18, von den grösseren des grösseren Exemplars 8 erhalten; ebenso die beiden bronzenen lanzenschuhförmigen Schaftenden. Drei oder vier Ringe sollen verloren gegangen sein. Auf die leicht zerbröckelnde Masse des Schaftes wurde weiter nicht geachtet und dieselbe zum grössten Theile wieder in die Grube geworfen. Vor Kurzem von mir unternommene Nachgrabungen, bei denen Herr Revierförster Krüger mich in freundlichster Weise unterstützte, förderten leider nur noch ganz kleine, von der Bronzepatina imprägnirte, grünlich gefärbte Partikeln zu Tage, welche aus einer knochenähnlichen Substanz bestanden; die weisse, von Oxyd ungefärbte Masse war jedoch leider schon vergangen.

Die lanzenschuhähnlichen bronzenen Schaftendigungen sind oval-cylindrisch, die eine auf den beiden breiten Seiten gitterförmig durchbrochen. Sie sind unten durch eine Platte mit überragenden Rändern abgeschlossen, von denen die der grossen Axt ganz glatt, auch ohne Ornament, die der kleineren dagegen mit einer flachen länglichen Oehse versehen ist.

Hinsichtlich der Lage ist noch zu bemerken, dass beide Aexte horizontal in gleicher Richtung neben einander lagen. Weitere Gegenstände lagen nicht bei ihnen. Auch meine

etwas ausgedehnteren Untersuchungen haben nichts ergeben. Es ist indess möglich, dass auf dem Rockswerder, welcher ehedem eine von der Spree umflossene Insel war, noch einige Funde gemacht werden. Hierauf lassen wenigstens die Scherben aus wendischer und vorwendischer Zeit, welche auf demselben nicht selten gefunden werden, schliessen, um so mehr als auch auf der dem Werder gegenüberliegenden Spreeseite bei Hankels Ablage Gefässreste vorwendischer Zeit häufig vorkommen.

Das im Königlichen Museum befindliche Exemplar (Bastian u. Voss: Die Bronzeschwerter des Königl. Museums, Berlin 1878, Taf. VI, Fig. 6) ist ganz ohne Schaft gefunden. Bei der Beschreibung desselben (a. a. O., S. 22) sprach ich die Meinung aus, dass wegen der Enge der Schafthöhlung der Schaft nur aus Metall bestanden haben könne. Durch diesen Fund jedoch wird auch die Conjectur möglich, dass der Schaft ebenfalls aus Knochen (Elfenbein?) bestanden haben könne, umsomehr, als es wohl unzweifelhaft ist, was auch Lindenschmit anerkennt, dass diese Aexte keine wirklichen Kriegs- oder Angriffswaffen gewesen seien. Ich halte dieselben für Prunkwaffen der Vornehmeren, wogegen auch das nicht spricht, was Lindenschmit hervorhebt, dass sehr häufig je zwei bei einander gefunden wurden. Der Schmöckwitzer Fund gestattet nämlich auch über die Art, diese Waffen zu tragen, einige Vermuthungen, indem die Oehse an dem Schaftschuhe des kleineren Exemplars darauf deutet, dass man sie vielleicht an den Gürtel gehängt an der Seite trug; die grössere hing man wahrscheinlich, mit der Klinge nach hinten gewandt, über die Schulter. Wie Hr. Dr. Pogge mir mittheilte, hat er bei den centralafrikanischen Negern, welche bekanntlich sehr schön geschmiedete und reich verzierte eiserne, seltener kupferne, Waffen verfertigen, die Sitte, solche Aexte grösstentheils als Zierde mit der Klinge über die Schulter gehängt zu tragen, sehr häufig beobachtet.

Ein Zusammenhang dieser Prunkwaffen mit der Verehrung des Schwertgottes ist wohl, wenigstens nach dem uns bisher vorliegenden Material, auszuschliessen. Jedenfalls ist die Beziehung auf die Aehnlichkeit einiger Giebelverzierungen norddeutscher Bauernhäuser ohne genügenden Grund angenommen, da die von Hrn. Friedel (Verh. d. Berl. Anthrop. Ges., 1876 S. 18 ff., 1877 S. 35 ff. Vergl. auch Lindenschmit a. a. O. Nachtrag zum Text) abgebildete Art von Verzierung mir aus eigener Anschauung nur in einem einzigen Exemplare in dem in der Nähe Berlins gelegenen Mariendorf an dem Giebel eines schlecht gezimmerten Stallgebäudes zu Gesicht gekommen ist, obwohl ich seit einer Reihe von Jahren bei meinen Reisen in Deutschland und den angrenzenden Ländern auf diese Dinge geachtet und ein nicht unbeträchtliches Material gesammelt habe. Diese Art der Giebelverzierung würde also, den von Hrn. Friedel publicirten Fall mitgerechnet, in nur drei Exemplaren bisher beobachtet und ihre Enstehung wegen dieser ausserordentlichen Seltenheit wohl Zufälligkeiten zuzuschreiben sein. Die Mariendorfer Giebelverzierung entbehrte ebenso wie die Zimmerung des ganzen Gebäudes jeder sorgfältigeren Ausführung und schien nur ganz roh mit der Axt zubehauen zu sein. Hierdurch würde sich die abweichende Form erklären, denn gewöhnlich sind diese Verzierungen mit der Säge ausgeschnitten und mit dem Messer nachgeschnitzt.

A. Voss.

Fr. Ratzel: Aus Mexiko. Reiseskizzen aus den Jahren 1874 und 1875. Mit einer Karte in Farbendruck. Breslau, J. U. Kern. 1878. 8. 426.

Wenn wir eine Betrachtung der früheren Arbeit Ratzel's mit einem Lobe beschlossen, so müssen wir eine solche des vorliegenden Buches mit noch höherem Lobe beginnen. Wir halten dieses letztere Buch nämlich neben dem älteren von C. Sartorius: Mexico und die Mexicaner, London, Darmstadt, Newyork 1852, für das Beste, was über die sonderbare Republik geschrieben worden ist, und zwar sowohl was Inhalt, als auch Darstellungsweise anbelangt. Wir ersehen aus dieser zwar nicht schönfärbenden, aber nicht alles Vorkommende in den Koth ziehenden Behandlungsweise, dass unter den vielfach entarteten modernen Cultivatoren des alten Aztlan sich schönere Züge menschlichen Daseins erhalten haben, die uns für manche widrige Ausgeburt der dortigen unsicheren Existenzbedingungen zu trösten vermögen. Zu den geschichtlichen Abschnitten möchte ich übrigens (zu S. 353) bemerken, dass der royalistische Würgeengel der ersten Rebellen unter Hidalgo und Allende y Unzaga im Jahre 1810 nicht Alleja, sondern Calleja hiess, mit welchem Namen man noch bis in die neuere Zeit

hinein Castas, d. h. cubanische Bluthunde, belegte. Auch hätte der von Calleja angeordneten furchtbaren Metzelei in der Cañada de Marfil zu Guanajuato und der grossen Verdienste des Generalefe Guadelupe Victoria um die mexikanische Unabhängigkeit gedacht werden können. Indessen sind das nur beiläufige Bemerkungen, welche den Werth des Ganzen nicht beeinträchtigen. Wir empfehlen dies Buch entschieden mit grösserer Aufrichtigkeit als so manches moderne Sensationswerk über Reisen in Afrika etc. Ungern vermissen wir in dem Buche eine, von Sartorius in so meisterhafter Weise gehandhabte, (schon früher von Nebel zur Vollendung gebrachte) illustrirte Beigabe. R. Hartmann.

Otto Helm: Mittheilungen über Bernstein. Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. Bd. V. Heft III.

Herr Otto Helm in Danzig berichtet über die Resultate seiner Untersuchungen von Appenninenbernstein. Das Vorkommen dieses Bernsteins, von welchem einige Sorten in ihrem Aeusseren viel Aehnlichkeit mit dem Ostseebernstein haben, hat neuerer Zeit bei den Prähistorikern um so mehr Beachtung gefunden, als es in Verbindung gebracht wurde mit dem Vorkommen zahlreicher Bernsteinartefakte in den prähistorischen Nekropolen Oberitaliens, deren Herstammung von den Ostseeländern bisher angenommen, neuester Zeit aber wieder in Zweifel gezogen wurde.

Der Mineraloge Herr Bombicci in Bologna führt mehrere Fundorte von Bernstein an in der Emilia, namentlich bei Scanello, Castel S. Pietro, Riolo e Savignano, Castel Vecchio. Herr Bombicci hatte vier Sorten dieses Bernsteins an Herrn Helm gesandt, welche dieser chemisch analysirte, um Vergleichspunkte zu gewinnen gegenüber der chemischen Zusammensetzung des Ostseebernsteins.

Die Fundorte dieser vier Bernsteine sind:

1 und 2 bei Scanello, Beni Loup,
3. aus dem Sittathale, Torrent carbonaro,
4. aus dem Sillarothale, bei S. Clemente.

Von diesen Bernsteinen haben die durchsichtigen äusserlich die meiste Aehnlichkeit mit dem Ostseebernstein, doch sind sie im Allgemeinen dunkler gefärbt, sie sehen im Bruche schön orangeroth bis weinroth aus. Sie sind alle mit einer starken Verwitterungsschicht überzogen, bei den sub 3 und 4 angeführten Stücken erstreckt sich diese Verwitterungsschicht oft durch das ganze Innere.

Von den sehr eingehend ausgeführten chemischen und physikalischen Untersuchungen des Herrn Helm ist Nachstehendes zu erwähnen:

Härte und spezifisches Gewicht des Appenninenbernsteins sind im Allgemeinen geringer als beim Ostseebernstein, ebenso der Gehalt an organisch gebundenem Schwefel.

Gegen Lösungsmittel verhält sich der Appenninenbernstein nicht so widerstandsfähig als der Ostseebernstein; gegen starke Säuren und Alkalien ist wenig Unterschied bemerkbar.

Die Elementaranalyse des Scanello-Bernsteins ergiebt als Durchschnitt dreier Untersuchungen folgende Zusammensetzung:

75,95 pCt.	Kohlenstoff,
9,28 „	Wasserstoff,
14,66 „	Sauerstoff,
0,11 „	Schwefel.
100	

Die Elementaranalyse des Sillaro-Bernsteins in gleicher Weise folgende:

73,63 pCt.	Kohlenstoff,
9,12 „	Wasserstoff,
17,17 „	Sauerstoff,
0,08 „	Schwefel.
100	

Von Interesse ist hier noch die Kenntniss der Zusammensetzung des in Sicilien vorkommenden Bernsteins. Herr Helm fand in einem dunkelweinrothen Stücke dieses Bernsteins:

77,27 pCt.	Kohlenstoff,
9,94 „	Wasserstoff,
12,12 „	Sauerstoff,
0,67 „	Schwefel.
100	

Der höhere Sauerstoffgehalt der genannten Bernsteine gegenüber dem Ostseebernstein ist in die Augen springend; doch weist Herr Helm nach, dass auch der Ostseebernstein je nach seinem Verwitterungszustande in seinem Sauerstoffgehalte erheblich variirt. Er fand in einzelnen Stücken verwitterten Ostseebernsteins mehr als 20 pCt. Sauerstoff, während der unverwitterte nur 10,47 pCt. enthält.

Ein wirklich charakteristischer Unterschied des Appenninenbernsteins gegenüber dem Ostseebernstein besteht in dem Mangel des letzteren an Bernsteinsäure. In letzterer Beziehung verhält er sich gleich dem sicilianischen und anderen in der Nähe des Mittelmeeres vorkommenden fossilen Harzen.

Herr Helm beschreibt die Art und Weise, wie er die Abscheidung der Bernsteinsäure aus den genannten Bernsteinen bewirkte. Es geschah solches zunächst durch trockene Destillation; das flüssige Destillat und die in den Retortenhals etwa übergegangenen festen Bestandtheile löste er dann in Wasser, trennte die wässrige Lösung durch Filtration vom ätherischen Oele und verdunstete die erstere im Wasserbade innerhalb eines Glasschälchens. Etwa vorhandene Bernsteinsäure blieb dann auf dem Schälchen zurück und konnte als solche leicht erkannt werden.

Nachdem Herr Helm auf diese Weise den Mangel der in Italien vorkommenden Bernsteine an Bernsteinsäure festgestellt hatte, erstreckten sich seine weiteren Untersuchungen auf die Frage, welche für die Prähistorie von besonderem Interesse ist, ob die in den alten Nekropolen Ober- und Mittel-Italiens vorkommenden Bernsteinartefekte einst aus dem bernsteinsäurefreien einheimischen Produkte gefertigt wurden, oder nicht.

Er hatte zu diesem Zwecke eine grössere Anzahl derartiger Fundstücke zu verwenden, welche ihm durch die Herren Graf Gozzadini in Bologna und C. Pigorini in Rom zugegangen waren.

Es waren 12 Proben, grösstentheils aus Bersteinperlen bestehend.

Die aus dem anthropologischen Museum von Bologna entnommenen Proben waren bezeichnet:

1 und 2 aus gravirten Gefässen der ältesten Eisenzeit,
3 aus gepressten Gefässen der ältesten Eisenzeit,
4 bis 7 aus gemalten Gefässen der etrurischen Epoche.

Die aus dem Museum in Rom stammenden Proben waren den Nekropolen der ältesten Eisenzeit entnommen und trugen die Bezeichnung:

8 bei Jesi in der Provinz Ancona,
9 bei Palestrina in der Provinz Rom,
10—12 bei Carpineto in der Provinz Ascoli Piceno.

Herr Helm untersuchte jede dieser Proben auf ihren Gehalt an Bernsteinsäure und fand in allen eine erhebliche, dem Ostseebernstein völlig entsprechende Menge; sie betrug 4,1 bis 6,8 pCt. Auch der Aschengehalt der Proben war gleich dem des Ostseebernsteins, ebenso ihr Aussehen unter dem Mikroskop.

Herr Helm glaubt somit den Beweis geführt zu haben, dass die in den Nekropolen Ober- und Mittel-Italiens gefundenen Bernsteinartefakte aus Ostseebernstein gefertigt wurden; er glaubt solches um so mehr annehmen zu müssen, als alle anderen von ihm untersuchten, andernorts vorkommenden Bernsteine und bernsteinähnlichen Harze, mit einer Ausnahme, ebenfalls frei oder sehr arm an Bernsteinsäure sind. Die Ausnahme bildet der in Rumänien gegrabene Bernstein; doch ist dieser seltene und eigenthümlich gefärbte Bernstein leicht von den anderen zu unterscheiden.

Der archäologische Congress in Tiflis (1881).

Bericht von

Rud. Virchow und **Wass. Dolbeschew.**

I. Allgemeine Bemerkungen.

Von **Rud. Virchow.**

Der freundlichen Einladung, welche das Organisations-Comité des fünften russischen archäologischen Congresses erlassen hatte, waren nur wenige Fremde nachgekommen. Aus Deutschland war ausser dem Schreiber dieser Zeilen nur Dr. Obst aus Leipzig erschienen; Oesterreich war durch Dr. F. Heger, Assistenten am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien, und Professor Maschka aus Neutitschein vertreten. Aus den grossen Culturländern des Westens und Südens Europas war niemand vorhanden. Um so zahlreicher war die Betheiligung aus Russland: die Forscher, deren Namen in Archäologie, Anthropologie, Geschichte, vergleichender Sprachkunde, Numismatik, Epigraphie u. s. w. Klang haben, waren fast sämmtlich auf dem Platze. Jede russische Universität war officiell vertreten. Dazu gesellten sich Alle, welche in Cis- und Transkaukasien sich an einer dieser Disciplinen praktisch betheiligen, die Vertreter der höchsten Behörden, von dem Statthalter, dem Civilgouverneur, den höchsten kirchlichen Würdenträgern aller, hier so zahlreich vorhandenen Culte an bis zu den einfachen Lehrern, Aerzten und Journalisten; ja, das grosse Publikum, das schöne Geschlecht nicht ausgeschlossen, folgte den Verhandlungen trotz der grossen Anzahl der Sitzungen mit ungeschwächtem Interesse bis zum Ende. War es doch der erste wissenschaftliche Congress, ja die erste grosse Versammlung überhaupt, welche in der Hauptstadt der mächtigen kaukasischen Provinz tagte, gleichsam der Anfang einer neuen Zeit, welche Alle ersehnen, der Zeit einer wahren Civilisation im Sinne der europäischen Culturbewegung! Der Gedanke, dass nunmehr in Tiflis eine Universität gegründet werden müsse, um den vielen tüchtigen Kräften des Landes die Gelegenheit zu einer ausgiebigen Bildung zu verschaffen, trat in immer neuen Formen zu Tage, gleichsam als ob darin das Zaubermittel gegeben sei, Alle glücklich zu machen. Es hatte in der That etwas Rührendes, diese allgemeine Sehnsucht nach Wissen wahrzunehmen, und wir Fremden, die wir als die Träger der

abendländischen Bildung gefeiert wurden, weit über unser Verdienst hinaus, waren gewiss die letzten, die sich einer so idealen Forderung widersetzen konnten.

Der Congress war seit Jahren in der sorgfältigsten Weise vorbereitet worden. Graf Alexis Uwaroff, der Vorsitzende des Moskauer Comités, hatte auf wiederholten Reisen, welche sich bis zu den persischen und türkischen Grenzen ausdehnten, fast alle wichtigen Punkte des Landes selbst explorirt. Das Local-Comité in Tiflis, an dessen Spitze General Alexander Komaroff stand, war mit Eifer in die Arbeiten eingetreten. Das Museum in Tiflis, welches bis dahin einen überwiegend naturwissenschaftlichen Charakter gehabt hatte, war durch Neubauten erweitert und mit geräumigen Sälen für ethnographische und prähistorische Sammlungen ausgestattet worden, so dass es nunmehr als ein umfassendes Archiv für das Studium der kaukasischen Länder gelten darf. Sein kunstsinniger und kenntnissreicher Direktor, Herr Gustav Radde, der Generalsekretair des Congresses, hat zugleich in der Aufstellung ein Muster schöner und anschaulicher Anordnung geliefert, wie es vielleicht kein zweites Museum der Welt in gleicher Vollendung darbietet. In feierlichster Weise wurde das neue Gebäude gleich am ersten Tage des Congresses, am 20. September, eingeweiht und eröffnet. Da es den grossen Vorzug hat, nur kaukasische Gegenstände zu enthalten, so gewährte es auch dem Neuling einen vollen und schnellen Ueberblick über das ganze Gebiet, welches den Erörterungen des Congresses unterzogen werden sollte.

Das Organisations-Comité hatte nicht nur in einem umfangreichen Programm die Fragen, welche zur Erörterung kommen sollten, formulirt, sondern auch die Personen ausgewählt, welche die einzelnen Fragen besprechen oder wenigstens einleiten sollten. Es hatte ausserdem grosse und kostbare Publikationen angeordnet, welche das bisher Erforschte in ausführlicherer Darstellung zur Kenntniss der Mitglieder brachten.

Trotz der Reichhaltigkeit des Programms erschöpfte sich dasselbe ein wenig vor der in Aussicht genommenen Zeit, weil manche der angekündigten Vorträge ausblieben, so dass der Schluss des Congresses am 3. October, einen Tag früher, als beabsichtigt war, stattfand. Dafür wurde aber, abgesehen von einer dreitägigen Excursion nach Mzchet, Kutais und Gelathi, anhaltend gearbeitet: fast jeden Tag wurden zwei lange Sitzungen, eine Vormittags, eine Abends, gehalten. Die geplante Eintheilung in Sectionen trat nur insoweit in Kraft, als die für die einzelnen Sectionen bestimmten Fragen in besonderen Sitzungen zusammengefasst wurden, aber auch diese Sitzungen waren genau genommen Plenarsitzungen, — eine sehr zweckmässige und nachahmungswerthe Einrichtung, die freilich mehr Zeit erfordert, als die Sectionssitzungen der abendländischen Congresse, welche zuweilen alle zu derselben Stunde stattfinden, die dafür aber auch viel mehr Gelegenheit zum Lernen und zur gegenseitigen Verständigung bietet.

Da die Verhandlungen, wie in einer russischen Versammlung selbstverständlich, durchweg in russischer Sprache geführt wurden, so waren wir Fremde, von denen keiner des Russischen vollständig mächtig war, natürlich ausser Stande, uns daran zu betheiligen. Indess war ich in der glücklichen Lage, mich regelmässig im Laufenden zu erhalten, da der Curator der kaukasischen Unterrichtsanstalten die sehr grosse Güte gehabt hatte, mir in dem Oberlehrer der Realschule zu Wladikawkas, Herrn Wassiliew Dolbeschew, einen des Deutschen kundigen, stets bereiten Begleiter zu geben, der mir nicht nur nach den Sitzungen Bericht erstattete, sondern auch die besondere Gefälligkeit hatte, ein kurzes Protokoll über die Verhandlungen auszuarbeiten. Letzteres wird in dem nächsten Abschnitte den Lesern mitgetheilt werden.

Das Comité erwies uns aber auch die ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit, am Abende des 24. September eine Séance libre anzuberaumen, in welcher der Gebrauch der mittel- und westeuropäischen Sprachen gestattet und mir das Präsidium anvertraut wurde. Da indess fast nur deutschsprechende Fremde anwesend waren, so wurde bis auf einen französischen Vortrag durchweg nur deutsch in dieser Sitzung gesprochen.

Es liegt nicht in dem Plane dieser Zeilen, in eine eigentliche Besprechung des Congresses, und noch weniger, in eine Beschreibung des Landes und seiner Bewohner oder in eine Erzählung persönlicher Erlebnisse einzugehen. Indess würde es in der That von grosser Undankbarkeit zeugen, wenn ich nicht meine wärmste Anerkennung aussprechen wollte für die immer neuen und immer liebenswürdigen Beweise der herzlichsten Theilnahme, welche mir von allen Seiten entgegengetragen wurden. Vieles davon ging von alten Schülern aus, von denen ich manche in hohen Stellungen im Kaukasus wiederfand. Noch mehreres von den Aerzten, welche in mir den ersten nichtrussischen Collegen feierten, der dieses alte Zauberland in seiner neuen Entwickelung aus eigener Anschauung kennen lernen wollte. Aber auch die vielen Anderen fehlten nicht, welche dem Gelehrten an sich, und wiederum die nicht, welche dem deutschen Manne ihre Sympathien entgegenbrachten. Es würde zu weit führen, wenn ich an dieser Stelle Namen nennen wollte. Ich glaube, jeder von meinen vielen kaukasischen Freunden, den alten, wie den neuen, wird mir verzeihen, wenn ich mich hier darauf beschränke, zu sagen, dass ich noch nirgends in der Fremde in gleich herzlicher Weise empfangen worden bin und dass ich mich keinem Lande gegenüber in gleich starkem Maasse verpflichtet fühle. Gleichwie aber meine Erinnerungen an den Kaukasus von jeder störenden Beimischung frei sind, so ist auch das Gefühl der freundschaftlichen Verpflichtung, welches ich mir, wie ich hoffe, stets bewahren werde, ein ganz reines und wohlthuendes, losgelöst von jedem peinlichen Nebengedanken.

II. Die Verhandlungen des Congresses,
nach den Aufzeichnungen von W. Dolbeschew.

Erste Sitzung am 20. September 1881.

1. Hr. W. W. Stassow: Arabische Schriftsteller über die Russy. Erörterung über das, was die südlichen Völker Russy nannten. — Es kann nicht constatirt werden, dass mit dem Namen Russy (руссы) eben nur slavische Völkerstämme benannt wurden. Dieser Name, wie auch die Benennung „Scythen", konnte verschiedenen Nationalitäten beigegeben werden, die überhaupt nördlich vom Pontus Euxinus lebten, z. B. Völkerstämmen finnischen, also turanischen Ursprungs.

2. Hr. N. O. Zillossani: Beschreibung der Ausgrabungen von Berdáa. Nach vorläufiger Besichtigung der Ortschaft, wo einst die berühmte

Stadt Berdáa gestanden haben soll, erwies sich, dass unweit des linken Ufers des Flüsschens Ter-ter-tchai sich eine alte viereckige Feste mit Spuren von 8 Bastionen, 20 Werst nach SW von der Linie des Laufes der Kura befindet, in einer Entfernung von 19 Werst nach O von der Poststrasse (im Dschewaschirschen Bezirke des Gouvernements von Elisabethpol). Im Inneren dieser Festung hat sich ein Thurm erhalten, oder, wie ihn die Einwohner umher nennen, Gumbezs (d. h. Grabes - Denkmal, Grabstein), von merkwürdiger Architektur in persischem Styl, mit vielen schlecht erhaltenen Inschriften, unter denen auf der äusseren Seite das Wort Allah öfters wiederkehrt. Nach NW liegt ein schmutziges tatarisches Dörfchen, Berda (mit 50 Buden und einer Bevölkerung von 60 Hütten (Rauchen). Einige Werst im Umfange, ausser nach S, wo der Ter-ter-tschai fliesst, trifft man überall

auf Ueberreste von Zäunen aus Lehm. Diese bezeichnen an vielen Stellen genau die Höfe. Innerhalb der letzteren sieht man kleine Erhöhungen, die von zusammengefallenen Bauten herrühren müssen. Auch liegen auf der ganzen Fläche zerstreut Bruchstücke alter Ziegelsteine und Krüge, auch Scherben von Fayence- und Glas-Geschirren.

Auf einem Flächenraume von über 10 Werst in jeder Richtung von der Festung ist der Boden aufgeackert und es liegt eine Menge von Dörfern umher, unter deren Einwohnern bis heute die Ueberlieferung lebt, dass auf dieser Stelle einst eine grosse Stadt gestanden habe. — Zwischen diesen Dörfern finden sich hie und da kleine Bodenerhebungen, die von den Einwohnern Tapaliar, d. h. Kurgane, genannt werden, aber es sind nur die Ueberreste zerstörter Häuser und Bauten, wie die Ausgrabungen beweisen. Solche Kurgane finden sich z. B. zwischen den Dörfern Mirza-ali-beklin und Kuschtchiliar. — Unweit des Dorfes Geran nach NW ist auf einer alten Begräbnissstätte ein Denkmal gefunden, das ein Ross aus weissem Steine mit dem Sattel darstellt, auf dessen linker Seite ein Schwert, auf der rechten ein Beil abgebildet ist. Nach O vom Dorfe Deliantschi ist eine ganze Menge solcher Kurgane, welche Diliantschiliar-Tapassi genannt werden. An vielen Stellen trifft man auf muselmännische Begräbnissplätze: südwestlich von der Festung liegt eine Moschee mit 4 Minaretten und um dieselbe ein Begräbnissplatz mit vielen Grabmälern, unter denen an der Umzäunung der Moschee ein aus Stein gehauener Schafbock steht, aber von viel schlechterer Arbeit, als in Djulfa. Hinter der Moschee, nach SO, haben sich die Reste eines kuppelförmigen Denkmals erhalten, welches unter der Erde eine schöne Skulptur im Inneren zeigt.

Die Lage der alten Stadt Berdáa hat der im Orient geachtete Historiker Ibn-el-essir-Dschesery († 630 Hedschra) in seinem Werke Kamil-ut-Tarich (volle Geschichte) sehr genau bestimmt. Er schreibt: „Im Jahre der Hedschra 333 haben wir die Russi auf dem Chasarischen Meere aufs Neue gesehen. Sie zogen die Kuru stromauf und erschienen plötzlich vor Berdáa, welches etwa drei Farsangen südlich von diesem Flusse liegt, u. s. w.“

Wenn angenommen wird, dass ein geographischer Farsang oder Farsech laut „Исторія Монголовъ, С. Петербургъ, 1834 Anmerkung 58“ drei Meilen beträgt, jede 4000 persische Gösen lang, die Göse 24 Zoll lang, so musste die alte Stadt Berdáa über 20 Werst südlich von der Kura liegen. Folglich ist die Angabe des Historikers richtig.

Die Russy verwüsteten die Ufer des Caspischen Meeres, zogen auf Böten die Kura stromauf und plünderten alsdann die alte Stadt Berdáa. Bevor sie dahin gelangten, hatten sie die Strecke von der Kura bis zur Stadt Berdáa zurückzulegen, was sie, nach der Meinung des Vortragenden, bequem machen konnten, indem sie ihren Weg längs des linken Ufers des alten Ter-ter-Tschai wählten, wobei sie nicht genöthigt waren, die schnelle und bei Regengüssen breite Strömung dieses Flusses zu passiren. Vor etwa

50 Jahren hat dieser Fluss ein anderes Bette gewonnen, das heutzutage den Namen des neuen Ter-ter - Tschai führt. Daher dachte der Vortragende auf besagter Strecke Begräbniss-Kurgane zu finden, die den Weg der Russy angeben könnten, — es fanden sich aber keine.

Der armenische Historiker Moses Kagankatowazi sagt: „das heutige Berdáa ist vom Perserkönige Firuzs erbaut und heisst deswegen Firuszabad (Perosabad), in der Folgezeit Partaw.“ Diese Angabe war die Veranlassung zur Untersuchung des tatarischen Dorfes Phirazi und seiner Umgegend. Aber es fand sich durchaus keine Spur von einer alten Stadt in besagtem Orte.

An 14 anderen Orten wurden alsdann Ausgrabungen angestellt, unter denen auch ein kleiner Kurgan aus der Gruppe Dilantschiliar-Tapassi durchgraben wurde. Alle diese Orte sind auf dem Plane (S. 76) mit kleinen lateinischen Buchstaben bezeichnet. Die Ausgrabungen bestanden darin, dass (ausser Punkt *m*) Gräben in verschiedenen Richtungen gezogen wurden, 10—15 Saschén lang, 1 bis 2 Saschén breit und 1 bis $2\frac{1}{2}$ Sachén tief (1 Saschén = 7 Fuss).

Gefunden wurden:

Am Punkte *a* in einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ Saschén die Ueberreste einer Kellerwand und auf dem Boden 2 Bomben.

Am Punkte *b* fand sich ausser Fragmenten von Ziegelsteinen, Thon- und Fayencegeschirren nichts.

Am Punkte *c*, ausserhalb der Festung, fand sich in einer Tiefe von 2 Arschinen eine breite Mauer aus grossen ungebrannten Ziegeln, die bis in eine Tiefe von $3\frac{1}{2}$ Saschén reichte. Es mochte hier einst die Festungsmauer gestanden haben.

Am Punkte *d* — ein zerfallenes Skelet und im Schutt eine Nadel aus gefärbtem Knochen.

Am Punkte *e* — in der Nähe eines zerfallenen Denkmals in südöstlicher Richtung von der Moschee, lagen in geringer Tiefe Fragmente von weissen, behauenen Steinen. Ein anwesender Mollah theilte mit, dass man von diesem Orte zum Aufbau der Moschee grosse behauene Steine geholt habe. Augenscheinlich muss auf dieser Stelle eine prächtige Baute gestanden haben.

Am Punkte *f*—4 Arschinen tief, zerfallene Hausmauern und am Boden zwei Steine von einer Handmühle.

Am Punkte *g* ein Krug und Scherben von Thon- und Porzellan-Gefässen.

Am Punkte *h*, nördlich von der Festung, die Reste eines gut erbauten Wasserbehälters aus gut gebrannten Ziegeln, auch ein Krug.

Am Punkte *i*, in der Nähe eines Grabens, die Reste eines Häuschens aus Ziegeln, Fragmente von Eisenstücken in grossen Stäben, eine kupferne Lampe, ein Krug, eine persische eiserne Schaufel und einige Münzen, unter denen auch kufische.

Am Punkte *j* ein Brunnen, ausgelegt mit grossen, gut bearbeiteten weissen Steinen, sowie Scherben von besseren Thon- und Porzellan-Gefässen.

An den Punkten *k* und *l* sind Erhöhungen zwischen den Dörfern Alibeklu und Kouschtschiliar. Hier fanden sich Scherben und ein Skelet ohne Unterextremitäten.

An Punkt *m*, Mundschuch-tapa (d. h. Kurgan der Perlen), fanden sich Perlen aus Carneol, auch wiederum Scherben.

Es wurde schliesslich darauf hingewiesen, dass schon Strabon sagt, Kura und Araxes hätten besondere Mündungen. Spätere Beobachtungen haben nachgewiesen, dass bald der eine, bald der andere Fluss ihre Mündungen gegenseitig verschwemmten, indem Dünenaufwürfe stattfanden, durch welche die Mündungen verlegt wurden.

3. Prof. A. J. Garkawi: Neuer Blick auf die geographische Vertheilung der Benennungen der Nachkommen Noahs in der genealogischen Tafel der Völker.

In dem ältesten Dokumente zur allgemeinen Geographie und Ethnographie, das wir haben, in der sogenannten genealogischen Tafel, ergeben sich bei der Vertheilung der Völker in drei Gruppen verschiedene Schwierigkeiten, die zu beseitigen, wie die besten Kritiker zugestehen, den Gelehrten bis jetzt nicht gelungen ist.

In einer Monographie, die vor einigen Jahren in den „Труды Императ· Русс. Археолог. Общества." (Arbeiten der Kaiserl. Russ. archäologischen Gesellschaft) gedruckt ist, machte G. eine umständliche Auseinandersetzung aller Meinungen und Systeme der Deutungen der genealogischen Tafel, wobei er zu beweisen suchte, dass vom Standpunkte der Wissenschaft aus nur das rein-geographische System anzunehmen sei, und dass die grosse Confusion daher käme, dass gelehrte Deuter unseres Dokumentes, obwohl im Princip den geographischen Charakter desselben anerkennend, dennoch bald zu Gunsten des mythologischen, bald zu Gunsten des ethnographischen oder ethnologischen Systems Einiges zulassen.

In den Namen der drei Söhne Noahs fand er eine Andeutung der Ausgangspunkte der Völkergruppen, welche die Nachkommen Noahs begreifen, wobei er den ursprünglichen Sinn des Documentes folgenderweise resümirt:

Nach der Sündfluth verblieben die Nachkommen Noahs einige Zeit im Berglande des Ararat. Wenn wir die Voraussetzung derer annehmen, die geneigt sind, im ursprünglichen Namen Ararat das Ariawartu der Arier oder auch eine andere, entferntere arische Ortschaft auf dem Himalaya anzuerkennen, so müssen wir doch constatiren, dass in den historischen Zeiten, bis zu denen die Erinnerungen der Semiten, sowie der Arier hinaufreichen, die Benennung Ararat dem Berglande angehörte, das auch heutzutage diesen Namen führt. Als Beweis dafür dienen Urartu der Assyro-Babylonier, Anrarat der Armenier und Alarodia der klassischen Geographen, noch mehr aber die Gesammttradition über die Nachkommenschaft Noahs, wie wir sogleich sehen werden.

Auf dem Ararat theilten sich die Volksmassen in drei Gruppen, von denen eine sich in den Theil des Taurus begab, der zwischen dem See Wan und dem Tigris liegt und der in der armenischen Geographie Sim heisst. Die zweite Gruppe ging weiter nach Westen und siedelte sich in dem Theile der Tauruskette an, die Cham heisst, d. h. nach Chamanu der assyrischen Keilschrift (die Endung anu ist das assyrische Zeichen der Mehrheit), woraus der Name Amanus in der altklassischen Geographie entstand. Die dritte Gruppe endlich wählte sich als Wohnort den Theil derselben taurischen Berge, die Jefet oder Japhet heisst, d. i. Nepath der armenischen Schriftsteller, Niphates der griechisch-römischen Geographen (der Nasenlaut im Anfange der Worte wird in semitischen Sprachen oft weich).

Durch diese Erläuterung wird nicht nur die Einheit und der Gesammtüberblick des vorliegenden Dokumentes, sondern auch die Beseitigung vieler Schwierigkeiten in der ältesten Genealogie der Völker erreicht.

Der sechste Vers unseres Dokumentes lautet: „Die Söhne Cham's sind: Kusch, Mizraim, Puth und Chanaan." Seit der Zeit, wo die Gelehrten anfingen sich mit der Auslegung der Genealogie in der Völkertafel zu beschäftigen, fanden sie immer Schwierigkeiten, nachzuweisen, warum die Chananäer (oder Phönicier), die nach Religion, Sprache und nach anderen ethnographischen Kennzeichen vollkommen Semiten waren, hier den Nachkommen Cham's beigerechnet werden, und bis jetzt ist keine einigermaassen genügende Antwort auf diese Frage gefunden. — Einige Gelehrte dachten, dass hierin ein politischer Grund läge, nämlich der, gewissermassen die Gewaltthat zu rechtfertigen, welche die Israeliten an den ursprünglichen Besitzern Palästina's ausübten, indem sie ihnen dieses Land wegnahmen, wesshalb man sich bemühte, dieselben als einen verfluchten Stamm (race maudite) darzustellen. — Aber hiergegen kann man mit Recht einwenden, dass die althebräischen Historiker und heiligen Chronisten nie derartiges in Bezug auf Freunde und Feinde citirten und dass man nirgends in den biblischen Büchern andere als indifferente etc. Verhältnisse zu verschiedenen Völkern und Stämmen beobachten kann, nie das, was auf Verwandtschaftsbündnissen und Rassenherkunft beruht. Wir sehen im Gegentheil, dass sich Israeliten und Judäer zu verschiedenen historischen Epochen zu den chamitischen Aegyptern und zu den arischen Persern viel mehr befreundet stellen, als zu den semitischen Assyriern und Babyloniern, und sogar besser, als zu den nach der Verwandtschaft nächsten Völkern, zu den terachitischen Ammonitern und Mohabitern und zu den abrahamitischen Idumäern. Ebensowenig trachten die hebräischen Schriftsteller zu verhehlen, dass ihre besten Könige, die ihnen als Ideale guter Monarchen galten, David, Salomo, theilweise fremdländischen Ursprungs waren.

Ebensolche Schwierigkeiten finden sich in unserem Dokumente bei der Anführung der Nachkommen Sim's. Der 22te Vers unserer Genealogie lautet „Die Söhne Sim's: Elam, Assur, Arpachschad, Lud und Aram."

Was Elam, das Elimanda und Susiana der klassischen Schriftsteller

betrifft, so glaubten die Gelehrten lange Zeit, dass dieses Land von jeher von Iraniern bevölkert gewesen sei. Schipil, Renan und Andere fanden in der Benennung Anriama das Waedscho der Zend-Avesta. Keilschriften haben die Unrichtigkeit dieser Meinung bewiesen, aber zugleich bezeugen dieselben Inschriften, dass die älteste Bevölkerung von Elimanda nichts Semitisches an sich hatte.

Ebenso waren auch die Lud (Lydier) nie Semiten, obwohl sie während der assyrischen und babylonischen Herrschaft in Klein-Asien lange Zeit unter dem Einflusse der letzteren standen.

Alle diese Schwierigkeiten und viele andere verschwinden bei einer rein geographischen Deutung unseres Dokumentes, wie G. sie angenommen hat. Die Sache besteht darin, dass semitische Sprachen das System der geographischen Eponymen sehr begünstigen, da durch das Wort beke, beku (Söhne) die Bewohner bekannter Ortschaften, nicht nur in der Poesie, sondern auch in der Prosa bezeichnet werden, und zur Bezeichnung z. B. der Aegypter, Babylonier u. s. w. in der einfachen Sprache meistentheils die Ausdrücke: die Söhne Aegyptens, die Söhne Babylons u. s. w. gebraucht werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus bekommen wir die Möglichkeit, die Worte unseres Textes zu begreifen, da die Namen der Völker, die hier als Nachkommen Sim's, Cham's und Japhet's figuriren, sich in der That um die drei benannten Ausläufer der taurischen Bergkette gruppiren, oder in der Reihenfolge natürlicher Weiterwanderung der Colonieen, die von besagten Bergländern herabstiegen, zu finden sind.

So sind die Söhne Cham's oder die Länder, die ihre Bevölkerung vom Amanus bekommen haben, in umgekehrter Reihenfolge aufgeführt, weil die Colonieen, die früher hinabstiegen, sich weiter von ihrem ursprünglichen Sitze befinden mussten: Kusch (die semitische und aegyptische Benennung von Aethiopien), Mizraïm (Aegypten), Puth (das aegyptische Punth) an beiden Seiten des Meerbusens von Bab-el-Mandeb und Khanaan (Phönicien), dicht am Fusse des Berges Amanus befindlich.

In analoger Weise werden die Söhne Sim's oder die Länder, die über das Bergland hin bevölkert wurden, soweit sie sich zwischen dem See Wan und dem Tigris befinden, Elam benannt (das südöstliche Uferland am Tigris; das Wort Elam heisst auf assyrisch der Vordere oder Oestliche); darauf folgen Assur (Assyrien, westlich vom Tigris), Arpachschad (Arrapachitida der Griechen, am See Wan), Lud (nordwestlich von demselben See und dem Tigris) und Aram (Syrien und Mesopotamien, südwestlich von Wan und dem Tigris).

Endlich nennt der 2te Vers unserer Genealogie als Söhne Japhet's, d. h. als Länder, die ihre Bevölkerung über den nordöstlichen Theil des Taurusgebirges oder den Niphates hin bekamen, die Homer (Himirai der Assyrier) oder das Land der Kimmren (der Stammväter der Armenier), die Magog

(Scythen der klassischen Geographie), die Maday (Medien), die Jawan (die kleinasiatischen Ionier), die Tubal und Meschech (Tabal und Moschkai der assyrischen Inschriften), welche einige Gelehrte für die Stammväter der Georgier halten. Indess ist es keineswegs ausgemacht, ob die Georgier dem arischen Volksstamme angehören, da, wie bemerkt, unser Dokument sich durchaus nicht mit Rassen beschäftigt. —

4. Hr. J. P. Protzenko: Die Ehescheidung bei den Abchasen.

Die unzufriedene Frau verlässt ihren Mann und kehrt ins väterliche Haus oder zu ihren Verwandten zurück, worauf die männlichen Verwandten der Frau vor dem Volke einen Eid leisten müssen, dass, wenn jemand von den weiblichen Gliedern der Familie den Mann verliesse, sie es für keine Beleidigung halten würden. — Ebenso wird der Eid von Seiten der weiblichen Verwandten des Mannes in entsprechendem Sinne vor dem Volke geleistet.

Zweite Sitzung am 21. September, Vormittag.

1. Herr N. J. Witkowsky: Gräber der Steinperiode im Gouvernement von Irkutsk.

Geräthe aus Nephrit sind in der Schweiz aufgefunden, aber man kennt in Europa keinen Ort, wo Nephrit vorkommt. Die chemische Analyse erwies, dass es drei Hauptsorten des Gesteins gebe: eine weisse, eine grüne und eine schwärzliche. Bei den Ausgrabungen in Sibirien sind überhaupt 34 Waffen und Geräthe aus Nephrit gefunden. Professor Frisch meint, dass Lager des Gesteins in Sibirien seien, dass aber die dunkleren Arten aus Mittel-Asien, die helleren aus Turkestan stammen. Witkowsky hat schon vor 10 Jahren unweit des Flusses Titoi (in die Angara mündend) Ausgrabungen gemacht und Gräber aufgefunden. Neue Nachgrabungen sind im Juli d. J. in der Nähe der Angara gemacht. Ein Hügel liegt 10 Werst nach S.W. vom Dorfe. Vor 150 Jahren soll ein grosser Wald auf der Stelle gestanden haben. Der Boden ist meist grauer Sand, durch Anschwemmungen der Angara abgelagert. Der Hügel selbst ist sandig, schwach bewachsen, 4 Faden über dem Sommerwasserstande der Angara. Man nennt ihn die Mungalische Grabstätte. Menschliche Knochen finden sich an der Oberfläche des Hügels. — Es wurden daselbst 10 Gräber aufgedeckt. Die Lage der Skelette von N. nach O., bei ihnen Steinwerkzeuge aus Nephrit, Knochenwerkzeuge und Zähne als Zierrath. Unmittelbar um die Skelette eine Schicht hergeführten rothen Sandsteins, weiter herum grauer Sand, der den Boden bildet. Von Thierknochen wurden die Knochen einer Art Biber gefunden, die nicht mehr existirt. Die Art des Nephrit, aus dem die Geräthe bestehen, ist dunkelgrün. Ausserdem wurden 3 Geräthe unbekannten Gebrauchs aufgefunden: länglich abgerundet, in Form von Fischen, möglicherweise auch als Schleifsteine anzusehen. Der Hügel ist also eine praehistorische

Grabstätte. Die Schicht, welche die Gräber bedeckt, ist sehr dünn, wahrscheinlich angeschwemmt, und musste ursprünglich höher gewesen sein. Nephrit gehört der neolithischen Epoche an. Er ist aus dem Osten nach Europa durch ausgewanderte Stämme gebracht. — Die Leichen waren ohne Spur von Särgen, daher ist es unmöglich, die Grösse der Gräber anzugeben. Die Analyse des rothen Sandsteins ergab Eisenoxyd. Der Kopf der Skelette lag nach NO. und SW. Die Lage der Skelette selbst horizontal, die Hände nicht immer regelmässig längs dem Körper ausgestreckt. Waffen lagen an beiden Seiten des Kopfes, Zierrathen um den Hals, alles aus Stein und Knochen. — Neue Ausgrabungen daselbst ergaben in anderen Hügeln 12 Gräber, in denen an 255 Gegenstände derselben Art gefunden wurden: Aexte, Pfeilspitzen u. a. Unter den neu ausgegrabenen Sachen fanden sich zwei Beile aus Jaspis, sowie Zierrathen aus Eberzähnen. In 60 Centimetern Tiefe wurde ein Heerd von 35 Centim. im Durchmesser aufgedeckt, mit Kohlen und Asche, sowie mit Theilen von Menschenschädeln und mit anderen Knochen, welche stark angebrannt waren. Ausserdem zahlreiche Topfscherben. Die Fundgegenstände waren den früheren analog. — Annahme, dass das Hinbringen des Nephrit nach Europa den Beweis liefere, dass dort mongolisch-turanische Stämme gelebt haben. Beschreibung zweier seltener Aexte im Museum zu Dorpat.

Beschreibung des Ortes der Nephrit-Lager. Das Thal Yarkand liefert weissen, die Umgegend des Baikal-Sees grünen. Das grösste Stück im Mausoleum des Tamerlan in Samarkand ist 7,5 Fuss lang und 1,5 Fuss hoch, 50 Pud schwer. Die chemische Analyse ergab dasselbe, wie bei anderen solchen Steinen. Er ist dunkelgrün, reichhaltig an Eisen. Mikrostructur: geschliffen bietet er eine fast durchsichtige Masse, mit Bündelstrahlen in verschiedenen Verbiegungen.

2. Herr Muschketoff: Nachforschungen über Nephrit-Lager in Mittel-Asien.

Bekannte Lager in Asien und Australien; einige Hinweisungen auf Amerika. Nachweisung, dass die amerikanischen Steine mit den asiatischen nicht identisch sind. Herr v. Hochstetter traf solche Steine auf Neu-Seeland in der Umgegend von Jackson-Bay mit Gneis und am See Punamu, Die Herren Fischer und Gerhard bezweifeln die Identität des australischen Nephrit mit dem asiatischen. In Asien kommt er vor in den Flüssen, die vom Himalaya und Ku-en-lun herabströmen. Er findet sich ferner in den Schachten von Bataktschi, am Ku-en-lun, im Thale Karakasch, auf einer Höhe von 12,250 engl. Fuss, in Gneis und Guerit, in 60 Fuss starken Lagern. Schwarzer, grüner, weisser auch am südlichen Abhange des westlichen Ku-en-lun, am nördlichen Abhange des Himalaya auf einer Höhe von 6—7000 Fuss bei den Dörfern Aschma, Rama, am Wege nach Khatang. Ausser diesen Orten ist er noch nirgends gefunden. Einige

Gelehrte halten es für möglich, dass Nephrit sich auch im Kaukasus finde, aber Lager davon sind noch nicht entdeckt. Geräthschaften aus Nephrit finden sich nirgends im europäischen Russland, woraus folgt, dass die in der Schweiz aufgefundenen von Einwanderern hinübergebracht sein mussten. — Der Tamerlanstein muss aus Karakasch stammen.

3. Prof. Ssamakwassoff: Ueber die Ausgrabungen bei Schelesnowodsk und bei Kislowodsk.

Bei dem Chausseebau von Piatigorsk nach Schelesnowodsk wurden 3 Grabstätten entdeckt in Kurganen mit hölzernen Särgen. Am alten Wege nach Kislowodsk, am Fusse des Berges Werbliud, wurden Perlen, Pfeilspitzen und Bronzen gefunden. An den Ufern eines Sees bei einer deutschen Colonie standen an 400 Kurgane, von denen 105 durchgraben und durchforscht wurden. Die meisten Sachen wurden an den Abhängen des Bäsch-Tau gewonnen, wo die Chaussee gebaut wurde. Bronzen in 15 Gräbern mit Steinbedeckung. — Ein Colonist fand ein Steinbeil aus Obsidian. Die Kurgane sind länglich. Gräber in 2 Etagen. Ein Topf mit Löcherverzierungen. In einem Grabe, welches in das Gestein eingehauen war, lagen zwei Gerippe, das obere ganz verwest, das untere jedoch gut erhalten; daselbst fand sich ein Knochenbeil, ein Topf mit Bronzen.

Dritte Sitzung am 21. September, Abends.

1. Herr N. O. Emin: Die Legende von der Semiramis aus armenischen Quellen.

Die wollüstige Königin trachtete darnach, sich mit dem schönen Araj zu vermählen, aber durfte bei Lebzeiten Ninus' nichts zur Befriedigung ihres Verlangens unternehmen. Erst nach seinem Tode sandte sie zu Araj und trug ihm ihre Hand an mit der Bitte, zugleich von ihr das Land zu nehmen und mit ihr als König zu herrschen, — wenn er aber das nicht wolle, so möge er wenigstens zu ihr kommen und nach Befriedigung ihres Verlangens wieder in Ruhe heimziehen. Araj ging darauf nicht ein. Darauf rüstete Schamiran (Semiramis) ein grosses Heer aus und zog gegen Araj, nicht um sein Land zu erobern; vielmehr gab sie ihren Heerführern den ausdrücklichen Befehl, des schönen Araj's zu schonen und ihn wo möglich gefangen zu nehmen. Aber es geschah nicht nach ihrem Wunsche: ihr Heer trug den Sieg davon, aber Araj war gefallen. Sie liess ihn unter den Todten aufsuchen und nahm die Leiche mit sich. Aus Furcht aber vor der Rache der Armenier liess sie ihnen sagen, dass sie ihren Göttern befohlen habe, ihn zu beleben, und wendete alle ihre Zaubereien an zu diesem Ziel. — Als aber Araj's Leichnam anfing zu verwesen, liess sie ihn in eine Grube werfen, kleidete einen schönen Jüngling in reiche Kleidung und liess den Armeniern sagen, er sei der auferstandene Araj. Als Schamiran auf solche Weise die Armenier beruhigt hatte, lustwandelte sie einst im

schönen Armenien; die Landschaft reizte sie, sie beschloss, das eine Viertel des Jahres in dem schönen Lande zuzubringen. Als sie zum Salzsee gelangte, bemerkte sie eine besonders schöne Landschaft mit vielen Dörfern. Am westlichen Theile eines Hügels wählte sie den Platz, um eine Stadt zu bauen. Sie ertheilte den Befehl, 12,000 Arbeiter herzuschaffen, sowie 6000 geschickte Handwerker und im Bildhauen und anderen Künsten geübte Künstler. Sie begann den Bau mit einem grossen Flussdamme aus Stein von übermässiger Höhe und Breite; diese Mauer zog sie bis zur Stadt. Dann vertheilte sie die Arbeiter und baute die Stadt Wan. Sie erbaute einige 2- und 3-stöckige Paläste und schöne Badehäuser, vertheilte das Flusswasser und leitete es durch die Stadt in prachtvollen Kanälen, schmückte die Stadt mit kostbaren Obstgärten und Bäumen, legte Weingärten an und bevölkerte die Stadt. Auf den Höhen der Mauer baute sie prachtvolle königliche Räume mit geheimen Gängen und einer Unzahl schön verzierter Thürme. Sie bedeckte, wie mit einer Feder auf Wachs, die Stadt und die Umgegend mit vielen Inschriften und gewann das neue Land sehr lieb. Für die Zeit ihres Aufenthaltes daselbst überliess sie die Regierung in Ninive ihrem Statthalter, der sich einst ihre Abwesenheit zu Nutze zog, das Volk aufbrachte und sich des Thrones bemächtigte. Semiramis zog gegen ihn aus, wurde aber von ihm geschlagen, musste flüchten und suchte ihre Rettung in Armenien. Nachdem sie auf ihrer Flucht Unsägliches erduldet, wurde sie von den Kriegern so hart verfolgt, dass sie, aufs Höchste bedrängt, am Meeresstrande ihren Halsschmuck, der einen Talisman mit Zauberkraft besass, ins Meer warf, wobei sie in einen Stein verwandelt wurde, — „früher als Niobe“. Was diese Worte zu bedeuten haben, ist bis jetzt nicht zu ergründen.

Variante der Sage vom Halsschmuck der Semiramis.

Als Semiramis einst am See Wan und in der Umgegend lustwandelte, bemerkte sie eine Anzahl von Kindern, die mit grosser Neugierde einen Gegenstand betrachteten. Sie erkannte darin ein Geschmeide, das Zauberkraft besass. Sie nahm es den Kindern weg und belohnte sie reichlich. Mit Hülfe dieses Halsschmuckes wurde sie Zauberin. Davon wussten Alle. Ein alter Mann, der von ihr bevorzugt war und den sie oft um Rath zu fragen pflegte, entwand ihr diesen Schmuck. Sie verfolgte ihn, aber der Alte lief schneller als sie. Als sie merkte, dass sie ihn nicht einholen könne, rollte sie ihr überaus langes Haar auseinander, machte in aller Hast eine Schleuder daraus, in welche sie ein Stück Felsen lud und nach dem Alten warf, aber sie traf ihn nicht, er aber erreichte das Gestade des Wan und warf den Schmuck in den See. Ein Felsblock erinnert an die hingeschiedene Zauberkraft der Semiramis. Das Land wurde so von ihrer Zauberei befreit.

An der Stelle am Fusse des Ararat, wo die Schlacht der Semiramis mit dem Araj gewesen sein soll, kennt man zwei einander gegenüberstehende

Berge, von denen der eine noch heutzutage den Namen des Araj, der andere den der Schamiran führt. Unweit der Kura trägt eine Schlucht und die am Ausgange aus derselben befindliche Festung den Namen der Schamiran. Unweit von Wan führen einige Quellen ihren Namen, und auf der Höhe zweier Berge sind zwei Festungen: die eine heisst die Festung des Königs, die andere die der Königin; wer aber der König und die Königin waren, ist unbekannt. Die Legende sagt aber, dass beide wetteiferten und einander in der Aufführung schöner Bauten übertreffen wollten, — endlich habe die Königin den Sieg davongetragen. — Nach einer anderen Variante dieser Legende soll der König gesiegt haben, darauf habe sich die Königin vom Felsen herabgestürzt.

2. Herr N. Miller: Wie sich die kaukasischen Sagen von Riesen, welche an hohe Berge angeschmiedet waren, zum klassischen Mythus vom Prometheus verhalten.

Bekannt ist das Loos des Titanen Prometheus, der zur Strafe für die Entwendung des himmlischen Feuers an einen Felsen des Kaukasus geschmiedet wurde. Apollodor nennt den Kaukasus als den Ort, wo er angeschmiedet schmachtete. Aeschylus weist auf die Länder in der Nachbarschaft edr Scythen und Sarmaten hin. Alle Sterblichen bemitleideten den Prometheus.

Einige Völker des Kaukasus haben ähnliche Mythen. In der Kabarda, am nördlichen Abhange der kaukasischen Bergkette, nördlich und westlich von der Stadt Wladikawkas, herrscht der Mythus, dass auf dem Elborus ein Riese mit Ketten an den Fels angeschmiedet sei; auf einem mächtigen kugelförmigen Steine sitze ein alter, grosser Mann mit grossen Augen und struppigem Barte, deswegen an Händen und Füssen angekettet, weil er es versuchte, Gott zu stürzen. Selten sei es Sterblichen gelungen, ihn zu sehen, — zum zweiten Male kann ihn Niemand erblicken. Der Alte liegt im Halbbewusstsein, erwacht von Zeit zu Zeit, und fragt seine Wächter, „ob noch auf der Erde Schilf wachse und ob die Schaafe noch Junge werfen?“ Bei der Bejahung soll der Riese in Wuth gerathen. Er schüttelt seine Ketten, die auf der Erde Donner erzeugen, er wüthet und heult, was auf der Erde Sturm verursacht, endlich weint er in machtloser Wuth, was den Regen und die vielen reissenden Bäche und Flüsse nährt, die von den Höhen kommen und den Ländern sein Weh verkünden.

Die Osseten, ein Volk, das die Abhänge bis zur höchsten Erhöhung der Bergkette, auch theilweise den südlichen Abhang, südlich von den Kabarden, bewohnt, wissen von einem gewissen Amiran, der in den Bergen in einer Höhle gefesselt liegt, wegen Bedrückung und Tyrannei des Volkes vom guten Geiste bestraft. Einst kam ein kühner Jäger, von Gott geführt, an den Ort, — er fand eine kupferne Thür vor der Höhle und in derselben den mächtigen Bagathar (= mächtiger Held) Amiran, in eherne Bande

geschmiedet, am Boden liegen. Nicht weit von ihm lag sein mächtiges Schwert am Tragriemen. Amiran beruhigte den erschrockenen Jäger und bat ihn, ihm den Tragriemen zuzureichen. Der Jäger strengte seine letzten Kräfte an, um ihn von der Stelle zu bringen, aber es gelang hm nicht. Da sagte ihm Amiran, er solle sein rechtes Handgelenk an die Binde heften und ihm sein linkes Handgelenk zureichen. Das that der Jäger, Amiran zog an, aber das Schwert mit dem Tragriemen waren zu schwer und der Jäger bat, seiner zu schonen. Amiran hatte Mitleid mit dem Jüngling und hiess ihn nach Hause gehen und die Kette vom Heerdkessel bringen. Diese gilt bei den Osseten als Heiligthum. Der Jüngling folgte, nahm den Haken mit der Kette vom Balken über dem Heerde und lief damit schnurstracks zur Höhle. Aber die Seinigen, als sie dieser Schändung des häuslichen Heiligthums gewahr wurden, erhoben ein solches Geschrei hinter ihm her, dass er sich umsah, — da verschwand die Höhle, die er nimmer wiederfand. — Wenn diese Legende vom Erzähler derselben absichtlich malerischer geschildert wurde, so sieht man doch das vollkommen Analoge durch.

Die Georgier kennen auch einen Amiran, der auf dem Elborus (auch an anderen Stellen der kaukasischen Bergkette) angekettet sein soll, aber in einer Höhle mit einem, nach anderen Varianten, mit zweien schwarzen Hunden, die ihm die Fesseln lecken, wodurch diese immer dünner und jedes Jahr zum Charfreitag so dünn wie ein Blatt werden und am nächsten Tage reissen könnten, wenn nicht die Georgier-Schmiede (Hephaistos) am Vorabend oder am Morgen des Tages der Lösung der Bande mit einigen Schlägen auf dem Ambos, zuvorkämen. Es herrscht his auf den heutigen Tag derselbe Brauch.

Die Armenier haben auf dem Ararat den Königssohn Artabasz, der wegen Empörung gegen seinen Vater von letzterem verflucht, daselbst angekettet schmachtet (Hunde und Schmiede). — Die Perser haben Analoges in der Sage vom Drachen, der das Land tyrannisirte und endlich von einem Helden an den Demavend geschmiedet wurde; dieser böse Geist heisst Aschdigak. Am Berge Demavend wird noch heutzutage das Befreiungsfest vom Tyrannen-Drachen gefeiert.

Es ist bekannt, dass neuere Sagen, von älteren herstammend, neben denselben weiter fortleben, ohne die Uebergangsformen zu conserviren. Da wir in den Sagen von dem Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser und von dem Brauche der Schmiede in Tyrol und in Deutschland, ihren Tag mit drei Schlägen auf den Ambos (besonders am Feierabend) zu schliessen, vollkommen Analoges finden, so dürfte auch der Mythus der Griechen seinen Ursprung aus Mittel-Asien mit dem Auswandern der Völker genommen haben.

Vierte Sitzung am 22. September Vormittags.

Herr A. J. Stoianoff: Beschreibung des alten und neuen Kutais. Dubois de Montpéreux sagte im August 1833: „La ville de Médée est ensevelie sous tant d'autres ruines, qu'elle est introuvable. Et maintenant, après tant de siècles d'une vie orageuse, elle est morte. Le mont, qui supporte tant de débris, s'élève comme un vaste tombeau à côté de la nouvelle ville de Koutais. . . . L'antique cathédrale élève comme une veuve abandonnée ses énormes voûtes enfermées, ses portiques ravagés, pour dire à l'Européen, qui vient rechercher la gloire de cette capitale de l'antique Colchide: la voici; voici tout ce qu'il en reste.“ p. 382.

Die jetzige Stadt Kutais, mit allen ihren Ruinen, begreift gegenwärtig zwei Ortschaften, die von den alten Schriftstellern und besonders von Procopius genau bezeichnet sind: Ukemerion und Kutatissium. Ukemerion ist die befestigte Stadt, nördlich, rechts vom Phasis. Kutatissium, wo die jetzige Stadt erbaut ist, liegt auf der Ebene, nach Süden vom Phasis, auf der linken Seite.

Ukemerion oder die befestigte Stadt war in drei Theile getheilt: die Akropolis, auf der höchsten Stelle des Felsens in der östlichen Ecke, die obere befestigte Stadt, am Abhange, westlich von der Akropolis, und der untere Stadttheil, auf den felsigen Ufern des Phasis. — Am Abhange nach Westen von dieser befestigten Stadt zogen sich die Vorstädte, Marktplätze u. s. w. hin.

Die Zerstörung der Citadelle wurde im Jahre 1769 von dem russischen General Totleben begonnen, der dem Imeritischen Könige Salomo I. zu Hülfe gesandt wurde und die Türken aus der Stadt vertrieb, die er vorerst bombardiren musste. Dann wurde die Citadelle gesprengt und späterhin wurde eine neue fast an derselben Stelle gebaut. — Von alterthümlichen Bauten hat sich in der Citadelle am besten die Kirche erhalten. Die Thüren derselben waren mit Sculpturen in georgischem Styl bedeckt, und gehören in das XIV. Jahrhundert. — Die Türken wandelten sie nach der Eroberung im Jahre 1671 zu einer Moschee um. Ueber dem nördlichen Portal der Kirche war eine Inschrift auf türkisch, die Güldenstedt 1772 gesehen hat. Gegenüber dem Eingange der Kirche führte eine Treppe zu einem grossen Gebäude, das einige grosse Abtheilungen hatte und auf dem höchsten Punkte der Citadelle stand. Es lässt sich denken, dass es das Schloss der Könige der Lasen gewesen sei. Von hier ist die Aussicht über die ganze Landschaft offen.

Es existirt ein unterirdischer Gang mit einer Wasserleitung. Eine mächtige Mauer trennte den oberen, befestigten Stadttheil vom unteren, die mit runden und viereckigen Thürmen befestigt war; Mauer und Thürme waren sehr massiv und gut gebaut. Deutlich bemerkbar sind die Stellen in der

Mauer, die späterhin grob restaurirt worden sind und die auf einen früheren gewaltsamen Durchbruch schliessen lassen.

Im Centrum der oberen Stadt stand die Kathedrale, das majestätische, schönste Gebäude der ganzen Gegend. Die Blüthezeit des byzantinischen Styls fällt in das IX. bis XII. Jahrhundert, und da geschichtlich bekannt ist, dass Bagrat III. einen Bau an dieser Kathedrale angefangen und Bagrat IV. einen solchen beendigte, so ist anzunehmen, dass der Bau nicht vor dem IX. Jahrhundert angefangen worden sei. Bagrat IV. heirathete Helena, die Tochter des römischen Kaisers Argirius und erhielt von seinem Schwiegervater Baumeister und Arbeiter zur Beendigung seiner Kirche. Von georgischen Baumeistern angefangen und von byzantinischen beendigt, trägt diese Kirche armenischen und byzantinischen Styl. — Bekanntlich erhielten die Georgier das Christenthum und somit die Bauart ihrer Kirchen von den Armeniern. Die Kathedrale ist in Form des byzantinischen oder romanischen Kreuzes erbaut. — Die grösste falsche Arkade, die sich bis zur Höhe des Frontons des grösseren Chors erhebt, war nur mit einem Fenster verziert, dessen Viereck mit wunderschönen Sculptur-Arabesken ornamentirt ist. Auf dem zweiten Bogen, der das Fenster in der Form eines ∩ umschliesst, ist eine Inschrift eingemeisselt; dieselbe lautet nach der Deutung des Erbprinzen von Mingrelien:

„Mit Hülfe Gottes erbaute Bagrat, mit (Segen) Gottes König von Abchasien und Karthalynien, diesen heiligen Tempel (für) seine (Mutter) Königin Gurandukt.“ (Die Worte in Klammern fehlen auf der etwas verwischten Inschrift.)

Eine andere Inschrift findet sich auf einem Steine, der die Basis eines prachtvollen Fensters bildet. Sie ist in 2 Theile getheilt. Auf der einen Seite lesen wir:

„O König, der allen Königen gebietet, erhöhe mehr und mehr Bagrat Kuropalat, den König von Abchasien und Karthalynien, seinen Vater, seine Mutter, die Königin (seine Frau) und seinen Sohn. Amen“.

Auf der anderen Seite findet sich die Inschrift:

„Als das Fundament angelegt wurde, war das Jahr 223 der paschalischen Aera“.

Dieses Datum entspricht dem Jahre 1003 unserer Zeitrechnung. — Die Ziffern sind in einer sehr alten arabischen Schreibform dargestellt, nämlich ٢٢٣. Auf einem kürzlich ausgegrabenen Fragmente der Ornamente in Form eines Kreuzes finden wir drei Buchstaben ბ·გ, von denen man nicht positiv sagen kann, was sie bedeuten. — Aber sie stehen der Deutung „König Bagrat“ nahe, — auf georgisch „Mepe Bagrat.“

Im Inneren der Kirche sind nur Spuren von Fresken.

Legenden:

1. Der nördliche Theil der Festung soll einen unterirdischen Gang haben, der einen grossen Schatz enthält. Der Finder — stirbt.

2. Unter dem Altar ist der silberne Adamskopf vergraben. — Es ist kürzlich bis in eine ziemliche Tiefe nachgegraben worden, aber erfolglos.

Fünfte Sitzung am 23. September, Vormittags.

1. Hr. G. Lichatschew: Beschreibung einer silbernen Schüssel aus den Zeiten der Sassaniden.

Diese Schüssel gehört zur Privatsammlung des Herrn Lichatschew und ist im Gouvernement Orenburg gefunden worden. Der Diskus hat einen Durchmesser von 28½ *cm* Länge, die Ränder sind 2 *cm* hoch. Das Basrelief ist vergoldet und stellt eine Jagdscene vor. Ein persischer König sitzt auf einem Kameel, ohne Köcher und Schwert, nur mit einem kurzen Dolch bewaffnet. Hinter dem Könige, auch auf dem Kameel, sitzt eine zweite Person, wahrscheinlich ein Waffenträger, der in der Hand etwas hält, was einem Köcher mit Pfeilen ähnlich ist. Auf dem Kopfe hat der König eine Krone, die einer Tiare ähnlich ist, ohne Flügel. Das Gesicht ist jugendlich, leicht bärtig. Im rechten Ohre ist ein Ohrring mit einer Perle. Der ganze Anzug ist ähnlich dem Anzuge, wie die Könige auf den Münzen der Sassaniden abgebildet werden. Der König schiesst mit einem Bogen einen Pfeil ab, dessen Spitze in Form einer Mondsichel abgebildet ist. Er jagt auf Rehe, zwei derselben liegen erschossen, und er schiesst nach noch zwei anderen, die fliehen. Eine Inschrift in 3 Zeilen ist stark verwischt und nicht zu entziffern. —

Früher wurde im Gouvernement Perm ein derartiger, silberner Krug gefunden. Derselbe ist von Brosset beschrieben worden. Auch eine Schüssel, die von Montpéreux beschrieben wurde.

2. Baron v. Tiesenhausen: Episode aus dem politischen Verkehr der Chane der Goldenen Horde mit den Sultanen der Mameluken.

Es existirt bei den Mameluken ein Denkmal, das eine Frau aus der Goldenen Horde repräsentirt. Nach dem Einfall theilten sich die Mongolen in drei Horden, von denen die Goldene und die Persische in Zwistigkeiten geriethen. Diesen Umstand benutzte der Mameluken-Sultan En-Nassir zur Eroberung von Syrien. In dieser Zeit nahmen die Chane der Goldenen Horde den Islam an. Sultan En-Nassir knüpfte mit ihnen einen gesandtschaftlichen Verkehr an, den er energisch unterhielt, um sich die Freundschaft der Chane zu sichern. Reich beschenkte er die Gesandten und um die Bande noch fester zu knüpfen, machte er 1317 durch eine Gesandtschaft den Antrag, eine von den Chanentöchtern heirathen zu wollen. Der Chan lehnte aber dieses Anerbieten ab unter verschiedenen Vorwänden und wies die Gesandtschaft zu den „Pfeilern des Chanthums", den Emiren. Das half aber ebenso wenig. Darauf beschenkte er die Emire, die ihm dann Bedingungen vorlegten, unter denen die Heirath möglich wäre, aber die Bedingungen waren zu hoch,

— nämlich: die Emire forderten eine Summe von 4 Millionen Dinarien, 2 Millionen Pferde u. a. — Das schien dem aegyptischen Sultan zu viel zu sein und er entsagte seinem Vornehmen, aber im Jahre 1320 bringt er Geld zusammen und endlich verlässt die Braut die Horde und kommt nach Aegypten. Chatum war ihr Name. Unterwegs litt sie durch Sturm, aber gelangte endlich glücklich an. Die Trauung fand nach damaliger Sitte statt, aber bald darauf erfuhr der Sultan, dass er von den Chanen hintergangen worden sei, dass man ihm anstatt einer Fürstin eine gemeine Tatarin gesandt habe. Er lies sich von ihr scheiden; sie aber heirathete in der Folgezeit noch 3 Männer, die sie alle drei umgebracht haben soll, und starb in den vierziger Jahren des XIV. Jahrhunderts. —

3. Prof. Chwolson: In den vierziger Jahren wurden von einem Karaïmen aus Tschufut-Kale nach Odessa verschiedene alterthümliche hebräische Inschriften u. a. gesandt, die für falsch erklärt wurden.

In Folge dessen begab sich Chwolson an Ort und Stelle, grub nach und stellte ausführliche Untersuchungen an, die ihn überzeugten, dass allerdings unter dem Uebersandten Falsches gewesen sei. Er kam jedoch bei dieser Nachforschung auf neue Funde, die wirklich ihren alterthümlichen Werth haben. Auch wurden Manuscripte in alten Synagogen aufgefunden, die mit arabischen Commentarien versehen sind und aus dem XII. Jahrhundert stammen, auch viele hebräische Schriften, die aus der 1sten Hälfte des XVI. Jahrhunderts kommen. Das System der Vokalisation und der Accentuation ist ein alterthümliches. — Auch finden sich alterthümliche Inschriften.

Sechste Sitzung am 23. September, Abends.

1. Hr. G. Meitschik: a) Material zur Geschichte und Archäologie Sibiriens im XVII. Jahrhundert, in Befehlen und Verordnungen des Czaren Michael Feodorowitsch vom Jahre 1626. — b) Organisation, Gerichte und Gerichtliches in den Akten und im Archiv des Gouvernements von Kasan, in dessen Verwaltung Sibirien gewesen ist. — c) Geschichtliches über die Eroberung des Landes, herausgegeben von Müller.

2. Hr. A. A. Zagarelli: Mittheilungen über Dokumente zur georgischen Literatur und deren Quellen. Briefe des einzigen Ausländers Brosset, der in den letzten 50 Jahren über Georgien geschrieben hat. — Schriften und Sammlungen von schriftlichen Dokumenten des verstorbenen Josseliani. Sammlungen des Hrn. Tschubinoff. — Historische Dokumente fehlen, aber Poetisches und Kirchengeschichtliches ist vorhanden, welches die Spuren byzantinischen und persischen Einflusses trägt. Andere Schriften sind Uebersetzungen und Nachahmungen. Originelle Schriften erscheinen erst später. Mangel an Katalogen über das, was in unseren Zeiten gedruckt wurde.

Vor 1½ Jahren war die Rede in Moskau von einer Sammlung georgischer Schriften. Der Vortragende wurde beauftragt, eine solche zu veranstalten, und ist jetzt im Begriff, einen Katalog über das Gesammelte und durch Nachforschungen bekannt Gewordene herauszugehen.

Die erste Buchdruckerpresse kam nach Georgien 1710, sie wurde aus der Moldau gebracht. Zu der Zeit wurden nur Kirchenschriften gedruckt. — Nach der Zerstörung von Tiflis ging die Druckerei mit Wachtang, der sich nach Moskau 1724 zurückzog, dahin über und arbeitete daselbst bis zur Wiedererneuerung von Tiflis unter Heraclius 1762. Letzterer erneuerte die Typographie in Tiflis 1782. Sie arbeitete bis 1795, bis zur Zerstörung der Stadt Tiflis durch die Perser unter Mahomed-Khan. — Seit 1800 arbeitet die Typographie ununterbrochen. In diesem Jahre ist eine allgemeine Weltgeschichte auf Georgisch gedruckt worden.

3. Prof. Chwolson. Herr Bayern fand bei Mzchet, bei den Ausgrabungen, die er daselbst anstellte, eine Grabstätte. Von vier Seiten war das Grab durch Steinplatten geschützt, — quer darüber lag eine Steinplatte mit einer hebräischen Inschrift, die, obgleich nicht vollkommen leserlich, doch entziffert werden konnte. Da die Photographie der Inschrift, unmittelbar vom Original selbst abgenommen, schlecht gerieth, so wurde zuvor eine Zeichnung der Inschrift unter Aufsicht des Vortragenden gemacht, die alsdann photographirt wurde. Die Inschrift hat vier Zeilen, die in der Uebersetzung lauten:

„Das ist das Grab eines theuren Vaters“
„Judas, der genannt wurde Gub.
„Möge seine Ruhestätte rechtschaffen sein
„Möge seine Auferstehung gerecht sein.“

Die Worte „theuren Vaters“ waren nicht vollkommen leserlich. —

Der Palaeographie nach muss diese Inschrift aus dem V.—VI. Jahrhundert sein. Häufig trugen Hebräer ausser ihrem hebräischen Namen noch einen Beinamen, und zwar auf persisch. So hiess das Wort Gub auf persisch Wolf. — Die Inschrift ist in der chaldäischen Mundart der hebräischen Sprache. Die Orthographie ist der Mundart entsprechend. Die Suffixe sind chaldäisch, die Wurzeln (Stämme) hebräisch. Die Inschrift ist von Leuten gemacht, welche die Sprache gut kannten, also eine gewisse Bildung gehabt haben müssen. —

Hierauf folgte die Séance libre am 24. September, über welche im Abschnitt III. besonders berichtet wird.

Siebente Sitzung am 28. September.

1. Prof. Brickner. Erinnerungen an verstorbene Archäologen, Historiker und Linguisten: Grigorowitsch, Slisniewsky u. a., namentlich

Talyzin wegen seiner Thätigkeit in Bezug auf die Vorbereitungen des gegenwärtigen Congresses, die er nicht überlebte.

2. Prof. Tzwietaiew. Am 21. April 1879 feierte das Istituto Archeologico Germano in Rom sein 50jähriges Jubiläum. Episoden aus der Geschichte dieses Instituts.

3. Prof. Samokwassoff. Ueber die Arbeiten und Thätigkeit des Herrn Felitzin bei den Ausgrabungen und Zeichnungen aus dem Kuban'schen Distrikt. Dessen grosser Antheil an der Sache, würdiges und eifriges Bestreben um die ganze Sache. Dessen Plan der Alterthümer dieser Orte.

4. Gen.-Adj. Komaroff. Auszug aus der Beschreibung von Tiflis und Kutais vom Akademiker Güldenstedt. — Reisen im Kaukasus.

Achte Sitzung am 29. September, Vormittag.

1. Herr Mauswetoff. „Slawenisches Register" des Historikers Georg Amartola. Bulgarische Ausgabe, Eigenthum der Bibliothek zu Moskau, an der „Духовная" Akademie.

Dieses Werk hat keinen Anfang und kein Ende, und ist auf Pergament geschrieben. Die Schrift, in 3 Colonnen getheilt, hat 4 Theile: 1. die Erschaffung der Welt, 2. die Geschichte der Hebräer bis auf Alexander von Macedonien, und noch 2 Theile. — Das wesentliche Interesse dieses Manuscripts besteht darin, dass es die Beschreibung einer Reihe von Denkmälern enthält, die zur Kunst und Geschichte gehören. Es ist eine Uebersetzung aus dem Griechischen, die einige Unrichtigkeiten hat wegen der Erkünstelung einiger Ausdrücke, die der Uebersetzer dem Griechischen nachzubilden getrachtet hat.

2. General Komaroff. Ueber nicht bekannte georgische Münzen.

Die erste georgische Münze ist von Tamara. — Material: Ein Werk „Numismatische Fakta" herausgeg. v. Fürsten Barataieff 1844 hat falsche Bestimmungen über Münzen; sein Verdienst besteht darin, dass er den Anfang gemacht hat. — 1860. Langlois' Versuch zur Klassifikation der georgischen Münzen.

Die georgischen Münzen wurden überhaupt sehr schlecht geprägt und sind meistentheils unentzifferbar. Es giebt grosse Zwischenräume zwischen den verschiedenen Regierungszeiten der georgischen Könige, in welchen entweder keine oder doch nur wenige Münzen geprägt wurden, von welchen wir wenigstens keine besitzen. Von 983—1001 haben wir aus der Regierungszeit des David Kuropolat einige Münzen. Die Münzen haben gewöhnlich Inschriften in drei Sprachen: persisch, arabisch, georgisch. Wir sind im Besitz nur einer einzigen Münze, die nur eine georgische Inschrift hat.

— In dem Zeitraume von 1804—1835 wurden in Tiflis vom russischen Münzhofe Münzen geprägt. — Unter Wachtang erschienen Münzen von Simon. — Alle georgischen Münzen sind aus Silber und Kupfer, letztere sehr schlecht geprägt. Wir haben nur eine einzige aus Gold von Georg XII. Alle tragen das Gepräge der Nachahmung, je nach dem Einflusse der fremdländischen Eroberer. Zuerst ist persischer, dann griechischer, dann arabischer, dann mongolischer Einfluss erkennbar.

Bekannte kolchische Münzen haben auf der einen Seite einen Königskopf, auf der anderen einen Stierkopf; Langlois hielt sie für georgische. Solche Münzen sind hier häufig zu sehen und kommen aus der Regierungszeit der Arschakiden. — Ueberall finden wir schlechte Nachahmung. Die Haupttypen, die bis jetzt bekannt sind, belaufen sich auf über 60. Die silbernen Münzen sechster Grösse sind sehr dünn, 14 Gr. schwer, tragen auf der einen Seite die Abbildung der Mutter Gottes, auf der anderen ein Kreuz mit einer georgischen Inschrift: D. T. (d. h. David), M. P. (d. h. Mepe = König), A. — das Uebrige unleserlich. Aehnlich sind die Münzen von Zimischius, auf denen die Mutter Gottes in ganzer Gestalt abgebildet ist (969 967); die von Michael's Zeiten sind vollkommen ähnlich. Wahrscheinlich gehören die Münzen, auf denen Allah's, des Propheten, und des Khalifen Namen auf arabisch geschrieben stehen, in die Zeit Davids, des Erneuerers, welcher diese Inschriften aus politischen Gründen prägen liess, denn die Araber nahmen keine anderen Münzen an. — Es giebt einige Münzen von Georg IV. In letzterer Zeit sind viele kupferne Münzen aufgefunden, die ganz verwischt und unkenntlich sind, aber wahrscheinlich von Wachtang (1708) herstammen.

Neunte Sitzung am 29. September, Vormittag.

1. Herr Sultanoff. Russische zeltartige Bedachung der Gebäude im Verhältniss zur georgischen, konischen.

Die Moskauer Form der allerältesten Kathedralen von 1326, 1328, 1331 kommt dem Bau nach den Nowgorod'schen oder Wladimir'schen nahe, aber entweder ist die Zeltform der Dächer aus dem Süden entlehnt, oder sie ist originell. — In Moskau existirte von jeher der Brauch, hohe Gebäude und hohe Kirchthürme zu bauen, besonders im XVI. und XVII. Jahrhundert. Diese Bauart verschwindet aber plötzlich. Der Grund war uns lange unbekannt, bis wir die Deutung in einem Briefe und einer Verordnung finden, in denen die hohen und mit Metall belegten zeltförmigen Dächer verboten werden, da sie den Blitz anzögen.

Der hochgebildete Westen Europas will durchaus keine originelle russische Baukunst anerkennen, sondern findet in unserer Bauart allerhand ausländischen Styl und Einfluss. Nach der Meinung des Vortragenden hat Russland seine eigene Geschichte der Baukunst. Er weist dieselbe in ursprünglicher viereckiger Bau- und Deckungsform mit ihren Uebergangs-

formen zur achteckigen an einer Reihe von bekannten Bauten nach. Die alten viereckigen Bauten waren aus Holz, die späteren achteckigen aus Stein. Letztere hatten zugleich eine ganz besondere Bauart, ganz verschieden von den Gewölbetheorien des Westens, nämlich sogenannte Kreuz-Gewölbe, die im Westen nicht vorkommen, und die zur Deckung von vier-, sechs- und achteckigen Räumen dienten.

Was aber die georgisch-armenische pyramidale Bau- und Deckungsform anbetrifft, die vom XI. und XII. Jahrhundert stammt, so ist die einfachste Bauform acht-, zwölf-, sechzehneckig bis zur völlig runden Form mit einer konischen Bedachung, und hierin, wie auch in ihrer speciellen Ausführung, von der russischen wesentlich verschieden, was technisch durch den Vergleich beider Bauarten nachgewiesen wurde. Daraus wurde die Folgerung hergeleitet, dass die Aehnlichkeit im Aeusseren zwischen den russischen und den georgisch-armenischen Bauten eine zufällige sei und dass beide nichts mit einander gemein haben.

2. Herr Chatissoff legte eine Sammlung von Photographien der Denkwürdigkeiten, Inschriften und Ruinen der zerstörten Stadt Ani vor, die vom Photographen Küritschany mit grossem Eifer und grosser Sorgfalt gemacht worden sind.

3. Professor Prachow. Ueber die Kyrilli'schen Fresken in Kiew, die aus dem XI. und XII. Jahrhundert stammen, und die er jetzt im Begriff ist, aufzudecken und zu restauriren. Beschreibung der Arbeiten, Anwendung der Salicyl-Säure zur Auffrischung der Farben. Die Arbeiten werden erst im nächsten Jahre beendigt werden. Die merkwürdigsten Abbildungen stellen das jüngste Gericht und die Hölle dar; ferner ist eine ganze Reihe von Abbildungen von Thaten des Kyrill aufgedeckt.

Zehnte Sitzung am 29. September, Abends.

1. Graf Uwaroff bespricht einen Brief, den er vom Gr. Zawischa erhalten. Letzterer berichtet, dass bei Ausgrabungen einer Höhle im oberen Weichselgebiet ein Mammuthknochen, der Spuren von Verletzungen mit einem Steinwerkzeuge trägt, aufgefunden sei; auch sei daselbst ein Fragment von einem Stosszahne desselben Thieres gefunden, 28 Centimeter lang und 7 Centimeter stark, dessen Fläche auf der Bruchseite glatt polirt sei.

2. Herr Anutschin. Ueber Hunderassen aus der Steinperiode nach Ausgrabungen am Ladogasee.

In den ältesten Lagern finden wir Gerippe von Pferden, und zwar von einer wilden Art, die kurz vor der Bronzeperiode verschwand. Ebenso war es in Amerika vor dem Erscheinen der Europäer. Was aber den Hund an-

betrifft, so ist er das erste Thier, welches der Mensch zähmte. In der Steinperiode, sagt Rütimeyer, existirte eine kleine Hundeart, dem Schakal ähnlich, deren Gerippe in Schweizer Pfahlbauten aufgefunden sind. Aehnliche Hunde-Gerippe wurden nachher fast überall nachgewiesen. Diese Rasse entspricht dem jetzigen Spitz. — Eine andere Rasse erschien in der Bronzezeit, sie war grösser, hatte eine sehr ausgebildete Nase und muss dem Menschen auf der Jagd grosse Dienste geleistet haben. Es muss eine Art Windhund gewesen sein, doch hat sie auch Varianten, die zwischen Treib- und Vorstehhund stehen. In Russland sind noch nirgends Spuren von Hunde-Gerippen bei Ausgrabungen von alterthümlichen Gräbern gefunden worden. Beim Durchgraben des Siasskischen Kanals aber wurden die ersten Gerippe zweier Arten von Hunden gefunden (Torfhund). Die kleinere Art hat viel Analoges mit der ältesten Schakalart; die grössere dagegen ist nach Middendorf mit den Hunden der Tschuktschen verwandt, auch Sagossky meint, dass sie noch in Sibirien, bei den Samoieden, vorkomme. Nur erscheint die ausgegrabene Art grösser und kräftiger, sie muss daher zur Jagd sehr geeignet gewesen sein; sie erinnert an eine Art des westlichen Europas, über welche Jeitteles geschrieben hat. Es ist ein Mitteltypus zwischen Wind- und Treibhund grosser Rasse. Diese Rasse zeigt aber einige Unterschiede von den anderen; man hält den indischen Wolf für ihren Stammvater. Sonderbar ist es, dass in Russland an Stellen aus der Steinperiode, welche andere Gerippe bieten, gar keine Hunde-Gerippe gefunden sind. Im Kaukasus dagegen ist eine Art von Hunden, welche der ersteren Art gleicht, von Dr. Iwanowsky entdeckt worden.

3. Fürst Putiatin. Ueber schüsselförmige Steine.

Die Bestimmung und Anwendung der schüsselförmigen oder tassenförmigen Steine ist bis jetzt unbekannt. Morlot meint, dass sie zu Opfergebräuchen dienten. Die von dem Redner aufgefundenen erscheinen auch als Opfersteine, wo Feuer aufbewahrt werden konnte, und müssen zu den Geräthen aus der Steinperiode der arischen Rasse gehören. Vielleicht sind es Feuerbehälter, vielleicht Lampen gewesen.

4. Herr Schaposchnikoff. Ueber Geräthschaften und Figuren aus Feuerstein, die im Waldai'schen Distrikte des Gouvernements Nowgorod gefunden wurden.

Die Collektion besagter Gegenstände ist am Bologod-See gemacht. — Die Feuersteine theilt Redner in drei Gruppen: zur ersten mögen die früher schon bekannten Geräthschaften und Waffen gehören, zur zweiten Gegenstände, deren Gebrauch noch unbekannt ist, zur dritten Gegenstände, welche Nachbildungen und Figuren darstellen.

In der ersten Gruppe sind am häufigsten Pfeil- und Lanzenspitzen, auch Hämmer von schon bekannten Typen. Namentlich kommen sehr gut

bearbeitete Pfeilspitzen vor. Einige der grösseren Steine, die vielleicht zu Beilen dienten, sind gesprungen. Prismatische Messer und Geräthe zur Bearbeitung des Leders finden sich auch darunter.

Die zweite Gruppe begreift eine Menge kleiner Geräthschaften, über deren Gebrauch noch sehr Weniges bekannt ist. Viele Gelehrten denken, dass diese kleinen Sachen ihrer Winzigkeit wegen gar keinen Gebrauch gehabt hätten. Sie mögen zu Zierrathen oder zum Tättowiren gedient haben, und sind in der Regel aus sehr hübschen Arten des Feuersteins gemacht.

Die Gruppe, die Herr S. als Figurengruppe betrachtet, enthält Nachbildungen von Menschen- und Thierköpfen. Zum Beweis führt er an, dass halbwilde Völker bis auf den heutigen Tag eine gewisse Neigung zeigen, Nachbildungen aus der sie umgebenden organischen Welt zu verfertigen. Auf solchen Steinen finden sich kleine Vertiefungen, bald auf einer Seite, bald auf beiden, in grösserer oder kleinerer Anzahl, die nach genauer Prüfung durchaus von Menschenhänden herrühren. —

Mit der Deutung der Gegenstände der letzteren Gruppe waren einige Mitglieder des Congresses nicht einverstanden, indem sie diese Sachen einfach für Splitter und überhaupt für Fragmente erklärten, die beim Absprengen und bei der Fabrikation der Werkzeuge sich zufällig an einem Orte angesammelt haben, der ebendesswegen für eine Art Fabrik der Steingeräthe zu halten sei.

Herr S. opponirte dagegen, indem er darauf hinwies, dass die kleinen Gegenstände genau nach demselben Typus, wie die grösseren, gebildet seien. Er versprach, seine Annahmen nächstens damit zu bekräftigen, dass er diese Figuren in hundertfachen Exemplaren vorlegen werde.

Elfte Sitzung am 30. September, Vormittag.

1. Graf Uwaroff. Ueber die Derbentischen Kurgane.

Wenn junge Leute sich zum ersten Male an Ausgrabungen machen, so thun sie es mit einem solchen Eifer und einer solchen Begeisterung, als ob es ihnen unfehlbar vorbehalten sei, in jedem Kurgan einen Schatz oder einen seltenen Fund aufzudecken. Als Graf U. die Ausgrabungen der Kurgane bei Derbent besichtigte, fand er die jungen Herren, die dort die Arbeiten leiteten, in Verzweiflung darüber, dass sie in den bis dahin aufgedeckten Kurganen nichts als Menchenknochen gefunden hatten, die in völliger Unordnung lagen und scheinbar gar kein Interesse boten.

Diese Kurgane zeigen zwei Typen. Der eine erscheint in Brunnenform, worunter ein Viereck, das am weichere Erdreich zu erkennen ist; darunter folgt eine ovale Grabstätte, über der eine Wölbung ist. Das Erdreich ist herausgenommen und statt seiner ist der Raum mit Flusssand gefüllt. Dort finden sich Gerippe, die auf Steinen liegen, welche mit Lehm verschmiert sind, in guter Ordnung auf dem Rücken ausgestreckt. Auch sammelte man einige Beigaben, z. B. zwei Gefässe in der Nähe des Kopfes.

Andere Kurgane sind voller Knochen, die in der grössten Unordnung umherliegen. Graf U. hat diese Knochen mit der grössten Sorgfalt untersucht, aber nicht die geringsten Spuren von Anthropophagie gefunden, wohl aber eine Schale, die aus einem Hirnschädel gemacht und bearbeitet ist. Er zeigt dieselbe vor.

Da diese zwei Arten von Kurganen durch einander stehen, so schliesst er, dass bei der im Alterthum vorherrscheuden Intoleranz sie doch nur einem Volke angehören mochten.

Zu Zoroasters Zeiten wurden Bücher gesammelt, darunter das Vendidat, in dessen einem Fargard ein Gespräch mit Asuramasda angeführt ist.[1]) Unter anderem sagt dieser, dass ein verstorbener Mensch oder Hund die Erde verunreinige und ihr höchst unangenehm sei. Er verordnet daher, die Leichen auf hohen Orten auszustellen, bis das Fleisch fort wäre, und sie dann erst, als Gerippe, in die Erde beizusetzen. Hier könnte man der Bestimmung der Kurgane nahe kommen, in denen die vielen Knochen in Unordnung liegen, und auch dem Ursprunge der überirdischen Bauten, wie in Ossetien. Hier wurden die Leichen bis zur vollkommenen Verwesung der fleischigen Theile auf Brettern in thurmartigen Bauten ausgestellt. Später kamen andere Leichen an ihren Platz, die ersteren wurden in die viereckige Gruft darunter hinabgestossen, und so ging es weiter bis auf neuere Zeit, wie in Ossetien, wo noch die Bauten mit den Gerippen stehen und wo der Brauch noch nicht lange aufgehört hat. Aeltere Bauten fielen zusammen, woher auch die Steine und die in Unordnung umherliegenden Knochen.

Die zum zweiten Typus gehörenden Kurgane bei Derbent enthalten Gerippe einzeln und in Ordnung. Hieraus lässt sich ersehen, dass Leichen nach dem Abfaulen der fleischigen Theile bestattet wurden. Also zwiefache Beerdigung. Herodot sagt, dass die alten Perser nie eine Leiche bestatteten, bevor sie nicht von Vögeln zerrissen und vom Fleische entblösst war. — Späterhin wurde dieser Brauch umgangen, man bedeckte die Leichen mit Wachs, damit sie die Erde nicht verunreinigten und setzte sie alsdann bei. (Alexander am Grabe des Cyrus, nach Strabon.) Nur die Magen hielten sich am alten Brauche und befolgten die Verordnungen Asuramasda's. Graf U. denkt, dass die Kurgane der Zeit der Eroberung Mediens angehören, d. h. der Zeit., wo schon Abweichungen von den Verordnungen über die Bestattungen (die Bedeckung der Leichen mit Wachs) vorkamen, also dem V. oder VI. Jahrhundert vor Christo.

2. Herr Antonowitsch. Ueber die Bestattungen der Osseten und der Kabardiner.

Die Kurgane in der Kabarda können in 2 Gruppen getheilt werden.

1) Im achten Fargard steht Weiteres über die Art der Begräbnisse.

entweder stehen an Mündungen von Schluchten mehrere zusammen, oder sie stehen in längeren Reihen längs den Flüssen. Die in den Kobanschen Bergen ausgegrabenen Gegenstände müssen von dem Ende der Bronzeperiode herstammen, da sich mitunter eiserne Sachen fanden. Die Beigaben sind hier viel hübscher und besser bearbeitet, als die aus dem Dongebiet stammenden, und Herr A. hat nach sorgfältigem Vergleiche mit letzteren nichts Gemeinschaftliches entdecken können; sie stellen alleinstehende Typen dar. Obgleich er Kurgane in verschiedenen Schluchten aufgedeckt hat, so war die Art der Bestattung doch überall dieselbe. Jedes Grab ist ein collektives, wobei der Eingang einige Generationen hindurch frei gestanden zu haben scheint. Die Unordnung, in der die Knochen umhergeworfen daliegen, muss von späteren Bestattungen herrühren. Die ossetischen Gräber in der Komunta sind Höhlen, welche in die Erde gegraben wurden und in welche allmählich Leichen hineingeschoben wurden. — Die Steinkistengräber hält er für eine Uebergangsform zu den ossetischen Bauten über der Erde, die bis zu den 30er Jahren im Gebrauch waren. Diese letztere Form muss in ihrem Anfang mit der Mitte des Eisenalters in Europa zusammenfallen, da Münzen in der Privatsammlung des Herrn Olschewsky von Anastasius und aus der Zeit des V. bis zur Häfte des VIII. Jahrhundert stammen.

Die Gegenstände in den Reihen-Kurganen, die immer an der Mündung einer Schlucht beginnen und flach und breit sind, sind analog mit denen, die sich in den Bergen finden. Man konnte im Voraus nach einem Häufchen Steine an der Oberfläche des Kurgans den Ort bestimmen, wo die Gerippe lagen. Diese Gräber sind an Beigaben ärmer.

Die Gruppen-Kurgane dagegen enthalten einzelne Leichen, die mit dem Kopfe genau nach Osten liegen. Jedes Gerippe liegt in einem hölzernen Sarge von der einfachsten Trogform bis zu mit Eisen beschlagenen Särgen. Es giebt Männergräber und Weibergräber. In den Männergräbern sind immer Waffen, namentlich findet sich in jedem Grabe ein Köcher mit Pfeilen. In den Frauengräbern liegen Scheeren, Perlen, Ohrringe und andere Zierrathen. Es fanden sich dort auch Münzen von der Goldenen Horde aus dem XIV. Jahrhundert.

3. Herr Brandenburg. Ueber die Bestattung in den Kurganen mit Leichenbrand am südlichen Ufer des Ladogasees.

Die Kurgane stehen theils in Gruppen, theils einzeln: in einer Erstreckung von 30 Werst längs dem Ufer zählt man über 150 Kurgane. Sie gehören in das X. und XI. Jahrhundert, wie die ausgegrabenen Münzen beweisen. — Es existirten bei der Bestattung von Leichen 2 Bräuche: a) mit Verbrennung, b) ohne Verbrennung. Die Kurgane bestehen aus Sand, dessen Unterlage eine Schicht aus Kohlen und Asche bildet, die von einem mächtigen Scheiterhaufen herrühren mag, denn gegen die Mitte hin ist diese Schicht am dicksten. Es lässt sich jedoch nicht mit Genauigkeit be-

stimmen, wo die Leichen verbrannt worden sind. In der Kohlenschicht fanden sich senkrecht eingesteckte eiserne Schaufeln und überall angebrannte Knochen in Unordnung. In $^1/_3$ der Höhe der Kurgane liegen einige Gerippe ganz systematisch vertheilt, was auf collektive Gräber schliessen lässt. Dieses müssen entweder spätere Begräbnissstätten sein, oder mehrere zu derselben Zeit begrabene Leichen, denn obwohl die Knochen angebrannt sind, so lässt doch die grosse Ordnung, in der sie liegen, auf eine einmalige Bestattung schliessen. Hier könnte auch die Frage der Menschenopfer aufgeworfen werden. — Ein grösserer Kurgan, 1 Arschine hoch, enthielt ausser den angebrannten Gerippen noch Waffen und Pferdegeschirre. Bei einem Frauenskelet fanden sich Frauenzierrathen, bei einem dritten Skelet dasselbe, sowie 2 Abassiden-Münzen. Das vierte Skelet hatte nur eine grosse Bronzefibel, aber es fanden sich auch zwei Gegenstände aus Holz und aus Knochen, die gar nicht angebrannt waren. Hieraus kann man schliessen, dass die Leichen anderwärts verbrannt wurden und dass dann alles sorgfältig gesammelt worden ist, was vom Brande übrig blieb. So liegen die Halsringe fast immer auf dem Gerippe in der Magengegend und innerhalb dieser Ringe noch andere Sachen, die sorgfältig gesammelt und erst nach dem Brande hinzugethan sein mögen; die meisten Gegenstände aber zeigen Spuren des Brandes.

Zwölfte Sitzung am 1. October, Vormittag.

1. Vor der Eröffnung der Sitzung machte der Präsident die Gesellschaft darauf aufmerksam, dass in Nord-Italien eine Fibel gefunden sei, die der ossetischen vollkommen gleiche.

2. Herr Antonowitsch. Ueber die Bestattungstypen der Drewlianer und der Tiwerzi.

Eine Gruppe von Kurganen aus der Steinzeit hat Steinwaffen, ist aber sonst sehr arm. Die Gerippe liegen tief und die Kurgane haben eine geringe Erdaufschüttung.

Eine zweite Gruppe, die scythischen Kurgane, führen Eisen- und Bronze-, auch Goldsachen, sind höher aufgeführt und die Gerippe sind nicht tief begraben.

Eine dritte Gruppe bilden die griechischen Kurgane. Sie weisen darauf hin, dass die Colonisation der Griechen viel ausgedehnter gewesen ist, als man bisher angenommen hat. Diese Kurgane gehen nicht höher hinauf, als bis zur 50.—51. Parallele. Ihre Grenze ist eine sehr scharfe.

Die Kurgane der Lewerianer zeugen am deutlichsten vom Brauche des Verbrennens der Leichen.

Die Kurgane der Polianer aus der Abassidenzeit (VIII. Jahrhundert) reichen bis zum Dniepr, und zwar genau in den Grenzen, welche die Historiker diesem Volke zuerkennen. — Die männlichen Gerippe sind auf

einem Rosse eingegraben und haben ihre volle Rüstung und silberne Sachen. Diese Typen sind bekannt.

Neue Kurganen-Typen sind aber im Lande der Driewlianer und der Tiwerzi aufgefunden. Vier Grabstätten im Lande der Driewlianer gaben vollkommen gleiche Resultate. Die Kurgane stehen in Gruppen. Sie haben immer einen Graben, der durch vier Zugänge genau den vier Himmelsgegenden entsprechend unterbrochen wird. Das Gerippe liegt in $\frac{1}{3}$ der Höhe innerhalb des Kurgans, den Kopf nach Westen, die Hände ausgestreckt. Der Contour des Gerippes ist ganz genau mit eisernen Nägeln abgesteckt, ohne Spuren von einem Sarge. Hier finden sich verschiedene Sachen: am linken Fusse die Ueberreste eines Holzspahnes, dessen eiserne Handhabe und Beschlagringe den Ort andeuten, an dem er gelegen hat. Ein Feuerzeug und ein Messer aus Eisen finden sich auch, nebst einem ganz besonderen Zierrath, das eine Nackenverzierung ist. Auf Baumrinde ist ein Stück Wollenzeug aufgenäht, woran metallische Zierrathen, auch Perlen in konischer Gestalt, mit der Spitze nach oben, angeheftet sind. Am linken Fusse findet sich gewöhnlich ein eiserner Sporn. Dieser Bestattungstypus findet sich innerhalb des Territoriums, das die Historiker diesem Volksstamme einräumen.

Ein zweiter Kurganentypus, der bis dahin nur am Dniestr, innerhalb Galiziens, gefunden war, ist jetzt auch auf russischem Gebiete oberhalb dieses Flusses entdeckt worden. Die Grabstätte ist mit grossen Sandsteinplatten ausgelegt, wobei sich an eine solche Platte von der anderen Seite gleich ein zweites Grab anreiht u. s w. Aehnliche Gräber finden sich auch ausserhalb der Kurgane im Felde unter einer dünnen Erdschichte. Auf russischem Boden liegen sie im Distrikt Balta. Diese beiden Typen gehören der mittleren Eisenperiode (VI., VII., VIII. Jahrhundert) an. In diesen Gräbern finden sich Gegenstände aus Silber.

3. Herr Anutschin machte einen Vorschlag an die Gesellschaft, archäologische Karten auszuarbeiten, wie es Felizin für den Distrikt des Kuban gethan hat.

4. Herr Iwanowsky. Ueber die Ausgrabungen im Petersburger Gouvernement und die Reste von Hausthieren, die daselbst aufgefunden wurden.

Die Bestattungstypen der Kurgane in besagtem Gouvernement sind einander ähnlich. Steile Kurgane von 1 bis 5 Saschen Höhe ziehen sich längs der Ufer des Wolchow, der Newa, der Luga hin. Sie bestehen aus einer Sandschicht (Flusssand), auf der ein bedeutendes Kohlen- und Aschenlager liegt; dann kommt höher eine dickere Sandschicht, in der um das in der Mitte liegende Gerippe die Köpfe von Pferden, Hunden und einer Adlerart symmetrisch umherliegen. — In der nächsthöheren Schicht liegen die Gerippe dieser Thiere.

Dreizehnte Sitzung am 1 October, Nachmittag.

1. Herr Solowieff. Ueber die Nothwendigkeit des Studiums der Abzeichen, Stempel und Wappen der kaukasischen Völker.

Es erwies sich, dass die kaukasischen Völkerschaften ausser Brandmarken, mit denen sie ihre Pferde stempelten, auch manchmal Abdrücke davon an Thürgesimsen machten.

2. Herr Agapistow. Ueber Forschungen in Ostsibirien im Gouvernement Irkutsk im Bezirk der Lena, die er im Juni dieses Jahres gemacht hat.

Sein Bericht ist noch nicht abgeschlossen; er weist nur auf das hin, was er gefunden oder besichtigt hat. So auf mongolische Gräber, Gorodischtsche (umzäunte Orte), chinesische oder mongolische Felder, chinesische Mörser. Letzteres sind bekanntlich ausgebohrte oder ausgeschlagene Vertiefungen von cylindrischer oder konischer Gestalt, 9 bis 15 Zoll tief, an Felsen und Steinen. Ferner besichtigte er steinerne mongolische Mauern, von denen vier speciell untersucht wurden. Eine jede solche Mauer läuft in eine Spitze aus, die bis in einen See geht. — Ferner sind bemerkenswerth die Gräber der Kara-Mongolen, in denen die Leichen, vom Dalai-Lama verflucht, ihre Zeit ausliegen müssen. Diese Gräber haben vier Treppen und stammen aus der Eisenperiode.

3. Herr Samokwassow. Ueber die ethnographischen Eigenthümlichkeiten der Slaven.

Die Slaven stammen aus Asien, wie alle indo-europäischen Stämme. Aber bis jetzt kennen wir noch kein Volk in Asien oder unter den ausgewanderten Völkern, von dem die Slaven herstammen könnten. Kein Historiker weist auf die Herkunft der Slaven. Alle kennen nur Scythen, die aber viel Analoges mit den Slaven haben (Tacitus, Strabon).

Dieser Umstand bewog Herrn S. zum Vergleich der Scythen mit den Slaven, so weit es bis ins Alterthum hinauf möglich war. Nach dem, was wir von beiden Völkern kennen, fand sich viel Aehnliches. Herodot sagt, dass der Stammvater der Scythen Hercules sei; Tacitus berichtet, dass die Germanen einen Hercules hatten, den sie priesen, wenn sie zum Kriege auszogen. Die Mythologie der Scythen ist in Vielem mit der griechischen analog. Die Opfergebräuche der Scythen sind dieselben, wie bei den Slaven: ebenso andere Gebräuche, z. B. wenn der Scythenkönig jemanden mit Todesstrafe bestrafte, so wurden dessen Kinder auch umgebracht, — dasselbe finden wir bei den Slaven. Bei Bestattungen, die als Bräuche anzusehen sind, von denen die alten Völker am wenigsten geneigt waren abzuweichen, und die daher als besonders feste Traditionen zu betrachten sind, wurden bei beiden Völkern Menschenopfer dargebracht. Nach Verlauf eines Jahres

wurde die Todten-Gedächtnissfeier abgehalten, bei den Scythen, wie bei den Slaven. Die gemeinen Scythen wurden am 40sten Tage begraben, ebenso war es bei den Slaven u. a. m. Aus dem häuslichen Leben zieht Herr S. den Typus der Kleidung zum Vergleich heran und findet bei Scythen und Slaven vollkommen Analoges. Ebenso haben Ausgrabungen von Sachen, die vor Christo beigesetzt sein müssen, viel Analoges mit dem ergeben, was Funde von Sachen aus späteren Zeiten lieferten. Die Sprache der Scythen soll nach alten Historikern mongolischen Ursprungs sein, aber unlängst ist nachgewiesen worden, dass die Scythensprache keine mongolische war, sondern zum indo-europäischen Sprachstamme gehörte. Auch die Kraniologie beweist die Aehnlichkeit der beiden Völker. Aus allem dem folgert Herr S., dass die Slaven die nächsten Verwandten der Sythen sind. —

Professor Slowaysky ist im Ganzen einverstanden; man könnte die Parallele zum Beweis der Verwandtschaft beider Völker sogar noch weiter führen Aber wer waren die Scythen, Gothen oder Slaven?

Hierauf sprachen sich einige Mitglieder des Congresses für, andere gegen die aufgestellte Meinung des Prof. Samokwassow aus.

4. Graf Uwaroff und Baron Tiesenhausen über den Handelsverkehr Russlands mit Indien.

Die Spuren eines Handelsverkehrs Russlands mit Indien sind: Grabfunde von Sachen, die aus Indien eingeführt sein mögen, nebst einigen kabulischen Münzen vom IX. und X. Jahrhundert. Ferner das schriftliche Zeugniss eines arabischen Reisenden, in dem er den Pferdehandel zwischen der Kiptschakschen Horde und Indien erwähnt. Derselbe schreibt ferner von indischen Eunuchen und Pagen, die er bei den Chanenfrauen im Dienste fand. Die Ueberlieferung spricht von einem Handel zwischen Astrachan und Indien. In Astrachan, auch in den umliegenden Orten, finden sich noch heutzutage Benennungen wie: Indische Strasse, Indischer Bazar u. dgl.

Vierzehnte Sitzung am 2. October.

1. Herr Lichatschew berichtet von einer Mauer bei Suchum.

Diese Mauer zieht sich etwa 20 Werst fort und ist aus dem örtlichen Stein mit Mörtel aufgeführt. Ob sie gegen Anfälle von den Bergen oder vom Meere her gedient haben mag, ist schwer zu bestimmen. In der Nähe findet sich eine Stalaktiten-Höhle, von der die Legende geht, da sitze ein gewisser Oblaskir, der Menschen mit rothen Haaren und grauen Augen nicht leiden konnte und sie tödtete; dafür sei er von einem guten Geiste in diese Höhle eingeschlossen. Diese Höhle hat Herr L,

besichtigt. Sie ist sehr sehön wegen der Formation der Stalaktiten; sie besteht aus einer Menge mächtiger Säle, die sich auf 8 bis 10 Werst in die Erde hinein erstrecken. — Es findet sich noch eine Höhle in der Umgegend, aber sie ist vorläufig unzugänglich.

2. Graf Uwaroff. Ueber Obsidian-Waffen, die Herr Joakimoff auf der Zalka gefunden hat.

Bei dem Dorfe Kisil-Klissa sind verschiedene Gegenstände, wie Pfeilspitzen und eine Säge gefunden. Auf dem Leichenfelde daneben liegen Obsidian-Scherben in Masse. Die Geräthe müssen zur neolithischen Zeit gehören. Ferner sind daselbst Gräber in Kastenform mit Bronzen und Pferdezaum mit besonderer Zeichnung. Weiterhin bei dem Dorfe Zins-Chale hat man auch Bronzen neben Obsidiansachen angetroffen. Es scheine daher, dass der Ort ein Fabrikations-Ort gewesen sei. Es finden sich in der Umgegend auch viele Höhlen, in denen Obsidian-Geräthe gefunden sind. Auch liegt viel Obsidian dicht am Wege nach Alexandropol. Bei den Ausgrabungen in der Nähe der genannten Orte ist auch eine Menge von Perlen aus einer kalkigen, aber noch nicht genau bestimmten Substanz gefunden worden, 6 bis 700 an der Zahl.

3. Herr Anutschin. Ueber die Varianten der alten Pfeilspitzen.

Die älteste Form aus Feuerstein ist die eines Lorbeerblattes, Fig. 1,

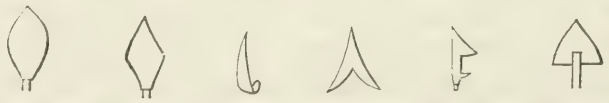


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6.

dann kommt eine Rhomboidalform, Fig. 2, ferner aus Horn und Knochen, Fig. 3 und 4, mit einem Widerhaken, harpunenförmig, Fig. 5. Die neolithische Epoche im Westen weist verschiedene Formen auf. Zunächst die erst beschriebene, dann eine in Form eines Dreiecks, Fig. 6. Diese Form ist selten im Westen Europas, häufiger dagegen in Skandinavien, Dänemark, der Schweiz, Ungarn, Oesterreich und Griechenland. Im Norden Russlands kommt dieselbe skandinavische Form vor, seltener in Kasan und Wjatka; südlicher wird sie immer seltener, indem überall die rhomboidale Form vorherrscht. Im westlichen Russland aber findet sich wieder die skandinavische Form. In Polen giebt es noch eine andere Form aus Eisen. Im Kaukasus kommt gleichfalls die dreieckige Form vor; in Sibirien desgleichen. Auch in Amerika herrscht die dreieckige Form (aus Schiefer) vor. Manchmal haben die Pfeilspitzen einen kleinen Einschnitt, der zur Befestigung der Spitze an den Schaft dienen mochte, Fig. 7. — Bronze-Pfeile finden sich von Ungarn bis zum Altai, vom Kaukasus bis nach Aegypten; sie sind

vierkantig-glatt, Fig. 8 und 9, seltener Fig. 10. Ihr Ursprung ist unbekannt.

Fig. 7. Fig. 8. Fig. 9. Fig. 10. Fig. 11.

Eiserne Pfeile sind sehr verbreitet; ihren Ursprung müssen sie in Mittel-Asien genommen haben. Die europäischen sind verschieden, Fig. 11, dreikantig-glatt, — wogegen die asiatischen rhomboidal glatt sind, mit verschiedenen Varianten, die desswegen entstanden, weil Pfeile zu verschiedenen Zwecken gebraucht wurden.

4. Herr Kelsiew. a) Von den Steingeräthen, die mit Mammuthknochen im Gouvernement Woronesch gefunden wurden.

Am rechten Ufer des Don liegt das Dorf Kostinskoie (Kostj = Knochen), in dem frühere Reisende, Gmelin und Poliakoff, Steinwaffen und Mammuthknochen gefunden haben. Herr K. traf unter einer, $1^1/_2$ Arschinen starken Schicht von schwarzer Erde, in der Steinwaffen lagen, eine Schicht von Kohlen und Asche, von gespaltenen und angebrannten Steinen und von Mammuthknochen von wenigstens 25 Individuen. An den Stosszähnen besonders und an den Knochen hafteten sehr fest Steinkeile und grössere Steinsplitter. An den Hauern sassen sie so fest, dass man sie nur mit Mühe trennen konnte, wobei der Email stückweise an den Steingeräthen haften blieb, was noch jetzt an den vorgewiesenen Stücken zu sehen ist. Die Skelette gehörten grösseren und kleineren (jüngeren) Thieren an.

b) Die Stein-Figuren (бабы) im Distrikt von Bachmuth.

Es sind grobe Nachbildungen von Menschen, aus Stein. Ihrer sind im Ganzen im Gouvernement Jekaterinoslaw an 450 Stück, Männer und Frauen darstellend, aufgefunden. Diese kostbaren Denkmäler sind jetzt in einer traurigen Lage, da sie muthwillig verstümmelt und zu verschiedenen häuslichen Zwecken gebraucht werden, zu Pfosten, Schwellen, Umzäunung u.s.w. Oft findet man sie mit abgeschlagenen Köpfen hie und da herumliegen, und gebraucht sie sogar zu Wetzsteinen, wobei sie abgescheuert und abgeschliffen werden und kaum erkennbar bleiben.

Auf der Rückseite haben die Männer eine oder drei Haarflechten, die Frauen aber die Spuren einer herabhängenden Kopfbedeckung. Alle haben Gürtel und verhältnissmässig sehr kurze Beine. In den Händen halten sie ein Gefäss, das aber kaum erkennbar ist. Die Hüte der Frauen sind sehr ver-

ziert. In den Ohren haben sie Ohrringe, um den Hals Perlen mit einer unbestimmten Nackenverzierung. Alle haben Stiefel. Welchem Volke sie angehören mögen, ist unbekannt. Die Frauenhüte haben Aehnlichkeit mit Kirghisen-Hüten.

5. Graf Uwaroff spricht über die Bronzefunde im Kaukasus.

Seit drei Jahren werden Materialien gesammelt und Untersuchungen gemacht. Vor dieser Zeit sind in dem Kaukasus noch keine Spuren der Bronzeperiode entdeckt worden. Die ältesten Bronzen haben sich bei dem Aul Koban gefunden, da fehlen Bernstein- und Gold-Sachen, — dann folgen die Gräber von Kasbek, dann die bei Komuntha. Diese Sachen mögen aus dem V. bis VIII. Jahrhundert stammen, jedoch ist es schwer zu bestimmen, zu welcher Epoche die Sachen aus Koban gehören mögen. Bei dem Vergleichen der Grabfunde mit anderen dergleichen bemerkt man, dass der Einfluss von Griechenland gänzlich fehlt. Die Sachen von Koban zeugen von einer grossen Ausbildung der Mythologie, — das allein scheint eine schwache Spur griechischen Einflusses anzudeuten. Eher könnte man einen asiatischen Einfluss voraussetzen. Der Leopard oder Tiger mit offenem Rachen, der auf solchen Bronzen vorkommt, giebt ihnen gewissermaassen einen heraldischen Anstrich und könnte wohl nach assyrischem Muster gemacht sein. Auch die laufenden Pferde scheinen ihren Prototypus aus dem Assyrischen zu entlehnen. Jedoch ist das Hauptsächlichste die Ausbildung des örtlichen Typus, z. B. Wölfe, die einen Hasen oder ein Schaf eingefangen haben. Da nun aber kein fremdländischer Einfluss bemerkbar ist, so müssen die Gegenstände älter als aus dem VII. Jahrhundert sein.

III. Die Séance libre am 24. September.

Bericht von **R. Virchow.**

1. Der Vorsitzende Herr Virchow dankt zunächst im Namen der anwesenden Fremden dem Organisations-Comité für die freundliche Einladung. Der Name des Präsidenten der archäologischen Gesellschaft, des Grafen Alexis Uwaroff, sei ein so sympathischer, dass gewiss nur die grosse Entfernung die west- und mitteleuropäischen Forscher abgehalten habe, in grösserer Zahl der Einladung Folge zu leisten. Er erinnert sodann an den grossen Eindruck, welchen die ersten Veröffentlichungen des Herrn Friedrich Bayern über die transkaukasischen Gräberfelder hervorgerufen hatten; schon diese Entdeckungen allein hätten genügt, die höchsten Erwartungen wachzurufen. Was jedoch das neue kaukasische Museum biete, das

übersteige in der That die Erwartungen, und er stehe nicht an, dem Direktor desselben, Herrn Radde, noch ganz besonders die Anerkennung auszusprechen, dass die von ihm geleitete Anstalt sowohl in wissenschaftlicher als auch in ästhetischer Hinsicht als eine wahre Musteranstalt gelten dürfe. Congresse, wie der jetzige, hätten einen doppelten Zweck: in erster Linie sollten sie den Fachgelehrten die Gelegenheit bieten, zu lernen und ihre Kenntnisse auszutauschen, aber in zweiter Linie sollten sie auch ein mächtiges Reizmittel sein, um die Localforschung wachzurufen und das Verständniss der wissenschaftlichen Ergebnisse in die grosse Masse der Gebildeten hineinzutragen. Beides scheine gerade in Tiflis in hoffnungsvollster Weise sich zu bethätigen, und er beglückwünsche sowohl die Behörden als die Bevölkerung, dass gleich der erste Congress, der hier tage, ein so glänzender gewesen sei. In jedem Lande habe die Forschung nach der Herkunft des Volkes zugleich eine ethische Bedeutung; der Gedanke, aus einem alten Geschlecht von reinem Blute hervorgegangen zu sein, habe stets etwas Veredelndes gehabt, und gerade hier, wo sich so viele Stämme berühren und durch einander schieben, zeige sich, welche Gewalt die Idee der Stammeszugehörigkeit besitze. Daher hoffe er auch, dass der Congress in Tiflis einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen und für die Wissenschaft eine starke Nachwirkung hervorbringen werde.

2. Dr. Obst (Leipzig) berichtet nach den von der deutschen anthropologischen Gesellschaft angestellten Schulerhebungen über die Farbe der Augen und Haare in Sachsen und empfiehlt ähnliche Untersuchungen in Russland.

3. Herr Smirnoff (Tiflis) spricht (französisch) über die Farbe der Augen und der Haare bei den Völkern des Kaukasus.

4. Herr Stieda berichtet über analoge Untersuchungen in den Ostseeprovinzen und legt die von ihm ausgearbeiteten tabellarischen Schemata vor.

5. Herr Virchow spricht sodann über die Anthropologie des Kaukasus.[1]) Er erinnert zunächst daran, dass diese Erörterung einen entscheidenden Werth erlangt habe, seitdem Blumenbach die sämmtlichen Culturvölker der europäischen Welt der kaukasischen Rasse zugeeechnet und damit den Gedanken angeregt habe, dass der Kaukasus der Ausgangsort, gleichsam das Mutterland aller weissen Stämme gewesen sei. Freilich sei dieser Gedanke durch die Aufstellung der indo-germanischen oder

1) Ein sehr eingehender Bericht über diesen Vortrag ist von Herrn Dr. Heger in der Wiener Abendpost No. 289—90. vom 20.—21. December 1881 erstattet worden.

arischen Rasse sehr abgeschwächt worden, aber dafür haben gerade die Vorstellungen von grossen Wanderungen der arischen Stämme von Osten nach Westen mit einer gewissen Nothwendigkeit zu der Untersuchung gezwungen, ob derartige Stämme auf ihrer Wanderung durch den Kaukasus hindurchgezogen seien oder ob sie vielmehr ihren Weg nördlich oder südlich neben demselben vorüber genommen hätten. In Deutschland namentlich seien nicht wenige Gelehrte geneigt, anzunehmen, dass unsere Vorfahren von Süden her den Kaukasus passirt haben, und die Entdeckung, dass ein linguistisch verwandter Volksstamm, die Osseten, noch jetzt die Mitte des Gebirges bewohne, habe nicht wenig dazu beigetragen, diese Annahme zu befestigen. Indess sei nicht zu verkennen, dass eine solche Thatsache eben so gut dazu verwendet werden könne, einen Durchzug in entgegengesetzter Richtung, vom Norden her, zu beweisen.

Die Nachrichten von den sogenannten Portae Caspiae liessen erkennen dass Einfälle nördlicher Völker zu wiederholten Malen stattgefunden hätten. Wo aber seien diese Pforten zu suchen? Schon die Betrachtung der Karte weise darauf hin, dass nur auf der Ostseite ein schmales und an sich keineswegs bequemes Vorland vorhanden sei, welches allenfalls den Durchzug wandernder Völker mit Weib und Kind, Heerden und anderem Besitz gestatte. Hier an Ort und Stelle habe er sich, theils durch eigene Anschauung, theils durch zahlreiche Nachfragen, besonders aber durch die prachtvolle Reliefkarte im Museum, überzeugt, dass längs des schwarzen Meeres eine ähnliche Möglichkeit nicht vorhanden ist und dass die Kette des Gebirges keine einzige, für ganze Volksstämme wegsame Passstelle besitzt.

Dazu komme eine andere Betrachtung. In jener weit zurückliegenden Zeit, in welche man die Wanderungen der Arier verlegen müsse, könne möglicherweise die Vergletscherung des Gebirges weit ausgedehnter gewesen sein, als gegenwärtig. Bekanntlich habe man sich sehr schwer entschlossen, der Eiszeit im Kaukasus eine grössere Bedeutung beizulegen. Herr Abisch habe nur sehr vereinzelte Fälle anerkannt, Herr Favre sei schon sehr viel weiter gegangen. Das, was er jetzt gesehen habe, beweise, dass nicht nur im Gebirge die allerausgedehntesten Gletscherspuren vorhanden sied, sondern dass auch bis weit in die Steppe im Norden und bis in das Thal der Kura im Süden, fast bis an die Thore von Tiflis, „Moränenlandschaften“ sich ausbreiten. Seit welcher Zeit die Gletscher sich zurückgezogen haben, sei erst festzustellen. Jedenfalls müsse damals das Gebirge nahezu unpassirbar gewesen sein, wie denn bis zur Anlegung der grusinischen Militairstrasse in diesem Jahrhundert nur die schwierigsten Gebirgspfade existirt hätten.

Nun sei bisher noch an keinem Punkte des Kaukasus eine Spur des Menschen aus der glacialen oder gar aus der präglacialen Periode angetroffen worden. Freilich folge daraus nicht, dass dies nicht noch geschehen

könne, aber niemand werde daran denken, in so unwirthliches Land die Urheimath der Arier zu verlegen. Man müsse sich dabei vergegenwärtigen, dass die jetzige Entwaldung des Landes und eines grossen Theils des Gebirges eine künstliche sei, welche vielfach erst in historischer Zeit stattgefunden habe, dass jedoch nach der Glacialzeit eine Periode gefolgt sein müsse, wo mächtiger Urwald die Abhänge des Gebirges und die Flussthäler bedeckte. Gewiss habe sich selbst die Einwanderung der ersten Bewohner sehr langsam vollzogen, und wenn diese im Laufe der Zeit hie und da sich über den Kamm des Gebirges herübergeschoben haben mögen, so sei das doch keine Wanderung im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauches.

Die Frage nach der ältesten Einwanderung lasse sich anthropologisch und archäologisch angreifen. Anthropologisch scheine es ihm nach seinen bisherigen Erfahrungen, dass gegenwärtig vielleicht kein einziger ganz reiner Stamm im Kaukasus existire. Die Georgier, welche Blumenbach in den Vordergrund stellte, seien es gewiss nicht, aber auch bei den Osseten habe er sich überzeugt, dass starke Mischungen sich sogar durch die Familientradition noch nachweisen lassen. Von einem wesentlich blonden Typus könne bei ihnen eben so wenig die Rede sein, wie von einer dolichocephalen Schädelform. Im Gegentheil liessen sich vielfache Uebereinstimmungen mit Armeniern wahrnehmen, welche brünett und brachy- oder mesocephal seien. Leider erschwere die Häufigkeit der Deformation der Schädel diese Untersuchung sehr, denn nicht bloss in den alten Gräbern von Mzchet und Marienthal habe Herr Bayern ebenso ausgezeichnete Macrocephalen (im Sinne des Hippokrates) nachgewiesen, wie sie in der Krim vorkommen, sondern dieselben Formen treffe man noch heutzutage. Redner stellt dem Congress einen Tuschen (Tuschinen) mit einem ausgeprägten Thurmkopfe vor, den er erst gestern hier in Tiflis entdeckt habe. Diese Sitte gehöre also weder einer bestimmten Zeit, noch einem bestimmten Stamme an. Aber auch abgesehen davon, sei doch die Kurzköpfigkeit im Kaukasus wahrscheinlich die Regel. Ob sie turanischen Ursprunges sei, lasse er dahingestellt; die Armenier dürften sich schwer auf einen solchen zurückführen lassen. Soviel lasse sich jedoch schon jetzt sagen, dass ein deutlicher Rückstand einer ausgewanderten oder durchgewanderten blonden Rasse im Kaukasus nicht vorhanden sei, und dass anthropologisch, namentlich craniologisch betrachtet, ein unvermischter Urstamm hier wohl kaum zu finden sein dürfte.

Archäologisch stelle sich die Sache nicht anders dar. Freilich bestehe, namentlich in Frankreich, schon lange die Neigung, die ganze alte Bronzecultur des Westens vom Kaukasus und Ural abzuleiten. Am entschiedensten habe Herr Alexander Bertrand den Gedanken einer hyperboräischen Bronzecultur entwickelt; auch habe neuerlich Herr Chantre den Nachweis versucht, dass die Gräber der ältesten Eisenzeit im Jura mit den kaukasischen nahe verwandt seien. Wäre der erstere Gedanke richtig, so würde vorausgesetzt werden müssen, dass die kaukasische Bronzecultur eine ursprüngliche,

local entstandene sei und ein verhältnissmässig hohes Alter habe. Allein Beides sei bis jetzt sehr zweifelhaft. Vergleiche man z. B. die Funde in den Gräberfeldern von Koban und Kasbek, welche, soweit er sehe, unter den bis jetzt bekannten die ältesten seien, mit den vorderasiatischen, so könne kein Zweifel darüber bestehen, dass sie sehr viel jünger seien. Einerseits liefere Vorderasien, — und hier könne vor Allem der durch Herrn Schliemann so berühmt gewordene Burgberg von Hissarlik genannt werden, — grosse Mengen der schönsten polirten Steingeräthe, welche in den kaukasischen Gräberfeldern ganz fehlten; andererseits fehle in Hissarlik das Eisen, welches er bei seinen neulichen Ausgrabungen in Koban bis in die grösste Tiefe der Gräber in vorzüglichen Exemplaren aufgefunden habe. Von Bronzen fehlen in Hissarlik wiederum die Fibeln ganz, welche in Koban und Kasbek eine der häufigsten Beigaben seien.[1]) Nun sei freilich die kaukasische Fibel von höchst primitiver Anlage, aber im Einzelnen ausserordentlich entwickelt, so dass sie schon eine längere Culturentwickelung voraussetze. Von einer solchen sei bisher im Kaukasus keine Spur gefunden worden; sollte sich dies auch später bewahrheiten, so bliebe nichts übrig, als auf einen Import, wenigstens der Muster, zu schliessen. Für den Import spreche namentlich auch das häufige Vorkommen von Bronzegeräth, welches zum Aufschirren und zum Schmuck von Pferden bestimmt war, also für ein Thier, welches jedenfalls nicht der primitiven Fauna des Kaukasus angehöre. Manche Funde deuteten auf ziemlich weite Handelsbeziehungen. So finde man Kauri-Muscheln aus dem indischen Meer, Carneol-Perlen, vielleicht aus Persien, vereinzelt Bernstein von der Ostsee; die Spiralornamente erinnerten an Griechenland, die Thierfiguren und Thierzeichnungen an Sibirien und die finno-ugrische Kunst. Es sei daher sehr wahrscheinlich, dass die erwähnten Gräberfelder einer Zeit angehörten, wo sich schon die mannichfaltigsten Einflüsse von aussen her im Kaukasus kreuzten, wo die Bevölkerung selbst schon in festen Wohnsitzen angesiedelt und in zahlreichen Richtungen zu einer höheren Stufe der Gesittung gelangt war.

Immerhin habe sich trotz dieser äusseren Einflüsse ein unverkennbarer Localtypus des Kunstgewerbes herausgebildet, welcher die kaukasischen Bronzen in ihrer Gesammtheit als ein selbständiges Glied neben die anderen bekannten Formenkreise stelle. Vieles habe sich seit jener Zeit mit Zähigkeit erhalten, namentlich in den Waffen. Der moderne Kinschal finde sein Prototyp in den Dolchen der Gräber; Pfeile hätten sich seit der Bronzezeit bis in die Kriege dieses Jahrhunderts erhalten; das Benähen der Kleidungsstücke mit allerlei Metallzierrathen sei constant fortgeerbt. Das setze eine viel grössere Dauerhaftigkeit der Bevölkerung voraus, als sich mit der Annahme einer häufigen Durchwanderung des Kaukasus durch

1) Wegen der Details kann auf die Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Sitzung am 17. December 1881) verwiesen werden.

Wanderstämme vertrage. Diese Auffassung werde dadurch unterstützt, dass sich eine gewisse Aufeinanderfolge der fortschreitenden Culturepochen in den Gräbern beobachten lasse. Schon in den Gräberfeldern von Digurien und von der Kabardá finden sich neben den Typen von Koban und Kasbek jüngere Formen; es erscheinen nach und nach griechische Muster, ja es trete sogar die sogenannte römische Provinzial-Fibel hervor. Für die Chronologie der älteren Bronze- und Eisengräber folge daraus mit grosser Bestimmtheit, dass sie in die Periode zwischen Hissarlik und dem pontischen Reich versetzt werden müssten, aber man dürfe die Fortschritte der Cultur nicht an immer neue Einwanderungen ganzer Stämme knüpfen. Ein gewisser Grundstock der Bevölkerung müsse als bleibender während der ganzen, bis jetzt nachweisbaren Periode angenommen werden, und zwar für den Norden und das Centrum des Gebirges in höherem Maasse, als für den Süden. Denn die weit vorgerückte Cultur, welche z. B. das Gräberfeld von Mzchet im Süden zeige, finde im Norden kaum eine Analogie.

Der grosse Mangel an Geräthen der Steinzeit in ganz Kaukasien scheine darauf hinzuweisen, dass das Land und namentlich das Gebirge erst verhältnissmässig spät bevölkert worden sei. Was bisher an Steingeräth zu Tage gekommen sei, trage zu wenig charakteristische Merkmale an sich, um einer eigentlichen Steinzeit zugeschrieben werden zu müssen. Geschlagener Obsidian fände sich auch in Hissarlik und grobe Steinhämmer seien noch heutigen Tages im Gebrauch. Stein und Metall komme oft genug gleichzeitig in Gebrauch. Was zu beweisen sei, wäre der ausschliessliche Gebrauch von Stein, und für diesen biete bis jetzt der Kaukasus, soweit er sehe, auch nicht ein einziges Beispiel. Und selbst wenn sich dieser Mangel durch weitere Funde, wie leicht möglich, auch noch ausgleichen sollte, so scheine ihm doch sehr wenig Aussicht vorhanden, dass der Kaukasus als ein Ursitz der Menschheit werde nachgewiesen werden können. Natürlich schliesse das nicht aus, dass im geschichtlichen Sinne schon sehr früh eine Besiedelung stattgefunden habe, wie denn die historische Zeit für diese Gegenden ja sehr weit zurückreiche, aber die Prähistorie dürfte im Verhältniss dazu eine verhältnissmässig viel kürzere Dauer in Anspruch nehmen, als man bisher geneigt gewesen sei, vorauszusetzen.

6. Dr. G. Radde erörtert das Vorkommen des Weinstockes und des Oelbaumes am Ararat in Bezug auf die Noah-Sage.

Berichtigung.

Auf S. 73 muss es statt „Professor Maschka aus Neutitschein" heissen „Professor Hiebsch aus Tetschen".

Prähistorisches aus der Umgegend von Guben.

Von

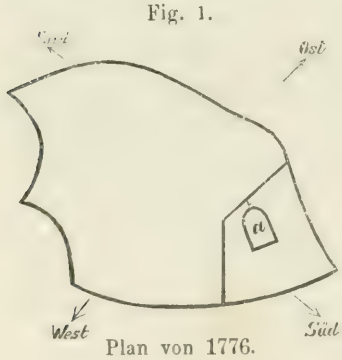
Dr. H. Jentsch in Guben.

Vorgelegt in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 17. Decbr. 1881.

1. Das heilige Land bei Niemitsch.

Den Namen „das heilige Land“ trägt ein Burgwall mit slavischen und vorslavischen Resten, welcher in dem Winkel zwischen der Werder und der Neisse, 300 Schritt vom Dorfe Niemitsch, in westnordwestlicher Richtung von der Kirche, entfernt, 80 Schritt östlich von der Neisse liegt. Letztere fliesst hier im ganzen nordwärts, macht aber gerade an dieser Stelle eine leichte Ausbiegung von SW nach NO; in der Nähe des alten Walles ist diese Krümmung am stärksten. Das gesammte Terrain im Osten der Neisse ist in der Gegend von Niemitsch eben; auf der Westseite begleitet den Fluss ein Höhenrücken bald in unmittelbarer Nähe, bald bis auf 500 Schritt zurücktretend. Ein alter Situationsplan des heil. Landes ist auf der Gemeinde-Flurkarte vom Jahre 1776, die sich in der Hand des gegenwärtigen Besitzers jenes Terrains, des Herrn Bauerngutsbesitzers Pötzschke befindet, erhalten (Fig. 1): sie enthält noch einige Andeutungen über den früheren, jedenfalls durchaus sumpfigen Zustand des jetzt allenthalben beackerten Landes östlich von der Neisse: sie führt an die Laugkgrube (im NNW), die Lache, die Kaupe, die Pickwiese, die alten Lehden. Ferner zeigt sie im Süden eine alte Eichenpflanzung etwa in der Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks, dessen Katheten der Südrand des Burgwalls und das östliche Neisseufer bilden; an die Hypotenuse stösst die „der Kapenz“ genannte Flur. Der Hügel selbst bildet eine unregelmässige Figur, deren längster Durchmesser von N nach S geht; die Nordostgrenze ist etwa eine halbe Ellipse, an deren südliche Spitze sich in einer scharfen Ecke westwärts eine Viertelellipse anschliesst. Der nordwestliche Theil ist unregelmässig: er setzt sich aus zwei einspringenden Bogen zusammen. Die hervortretende, als höher auf-

Fig. 1.



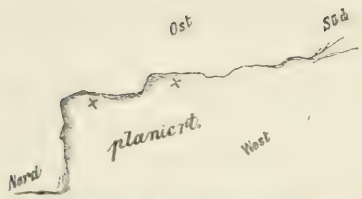
Plan von 1776.
a die alte Kapelle.

ragend bezeichnete Südostspitze trägt von NNordost nach SSüdwest gerichtet die Reste der Kapelle, nach welcher das Terrain im Nordosten des Walles „unter der alten Kirche“ benannt ist.

Wie der Zustand des Hügels 50 Jahre später war, wird ersichtlich aus der Beschreibung durch den Pastor Grimm zu Niemitsch aus dem Jahre 1832 (Lausitz. Magaz. Bd. XI. 1833. S. 40—43). Er hat noch den inneren „Krater“ desselben gesehen. Der Wall bestand damals aus einer grösseren Anhöhe von 850 Schritt Umfang und 50 Fuss Höhe (jedenfalls wohl über dem Neissespiegel) und einem kleineren südlicheren von 300 Schritt Umfang und 30 Fuss über dem Niveau des grösseren, wie das Folgende zeigt: „Beide Hügel machen einen Umkreis von 1160 Schritt aus und haben 80 Fuss Höhe; ihr Flächeninhalt wird zu 840 Quadratfuss berechnet.“ Grimm fügt einige Nachrichten über die vorgenommenen Veränderungen hinzu. Der Hügel ist als Dominialgut bis 1770 wohlerhalten geblieben; er ist dann gleich dem übrigen herrschaftlichen Gute von den Bauern in Erbpacht genommen und beackert worden. Als isolirte Erhebung in jenem flachen Terrain mit weiter Aussicht bis Guben, berührt von dem Fusssteige, der auf Cottbus führte, wurde er den Wanderern ein Ruhepunkt, geheimnissvoll von alten Eichen umrauscht und interessant als Schauplatz der auch hierher verlegten Sagen von Gero. Auf eine Untersuchung des Innern kam man erst 1820 und zwar an der mindestgünstigen Stelle, auf der Kapellenanhöhe: die Ausgrabung förderte nur Steine und Kohlen zu Tage. Später wurde um die Trümmer der Kapelle herum der Boden wiederholt gelegentlich nach Schätzen durchwühlt. Weitere Aufmerksamkeit erweckte das Innere nicht, bis Grimm selbst am 24. September 1832 dort einen Urnenscherben entdeckte und durch jene Notizen im Lausitz. Magazin auf die Anlage aufmerksam machte. Zu einer eingehenderen Untersuchung kam es aber auch jetzt nicht, obwohl wenig später die Planirung der Ostseite erfolgte, die so geringe Beachtung fand, dass bis auf eine mündlich fortgepflanzte Nachricht Angaben über deren prähistorische Ergebnisse durchaus fehlen. Als nach 1870 die Umstürzung der Westwand in Angriff genommen wurde, wandte sich etwa seit 1875 die Aufmerksamkeit vereinzelt diesem Punkte zu. Einen kurzen Fundbericht enthielt die Gubener Zeitung vom 15. Juni 1878, abgedr. im Lausitz. Magaz. Bd. LIV. S. 367.

Gegenwärtig wird die abgetragene Ostseite durch den vom Dorfe zum Neissedamm führenden Fahrweg begrenzt; die unmittelbare Erhebung über diesen beträgt noch immer meist 1 - 1.5 *m*. Die Nordseite ist Ackerland; sie verläuft allmählich in die Ebene; die höchste Partie derselben mag 3 *m* über dem sonstigen Planum liegen. Der anstossende, der Neisse zugewendete nordwestliche Theil ist unbebaut und mit Rasen bewachsen. Der Rand steigt etwa unter einem Winkel von 40° 2,5 *m* hoch auf, dann sehr allmählich nochmals 1,5 *m*, im Ganzen also 4 *m*. An zwei Stellen sind hier abgeschrägte Bahnen hergestellt. Die Westecke ist 11 *m* weit wall-

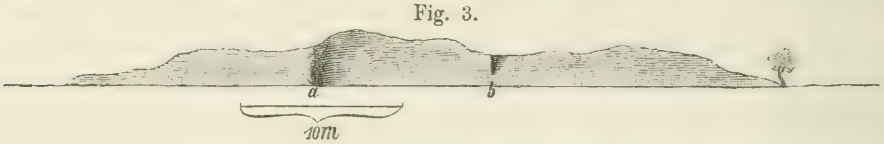
Fig. 2.



Grundriss der abgestürzten Partie am Westrande. x. Wohnungstrümmer.

einwärts von der ursprünglichen Ansatzstelle des Aussenrandes auf dem umgebenden Wiesenboden aus gerechnet (oder 9 *m* von der Ansatzstelle auf dem bereits eingeebneten Ackerboden) abgetragen: es liegt, — Fig. 2 — blicken wir von der Neisse aus nach dem Innern des Walles hin, an die so hergestellte Südwand angrenzend zunächst eine steile Westwand von 11,5 *m* Länge vor uns; die Abstürzung tritt alsdann einen Meter tiefer in den Wall hinein und die Wand erstreckt sich dann noch 45 *m* weiter nach Süden, so dass im Ganzen

Fig. 3.



Gegenwärtige Vorderansicht der Westseite.
bei a der 10 *m* tief einspringende Winkel, bei b das 1,5 *m* tiefe Zurücktreten der Wand.

ein unregelmässiger Kreisausschnitt blossgelegt ist, dessen eine Seite 9, dessen andere insgesammt 56 *m* beträgt. Die obere Kante liegt durchschnittlich 3 *m* über dem planirten Ackerlande, das sich bereits 2 *m* über den ursprünglichen Wiesenboden erhebt. Dieser selbst senkt sich in einer unregelmässigen Fläche etwa 2,5 *m* zum Neisseufer, das 1 *m* höher ist als der Sommerwasserspiegel, so dass jetzt die Oberfläche des Walles ungefähr 8,5 *m* über dem Neissespiegel liegt. Die Südseite des Hügels berührt sich in ihrer Mitte mit der Ecke eines vom Dorfe kommenden, hier rechtwinklig gebogenen, weiterhin der Neisse parallel stromauf führenden Weges; die Höhe der Umwallung beträgt an dieser Stelle $1\frac{3}{4}$ *m*; die weitere Steigung, walleinwärts, ist eine sehr allmähliche.

Im Innern ist noch eine Mulde von 1,5 *m* Tiefe zu erkennen, die sich von S nach der Mitte und von dort nach NW zur Neisse hinzieht: diese besondere Richtung lässt sich durch das von der Kapellenanhöhe im S aus eingeführte grössere Quantum von Erde erklären.

Der Boden ist in der oberen, $\frac{3}{4}$ *m* starken Schicht durchweg schwarzgrau; die äussere Böschung besteht im Nordwesten bis 9,5 *m* walleinwärts aus gelbem Sande, dessen tiefster Untergrund bis jetzt nicht untersucht ist. In keiner dieser Aufschüttungen sind Schneckenhäuser[1]) bemerkt. Weiter in den Wall hinein liegen die Kulturschichten.

In jener inneren Ecke der Abstürzung am Westrande trat 3 *m* unter der Oberfläche, wenig über dem Niveau des neu planirten Ackers, der ur-

1) Zu den Verhandl. 1880 S. 225 bemerke ich, dass sich in dem Burgwall östlich von Neuzelle ausser Schlacken und gebranntem Lehm eine grosse Zahl kleiner Schneckenhäuser findet. — Obige Fig. 3 zeigt nur die Erhebung über den bereits aufgehöhten Acker.

sprünglichen äusseren Wallperipherie wie dem Neisselaufe etwa parallel gerichtet eine ganz ungeordnete, ungefähr 1 *m* hohe, 1,5 *m* lange Schichtung von Feldsteinen, durchschnittlich von der Grösse eines Kinderkopfes, zum Theil auch erheblich grösser, meist unzerschlagen, zu Tage; walleinwärts gerichtet schloss sich eine ähnliche Steinanhäufung etwa 1,5 *m* tief hineinreichend an. Von diesen Steinwällen im N und W begrenzt, im S durch vereinzelte Feldsteine abgeschlossen, fanden sich im Boden, eine Schicht von 60 *cm* Stärke bildend, zahlreiche im Feuer mässig erhärtete, röthliche, theils handtellergrosse, theils kleinere Lehmstücke mit den glatten, 1 Finger starken Eindrücken von Rundstäben, offenbar der leicht gebrannte Bewurf eines Baus aus Geäst. Diese Lage war durchmischt mit Holzkohlen und Asche, zum Theil grünlichgelber, und mit vereinzelten Knochen so wie mit glatten, hornartig glänzenden schwarzen Scherben mit reifenartigen Abstrichen, glatten Topfböden, einem Bruchstück mit halbkreisförmigen concentrischen Eindrücken so wie schräg gerippten Randstücken. Etwa 60 jener Lehmbewurf-Fragmente besitzt die Gymnasialsammlung; sie bedecken ungefähr $\frac{1}{3}$ *qm*; unter ihnen ist eins an einer Seite stark verschlackt, fast verglast, eins zeigt einen ganz flach gewölbten, 4—5 *cm* breiten Eindruck, ein anderes zwei ebene Seiten und scharfe Kanten; aus diesem treten einzelne schmale Parallelstreifen ein wenig heraus — wohl der in Risse des Holzes eingedrückt gewesene Lehm. Zur Beantwortung der von Arnold (Die deutsche Urzeit) angedeuteten Frage, ob die Aussen- und die Innenseite der Stabgeflechte beworfen zu werden pflegte, ergiebt sich kein Anhalt. Neben diesen Trümmern fanden sich grössere verkohlte Eichenstücke, über dem Lehmbewurf Feldsteine und grober, grauer, von dem die Böschung bildenden Kiese verschiedener Flusssand: möglich, dass der Brand dadurch erstickt werden sollte. — Unter der alten Anlage war nicht ein kellerartiger Raum zu erkennen, sondern eine Schicht von 40 *cm* Erde enthielt Kohlenbrocken und glatte Scherben; darunter lag Lehm mit rothen Flecken, welcher glatte Scherben einschloss — vielleicht zerweichter Lehmbewurf. Diese Schicht schloss an das jetzige Ackerplanum an. Eine an dieser Stelle 4,5 *m* tief, also bis 7,5 *m* unter der Hügeloberfläche geführte und nur noch ca. 1 *m* vom Niveau des Neissespiegels entfernte Eingrabung ergab dunklen, kohlen- und knochenhaltigen Boden, der in den ersten 3 *m* glatte Scherben, unter ihnen wulstig verdickte Randstücke, auch einen Schüsselrand mit spiraligen Eindrücken enthielt; in der Tiefe von 3,5—4 *m* (6,5—7 *m* Gesammttiefe) fanden sich Scherben, unter deren Rande etwa 3 *cm* entfernt eine Wulst mit Eindrücken hinlief; von 4—4,5 *m* lag feuchter weisser Sand, darunter ein lehmartiger Boden — dies Alles noch mit Kohlenbröckchen durchsetzt. Von einem Pfahlrost hat sich bis jetzt keine Spur gefunden, so dass die Anlage wahrscheinlich auf einer natürlichen Bodenerhebung, einer Kaupe im Sumpf, einer ehemaligen Sandbank in der früher jedenfalls breiteren und wasserreicheren Neisse errichtet ist.

Oberhalb der Bautrümmer fand sich über der Feldstein- und Flusssandlage eine etwa muldenförmige Kohlen- und Aschenschicht von 10 *cm* Stärke, anscheinend eine Heerdstelle, darüber 20 *cm* starker gemischter Erdboden, der glatte, meist röthlich-erbsfarbene Scherben enthielt; darüber wieder eine dünne Kohlen- und Achenschicht gleichfalls mit glatten Scherben und mit Bronzefunden, (u. A. ein schnallenartiges Schmuckstück mit zerschmolzener Füllung s. u. No. 5); es folgte 0,5 *m* grauer Boden, und endlich ein Burgwallscherben (mit Parallelriefen und über diesen eingerissenen Tupfen, so wie mit stark umgelegter Randleiste) enthaltende Schicht von 30 *cm*. Die geringe Stärke der letzteren erklärt sich aus der bedeutenden Bodeneinebnung nach dem ehemaligen inneren Kessel hin, die der Pflug allein im Laufe eines Jahrhunderts (vgl. Grimm's Angabe) bewirken konnte.

Der Wall aus Steinen, die keinerlei Spuren eines Verbindungsmaterials an sich trugen, hat möglicherweise zur Befestigung der Sandschüttung gedient: eine ganz ähnliche Anlage hat sich an der Ostseite des Hügels gefunden. Das Gebäude wäre dann unmittelbar daran angelehnt gewesen. Die Sandlage reicht jetzt noch 0,5 *m* über die einstige Steinlage hinauf; ob zur Zeit des Brandes, ist ungewiss. Wenigstens an eine der frei stehenden Seiten (die nördliche) ist ein loser Steinhaufe gelegt gewesen, ob zur Befestigung des Baus, ob vorkommenden Falles als Vertheidigungsmaterial, ist nicht zu entscheiden. Aus den Funden ergiebt sich zunächst nur, dass die der Neisse zugewandte Seite des Baus nicht unter 2 *m*, die nach innen gerichtete nicht unter 1,5 *m* lang gewesen ist. Eine Begrenzung gegen das Innere des Kessels hin ist noch nicht aufgedeckt. Dass das Gebäude ein Wohnraum gewesen, beweisen die Funde aus demselben. —

7 *m* weiter südwärts fanden sich ähnliche Trümmer: an der Nordseite des Baus Steine von zum Theil beträchtlicher Grösse, von unregelmässiger Gestalt, bis 40 *cm* lang, dicht gepackt in 1 *m* Höhe und 2 *m* Längenausdehnung dem Neisselaufe parallel; vom Bau selbst Kohlen, erhärteter Lehm, eine eichene Bohle von 2 *m* Länge, 30 *cm* Breite und 15 *cm* Dicke, darunter Feldsteine zusammengeworfen. Mitten zwischen diesen lagen, dicht gehäuft, über 150 weissgraue Kiesel von 2—8 *g* Gewicht und von unregelmässiger Form, so dass sie als Schleudersteine nicht brauchbar waren, vielleicht Kinderspielzeug. Unterhalb kamen glatte, eingemischt in das Gestein einzelne glatte Scherben, oberhalb glatte und slavische Scherben gemischt vor — vielleicht ein Beweis, dass sich hier Slaven auf den Trümmern der Wohnung ihrer Vorgänger niedergelassen, ehe Gras darüber gewachsen war, und dann allerdings auch ein Indicium dafür, dass diese glatten Scherben germanischen Ursprungs seien.

Den Raum zwischen den beiden ehemaligen Baulichkeiten nimmt eine dunkle, von dem jenseitigen Ufer der Neisse betrachtet am meisten ins Auge fallende Erdmasse ein, durchsetzt mit einzelnen Findlingssteinen, Kohlenbrocken, erhärteten Lehmklumpen, zahlreichen Scherben, armstarken ver-

kohlten Aesten, Knochen und Zähnen, sowie mit einigen nicht horizontalen, sondern schräg verlaufenden oder in der Mitte etwas vertieften Aschenschichten. Gleicher Art ist der Boden weiter südwärts von dem zweiten Hausreste. 2,5 *m* von diesem entfernt kam der unten beschriebene ornamentirte Rest eines sogenannten Räuchergefässes oder Kochuntersatzes (s. Vhdlungen 1880, S. 432) zu Tage.

Theils in den Trümmern der erstbeschriebenen Wohnstätte, theils in dem Raume zwischen ihr und dem zweiten Bau, theils endlich in der oben bezeichneten Aschenschicht über jener sind folgende Gegenstände gefunden, die der Besitzer des Terrains fast sämmtlich der Gymnasialsammlung zugewendet hat:

I. Aus Bronze: 1. ein Kopfring von 18 *cm* Durchmesser, ein wenig offen, mit petschaftartigen Abschlüssen; das Ornament besteht in parallelen Längsfurchen, an die sich stellenweise, namentlich vor der Oeffnung, schräge Striche ansetzen. Beim Abhauen des festen Bodens fand er sich stehend, wie der ringförmige, grünliche Abdruck desselben in der Erde zeigte; 2. ein zerbrochener Armring mit ebener Oberfläche von 4,8—5,5 *cm* Durchmesser; an drei Stellen zeigt er in gleichen Abständen kreisförmige Ausschnitte von 8 *mm* Durchmesser, durch deren Umfassung sich die Seitenränder entsprechend erweitern, 3. eine S-förmig gewundene, ohne Kopf abschliessende Bronzenadel von 8 *cm* Länge, rauh oxydirt, von schwärzlicher Farbe. 4. eine mässig längsgewölbte Platte von 8 *cm* Länge, 4 *cm* Breite; die Mittelerhebung beträgt 9 *mm*; vielleicht auf einem Gewande oder an einer Schutzwaffe befestigt; 5. das bereits erwähnte, etwa 3,5 *cm* lange, 2,5 *cm* breite, mässig gewölbte Schmuckstück, in der Form einer Schuhschnalle ohne Dorn ähnlich, mit blasig aufgequollener, perlmutterartig schillernder, zum Theil von Grünspan durchfärbter Masse umschlossen; 6. eine Knopfsichel; 7. sieben Pfeilspitzen, von denen zwei Paare zusammengerostet waren (1 derselben im Märk. Prov.-Mus.). Unter diesen sieben ist eine flach, zweiseitig mit stark hervortretender Mittelrippe, 5 sind dreiseitig mit Blutrinnen, in welchen die Schafttülle rundlich hervortretend verläuft. Alle sind hohl; zur Befestigung diente ein Schlitz am unteren Theile; 8. einem blasigen und rissigen Scherben haftet ein etwa die hohle Hand füllender, mit Grünspan durchsetzter, einzelne Bronzebrocken, vielleicht von einer Nadel, enthaltender Sandklumpen an. — Alles mit körniger Oberfläche.

II. Aus Knochen: ein röthliches, aus einer grossen, flachen Rippe hergestelltes Messer, etwa 15 *cm* lang, jetzt in der Mitte durchgebrochen. (In der Flach'schen Privatsammlung zu Guben).

III. Aus Stein: 1. ein walzenförmiger Getreidequetscher von 9 *cm* Durchmesser und derselben Höhe, an den Grundflächen etwas eingedrückt. Die zugehörige Steinunterlage ist wahrscheinlich mit den aus dem Walle gewonnenen Ladungen von Steinen für den gegenwärtigen Chausseebau zwischen Amtitz und Starzeddel abgefahren worden. Dies Schicksal haben

gehabt: 2. ein durchbohrter Hammer, dessen Material grobem Sandstein glich, und 3. ein Hammer mit noch nicht durchgehendem Bohrloch von etwa 3 *cm* Tiefe ohne Zapfen. Um die bereits fertiggestellte Oeffnung lief eine Kreiseinritzung, wahrscheinlich die Vorzeichnung der beabsichtigten Bohrlochperipherie; desgl. 4. ein Steingeräth von der Stärke und Länge eines rechteckigen gewöhnlichen Wetzsteins, das auf den beiden schmalen Seiten mit einem spitzwinkligen Einschnitte versehen war, der den Enden das Aussehen zweier gespreizter Finger gab; vielleicht zum Schärfen von Pfeilspitzen bestimmt; 5. ein Eierstein (abgeplattetes Ellipsoid von 5 *cm* Länge, 3,5 *cm* Breite und 2,7 *cm* Dicke), der vielleicht zum Lederglätten diente; 6. wie im Stargarder Burgwall fanden sich zahlreiche kantige Steine; es ist möglich, dass sie zum Feststellen von Thongefässen verwendet wurden, da sie zum Theil in Kohlen lagen; sie können aber auch Wurfsteine gewesen sein.

IV. Aus Thon: 1. ein hellfarbiger, durchbohrter Spinnwürtel in Gestalt eines abgestumpften Kegels mit unebenen Grundflächen (3,4 und 2,5 *cm* Durchmesser), nach der früheren Annahme aus einem sehr feinen Sandstein hergestellt, wahrscheinlich aus stark erhärtetem Thon; 2. ein einem Bohrergriffe ähnlicher Gegenstand von 4 *cm* Länge, von 2 *cm* gleichmässiger Breite, mit einer Durchbohrung von 3 *mm* Durchmesser; 3. ein roth gebrannter Spinnwürtel mit rauher Oberfläche, 3 *cm* Durchmesser, 2 *cm* Höhe mit mässig heraustretender Mittelrippe, von grober Arbeit; 4. zwei aus Thon mit grobem Sande verfertigte Webesteine, deren oberer Theil von der Durchbohrung an abgebrochen ist: ein runder (gegenwärtige Höhe 11 *cm*, Grundfläche 10 *cm*), ein vierkantiger, zum Theil durch Hitze blasig geworden und glasirt (15 *cm* Höhe, 10 *cm* Durchm. d. Grundfläche, 5 *cm* d. ob. Fläche); 5. ein Thonkloben, stark beschädigt, jetzt von 10 *cm* Höhe; dem mittleren Theile ist ein glatter, 2,5 *cm* breiter kreisförmiger Absatz von 12 *cm* Durchmesser abgestrichen, über welchem der obere Theil konisch aufzusteigen scheint. —

An völlig erhaltenen oder wenigstens ihrer Form nach noch bestimmbaren Thongefässen: 1. eine dickwandige Schale mit centraler Bodenerhebung, schmalem, kreisrundem Henkel mit kreisförmigem Durchschnitt, der vom oberen Rande aufsteigend sich unten zur Seitenwand hin verflacht. Obere Oeffnung 8 *cm*, aussen glatt, bräunlich, innen blaugrau, rissig; 2. $\frac{3}{4}$ einer auf der Innenseite schwarzen Schale (Flach'sche Samml.); 3. ein Fläschchen, unten spitz, mit fast krugförmiger Oeffnung und mit Henkel; Höhe 5,5 *cm*; 4. ein Deckel von 6—7 *cm* Durchmesser, von unregelmässiger Peripherie; Oberseite eben; derselben ist in der Mitte ein halbkreisförmiger, kleiner Henkel aufgesetzt; Falzrand, der nicht steil abfällt, sondern sich nach unten verjüngt; der untere, innere Raum des Deckels gleicht daher einer Kugelmütze. Ausserhalb des Falzes sind, in einem Durchmesser einander entsprechend, zwei strohhalmstarke Löcher durchgebohrt, so dass das zu-

gehörige Gefäss jedenfalls an einer Schnur getragen werden sollte; 5. ein Flaschenhals, der sich von der Gefässausbauchung durch einen deutlichen Einstrich abhebt, mit verhältnissmässig grossem Henkel, auf dem zwei Längsstreifen; 6. eine schwammartig durch Feuer aufgetriebene, spröde, an einzelnen Stellen fast glasirte Thonflasche, unten spitz, mit Henkelrest, bis zum defekten Halse 9 *cm* hoch; die Oberfläche zeigt rundliche, glatte Riefen (ein Längsdurchschnitt würde von welligen Linien begrenzt sein); 7. ein rollenartig zusammengebogenes Gefäss (Schüssel?) von ähnlich verändertem Material, dem fremde Thonstücke angeschmolzen sind; 8. Bruchstücke von fünf flachen Thonplatten oder -Brettern (vgl. Ausstellungs-Catalog S. 388. Zaborowo), nämlich von einem erbsfarbenen, glatten, mit mässig aufragendem, senkrecht abgestrichenem Rande, von einem mattgelben, mit stark emporragendem Rande, von einem dunklen, mit concentrischen kreisförmigen regelmässigen Fingereinstrichen; ein kleines Bruchstück von einer dunklen Platte mit zwei schmalen concentrischen Kreiseinstrichen dicht am Rande, endlich von einem rauhen mit radial geordneten Thonaufschiebungen; 9. die Mittelstücke von zwei Räuchergefässen oder Topf- resp. Schalenuntersätzen, deren eins rohere Arbeit zeigt, Oeffnung 2 *cm*. Das zweite, oben bereits erwähnte, ist geglättet, über der engsten Einschnürung mit Tupfen, unter derselben mit Nageleindrücken verziert, Oeffnung 5 *cm*. Ferner ein polirtes, mattbläuliches Stück von der unteren Glocke mit einem etwa 4 *cm* hohen Fenster (Flach'sche Samml.); 10. ein kleiner röthlicher siebartig durchbohrter Scherben mit Oeffnungen von der Stärke eines Strohhalmes, den 1880 aus Liebars ausgestellten, im Ausstellungs-Catalog S. 526, Taf. 4. nicht ausdrücklich bezeichneten Stücken durchaus ähnlich, dagegen von den bei Freesdorf gefundenen (s. Verhandlungen 1881 S. 103) wesentlich verschieden. — Was endlich diejenigen Gefässbruchstücke betrifft, aus denen nicht mehr die Form des ganzen Gefässes zu erkennen, deren Zeichnung aber zu beachten ist, so überwiegt offenbar das Tupfenornament und die spiralige Randverzierung, so dass die Keramik der 3.—6. Periode nach der Klopfleisch'schen Eintheilung (Ausstellungs-Catalog, Supplem. S. 27 f.) zuzuweisen sein würde. Da von der Hügelwand senkrechte Schichten gleichmässig abgeschlagen zu werden pflegen, giebt eine Notiz von dem Zahlenverhältnisse der verschiedenen bisher aufgesammelten Scherbenverzierungen ungefähr ein Bild von dem Gesammtvorkommen derselben im heiligen Lande. Die Färbung ist theils blassroth, theils schwärzlich. — Die Gymnasialsammlung besitzt steil aufsteigende Randstücke 8, oben etwas verdickte 13, ein wenig ausgelegte 11, etwas verdickt und zugleich stark umgelegt 1. Einen Wulst zeigen unter dem Rande, meist drei Finger weit von demselben entfernt, entstanden durch Herunterschieben des Thones, wesshalb der obere Streifen an sonst rauhen Urnen glatt ist, 7 Scherben; einen Wulst mit Fingereindrücken 19, und zwar zum Theil so, dass die flachen Tupfen oder schmalen Eindrücke, die bisweilen schräg gestellt sind, — vgl. die Abbildg.

Zeitschr. f. Ethnol. XII. 1880. S. 235. 5. — das Charakteristische bilden, theils so, dass sich der ganze Wulst mehr aus einzelnen aufgeschobenen Knöpfen zusammensetzt. (Einer dieser Scherben hat einen weit umgelegten Rand, einer stammt von einem mächtigen Gefässe, dessen Verzierung eine Hand breit vom oberen Rande entfernt ist.) Bei einem der so verzierten Scherben treten unterhalb des Ornaments zwei Knöpfe dicht neben einander hervor (vgl. a. a. O. Fig. 4), bei einem anderen ein einzelner. — Fingereindrücke ohne Wulst, gleichfalls zum Theil flache, zum Theil mit seitlicher Aufschiebung des Thons hergestellte, tragen eilf Scherben; einer zeigt zwei derartige Reihen über einander. — Schüsselränder mit nur nach innen verdicktem Rande sind 17 vorhanden (ein glänzend hellrother, ein blassgelber); unter ihnen ist bei 2 der Rand fast 2 Finger dick; parallele Längsstreifen auf dem Rande haben 6 Scherben, schräg gerippt sind 8, quer über den Rand hinweggezogene Strichornamente hat 1, parallele Längsstreifen und dazwischen schräge Querstriche 2, endlich der Aussenseite in Abständen von je 3,5 *cm* eingestrichene Systeme von 3 senkrechten Linien 1. Wulstartig nach der Seite hin verlaufende Knoten treten auf dem Rande bei 2 hervor: um die Mitte der Verdickung sind concentrische Halbkreise dem Rande eingestrichen. Hornartige Ansätze endlich tragen 2 Scherben, deren 1 zwei Finger dick ist. — Randstücke von kleinen, dünnwandigen, festen, glänzend schwarzen Schalen sind 7 gesammelt und 1 mit hoch heraufstehendem Henkel. — Stücke aus der Seitenwandung liegen vor mit reifenartigen Abstrichen: 5 glänzend schwarze (bei deren einem die Streifen 4 *cm* breit sind), hellerbsfarbene 3, dunkelrothe 1; ferner 1 glänzend schwarzer mit demselben Ornament und nach unten sich ansetzenden schrägen Einstrichen; bei einem schmutziggrauen Stücke sind die eingestrichenen Reifen durch concentrisch eingedrückte Halbkreise unterbrochen. Am meisten fallen 2 metallisch glänzende schwarze Scherben auf, dünn und sehr sauber gearbeitet: einer mit triangulär geordneten Strichsystemen, über und unter denen schmale, flache, wagerechte Einstriche, ein zweiter mit kleineren kammartigen Dreiecksornamenten, wagerechten Einstrichen und einer breiten Oese mit 7 senkrechten Strichen. — Die Wandstücke ohne Ornamente sind nur vereinzelt aufgenommen worden, fast ausschliesslich mit Rücksicht auf besondere Färbung; ihre Zahl ist hier daher ausser Anrechnung zu lassen. — Henkel: ausser dem erwähnten Flaschentheile, in dessen Henkel man bequem mit zwei Fingern hineinfassen kann, sind nur Oesen vorhanden, allerdings zum Theil breit und dick, im Ganzen 10 einschliesslich aller bereits erwähnten; unter ihnen zeigen 2 je 2 senkrechte Längsfurchen und das so eben erwähnte schwarze Stück deren 7. — Unter den 12 meist dunkelfarbenen Topfböden, die in der Regel flach aufliegen, fällt einer von 14,5 *cm* Durchmesser auf; das dickwandige Gefäss öffnet sich über ihm sogleich weit. Einzelne Böden bilden einen Fuss von 1 *cm* Höhe: bei einem derartigen Stücke, über dem sich die Gefässwandung schnell ausweitet, so

dass die Innenfläche sichtbar gewesen sein wird, ist aus je 2 parallelen, dicht neben einander laufenden flachen Einstrichen ein Kreuz hergestellt und ein gleiches ist der Aussenseite eingestrichen (Fig. 4); bei einem anderen Topfboden ist nur der Innenseite ein solches aus einfachen Strichen eingezeichnet; alle 4 Arme sind gleich lang.

Fig. 4.

Grösse ⅓

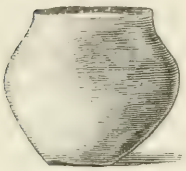
Schliesslich sind unter den Funden aus dieser Schicht des Walles angekohlte Reste von Hirse in der Schale und Gerste, die mit Sand zusammengebacken sind, und ferner zahlreiche Knochen zu erwähnen: Kieferstücke, Wirbel, Rippen, Schenkelknochen u. s. w., u. a. von Rind und Schwein, ferner der Kern eines Rindshornes, verschiedene einzelne Zähne, u. a. der eines Bibers. Reste von Fischen sind nicht gefunden. — Da sich eine Vergleichung mit dem Schlossberge bei Burg unwillkürlich aufdrängt, bemerke ich ausdrücklich, dass unter dem gesammten hier vorhandenen Niemitscher Scherbenvorrath kreisförmige Stücke (s. Zeitschr. f. Ethnol. XII. S. 236) nicht zu finden sind.

Fassen wir das gesammte bisherige Ergebniss zusammen. In und bei der zum Theil aus Holzgebälk, zum Theil aus Stäben mit Lehmbewurf hergestellten, durch Steinsatz geschützten Wohnstätte sind gefunden: 1. Hausgeräth: Topfgeschirr und Flaschen, Thonplatten, thönernes Sieb (Durchschlag), sogenannte Räuchergefässe, Getreidequetscher, Knochenmesser; 2. von Nahrungsmitteln: Hirse und Gerste; die Knochen verschiedener Säugethiere; 3. Arbeitsgeräth: Steinbeil, Knopfsichel, Spinnwirtel, Webesteine, Eierstein; 4. Waffen: Steinhammer, Pfeilspitzen, metallene Beschlagplatte; 5. Schmuck: Kopfring, Armband, schnallenartiger Gegenstand mit Füllung[1]); 6. vielleicht Kinderspielzeug (Kiesel). Aus 3,3. und und 5,2. scheint hervorzugehen, dass die Anlage nicht bloss für wechselnde Wachposten (etwa an einer Fuhrt der Neisse) hergestellt, sondern dass sie zugleich von Frauen bewohnt worden ist. Ob sie ein ständiger Wohnplatz oder nur eine Zufluchtsstätte gewesen, ist so wenig zu ermitteln, wie die Gesammtzahl der Baulichkeiten, wobei ausdrücklich zu bemerken ist, dass ja die Zusammengehörigkeit mehrerer, wie z. B. der beiden oben beschriebenen, zu einem Haushalte nicht ausgeschlossen ist. Auf dem freigelegten Randausschnitte des Walles würden 3 der bezeichneten Art Platz gehabt haben, im Ganzen innerhalb seiner Peripherie etwa 12—20. Für die Annahme, dass wenigstens auch an der Ostseite Wohnstätten waren, spricht die vorher angedeutete, mündliche Angabe, dass dort 1850 gleichfalls hinter einer Art von Steinwall ein Balkenviereck (ob senk- oder wagerecht gestellt, war nicht mehr zu ermitteln) gefunden sei. Jedenfalls aber wären die festen Wohnsitze nicht zu weit davon entfernt zu suchen, von anderen Wahrscheinlichkeitsgründen abgesehen auch desshalb, weil ein ausgedehntes

1) Im Besitze des Herrn Rentier Th. Wilke.

Todtenfeld mit, soweit es sich unter den besonderen Verhältnissen beurtheilen lässt, in der Hauptsache gleichartigen Gefässen, 1000 Schritt vom heiligen Lande entfernt, vom Dorfe etwa 500 Schritt östlich „am Finkenheerde“ liegt. Diese mit den Resten aus dem Burgwall genau zu vergleichen, würde von besonderem Interesse sein; leider können aber, so lange nicht ein Katalog des alten Bestandes der Gymnasialsammlung aus der Zeit vor 1870 aufgefunden wird, nur 4 Gefässe sicher dorthin gewiesen werden, unter denen ein ornamentirtes ist. Es sind dies eine rothgelbe Urne (Fig. 5) von etwas unregelmässiger Form (Höhe 25,5 *cm*; grösste Weite von 25 *cm* in der Höhe von 14 *cm*; obere Oeffnung 16,5 *cm* im Lichten; Boden 10 *cm*; dicke, feste Wandung ohne Zeichnung), bis zur Hälfte gefüllt mit calcinirten, nur grob zerschlagenen Knochen; ferner eine Schüssel von 22 *cm* Weite im Lichten, mit einem sich ein wenig absetzenden, unten eben aufliegenden Fusse von 9 *cm* Durchmesser, der Rand verdickt, Höhe 9 *cm*; eine dicke, ziemlich tiefe Schale mit elliptischer centraler Bodenerhebung und über dem Rande sitzendem Henkel; endlich ein kleines, durch eine Scheidewand getheiltes Gefäss (sogen. Doppelurne), 12 *cm* lang, 7,6 *cm* hoch, mit 2 Oehsen; 4 schmale, reifenartige Abstriche laufen, durch die Oehsen unterbrochen, um die Aussenseite; die Färbung dieser letztbezeichneten 3 Gefässe ist gelbbraun.

Fig. 5.



Grösse 1/12.

Auch für die Topfscherben aus dem heiligen Lande mit triangulär geordneten Strichsystemen hat dies Urnenfeld anscheinend Analogien dargeboten. In M. Gotth. Treuer's „Kurtzer Beschreibung der Heidnischen Todten-Töpffe. Nürnberg 1688“ (charakterisirt in den Verhandlungen 1871. December, S. 18) stellt die zweite Tafel einen „Apparatus Feralis Culinarius juxta Urnas Niemischanas“ dar[1]). Fig. 6, 19, 23 zeigen jenes Ornament in Verbindung mit reifenartigen Abstrichen. — Zu den Gefässresten mit linsengrossen Fingereindrücken in einem heraustretenden Wulst finden sich in der hiesigen Gymnasialsammlung Seitenstücke aus den in demselben Winkel zwischen Neisse und Lubst gelegenen Urnenfeldern von Reichersdorf (3 über 20 *cm* hohe, glatte Urnen ohne Henkel, 1 Topf von 12 *cm* Höhe) und von Amtitz (ein 15 *cm* hoher Topf ohne Henkel mit künstlich rauh gemachter Oberfläche und bei der Fabrikation gleichmässig eingekerbtem Rande). Um für das Niemitscher Urnenfeld diesen Ornamenttypus bestimmt abweisen zu können, dazu ist unsere Kenntniss des letzteren

1) Die Wiedergabe des Namens, der im Text selbst nicht erwähnt wird, ist ungenau, doch ist die Bedeutung nicht zweifelhaft, da ein Ort Niemisch überhaupt nicht nachweisbar ist, die Beziehung auf das, von Beeskow, wo Treuer von 1660—72 Pfarrer war, und von Frankfurt a. O., wo er später lebte, entferntere Niemitsch bei Hoyerswerda an sich minder wahrscheinlich, dagegen die auf den Gubener Kreis durch Treuer's nachweisliche Bekanntschaft mit demselben (vgl. Lausitz. Magaz. Bd. LIII. S. 36) gestützt ist. Ueber jenes Niemitsch vgl. Schuster, Heidenschanzen S. 126. No. 74.

zu unvollständig. Da vielmehr das Reichersdorfer Feld zugleich für die beiden anderen genannten Ornamentirungsarten (reifenartige Abstriche und trianguläre Strichsysteme) zahlreiche Gefässe darbietet, ergiebt sich die Wahrscheinlichkeit, dass auch für das heilige Land durch die Scherben mit dem Tupfenornament nicht eine wesentliche Verschiedenheit von dem Todtenfelde bei Niemitsch begründet ist, so dass von den drei Ornamenttypen des ersteren zwei für die Gleichzeitigkeit beider Anlagen sprechen, die dritte nicht gegen dieselbe spricht. Wir würden hiernach in der unteren Schicht des heiligen Landes eine, einem Lausitzer Urnenfelde correspondirende Wohnstatt zu erkennen haben. —

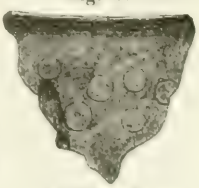
Wenden wir uns nun den andersartigen Funden der oberen Schicht zu, die, wie bereits bemerkt, nicht so unberührt geblieben ist, deren oberste Lage vielmehr von dem erhöhten Rande des Hügels allmählich walleinwärts gebracht ist, so dass ihre ehemaligen Einschlüsse hier zum Theil an der Oberfläche zu finden sind.

Zunächst ist auf der ganzen übersehbaren Strecke eine 30 *cm* — 1 *m* starke Mittelzone durchsetzt mit gemischten Scherben, was sich auf verschiedene Weise erklären lässt, so dass ein Schluss auf die Vorgänge bei und nach der Besetzung durch die Slaven nicht mit Sicherheit zu ziehen ist. Eine Scheidung der höheren Schichten je nach der Ornamentik ist bis jetzt nicht möglich. Folgende Verzierungen sind vorhanden: Wellenlinien sind eingerissen auf 11 Scherben und zwar bei 5 mit einer vierzinkigen Gabel, nehmlich: 1. bei einem steil aufsteigenden Randstücke stehen zwei derartige Systeme übereinander; 2. bei einem andern mit kantiger Ausbiegung des Topfes ist dasselbe der Fall, doch steht das eine mit geräumigeren Bogen über, das andere mit engeren unter dieser Kante; 3. beide Systeme stehen zwischen der Ausbiegung und dem ein wenig umgelegten Rande; 4. ein Scherben zeigt ein derartiges System mit nachlässig gezogenen Bogen; 5. (Fig. 6) zwei in entgegengesetzter Richtung laufende derartige Liniensysteme sind so in einander gezogen, dass grobumzogene Kreise eingeschlossen sind; darunter läuft ein wagerechter Einstrich mit demselben vierzinkigen Instrumente. Vier Scherben zeigen einfache Wellenlinien, nehmlich: 1. mit gerade aufsteigender Biegung; 2. sehr schräg gezogene; 3. desgl. mit zahlreichen wagerechten Parallelfurchen verbunden; 4. zwei derartige, sehr schräg gestellte Wellenlinien stehen übereinander.

Fig. 6.

Grösse ½.

Fig. 7.



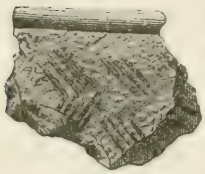
Grösse ½.

Geschlossene Kreislinien mit einem hohlen scharfen Instrumente oberflächlich eingedrückt: 1. dreireihig, unregelmässig gestellt, zwei übereinander eingepresste wechseln mit einzelnen quincunxförmig ab; Durchmesser 1,6 *cm*. 2. einreihige Zusammenstellung derartiger Eindrücke von 1 *cm* Durchmesser (je 1 Scherben).

Punkteindrücke vom Durchmesser eines Strohhalms: 1. ein kleiner Scherben mit Parallelreihen; 2. ein grösserer mit rhombenartig geordneten.

Drei Bruchstücke tragen mehrzinkige geradlinige Strichsysteme: 1. weitläufig rhombisch gezogene, 5zinkig; 2. desgl., doch so, dass die Strichsysteme nicht aus fortlaufenden Linien, sondern aus unterbrochenen Stricheleien bestehen; 3. senkrecht stehende Systeme, dreizinkig, die sich in schräg gegen einander gestellte, 1 *cm* lange Absätze gliedern (nach Art einer gebrochenen Linie).

Fig. 8.



Grösse ½.

Schmale Einstriche oder Tupfen, nicht Nägeleindrücke, schräg, tief, haben 10 Fragmente (bei sämmtlichen ausser 2 durch Parallelfurchen verbunden). Aehnlich ist ein Scherben verziert, bei welchem unterhalb der Einschnürung, über welche der Rand hervorragt, sich ein 4—5 *mm* breites Band hinzieht, das aus je 3 seitlich eingestochenen, schräg und dicht unter einander geordneten Punkten ⁘ besteht; darunter scharf eingerissene Linien. Hierher würde auch ein Gefässstück (blaugrau) zu ziehen sein, das wie eine Nachbildung der oben besprochenen vorslavischen Scherben mit Fingereindrücken erscheint: über Parallelfurchen sind runde Tupfen von 5—6 *mm* Durchmesser in einander übergreifend eingedrückt.

Bei 6 Scherben besteht die Ornamentik nur in einer gewellten oder geriefelten Oberfläche, ähnlich wie bei dem S. 119, 6 erwähnten porös nachgebrannten Flaschenreste.

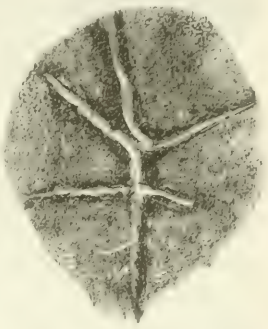
Die häufigste, für diese Schicht des Hügels geradezu charakteristische Zeichnung bilden die bereits wiederholt berührten scharf eingerissenen wagerechten Furchen, bisweilen in Abständen von 1 *cm*. Im Ganzen liegen 60 derartige Reste vor. —

Was die Form der Ränder betrifft, so sind diese meist nur leicht nach aussen gebogen (20 Stücke, wovon mit Wellenlinien 4, mit Parallelfurchen 2, mit welliger Oberfläche 1, 13 ohne Zeichnung); weit umgelegt sind sie bei 11 Scherben (2 mit Wellenlinien, 1 mit Kreiseindrücken, 1 mit geradlinigem Strichsysteme, 3 mit kleinen schrägen Einstrichen, 3 mit wagerechten Furchen, 1 ohne Ornament); etwas verdickt sind sie bei vier Gefässtrümmern, bei denen eine nach oben rundlich verjüngte, nach unten vom Gefässkörper sich absetzende Randleiste vorliegt (1 mit tiefen schrägen Einstrichen, 3 ohne Verzierung).

Charakteristisch sind auch die Topfböden. Oft greift die Seitenwandung ein wenig unter sie herunter; einzelne sind flach, unregelmässig geformt, andere concav eingewölbt und gleichmässiger gearbeitet; gezeichnet sind 13, nämlich 4 mit einem kreisförmigen Stempeleindruck von 12, resp. 17, 19, 22 *mm* Durchmesser (1 mit emporgedrücktem, 1 mit etwas übergreifendem Rande, bei 1 ist die Innenfläche nicht gewölbt). Bei den beiden völlig erhaltenen Böden steht der Eindruck nicht in der Mitte. Von den 9 mit hervortretender Zeichnung haben 3 ein kleines, scharf markirtes

Kreuz (1 mit sehr schmalem Längsbalken von 35 *mm*, 1 mit etwas breiterem von 30 *mm*, 1 mit breitem, zum Theil undeutlichem von 15 *mm* Länge); 2 ein flaches breiteres mit 5,5 *mm* langen, 3 *mm* breiten Armen (wovon 1 Boden mit herunterragender Seitenkante); 1 mit stellenweise von der Bodenfläche sich absetzendem Rande trägt ein grosses Hakenkreuz, 1 ein wenig hervortretendes, achtspeichiges Rad, 1 ein kleines, deutlich markirtes Kreuz, von dessen oberer Spitze 3 Strahlen, nicht unter gleichem Winkel auslaufen (Fig. 9).

Fig. 9.



Grösse 1/1.

Die Farbe dieser Gefässfragmente ist meist schwarzgrau, glanzlos, im Bruch bläulich; nur einzelne haben eine röthliche Oberfläche. Sie fühlen sich sandig an, da sie aus grobem Thon ohne Glättung hergestellt und hart gebrannt sind. – Ein ganz erhaltenes Gefäss von diesem Typus [1]) ist bis jetzt nicht zu Tage gekommen. Nach den Randstücken zu schliessen haben sie zum Theil einen sehr bedeutenden Umfang gehabt.

Von massiver Thonarbeit ist eine Perle 0,5 *m* tief an der bekannten Abbruchstelle des Walles im Westen gefunden (Flach'sche Sammlung). Von Eisengeräth ist erhalten: 1. eine grosse, zweizinkige, ein wenig gewölbte Heugabel; die Schmiedenaht der Tülle befindet sich an der Unterseite; 2. eine Pike von ca. 30 *cm*, aus deren Mitte zur Befestigung des Stieles ein etwa 15 *cm* langer Dorn herausragte; um das Aufspalten des eingetriebenen Holzstieles zu verhüten, war um den Dorn herum der Pike selbst ein Eisenring angeschmiedet (verloren); 3. ein Haken (Fig. 10), der sich in zwei je 7 *cm* lange, krallenartige Bogen theilt; der Griff von 6 *cm* Länge war seitlich durchbohrt zur Einführung eines Stieles von 1,5 *cm* Stärke; 4. zwei grosse schmale Hufeisen; 5. drei verschiedenartige Sporen, wovon zwei aus je einem Stück gearbeitet sind, der eine mit kurzem, dickem Dorn, der andere mit etwas länger ausgezogenem; der dritte, sehr grosse, dessen Bügel am Ende etwas aufgebogen sind, hat einen eingenieteten Dorn (Besitzer des letzteren Herr Rentier Th. Wilke); 6. ein nur 8 *mm* starker Bügel, 16,5 *cm* weit im Lichten geöffnet, ideeller Radius 7,8 *cm*; ob zu einem Eimer oder zu einem Schilde gehörig, ist nicht zu entscheiden; 7. ein Feuerstahl in der bekannten länglichen, nach den Enden sich etwas verjüngenden Form. 10 *cm* lang, 3 *cm* breit; 8. eine rechteckige Kramme mit 4 *cm* weiter Oeffnung; 9. ein nagel- oder nietenartiger Beschlag mit dickem, viereckigem Kopf; der starke Dorn ist in einem Abstand

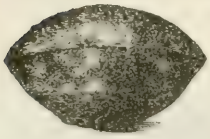
Fig. 10.

Grösse 1/5.

1) Ich benutze diese Gelegenheit, im Anschluss an die Notiz Verhandl. 1881 S. 181 zu bemerken, dass jetzt ein zweites völlig erhaltenes slavisches Gefäss aus der Niederlausitz bekannt geworden ist; dasselbe ist zu Sorau auf dem Petrikirchhof 2 *m* tief gefunden. S. Saalborn, Resultate d. prähistor. Forschung im Kreise Sorau. Lausitz. Magaz. Bd. 57. S. 230.

von 1,5 *cm* von der Unterfläche des Knopfes im rechten Winkel umgelegt; völlig grünlich angelaufen; Schild- oder Sattelbeschlag;

Fig. 11.



10. ein 544 *g* schwerer, dreiseitiger, länglicher Körper (Fig. 11) von regelmässiger Gestalt mit gewölbten Kanten und Flächen; die 3 Kanten sind scharf, die 2 Ecken spitz. Der Längendurchmesser beträgt 8 *cm*, der grösste Breitendurchmesser einer der mässig gewölbten Seitenflächen 5,3 *cm*. (Denkt man sich die schmale Unterseite einer amerikanischen Paranuss den anderen beiden Seiten entsprechend verbreitert, und alle diese Seiten etwas aufgewölbt, so erhält man die Form dieses Körpers, der wohl eine Schleuderwaffe, schwerlich ein Gewicht war.) — Diesen Eisengeräthen meist friedlicher Bestimmung schliessen sich zwei Wetzsteine (1 grösserer hellgrauer, im Ganzen rechteckiger, 1 kleinerer, dunklerer, stark abgenutzter), so wie zwei handtellergrosse Eisen-Schlackenstücke an; ferner dürften die beiden von Pastor Grimm a. a. O., S. 41 beschriebenen runden Sandsteine von 50 Zoll Peripherie, also etwa 40 *cm* Durchmesser, und 4 Zoll Stärke mit einer mittleren Durchbohrung nicht, wie Grimm annimmt, eine Statuenbasis, sondern Mühlsteine gewesen sein. Endlich sind noch zahlreiche Geweihstücke, zum Theil durchhauen, und eine 12 *cm* lange, künstlich zugespitzte pfriemartige Rehkrone gefunden, sowie auch in dieser oberen Schicht viele Knochen.

Ausser diesen greifbaren Denkmälern weist in die Zeit des Slaventhums der Name des Dorfes zurück, der bekanntlich Deutsche bezeichnet: er erklärt sich nur, wenn man seine Entstehung in eine Periode setzt, in der mit Slaven zugleich entweder noch oder schon wieder Deutsche die Gegend bewohnten, im ersteren Falle vielleicht, wie Scheltz, Gesch. d. Lausitzen I., annimmt, eine kleine zurückgebliebene gemischte Bevölkerungsinsel. Die Geschichte der Regermanisirung dieser Gegend ist bis ums Jahr 1200 in Dunkel gehüllt; doch fällt gerade auf Niemitsch der vereinzelte Lichtstrahl einer urkundlichen Nachricht: am 1. Mai d. J. 1000 bestätigte nehmlich König Otto III. auf Ansuchen des Abtes Eggihard die Schenkung des Markgrafen Gero II., durch welche er Stadt und Burgwart Niemitsch (Niempsi) sammt den zu dem letzteren gehörigen Nachbardörfern Pozdicum (Pohsen), Gotteruna (Göttern), Bezdicz (Beitsch, nach Andern Bösitz), Gozewa (Gassen), Lepi (Liebesitz, Leipe?), Tamarini (Drehna) dem Kloster Nienburg zugeeignet hatte. Damals war hier also das Slaventhum bereits überwunden, dauernd aber keineswegs unterdrückt. Inwieweit die späteren Kämpfe desselben die alte Wallanlage berührt haben, ist nicht bekannt. Möglich, dass sie ein Bollwerk des Slaven- und Heidenthums gewesen und dass gerade aus diesem Grunde dort die bereits erwähnte Kapelle errichtet wurde, deren Mauerreste noch Grimm um 1830 in einer Länge von 60 Fuss und einer Breite von 32 Fuss eine Elle hoch aufragen sah. Sie soll von Gero d. Gr. und seiner Schwester Hidda, also jedenfalls vor 960, gegründet

sein: da hierüber aber keine sichere Nachricht vorhanden ist, fällt mit dieser Angabe auch die Möglichkeit, das Alter der slavischen Reste im Hügel zu bestimmen. Der Kapelle scheint der Name des heiligen Landes seine Entstehung zu verdanken, der allerdings dafür zu sprechen scheint, dass ihre Gründung in eine Zeit fiel, in der die christliche Cultusstätte noch vereinzelt stand und daher der Gattungsbegriff eine ausreichende Bezeichnung des Ortes war. Der Name hat sich erhalten, obwohl die Kapelle wahrscheinlich bereits durch die Hussiten 1429 gleich anderen Gotteshäusern der Niederlausitz zerstört worden ist. Er ist noch in der Gegenwart allgemein gebräuchlich; Niemand nennt den Wall Hussiten- oder Schwedenschanze; alte Leute bezeichnen ihn vielmehr direkt als die alte Kirche. In neuerer Zeit hat man die Bezeichnung durch die ungewöhnliche Fruchtbarkeit des Bodens zu erklären versucht, wohl auch durch die Annahme, dass in ihr eine Erinnerung an dort gepflegten altheidnischen Götzendienst nachklinge: dieser letzteren Voraussetzung entsprechen aber die Funde nicht, so dass der Ort als ein geweihter wohl nicht vor der Einführung des Christenthums erscheinen konnte. Dass sich jetzt andere als mit dem Wall verschwindende Schatzsagen an die Stätte knüpften, ist mir nicht bekannt geworden. Dagegen hörte Buckatzsch 1822 (vgl. Lausitz. Magaz. Bd. II. S. 63f.) noch erzählen, die Heinchen, die ursprünglichen Bewohner der Gegend, seien dort durch das Geläut der Schafherden der neuen Ansiedler unter die Erde verscheucht worden; da hätten sie sich Wohnungen gebaut, auch die ihnen bisweilen zu nahe kommenden Landleute um Schonung derselben gebeten, — eine Sage, die sich auch an andere Burgwälle des Kreises, z. B. den Gubener Borchelt bei Schöneich, knüpft.

Zu den Literaturangaben sind folgende Aufsätze im Lausitzer Magazin nachzutragen: Bd. II (1823) S. 61 von Buckatzsch ausführliche, aber unkritische Nachrichten über die Dorfgeschichte; V (1826) S. 11 — 18 von Buchau; er confundirt S. 13 das heilige und das alte Land und leitet die erstere Bezeichnung von dem Namen Hidda, Hilda, Hilge (Hilges Land) her; XV (1837) S. 308—9: Grimm erklärt die Anlage für einen heidnischen Burgwall; XVIII (1840) S. 64 — 66 Grimm über das Urnenfeld am Finkenheerd.

Bezüglich des Namens „heiliges Land“ bemerke ich schliesslich noch, dass derselbe, nach einer Mittheilung des Herrn Pastor Böttcher zu Jeser bei Pförten, im Gegensatz zum alten Lande vom Volksmund bisweilen in einer erweiterten Bedeutung gebraucht wird zur Bezeichnung der ganzen nördlichen Hälfte des schmalen Landstreifens in der östlichen Neissaue, welcher im Osten durch eine Linie von Niemitsch nach Jeser begrenzt wird; in Niemitsch selbst weiss man von einer solchen Ausdehnung nichts. Das alte Land umfasst die südliche Hälfte dieses Landstriches, namentlich die Niederung um Datten, Jeser, Kummeltitz, Welto und Zauchel; im engeren Sinne heissen in dieser Gegend selbst vorzugsweise die Dattener Altländer.

Keinesfalls darf das alte Land bis Stargard ausgedehnt werden (vgl. Verhdl. 1877 S. 296), wofür allerdings dieser Name selbst zu sprechen scheint.

Ueber ähnliche Uebereinanderschichtung verschiedenartiger Scherben vgl. Verhdl. 1876 S. 171. Schlieben; 1880 S. 148. der Batzlin; Zeitschr. f. Ethnol. XII. S. 235. Burg. Vielleicht liegt das Gleiche im Gröschkenberg bei Gr. Mehsso, Kr. Calau, vor: s. Verhdl. 1882.

II. Urnenfelder bei Jessnitz und Starzeddel.

Bei Jessnitz, einer Station der niederschlesisch-märkischen Eisenbahn, sind auf einer inselartigen Erhebung, welche die Wasserscheide zwischen der Lubst und der Werder bildet, unweit des herrschaftlichen Parkes dicht an einer Schonung, welche 90 Schritt westlich von dem aus Jessnitz zum Vorwerke führenden Wege liegt, im Novemder v. J. beim Steinewerben Urnen ausgegraben worden. Sie waren durch Steinsatz geschützt und mit zum Theil sehr grossen, bis 40 *cm* langen Steinen zugedeckt; Bodenerhebungen waren nicht mehr sichtbar; Metallbeigaben sind nicht zu Tage gekommen. Die Funde sind von den Herren Rittergutsbesitzer Meister und Baumeister Schultze der hiesigen Gymnasialsammlung übergeben worden. Erhalten sind 1. eine bauchige Urne, deren oberer Rand abgebrochen ist; die Weite der Oeffnung (13 *cm*) war aber durch den farbigen Abdruck auf dem Decksteine noch nach 14 Tagen festzustellen. Die Höhe beträgt jetzt 24,5 *cm*, die weiteste Ausbauchung 24 *cm*; der Hals setzt sich durch eine kleine Einschnürung erkennbar ab und verläuft konisch verengt nach oben. Bodendurchmesser 8,3 *cm*. Die Ornamentirung ist eine eigenartige; die ganze Seitenwandung ist nehmlich von 4,5 *cm* direktem Abstande über dem Boden (an der Oberfläche des Gefässes 6 *cm*) bis zum Halse durch etwas schräg gestossene, scharfe Einstiche, die mittelst eines spitzen Knochens gemacht sein können, und durch welche der Thon bisweilen seitlich ein wenig aufgeschoben ist, zunächst rauh gemacht (auf 1 *qcm* 6—10 Stiche), so dass die Urne beim ersten Anblick den Eindruck eines durch Abblättern leicht beschädigten Gefässes macht; dann aber sind gleichfalls noch bei weichem Zustande des Thones 12, von unten heraufgehende, 9 *cm* lange, 1 *cm* breite Streifen wieder glatt gestrichen, an deren oberem Ende sich aus dem aufgeschobenen Thon kleine Ansätze von 1—2 *mm* Höhe gebildet haben; die Einstiche sind unter der Glättung zum Theil noch erkennbar. Die Zwölfzahl muss geflissentlich gewählt sein, da, um sie zu erreichen, bei sonst regelmässiger Anordnung der Striche in Abständen von 5 *cm* 3 unproportionirt nahe bis auf 2,4 *cm* an einander gerückt worden sind. Die Farbe des Gefässes ist rothbraun, das Material ziemlich dicht, obwohl mit etwas Sand durchsetzt. — 2. Ein einem niedrigen Kruge ähnliches Gefäss von

12 *cm* Höhe, das unter dem konisch sich erweiternden Halse stark eingeschnürt ist, ohne Buckel und Henkel; statt des letzteren sitzt an der weitesten Ausbauchung ein breiter Knopf, in dessen Mitte ein Eindruck ist (vgl. Zeitschr. f. Ethnol. XII. 1880 S. 235 Fig. 4). Das Gefäss stand, mit der Oeffnung nach oben und mit Sand gefüllt, zwischen Steinen, neben demselben Scherben von dem cylindrischen oberen Theile einer grösseren Urne. — 3. Ein kleines Töpfchen ohne Henkel, 6 *cm* hoch, stehend, mit Sand gefüllt und von feinen Wurzelfasern durchzogen.

Bei Starzeddel, gleichfalls im Kreise Guben, sind beim Chausseebau dicht am nördlichen Eingange des Dorfes, westlich von der Strasse bereits im Juli v. J. und dann wieder im November Urnen in Steinsatz und mit zahlreichen kleinen Beigefässen, bis jetzt ohne Metallbeigaben, gefunden worden. Bodenerhebungen sind, da das Terrain ein bebauter Garten ist, nicht mehr sichtbar. Eine der grösseren Urnen bauchte sich über einem deutlich abgesetzten Fusse ziemlich weit aus und schloss mit einem hoch aufragenden cylindrischen Halse ab; 2 Oehsen sassen an der Stelle, wo über der engsten Partie der Hals ansetzte. Das Ornament eines anderen, sehr grossen, glänzend schwarzbraunen Gefässes bestand in sehr breiten, reifenartigen Abstrichen und darüber angesetzten concentrischen Kreisbogen. Ein Theil der Funde befindet sich im Schlosse zu Amtitz. Die Geräthurnen sind Näpfchen, Tassen, Schalen mit grossen Henkeln. Ueber eine später dort gefundene Urne von eigenthümlicher Form und eine bronzene Sprossenfibel s. Verhandl. 1882. März.

Fray Antonio Margil über die Lacandones, 1695.

Von

Dr. **Sebastian Marimon y Tudó** in Sevilla.

Wohl Jeder, der die Republik Guatemala bereist hat, wird mancherlei von dem noch gegenwärtig in voller Unabhängigkeit lebenden Indianerstamm der Lacandones oder Lancandones gehört haben, welcher den zwischen dem Flusse Usumacinta (Usumacintla) und dem See Peten gelegenen Landstrich bewohnt. Aber trotzdem ist von keinem Forschungsreisenden bekannt, dass er in die so abgelegene Gegend der Lacandones eingedrungen und die Sitten und Gebräuche jener Indianer studirt habe, welche nach den Aussagen der Landesbewohner noch heute dieselben sind, wie zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier. In hohem Grade muss demnach ein Stamm für die Ethnologie interessant sein, dessen Rasseneigenthümlichkeiten es ermöglichten, sich bis auf unsere Tage unabhängig zu erhalten.

Zur Zeit der Conquista bildeten die Lacandones im Vereine mit den Mopanes, Choles und Itzas jene grosse Nation heidnischer Indianer zwischen Yucatan, La Verapaz und Chiapas. Ihre Zeitgenossen, die Itzas, die Choles und Mopanes sind verschwunden, nur die Lacandones haben sich erhalten, trotz den verschiedenen Versuchen, welche zu ihrer Unterwerfung gemacht wurden. Die erste dieser Expeditionen fällt in das Jahr 1695, zur Zeit als Don Jacinto Barrios Präsident und Generalcapitain von Guatemala war. Damals drangen die Spanier bis zu der in der Nähe oder vielleicht selbst am Ufer der Laguna de Lacandon gelegenen Niederlassung der Lacandones vor. Nachdem sie hier einen Ort (Villa de los Dolores) gegründet und ein Fort erbaut hatten, zogen sich die Truppen nach Guatemala zurück, während nur eine schwache Garnison unter Befehl des Alferez Don Ignacio deSolis Osorio, sowie einige Mönche, unter welchen der P. Fr. Antonio Margil sich befand, in der neuen Niederlassung verblieben.

Die Einzelheiten dieser Expedition oder „Entrada“, wie man damals sagte, finden sich sowohl in der Historia de la Conquista del Itza von Villagutierrez, als auch in der Historia de Guatemala von Juarros ausführlicher beschrieben, aber soweit uns bekannt, giebt keines der bis jetzt gedruckten Werke Nachricht über die Sitten und Religionsgebräuche der Lacandones

Nun finden sich im Archivo de Indias zu Sevilla zwei Pakete betitelt: „Testimonio de los autos hechos sobre la conquista de los indios infieles", eine Menge von Berichten und Briefen enthaltend, welche sowohl der Capitain Solis, als auch die Padres und besonders der schon erwähnte Fr. Antonio Margil aus der neu gegründeten Villa de los Dolores an den Präsidenten von Guatemala richteten.

Der wichtigste der bis jetzt aufgefundenen Briefe lautet folgendermaassen:

„Wir übersenden Ew. Señoria die Karte, welche wir nach mehrfachen Erkundigungen angefertigt haben. Unter Mithülfe der Dolmetscher besuchten wir die einzelnen Häuser und konnten so fünf Greise ausforschen, welche übereinstimmend versicherten, dass man in Canoas den Fluss hinabfahrend in 7 Tagen die Laguna oder den Peñol del Ahitza (Peten) erreichen könne.

„Auch haben wir uns, den von Ew. Señoria in dem Erlass vom 19. Mai gegebenen Anordnungen folgend, nach ihrer Religion, nach ihrem Cultus und nach ihren Gebräuchen erkundigt und zu erforschen gesucht, ob sie einen König anerkennen, welchem sie Tribut bezahlen. Was die Religion betrifft, so verehren sie, wie alle Heiden, die bösen Geister in ihren Götzenbildern, deren sie viele besitzen, die als Beschützer der Maisfelder, der Hühner, der Cacaopflanzungen, der Flüsse etc. betrachtet werden. Die bedeutendsten aber heissen: Zsutum, Ahau, Quizin Ahac muc, Zai noh ahau Xcacnikalal, Tepet, Hicchua, Jaxahuitz. Diese Idole werden an einer Stelle im Walde, wo sie ihnen ein Haus errichtet haben, aufbewahrt. Sie haben einen Götzen des Blitzes, der da heisst Macom, und wenn er donnert, bringen sie ihm Copal dar, indem sie dazu sagen: „Macom illa ha tzaon anapom" d. h. „Macom, thue uns nichts zu Leide, da hast Du Deinen Copal". — Zur Feier des Festes des Götzen Macom berauschen sich die Kaziken in einem aus Ananas und Zuckerrohr bereiteten Getränk und so, betrunken, dringen sie wie der Blitz in das Dorf ein, dessen Bewohner nach dem Walde entfliehen, nachdem in jedem Hause ein Gefäss voll Wasser neben den Feuerheerd gesetzt war. In dem Orte verbleiben nur die in dem Hause der Götzenbilder sich aufhaltenden, berauschten Kaziken und ausserdem 4 der angesehensten Personen, welche nüchtern bleiben müssen und welchen die Aufgabe zufällt, von Haus zu Haus gehend, alle Feuer zu verlöschen, indem sie das Wasser des zu diesem Zwecke bereit gestellten Gefässes über den Heerd ausgiessen. Auch müssen diese vier vor den Götzenbildern stets ein grosses Feuer unterhalten, und ihnen viel Copal verbrennen und dafür sorgen, den Rausch der Kaziken zu unterhalten, indem sie ihnen von Zeit zu Zeit von dem erwähnten Getränke reichen, auf dass sie während der ganzen, 4 Tage dauernden, zu Ehren des Blitzes angestellten Feierlichkeit nicht aufhören, Betrunkene oder „Blitze" zu sein. Am fünften Tage kehrt die Bevölkerung zurück; jeder schlachtet seinen Gueguecho (eine Art wilden Truthahns), dessen Blut auf ocote (fettes

Kiehnholz) gegossen wird. Dies ocote wird dann vor den Götzenbildern verbrannt und jeder Indianer erbittet sich neues Feuer von den Kaziken, um es nach Hause zu bringen, und nun kochen sie ihre Hühner, und essen und trinken und feiern ihr grosses Fest, nachdem sie sich ihrer Sitte gemäss mit schwarzer Farbe bemalt haben [1]).

„Befragt, ob sie einen König haben, sagen sie aus, dass sie nie gewusst hätten, was dies überhaupt sei; nur ihre Kaziken seien ihre Herren, ihre Könige, Geistlichen und Beichtväter, ohne dass sie ihnen Tribut bezahlten oder sonstwie zu ihrem Unterhalte beitrügen. Nur als Anerkennung ihres Ranges wird den Kaziken ein besonderes Fest bereitet, hic sion, d. h. Fest der Cigarren, welches zwanzig Tage dauert. Anfangs treibt jeder in seinem Hause, was er will, dann aber, um die 20 Tage voll zu machen, ziehen alle aus nach dem Walde, nach den Flüssen und Lagunen, um Rehe, Fische und Honig zu suchen. Am bezeichneten Tage vereinigen sie sich in dem Hause der Götzenbilder, um alle diese Gaben ihren Kaziken darzubringen und dieselben mit dem erwähnten Getränke zu berauschen. Dabei beschmieren sie die Schnauzen der Götzen mit dem Fett der Thiere und geben ihnen gemahlenen Cacao zu trinken, und jede Familie giebt ihrem Kaziken ein Bündel Cigarren zum Zeichen, dass es ihre Herren sind. Alle bemalen sich mit Russ oder schwarzer Farbe, essen, trinken und tanzen, und ist dies ein grosses Fest.

„Sie behaupten, keine Zauberer oder Beschneidung zu haben, wie manche andere Nationen. Keiner von ihnen kann wirklich schreiben, wohl aber verstehen sie es, ihre Tücher und die Wände ihrer Häuser zu bemalen mit Figuren, wie Matachines [2]), Affen und Aeffchen verschiedener Art etc. (monos, micos, monicos), deren Bedeutung wir bisher noch nicht erfahren konnten. Sie treiben keinen Handel und haben keine Verbindung mit anderen Nationen, mit Ausnahme von zwei kleinen, ganz in der Nähe gelegenen Ortschaften. . . . . .“

Los Dolorès, 9. Juli 1695.

Antonio Margil.
Fr. Lázaro de Moranegos.
Fr. Blas Gillen.

1) con la librea ordinaria del tizne.
2) Grotesk verkleidete Fechter.

Ueber das μῶλυ des Homer.*)

Vom Standpunkt prähistorischer Mythologie aus.

Von

Director **W. Schwartz.**

I. Das Unzureichende der Interpretation allein aus dem Homer.

Böten die Sagen des Alterthums nichts Analoges von geheimnissvollen Zauberkräutern, so könnte man die Erzählung von dem μῶλυ, welches Hermes dem Odysseus giebt, als ein Spiel der Phantasie fassen, ebenso wie das Verwandeln der Menschen in Wölfe, Löwen und Eber von Seiten der bösen Hexe, der Circe. Die Interpretation böte dann weiter nicht viel Schwierigkeit, selbst dass der Name der Pflanze, die in so bedeutsamer Weise der Gott giebt, himmlischen Ursprungs sein sollte (*μῶλυ δέ μιν καλέουσι θεοί*), dürfte nicht besondere Verlegenheit schaffen. Aber in Betreff des

χαλεπὸν δὲ τ' ὀρύσσειν

(ἀνδράσι γε θνητοῖσι· θεοὶ δέ τε πάντα δύνανται)

versagt eine aus Homer allein schöpfende Interpretation vollständig.

Sehen wir, wie selbst ein Nitsch sich erfolglos windet (und die neueren Interpreten schweigen oder sind nicht eben weiter gekommen): „*χαλεπόν δέ τ' ὀρύσσειν*," sagt er, „heisst das, es ist schwierig, oder es ist bedenklich, gefahrvoll, wie z. B. XI. 156? Die sparsam erscheinende Lesart *ἴσασι* für *δύνανται* wäre nur der ersten Erklärung günstig; diese würde aber erst dann zulässig sein, wenn *ὀρίσσειν*, wie der Schol. Q. will, zugleich das Finden enthielte, und zwar indem es der Kunstausdruck für das Suchen und Sammeln wirksamer Kräuter wäre. Da sich das nicht nachweisen lässt, muss die andere Erklärung gelten: *φασὶ δὲ αὐτὸ ἑλκόμενον τῷ τέλει τῆς ῥίζης* (durch die Wirkung der Wurzel) *θάνατον ἐπιφέρειν τῷ ἀνασπῶντι.* Unmöglich kann der Dichter die blosse Schwierigkeit meinen, welche das Ziehen aus der Erde habe."

Nitsch kann man daraus keinen Vorwurf machen, er schrieb i. J. 1840, wo die mythologisch-ethnologischen Studien noch in den Anfängen lagen; wenn aber heute nach 40 Jahren einzelne classische Philologen noch immer einen Zaun um das classische Alterthum ziehen und nicht sehen wollen, was jenseits Alles sich entwickelt hat und sich ihnen oft zur

*) Obiger Aufsatz wurde schon im Jahre 1880 verfasst, doch sein Abdruck durch Zufall verspätet.

Erklärung bietet, wo sie nach ihrem Standpunkt rathlos stehen, dann ist es Pflicht der Wissenschaft, eine solche Schranke einzureissen, damit der Blick sich weite und in Vergleichung analoger Dinge im Einzelnen erkenne, was eigentlich vorliegt. Denn was wird dem Leser des Homer mit einer Interpretation wie der obigen zugemuthet! Es steht deutlich im Text: „es ist schwierig oder gefährlich den Menschen die Wurzel zu graben", — das soll es aber „unmöglich" heissen können, und deshalb wird der geistreiche Einfall des Scholiasten substituirt *φασὶ δὲ αὐτὸ ἑλκόμενον τῷ τέλει τῆς ῥίζης θάνατον ἐπιφέρειν τῷ ἀνασπῶντι.* Möglich, wie wir sehen werden, dass der Scholiast auf richtigem Wege war, aber durch den rationalistischen Zusatz *τῷ τέλει τῆς ῥίζης* verdirbt er vollständig, was er beibringt, denn nun kommt es doch fast darauf hinaus, es sei eine Art Giftpflanze, so giftig, dass sie dem, der sie anrührt, den Tod bringt. Man kann zwar nicht wissen, was manchen befriedigt, deutete doch ein Eustathius das *μῶλυ* allegorisch als *παιδεία*, und Neuere citiren dies beistimmend oder ohne Protest; allgemeine Befriedigung dürfte aber die obige Erklärung der charakteristischen Eigenthümlichkeit des *μῶλυ* schwerlich erregen, zumal der Ausdruck *χαλεπόν* für „todbringend" so ohne Weiteres doch auch eigenthümlich und selbst, wenn man über die Bedenken fortsähe, denn doch das *θεοὶ δὲ πάντα δύνανται* oder *ἴσασι* dem gegenüber erst recht auffallend wäre. Gehen wir deshalb über Homer hinaus, vielleicht bietet, was sich sonst Analoges im classischen Alterthum findet, einen breiteren sagenhaften Hintergrund, der uns ein geeigneteres Verständniss der an sich unklaren Stelle bringt, die eben nur von jenem aus, als einem der homerischen Zeit bekannten, in ihrer knappen Prägnanz von den Zuhörern des Sängers richtig verstanden wurde. Vielleicht gilt auch hier ähnliches, wie es Bergk in seiner griechischen Literaturgeschichte S. 348 u. a. bei Erwähnung des Beiworts „schnellfüssig" für Achill ausspricht, wenn er sagt: „Wenn Homer den Achilles unter allen Heroen durch das Beiwort schnellfüssig auszeichnet, so gab dazu die homerische Dichtung keinen Anlass; man sieht, Homer hat dieses charakteristische Beiwort von früheren Dichtern überkommen" oder wie ich in einem dahinschlagenden Aufsatz bei Fleckeisen nachzuweisen gesucht[1]), „aus den in der Heimath umgehenden und dann an die kleinasiatische Küste übertragenen Sagen resp. Mythen von dem Helden."

II. Die breitere volksthümliche Basis des betr. mythischen Elements mit den weiteren Analogien.

Sehen wir uns nun ausserhalb des Homer um, so dürfte zunächst in Beziehung zu dem *μῶλυ* auf der Circeinsel eine ähnliche zauberhaft averruncirende Wurzel in der Minos-Sage treten, welche dort allgemein

1) Vergl. auch Mannhardt, Wald- und Feldkulte. Berlin 1877. S. 70ff. und 347ff.

Κιρκαία ῥίζα genannt wird. Apollodor III, 15, 1 erwähnt sie. *Πρόκριν*, heisst es daselbst, *Κέφαλος ἔγημεν. ἡ δὲ λαβοῦσα χρυσοῦν στέφανον Πτελέοντι συνευνάζεται, καὶ φωραθεῖσα ὑπὸ Κεφάλου πρὸς Μίνωα φεύγει. ὁ δὲ αὐτῆς ἐρᾷ καὶ πείθει συνελθεῖν. εἰ δέ γε συνέλθοι γυνὴ Μίνωι, ἀδύνατον ἦν αὐτὴν σωθῆναι. Πασιφάη γὰρ, ἐπειδὴ πολλαῖς Μίνως συνηυνάζετο γυναιξιν, ἐφαρμάκευσεν αὐτὸν, καὶ ὁπότε ἄλλη συνηυνάζετο, εἰς τὰ ἄρθρα ἐφίει θηρία* (nach Antonin. Liber. *οὕρεσκεν* Schlangen u. dergl.) *καὶ οὕτως ἀπώλλυντο. ἔχοντος οὖν αὐτοῦ κύνα ταχὺν ἀκόντιόν τε ἰθυβόλον, ἐπὶ τούτοις Πρόκρις δοῦσα τὴν Κιρκαίαν πιεῖν ῥίζαν πρὸς τὸ μηδὲν βλάψαι συνηυνάζετο.*

Ueber die Entstehung des *μῶλυ* selbst gab es nach Eustathius ferner eine eigenthümliche Sage. *Ἀλέξανδρος ὁ Πάφιος μυθολογεῖ, Ηικόλοον ἕνα τῶι Γιγάντων φυγόντα τὸν καιὰ Διὸς πόλεμον τὴν τῆς Κίρκης νῆσον καταλαβεῖν καὶ πειρᾶσθαι ἐκβαλεῖν αὐτὴν, τὸν πατέρα δὲ Ἥλιον ὑπερασπίζοντα τῆς θυγατρὸς ἀνελεῖν αὐτὸν, καὶ τοῦ αἵματος ῥυέντος εἰς γῆν φῦναι βοτάνην, καὶ κληθῆναι αὐτὴν μῶλυ διὰ τὸν μῶλον ἤτοι πόλεμον, ἐν ᾧ ἔπεσεν ὁ ῥηθεὶς Γίγας.* cf. Ptolem. Heph. IV.

Betrachten wir beide Mythen etwas genauer. Die *Κιρκαία ῥίζα* ist nicht bloss dem *μῶλυ* in der den Zauber abwehrenden Wirkung im Allgemeinen identisch, sondern wir haben geradezu hier noch weitere Analogien, nämlich zwei Sonnentöchter, *Κίρκη* und *Πασιφάη*, von denen die eine ihre Zauberkraft anwendet, den Odysseus mit seinen Gefährten, die andere den Samen des Minos in **Thiere** zu verwandeln, und dagegen hilft speciell das *μῶλυ*, wie die *Κιρκαία ῥίζα*. Erscheint beides so als zwei Spielarten desselben mythischen Urelementes in verschieden entfalteten Sagen, die sich beide um eine Sonnentochter drehen, so wächst nach der Sage des Alexander bei Eustathius nicht bloss das *μῶλυ*, wie bei Homer, auf der Sonneninsel und kommt zur Geltung im Kampf mit der Sonnentochter, als Odysseus in einen solchen mit ihr antritt, sondern es ist überhaupt auch bei einem solchen Kampfe mit einem sie bedrohenden Giganten erst (aus dessen Blut) entstanden. Alles dies kennzeichnet die betreffende Pflanze in speciellster Weise als eine in himmlischer Scenerie sich entfaltende, d. h. ursprünglich selbst himmlische, wie Eustathius sie auch eigentlich, wenngleich unbewusst, fasst, wenn er sagt: *οὐ λέγει δὲ ὁ ποιητὴς καὶ πῶς οἱ ἄνθρωποι καλοῦσι τὸ μῶλυ, ἐπειδὴ ἄγνωσιόν ἐστιν αὐτοῖς*, und damit rückt sie in den Kreis der himmlischen Zauberkräuter ein, von denen die Sagen melden, und vergleicht sich z. B. auf griechischem Boden dem Zauberkraut, welches im Kampf mit den Giganten wuchs und diese schützen sollte, das Zeus aber (in der Gewitternacht) dann ausschnitt; [1]) oder dem Narkissos in der Perse-

1) Auch die oben erwähnten Thiere sind die angeblich am Himmel im Gewitter sich bekundenden.

phone-Sage, der am Himmel im Gewitter erblühte und mit seinen hundert Dolden den Himmel und die Erde sowie das weite Meer mit seinem benehmenden Duft (nämlich dem der Gewitterschwüle) erfüllte (cf. Urspr. d. Myth. 171). Führen diese Spuren aber auf die sogen. Windwurzel oder die Blume zurück, welche indogermanischer Volksglaube im Gewitter, in den Wolken aufblühend wähnte und deren Wurzeln dann u. a. die Blitzesfäden sind, die sog. Springwurzel, Mandragora u. s. w., wovon ich im II. Theil der Poet. Naturw. S. 22ff. und 176ff. des Ausführlicheren gehandelt habe, vgl. auch Gubernatis, La Mythol. des plantes 1878, so wird noch auf anderen Wegen diese Beziehung charakteristisch bestätigt.

Dioscorides bringt nämlich, wie schon Panzer in seinen Bayer. Sagen und Gebräuchen I. S. 325 anführt, die *Κιρκαία* mit der oder dem Mandragora direct in Verbindung: *μανδραγόρας, οἱ δὲ ἀντίμηλον, οἱ δὲ διρκαίαν, οἱ δὲ Κιρκαίαν καλοῦσιν. ἐπειδὴ δοκεῖ ἡ ῥίζα εἶναι ποιητική (οἱ δὲ ἀντιμήνιον, οἱ δὲ βομβόχυλον, οἱ δὲ μῖνον, Αἰγύπτιοι ἀπεμοὺμ, Πυθαγόρας ἀνθρωπομόρφον, Ζωροάστηρ διάμνον ἢ ἀρχίνην, προφῆται ἡμιόνους, οἱ δὲ γονογεῶνας, Ῥωμαῖοι μάλα κανίνα, οἱ δὲ μάλα κανίνα, οἱ δὲ μάλα τερρέστρια*) . . . Ebenso sagt Plin. hist. nat. XXV. 13. 94. Mandrogoram alii Circaeum vocant und erwähnt auch eine besonders zu berücksichtigende Sorgfalt beim Ausgraben derselben. Cavent effossuri contrarium ventum et tribus circulis ante gladio circumscribunt; postea fodiunt ad occasum spectantes. Wir werden auf diese letzteren Momente noch besonders zu sprechen kommen, die Beziehung zur Mandragora weckt zunächst die bedeutsamsten Perspectiven. Bei den Griechen galt die Mandragora zunächst sprüchwörtlich als eine Art Schlafdorn, der auch wie der (einschläfernde) Stab des Hermes aus einer Auffassung des Blitzes nur nach anderen Beziehungen hin hervorgegangen ist[1]), z. B. Plat. Rep. VI. 488c. *μανδραγόρᾳ ἢ μέθῃ ξυμποδίσαντες;* Dem. 10, 6. *οὐδ' ἀνεγερθῆναι δυνάμεθα ἀλλὰ μανδραγόραν πεπωκόσιν ἐοίκαμεν*; Luc. Tim. 2, *καθάπερ ὑπὸ μανδραγόρα καθεύδειν*, was unserem „wie im Todesschlaf liegend" entspricht. Dann wurde mit der Mandragora der Alraun identificirt, wovon Grimm M. des Ausführlicheren handelt; beide erscheinen menschenartig, der letztere speciell lebendig wie ein Geist. Charakteristisch wird besonders, dass er aus dem Samen eines Gehängten entstanden sein soll. Ich habe im II. Theil der Poetischen Naturanschauungen S. 40 schon eingehender von den aufgehängten Wolkenwesen, der hängenden Here, dem Marsyas, dem Hangatyr Odhin bis zur rohen Vorstellung des Galgenmännleins gehandelt, aus dessen Samen der Alraun entsteht, und als Ausgangspunkt der betr. Vorstellung die hängenden Gewitterwolken nachgewiesen,

1) Poet. Naturansch. I. 43. Anm. cf. Kuhn, Herabk. des Feuers S. 238, Hahn, Sagwissensch. Studien S. 528 f.

von denen sowohl in der griechischen Uranos- als in der Alraun-Sage in den rothen, fallenden Blitzen Blut oder Samen zu entträufeln schien, aus dem dann wieder neue analoge Wesen derart entstehen sollten. Tritt Samen und Blut im Uranos-Mythus auf, (in dem aus dem einen die Sonnengöttin Aphrodite, aus dem anderen die melischen Nymphen, die blitztragenden Gewitterjungfrauen, entstehen,) so erscheint nun in den uns interessirenden Mythen nur immer je eines mythisch verwandt. Die *Κιρκαία ῥίζα* entsteht aus dem Blut des Riesen Picoloos, während die Mandragora aus dem Samen des Galgenmännleins. Wie leztere sich auch mit der Springwurzel berührt, ist es eigenthümlich, dass auch der Name des Giganten Picoloos, aus dem das *μῶλυ* entsteht, an den Picus erinnert, der, nach römischem Aberglauben, wenn sein Nest zugespundet, die geheimnissvolle Zauberwurzel holt, welche den Zugang öffnet, eine Scenerie, deren plastischen Ursprung am himmlischen Lichtbaum und dem im Gewitter verstopften, runden Sonnennest, sowie in der Wiederöffnung desselben mittelst der Blitzwurzel ich im Ursprung der römischen Gründungs- und Stammsage nachgewiesen habe[1]).

Doch lassen wir dies Letztere fallen, die Bezüge herüber und hinüber zwischen jenen altmythischen Pflanzen und Wurzeln sind charakteristisch genug und mehren sich noch in bedeutsamer Weise. Sehen wir uns nämlich, nachdem beim Circaeum schon auf die besonders zu beachtende Sorgfalt beim Graben derselben hingewiesen worden, das Graben der mythischen Mandragora-Alraun näher an. Grimm sagt S. 1154: „Beim Ausgraben ächzt und schreit sie so entsetzlich, dass der Grabende davon sterben muss. Man soll also Freitags vor Sonnenaufgang, nachdem die Ohren mit Baumwolle oder Wachs verstopft sind, einen ganz schwarzen Hund, an dem kein weisses Härchen sei, mitnehmen, drei Kreuze über die Alraun machen und ringsherum graben (das ist das circumscribere des Plinius, worauf schon Grimm hinweist), so dass die Wurzel nur noch an dünnen Fasern hängt. Dann werden diese mit einer Schnur an den Schwanz des Hundes gebunden, dem Hund ein Stück Brot gezeigt und eiligst weggelaufen. Der Hund, nach dem Brote gierig, folgt und zieht die Wurzel heraus, fällt aber, von ihrem ächzenden Wehruf getroffen, todt hin. Hierauf wird die Wurzel aufgehoben u. s. w.“ Grimm reiht hieran die schon oben citirte Stelle über das Ausgraben des Circaeum und zwei Verse des Columella 10, 19 von der Mandragora:

quamvis semihominis vesano gramine foeta
mandragorae pariat flores, moestamque cicutam;

wobei er nebenbei an das semihominis mandragorae als an die Sage von der Menschartigkeit der Pflanze erinnert, deren Form man dann in irdischen Substituten derselben in gespreizt auseinandergehenden Wurzeln als angeblichen

1) Vergl. auch den inzwischen in dieser Zeitschrift XIII. 139. enthaltenen Aufsatz „Ueber den himmlischen Lichtbaum“.

Schenkeln wiederzufinden wähnte (vergl. Kuhn, Herabk. des Feuers S. 210 über Analogien aus dem Indischen). Eine angelsächsische Schilderung aus dem 10., 11. Jahrh. führt Grimm auch noch an, welche die Zuziehung eines Hundes beim Ausziehen bestätigt. Gerade dieses Moment ist aber wichtig, weil es wie das Aechzen der Pflanze, wie der todbringende Charakter, das ächt Mythische neben der christlichem Zuthat vom Kreuzeschlagen u. s. w. ist. Wir haben nämlich, das möchte ich doch für die meisten dieser Dinge ein für allemal hierbei hervorheben, doch eben nur mit einer Tradition zu thun, während in Wirklichkeit nie etwas Aehnliches stattgefunden haben kann, und um so bedeutsamer wird es da, dass wir ganz dieselbe Geschichte von einer wunderbaren mythischen Pflanze aus einem Bericht des ersten Jahrhunderts über eine in Judäa herrschende Sage hören. Josephus sagt nämlich im VII. Buch seines „jüdischen Kriegs" C. 6, 3: in der Stadt Baaras wachse eine Pflanze, die ebenso heisse. *αὕτη φλογὶ μὲν τὴν χροίαν ἔοικε περὶ δὲ τὰς ἑσπέρας σέλας ἀποστράπτουσα τοῖς ἐπιοῦσι καὶ βουλομένοις αὐτὴν λαβεῖν οὐκ ἔστιν εὐχείρωτος, ἀλλ' ὑποφεύγει, καὶ οὐ πρότερον ἵσταται πρὶν ἄν τις οὖρον γυναικὸς ἢ τὸ ἔμμηνον αἷμα χέῃ κατ' αὐτῆς· οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ τότε τοῖς ἁψαμένοις πρόδηλός ἐστι θάνατος, εἰ μὴ τύχοι τις αὐτὴν ἐκείνην ἐπενεγκάμενος τὴν ῥίζαν ἐκ τῆς χείρος ἀπηρτημένην. ἁλίσκεται δὲ καὶ καθ' ἕτερον τρόπον ἀκινδύνως, ὅς ἐστι τοιός δὲ. κύκλῳ πᾶσαν αὐτὴν περιορύσσουσιν, ὡς εἶναι τὸ κρυπτόμενον τῆς ῥίζης βραχύτατον, εἶτ' αὐτῆς ἀποδοῦσι κύνα, κἀκείνου τῷ δήσαντί συνακολουθεῖν ὁρμήσαντος ἢ μὲν ἀνασπᾶται ῥᾳδίως, θνήσκει δὲ εὐθὺς ὁ κύων ὥσπερ ἀντιδοθεὶς τοῦ μέλλοντος τὴν βοτάνην ἀναιρήσεσθαι· φόβος γὰρ οὐδεὶς τοῖς μετὰ ταῦτα λαμβάνουσιν. ἔστι δὲ μετὰ τοσούτων κινδύνων διὰ μίαν ἰσχὺν περισπούδαστος· τὰ γὰρ καλούμενα δαιμόνια (ταῦτα δὲ πονηρῶν ἐστὶν ἀνθρώπων πνεύματα) τοῖς ζῶσιν εἰσδυόμενα καὶ κτείνοντα τοὺς βοηθείας μὴ τυγχάνοντας, αὕτη ταχέως ἐξελαύνει, κἂν προσενεχθῇ μόνον τοῖς νοσοῦσι.* Aehnlich ist, was Aelian dann weiter Variae hist. 14, 27 von der Aglaophotis erzählt. *Ὄνομα φυτοῦ κυνόσπαστος, καλεῖται δὲ ἄρα καὶ ἀγλαοφῶτις ἡ αὐτὴ, ὃ μεθ' ἡμέραν μὲν ἐν τοῖς ἄλλοις διαλέληθεν καὶ οὐκ ἔστι πάντῃ σύνοπτον, νύκτωρ δὲ ἐκφαίνεται καὶ διαπρέπει ὡς ἀστήρ· φλογά δης γάρ ἐστι καὶ ἔοικε πυρί. — Οἰκοῦν σημεῖόν τι ταῖς ῥίζαις παραπήξαντες αὐτῆς ἀπαλλάττονται, οὔτε τὴν χρόαν ἔχοντες μεθ' ἡμέραν, εἰ μὴ τοῦτο δρᾶσαι ἐμνημόνευσαν, οὔτε μὴν τὸ εἶδος. Παρελθούσης δὲ τῆς νυκτὸς ἥκουσι καὶ θεασάμενοι τὸ σημεῖον, ὅπερ οὖν κατέλιπον, καὶ γνωρίσαντες ἔχουσι συμβαλεῖν, ὅτι ἄρα τοῦτο ἐκεῖνό ἐστιν, οὗ καὶ δέονται, ἐπεί τοί γε ἄλλως ὅμοιόν ἐστι τοῖς παρεστῶσι καὶ οὐδὲ ὀλίγον διαλλάττει αὐτῶν· οὐκ ἀνασπάσουσι δὲ αὐτοὶ τὸ φυτὸν τόδε, ἢ οὐ χαιρήσουσι πάντως· οὐκοῦν οὔτε περισκάπτει τις, οὔτε ἀνασπᾷ· ἐπεὶ καὶ, φασί, τὸν πρώτιστον ὑπ' ἀπειρίας τῆς καθ' αὐτοῦ φύσεως προσαψάμενον οὐκ εἰς μακρὰν ἀπώλεσεν. Ἄγουσι οἶν κύνα νεανίαν ἡμερῶν ἀτροφήσαντα καὶ λιμώττοντα ἰσχυρῶς,*

καὶ τούτου σπάρτον ἐξάψαντες εὖ μάλα στερεὸν καὶ τῆς ἀγλαοφώτιδος τῷ κάτω στελέχει βρόχον τινά δύσλυτον προσαρτήσαντες, ὡς οἷοί τέ εἰσι μακρόθεν, εἶτα τῇ κυνὶ προτιθέασι κρέα πάμπολλα ὀπτά, κνίσσης προσβάλλοντα· ὁ δὲ ὑπὸ τοῦ λιμοῦ φλεγόμενος, καὶ στρεβλούμενος ὑπὸ τῆς κνίσσης ἐπὶ τὰ προκείμενα ἔναντι κρέα καὶ ὑπ ὀδύνης, αὐτόῤῥιζον ἀνασπᾷ τὸ φυτόν· ἐὰν δὲ ὁ ἥλιος ἴδῃ τὰς ῥίζας, ὁ κύων ἀποθνήσκει παραχρῆμα. Θάπτουσι δὲ ἐν αὐτῷ τῷ χωρίῳ αὐτὸν καί τινας δράσαντες ἀπορῥήτους ἱερουργίας καὶ τιμήσαντες τοῦ κυνὸς τὸν νεκρὸν ὡς ὑπὲρ αὐτῶν τεθνεῶτος, εἶτα μέντοι προσάψασθαι τολμῶσι τοῦ φυτοῦ τοῦ προειρημένου καὶ κομίζουσι οἴκαδε. καὶ καταχρῶνται, φασὶν, εἰς πολλὰ καὶ λυσιτελῆ. Dieser Land-Aglaophoitis vergleicht Aelian XIV. 24 dann eine Algen-Art, welche sich besonders im Hochsommer entfalte, ὥσπερ οὖν αἱ ἐν ῥοδίοις καλύκες, und auch des Nachts einen feurigen Glanz verbreite. Durch diesen angezogen kämen dann die Seehunde und stürben τοῦ φαρμάκου τοῦ μὲν καταλούσαντος αὐτούς, τοῦ δὲ καταποθέντος, καὶ ἑτέρου διὰ τῶν βραγχίων αὐτοῖς εἰσθορόντος. Οἱ τοίνυν δεινότατοι τὰ τοιαῦτα ἀνιχνεύειν τοῦδε τοῦ φαρμάκου ἐκ τῶν κητῶν τῶν προειρημένων τὸ μὲν ἐκ τῶν μελῶν τῶν λοιπῶν, τὸ δὲ ἐκ τοῦ στόματος τοῦ θηρὸς φάρμακον ἀθροίζουσι· δεύτερον καὶ κακὸν τοῦτο τῆς καλουμένης χερσαίας ἀγλαοφώτιδος κτλ.

Man sieht, es ist überall derselbe Kern, nur den verschiedensten Verhältnissen angepasst und phantasievoll ausgeführt, mögen es z. B. gewöhnliche oder Seehunde sein, denen die betr. Pflanze den Tod bringen soll[1]). Die Beschreibung derselben speciell ist rein mythisch; sie blüht im Hochsommer, bewegt sich wie ein lebendes Wesen (ὑποφεύγει), ist schwer zu finden und zu graben, bringt sogar den Tod, wenn man sie bricht, leuchtet in der Nacht wie Feuer u. s. w. Die Uebereinstimmung der Hauptelemente, welche diesen, bald auf europäischem, bald auf kleinasiatischem Boden aus den verschiedensten Zeiten uns entgegentretenden Sagen zu Grunde liegt, ist höchst charakteristisch, und die Beschreibung der Pflanze in den letzten Schilderungen speciell deckt sich fast wieder mit Versionen von der Springwurzel und führt auch so wieder, abgesehen von ihrer todbringenden Wirkung für den, welcher sie anrührt, in allen ihren eigenthümlichen Momenten auf die (namentlich zur Hochsommerzeit in der Gewitternacht) leuchtende Wolken- resp. Blitzblume mit ihren Fäden u. s. w.[2]) Je nachdem man sie auf der Wolkenwiese oder an den himmlischen Wassern sich dachte, nimmt das Bild von ihr diese oder jene Wendung, sie wird zur Aglaophotis oder Algenart u. s. w.

1) Die resp. Hunde sind auch hier ursprünglich, gemäss der ganzen Scenerie, die heulenden, brüllenden Sturmesthiere, die natürlich, wenn die himmlischen Wasser in das Bild hineingezogen wurden, zu Seethieren (Phoken) wurden. (Vergl. die Sage von den Seerobben des Proteus im Urspr. d. Myth. S. 124.)

2) Wie es oben von der Mandragora hiess, sie ächze und schreie so gewaltig, dass der betreffende daran sterben müsse, so zieht dies nur den Donner noch in die Scenerie.

In den Poetischen Naturanschauungen II, 24 habe ich schon auf ähnliche Bilder von der, demselben Ursprung entstammenden Springwurzel hingewiesen, wie sie u. A. Kuhn nach Pröhle's Harzsagen besprochen. Es ist immer wieder analoge Scenerie, wenn es von dieser daselbst heisst: sie leuchtete in der Hochsommerzeit in der Nacht wie ein Licht, stand nie still, sondern hüpfte beständig (das ist, entsprechend dem *ὑποφεύγει*, das *ἁλλόμενον πῦρ* des Blitzes, wie Nonnus z. B. von denselben redet).

Die Wirkungen sind zwar auch in letzterer Hinsicht wieder verschieden, aber immerhin solche, welche wie die der oben erwähnten Zauberpflanzen, auf denselben Naturkreis zurückführen. Es sind nämlich wieder Wirkungen, welche man, wie ich vielfach nachgewiesen habe, dem Blitz in der Entwicklung der Gewitterscenerie auch sonst mythisch zuschrieb. Wie der aufflammende Blitz dem dämonisch bösen Treiben des mit Finsterniss und Wirbelwinden hereinbrechenden Unwetters entgegenzutreten und Rettung zu bringen schien, (noch im St. Elmsfeuer reflectirt dies ja), so sollte die Blitzblume (Baaras) die bösen Geister vertreiben. Wie der Blitz dann wieder die Wolkenberge öffnete, dass es goldig in ihnen aufleuchtete, so sprangen vor der Springwurzel alle Schlösser der Welt und sie öffnete den Zugang zu verborgenen Schätzen u. s. w.

Je weiter man eben in diese rohesten Formen des Aberglaubens, der, wie schon oben angedeutet, immer mehr phantasie- und geheimnissvolle Tradition gewesen, als jemals volle irdische Realisirung gehabt hat, zurücksteigt, desto mehr ziehen sich die Fäden der Vergleichung herüber und hinüber. In der ganzen Reihe von Sagen klingen immer gewisse Momente wieder hindurch. Die überall hervortretenden Anlehnungen an die Natur in den verschiedensten Elementen zeugen aber ebenso für die stattgehabte selbstständige Entfaltung im Einzelnen, wie die überall verschiedene Weiterentwickelung von verschiedenen Ausgangspunkten der Auffassung aus es bestätigt.

Stimmt aber die Volksüberlieferung in den Momenten vor Allem überein, das sie die betr. Pflanzen und Wurzeln ursprünglich den Himmelserscheinungen entlehnte, dort ihre Entfaltung und Wirksamkeit, sowie die (meist tödliche) Gefahr, sich ihnen zu nähern, namentlich sie auszugraben, fand, mögen sie *μῶλυ*, *Κιρκαία ῥίζα*, Mandragora, Baaras, Aglaophotis, Springwurzel oder Irrwurzel heissen oder namenlos in den Mythen nur als Zauberpflanze auftreten oder localiter in bunter Mannigfaltigkeit in irdischen Substituirungen von allerhand Pflanzen fortleben, so werden wir wohl nicht fehl gehen, wenn wir in der Erklärung des Scholiasten zu der bekannten homerischen Stelle vom *μῶλυ*, die da, wie oben angeführt, heisst: *φασὶ δὲ αὐτὸ ἑλκόμενον τῇ τέλει τῆς ῥίζης θάνατον ἐπιφέρειν τῷ ἀνασπῶντι* das rationalistische *τῷ τέλει τῆς ῥίζης* als subjectiven Zusatz fassen und im übrigen das *θάνατον ἐπιφέρειν τῷ ἀνασπῶντι*

ähnlich fassen wie in den volksthümlichen Spielarten der herschlagenden analogen Sagenelemente, mögen diese der Form nach auch aus späteren Zeiten stammen. Jedenfalls schwebten dem Dichter wie seinen Zuhörern Vorstellungen entsprechenden Charakters vor, wenn er von der zauberhaften Blume im Sonnenwolkenlande kurzweg sagte:

χαλεπὸν δὲ τ' ὀρύσσειν
ἀνδράσι γὰρ θνητοῖσι. θεοὶ δέ τε πάντα δύνανται.

Hat gleich Homer, wie Bergk sehr richtig sagt, den elementaren Aberglauben schon im gewissen Sinne meist abgestreift oder vermittelt er ihn menschlich-poetisch seinen Zuhörern, so hat er doch immer noch unmittelbare Fühlung mit ihm in der Tradition, und im Einzelnen bricht derselbe auch noch realiter hindurch; jedenfalls ist der Dichter ohne einen solchen volksthümlichen Hintergrund schon einfach oft nicht zu verstehen.

Bücherschau.

Schmidt, K., Jus primae noctis, eine geschichtliche Untersuchung. Freiburg i./B. 1881.

Ein geharnischtes Buch. Wohlgewappnet und gewaffnet tritt es auf den Kampfplatz, den Fehdehandschuh hinwerfend für jeden, der mit ihm streiten will. Und solchen unbedacht aufzunehmen, würde nicht rathsam sein, denn trefflich ausgerüstet steht der Gegner gegenüber, gestählt in gründlichen Studien, nach alle Seiten gewehrt. So würde ihn Mancher vielleicht lieber links liegen lassen, stillschweigend seine Strasse fürbass ziehen. Aber es erfolgt eine Herausforderung selbst, gerichtet an eine stattliche Reihe von Namen, und darunter auch der meinige, der in diesem Falle um so mehr betroffen wird, weil ein früherer Appell, freilich ohne Schuld,[1]) unbeachtet geblieben. Um so weniger soll es diesmal geschehen, und erkenne ich also die Zusendung an, mit einem besonderen Vermerk zum Hinweis auf die Vorrede. Und nun näher getreten, zu erspähen, um welche Art Buch es sich handelt.

In einer durch reiche Materialiensammlungen und kritische Sichtung derselben doppelt schätzenswerthen Monographie, behandelt der Verfasser im ersten Abschnitt: „Darstellung und Beurtheilung der modernen Theorien über das jus primae noctis", im zweiten Abschnitt „Darstellung und Beurtheilung der einzelnen Nachrichten über das jus primae noctis", und kommt im dritten Abschnitt (Rückblick und Ergebnisse) zum Schluss-Resultat: „die Lehre, dass das jus primae noctis im christlichen Mittelalter in den meisten oder in allen europäischen Ländern geherrscht habe", für einen „gelehrten Aberglauben" erklärend.

Ob damit alle seine Widersacher aus der juristischen Schule, deren er im Gange der Untersuchung auf seine Wege antrifft, (und oft genug, wie auch den Augen eines Laien deutlich, mit überlegener Kraft aus dem Sattel hebt), ob sie nun Alle schon sich ohne Widerrede dem End-Verdikt zu fügen haben werden, das muss den fachmännischen Preisrichtern überlassen werden. Und deren Urtheil ist es selbstverständlich, um welches hier geworben wird. Der Verfasser ist Jurist, und hat sich gewissenhaft die Aufgabe eingehender und umfassender Studien gestellt, Klarheit in ein Recht zu bringen, das, wenn ohne Weiteres als ein solches angenommen, dann auch das Recht haben würde, weitere Rechte zu beanspruchen, im Eingreifen in Erbrechte, Eherechte und allerlei Gewohnheitsrechte. Jeder leichtsinnigen Usurpation, die grade in der hier aufgeworfenen Frage für Leichtsinnige noch mancherlei besondere Anreize besitzt, ist nun durch diese, in mühsamer Ausdauer zusammengezimmerte, Arbeit ein Riegel vorgeschoben. Und über das Einzelne werden sich dann, wie gesagt, die Juristen unter einander abzufinden haben.

Dies nun in Betreff meiner Stellung zu dieser Frage, da ich namentlich aufgerufen bin, mich zu äussern. Ob ein derartiges Recht, wie formulirt, im Mittelalter bestanden habe, und wenn: wo etwa? und wann? unter welchen Verhältnissen und Umständen, — über solche technische Spezialfragen besitzt die Ethnologie kein Recht zur Entscheidung, und wird sich dazu am Wenigsten jetzt drängen, wo das ihr unabweislich Aufgedrängte bereits weit mehr ist, als sich bewältigen lässt. Ueber solche Rechtsfrage habe ich mich deshalb auch nie und nirgends geäussert. Meine Aufgabe war, unter dem (bereits adoptirten) Klassennamen das Jus primae

1) Der Verfasser erkennt dies bereitwillig an, S. 212. Als die Fragen im Anthropologischen Archiv erschienen, fand ich mich weit von Europa, und seit der Rückkehr blieb so Vieles zu thun und nachzulesen, dass ich noch bis heute nicht sicher bin, ob nicht Einiges entgangen.

noctis (wofür sich vielleicht besser cullage oder andere[1]) Synomyne[2]), ohne juristische Nebenbezeichnung, gewählt hätten, in Analogie mit couvade[3]) u. s. f.), Spuren eines eigenthümlichen Brauches, der sich bei verschiedensten Stämmen auf der Erde in der einen oder anderen Form wiederholt, in der jedesmal kennzeichenden zu vermerken und für weitere Comparationen, (bei der späteren Verarbeitung des Gesammt-Materials), vorläufig beiseit zu stellen. Wie sich dann auf solch' archaistischen Unterlagen die schottische Sage gebildet, und diese in verschiedenen Ländern Europa's weitere Sprossen getrieben, das bildet einen interessanten Gegenstand besonderer Untersuchungen, die aber, weil detaillirte Ausverfolgungen benöthigend, in der zunächst allgemeinen Umschau der Ethnologie, (über die Ursächlichkeiten im Stammes- und Geschlechtsrechte, in Eigenthumsverhältnissen, in religiösen Weihen u. s. w.) nicht zwischengeschoben werden können. Bei diesen in gegenwärtig erstem Pioniren noch ganz allgemein aus dem Rohen und Groben hauenden Arbeiten der Ethnologie, wird die Allgemeinheit ihrer Citate mit in den Kauf zu nehmen sei. Im Gegensatz zu ihren ungeordneten (und dem Fernerstehenden oft ungeordneter, als in Wirklichkeit erscheinenden) Sammelwerken, steht im frappantesten Gegensatz der musterhaft gediegene Ein-Band, der hier geliefert ist. Dem Verfasser wird selbst bekannt sein, welche Zeit und welchen Arbeitsaufwand ihn die Fertigstellung desselben gekostet, denn er hat mit Recht nichts gescheut, es sich solche kosten zu lassen. Hier handelt es sich aber nun eben nur um Einen der Gebräuche, wie sie in der Ethnologie bei Hunderten und Tausenden vorliegen, und von denen jeder einzelne dann wieder einem gleich sorgsamen und minutieusen Verfolg durch unzählige Wandlungen über den ganzen Erdenrund verlangen würde. So gilt es vor Allem Theilung der Arbeit, ohne welche Nichts zu erreichen sein würde, und zu einer der Linien, welche für die Rubriken gezogen werden müssen, gehört diejenige, welche die allgemein vergleichende Umschau des Allgemeinen von der erschöpfenden Durcharbeitung jeder der componirenden Einzelheiten scheidet. Wenn die allgemeinen Citate genügen, um einen gründlichen Detailforscher auf die Spur zu leiten, und dann in solchen Detailforschungen auch vielleicht mancherlei zu rectificiren[4]) oder verificiren, was in der Allgemeinheit unsicher blieb, wenn in solcher Weise von dem Einen angebrachtes Roh material dem Andern zur feinen und sauberen Verarbeitung dienen kann, dann ist für manche derartiger Bücher der Zweck erreicht, für den sie geschrieben wurden. Sie wollen und sollen nicht oberflächlichen[5]) Compilatoren dienen, Citate mühelos aufzugreifen (ausser wenn ungenau, damit sich die Finger daran verbrennen), sondern dem für sorgsame Detailstudien Entschlossenen Andeutungen geben, oder vielleicht nur Vermuthungen darüber, wo sich beim tieferen Eindringen möglicherweise noch Minen des gleichen Gesteins, wie auf heimischen Boden verarbeitet, finden und aufdecken lassen würden. Kein willkommeneres und schöneres Resultat, als wenn aus den allgemein vorbereitenden Werken der Ethnologie jetzt allmählig Monographien festzusammengefügt, gleich dieser, hervorwachsen, um hier und da erste Grund-

---

1) Dies wäre auch dadurch schon angezeigt, weil es sich in der Mehrzahl der ethnologischen Fälle gar nicht um ein Recht handelt, sondern oft gegentheils vielmehr, um eine Pflicht, um eine Gunstbezeugung auch, die noch dazu erkauft (wogegen das Recht abgekauft) werden muss, wie die Grönländer ihre Angekok zum Beschlafen der Bräute bezahlen, um tugendhafte und glückliche Kinder zu erhalten. So und ähnlich meistens, wenn hier von Priestern gesprochen wird, oder Häuptlingen in patriarchalischer Form (priesterfürstlicher Würde). Anschlüssig beruhen die Anerbietungen des Ehebettes in Afrika an den fremden (besonders den weissen) Besucher oft auf dem Wunsch, einen Ableger zu erhalten (für Veredelung der Rasse).

2) Da es auf einen Terminus technicus unter Wahrung möglichster Indifferenz ankäme, würde der Verfasser selbst am Besten in der Lage sein, aus den auf S. 13—15 gegebenen Ausdrücken vorzuschlagen.

3) Auch hier werden die Variationen des zu Grunde liegenden Gedankenganges zunächst in Zusammenfassung unter der im Produkt gemeinsamen Form, und aus dieser, zu studiren sein.

4) Da ich mich gerade hierüber neuerdings ausgesprochen, sei verwiesen auf „Der Völkergedanke“ S. 122.

5) Dass der blinde Glaube auch in meinen Augen unverantwortlich, habe ich oft genug ausgesprochen, und aus der Vermuthung des Verfassers auf S. 359 ergiebt sich, dass er in diesem Punkt die Absicht in ihr Gegentheil verkehrt. Doch werden Vorwürfe gern in den Kauf genommen, wenn sie sich durch solch reiche Gegengaben entschädigen.

pfeiler für die Fundamentirung der neuen Wissenschaft einzuschlagen. Möge der Verfasser uns deshalb bald mit noch weiteren Früchte seiner Forschungen beschenken.

Von meinen Büchern hat der Verfasser benutzt: die „Rechtsverhältnisse", obwohl sich auch in den meisten übrigen gelegentliche Bezugnahme der einen oder andern Art auf dies Brauch finden, im „Mensch in der Geschichte", „Völker des östlichen Asien", „Culturländer des alten Amerika", „Eheverhältnisse", (Ethnologische Zeitschrift) u. s. w. diese gelegentliche Berührungen sind meist überflüssig geworden, denn die von mir hie und da vergleichungsweise kurz herangezogenen Citate finden sich jetzt mit gründlichem Quellennachweis (oft modificirt und verbessert), in dieser Monographie (die sich auf solch' speciellen Fragepunkt concentrirt hat) zur Verfügung des Leser's. In Betreff der früher im Archiv für Anthropologie gestellten Fragen, bezieht sich auf Citate aus meinen Büchern Nr. 3 (wobei neben dem vom Verfasser bereits ausführlich Behandelten, die Möglichkeit repräsentirender Stammesbezeichnung bleibt), dann 4 in etwas unverständlicher Verwirrung wiedergegeben, (zwei Continente durcheinander, wie es scheint), S. 14 (in Betreff der Culinos bei Martens Bd. I 428: der Anführer hat das Jus primae noctis), 15 die Passes und 16 Caraiben. Bei vielen der südamerikanischen Stämmen gilt, was von den Passes gesagt wird: „der Paje und Tubixaua (Priester und Häuptling) theilen sich die Macht," also auch die Rechte, welche vorhanden, und obwohl bei dortiger Erwähnung, das jus primae noctis als (damals) nicht bestehend bezeichnet wird, so zeigt doch die specielle Rücksichtnahme, dass ein Nicht oder Nichtmehr im einzelnen Stamme für das Ganze ohne Belang sein würde, zumal sogleich in den Jumanas ein Ersatz gestellt werden kann (S. 485). In Betreff der Caraiben wird jetzt am besten auf den Verfasser selbst verwiesen, S. 361 und folg., und seine ausgiebigen Literatur-Nachweise. Im Uebrigen dürfte es, wie gesagt, angezeigt erscheinen, einen indifferenteren Klassennamen zu wählen, um ungestört durch Nebenbezeichnung (oder selbst entgegengesetzte Deutungen) nach der durch die vergleichende Völkerkunde geforderten Methode weiter sammeln zu können. Der Protest des Verfassers als Jurist wird in der Ethnologie um so unbedingter anerkannt werden, weil sie dadurch Gelegenheit gewinnt, sich von der Fessel eines beengenden Namens zu befreien, der bereits auf die Rechtsphäre beschränkt, was zunächst noch unter der ganzen Mannigfaltigkeit der möglich Aspecten beobachtet und studirt werden muss. Bastian.

Schulenburg (W. v.): Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte. Berlin 1882.

Seinem früheren Buche (Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald) hat der Verfasser das gegenwärtige folgen lassen, in weiterer Vermehrung und Ergänzung seiner Studien. Dass sich diese in anhaltender Energie auf eine eng umschriebene Localität concentriren, ist um so erfreulicher, weil, je fester die Grenzen gesteckt, desto eher innerhalb derselben eine Detailerschöpfung in Aussicht, und solche zugleich, in diesem Falle auf dem dem Studiensitze selbst nächstgelegenen, Studienfelde statthaben würde: vor den Thoren deutscher Reichshauptstadt, eine noch undeutscher Sprache kundige Nationalität. Einige Stücke sind im Buche wendisch wiedergegeben. „Die angeführten wendischen Worte gehören drei verschiedenen Mundarten an, erstlich der niederwendischen Sprache, wie sie im Spreewald bei Peitz, Cottbus und Spremberg gesprochen wird, zweitens, und zwar vorherrschend, der Grenzsprache in der Gegend von Schleife, an der Grenze der Nieder- und Oberlausitz, drittens der oberwendischen, genannt oberlausitz-wendischen Sprache" heisst es in der Vorrede. Da neben der Sprache dem Verfasser langjährige Kenntniss von Land und Leuten zu Gute kommt, ist Niemand geeigneter, als gerade er, mit diesen dankeswerthen Forschungen fortzufahren. Für Bestimmung der Pflanzen, die sich mit ihren wendischen Namen im Verzeichniss (S. 198 u. folg.) aufgeführt finden, wird freundliche Mitwirkung Prof. Aschersons und Dr. Bolle's erwähnt. B.

Sibree: Madagascar. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig 1881.

Von geschickter, und mehrfach auf diesem Gebiete bereits bewährter Uebersetzerhand liegt die deutsche Ausgabe von Sibree grundlegendem Werk über Madagascar vor, das besonders im Cap. V—XVI eine Fülle werthvoller Materialien über diese für die Ethnologie in verschiedenster Hinsicht wichtige Insel dem Studien zur Verfügung bietet und als willkommene Bereicherung der Literatur zu begrüssen ist. B.

Ueber die Vererbung der Haarfarben bei den Pferden.

Ein Beitrag zur Vererbungslehre.

Nebst einem Anhange.

Von

Dr. Vinc. Goehlert in Graz.

I. Die Vererbung der Haarfarben bei den Pferden.

Zu einem der ältesten Hausthiere gehört das Pferd, dessen Urheimat in Centralasien gesucht und als dessen noch lebender Urahne das wilde tatarische Steppenpferd, Tarpan genannt, gewöhnlich angenommen wird. Wie alle unsere Hausthiere infolge der durch Jahrtausende fortgesetzten Züchtung in ihrer äusseren Gestalt mehr oder weniger Abweichungen erlitten und insbesondere in der Färbung der Haut und der dieselbe schützenden Decke, der Haare und Federn, vielfache Wandlungen erfahren haben, so ist auch in der Haarfarbe des Pferdes im Laufe der Zeit eine solche Veränderung eingetreten, dass die ursprüngliche Farbe, die fahl- und mausgraue, sich gänzlich verwischt hat und selbst bei den verwilderten Pferden in Mittel- und Süd-Amerika nicht mehr wiederkehrt.

Die heutigen Haarfarben der Pferde schwanken zwischen Weiss und Schwarz, dann zwischen Gelb oder Gelbroth und Braun bald nach der weissen, bald nach der schwarzen Seite mehr oder weniger übergehend. In unseren Untersuchungen nehmen wir blos die im gewöhnlichen Sprachgebrauche vorkommenden Haarbezeichnungen, Schimmel, Fuchs, Braun und Rappe an, wiewohl Fuchs und Braun, insbesondere die erstere, eigentlich nur Mischfarben sind und bald heller, bald dunkler auftreten. Die Falben, Isabellen Schecken und die nach einer zweiten Farbe benannten Schimmel-Varietäten sind hierbei ausser Betracht geblieben. Als Repräsentanten der angenommenen vier Pferdegruppen lassen sich der arabische Schimmel, der englische Vollblut-Braun und Fuchs und der berberische (andalusische) Rappe aufstellen.

Wenn wir nun auf die Vererbung der Haarfarbe der Pferde näher eingehen, müssen wir vorerst die Elternthiere in gleichfarbige und ungleichfarbige unterscheiden. Nach dem aus Gestütbüchern gesammelten Materiale stammen

von gleichfarbigen Elternthieren 1.150 Fohlen (549 männl. u. 601 weibl.) und
„ ungleichfarbigen „ 1.145 „ (499 „ „ 646 „)

Das Detail der Daten enthält die dem Schlusse beigefügte Uebersicht.

Dass von gleichfarbigen Elternthieren auch gleichfarbige Fohlen hervorgehen, lässt sich wohl schon im Vorhinein erwarten, doch ist der Grad der Vererbung für die angenommenen vier Pferdegruppen nicht der gleiche, wie aus der folgenden Uebersicht hervorgeht:

Gleichfarbige Elternthiere	Den Elternthieren		Von je 100,0 gleichfarb. Fohlen entfallen	
	gleiche	ungleiche	männl.	weibl.
	Fohlen			
Fuchs	92,13	7,87	90,0	93,5
Schimmel	86,05	13,95	87,69	84,37
Braun	81,28	18,72	83,3	79,3
Rappe	64,71	35,29	50,0	75,0
Im Durchschnitte	82,52	17,48	83,6	81,53

Wie man hieraus ersehen kann, vererbt sich von gleichfarbigen Paaren die braune und weisse Haarfarbe am sichersten, dagegen die Haarfarbe der Rappen weniger constant als die anderen Farben und der Intensitätsgrad der Vererbung tritt bei diesen um $\frac{1}{5}$ schwächer auf, als bei andersgefärbten Elternthieren. Diese Erscheinung lässt sich übrigens auch noch bei den ungleich gefärbten Pferdepaaren nachweisen.

Nicht so einfach gestalten sich die Verhältnisse, wenn die Elternthiere nicht die gleiche Haarfarbe zeigen. Bei Erörterung dieser Verhältnisse wird es sich hauptsächlich um die Lösung der zwei Fragen handeln, ob die Haarfarbe des Vaterthieres oder jene des Mutterthieres mehr auf die gezeugten Fohlen übergehe und dann, ob irgend eine Haarfarbe eine grössere Vererbungsfähigkeit als eine andere erkennen lasse.

Was die erste Frage betrifft, so haben wir die folgende Zusammenstellung gewählt, in welcher die das Vaterthier betreffenden Angaben die Paarungen mit andersgefärbten Mutterthieren und die für das Mutterthier geltenden Daten die Paarungen mit andersgefärbten Vaterthieren umfassen.

(Tab. s S. 147.)

Diese Werthe differiren nicht nur von den früheren, für die gleichfarbigen Elternpaare angegebenen Procentzahlen, sie lassen auch bei einer weiteren Vergleichung grössere Unterschiede einander gegenüber erkennen, welche die Antwort auf die gestellte Frage liefern. Während die Vererbungs-Intensität bei gleichfarbigen Paaren $\frac{4}{5}$ erreicht, sinkt sie bei ungleichfarbigen auf $\frac{3}{5}$ bis $\frac{2}{5}$ herab und äussert sich in letzterer Beziehung in dem Maasse, dass die Haarfarben des Mutterthieres bei den Fohlen um $\frac{1}{5}$ mehr

Vaterthier	Der Haarfarbe des Vaterthieres		Mutterthier	Der Haarfarbe des Mutterthieres	
	gleiche	ungleiche		gleiche	ungleiche
	Fohlen			Fohlen	
Schimmel . .	49,58	50,42	Braun . . .	65,6	34,4
Braun . . .	49,9	50,1	Schimmel . .	67,6	32,4
Fuchs . . .	37,7	62,3	Fuchs	52,2	47,8
Rappe . . .	13,47	86,53	Rappe . . .	44,2	55,8
Im Durchschn.	46,40	53,60		58,7	41,3
	100,00			100,0	

als jene des Vaterthieres hervortreten; denn während dem Mutterthiere im Durchschnitte 58,7 pCt. in der Haarfarbe nachschlagen, entfallen in dieser Beziehung auf das Vaterthier nur 46,4 pCt. der Fohlen.[1])

Sowie bei gleichfarbigen ist ferner bei ungleichfarbigen Paaren der Intensitätsgrad der Vererbung je nach der Haarfarbe verschieden und wir finden hier gleichfalls, dass sich die weisse und braune Haarfarbe leichter als die anderen Haarfarben vererbt, die schwarze Farbe jedoch eine geringe Vererbungsfähigkeit besitzt. Während sich das Vererbungs-Verhältniss zwischen Vater- und Mutterthier bezüglich der weissen und braunen Haarfarbe mit 3 : 4 berechnet, stellt sich dasselbe bezüglich der schwarzen Farbe auf 3 : 10; oder mit anderen Worten, zwischen dem Vererbungsgrade des Vaterthieres und jenem des Mutterthieres besteht im ersten Falle eine Differenz von 0,25 und im anderen Falle eine Differenz von 0,70 zu Gunsten des Mutterthieres.

Hieran knüpft sich die weitere Frage, ob die nachgewiesene Farbenvererbung der Elternthiere mehr die Hengstfohlen oder mehr die Stutenfohlen treffe, worüber wir nur im allgemeinen bemerken wollen, dass sich in dieser Beziehung kein erheblicher Unterschied zwischen Hengst- und Stutenfohlen bemerkbar macht, wie der folgende Nachweis ersehen lässt:

(Tab. s. S. 148.)

Während sich die angegebenen Procentzahlen so ziemlich in gleichem Verhältnisse gegen einander stellen, zeigen nur in dem Falle, dass das Mutterthier ein Rappe ist, verhältnissmässig mehr Stuten- als Hengstfohlen die schwarze Farbe des Mutterthieres. Von den oben nachgewiesenen 44,2 Procent der schwarzfarbigen Fohlen, deren Mutter Rappe und deren Vater

1) Bergholz in Venezuela stellt den Grundsatz auf, dass nach seinen Beobachtungen bei den Mischungen der Rassen die Haare und die Färbung mehr von der Frau als von dem Manne abhängig sind. (S. Archiv f. Anthropologie. 5. Bd.)

Haarfarbe der Elternthiere (ungleichfarb. Paare)	Von je 100,0 Fohlen haben die Haarfarbe			
	des Vaterthieres		des Mutterthieres	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
Schimmel	51,02	48,57	69,4	66,7
Braun	55,24	45,96	64,4	67,1
Fuchs	37,31	38,05	48,8	54,8
Rapp	16,36	11,62	32,3	51,1

entweder Schimmel oder Fuchs oder Braun gewesen ist, entfallen 27,1 pCt. auf die Stuten- und nur 17,1 pCt. auf die Hengstfohlen. Auch in dem Falle, dass die Elternpaare zugleich Rappen sind, treten unter den die Haarfarbe der Eltern tragenden Fohlen verhältnissmässig (beiläufig ein Drittheil) mehr Stuten als Hengste auf.

Bei Erörterung der anderen Frage wird es sich zuvörderst darum handeln, ob die Haarfarben mit der Rassenverschiedenheit in einem Zusammenhange stehen. Gewöhnlich werden zur Kennzeichnung einer Pferderasse gewisse äussere Merkmale als charakteristisch angenommen und ist hierbei der Haarfarbe nur insoweit eine Bedeutung zugestanden, als durch fortgesetzte Züchtung von gleichfarbigen Rassenthieren eine vorherrschende Haarfarbe der Fohlen erzielt werden kann. So werden zuweilen die Gestüte nach der Haarfarbe der daselbst gezüchteten Pferde benannt, wie z. B. weisse, schwarze Gestüte, d. i. solche, in welchen blos Schimmel oder blos Rappen gezüchtet werden. Ob eine solche vorherrschende Haarfarbe auch das Uebergewicht bei den Paarungen ungleichfarbiger Thiere behalten und dem entsprechend auf die Fohlen übertragen werde, darüber zu entscheiden mangeln uns die nöthigen Daten. Wir können aus dem gesammelten Materiale nur eine solche Zusammenstellung bieten, welche das Maass erkennen lässt, nach welchem sich die einzelnen Haarfarben vererben.

(Tab. s. S. 149.)

Die Vergleichung der einzelnen Werthe dieser Uebersicht ergiebt, dass die Paarungen von Braun und Fuchs zumeist solche Fohlen zur Folge haben, welche die Elternfarben zeigen, während aus den Paarungen von Fuchs und Rappen zumeist solche Fohlen hervorgehen, deren Farbe mit keiner der Elternpaare übereinstimmt; oder mit anderen Worten, dass die Wahrscheinlichkeit, das Fohlen werde die Haarfarben der Elternthiere besitzen, bei Paarungen zwischen Braun und Fuchs am grössten, hingegen bei Paarungen zwischen Fuchs und Rappen am geringsten ist. Diese Uebersicht bestätigt auch die bereits erwähnte Thatsache, **dass sich die weisse und braune Haarfarbe constanter als die schwarze vererben,** wie dies die Fohlen zeigen, welche von Paarungen zwischen Schimmel und

Haarfarbe der Elternthiere	Von je 100,0 Fohlen		
	d. Vaterth.	d. Mutterth.	d. Elternth.
	gleich		ungleich
Schimmel mit Braun	45,3	40,0	14,7
Braun „ Schimmel. . . .	34,4	48,4	17,2
Schimmel „ Fuchs	55,9	20,6	23,5
Fuchs „ Schimmel . . .	41,4	37,9	20,7
Schimmel „ Rapp	60,0	20,0	20,0
Rapp „ Schimmel . . .	10,0	55,0	35,0
Braun „ Fuchs	51,0	45,4	3,6
Fuchs „ Braun	37,0	61,4	1,6
Braun „ Rapp	61,0	23,6	15,4
Rapp „ Braun	15,7	71,4	12,9
Fuchs „ Rapp	40,5	12,5	47,0
Rapp „ Fuchs	9,4	40,9	49,7
	100,0		

Rappen, sowie zwischen Braunen und Rappen stammen; daher werden auch Weiss und Braun oft als die für einzelne Rassen oder Rassen-Varietäten vorzugsweise geltenden Farben angenommen. Uebrigens behauptet die weisse Haarfarbe den Vorzug vor der braunen, wie wir dies auch bei anderen Hausthieren beobachten können[1]). Insbesondere tritt bei unserem Federvieh, bei Gänsen, Hühnern und Tauben die weisse Farbe in Folge der Vererbung mit einer grösseren Intensität als die anderen Farben auf. Von manchen Seiten wird daher auch die weisse Farbe als das höchste Maass der Zucht bezeichnet. So gilt der arabische Schimmel als eines der edelsten Pferde und auch schon im Alterthum hatten die weissen Pferde den Vorzug vor andersgefärbten und wurden für heilig gehalten, wie gegenwärtig noch der weisse Elefant in Hinterindien verehrt wird. Nach Herodot führte Cyrus auf seinem Zuge nach Babylon viele weisse Pferde mit sich, nach Diodor war die Stadt Agrigent nicht wenig stolz auf ihre Schimmel und nach Tacitus sollen auch die alten Germanen in ihren heiligen Hainen weisse Pferde gehalten haben.

Vergleiche mit dem Menschengeschlechte, insoweit die Hautfarbe der

1) Der Patriarch Jakob verstand seinen Vortheil ganz gut, als er von Laban statt des Lohnes jenen Theil des Jungviehs begehrte, welcher weisse Flecken trug (gefleckt oder gesprenkelt war). Der grössere Theil entfiel auf Jakob, während sich Laban mit dem geringeren Theile des schwarzen und braunen Jungviehs begnügen musste, so dass dieser, darüber erzürnt, Jakob endlich fortziehen hiess (Genesis, 30. C.).

einzelnen Rassen in Betracht kommen kann, zu ziehen, wäre ein gewagtes Unternehmen. In dieser Beziehung wollen wir hier nur einen Ausspruch des bekannten Naturforschers A. D. d'Orbigny beifügen: „In Südamerika, wo die Kreuzung unter den Menschenrassen im grössten Maasstabe vor sich geht, behauptet das europäische Blut das Uebergewicht und es entsteht dort eine neue Bevölkerung, welche sich unaufhörlich dem weissen Typus annähert."

Uebersicht

über die von den nachstehend bezeichneten Paarungen stammenden Fohlen nach der den Elternthieren gleichen und ungleichen Haarfarbe.

Elternthiere	Fohlen								
	dem Vaterthiere				dem Mutterthiere				Zusammen
	gleiche		ungleiche		gleiche		ungleiche		
	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	
Schimmel mit Schimmel	57	54	8	10	57	54	8	10	129
„ „ Fuchs	7	12	11	4	5	2	13	14	34
„ „ Braun	16	18	13	28	10	20	19	26	75
„ „ Rapp	2	4	—	4	—	2	2	6	10
Fuchs „ Fuchs	45	72	5	5	45	72	5	5	127
„ „ Schimmel	4	8	7	10	5	6	6	12	29
„ „ Braun	59	61	102	102	98	101	63	62	324
„ „ Rapp	6	9	7	15	1	3	12	21	37
Braun „ Braun	350	349	70	91	350	349	70	91	860
„ „ Schimmel	11	21	22	39	14	31	19	29	93
„ „ Fuchs	74	80	58	90	53	84	79	86	302
„ „ Rapp	31	30	14	25	8	13	37	42	100
Rapp „ Rapp	7	15	7	5	7	15	7	5	34
„ „ Schimmel	—	2	5	13	3	8	2	7	20
„ „ Fuchs	1	2	9	20	5	9	5	13	32
„ „ Braun	8	6	32	43	31	35	9	14	89
Zusammen	678	743	370	504	692	804	356	443	2295

Ueberblicken wir schliesslich die Resultate dieser Untersuchungen, so lassen sich dieselben in folgende allgemeine Sätze zusammenfassen:

1. Die verschiedenen Haarfarben der Pferde sind ein Resultat der Züchtung.
2. Von gleichfarbigen Paaren stammen zumeist ($\frac{4}{5}$) Fohlen mit der Haarfarbe der Eltern, hingegen von ungleichfarbigen Paaren Fohlen, wovon

beiläufig die Hälfte (zwischen $\frac{2}{3}$ und $\frac{3}{5}$) die eine oder die andere Haarfarbe der Elternthiere zeigen.

3. Die weisse und braune Haarfarbe vererbt sich leichter und sicherer als die anderen Farben, am unsichersten erfolgt die Vererbung der schwarzen Haarfarbe.
4. Die Fohlen schlagen etwas mehr (um $\frac{1}{3}$) der Haarfarbe des Mutterthieres als jener des Vaterthieres nach, was insbesondere von der schwarzen Farbe des Mutterthieres gilt.
5. Die Haarfarben der Elternthiere vererben sich auf die Fohlen je nach dem Geschlechte derselben im ganzen gleichmässig; eine Ausnahme hievon besteht nur darin, dass sich unter den von Rappen stammenden Fohlen verhältnissmässig mehr Stuten als Hengste finden.
6. Die weisse Haarfarbe besitzt den Vorzug bezüglich der Vererbung vor der braunen und rothen, welche wiederum der schwarzen vorangehen. (Tab. s. S. 150.)

II. Zur Biologie der Pferde.

Wenn wir anhangsweise das zum Behufe der vorausgehenden Untersuchungen gesammelte Material noch in der Richtung benutzen, wie sich die vitalen und sexualen Verhältnisse der Pferde gestalten, so geschieht dies in der Absicht, um auf die Gleichmässigkeit gewisser Lebenserscheinungen in der Thierwelt mit jenen des Menschengeschlechts aufmerksam zu machen. Die von uns aus Gestütbüchern gesammelten Einzel-Daten (Einheiten) wurden nämlich auch in der Weise zusammengefasst, dass sich weitere Thatsachen ableiten lassen, welchen wir vergleichsweise ähnliche Erscheinungen im Menschenleben gegenüberstellen.

Die Pubertät der Fohlen erfolgt gewöhnlich im zweiten Lebensjahre, jedoch lässt man die Paarung erst nach dem dritten Jahre eintreten. Die mittlere Dauer der Fruchtbarkeit der Stute, bei einer Trächtigkeitszeit von 330 bis 335 Tagen, erreicht 8 bis 10 Jahre, so dass man im Durchschnitte auf 6 bis 7 Fohlen von einer Zuchtstute rechnen kann. (Die mittlere Dauer der Fruchtbarkeit einer Frau stellt sich bei einer Schwangerschaftszeit von 270 bis 275 Tagen auf 13 bis 14 Jahre). Während das mittlere Alter, in welchem die Fruchtbarkeit der Stute erlischt oder doch im Abnehmen begriffen ist, 12 bis 14 Jahre beträgt, erhält sich die Reproductionskraft des Hengstes ungeachtet ihrer Intensität viel länger und hat selbst noch über das zwanzigste Lebensjahr hinaus ihre Wirksamkeit nicht verloren. Das Maximum der jährlichen Reproductions-Leistungen eines Hengstes erreicht 50 bis 60 Belegungen, wovon jedoch nicht alle mit Erfolg stattfinden.

Im Durchschnitte rechnet man in den Gestüten auf einen Zuchthengst 12 bis 15 Stuten; daher sich die Zahl der Nachkommen eines Hengstes auf mehr als das Zwölffache der für eine Stute angegebenen Fohlenzahl erhöhen kann. Von dem Zuchthengste Mainotti zählte man 150 und von dem Hengste Nordstern in 2 Jahren 70 Nachkommen[1]).

Was die mittlere Lebensdauer der Pferde betrifft, so berechnet sich dieselbe für das dreijährige Fohlen auf 17 bis 18 Jahre, sinkt jedoch für das neugeborene Thier bis auf 9 und 10 Jahre, da die Sterblichkeit der Fohlen bald nach der Geburt und überhaupt im ersten Lebensjahre, ebenso wie die Kindersterblichkeit, viel stärker auftritt als in anderen Lebensperioden. Uebrigens stellt sich die angegebene mittlere Lebensdauer nicht für alle Pferde gleich, sie erscheint niedriger (15 bis 16 Jahre) bei gewöhnlichen Arbeitspferden und höher (18 bis 19 Jahre) bei Gestüt- und Luxus-Pferden[2]). Ob die Lebensdauer der Pferde auch nach Rassen eine verschiedene sei, darüber zu urtheilen mangeln positive Daten. (Die mittlere Lebensdauer der Menschen (bei der Geburt) in Europa stellt sich im Durchschnitte auf einige dreissig Jahre).

Bei Betrachtung der eigentlichen Züchtungsverhältnisse müssen die von Gestüten gesammelten Daten von jenen unterschieden werden, welche die Ergebnisse der durch aufgestellte Beschälhengste in einem Lande erzielten Erfolge umfassen. Die letzteren sind in der Regel unvollständig und wegen der grossen Zahl der nicht nachweisbaren Erfolge nicht immer vergleichbar mit den Ergebnissen der Gestüte.

Werden die aus verschiedenen Ländern stammenden bezüglichen Daten zusammengefasst, so ergiebt sich im allgemeinen die Thatsache, dass im Durchschnitte 68 pCt. oder $\frac{2}{3}$ der belegten Stuten trächtig werden und 31,8 Procent oder ein Drittheil güst (galt) bleiben. In den einzelnen Gestüten gestalten sich jedoch diese Verhältnisse verschieden, wie aus der folgenden Nachweisung hervorgeht: (Tab. s. S. 153.)

Welche Factoren das mehr oder weniger Güstbleiben bewirken, lässt sich nicht beurtheilen, doch wollen wir in dieser Beziehung nur bemerken, dass in Gestüten Fälle vorkommen, in welchen die Stute von einem Hengste güst bleibt, während sie von einem anderen trächtig wird.

Von den trächtigen Stuten haben im Durchschnitte 94 pCt. lebenskräftige Fohlen zur Welt gebracht, 6 pCt. dagegen verworfen und Todtgeborene geliefert. Die relative Zahl der Fehlgeburten und Todtgeborenen berechnet J. W. Baumeister (Lehrb. d. Thierzucht) mit 5,06 pCt. in dem französischen Gestüte zu Pin (in der Normandie), in den österreichischen Hof-

1) Der Herzog von Cleve, Johann II. (geb. 1458 † 1521), genannt der Kindermacher, hatte bis zu seinem 31. Lebensjahre 64 uneheliche Kinder gezeugt. Mulei-Ismael, Sultan von Marokko, soll Vater von 300 Kindern und Friedr. August der Starke, Kurfürst von Sachsen (geb. 1670, † 1733) Vater von 354 Kindern gewesen sein.

2) Nach den hippologischen Blättern erreichte der arabische Vollbluthengst Tajar das Alter von 32 Jahren und ein Pferd in der Schweiz ein Alter von 46 Jahren.

	Belegte Stuten	Davon		Von je 100 bel. Stuten	
		trächtig	güst	trächtig	güst
Oesterreichische Privat-Gestüte (gesammelte Daten) .	2 315	1 740	575	75,16	24,83
Englische Gestüte (n. J. W. Baumeister)	—	—	—	73,36	26,63
Französische „ („ „ „)	—	—	—	73,3	26,67
Englische „ („ Darwin)	2 532	1 738	794	68,64	31,36
Oesterreichische Militär-Gestüte (amtliche Daten) . .	16 057	11 003	5 054	68,53	31,47
Preussische Landgestüte („ „) . .	57 416	38 891	18 525	67,74	32,26

und Staatsgestüten beträgt dieselbe nach einem zehnjährigen Durchschnitte 5,7 pCt. und in den preussischen Landgestüten schwankt sie zwischen 6 und 7,5 pCt. Fehl- oder unzeitige Geburten treten übrigens viel häufiger ein als rechtzeitige Geburten todter Fohlen und man kann annehmen, dass in dem Falle, wenn für beide im Mittel 6 pCt. gilt, auf erstere 4 pCt. und auf letztere nur 2 pCt. entfallen.

Viel ungünstiger gestalten sich die bezüglichen Verhältnisse bei der europäischen Bevölkerung; Dr. Schröder (Lehrbuch der Geburtshilfe) erwähnt, dass auf 8 bis 10 rechtzeitige Geburten mindestens eine Fehlgeburt (fausse couche) kommt. Uebrigens wird hierbei der Unterschied zwischen spontanen und absichtlich herbeigeführten Fehlgeburten eine besondere Beachtung verdienen. Nach den gemachten Beobachtungen dürfte es nach unserer Ansicht wohl wenige fruchtbare Ehen geben, in welchen nicht mindestens ein solcher Fall eingetreten ist. Die Zahl der Todtgeborenen stellt sich in Europa nach amtlichen Daten auf 3 bis 4 pCt., erreicht jedoch in Holland 5 pCt., was der Wirklichkeit am nächsten stehen dürfte; in den grösseren Gebärhäusern rechnet man auf 17 bis 20 Geburten ein todtgeborenes Kind. Nach den vorausgegangenen Bemerkungen wird sich sonach die relative Zahl der Fehlgeburten um nahezu das Doppelte erhöhen und beiläufig 10 pCt. der rechtzeitigen Geburten erreichen.

Was nun das Geschlechtsverhältniss der Fohlen betrifft, so tritt, wie vielleicht bei allen Thieren, welche in Polygynie leben, durchwegs eine Ueberzahl der weiblichen über die männlichen hervor, was auch mit dem Wesen der Polygynie vollkommen im Einklange steht.[1]) Nur bei den Todtgeborenen stellt sich das umgekehrte Verhältniss ein, wie sich auch das Geschlechtsverhältniss der todtgeborenen Kinder anders gestaltet als das der Lebendgeborenen, indem unter den Todtgeborenen verhältnissmässig mehr Knaben als Mädchen vorkommen.

1) Bei Hühnern berechnet sich nach Darwin das Sexual-Verhältniss der Jungen mit 94.7, bei Schafen nach Hofacker auf 95.13 und nach Darwin auf 97,9 männl. gegen 100 weibl.

Nach den hierüber gesammelten Daten wurden geboren:

	Fohlen männl.	Fohlen weibl.	Sexual-Verhältniss derselben
In dem Gestüte zu Chivasso in Piemont (n. Hofacker)[1]	905	1 016	89,1
„ „ „ „ Marbach in Würtemb. („ „)	145	158	91,8
„ österr. Privat-Gestüten (nach gesammelten Daten) . . .	855	930	91,93
„ „ Hof- u. Militär-Gestüten (nach amtl. Daten) . . .	9 978	10 664	92,79
„ „ Landgestüten (nach amtl. Daten)	14 564	15 419	94,4
„ dem Gestüte zu Pin in der Normandie (n. Baumeister)	—	—	96,8
„ preussischen Landgestüten (nach amtl. Daten)	26 088	26 679	97,78
„ englischen Gestüten (nach Baumeister)	1 460	1 465	99,6
„ „ „ („ Darwin)	12 763	12 797	99,7

Berechnet man aus den angegebenen Zahlen den Mittelwerth, so ergiebt sich derselbe mit 96,57; derselbe steigert sich bei den Todtgeborenen auf 106 bis auf 107 Hengst- gegen 100 Stutenfohlen. (In Europa stellt sich das Sexual-Verhältniss der lebendgeborenen Kinder auf 105 bis auf 106 und schwankt bei den Todtgeborenen zwischen 130 und 145 Knaben gegen 100 Mädchen.)

Dass aus den Paarungen der Pferde überhaupt mehr weibliche als männliche hervorgehen, davon wird die Ursache in dem verschiedenen Lebensalter der Elternthiere zu suchen sein. Wenn wir nämlich die Elternthiere nach dem Alter unterscheiden, in welchem die Paarungen stattgefunden haben, so finden wir im allgemeinen, dass auf ältere Hengste und Stuten mehr männliche Fohlen entfallen als auf jüngere, wobei jedoch für beide Elternthiere eine gewisse Altersgrenze anzunehmen ist. Die in dieser Richtung zusammengefassten Daten beziehen sich auf 1785 Fohlen, deren Geschlechtsverhältniss sich nach dem Alter der Elternthiere in folgender Weise gestaltet:

Vaterthier im Alter	Mutterthier im Alter: unter 10 J. — Fohlen m.	unter 10 J. — Fohlen w.	über 10 J. — Fohlen m.	über 10 J. — Fohlen w.	Summe der Fohlen m.	Summe der Fohlen w.	Sexual-Verhältniss
unter 10 Jahren . . .	194	263	162	194	356	457	77,9
über 10 Jahre	212	189	287	284	499	473	105,5
Zusammen	406	452	449	478	855	930	91,93
Sexual-Verhältniss	89,8		93,9		91,93		

1) Dr. J. D. Hofacker: Ueber Pferdezucht etc.

Leider verbietet die geringe Grösse der Zahlen in weitere Altersunterschiede der Elternthiere einzugehen.

Die für das Sexual-Verhältniss der Fohlen angegebenen Werthe gestatten wohl den Schluss, dass das absolute Alter der Elternthiere und insbesondere jenes des Vaterthieres einen maassgebenden Einfluss auf die Verschiedenheit dieses Verhältnisses ausübt, wie wir dies auch bei dem Menschengeschlechte nachzuweisen bereits versucht haben [1]).

1) Die Geschlechtsverschiedenheit der Kinder in den Ehen. Zeitschrift für Ethnologie. Jahrg. 1881.

Wörterverzeichnisse afrikanischer Sprachen.

Von

Dr. **Emin-Bey** in Ladò.

Bei Uebersendung der beiliegenden Vocabulare mag es mir gestattet sein zu bemerken, dass bei ihrer Zusammenstellung, die aus Mangel an Zeit im Laufe weniger Tage zu geschehen hatte, von vornherein auf Systematik und leider auch auf Vollständigkeit Verzicht geleistet werden musste. Um aber der Arbeit wenigstens eine Art Form zu geben, wurde sie den so vorzüglichen Schweinfurth'schen Vocabularen angepasst und mag somit immerhin zu Vergleichungen genügen, abgesehen davon, dass die betreffenden Idiome leider völlig unbekannt geblieben.

Das Gebiet von Schuli, im Norden von Bari- und Madi-Stämmen, im Osten von Madi-Stämmen begrenzt, erstreckt sich nach Osten ziemlich weit hinein in das Gebiet des Lango (Speke's Kidi), deren manche Stämme, z. B. die Umīro, das Schuli-Idiom sprechen. Eine genaue Grenze lässt sich übrigens, da jene Gebiete nie erforscht worden, nicht angeben. Als Südgrenze dagegen können wir recht gut den Victoria-Nil annehmen, müssen dabei aber nicht vergessen, dass alle, die Stromschnellen von Táda, Karúma u. s. w. und auch das Fauvéra-Gebiet bewohnenden Wangóro-Stämme eine dem Schuli beinahe identische Sprache sprechen, die im Kinyóro „Schefalú" genannt wird.

Ein weit ausgedehnteres Gebiet scheint die Lúr-Sprache zu occupiren. Während ihre westliche Ausdehnung völlig unbekannt, ist ihre Ostgrenze durch den Albert-See und den ihm entströmenden Bahr el Gebel genau gegeben. Das ganze West-Ufer des Albert-Sees mit all seinen Hinterländern, das ganze Westufer des Flusses nordwärts bis etwa 3° 10' N. B. ist von den Lúr-Stämmen occupirt. Im Norden stossen an sie die Madi und im Westen mögen es wohl auch Madi-Stämme sein, die an sie grenzen, oder solche, die dem Madi gleichartige und nahe verwandte Sprachen sprechen. Die wenigen Proben von Kallika-Worten, die ich im Stande war zu sammeln, stimmen mit Madi beinahe völlig überein.

Kommen wir nun zum Verhältniss der Schuli- und Lúr-Sprache zu einander und zu ihrer Stellung im Complex der nordostafrikanischen Negersprachen, so fällt bei Betrachtung an gesammelten Proben aus beiden zunächst ihre grosse Aehnlichkeit ins Auge. Abgesehen von Worten, die für das

Schuli aus dem Madi und Berri aufgenommen worden, sowie solchen, welche das Lúr aus dem Kinyóro und Madi adoptirte, sind ganz besonders die Thier- und Pflanzennamen, sowie die weitaus überwiegende Zahl einfacher Grundworte, abgesehen von leichten dialektischen und Aenderungen der Aussprache, genau dieselben. Sogar die Ausspruchsweise und Betonung, die Emphasis, mit welcher die meist gedehnten Endvocale ausgesprochen werden; das Factum ferner, dass Angehörige der beiden Stammgruppen sich selbst als sprachlich zusammengehörig betrachten, — alles dies lässt a priori auf eine gemeinsame Abstammung der beiden Sprachen schliessen. Wo ist nun deren gemeinsame Wurzel zu suchen?

Schon bei früheren kurzen Besuchen im Schuli-Gebiete war mir erzählt worden, dass Schilluk-Soldaten sich ohne jegliche Mühe mit den Schuli zu verständigen wüssten. Ein Schilluk-Vocabular ist mir nun leider nicht zur Hand, ein Vergleich also unmöglich. Als Aushülfe aber mag das kleine Schweinfurth'sche Vocabular der Dyur-Sprache gelten: Die Dyur sind ja nach Schweinfurth Schilluk. Hier ist dann die Analogie ganz unverkennbar: nicht allein die meisten Thier- und Pflanzennamen sind ganz unverändert geblieben, sondern auch ein gut Theil der gegebenen Worte sind absolut dieselben und wo ein fremdes an Stelle des Dyur- i. e. Schillukwortes getreten, lässt sich seine Abstammung aus umliegenden Sprachgebieten gewöhnlich nachweisen.

Es läge demnach durchaus nicht so fern, Schuli (der Name erinnert an Schilluk) und Lúr (der Name erinnert an Luoh) als Zweige des Schillukstammes aufzufassen, die zur Zeit der grossen Schilluk-Wanderungen nach Süden drangen; die Lúr blieben auf dem West-Ufer, die Schuli überschritten den Fluss und occupirten das Land im Osten desselben. Als Zwischenglieder zwischen den südlichen und nördlichen Schilluks sind die Bellanda und Dyur aufzufassen, die ja von Dr. Schweinfurth als Schilluk erwiesen sind. Der Zusammenhang aber wurde durch von Westen her sich einschiebende Stämme aufgehoben.

Ein solcher von Westen gekommener Stamm nun sind die Madi, mit deren Sprache sich unser drittes Vocabular befasst. Während Schuli und Lúr ihrer Aussprache und Configuration nach zu den nördlichen Sprachen gehören, die im untern Gebiete mit dem Victoria-Nile und Albert-See ihre Südgrenze erreichen, ist das Madi entschieden zu den hier als „Makraka-Sprachen" bekannten westlichen Stämmen zu zählen. Es sprechen hierfür die Menge der einsylbigen Worte, die vielen Zischlaute, die Häufung der Vocale und die saccadirte Aussprache, welche allein genügt, den Madi zu kennzeichnen.

Die einzigen mir bekannten Vocabulare von Makraka-Sprachen, auf die wir der geographischen Verhältnisse halber das Madi zunächst beziehen würden, sind die, welche Marno während eines kurzen Aufenthaltes dort zusammengestellt. Sie zeigen aber keinerlei Aehnlichkeiten, noch gar Verwandt-

schaften zu den von mir gesammelten Madi-Worten. Dagegen sind völlig identisch mit den entsprechenden Madi-Worten die von Marno nach Morlang citirten Niambara-Worte. Da nun die Niambara, welche nicht gar weit von hier wohnen, eine vom eigentlichen Bari nur dialektisch verschiedene Sprache sprechen, auch unsere Bari-Häuptlinge und Dragomane das Niambara für dem Bari ganz nahe stehend erklären, so bleibt uns nichts übrig als die von Morlang am Jeï gesammelten Worte, wie schon Marno ganz richtig vermuthet, einfach nicht als Niambara-Worte, sondern als Madi aufzufassen. Ob die Fadjelu-Stämme, die längs des Jeï nach Süden zu wohnen, Madi sprechen, ist mir übrigens nicht bekannt.

Dass Madi dem Abu-Kaia nahe stände, ist eine Behauptung, welche ich vielfach hier im Lande gehört, eine Betrachtung des Marno'schen Vocabulars dieser Sprache liefert kaum Anhalt zu Vergleichen mit Madi. Jedenfalls ist Madi eine für das hiesige Gebiet fremde Sprache. Der unter den Schuli verbreiteten Tradition nach war einst all' das Land, was heute die Madi occupiren, von Schuli bewohnt, die ihrerseits von einem Chef beherrscht wurden, dessen Familie aus Osten gekommen. Noch heute behauptet übrigens Rotschämma, der grösste Schuli-Chef, dass er und seine Familie zu den Wawitu-Geschlechtern gehöre, denen ja auch die Herrscher von Unyoro, Karagueh und Utenga (Uho vom Victoria-See) entstammen. Durch Mangel und Hungersnoth gedrängt, kamen dann die Madi von Nordwest und besetzten zunächst das West-Ufer des Flusses, schoben aber durch den Getreidereichthum des Schuli-Landes angelockt, sich bald vor und vertrieben die Schuli aus den, dem Bari-Lande nächst gelegenen Districten nach Süden. Die Berge bewahrten dagegen meist ihre Schuli-Bevölkerung und obgleich diese wohl nach und nach Madi erlernten, sprechen sie doch noch heute unter sich Schuli, wie ich dies selbst in den von den Arabern „Abu Ssala" genannten Labila-Bergen beobachten konnte. Es bestehen übrigens zwischen Schuli und Madi trotz ihrer Nachbarschaft durchaus keine Sympathien; so sind Heirathen zwischen Leuten aus den beiden Stämmen oder vielmehr Völkern völlig unbekannt. Es möge mir schliesslich noch erlaubt sein einige Worte über die gebrauchte Schreibweise zu sagen. Da ich das Lepsius'sche Alpabet, dessen grosse Vorzüge ich wohl erkenne, nicht besitze, konnte ich die Worte leider nicht umschreiben, bemühte mich jedoch, sie so getreu als möglich der deutschen Aussprache anzupassen.

Vocale sind, wo sie zusammentreffen, stets getrennt auszusprechen.

Wo *ch* geschrieben wurde, verlangt dies den rauhen Laut des arabischen ḫ

ll dagegen sowohl in der Mitte als am Ende von Worten ist nur als ein Dehnungszeichen für den vorhergehenden Vocal anzusehen.

j ist stets wie das deutsche j in ja auszusprechen, selbst wo es nach *d* steht. Nie lautet es gleich dem französischen *j*.

s am Anfange oder in der Mitte lautet gleich *s* in sagen.

ss lautet scharf aus. Ebenso *ts*, *ds*.

Die Betonung, ohne welche gleichlautende Worte vielfach verwechselt werden könnten, ist durch die Accente angedeutet. Im Allgemeinen sind im Schuli die Vokale meist sehr gedehnt, im Madi dagegen kurz, was zusammen mit der gehackten Aussprache der Madi-Sprache ein ganz absonderliches Gepräge verleiht.

Für Schuli kam häufig ä zur Anwendung und selbst dies wird noch gedehnt. Mögen competentere Forscher den oben angedeuteten Texten andere Daten entnehmen.

Kiri, den 17. März 1880.

Sammlung von Worten der Lúr-Sprache.

Lúr	Deutsch	Lúr	Deutsch
déang	Kuh	ugóhra	Corvus scapulatus
tuónu, tuónn-déang	Ochse	ajuäre	Francolinus (alb.)
ujatíun deang	Kalb	vadädre	Lanius excubitorius
diéll	Ziege	dagga dagga	Otygometra egregia
njuohke diéll	Ziegenbock	báki	Dacelo senegalensis
rómbo	Schaaf	ukäräruë	Dacelo tschelicutensis
njuohke rómbo	Widder	amvúddu	Turnix lepurana
njatínu rómbo	Lamm	kuhli	Phacochoerus Aeliani
káïna (kinyoro)	Esel	atuhla	Eule (alb.).
guohki	Hund	auwéndi	Numida ptylorhyncha
dahko mi guohki	Hündin	tónn	Ei
tuónn guehno	Huhn	tónn guehno	Hühnerei
guehno	Henne	tónn guinjo	Vogelei
udjéki	Hyäne	uiáng	Krokodil
kjimbóhr	Löwe	ákuma	Schildkröte
kuátj	Leopard	raguä	Eidechse
ugoná	Katze	onguále	Bufo pantherinus
tuónn ugoná	Kater	tuohli	Schlange
liätj	Elephant	ujälo	Python africanus
kallafiáo	Rhinoceros	rätj	Fisch
ihjo	Maus	ukóki	Weisse Termite
rá-ue	Hippopotamus	muäne	Fliege
riwi	Giraffe	muäne mi Kitji	Biene
djúvi	Büffel	Kitji	Honig
wabuäi	Schakal	abäre	Mosquito
bihu	Cynocephalus sp. (schw.)	ringo	Fleisch
rohda	Tragelaphus scriptus	mo	Fett, Butter
alikki	Fledermaus	tschahke	Milch
urimma	Lutra spec.	kuwiétsch	Haar
dóllo	Colobus Guereza	jukké	Wolle
naujäro	Cercopith. griseo-viridis	jukké mi rombo	Schaafwolle
uäi	Troglodytes sp.	tunge	Horn
ussio	Hyphantornis sp. (alba)	lahke	Zahn
aluhru	Coturnix Delegarguei	lähk liätj	Elfenbein

Lúr	Deutsch
kassúnkuru	Schnecke
tiéhno	Abend
juótte	Achselhöhle
lāri	Ader (Vene)
itti, mútti	alt (von Menschen und Sachen)
lóngo mútti	alte Kleider
muhli	arm
tjínge	Arm
yátte	Arznei
búrru	Asche
uánge	Auge
dehl uáng	Augenlied
ihroáng	Augenbraue
goll	Angel
kullo	Bach
dängé	Backe
ihje	Bauch
tikki	Bart
leh	Beil
goóhte	Berg
tjende	Bein
imäre	betrunken
kóngo	Bier (Mrissa)
kätj	bitter
tiéti	Blasebalg
bohke	Blatt
ijáhte	Baum
vangetóh	blind
rémo	Blut
otúmm	Bogen
jéï	Boot
ndjär	Blattern
njohka	Brei
kuän	Brot
vúra	Bruder (selten Vater, niem. Mutter)
amérra	Bruder (selten Vater u. Mutter)
kohri	Brust
túnno	Brüste (Frau)
mo	Butter
lotkóht	Blitz
ujeótt	Dach
djakäh	Dieb
djadóhm	Dragoman
okótt	Donner
páhtjo	Dorf
rio	Durst
kuddo	Dorn

Lúr	Deutsch
uórri	Dunkelheit
kissíga	Ecke, Winkel
jahté	Ellbogen
ujúnjo	Eisen
kidi	Ambos (Stein)
tjädo	Hammer (Eisenstück)
ugóhme	Erde
túnne	Euter (Brust)
tóhl	Faden
djuké	Feder
déla	Fell
fúdu	Felder
tjélo	Ferse
matj	Feuer
rapi	Hölzer zum Feuermachen
tóng ma rätj	Fischlanze
ihve	Fliegenwedel(Kuhschw.)
nam	Fluss
djalúru	Furcht
tjélo	Fuss
djätät	Führer
uäri	Fest
id	Gesang
tuhn	Gewehr
tiggo	Glasperlen
gárra	Glocke
búri	Grab
kuahra	Grossvater
da, dáda	Grossmutter
maduónn	gross
dúnyu	Guitarre
tjínga	Haud
luäte	Finger
muttá	Hals
guángo käte muttá	Halsband
lähk	hart
lähtje	Horn
óhte	Haus
kóme	Haut
matedé	Hälfte
raóht	Häuptling
njómo	Heirath
liät	heiss
bóngo	Hemd, Kleid
fúllo	Himmel
bósi	hoch
ijän	Holz
villo	Horn zu Signalen
tjongá	Hütte

Lúr	Deutsch
ngénje	Hintere
Kétji	Hunger
tjullá	Insel
djaduáhri	Jäger
fódi	jung
fodi nake	sehr junges Kind
mótti	Greis
Kójo	Kälte
guángo	Kette, Fessel
ujóro	dünne Ketten zur Zier aus Eisenperlen
radjvăre	Art Dague, die man auf den Weg mitnimmt
desonde	Kehle
tschógo mi tikki	Kinn
tschóngo	Knie
tschógo	Knochen
gúllu	Kochtopf
túbba	Küche
villóh	Kohle
úja	Kopf
túkku	Korb
guáhta	Küchengefässe
tschógo mi dingéja	Wirbelsäule
fóhko	Gefäss zum Bier
gúllu da gippi	Wassergefäss (irden)
gúllu mi tschakke	Milchtopf (irden)
mónj	Krug
mulá	Kupfer
matáre	Messing
kiguhli	Armband
bitúo	krank
bohri	lang
tóng	Lanze
menettóh	Leiche
fáki	schwer
yóti	leicht
yätj	zerrissen
búhri	Höhle, Loch
offáll	Löffel
djagóvi	Lügner
dógga	Lippe
njáhko	Mädchen
Kidi	Stein zum Reiben für Mehl
oll	müde
ókko	Mehl
fálla	Messer
lokérve	Mittag
tjénj	Sonne

Lúr	Deutsch
duéh	Mond
duéh	Monat
duéh púhri	Neumond
duéh dóngo	Vollmond
ruätjónn	Morgen
ihje dógga	Mund (Bauch u. Lippen)
fánja	Mörser
ssohro	Mangala-Spiel
divóro	Nacht
tóhke	Nacken
munăro	nackt (völlig)
tjenáhno	nackt (mit Schambedeckung)
fándo	Nabel
njénge	Nagel (Finger)
kurkúrru	Huf
úmme	Nase
bojo	nass
njéni	neu
buáï	Netz
ihte	Ohr
buhli	Pauke
dehl	Peitsche
dahktába	Pfeifenkopf
jähn	Pfeifenrohr
téhro	Pfeil
ihro	Bank
koht	Regen
dakóht	Regenzeit
dáhujo	Regenbogen
óhro	trockene Zeit
lónjo	reich
biéndje	reif
táhre	rein
guáh	Reuse
apókka	Rinde
guéllo	Ring
guéllo láhk liätj	Elfenbeinring
dingéja	Rücken
ngäti	Rippe
númmu	roh
Kuáhr	roth
táhre	weiss
tjóli	grün
ssáu	Sack
káhdo	Salz
kúijo	Sand
kóhm	Schemel
kuóht	Schild
néndo	Schlaf

Lúr	Deutsch
boht	Schulter
débro	Schüssel (Geflecht)
rahtj	schlecht
duóhli	Seriba
djatjiéht	Schmidt
djenáhm	Ruderer
puohl	Ruder
tjóhli	schmutzig, schwarz
iríngo	schnell
ihve	Schwanz
kohk	Schweiss
pehm	Schuppen (Rekúba)
ihri	Schnurrbart
djamuáro	Sclave
nétja	Sclavin
vóda	Sohn
njára	Tochter
kuéhn	Spaten
tjámmo	Speise
id	essen
luhm	Stroh
uáhtje	Sprache
luhvo	Staub
kídi	Stein
kjáro	Stern
téhu númmi	Stirn
lohti	Stock
tohl	Strick
lebettóh	stumm
mähte	süss
dihug	taub
tíni	Tag
ujät	Tanz
dóggola	Thür
yäne dóggola	Thürpfosten
muttuóh	trocken
dúhri	viel
pohug	voll
djenáko	verrückt
djakkóhr	Wächter
lúli	Wald
pi, fi	Wasser
fúndo tjiénde	Wade
kóri, ongájo	Weg
nohke	wenig
yámm	Wind
fúhlo	Wolke
djatiät	Zauberer
tiät	Zauber
lähte tjénde	Zehen

Lúr	Deutsch
lévve	Zunge
rúhti	Zwillinge — davon
adóngo	erstgeborene } Zwillinge
afióh	nachgeborene } Zwillinge
tuónn	Mann
dáhko	Frau
njatínn	Kind
njatínn ma nitjó	Knabe
njatínn ma njáhka	Mädchen
buáh	Vater
máma	Mutter
rädi	Rasirmesser
dáhno	Mensch
léh-tinn	Thier, Wild
udímma	bucklig
djadjóhk	Zwerg, Anthropophage
bónjo	Heuschrecke
attjúhd	Geier
tjóh	Nebel
tój	Thau
täni	heute
njévero	gestern
ruätjohn	morgen
ndário	übermorgen
bírrio	Woche
ssáhbo	Dünger
tjäm	rechts
tjätj	links
tjinga rä tjäm	rechte Hand
tjinga rä tjätj	linke Hand
máhdi	trinken
mía máhde	ich trinke
íhni máhdo	du trinkst
njénne máhdo	er trinkt
mía fí	ich will Wasser
kavóhn	jetzt
móhti	später
ane, äne	ich
ihne, ihni	du
ujénne	er
njánne	sie
uánne	wir
inihno	ihr
djóhno	sie
farrá, parrá	mein
márra	dein
marré	sein
atjéll	1
árrio	2
adék	3

Lúr	Deutsch
anguéhn	4
abihtj	5
amssiähl	6
abírrio	7
abúra	8
avumuähn	9
afárr	10
afárr atjéll	11
afárr árrio	12
afárr adék	13
afárr anguéhn	14
afárr abihtj	15 etc.
firrário	20
firrário atjéll	21 etc.
firradék	30
firranguéhn	40
firrabihtj	50 etc.
dähke	100
dahk árrio	200
bähl	Sorghum vulgare

Lúr	Deutsch
kahl	Eleusine coracana
njuähgi	Zea Mays
ländi	Sesamum orientale
mfándi (kinyóro)	Arachis hypogaea
kamráli (kinyóro)	Capsicum frutescens
guähta	Kürbiss (alle)
ugóri	Phaseolus sp. div.
biähta (kinyóro)	Batatas edulis
tahba	Nicotiana virginiana
vianwähre	Gossypium sp.
tiankúrru	Saccharum réfir.
lábalu	Musa sapientum
tóhde	Musa Ensete
yáu	Butyrosperm. Parki
túgu	Borassus flabelliform.
alähm	Dioscorea alata
vassäï	Amomum spec.
muénn	Termite zum Essen
ihni beschillok bénne	wohin gehst Du?
äne bed vátti marrá	ich war bei Dir.

Verzeichniss von Worten der Schuli-Sprache (Fatiko).

Schuli	Deutsch
otiehno	Abend
iuähte	Achselhöhle
lehr	Ader
otti	alt
atjélli	allein
badé	Arm
nekjähn	arm
yätt	Arznei
vurr	Asche
djánge	Ast
uáng	Auge
yerruáng	Augenwimper
dehluáng	Augenlid
urruáng	Augenbraue
golli	Angelhaken
oánna	Athem
kulu	Bach
läma	Backe
pámm	Backzahn
ihja	Bauch
jäh tíkka	Bart
tóhl (das o wie oa)	Bast
latong	Beil
gaht (a wie oa)	Berg
nabähr	besser
dutju	bereit

Schuli	Deutsch
imähr	betrunken
kähtj	bitter
obóhk	Blasebalg
óbage	Blatt
murähh	blau
uangtóh	blind
rémo	Blut
attúmen	Bogen
jatt	Baum
jéja	Boot
odjähr	Blattern
atähro	Blei
kuónn	Brei
omära	Bruder
kohr	Brust
túnno	Brustwarze
opóggo	Butter
lukótt	Blitz
uiótt	Dach
schihue	Darm
pehk	dick
lokuóh	Dieb
páhtjo	District
lokkodóhk	Dolmetsch
tuókk	Donner
páhtjo	Dorf

Schuli	Deutsch
riáu	Durst
ruáu	durstig
ukóddo	Dorn
giuárr	Dunkelheit
tonn	Ei
utuénga	Ellbogen
ujínjo, ujúnjo	Eisen
lahk lätj (Zahn Elephant)	Elfenbein
ding	eng
ping	Erde, Boden
tunno	Euter
aóll	faul (träge)
oguéh	faul (stinkend)
kóhno	Feder
piéhn	Fell
kohm	Felder
luénj kómma	Feind
opúnj	Ferse
órromo	fertig
téhk	fest
miéhl	Fest
máu	Fett
mió	fett
matj	Feuer
lapíh	Feuerzeug (Holzstäbe)
komatin läht	Fieber
upóggo	Flaschenkürbis
ringo	Fleisch
ihbe	Fliegenwedel (Kuhschwanz)
bendúku	Flinte
nam	Fluss
laremá	Freund
luórr	Furcht
tjéna	Fuss
gárra	Fussschelle
ubódda	Fusstapfen (Spur)
joh	Führer
okénne	Galle
attuóh	gargekocht
attuéh	gebunden
uschákk	gelb
schamduóng	gefrässig
bih	gehorsam
larämé (Freundin)	Geliebte
kuénna	Gesandter
miéhl (Fest)	Gesang
lialuóggo	geschoren
bohr	geschwollen

Schuli	Deutsch
udóhk	Gift
tíggo	Glasperlen
gárra	Glocke
tong	Grab
ladjóhk	grausam
kuára	Grossvater
dáh	Grossmutter
duóng	gross
madduóng, nadduóng	grösser
jéje	grün
bähr	gut
teng	Grrbe
nánga	Guitarre
yähr	Haar
njoll	Hammer
tjinga	Hand
tjinga arrió	beide Hände
muttá	Hals
attéggo	Halsring
tehk	hart
láhtj	Harn
áhtt	Haus
dell	Haut
termánn	Hälfte
ruótt	Häuptling
anjómo	Heirath
liéht	heiss
bóngo	Hemd (Kleidung)
vóggo	hell
adúhno	Herz
póhlo, máhlo	Himmel
piähra	Hintere
adáhm	Hirn
bor	hoch
kójo	hockend
kihtj	Honig
túhug	Hörner
béla	„ zu Signalen
tuhm	„ „ „ (gross)
yenn	Holz
bahm	Hüfte
gaht bettidi	Hügel
kähtj	Hunger
lekjó	Hure
rúgga	Höcker
tjúhla	Insel
duáhr	Jäger
uánga	Jahr
nátjénn	jung

Schuli	Deutsch	Schuli	Deutsch
uieléng	kahl	maggokuónn	Mehl
kójo	kalt	kuónn	Mehlbrei
läla	Kette (Fessel)	mähdí	mehr
ujohr	Kette (Zier)	kóngo	Mrissa (Bier)
lókko	Kehle	gohré	Mitte
uatjenn	Kind	dáhno	Mensch
tikka	Kinn	ähro	Messing
tjähn	Klaue	pálla	Messer
uatjénn atjóh	Knabe	tjáhk	Milch
tjánga	Knie	djähtjéng	Mittag
tjógo	Knochen	duäh	Mond, Monat
tuäh	Knoten	kuadúk	Milz
agúllu	Kochtopf	kidíkku	Morgen
atúbbu	Köcher	dógga	Mund
bihlo	Kohle	mah	Mutter
úja	Kopf	fánj	Mörser
adúggu	Korb	tjóhro	Mangala (Spiel)
djé	Koth	djevóhr	Nacht
púhtj	Kreuzknochen	tetógga	Nacken
aguádda	Kürbisschale	komenóno	nackend
agúllu pi	Krug z. Wasser	fähn	Nabel
luénj	Krieg	luärra	Nagel
múla	Kupfer	njénga	Name
binetjámm	klug	úhma	Nase
kommaläht	krank	tenguóggo	nass
tjähk	kurz	uangbóhr	Narbe
bohr	lang	luótj	Nebel
tong	Lanze	puhtbähr	neu
kókja	Lärm	arúnjo	Nest
jé, vijé	Last	buóh	Netz
tingtéhr	Lastträger	uláng	Niere
tschunn	Leber	äma	Oberschenkel
jenóhno	leer	urgobéddi	offen
ottä	Leiche	yítt, írra	Ohr
yótt	leicht	adónga	Ohrfeige
piära	Lenden	máu	Oel
oppáll	Löffel (Muschel)	páhtjo	Ort
jámmo	Luft	ruótt	Ortsvorstand
degriák	Lügner	Kiddíkku	Ost (Morgen)
ubbóh	Lunge	gähn (a wie ao)	Pallisaden
deldóggo	Lippe	buhl	Pauke
anjíra	Mädchen (Jungfrau)	anäno	Peitsche
njágo	„ (reif)	lutj	Pfahl
tschúl	männlich	lottäk	Pfeifenkopf
kjúne	Magen	bóll lottäk	Pfeifenrohr
odjónn	mager	atäro	Pfeil
netjóh	Mann	lutj	Pflock
máu	Mark	akúnjo	punktirt
kidi	Mahlstein	luénj	Raubzug
aóll	matt	íhro	Rauch

Schúli	Deutsch
kóht	Regen
dánjo	Regenbogen
dakóht	Regenzeit (Hanf)
pohl	reich
tjähk	reif
leng	rein
kähk	Reuse
bähr	richtig
póhke	Rinde
onguéhk	Ring von Eisen (Finger)
ogúhl	„ „ Kupfer (Arm)
abóhl	„ „ Elfenbein(Arm)
bunjámo	„ am Fussknöchel
lágau	Ringpanzer am Halse
mongá	„ „ „ Oberarm
juéll	„ „ „ Unterarm
bekkäh	Ring unmittelbar über Ellbogen
jongéa	Rücken
langétt	Rippe
latóhk	Russ
nummu	rob
kuárr	roth
natjénn	Säugling
gittjá	Sack
káddo	Salz (Aschen)
onjáhk	Samen
kuoio	Sand
uádj	sauer
kedjmóh	scharf (Geschmack)
biétt	„ (geschliffen)
kóhm	Schemel
gárra	Schelle
úja	Scheitel
kóbba räi	Scherz
kuótt	Schild
nénjo	Schlaf
batt	Schulter
lahk	Schneidezahn
lamára	Schwester
uéhr	Schüssel
rátj	schlecht
lattäht	Schmidt
tschohl (o wie oa)	schmutzig
amálo	schnell
bähr	schön
tschóhl (o wie oa)	schwarz
ihve, ihbe	Schwanz
knókk	Schwein
páht	schwer

Schúli	Deutsch
bóhlo	Schuppen (Rekuba)
gang	Seriba
negbónjo	See
lehr	Sehne
yähr	Schnauzbart
oppí	Sklave
vóda	Sohn
tjéng	Sonne
kuéhri	Spaten
tjamm	Speise
lah	Speichel
túggu	Spiel
tjobáhn	Spitze
tjúhne	Stachel
luhm	Stroh
partjäna	Sohle
uáti	Sprache
duóng	stark
ngómm	Staub
kídi	Stein
lakuäre tuäh	Stern
latjär	Sternschnuppe
níma	Stein
udóh	Stock
líggu	stumpf
tongója (Leder), tohl (Bast)	Strick
pinjomálo	stumm
miäht	süss
ráthj	Sumpf
ujádj	Syphilis
ittepäh	taub
dischyéng	Tag
tójo	Thau
dágge	theuer
dóggola	Thür
jän dóggola	„ pfosten
tóht	tief
tóbo	Thon
uttuá	trocken
tuánn	Tropfen
njára	Tochter
póhna	Unterschenkel
númmu	unreif
uára	Vater
uji kóhp amäht	verständig
poll	viel
upóng	voll
méng	verrückt
tjätkítj	Wache (Posten)

Schúli	Deutsch
kohrping	Wächter
tihm	Wald
pi	Wasser
opóggo	„ schlauch
koraïó	Weg
ngétj	weich
dáhgo	Weib
utónn	weiblich
tahr	weiss
tídi	wenig
tïäno	West
jámmo	Wind
póhlo	Wolke
moddá (Antwort selten)	Willkommen
tschobá	Wunde
láhk	Zahn
kägi	Zange
djóhk	Zauberer
bongo	Zeug
luätt	Zehe
léva	Zunge
kórka	Zwerg
róht	Zwillinge
gáng	Zaun
déang	Kuh
tuónn	Stier
njatínn déang	Kalb
diéll (mindiéll)	Ziege
njuók diéll	Ziegenbock
róhmo	Schaaf
käïna	Esel
goragóra	Pferd
ginágga	Kameel
guohk dáhko (masc.)	Hund
guohk min	Hündin
tuónn guéhno	Hahn
guéhno	Huhn
oguáng	Katze
dóhlo	Colobus Guereza
angéhra	Cercopith. griseo-viridis
ajóhm	„ pyrrhonotus
gónja	Cynocephal. spec.
ohkóddo	Erinaceus coronatus
tóh	Canis variegatus
lalúhr, odjék, langóhdi	Hyaena crocuta
anjára	Viverra Genetta
túle	„ civetta
kuóhro	Cynailurus jubata
labohr	Löwe

Schúli	Deutsch
kuátj	Leopard
ulihk	Fledermaus
ujóh	Maus
schoóh	Hystrix cristata
mohk	Orycteropus capensis
ukóng	Manis Temminckii
loguár	Zebra
liätj	Elephant
amugga	Rhinoceros
rah	Hippopotamus
kúhl	Phacochoerus
läh	Antilope
djóvi	Büffel
vúnjo	Nagel
quílli-quilli	Papagei (coll.)
kóng	Turacus leucolophus
okétt	Buphaga africana
aschúd	Geier
tútu	Centropus monachus
kateng	Milvus Forskalii
auvéno	Perlhuhn
agóhk	Corvus scapulatus
kóhr	Corvus umbrinus
úddu	Strauss
arúhm	Tmetoceros habessinicus
lúgga	Treron Waalia
omója	Lamprotornis auratus
akúrri	Columba guineensis
rué-rué	Lanius excubitorius
njáng	Krokodil
ngóngo	Chamäleon
njähk	Varanus
kollóhk	Agama
opúhk	Schildkröte
oguál	Frosch
tuóhl	Schlange (coll.)
luángo	Fliege
njikidj	Biene
ubähr	Mücke
labíhri, äht	Scorpion
nginne-qinne	Ameise
nguéhm	Termite (z. Essen).
ukohk	„ weisse
njuggi	Laus
rätj	Fisch
tjióh	Filaria medinensis
okohro	Schnecke
tuóngo	Insekten
gaggi	Cypraea moneta

Schúli	Deutsch
	Pflanzen
gája	Sorghum vulgare
jáng	„ saccharatum
kábl	Eleusine corarana
anjóggi	Zea Mais
rá	Penicillaria glauca
kálli	Voandzeia subterranea
njíhm	Sesamum
kamlára	Capsicum fruticosum
avál	Lagenaria
lapäna	Vigna Catjang
ngohr	Phaseolus Mungo
tóba	Nicotiana virginiana
ntiyo	Hibiscus Sabdariffa
okuähr	Cucumis sp.
lábalu	Banane
latémme	Musa Ensete
yáh	Butyrospermum
túggu	Borassus
kóh	Bambusa
náhro	Gossypium
tschuá	Tamarindus
juéhlo	Vitex cienkowskii
tiggo djóhk	Abrus preratorius
nduhru, guá	Tephrosia sp. (z. Fischfang)
kelladjóhk	Euphorb. Candelabrum
lagada	Papyrus
jággo	Kigelia
tschóga	Ricinus
schúmmu	Diospyros
mónjo	Sarcocephalus
upóh	Terminalia sp.
lémo	Ximenia
kuírr	Zygia (z. Vergiften von Hühnern)
tíhdo	Khaya
sájo	Amomum sp.
opúhd	Soymida
dútju	jeder
bá (áhnba ich selbst)	selbst
ginnebegui	andre
amálo	auf, oben
tjók	bei
vínjo	wie
inäno	wo
tjé	ja
dégge	nein

Schúli	Deutsch
adáh	gewiss
kéll	nichts
vá, úje	und
atjók	nahe bei
luóhk	hinter
bikáï	zusammen
tjengmó	nach
bedpínj	unter
bíh — enkjá	hier — dort
tjivóggo	draussen
kánj	geradeaus
letjám	links
atjútj	rechts
bór	weit
díhkki	wann
timmongóh	warum
ginaó	was
inangá	wer
addíh	wieviel
ittímokóp	immer
tídi	nach
utúmm	genug
biujótt	geschwind
nottmótt	langsam
vikónni	jetzt
nórro	gestern
konnié	heute
dikki	morgen
biu díkku	früh
latjän	vorgestern
tjédé	geh
bíh	komm
tjúng	gieb
ting	nimm
riéng	lauf
uátji	sprich
uinj	höre
jáli	öffne
bedí	setz dich
tjamm	iss
maté	trink
bíh ótt	tritt ein
amiróh	was willst du
ámiro pi	ich will Wasser
mkóh tíggo	willst du Glasperlen
tjíro kánj	wohin gehst du
a-kudjá	woher kommst du
ode tjá	wo ist dein Haus
bíh díkki	komm morgen

Schúli	Deutsch
Pronom. personalia:	
sing.: áhn, an	ich
ihn, ihni	du
äne	er
plur.: uhn	wir
inni	ihr
djohn	sie
Pronom. possessiva:	
sing.: dá	mein
marrá	dein
marré	sein
plur.: bedáhno	unser
marráno	euer
marraú	ihr
atjähl	1
arrió	2
adéhk	3
angnéhn	4
abíhdj	5
bitjähl	6
abíhro	7
abóhro	8
abonguéhn	9
apáhr	10
apáhr úje tjähl	11
firrário	20
firradéhk	30
firranguéhn	40
firrabíhdj	50
firrabítjähl	60
firrabíhro	70
firrabíhro	80
firrabonguéhn	90
dakkapáhr	100
Nachtrag. Antilopenspecies:	
tíhl	Antilope leucotis
púhra	„ Caama
róhda	„ scripta
ladjuá	„ dorcas
ammúhr	Nanotragus Hempr.

Sammlung von Worten der Madi-Sprache (Dufilé).

Madi	Deutsch
undré	Abend
ovossallé	Achselhöhle
issú	Ader
anjá	ärgerlich
dsaligó, ámba (v.Sachen)	alt
ivi	Angelhaken
njori	Angst
di	Arm
takóh	arm
eroá	Arznei
odsó	Arzt
offú	Asche
kueddú	Ast
njindé	Auge
mibi	Augenwimper
mikoroli	Augenbraue
mioborútto	Augenlied
ábbu	Bach
elémvu	Backe
élli	Backzahn
tibi	Bart
ibbá	Bast
áh	Bauch
chuá	Baum
chuä	Bauholz
edsá	Brennholz
tolú	Beil
páh	Bein
béh	Berg
andró	betrunken
boló	Bettstelle
ová	Bier (Mrissa)
anjá	bitter
mújju	Blatt
luboni	Blattern
minajó	blind
ilové	Blitz
arri	Blut
ossú	Bogen
ihbo	Boot
linjá	Brot
aggá	Brust
bá	- (Frau)
adúfi	Bruder
erádsi	Dach
kui	Darm
rettu	dick
njoggu	Dieb

Madi	Deutsch
opigó	Diener
opibará	Dolmetsch
áppi	Donner
barú	Dorf
otssí	Dorn
njertakkó	dumm
mvúh	Dunst
aúbele	Ei
ajá	Eisen
láhssi	Elfenbein
ngollóh	Elfenbeinring
oddú	Ellbogen
bāra (corr. Arab.)	Fahne
auvé	Falle
énne	Fell
okóra	fertig
njonsé	Feind
ánwu	Felder
angbó	fest
lató	Fest
óssa	Fett
adó	„ (Butter)
immujá	faul (stinkend)
óbbu	feucht
mavuleú	Fieber
drí	Finger
nsiá	„ -Nagel
voddó	Ferse
isá	Fleisch
bundukú	Flinte
māri	Fluss
másí	Freund
ítti	Frucht
isí	Frau
pallogú	Fuss
paggá	„ sohle
atssé	Feuer
loggú	Gelächter
mío	Glasperlen
bú	Grab
a-ísse	Gras
ábi	Grossvater
áda	„ mutter
arrú	grün
lóforr	gelb
óddi	Guitarre
lossó	gut
meliambá	gross
díbbi	Haar
assi	Herz

Madi	Deutsch
opiddí	Haarfrisur
embé	Hals
alló	Halsring
dí	Hammer
drinsiá	Hand
udué	Harn
okbó	hart
batáhdi	Häuptling
dsó	Haus
ijatssí	heiss
sekédi	Hintere
udsé	Hirn
búh	Höhle
lánju	Honig
tóhre	Horn (Signal lang)
bārek	„ („ klein
ódju	Horn
fungué	Hüfte
ira	Hügel
vih	hungrig
njassá	Hure
okóllo	Husten
sibbí	Hut
rónja	Insel
kinjá	Jahr
bará	Jüngling
chuédru	Joch (f. Sklaven)
dúngue	kahl
ibué	Kälte
baró	Kehlkopf
tillé	Kind
tóru	klein
baragó	Knabe
adjá	Knie
chuá	Knochen
édsu	Köcher
kudónga	Kochtopf
ledjú	Kohle
drih	Kopf
evvúh	Korb
tihse	Koth
rulloúh	krank
lúro	Kreuzknochen
ódja	Krieg
elémvu	Krug
neä	Kugel
írdse	Kürbisschaale
ikká	Kupfer
éï	Land
adsó	lang

Madi	Deutsch
ovvóh	Lärm
adsúh	Lanze
téri	Last
vatéri, dsigáh	Lastträger
luggúh	Leber
tójo	leer
ottára	Leiche
eppí	leicht
úppi	Lendenschnur
ékkvi	Lippe
ossirá	Loch
énso	Lügner
ubbó	Lunge
sáh	Mädchen
iddíh	Magen
uruä	mager
ággo	Mann
addóh	Mark
liddífra	Mehl
línja	Mehlbrei
ba	Menschen
ílli	Messer
läï	Milch
laïokóllo	„ saure
ittú	Mittag
imbá	Mond, Monat
obútti	Morgen
dsikki	Mörser
áhbo	Mund
ssóhro	Mangala
méndre	Mutter
ottóh	Nabel
unróï	Nacht
illíhli	nackt
rú	Name
omvóh	Nase
obbú	nass
vudsá	Nebel
gúddi	neu
echvechvi	Niere
emvudsu	Niesen
ossá	Oel
ossetsé	offen
mattari	Oheim
bíh	Ohr
oppí	Ortsvorstand
lavró	Osten
kittúmi	Pallisaden
léri	Pauke
anjénno	Peitsche

Madi	Deutsch
lútto	Pfahl
injá	Pfeife
dáhke chuä	Pfeifenrohr
ä-ë	Pfeie
mío	Perlen
ittíti	Polster z. Lasttragen
rrú	Puls
ódja	Raubzug
atssígga	Rauch
éï	Regen
mäli	trockene Zeit (Séif)
chóroni	reich
mollá	Reif (Armband)
okkára	reif
adduh	rein
lohssó	richtig
obbóh	Rinde
ingue	Ringbeschlag
luro	Rippe
ibí	roh
oggúh	Rücken
dsilliká	Russ
ikka	roth
lokíne	„ braun
kubéggo	Sack
áï	Salz
arámba	Sand
fundo	„ salzhaltig
mvukká	Sandale
tóru	Säugling
lottsi	scharf
edríh	Scheermesser
kómi	Schemel
téli	Schienbein
múkku	Schild
unssé	schlecht
aggáchva	Schlüsselbein
taddé	Schmidt
andí	schmutzig
essässé	schnell
lossó	schön
lóhro	Schuppen (Rekuba)
kobi	Schüssel
ssáh	Schwanz
inni	schwarz
orrí	Schweiss
anssí	schwer
momvútti	Schwester
ganji	Seriba

Madi	Deutsch
léngibo	Sklavin (zgl. verstossene Frau)
barramáddi	Sohn
ittúh	Sonne
atssóh	Spaten
túdse	Speichel
tánjagga	Speise
njaudro	Spiel
legjó	Sprache
okbó	stark
injá	Staub
táh	Stein
lelegóh	Stern
ossussú	Sternschnuppe
anrattí	Stirn
oddóh	Stock
ibbá	Strick
fuhu	stumm
bémbe	süss
a-issé	Stroh
túbba	Tabak
diádo	Tag
bío	taub
ottú	Termitenbau
andalí	Thau
kútti	Thür
mindra	Thränen
sahmáddi	Tochter
odrára	todt
auíh	trocken
léri onyuá	Trommel
dú	Tropfen
mattá	Vater
nróh	voll
mánji	verrückt
ssienssiá	Vorderzahn
akuána	Wachs
dindrä	Wächter
lekíh	Wald
eíh	Wasser
kúddo	„ gefäss
álli	Wade
lílli	Weg
isí	Weib
ebbí	weich
inguéh	weiss
lollá	weit
ga	wenig
unroë	West
kúuro	Wild
míbi	Wimpern
rúbbu	Wolke
bé	Wunde
éri	Wind
ssíh	Zahn
serí	Zaun
pensiá	Zehe
póhgo	grosse Zehe
líri	zerbrochen
bóngo	Zeug
lédra	Zunge
allí	Zwerg
isínreka	Zwillinge
kamsúl	Zündhütchen
mabí	Grossvater
madrá	Grossmutter
údi	jetzt
iré	nahe
eppátti	gebückt
okóddu-okóddi	Gruss (Antwort)
mú ngó	Stier
ti nrä	Kuh
kadsáo	Kalb
bílongó	Schaafbock
bil enrä	Schaaf
nri gó	Ziegenbock
uri nrä	Ziege
käino	Esel
otssé ngó	Hund
otssé nrä	Hündin
borä	Katze
úlogo	Hahn
a-ú	Henne
dóllo	Colobus guereza
moï	Hyäne
ebí	Löwe
ohdóh (ente o mi oa)	Leopard
idrä	Maus
usúkku	Stachelschwein
läa	Elephant
idsídsi	Rhinoceros
rubbíh	Hippopotamus
isóh	Phacochoerus
appiná	Orycteropus
ójja	Cercopith. griseo-viridis
rúkka	„ pyrrhonotus
lohré	Cynoceph. Babuin
bíbi	Fledermäuse
vákka-vákka	Manis
kurrí	Giraffe

Madi	Deutsch
odrúh	Büffel
edsá	Wild
afrá	Antilope bubalis
aréuse	Vogel
olúbba	Taube, Turtur semitorq
oppé	Perlhuhn
údo	Strauss
múkku	Geier
kolliró	Milan
rugbá	Trappe
buttúkku	Tmetoceros habessinicus
tätä	Lanius excubitorius
korró	Corvus scapulatus
lokuára	Francolin. icterorhynchus
biu	Eulen
alúru	Coturnix Delegorguei
úddu	Centropus monachus
úbbu	Treron Waalia
ahlabári	Lamprocolius (alte)
okkú	Schildkröte
njáko	Varanus
éji	Crocodil
inni	Schlange
échbi	Fisch
umbé	Heuschrecke
onjú	Fliege
lánjo	Biene
ussussú	Bostrychus
lággu	Wanze
rikodsídsio	Ameise
íttoni	Scorpion
orih	Laus
mäa	Filaria medinensis
dsíbbi	Cypraea moneta
itrokuá	Adenonta
ngólli	Achatina
mómoë	Mosquito
únjua	Termite (weisse)
odokóllo	Agama
olóro	Euprepes
legidsídsi	Scolopender
tulumátulu	Erinaceus diadematus
linda-linda	Chamäleon
edsi	Sorghum vulgare
mbémbe	- saccharatum
kúrdsa	Penicillaria
duchvi	Eleusine
ánju	Sesamum

Madi	Deutsch
túbba	Nicotiana virginiana
ssulunguéndi	Arachis hypogaea
ssongó	Voandzeia
kajáta	Batatas edulis
lábalu	Musa sapientum
ulló	Musa Ensete
úrdsu	Cucumis sp.
dsúru	Tephrosia
njambóle	Cucurbita
insúh	Lagenaria
ossó	Phaseolus sp.
kisséta	Capsicum
opässo	Vigna Catjang
tssílli	Hibiscus sp.
oddráh	Bambusa
vára	Gossypium
kúrlo	Butyrospermum
íttu	Borassus
kládsoge	Euphorb. Candel.
ummé	Papyrus
laddóh	Kigelia
dué-dué	Abrus precatorius
dóllu	Ricinus
juéhlo	Vitex
ítti	Tamarindus
cholchólla	Strychnos innocua
línga	Solanum sp.
fámmo	Carpodinus dulcis
ótssí	Amomum sp.
ánga	geh
ngárra	gehst Du?
njólo	bleib
agué	ich habe mich verbrannt
njádse tanjágga	gieb das Essen
	etc.
náh díh	wer ist dies?
ma-é	ich
nje-é	du
na-é	er
isina-é	sie
amákk	wir
anjé	ihr
nabbáti	sie
náh	dieser
näh	jener
allóh	1
rríh	2
náh	3

Madi	Deutsch	Madi	Deutsch
ssüh	4	mudrimbin rrih	12
tau	5	mudrimbin náh	13
asiá	6	ebr.	
tüderi	7	mudiri	20
árro	8	mudina	30
dridsálo	9	mudissu	40
mudrih	10	muditau	50
mudrih nimbin allóh zusammengezogen mudrimbin allóh	11	eh	
		müddi mudri	100

Sammlung von Worten der Lattuka-Sprache (Tarrangole).

Die Lattuka-Sprache ist von allen in unserm Gebiete gesprochenen Sprachen völlig verschieden, uns scheint sie mit den Sprachen von Irenga und Akkara, die wiederum von ihr abweichen. zur grossen Lango-Gruppe d. i. den Galla-Sprachen zu gehören. Ringsum wohnen Schuli, die ihre eigene, wohl markirte Sprache reden.

Zur Verdeutlichung der Aussprache in der Transscription diene folgendes:

Die Transscription geschah genau der deutschen Aussprache gemäss, doch wurden folgende Zeichen gebraucht:

ẽ bedeutet ein scharfes é wie das französische é,

è schwankt zwischen ä und e,

ỏ steht zwischen a und o,

ch ist ein gutturaler Laut genau dem arabischen ḫ entsprechend.

ˆ ist das arabisch gedruckte Ghaïn,

ny sollte eigentlich ñ geschrieben werden, es ist das französische nasale n, lässt jedoch oft am Schluss g durchhören. Wo es in der Mitte eines Wortes steht, sind die Buchstaben getrennt auszusprechen,

h diente nur als Dehnungslaut,

ä entspricht dem deutschen æ.

Der oft angewandte Accent aigu (´) ist nur als Zeichen der Betonung zu betrachten, die meist auf der Antepenultima liegt, übrigens meist angedeutet wurde.

Verdoppelung der Consonanten lässt den vorhergehenden Vocal kurz und betont erscheinen.

Der Artikel ist im Lattuka n und häufig na.

Lattuka	Deutsch	Lattuka	Deutsch
kẽka	Abend	nani	Arm
ekkoro od. ekkori	Achselhöhle	lotjáng	arm
avvui	Ader	ájani	Arznei
meruan	alt (von Menschen und Sachen)	énvera	Achse
		attana	Ast
abohdi	allein	onjett	Auge

Lattuka	Deutsch
ámmomuk	Augenlied
ánjare	Augenbraue
érräge	Angelhaken
a-irida	Athem
alohre	Bach
kakkami	Backe
assila	Backzahn
nohke	Bauch
ámmassola	Bart
ettpoto	Bast
édsolu	Beil
adónge	Berg
nähdju	Bein
tené-tené	bereit
ruhma	betrunken
odua	bitter
okkore	Blasebalg
nábbène	Blatt
ongoddo	blind
nohto	Blut
narrang	Bogen
attogol	Boot
äbora	Blattern
allolor	Blei
nattu	Brei
angeria	Brot
assoge	Brust
nána	„ von Frau
ájali	Butter
aggela	Blitz
amonjett	Darm
irohssi	dick
óg̃olio	Dieb
amida kaikjána	Dolmetsch
éddiri	Donner
ámidji	Dorf
ibohta	durstig
ikkva	Dorn
eddúmere	Dunkelheit
ettelio	Ei
oggolo	Ellbogen
anjóguto	Eisen
ahla	Elfenbein
ottédda	eng
naffo	Erde
ánjava	Euter
ádjore	Fahne
adjohto	faul, träge
mójak	„ stinkend
ēriñitt	Faden

Lattuka	Deutsch
eddak	Feder
enahñi	Fell
ámana	Felder
ámjerok	Feind
errit	Ferse
abbeng	fertig
oggol	fest
naggea	Fest
ovirr	fett
ähma	Feuer
ákjor	Fieber
abjela	Finger
eggulo	Flaschenkürbiss
éringo	Fleisch
okkudjol	Flinte
ahri	Fluss
motte	Freund
abáng	Furcht
attiva	Fuss
érriani	Führer
ábure	Gesang
obje	geschwollen
ibjeri	Gift
anohro	Glasperlen
eggolo	Glocke
ēlume	Grab
agónji	Grossvater
agánji	Grossmutter
abohlo	gross
mgadda	gut
ébbógi	Grube
addori	Guitarre
áffalanga	Hagel
nóvir	Haar
anjol	Hammer
nagass	Hand
morutt	Hals
abelatt	Halsring
ág̃ola	Harn
nahdji	Haus
nágou	Haut
tengútto	Hälfte
chóbu	Häuptling
ihje menangott	Heirath
onnok	heiss
abongo	Hemd
attadji	Herz
ēdo	Himmel
elogo	Hirn
odo	hoch

Lattuka	Deutsch
essio	Honig
amogo	Horn (Signal)
amerak	„
èjek (äjek)	Holz
obbude	Hüfte
èbak	Hügel
ídua	Hunger
ángalala	Harz
adolang	Höcker
nahful	Insel
alégga	Jäger
enga	Jahr
óndjumigi	jung
èkjoro	kalt
évèti	Kette (Fessel)
arririk	„ (Zier)
oggólok	Kehle
ē-idso	Kind
ádjegang	Kinn
adúri gorong	Knabe (b. 8 Jahr)
ogguni	Knie
ogotti	Knochen
agemma	Kochtopf
assogobbo	Köcher
agguk	Kohle
nahgu	Kopf
ekjäge	Korb
airoga	Kürbisschaale
mutigáre	Krug
avère	Krieg
ajjel	Kupfer
ungué	krank
ossuk	kurz
assagga	lang
avāra	Lanze
envakk	Lastträger
ámmija	Leber
edánaga	leicht
arahda	List
edēmit	Löffel
agassem	Lügner
ohlofo	Lunge
èdok	Lippe
oduēti	Mädchen
alle	männlich, Mann
ongérim	mager
atolah	Mark
ēria	Reibstein für Korn
unjema	müde
nēiva	Mehl

Lattuka	Deutsch
abbalu	Mrissa (Bier)
akkena	Messing
addēmi	Messer
nahli	Milch
adaria	Mittag
ájafa	Mond, Monat
móti	Morgen
èdok	Mund
ēaug	Mutter (die eigene)
kanje	„ (im allgemeinen)
nessugi	Mörser
amánga	Mangala-Spiel
attahri	Nacht
ammorit	Nacken
angadduru	nackend
ahvoli	Nabel
aviēla	Nagel (Finger-)
ahvure	Name
nēmo	Nase
a-úvaj	nass
néngjessa	Narbe
angèdjúkk	neu
nahbui	Netz
ádarenge lále	Niere
anga	offen
nējok	Ohr
ähle	Oel
abbore	Pallisaden
ēdong	Pauke
ávvitjut	Peitsche
allala	Pfahl
èmoti	Pfeifenkopf
eddóruë	„ rohr
áuva	Pfeil
avvuru	Rauch
aggede	Regen
addóloge	Regenbogen
addagas	Regenzeit
abahra	reich
addori	reif
olibbo	rein
agoddo	richtig, wahr
abbobo	Rinde
aggelohte	Fingerring
akohli	Armring aus Elfenbein
ajehli	„ aus Eisen od. and. Metall
órong	Rücken
amára	Rippe
chobo	roh

Lattuka	Deutsch
eriett	roth
eddole	Säugling
abbalany	Salz
asselongája	Sand
obenadèmi	scharf, geschliffen
asságere	Schemel
abbugu	Schild
adjohto	Schlaf
allogo	Schulter
ettogon	Schüssel
errohgo	schluht
ähde	Schlauch
edungohni	Schmidt
ebott	schmutzig
kokuakk	schnell
ongedde	schök
iriok	schwarz
állissa	Schwanz
ähma	Schweiss
oding	schwer
óbéle	Schuppen (Rekuba)
ádulo	Sklave
onji	Sohn
nahlong	Sonne
ággèbo	Spaten
ngio	Speise
amèla	Speichel
abboro	Staub
amoru	Stein
ēlelieff	Stern
amam	Steiss
elluk	Stock
ène	Strick
aduah	stumm
avivill	süss
módaga	Sumpf
ēdoda	Syphilis
oduggo	taub
fahni	Tag
atjeng	Thier
a-ido	tief
ēvodo	Thon
ahjogo	trocken
marri	Tochter
monj	Vater
erria	viel
evott	voll
isidda	verrückt
amádueng	Wachs
erriàni	Wächter

Lattuka	Deutsch
ēdifo	Wald
nahre	Wasser
ekkua	Weg
ovvu	weich
longotto	Weib
angotte	weiblich
abong	weiss
omóta	wenig
etjong	Wild
ijami	Wind
eddógo	Wolke
toggolo	willkommen (Gruss-Anrede)
chummo	Gruss (Antwort)
ahla	Zahn
ahbuge	Zehe
ángadje	Zunge
gadduli	Zwerg
atture	Zwillinge
nengett	rechts
ēgoro	links
agána	heute
tallēlon	morgen
golóngole	gestern
mem	gong (wirft oft das erste g fort)
allone	ich gehe
illo	ich gehe (imper.)
nāteng	Kuh
attámod	Ochs
abbosuk attámod	Bulle
attau	Kalb
näni	Ziege
nakker	Schaaf
akker	Schaafbock (Widder)
nadje	Pferd
assegihra	Esel
okkoni-koni	Kameel
nengohk	Hund
abottór engohk	Hündin
noggoro	Huhn
loggoro	Hahn
nèrem	Colobus Guereza
tomē	Elephant
nauong	Cynocephalus babuin
nē-ina	Fledermaus
adjor	Maus

Lattuka	Deutsch
ēbo	Hyäne
ēlemi	Löwe
aúvuru	Leopard
áboru	Gepard
ángajo	Katze
ihtodjo	Haase
ahēja	Stachelschwein
èmoj	Rhinoceros
abbaloro	Hippopotamus
ahbutir	Schwein
akkori	Giraffe
ēdigo	Zebra
ássuani	Büffel
nèttok	Strauss
auvolo	Taube
énja	Krokodil
ammonu	Schlange
avatohra	Biene
ituohni	Skorpion
ähme	Sorghum vulgare
ähmi	„ saccharatum
ummeti	Penicillaria sp.
avalohro	Eleusine coracana
aujihm	Sesamum orientale
návaï	Batatas edulis (alten)
ollolog	Voandzeia subterranea (der alte Name für Arachis, die eingeführt ist)
ádovona	Colocasia antiquorum

Lattuka	Deutsch
asgott	Borassus Aethiopum
ongórossi	Hyphaena thebaica
abohdi	1
arregáh	2
goniggo	3
ángon	4
nijett	5
elle	6
attárit	7
ottógoni	8
óttongon	9
tohmon	10
tohmon abohdi	11
„ arregáh	12
„ goniggo	13
„ (go) ángon	14
„ (go) nijett	15
„ (go) elle	16
„ (go) attárit	17
„ gottógoni	18
„ gottóngon	19
át-tohmon arregáh	20
„ „ agoniggo	30
„ „ a-ángon	40
„ „ a-mijett	50
„ „ a-elle	60
„ „ a-attárit	70
„ „ ottogoni	80
„ „ óttongon	90
tohmon a tohmon	100

Die Gemme von Alsen und ihre Verwandten.

Von

Dr. **Max Bartels** in Berlin.

In den nachstehenden Zeilen sollen die Repräsentanten einer ganz besonderen Gruppe prähistorischer Kunst besprochen werden, deren Erforschung sich bisher noch mancherlei Schwierigkeiten entgegenstellen. Der ästhetische Genuss, welchen ich dem Leser durch die Vorführung dieser Dinge zu bereiten im Stande bin, wird kein sehr grosser sein. Aber dennoch wird man bei dem Anblick dieser Sachen unzweifelhaft das erwachende Selbstbewusstsein eines allerdings noch sehr primitiven Künstlers nicht verkennen, welcher dasjenige selbstständig nachzubilden versuchte, was ihm von einem Volke höherer Cultur vor die Augen gekommen war. Es handelt sich um Produkte der Steinschneidekunst, Produkte, deren Kenntniss für uns sich aus der allerjüngsten Zeit datirt, nämlich aus den letzten elf Jahren. Die Geschichte dieser Entdeckungen ist in Kürze folgende:

No. 1. Im Jahre 1871 fand man in der Nähe von Sonderburg auf Alsen bei einem Strassenbau, 6 Fuss tief unter der Erde, in das Wurzelgeflecht eines horizontal liegenden Baumes eingeklemmt einen kleinen Stein ohne Fassung, in welchen in roher Weise drei anscheinend tanzende Figuren eingeschnitten waren. Von Herrn Dr. Meyn in Uettersen wurde dieser interessante Fund durch Vermittelung des Herrn Geh.-Rath Beyrich der Berliner anthropologischen Gesellschaft als Geschenk übergeben[1]) und hier und in anderen wissenschaftlichen Gesellschaften Berlins zu verschiedenen Malen besprochen. Wir kommen auf die Resultate dieser Besprechungen weiter unten noch zurück. Dieses Stück ist bekannt unter dem Namen der Gemme von Alsen. Es zeigte sich aber, dass das Material nicht Stein, sondern eine dunkle Glaspaste war.

Man hatte Aehnliches bisher noch nicht gesehen. Die Art und Weise der Darstellung unterschied sich von allem, was man an Werken primitiver Kunstübung kannte, so ausserordentlich, dass wir in Berlin in diesem Stücke ein Unicum zu besitzen glaubten. Da ging der anthropologischen Gesellschaft im Mai 1873 ein Schreiben des Herrn Professor Engelhardt

1) Sitzung am 11. Novbr. 1871. Zeitschrift für Ethnologie Band III. 1871. S. 144. Mit Abbildung.

aus Kopenhagen zu, in welchem wir auf zwei ganz ähnliche Gemmen aufmerksam gemacht wurden, welche sich im Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen befänden und welche von Herrn Professor George Stephens im ersten Hefte der Aarboeger for Nordisk Oldkyndighed og Historie, Jahrgang 1873 [1]) besprochen worden sind. Auch diese wichtige „Drei barbarisch-classische Gemmen, gefunden in Dänemark" betitelte Arbeit wird uns weiter unten noch specieller beschäftigen.

Diese beiden Gemmen sind nicht, wie die Alsener, oval, sondern kreisrund, aber sehr verschieden in der Grösse. Sie sind ebenfalls jede mit drei menschlichen Figuren verziert, deren Uebereinstimmung in der ganzen Erscheinung mit den auf der Alsener Gemme dargestellten ganz unverkennbar ist. Sie sind von dunkelbläulicher Farbe. Das Material aus welchem sie gefertigt sind, wird ebenfalls als Glaspaste bezeichnet.

No. 2. Die grössere dieser beiden Kopenhagener Gemmen wurde bei Aagerup unweit der altberühmten Abtei Roeskilde auf Seeland im Jahre 1860 von Herrn Candidaten Jacobsen in einem gepflügten Felde gefunden und dem Museum übergeben. Die sie schmückenden drei Personen sind scheinbar ebenfalls tanzend dargestellt.

No. 3. Die kleinere, damals noch dem Herrn Gutsbesitzer Selchau gehörige Gemme, welche auf dessen Besitzthum Selchausdal ebenfalls auf Seeland gefunden wurde, zeigt die Figuren ziemlich steifbeinig. Herr Selchau hat diese Gemme jetzt dem nordischen Museum in Kopenhagen geschenkt, woselbst sie unter No. 1549 catalogisirt ist.

Den Glauben, in der Gemme von Alsen ein Unicum zu besitzen, mussten wir nun natürlich fahren lassen. Mich überraschte dieses nicht, denn ich hatte am Ende des Jahres 1872, also noch bevor die Nachricht aus Dänemark uns erreichte, das Glück gehabt, ganz zufällig in dem königlichen Museum in Berlin zwei ebenfalls dieser Gruppe angehörige Gemmen zu entdecken. Ich berichtete darüber der Berliner anthropologischen Gesellschaft in der Juli-Sitzung des Jahres 1874 [2]). Diese Gemmen schmückten in Gemeinschaft mit einer grossen Zahl anderer klassischen Styles ein Reliquarium aus dem 14. Jahrhundert, welches damals im sogenannten Sternsaale der Kunstkammer des königlichen Museums aufgestellt war. Neuerdings ist es leider wegen des in allen Abtheilungen unseres Museums sich in immer höherem Grade fühlbar machenden Mangels an Raum in die dem Publikum natürlicher Weise nicht zugänglichen Vorrathsräume verbannt worden.

Die beiden uns interessirenden Steine sind oval; **No. 4**, der grössere,

---

1) Tre „Barbarisk-Classiske" Gemmer, Fundne i Danmark. Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie, udgivne af det Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab. Kjöbenhavn 1873. S. 50–56 (mit Abbildungen). Zeitschrift für Ethnologie. Bd. V. 1873. S. 89 u. 90.

2) „Ueber einige der Alsener ähnliche Gemmen". Zeitschrift für Ethnologie Bd. VI. 1874. Verhandl. S. 153—155. Mit Abbildungen.

schien mir nach seiner ganzen Erscheinung einer Sardonyx zu sein. Da aber eine genauere mineralogische Untersuchung nicht vorgenommen worden ist, so ist die Möglichkeit, dass wir es auch hier mit einer Glaspaste zu thun haben, keineswegs ausgeschlossen. Dargestellt sind wieder die drei stehenden Figuren.

No. 5. Die kleinere Gemme, anscheinend aus Lapis lazuli bestehend, gehörte zwar unverkennbar in Bezug auf die eingravirten Gestalten demselben Typus an, sie wich aber von den bisher genannten darin ab, dass sie nur mit zwei Figuren geschmückt war. Somit hatte Berlin also wieder ein Unicum aufzuweisen.

Aber auch jetzt wieder sollte dieser Ruhm nicht lange dauern, denn schon nach zwei Jahren wurde ein Pendant publicirt.

No. 6. In dem „Briefwechsel mit Allen und für Alle" der Leipziger Illustrirten Zeitung vom 4. November 1876 sind nämlich die, meinem Berichte beigegebenen Abbildungen reproducirt und daneben die Abbildung einer ebenfalls zweifigurigen Gemme gegeben, welche die Deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig besitzt.

Wieder hörte man einige Zeit nichts über unseren Gegenstand, als am Ende des Jahres 1879 Herr Gymnasiallehrer Dr. Th. Meyer aus Lüneburg dem Directorial-Assistenten unseres nordisch-ethnographischen Museums, Herrn Dr. A. Voss mehrere Gemmenabgüsse übersendete, welche der Letztere im December 1879 der Berliner anthropologischen Gesellschaft vorlegte[1]). Die Originale haben nach Angabe des Einsenders einstmals die sogenannte „goldene Tafel" geschmückt, welche früher am Hochaltare der St. Michaelskirche in Lüneburg angebracht war. Er wurde im 17. Jahrhundert beraubt und befindet sich jetzt zum grössten Theile im Museum zu Hannover. Die fraglichen Gemmen sind Eigenthum des Lüneburger Museumsvereins. Eine Fassung besitzen sie nicht.

Unter den fünf eingesendeten Exemplaren sind nur zwei für unsere vorliegenden Besprechungen von Bedeutung; die drei anderen gehören nicht zu dem uns hier interessirenden Kunststiele. Von den beiden wiederholt die eine, **No. 7**, die bereits erwähnte zweifigurige Darstellung, während in der anderen, **No. 8**, uns zum ersten Male nur eine Gestalt, aber ganz unverkennbar von demselben Typus, wie die zwei, respective drei Figuren der vorigen Gemmen entgegentritt.

Auf der Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands, welche im Jahre 1880 von der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Berlin veranstaltet worden war, befanden sich auch diese Gemmen[2]) und ich hatte damals Gelegenheit, sie im Originale genauer zu

1) Zeitschrift für Ethnologie Bd. XI. Verhandl. S. 446.

2) Katalog S. 180. „E. Glasflüsse 61—67. 7 Stücke Glasflüsse (6 von blauem, 1 von grünem Glase) mit eingeritzten Runen" etc. Ich habe mich vom Vorhandensein dieser Runen nicht überzeugen können.

besichtigen. Die grössere ist von tiefblauer Farbe und erscheint wie Lapis lazuli. Etwas heller, aber doch noch als dunkelblau zu bezeichnen ist die kleinere Gemme; auch ist sie glatter, als die grössere. Beides sind ohne Zweifel Glaspasten.

Herr Dr. Voss hatte die Güte, mir die Abdrücke zur näheren Untersuchung zu überlassen. Aus diesem Grunde war ich bemüht, mir auch Abdrücke der anderen Gemmen unserer Gruppe zu verschaffen, um auf solche Weise eine genaue Vergleichung der uns bis jetzt bekannten Exemplare aufstellen zu können. Ich habe nirgends eine Fehlbitte gethan und danke den betreffenden Herren vielmals für die Bereitwilligkeit, mit welcher sie meine Wünsche erfüllten.

Seine Excellenz der Herr Kammerherr Worsaae und Herr Justizrath Herbst hatten die Güte, mir die erbetenen Abdrücke der beiden Kopenhagener Gemmen (No. 2 und 3) zu übersenden. Gleichzeitig hatte aber auf Verwendung des erstgenannten Herrn Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Dänemark die Gnade, mir den Abguss einer in Höchstseinem Privatbesitze befindlichen Gemme, deren Existenz bisher in Deutschland noch nicht bekannt ist, für meine Zwecke zu überlassen. Ich benutze die Gelegenheit, Sr. Königlichen Hoheit meinen ergebensten Dank auszusprechen.

Diese Gemme, **No. 9**, ist ebenso, wie die übrigen Kopenhagener Gemmen, mit drei Figuren geziert. Ihre Grösse entspricht ungefähr derjenigen der grösseren Gemme des Museet for nordiske Oldsager. Auch sie ist auf der Insel Seeland gefunden und zwar im Kirchspiele Jordlöse bei Tüs Sö, Kallundborg. Mit grosser Wahrscheinlichkeit ist auch dieses Stück eine Glaspaste.

Endlich wendete ich mich an den Präsidenten der Geological Society in London, Herrn John Evans. Es war nämlich in einem Berichte, welchen Fräulein Johanna Mestorf über die Stephens'sche Arbeit und meinen Vortrag in der Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte[1]) gegeben hatte, Herr John Evans als der glückliche Besitzer einer hierher gehörigen Gemme bezeichnet worden. Auf meine Anfrage, respective Bitte, überschickte mir der genannte Herr die Abdrücke von zweien seiner Gemmen und theilte mir mit, dass er eine dritte in London gesehen habe, er hätte sie aber nicht kaufen können.

Von seinen beiden Gemmen ist die erste **No. 10** (wahrscheinlich diejenige, welche Frl. Mestorf meint) in Stockholm gekauft und angeblich in Schonen gefunden worden. Auch sie bringt wieder die bekannten drei Figuren zur Darstellung.

No. 11. Seine zweite Gemme endlich, die Herr Evans in Nürnberg kaufte, giebt uns ein zweites Beispiel von der Ausführung nur einer Figur.

1) Band V. Antiquarische Miscellen. S. 179—185 und S. 194—196. Kiel 1875.

Ob die von Herrn Evans in London gesehene Gemme sich noch dort befindet, ob sie in öffentlichen oder Privatbesitz übergegangen ist und ob sie irgendwo bereits veröffentlicht wurde, bin ich ausser Stande anzugeben. Vielleicht genügt aber dieser Hinweis, um von dem jetzigen Besitzer eine Publikation dieser Gemme zu provociren. Ich glaube nicht, dass die letzten drei Nummern bisher jemals in Deutschland bekannt geworden sind. Jedenfalls sind sie wohl überhaupt noch niemals mit den übrigen gemeinsam betrachtet worden.

No. 12. Ganz neuerdings hat Herr Ober-Kammerherr von Alten im grossherzoglichen Schlosse zu Oldenburg ein unserer Gruppe angehöriges Stück entdeckt und überschickte unserer anthropologischen Gesellschaft einen Abdruck, welcher in der Mai-Sitzung 1882 von Herrn Geh.-Rath Virchow vorgelegt wurde. Auf meine Bitte hatte Excellenz von Alten die Güte, auch mir Abdrücke dieser Gemmen und nähere Auskunft über das Original zu übersenden, woraus ich Folgendes entnehme: „Die Gemme ist von schwarzem Glas mit himmelblauer Auflage; sie ist nicht gefasst, aber an den Kanten abgeschrägt, mithin zum Fassen eingerichtet.[1]) Was die Herkunft der Gemme angeht, so fand ich sie beim Auskramen eines kleinen Schiebkästchens von weissem Fichtenholz, welches ich im Schloss hierselbst in einem Schränkchen fand. In diesem Kästchen befanden sich allerlei nichtssagende Dinge, Taschenmesser und dergleicheu mehr; aber alle diese Dinge waren von Eutin hierher gekommen. Die Gemme selbst war in ähnliches Papier gewickelt, wie die anderen Dinge, daher meine Vermuthung, dass sie aus Holstein stammt. Das ist bis heute Alles, was ich weiss.

Das wären nun alle mir bis jetzt bekannten Exemplare. Unter den 12 Stücken sind gerade die Hälfte mit drei Figuren versehen; vier tragen zwei Figuren und auf zweien ist nur je eine Figur eingeschnitten worden. Sieht man diese 12 Gemmen aber genauer an, so findet sich unter den einzelnen Exemplaren eine so unverkennbare Uebereinstimmung, eine solche Gleichartigkeit der dargestellten Gegenstände, dass ganz zweifellos nicht mehr als höchstens zwei Modelle vorgelegen haben können. Es sind nämlich nur zwei Entwürfe ausgeführt worden, welche ich der Kürze wegen als den „dreifigurigen“ und „zweifigurigen“ Typus bezeichnen werde. Die beiden Gemmen mit nur einer Figur (No. 8 Lüneburg und No. 11 John Evans) reproduciren die eine Gestalt des dreifigurigen Typus; sie sind also diesem zuzurechnen.

Man darf aber keineswegs denken, dass die demselben Typus angehörigen Darstellungen nun einfach in dem Verhältniss gewöhnlicher Repliken, gewöhnlicher Wiederholungen zu einander stehen. Das ist keineswegs der Fall. Denn wenn auch ganz unverkennbar für die Gemmen desselben Typus

1) Eine solche schräge Abglättung der Seitenflächen scheint auch bei allen übrigen Exemplaren vorhanden zu sein.

dasselbe Modell vorgelegen hat, so ist doch trotz aller Aehnlichkeit auch nicht eine einzige genau der andern gleich, sondern jede hat irgend etwas Besonderes und für sie Charakteristisches aufzuweisen und hierin, meine ich, haben wir von Neuem Ursache, die Genialität unseres Künstlers anzuerkennen, dass er es immer wieder verstanden hat, sein Modell zu variiren. Allerdings wird uns dadurch aber, wie wir sehen werden, die Deutung des Dargestellten um ein ganz Beträchtliches erschwert.

Die überraschende Uebereinstimmung in der Art und Weise der Darstellung aber, welche sich von allen sonst bekannten Ausführungen der menschlichen Gestalt ganz wesentlich unterscheidet, liefert uns den ganz untrüglichen Beweis, dass alle diese Dinge zusammengehören, so weit von einander verstreut sie sich jetzt auch befinden. Sie müssen, um einen etwas euphemistischen Ausdruck zu gebrauchen, derselben Kunstschule entsprossen sein und vielleicht ist die Behauptung, welche ich früher schon einmal aufgestellt hatte, eine nicht zu gewagte, dass wir uns als den Urheber aller bis jetzt bekannten Exemplare einen einzigen Künstler zu denken haben.

Was nun die Ausführung der Gemmen anbetrifft, so ist ganz abgesehen von der eigentlichen Zeichnung auch das Intaglio an sich schon ausserordentlich primitiv. Die Figuren sind nämlich in ganz flacher Weise kaum vertieft und mit unsicherer Hand in die Masse eingeschnitten und sind auf dem Gemmenfelde durch keinerlei Umrahmung oder Abgrenzung eingeschlossen.

Dass es sich in diesen Stücken wirklich um eine Gravirarbeit handelt und nicht um den Abguss einer in Metall oder ähnlichem Materiale gefertigten Matrize, halte ich für vollkommen bewiesen. Es spricht hierfür schon von vornherein, was so eben bereits hervorgehoben wurde, dass von allen uns bekannten 12 Stücken auch nicht zwei mit einander identisch sind, und es ist doch in hohem Grade unwahrscheinlich, dass von jeder Matrize nur je ein Exemplar abgegossen, oder wenn wirklich mehrere Abgüsse existirt hätten, von zwölf Matrizen uns nur je ein Abguss erhalten sein sollte. Den besten Beweis für meine Ansicht lieferten aber die Arbeiten selbst, denn mit der Loupe sieht man an manchen Stellen ganz deutlich, wie das zum Graviren benutzte Instrument abgeglitten ist und dadurch das jedenfalls unbeabsichtigte Ausspringen einzelner Glaspartikelchen der Oberfläche verursacht hat.

Die Figuren selbst zeichnen sich nun ebenfalls durch grosse Rohheit aus, aber trotzdem bieten sie doch, wie schon oben gesagt wurde, etwas ganz Eigenartiges und Ungewöhnliches in ihrer Erscheinung dar, das sich von den uns sonst bekannten Anfangsversuchen, die menschliche Gestalt zur Darstellung zu bringen, ganz wesentlich und in die Augen fallend unterscheidet. Es liegen uns zum Vergleiche mit unseren Figuren und zur Bestätigung des soeben Gesagten eine ganze Reihe von Zeichnungen und

besonders von Intaglien vor, welche ebenfalls aus Perioden stammen, wo die bildenden Künste zum allerersten Selbstbewusstsein erwachten. Ich erinnere an die Gemmen rohester Ausführung, welche Palma di Cesnola auf Cypern entdeckte, an die menschlichen Figuren auf Spinnwirteln und dergleichen, welche Heinrich Schliemann in dem Hügel von Hissarlik und in Mykenae fand, an die Felsenzeichnungen der Buschmänner und der Cliffdwellers in Amerika, an die Hällristningar von Bohuslän und an das Kivikmonument in Schonen, an die rohen Münzbilder des gesammten mittelalterlichen Europas, und endlich an die Höhlenfunde in der Dordogne und an die figürlichen Einkratzungen auf gewissen Gesichtsurnen, — überall ist die Darstellung der menschlichen Figur eine absolut andere als auf unseren Gemmen. Es ist mir nichts bekannt, was auch nur entfernt daran erinnerte.

Die Körper sind durch einen langgestreckten, mit der Basis nach oben gerichteten Keil oder durch einen langen Doppelstrich dargestellt. Die Ecken der Basis des Keiles repräsentiren die Schultern. Von ihnen gehen in einem Winkel von ungefähr 45 Grad je ein einfacher Strich aus, der die Stelle des Armes vertritt. Die unteren Enden dieser Striche berühren das untere Ende vom Arme der Nachbarfigur, so dass dieselben sich die Hände zu geben scheinen, ohne dass diese letzteren aber besonders markirt worden wären. In ähnlicher Weise sind auch die Beine dargestellt; meistentheils sind es auch nur entsprechend längere, gerade Striche, jedoch unten mit einer kleinen Querlinie als Fuss. In einigen Fällen verläuft der Beinstrich nicht gerade, sondern im Bogen oder Knick, so dass auf diese Weise ein Knie markirt worden ist.

Man müsste nun nach dieser Schilderung erwarten, dass der Kopf einfach durch einen der Basis des Rumpfes aufsitzenden Punkt oder Kreis gebildet sei. Dem ist aber keineswegs so. Von dem oberen Ende des Rumpfes entwickelt sich vielmehr ein starker, langer Hals, welcher den Kopf mit dem Rumpfe verbindet. Bei den Köpfen ist das Bestreben, einen individuellen Unterschied zum Ausdruck zu bringen, ganz unverkennbar. Es ist dieses versucht worden in erster Linie durch eine allerdings gewöhnlich stark übertriebene Ausbildung der Nasen, ferner durch starkes Vorspringen der Kinnpartien, worunter freilich wohl in den meisten Fällen ein langer Kinnbart gemeint sein mag, und endlich durch besondere Entwicklung der Scheitelhöhe. Bei einzelnen Figuren lassen die Andeutungen von Punkten über den scheinbar aufstrebenden Haaren an die Absicht, eine Krone darzustellen, glauben, während bei einigen anderen ein von der Stirn sich entwickelnder hornartiger Vorsprung vielleicht als die Spitze eines ovalen Kranzes, der den Kopf umgiebt, gedeutet werden kann.

Bei dem dreifigurigen Typus sind die Figuren immer ganz nach vorn gekehrt, während die Köpfe sämmtlich scharf in das Profil gestellt wurden. Diese Profilstellung ist bei allen Köpfen in übereinstimmender Weise durch-

geführt worden, so zwar, dass im Intaglio der Kopf der vom Beschauer rechten und der mittleren Figur nach links und nur der Kopf der linken Figur nach rechts gewendet erscheint. Die einzige Ausnahme hiervon macht die Gemme von Schonen No. 10, bei welcher die Stellung der Köpfe gerade umgekehrt ist. Die speciellere Ausführung der entsprechenden Köpfe lässt aber eine weitere Uebereinstimmung vermissen.

Bei den Gemmen von dem zweifigurigen Typus ist es nicht ganz klar zu ersehen, ob der Künstler sich seine Figuren in Vorderansicht oder in der Seitenstellung gedacht haben mag; die Köpfe stehen sämmtlich im Profil, wie bei der vorigen Gruppe, und zwar haben beide Gestalten sich die Gesichter zugekehrt, sie sehen sich an.

Es ist soeben in grossen Zügen die absonderliche und von allem bisher Bekannten abweichende Art geschildert worden, in welcher auf unseren Gemmen die menschliche Figur zur Darstellung gebracht worden ist. Es wurde hervorgehoben, wie sich der Künstler bemüht hatte, individuelle Unterschiede der Physiognomien zum Ausdrucke zu bringen und wie ihm dieses durch die Ausbildung ungeheurer Nasen, welche in verschiedenen Winkeln von den Gesichtern entspringen und durch Formunterschiede am Kinn, die gewiss oft verschiedene Arten von Bärten bedeuten sollen, gelungen ist. Abgesehen hiervon finden wir aber auch noch, wenigstens auf der Mehrzahl unserer Gemmen, gewisse Attribute, welche zum Theil durchaus nicht ohne Weiteres zu erklären sind. Auch diese Attribute aber liefern wiederum den Beweis, wie es durchaus nicht in der Absicht des Steinschneiders gelegen haben kann, das ihm vorliegende Modell in allen Fällen einfach sclavisch nachzubilden, sondern wie er gerade hierdurch eine gewisse Abwechslung zu erreichen bestrebt gewesen ist. Und auch hierin müssen wir der Genialität des Künstlers und seinem erwachenden Selbstbewusstsein unsere Anerkennung zollen.

Die genannten Attribute befinden sich zum Theil an den Figuren selbst, theilweise jedoch schweben sie frei über oder unter ihnen. Diese ersteren bestehen in Strichen, welche ungefähr unter einem halben rechten Winkel von dem Körper der Figur meistentheils nach hinten ausgehen. Es sind in der Mehrzahl der Fälle zwei, bisweilen aber auch nur einer, oder selbst drei. Unter einander sind sie fast immer parallel. Der oberste Körperfortsatz, wie der Kürze wegen diese Dinge genannt werden mögen, beginnt fast stets an derselben Stelle. Dann sieht es aus, als ob die Figur mit ein Paar nach hinten flatternden Frackschössen versehen sei. Das Gewöhnlichere ist aber, dass der zweite Körperfortsatz von der Kniekehlenregion des Oberschenkels ausgeht, und auch der dritte Körperfortsatz entspringt, wenn er vorhanden ist, von demselben Beine. Der obere Körperfortsatz wird fast immer von der nach hinten fortgestreckten Hand berührt, als würde er wie ein Schwert in der Scheide oder wie eine Lanze von derselben gehalten.

Die freien Attribute sind oft so verschiedenartig, obgleich wie wir

sehen werden, jedenfalls Entwicklungen ein und desselben Motivs, dass sie nicht gut im Allgemeinen betrachtet werden können, sondern bei jeder Gemme besonders besprochen zu werden verdienen.

Wir müssen nun die Gemmen einzeln Revue passiren lassen, wobei jedesmal die die gleiche Personenzahl darstellenden hinter einander betrachtet werden sollen. Die Nummern, welche ihnen in der oben aufgeführten historischen Uebersicht gegeben wurden, sollen, um das Verständniss nicht zu erschweren, ihnen bleiben. Wenn in den folgenden Beschreibungen die Bezeichnungen rechts und links gebraucht werden, so ist diese Stellung immer zu verstehen vom Beschauer aus und im Intaglio, und dem entsprechend geben die folgenden Abbildungen auch immer das Bild der Gemme selbst und nicht etwa eines negativen, also erhabenen Abgusses wieder.

A. Die Gemmen mit drei Figuren

mögen an erster Stelle ihre Besprechung finden. Wir können hier gleich vorausschicken, dass eine Uebereinstimmung sich bei ihnen findet in Bezug auf die Anordnung der drei Figuren. Auf allen nämlich, mit alleiniger Ausnahme der Gemme von Schonen No. 10, blickt die links stehende Figur nach rechts, während die in der Mitte befindliche und die rechts stehende mit ihrem Antlitz nach links gewendet sind. Wie bereits gesagt wurde, haben wir auch die beiden einfigurigen Gemmen dieser dreifigurigen Gruppe zuzuzählen, wie ich nachher beweisen werde. Wir wollen jetzt die einzelnen Exemplare nach einander betrachten.

I. No. 1. Die Gemme von Alsen.

Fundort: Sonderburg auf Alsen, Schleswig. 1871.

Jetziger Eigenthümer: Die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin.

Ovale Glaspaste ohne Fassung. Bildfläche 23 *mm* zu 19 *mm*, Basis 28 *mm* zu 24 *mm*. Höhe der Seitenfläche 5 *mm*.

Fig. 1.

Die Rückseite und die Seitenflächen erscheinen matt schwarz, feinkörnig rauh, wie Flaschenglas, das in der Brandung abgerieben ist. Nur einzelne Stellen erscheinen glänzend schwarz und machen den Eindruck des Glases. Nirgends, auch am Rande nicht, ist das Stück durchsichtig oder durchscheinend. Die Flächen sind uneben und zeigen viele punktförmige Oeffnungen. Die Vorderfläche besitzt eine schöne dunkelblaue, dem Lasurstein sehr ähnliche Farbe. Die anscheinend sehr dünne blaue Schicht liegt der schwarzen auf, ohne dass man einen Grenzspalt sehen könnte, während an dem konisch abfallenden Rande der Gemme ein oberer blauer Saum sich in verschiedener Breite markirt, an einigen Stellen aber auch zu Gunsten der schwarzen Schicht verschwindet. Der Glasfluss bestand also

aus einem blauen Kern und einer schwarzen Schale. Um die blaue Fläche für das Intaglio zu gewinnen, war von der Vorderseite die schwarze Schale abgeschliffen worden. Ebenfalls durch Abschleifen wurde die Randfläche der Gemme gebildet, welche konisch zur Basis abfällt. Hierdurch erklärt es sich, dass im oberen Theile der Randfläche stellenweise der blaue Kern blossgelegt wurde, während der bei Weitem grösste Theil derselben, ebenso wie die ganze Basis, dem Gebiete der Rinde angehört. Die blaue Schicht erscheint auf der Randfläche an der am weitesten angeschliffenen Stelle nicht mehr als 1 *mm* dick.

Die in die Glaspaste eingeschnittenen Striche, welche die Figuren zusammensetzen, sind nicht gleichmässig breit, sondern, jedenfalls unbeabsichtigt, in der Breite variirend, wobei die Loupe an breiteren Stellen häufig die Ränder mit muschligem Bruche ausgesprungen erweist. Es sind drei Figuren mit leicht im Knie gebogenen Beinen dargestellt, so dass der Eindruck hervorgerufen wird, als ob die Gestalten tanzten.

Linke Figur am kleinsten, mit grossem, spitzem Barte, grosser Nase und sehr hohem eckigem Kopfe (fast wie ein Cylinderhut). Am Körperende zwei Fortsätze, wie Frackschösse; der obere wird in der Mitte von der rechten Hand gehalten.

Mittlere Figur mit grossem rundem Kopfe, grossem, spitzem Kinnbarte und grosser, hakenförmiger Nase.

Rechte Figur am grössten, mit kleinem Kopfe und scheinbar hochstehenden Haaren, kleiner Stumpfnase und kurzem, rundem Kinn. Am Körperende und am linken Oberschenkel je ein schräger Fortsatz; der obere wird in der Mitte von der linken Hand gehalten. Der Körper ist schräg nach rechts hinübergebeugt, wodurch die Lebhaftigkeit der Bewegung erhöht wird.

Ueber den Gestalten, je zwischen zwei Köpfen, schweben zwei Attribute: links ein senkrechter Strich mit zwei unsymmetrischen Querstrichen, im Winkel von ungefähr 45 Grad nach oben verlaufend, der grössere unten links, der kleinere oben rechts abgehend; rechts ein senkrechter Strich mit einem schrägen kurzen Querstrich an der Spitze, einem langen, unter 45 Grad nach oben verlaufenden links in der Mitte und einem kurzen, im rechten Winkel abgehenden rechts in der Mitte. Beide Attribute sollen wahrscheinlich Zweige bedeuten.

Diese Attribute waren es, welche unserer Gemme den Namen der Runenstein von Alsen eingebracht hatten. Man hatte sie nämlich für Binderunen gehalten. Als diese Annahme widerlegt worden war, glaubten einige in den fraglichen Gebilden in der Luft schwebende Vögel zu erkennen, auf welche die drei Figuren ihre Blicke gerichtet hätten, und auf diese Weise wurden die drei Gestalten als Auguren gedeutet[1]). Wir werden später

1) von Ledebur. Zeitschrift für Ethnologie Bd. IV. 1872. Verhandl. S. 92.

sehen, das auch diese Vermuthung mit grösster Wahrscheinlichkeit eine irrige ist.

II. No. 2. Die Gemme von Aagerup oder die grosse Kopenhagener Gemme.

Fundort: Aagerup, nordöstlich von Roeskilde, Seeland 1860.

Jetziger Eigenthümer: Museet for Nordiske Oldsager in Kopenhagen. (Inventarnummer 19021).

Ovale, dunkelblaue Glaspaste ohne Fassung. Bildfläche 27 *mm* zu 24 *mm*.

Drei ungefähr gleichgrosse Figuren mit fast gestreckten Beinen.

Fig. 2.

Linke Figur mit sehr kleinem, rundem Kopfe, grosser, krummer Nase und sehr grossem, spitzem Barte. Die untere Hälfte des Körpers erscheint der Länge nach gespalten. Je ein kurzer Fortsatz geht vom Körperende und vom Oberschenkel ab; der obere von diesen wird fast am Ende von der rechten Hand gehalten.

Mittlere Figur mit hohem, eckigem Kopfe, wie ein alter Cylinderhut, grosser gerader Nase, von deren Wurzel ein Fortsatz wie ein Stachel senkrecht nach oben geht, und mit grossem, abgerundetem Barte. Der rechte Arm ist lang ausgestreckt und hält einen schrägen Gegenstand wie ein kurzes Schwert.

Die rechte Figur hat einen kleinen, runden Kopf, einen kurzen, spitzen Kinnbart und eine sehr lange, rüsselförmig nach oben strebende Nase. Der Körper liegt ähnlich wie bei der identischen Figur auf No. 1 etwas schräg nach hinten über. Vom Körperende und vom Oberschenkel geht je ein schräger Fortsatz aus, welche beide von dem linken Arme gekreuzt werden.

Ueber den Figuren, je zwischen zwei Köpfen, schweben zwei Attribute, welche hier sofort als Baumzweige zu erkennen sind. Sie sind ziemlich symmetrisch gebildet: ein langer, senkrechter Mittelast hat nach rechts und links oben je zwei Seitenzweige, welche wechselständig unter einem Winkel von 45 Grad vom Hauptaste abstehen. Durch diese deutlich ausgeprägten Zweige wird wohl unsere vorhin ausgesprochene Meinung bestätigt, dass wir auch in den über den Häuptern schwebenden Attributen der Alsener Gemme Baumzweige zu verstehen haben.

III. No. 3. Die Gemme von Selchausdahl oder die kleine Kopenhagener Gemme.

Fundort: Selchausdal bei Roeskilde, Seeland.

Jetziger Eigenthümer: Museet for Nordiske Oldsager in Kopenhagen (Inventarnummer 1549).

Runde, dunkelblaue Glaspaste, ohne Fassung, Bildfläche 16 *mm* Durchmesser.

Fig. 3.

Drei Figuren von gleicher Grösse mit gestreckten Beinen.

Linke Figur mit sehr kleinem, rundem Kopfe, kurzer, spitzer Nase und grossem, rundem Kinnbart. Am hinteren Körperende zwei kurze Fortsätze, wie Frackschösse, deren oberer von der rechten Hand in der Mitte gehalten wird.

Mittlere Figur mit kleinem, spitzem Kopfe, an dessen Stirn ein grosser Fortsatz sich befindet, wahrscheinlich die Andeutung eines Kranzes. Nase sehr lang, rüsselförmig aufwärts strebend; Kinn mit kurzem, spitzem Barte.

Rechte Figur mit sehr hohem, eckigem Kopfe, grosser, breiter, eckiger Nase, welche nach oben gerichtet ist und feinem, spitzem Kinnbarte von ziemlicher Länge. Das untere Körperende zeigt ein rundes Loch, welches durch Ausspringen der Bildfläche entstanden ist. Von diesem Loche und von der Kniekehle geht je ein Fortsatz ab, deren oberer in der Mitte von der linken Hand gehalten wird.

Von den auf den beiden vorigen Gemmen in der Luft schwebenden Attributen sieht man hier nur die allerersten Andeutungen. Es sind drei im Dreieck stehende Punkte zwischen den Köpfen der mittleren und der rechten und ein einzelner Punkt zwischen denen der mittleren und der linken Figur.

IV. No. 4. Die grosse Gemme des Berliner Reliquariums.

Fundort unbekannt.

Jetziger Eigenthümer: Das königliche Museum in Berlin.

Ovale dunkelblaue Gemme; wahrscheinlich ebenfalls eine Glaspaste. Bildfläche 21 *mm* zu 16 mm.

Fig. 4.

Drei steifbeinig dastehende Figuren von gleicher Grösse.

Linke Figur mit grossem rundem Kopfe, kleiner Nase und rundem Barte. Am Körperende ein Fortsatz, welcher von der rechten Hand gehalten wird.

Mittlere Figur mit grossem, oben breit abgeflachtem Kopfe; darüber befinden sich einige ganz feine Punkte, welche vielleicht die Zacken einer Krone andeuten sollen. Die Nase ist gross und spitz, fast wie ein Schnabel gebogen. Das Kinn trägt einen grossen, spitzen Bart.

Die rechte Figur hat einen sehr niedrigen, breit abgeflachten Kopf, eine kurze, spitze Nase und einen grossen spitzen Kinnbart. Am hinteren

Körperende befindet sich ein Fortsatz, welcher in der Mitte von der linken Hand gehalten wird.

Ueber den Köpfen schweben zwei Attribute, welche mir früher als Vögel erschienen. Es sind aber vielmehr zwei Sterne, die durch drei sich in einem Punkte unsymmetrisch schneidende gerade Striche gebildet worden sind. Der rechte Stern ist grösser als der linke.

V. No. 9. Die Gemme von Jordlöse.

Fundort: Kirchspiel Jordlöse bei Tüs Sö, Kallundborg, Seeland.

Jetziger Eigenthümer: Se. Königliche Hoheit der Kronprinz von Dänemark.

Ovale dunkelblaue Gemme, wahrscheinlich ebenfalls eine Glaspaste. Bildfläche 27 *mm* zu 23 *mm*.

Fig. 5.

Drei Figuren, deren beide seitlichen mit leicht gebeugten Beinen dastehen, während die mittlere steifbeinig ist. Die linke Figur ist um einen Kopf kleiner als die beiden anderen, welche von gleicher Grösse sind.

Linke Figur mit ganz niedrigem, glatt abgeschnittenem Kopfe, an dessen spitzem Hinterhaupt ein runder Punkt wie eine Quaste hängt, mit kleiner Stumpfnase und grossem, spitzem Kinnbarte. Am hinteren Körperende ist ein Fortsatz; ein zweiter kürzerer sitzt ungefähr am Knie, ein dritter, über diesen beiden befindlich, wird von der rechten Hand gehalten und kreuzt den Körper ungefähr in der Höhe des Gürtels, so dass sein Ende zwischen dem Körper und dem linken Arme sichtbar wird. Alle drei Fortsätze sind unter einander parallel.

Die mittlere Figur hat einen kleinen rundlichen Kopf mit runder, kolbiger Nase, welche fast an der Stirn sitzt und mit grossem spitzem Kinnbarte, dessen Spitze nach oben aufgekippt ist.

Die rechte Figur hat einen kleinen Hinterkopf und eine hoch aufstrebende Stirn. Dieser Stirnfortsatz bedeutet wahrscheinlich die Enden eines Siegeskranzes. Die Nase ist klein und bescheiden, jedoch deutlich markirt. Das Kinn trägt einen mittelgrossen spitzen Bart. Auch diese Figur besitzt drei parallele Körperfortsätze, deren obersten, vom Körperende abgehenden die linke Hand in der Mitte fasst. Der zweite Fortsatz geht vom Oberschenkel, der dritte von der Kniekehle ab. Neben dem linken Ellenbogen befindet sich ein freischwebender Punkt. Von der Mitte des rechten Oberarmes geht ein Strich senkrecht nach unten. Vielleicht soll er ein Stück der Bekleidung markiren.

Ueber den Gestalten schweben zwischen je zwei Köpfen die beiden Attribute. Man muss sie wiederum als Sterne bezeichnen, deren einzelne Strahlen aber ziemlich plump gravirt sind. Die Sterne sind durch Kreuzung von vier Linien gebildet; sie sind also achtstrahlig.

VI. No. 10. Die Gemme von Schonen.

Fundort: wahrscheinlich Schonen, gekauft in Stockholm.

Jetziger Eigenthümer: Herr John Evans. (Nash Mills, Hemel Hempsted).

Ovale zweifarbige Glaspaste[1]). Bildfläche 24 *mm* zu 18 *mm*.

Fig. 6.

Drei stehende Figuren, deren mittelste am grössten, die linke am kleinsten ist.

Die linke Figur blickt nach rechts, die rechte und die mittlere nach links, also gerade umgekehrt, wie auf den fünf anderen dreifigurigen Gemmen. Die linke Figur hat einen kleinen runden Kopf mit kurzer Nase und grossem, horizontal vorwärts strebendem Spitzbarte am Kinn. Ein senkrechter Fortsatz an der Stirn deutet wahrscheinlich einen Kranz an. Das Körperende verbreitert sich fast rechteckig und entsendet nach aussen einen Fortsatz. Ein zweiter Fortsatz, diesem parallel, geht ungefähr von der Höhe des Gürtels aus und wird von der rechten Hand in der Mitte berührt, aber nicht gehalten.

Die mittlere Figur hat auf ihrem breiten Kopfe drei ganz kleine Knötchen, welche vielleicht eine Krone andeuten sollen. Die Nase ist kurz und spitz; der Kinnbart ist lang und spitz. Von der Gegend des Gürtels geht nach links und oben ein schräger Strich ab. Derselbe ist wohl als Dolchgriff anzusehen. Neben der Figur erscheinen noch eine Reihe von Punkten, von denen es schwer zu sagen ist, ob sie vom Künstler beabsichtigt, oder zufällig sind. Für ersteres spricht eine gewisse Regelmässigkeit in ihrer Anordnung. Unter jeder Achsel befindet sich einer, unter jedem Arm in Gürtelhöhe steht ein zweiter, ein einzelner schwebt zwischen der rechten Schulter und dem Kinn neben dem sehr langen Halse und ein sechster endlich befindet sich zwischen den Oberschenkeln.

Die rechte Figur hat einen ausnahmsweise kurzen, aber doch deutlich markirten Hals. Der Kopf ist hoch, die Nase gross und der Kinnbart gross und an der Spitze abgerundet. Die linke Hand hält einen Köperfortsatz fast an seinem freien Ende, welcher in Gürtelhöhe den Rumpf berührt. In seiner Verlängerung befindet sich auf der anderen Seite des Körpers ein Punkt, der wahrscheinlich das andere Ende des Fortsatzes anzeigen soll. Ein zweiter Fortsatz geht vom Körperende aus. Zwischen den Beinen auch dieser Figur, aber in der Höhe der Waden, steht ein einzelner Punkt.

Auf dieser Gemme vermissen wir zum ersten Male die sonst in der Luft schwebenden Attribute, wenn wir nicht vielleicht einen Punkt, welcher sich zwischen der Nase der linken und der Kinnbartspitze der

1) Herr Evans schrieb mir über diese und seine Nürnberger Gemme: „The material on which the figures are engraved or rather scratched is a glass in two layers, a white one upon a black in imitation of an onyx or ‚niccolo'. Neither is of real stone".

mittleren Figur befindet, als eine erste Andeutung derselben betrachten müssen.

Für diesen Mangel hat die vorliegende Gemme aber auch etwas vor allen den 11 übrigen voraus. Auf ihr hat nämlich der Künstler den Versuch gemacht, eine Umrahmung für seine Bildfläche zu schaffen. Denn man sieht ganz deutlich den Anfang einer gebogenen Grenzlinie, welche aus 8 dicht bei einander stehenden Punkten gebildet ist. Er hat also das sogenannte Perlstabornament zur Darstellung bringen wollen, welches, wie wir wohl anzunehmen berechtigt sind, für das ihm vorliegende Original die Einfassung gebildet hat.

VII. No. 8. Die kleine Lüneburger Gemme.

Fundort unbekannt.

Jetziger Besitzer: Der Museumsverein in Lüneburg.

Ovale blaue Glasplatte. Bildfläche 16 *mm* zu 13 *mm*.

Fig. 7.

Eine einzelne, stehende Figur nach links blickend mit rundem Kopf, an dessen Scheitelhöhe ein Paar Knötchen wohl eine Krone bedeuten sollen. Das Kinn ist kurz und spitz, die Nase lang, spitz und schnabelartig gebogen. Der Körper erscheint ziemlich breit und dabei kielförmig vertieft; die Figur macht im Ganzen einen kurzen, etwas gedrungenen Eindruck, was aber zum allergrössten Theil auf Rechnung der kurzen Beine gesetzt werden muss. An dem rechten Arm ist unten durch Hinzufügung eines im Winkel angesetzten Querstrichs eine Hand angedeutet, welche sich auf die oberen Enden zweier paralleler Linien stützt, über deren Bedeutung nichts zu bestimmen ist. Die linke nach hinten gestreckte Hand hält ein kleines unregelmässiges Viereck, das mit grosser Wahrscheinlichkeit einen Kranz vorstellen soll.

VIII. No. 11. Die Nürnberger Gemme.

Fundort unbekannt; in Nürnberg gekauft.

Jetziger Eigenthümer: Herr John Evans. (Nash Mills, Hemel Hempsted).

Ovale zweifarbige Glaspaste[1]). Bildfläche 17 *mm* zu 11 *mm*.

Fig. 8.

Eine einzelne, stehende und nach links blickende Figur, derjenigen auf der kleinen Lüneburger Gemme ausserordentlich ähnlich, nur viel langbeiniger. Kleiner runder Kopf mit kleinen Knötchen am Hinterhaupt, vielleicht als Andeutung einer Krone. Die Nase ist kurz und spitz, der Kinnbart lang und spitz und an seinem äussersten Ende ein wenig zum Halse zurückgebogen. Der Körper erscheint breit, kielförmig vertieft. Die Beine sind lang, gerade und sind nicht dem unteren Körperende in gewöhnlicher

1) Man vergleiche die Anmerkung zu VI.

Weise eingefügt, sondern vorn angesetzt, so dass das rechte Bein schon vor dem Bauche steht. An dem rechten Arm ist unten durch Hinzufügung eines im Winkel angesetzten Querstrichs eine Hand angedeutet. Die linke nach hinten gestreckte Hand hält ein kleines Quadrat, das mit grosser Wahrscheinlichkeit einen Kranz darstellen soll.

Konnte man bei der kleinen Lüneburger Gemme noch einigen Zweifel hegen, ob sie auch in Wirklichkeit zu unserer Gruppe von Kunstprodukten gehörte, so besitzen wir in dem vorliegenden Exemplare das tertium comparationis, welches uns über die Richtigkeit unserer Classificirung ausser allen Zweifel setzt. Diese einfigurige Gemme des Herrn John Evans ist nämlich, wie bereits erwähnt wurde, der vorigen ausserordentlich ähnlich; ausserdem lehrt aber schon der erste Blick, dass sie ganz und gar den Typus unserer Gemmengruppe wiedergiebt. Ja selbst die absonderliche Art, wie die Beine dem Körper eingefügt sind, haben wir bereits gesehen. Sie findet sich auf der linken Figur der Gemme von Schonen.

B. Die zweifigurigen Gemmen.

IX. No. 5. Die kleine Gemme des Berliner Reliquariums.

Fundort unbekannt.

Jetziger Eigenthümer: Das königliche Museum in Berlin.

Ovale tiefblaue Gemme von der Farbe des Lasursteins, wahrscheinlich ebenfalls eine Glaspaste. Bildfläche 20 *mm* zu 16 *mm*.[1])

Fig. 9.

Zwei stehende Figuren, deren rechte um ein ganzes Stück kleiner ist als die linke; sie steht aber höher als diese, so dass die Köpfe sich in einer Linie befinden.

Linke Figur mit grossem rundem Kopfe, sehr grosser, schnabelartig gebogener Nase und spitzem, nach hinten etwas umgekipptem Kinnbarte. Von der Nasenwurzel entwickelt sich ein kurzer, hornähnlicher Fortsatz, wahrscheinlich die Andeutung eines Kranzes. Der Körper ist in seiner unteren Hälfte tief gespalten. Das rechte Bein zeigt eine dicke Anschwellung, welche durch Ausspringen der Gemmenoberfläche entstanden ist. Ein Loch unter dem rechten Fusse ist wahrscheinlich ein zufälliger Defekt im Glase. Von der Brust geht nach vorn unten ein feiner Fortsatz aus; er soll wahrscheinlich das Gewand bezeichnen. Der rechte Arm ist in gewohnter Weise nach hinten fortgestreckt. Die Hand hält ein etwas complicirtes Gebilde, das jedenfalls einen Siegeskranz vorstellen soll, an welchem eine Verzierung befestigt ist. Es ist ein nicht ganz regelmässiges Quardrat, welches unsere Figur in der Mitte der einen

1) Die meinem oben erwähnten Vortrage beigegebene Abbildung dieser Gemme war nicht zufriedenstellend ausgefallen. Es ist daher für die vorliegende Besprechung ein neuer Holzstock gefertigt worden, auf welchem die Fehler des vorigen verbessert sind.

Seite derartig festhält, dass die eine Ecke nach unten gerichtet ist. An dieser Ecke hängt mit seiner Spitze ein gleichschenkliges Dreieck herab. Abgesehen von diesem Anhängsel stimmt der Kranz vollständig überein mit den beiden Kränzen, welche wir auf den beiden einfigurigen Gemmen bereits kennen gelernt haben. Und wir erkennen auch hieran wieder die Zusammengehörigkeit aller dieser Gemmen unter einander.

Die rechte Figur hat an dem niedrigen Kopfe einige kleine Erhöhungen, welche an die Darstellung einer Krone denken lassen. Die Nase ist dünn, spitz und schnabelartig gebogen. Der Kinnbart ist sehr lang und spitz. Auch der Hals erfreut sich einer respektablen Länge und übertrifft diejenige des linken Oberarmes noch ungefähr um den dritten Theil. Der Rumpf zeigt in der Höhe der Herzgrube einen deutlichen Querstrich. Am unteren vorderen Körperende sprosst schräg nach unten gerichtet ein Fortsatz hervor, welcher ganz das Bild eines grossen Phallus darbietet. Ich möchte aber doch glauben, dass er ein Schwert bedeuten soll. Der linke Arm ist schräg nach aussen und unten gerichtet und im Ellenbogen so gebeugt, dass der sehr lange Vorderarm senkrecht nach unten gehalten wird. Diese Form und Haltung des Armes veranlasst mich, die genannte Extremität nicht für einen Arm, sondern für einen Flügel zu halten. Beide Figuren halten mit den einander zugekehrten Händen einen keulenartigen Gegenstand mit kurzen Seitenstrahlen. Das ist wohl wieder ein Zweig, welchen die eine Figur aus der Hand der anderen in Empfang nimmt.

X. No. 6. Die Leipziger Gemme.

Fundort unbekannt.

Jetziger Eigenthümer: Das Museum der Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. [1])

Runde Gemme, wahrscheinlich ebenfalls eine Glaspaste. Bildfläche 17 *mm* im Durchmesser.

Fig. 10.

Zwei stehende Figuren.

Die linke Figur zeigt die Gesichtspartie und die Schädelregion durch zwei rundliche Vertiefungen ungewöhnlich tief ausgearbeitet. Dieses ist augenscheinlich durch Ausspringen der Gemmenoberfläche entstanden. Die Nase ist gerade und spitz; auch das Kinn läuft in eine kleine Spitze aus. Von der Stirn entspringt ein kleiner Fortsatz, welcher wohl für die Andeutung eines Kranzes gehalten werden muss. Der Körper ist im Ganzen breit angelegt, verbreitert sich aber dem hinteren Körperende zu. Die Beine sind mehr als sonst gewöhnlich steif und gerade und weichen, gezwungen durch eine muschelige Vertiefung der Bildfläche an deren unterem Rande, nach links von der Senkrechten ab. Die rechte Schulter springt weit in horizontaler Richtung vor und giebt einem Arme und einem Flügel gemein-

1) Ich verdanke den Abguss der Güte des Herrn Dr. B. Stübel in Leipzig.

samen Ursprung. Der Arm ist spitzwinklig im Ellenbogen gebeugt, so dass die Hand hoch auf der Brust zu liegen scheint. Der Flügel strebt mit seinem Humerus ein Wenig nach oben. Die eigentliche Schwinge geht fast senkrecht nach unten in ganz leichtem Bogen und entsendet fünf parallele Schwungfederstrahlen, deren oberster in einem starken Punkte, einer ausgesprungenen Stelle endigt.

Die rechte Figur besitzt einen schmalen, langen Kopf, dessen Scheitelhöhe, Gesicht und langer Spitzbart durch einen einzigen schräg liegenden Strich markirt ist. Die Nase ist durch einen zweiten Strich gebildet, der die halbe Länge des übrigen Kopfes hat. Oben am Kopfe befinden sich einige kleine Knötchen, welche vielleicht eine Krone bedeuten sollen. Vom linken Oberschenkel gehen zwei parallele Fortsätze ab, deren oberster fast am Ende von der linken Hand gehalten wird. Das rechte Bein befindet sich fast in seiner ganzen Länge auf der erwähnten muscheligen Grube im unteren Theile der Bildfläche.

XI. No. 7. Die grössere Lüneburger Gemme.

Fundort unbekannt.

Jetziger Besitzer: Der Museumsverein in Lüneburg.

Ovaler blauer Glasfluss ohne Fassung. Bildfläche 17 *mm.* zu 14 *mm.*

Zwei stehende Figuren von gleicher Grösse.

Fig. 11.

Linke Figur mit langer, spitz ausgezogener Scheitelhöhe, langem spitzem Barte und grosser kolbiger Nase. Der Rumpf ist fast bis zu den Schultern hin von unten her der Länge nach gespalten. Die rechte Schulter ist sehr lang nach oben ausgezogen und giebt einem langen, gerade herabhängenden Arme in scharfem Winkel den Ursprung. Vielleicht ist hiermit ein Flügel gemeint. Vom rechten Beine entspringen zwei parallele Fortsätze, deren oberer von der rechten Hand berührt, aber nicht gehalten wird.

Die rechte Figur hat ebenfalls einen lang ausgezogenen Kopf mit spitzem Kinnbarte und grosser, spitzer, schnabelförmiger Nase. Das ganze erinnert an das humoristische Bild einer Mondsichel. Auch hier ist der Rumpf von unten her fast ganz gespalten. Die herabhängende linke Hand hält einen Fortsatz, welcher von der Kreuzbeingegend abgeht, während ein diesem paralleler sich von dem Oberschenkel entwickelt.

XII. No. 12. Die Oldenburger Gemme.

Fundort unbekannt.

Jetziger Eigenthümer: Das grossherzogliche Museum in Oldenburg.

Schwarze Glaspaste ohne Fassung mit himmelblauer Bildfläche. Letztere 19 *mm* zu 17 *mm.*

Fig. 12.

Zwei stehende Figuren von ungefähr gleicher Grösse. Linke Figur mit grossem rundem Kopfe, dessen Scheitelhöhe ein tangentenartiger Strich mit einem Knötchen am Ende aufgesetzt ist. Das soll wohl wieder eine Krone sein. Die Nase ist gross und schnabelförmig gebogen. Der Kinnbart ist lang und spitz und biegt sich in seiner Spitze dem sehr langen Halse zu. Die Schultern springen stark und breit hervor. Der Körper ist verhältnissmässig breit und kurz und entsendet zwei Fortsätze, vom Körperende und vom Oberschenkel. Der obere von ihnen wird an seinem Ende von der rechten Hand gehalten. Der rechte Arm endet in eine knotige Verdickung, welche das untere Körperende der rechten Figur berührt. Von der Vereinigung der Schenkel geht ein Strich nach abwärts, welcher beim ersten Anblick an einen Phallus erinnert. Bei genauerer Betrachtung sieht man aber ganz deutlich, dass es nur eine nachträglich ausgeführte Umrisslinie des linken Oberschenkels ist.

Die rechte Figur hat einen kleinen, hinten abgerundeten Kopf und eine hohe, gerade Stirn, welche mit dem Gesicht und dem langen Kinnbarte eine gerade Linie bildet. Aus dem Gesichte springt aber eine grosse spitze Nase weit hervor. Der Hals ist lang, der rechte Arm ist sehr kurz; statt des linken Armes entwickelt sich aus der Schulter ein grosser Flügel, dessen nach oben gerichteter Humerus eine grössere Länge besitzt, als der ganze rechte Arm. Die eigentliche Schwinge geht in leichtem Bogen nach unten und entsendet vier grosse Schwungfederstrahlen Die Flügelspitze befindet sich in gleicher Höhe mit dem unteren Dritttheile des Oberschenkels. Auf diese Weise ist unter dem Flügel und neben den Beinen der rechten Figur ein freier Raum entstanden, welchen der Künstler sehr geschickt durch ein schwebendes Attribut auszufüllen verstanden hat: Ein schräger Strich liegt einem kurzen senkrechten auf und überragt ihn etwas nach der anderen Seite hin. Wo sich die beiden berühren, wird der schräge Strich von einem ganz kurzen horizontalen geschnitten. Was das bedeuten soll, ist schwer zu sagen.

Ueber die Herkunft und den Ursprung der Gemmen des Kopenhagener Museums gab George Stephens in seinem weiter oben bereits citirten Aufsatze folgende Hypothese, welche wir, wie ich glaube, auch für alle die übrigen Exemplare als richtig acceptiren müssen. Er wies nach, dass das für die Gemmen benutzte Rohmaterial nach dem heutigen Standpunkte unserer Kenntniss als römisches Fabrikat angesprochen werden muss, welches in der früheren Kaiserzeit viel als Handelsartikel für Gemmennachahmungen und für Schmucksachen benutzt worden ist. Es liegt nun natürlich sehr nahe, anzunehmen, dass mit dem römischen Materiale auch irgend ein klassisches Original in die Hände unseres halbwilden Künstlers

gefallen ist, welches er in seiner Weise und seinen schwachen Fähigkeiten gemäss nachzubilden bemüht gewesen ist. Dass eine solche Annahme nicht ohne Analogien dasteht, das beweisen eine grosse Anzahl von einseitig geprägten Goldscheibchen (Brakteaten), welche in den verschiedensten Museen aufbewahrt werden und sich besonders zahlreich in den scandinavischen Ländern gefunden haben. Ihr Gepräge ist von einer ungemeinen Rohheit der Zeichnung, so dass man oft kaum errathen kann, dass menschliche Figuren mit der Darstellung gemeint sind. Und dennoch kann man ohne grosse Mühe den Nachweis führen, dass ganz bestimmte römische Münzen als Originale für sie gedient haben, deren Gepräge der Künstler Strich für Strich, wie die Linien eines Planes oder einer Landkarte zu copiren versuchte und auf diese Weise die wunderbarsten und mannigfachsten Verzeichnungen zu Stande gebracht hatte. Solche Nachahmungen dienten dann später wieder als Vorlagen und so wurde der Barbarismus in der Ausführung ein immer grösserer. Einen bestimmten dieser barbarischen Brakteaten zieht nun Stephens ganz speciell zum Vergleiche mit unseren Gemmen herbei. Er gehört dem Kopenhagener Museum[1]) und in den rohen Linien des Gepräges erkennt er[2]) „in der Mitte einen Fürsten oder Kaiser, mit nach links gewendetem Haupte, in der Hand eine Standarte auf dem Vordersteven seines Schiffes oder seines Streitwagens stehend. Der Kopf darunter gehört wahrscheinlich zu einer Schlange, welche ihn in die Ferse beisst. Hinter ihm mit dem Haupte nach links steht ein Häuptling mit abwärts gekehrtem Spiess, links, mit nach rechts gewendetem Haupte steht eine geflügelte Victoria mit einem Palmenzweige; sie hält einen Siegeskranz, welchen sie dem Kaiser darreicht. Ueber ihr ist ein Vogel sowie mehrere ähnliche barbarische und römische Sinnbilder.“

Fig. 13.

Die Dreizahl der Figuren hier und auf den Kopenhagener Gemmen verbunden mit der Aehnlichkeit in der ganzen Stellung und der Uebereinstimmung in der Haltung der Köpfe (linke Figur nach rechts sehend, rechte und mittlere nach links sehend) brachten Stephens auf die Vermuthung, dass auch die Gemmen denselben Gegenstand zur Darstellung bringen und

1) Man sehe: Atlas de l'Archéologie du Nord, représentant des échantillons de l'âge du bronze et de l'âge de fer. Publié par la Société Royale des Antiquaires du Nord. Copenhague 1857. Fig. 69.

2) A. a. O. S. 53. Lader os nu undersöge Thomsens No. 69. Her have vi en midtfigur, en Fyrste eller Keiser, med hovedet vendt tilvenstre, og i handen en standart, stående i forstavnen af et skib, eller på en stridsvogn Hovedet nedenunder hörer vistnok til en Slange, som bider ham i hälen. Bagved ham, med hovedet tilvenstre star en Hövding med nedadvendt spyd; tilvenstre, med hovedet tilhöire er der en vinget Victoria med en Palmegren: hun holder en Seirskrands, som hun räkker Keiseren. Ovenover hende er en Fugl, som mere ligner et barbarisk end et Romersk sindbillede.

Es werden dann noch ein Paar Brakteaten von Stephens abgebildet und besprochen, welche alle dasselbe Thema variiren.

dass dem Künstler dasselbe, übrigens bisher noch nicht mit Sicherheit aufgefundene Modell, wie dem Münzmeister vorgelegen habe. Diese Annahme scheint mir, wie ich bereits gesagt habe, die richtige zu sein und wir würden dann in der linksstehenden Figur, welche die beiden andern anblickt, die Nachbildung der Victoria zu erkennen haben. Ob aber unser Künstler sich bei dieser Nachbildung nun auch immer eine Siegesgöttin gedacht hat, halte ich für sehr fraglich. Geflügelt wenigstens hat er sie auf den dreifigurigen Gemmen nirgends dargestellt. Vielleicht war ihm die Gestalt nur ein dritter Krieger, welcher mit den anderen sprach oder irgend eine kriegerische Ceremonie vollzog; vielleicht aber meinte er damit auch den Fürsten, welcher zwei seiner Helden auszeichnete. Das Alles ist natürlicher Weise heute nicht mehr zu entscheiden und mag vielleicht auch nicht einmal bei allen Gemmen des dreifigurigen Typus die gleiche Bedeutung gehabt haben. Wir sehen daraus aber, dass es dem Belieben jedes Einzelnen überlassen bleiben muss, ob er die in der Luft schwebenden Gebilde sich aus dem ursprünglichen Palmenzweige oder dem Vogel entstanden denken will. Mir erscheint das Erste als das Wahrscheinlichere.

Durch die Stephens'sche Annahme erhalten wir auch in ungezwungener Weise eine Erklärung für diejenigen Attribute, welche ich der Kürze wegen als Körperfortsätze bezeichnet habe. Der oberste derselben, welcher von der ausgestreckten Hand gehalten wird, muss vermuthlich als eine kurze Lanze bezeichnet werden. Der zweite und wenn er vorhanden ist auch der dritte, sind als Andeutungen des Schiffsbordes anzusehen. Auf diese Art erscheint es auch fast natürlich, dass dieser Schiffsbord sich nur an den äusseren Seiten der seitlichen Figuren findet. Hier bot das Gemmenfeld dem Künstler noch den nöthigen Raum für diese Zeichnung, während seine Kunstfertigkeit nicht ausreichend war, um auch zwischen den Figuren den Schiffsrand zu markiren.

Als ich im Jahre 1874 die erste Gemme von dem zweifigurigen Typus publicirte, betrachtete ich dieselbe ebenfalls als die primitive Nachbildung eines klassischen Originals und erklärte die dargestellte Scene als die Ueberreichung eines Siegeszweiges durch die Victoria an einen Helden oder König. Während bei der Erklärung von Stephens für die Gemmen mit drei Figuren ein etwaiger Zweifel wohl verziehen werden müsste, so ist meine Deutung der kleinen Berliner Gemme über allen Zweifel erhaben, denn sie wird unwiderlegbar bewiesen durch die drei später aufgefundenen Gemmen desselben Typus. Und hierdurch wieder wird der Hypothese von Stephens eine erneute Stütze gegeben. Auf der betreffenden Berliner Gemme sind beide Figuren ungeflügelt, der nach Aussen gerichtete rechte Arm der rechten (kleineren) Figur ist aber in seinem gerade nach unten gestreckten Vorderarm um ein Stück länger als der Humerus, so dass wir in dieser Form des Armes das Knochengerüst eines grossen Victoriaflügels erkennen müssen. Noch weniger deutlich ist dieses auf der ebenfalls unge-

flügelten Figur der grösseren Gemme in Lüneburg. Die Oldenburger Paste jedoch lässt uns keinen Zweifel darüber, dass mit dieser Extremität ein Flügel gemeint ist, denn man erkennt daran ganz deutlich vier grosse Schwungfederstrahlen. Die geflügelte Figur ist hier aber ausnahmsweise die rechtsstehende. Das Exemplar aus Leipzig vervollständigt dieses Bild nun noch weiter, denn es zeigt ausser dem Flügel mit hier fünf Schwungfederstrahlen auch noch von derselben Schulter ausgehend einen vollständigen, im Ellenbogengelenke spitzwinklig gebeugten Arm, dessen Hand die Brust berührt. Hier steht die Victoria wieder auf der linken Seite.

Auch bei diesen Gemmen mit zwei Figuren sind die Körperfortsätze vorhanden, aber stets nicht mehr als zwei und diese befinden sich immer nur an dem Krieger, niemals an der Siegesgöttin. Ob sie auch hier als Andeutungen des Schiffsbordes gelten können, ist wohl fraglich. Es erscheint mir viel wahrscheinlicher, dass diese Gebilde hier als Wurfgeschoss und Schwert zu deuten sind.

Wir kennen jetzt das Material, aus welchem die Gemmen gemacht sind, wir kennen die Provenienz der Modelle, welche unserem Künstler vorgelegen haben, wir haben aber noch nicht versucht, die Herkunft, die Nationalität unseres Meisters zu erforschen. Als man die Gemme von Alsen fand, glaubte man diese Frage sehr einfach gelöst zu haben. Man hielt die in der Luft schwebenden Attribute für Binderunen und hielt den nordischen Ursprung des Verfertigers hiermit für erwiesen. Die Basis dieser Behauptung wurde jedoch hinfällig, als es sich herausstellte, dass diese Gebilde, welche der Gemme den Namen der Runenstein von Alsen eingetragen hatten, gar keine Runen wären. Nun tauchte mit einem Male eine andere Hypothese auf. Das Absonderliche und Ungewohnte der Ausführung veranlasste zu der Annahme, dass es eine phönicische Arbeit sei[1]). Aber auch diese Theorie musste fallen, denn alle bekannten Werke phönicischer Glyptik, auch die allerrohesten und primitivsten, sehen doch ganz anders aus. Es giebt ja, wie bereits weiter oben auseinandergesetzt worden ist, überhaupt absolut nichts in der bildenden Kunst, was man dieser Art, die menschliche Figur darzustellen, vergleichen oder an die Seite setzen könnte. Wir werden also darauf verzichten müssen, aus den Gemmen selbst, das heisst aus ihrer Technik u. s. w. die Abkunft ihres Meisters erfahren zu können. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als den Fundorten unserer Gemmen nachzuspüren, um auf diese Weise zu erfahren, welches Land als ihre Heimath zu betrachten ist.

Aber auch da kommen wir in einige Verlegenheit, denn die Herkunft des Exemplars von Leipzig kennt man nicht. Ebenso wenig weiss John Evans, woher seine in Nürnberg gekaufte Gemme stammt. Das

1) Zeitschrift für Ethnologie Bd. IV. 1872. Verhandl. S. 67.

Oldenburger Specimen fand sich im grossherzoglichen Schlosse daselbst mit anderen Sachen in einem alten Kästchen, das aus Eutin dorthin gebracht zu sein scheint; aber Niemand ist mehr im Stande anzugeben, wie es nach Eutin gekommen ist. Die beiden Stücke des Berliner Museums und die beiden von Lüneburg steckten in Apparaten des christlichen Cultus. Diese schmückten in Lüneburg die goldene Tafel auf dem Altare und in Berlin ein Reliquarium, beide Male gemeinsam mit einer Reihe von Edelsteinen anderen Styles. Natürlich weiss man hier erst recht nicht, aus welcher Heimath der fromme Eifer der Gläubigen die einzelnen Stücke geliefert hat. Die Geistlichkeit war bekanntlich nicht blöde und wählerisch im Nehmen und änderte durch heilige Weihe gern Profanes und selbst Heidnisches in Kirchliches und Heiliges um, besonders wenn es werthvoll war, oder dafür gehalten wurde. Bei dem Berliner Reliquarium sind nun leider alle von Herrn Dr. A. Voss aufgewendeten Bemühungen vergeblich gewesen, seinen früheren officiellen Standpunkt zu erforschen. Es lässt sich bedauerlicher Weise nichts weiter darüber aus den Archiven des königlichen Museums u. s. w. ersehen, als dass dasselbe aus dem Besitze des bekannten Sammlers Dorow für die ehemalige Kunstkammer im Schlosse von Berlin angekauft wurde und aus dieser später in das hiesige königliche Museum gelangt ist.

Diese genannten sieben Exemplare lehren uns also für unsere Frage gar nichts; sie sind, wie Fräulein J. Mestorf für die beiden Berliner Gemmen bereits hervorgehoben hat, sämmtlich als sogenannte Wanderer zu betrachten. Wir müssen uns also an die fünf noch übrigen Stücke halten. Und hier finden wir nun allerdings eine nicht zu unterschätzende Uebereinstimmung. Seine dreifigurige Gemme kaufte John Evans in Stockholm und der Sage nach sollte sie in Schonen gefunden sein. Die vier anderen fanden sich sämmtlich in der Erde und zwar die eine bekanntlich auf Alsen und die in Kopenhagen befindlichen alle drei auf Seeland. Wir werden daher wohl schwerlich fehlgreifen, wenn wir Skandinavien als die Heimath unserer Gemmen betrachten und vielleicht unterstützt auch die von Eutin nach Oldenburg gebrachte Gemme noch ein Wenig diese Ansicht. Wir können aber, da wir ja für alle zwölf Exemplare nur einen einzigen Meister angenommen haben, noch einen Schritt weiter gehen und müssen auch die Gemme von Alsen und diejenige aus Schonen für Wanderer erklären und müssen die Insel Seeland als die Heimath der Kunstwerke und damit als den Wohnsitz und vermuthlich auch als das Vaterland unseres Künstlers proklamiren.

Leider fanden sich alle die fünf den Ausschlag gebenden Stücke vereinzelt in der Erde vor, ohne alle anderen begleitenden Gegenstände. Wir müssen diesen Umstand sehr bedauern, denn auf diese Weise fehlt uns wieder jeder Anhalt, in welche Zeit wir die besprochenen Werke der Steinschneidekunst versetzen sollen. George Stephens prätendirt für sie das

ältere nordische Eisenalter, respektive das vierte bis fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung und schliesst dieses wieder aus den oben schon erwähnten Bracteaten, deren römische Vorbilder ungefähr dieser Periode angehören. Einen wirklichen Anhalt für die Berechnung bietet uns von allen zwölf Stücken nur die Gemme von Alsen, weil wir allein bei ihr Genaueres über die Tiefe, in welcher sie sich fand, erfahren haben. Sie allein auch nur scheint annähernd ungestört in ihrer ursprünglichen Lage verblieben zu sein. Sie fand sich, wie bereits erwähnt, 6 Fuss tief unter der Erde und zwar in den Wurzeln einer horizontalliegenden Eiche. Es musste also der Eichbaum auf ihrer Ruhestelle zuerst sich entwickeln und wachsen; dann musste er, nachdem der Sturm ihn umgebrochen hatte, vom Sande überschüttet werden und dann musste die von Neuem sich bildende Bodenoberfläche soweit anwachsen, dass sie um 6 Fuss höher als die alte liegt. Welche Zeit gehörte hierzu?

Die Basilica des Julius Caesar auf dem Campo vaccino in Rom liegt weit über 6 Fuss unter dem heutigen Strassenpflaster; das Forum Trajani ungefähr ebenso viel. Sollte die Bodenaufhäufung auf Alsen auch schneller von Statten gegangen sein, so kommen doch immer noch bei der Berechnung anderthalb Jahrtausende heraus und wir erhalten auf diese Weise annähernd dieselbe Periode, welche Stephens angegeben hat.

Wir sind mit unseren Untersuchungen noch nicht zu Ende. Es bleibt uns noch übrig zu erforschen, was für einen Zweck, was für eine Bedeutung diese absonderlichen Gemmen denn eigentlich gehabt haben. Waren es Schmucksachen im gewöhnlichen Sinne, oder waren es Ehrengaben des Fürsten an verdiente Persönlichkeiten, den Gnadenketten des ritterlichen Mittelalters und unseren heutigen Orden vergleichbar — oder waren es vielleicht gar Amulette? Denn das müssen wir doch wohl annehmen, dass diese Dinge zur Benutzung für die Menschen selbst gedient haben werden und nicht etwa nur zur Ausschmückung ihres Hauses oder Heiligthums. Schmucksachen im gewöhnlichen Sinne des Wortes können die Gegenstände wohl kaum gewesen sein. Denn wenn wir von den beiden Lüneburger und den beiden Berliner Gemmen abstrahiren, welche in den Geräthen des christlichen Cultus steckten oder noch stecken (goldene Tafel des heiligen Michael und Reliquienschrein), Plätze, welche ihnen doch zweifellos nicht ihrer ursprünglichen Bestimmung nach zukamen, so müssen wir in allen Stücken constatiren, dass sie ohne jede Art einer Fassung, Oese oder Durchbohrung sind, womit sie am Körper oder dem Anzuge befestigt werden konnten. Aus demselben Grunde müssen wir wohl auf die Annahme verzichten, dass es Ehrenzeichen gewesen sind. Denn auch diese haben ja natürlich nur einen Sinn, wenn sie offen und für Jedermann sichtbar getragen werden können. Da sich nun an ihnen also keine Vorrichtung findet, womit dieses bewerkstelligt werden könnte, so möchte ich glauben, dass es von vorn herein ihre Bestimmung gewesen ist, im Geheimen und

versteckt mitgeführt zu werden; in diesem Falle natürlich nur aus magischen Gründen als Talisman. Dass dieser Talisman nicht für die Weiber bestimmt gewesen ist, sondern für die in den Kampf hinausziehenden Männer, um den Krieger vor dem Feinde zu schützen und ihm den Sieg zu erringen, das scheint mir aus dem dargestellten Gegenstande unwiderleglich hervorzugehen. Sehr wahrscheinlich erscheint es mir ferner, dass die Krieger diesen Talisman in einem besonderen Täschchen oder Säckchen bei sich führten, vielleicht um den Hals gehängt oder am Oberarme befestigt, wie wir Aehnliches auch heute noch bei halbcivilisirten Völkern sehen z. B. bei den Bashuto und den Nubiern in Afrika und selbst noch bei den christlichen Russen.

Ist meine Talismantheorie aber die richtige, so sind wir auch im Stande, noch Weiteres daraus zu schliessen. Wir können nämlich wohl mit Sicherheit behaupten, dass diese Art von Talisman eine neue und nur ausnahmsweise gebrauchte gewesen sein muss. Es ist nicht die geringe Zahl der bis jetzt bekannten Exemplare, welche mich zu dieser Annahme veranlasst, denn diese Zahl kann ja durch neue Entdeckungen sich immer noch vermehren und vielleicht sind auch jetzt schon eine Reihe von Exemplaren in öffentlichem Besitze, ohne dass man es bisher der Mühe für werth gehalten hat, ihnen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Vielmehr ist es der Inhalt der Zeichnungen selbst, der mich glauben lässt, dass diese Amulettart eine neue war. Wäre sie eine bereits althergebrachte und allgemein gebräuchliche gewesen, dann hätte heilige Gewohnheit auch eine ganz bestimmte Form des schutzbringenden Bildes vorgeschrieben und der Künstler hätte es ohne Zweifel nicht gewagt, daran auch nur die geringste eigenwillige Modifikation und Abwechslung vorzunehmen. Dass er dieses ungestraft wagte und konnte, spricht für die damalige Neuheit unseres Talisman.

Man hat auch früher schon gefragt, warum denn nur so wenige Specimina unserer Kunstgattung existirten — damals kannte man nicht mehr als drei — und Fräul. Johanna Mestorf legte ihre Ansicht über diesen Punkt in folgenden Worten nieder [1]): „Es scheint, als habe ein nordischer Steinschneider hier einen missglückten Versuch gemacht, antike Gemmen zu imitiren. Das harte Material erschwerte die Arbeit und trotz aller darauf verwendeten Mühe war das Produkt ein unscheinbarer Schmuck, der weder durch Farbenpracht noch Goldglanz in die Augen fiel und dessen Vervielfältigung obendrein so mühsam war, wie die Herstellung des Originals. Da war es leichter und lohnender die classischen Motive in dünnem Goldblech nachzubilden. War der Stempel einmal geschnitten, so liessen sich in kurzer Zeit eine beliebige Anzahl Bracteaten anfertigen; breitere oder schmälere, mehr oder minder kostbare Einfassungen bewirkten die

1) A. a. O. S. 183, 184.

nöthigen Preisabstufungen, und damit war ein prächtiger, von Männern und Frauen getragener, beliebter Schmuck hergestellt."

Ich sehe mich leider nicht in der Lage, diese Ansicht zu theilen, von der ich übrigens nicht weiss, ob Frl. Mestorf sie heute noch vertritt. Fürs Erste ist ja die Anzahl der von unserem Meister gelieferten Stücke keine so ganz kleine und ihre Ausführung für ihn gewiss eine recht mühevolle und zeitraubende gewesen, so dass er sicherlich wohl für eine Reihe von Jahren daran eine genügende Beschäftigung fand. Hat er aber wirklich seinen Beruf gewechselt und hat er das Gemmenarbeiten aufgegeben, dann ist er ein Stempelschneider und Münzmeister ganz sicher nicht geworden. Denn eine einfache Vergleichung unserer Gemmen mit den bis jetzt bekannten Bracteaten in Bezug auf die Art und Weise, wie auf beiden die menschliche Gestalt zur Darstellung gebracht worden ist, lehrt uns in unwiderleglicher Weise, dass derjenige, der diese menschlichen Figuren bildete, jene darzustellen nicht im Stande war und umgekehrt. Beide sind ja, wie bereits erwähnt wurde, von ungeheurer Rohheit, aber gerade diese Rohheit der Ausführung liefert uns den Beweis, dass verschiedene Hände sie ausgeführt haben.

Von den Brakteaten stehen die vollkommneren sowohl in der Ausführung des Rumpfes und der Extremitäten, als auch in der Darstellung der Gesichter um vieles höher als die Gestalten auf den Gemmen. Aber auch die roher und primitiver gearbeiteten Bracteaten halten einen Vergleich nicht aus, denn auch sie stehen zwar in Bezug auf die Körper und Extremitäten immer noch höher als die Gemmengestalten; ihre Köpfe dagegen sind bedeutend roher in der Darstellung als die Köpfe auf den Gemmen. Es bleibt nur eigentlich noch ein riesiges Auge übrig, das von einem an der unteren Ecke offenen, doppelt contourirten Carré umschlossen wird. Die obere hintere Ecke dieses Carrés ist abgerundet und bildet den Hinterkopf, die vordere untere Ecke ist, wie gesagt, offen geblieben und stellt auf diese Weise den Mund vor. Das ganze innere Feld wird von dem riesigen schräg stehenden Auge eingenommen. Welch Unterschied von den zwar primitiven, aber doch gut charakterisirten Gesichtern unserer Gemmen!

Wenn ich nun noch über die Reihenfolge einige Bemerkungen mache, in welcher unser Künstler seine Gemmen verfertigt haben mag, so können dieselben selbstverständlich nur die Bedeutung der Hypothese haben, welche leicht durch die Entdeckung neuer Stücke sehr schnell ihren Werth verlieren kann. Es erscheint mir aber bei dem bis jetzt bekannten Materiale sehr wahrscheinlich, dass die beiden einfigurigen Gemmen als Erstlingsarbeiten des Künstlers betrachtet werden müssen. Er probirte erst mit einer Gestalt, ob ihm die Arbeit überhaupt gelingen würde und lieferte zuerst die kleine Lüneburger Gemme (No. 8), welche breiter und unproportionirter, aber auch tiefer und doch ungeschickter als alle übrigen

geschnitten worden ist. Ihr folgte dann die Nürnberger Gemme (No. 11) als zweiter, vervollkommneter Versuch. Es wurde ja die Aehnlichkeit beider Stücke bereits hervorgehoben, jedoch die vollendetere Technik und die grössere Deutlichkeit des Kranzes auf No. 11 erwähnt. Jetzt erst wagte sich der Steinschneider an die Ausführung seines ganzen Modells, dessen eine Figur, wahrscheinlich die linke, auch für die beiden vorigen Stücke das Vorbild abgab, und jetzt erst lieferte er die Glaspasten mit den drei Figuren.

Von ihnen müssen wir die Gemme von Schonen (No. 10) als die älteste betrachten. Ich schliesse dieses aus zwei Umständen: erstens ist das linke Bein der linken Figur genau so schlecht dem Rumpfe eingefügt, eigentlich ihm vorne anliegend, wie die Beine, besonders das rechte, auf No. 11, eine Verzeichnung, welche sich bei keiner einzigen der noch übrigen fünfundzwanzig Figuren wiederfindet, und zweitens bemerkt man sogar rechts am Rande den allerdings wieder aufgegebenen Versuch, die Perlstabumrahmung des Originales zur Darstellung zu bringen, was ebenfalls auf keiner anderen Gemme wiederkehrt.

Wie die übrigen Stücke nun folgen, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen; nur soviel können wir, glaube ich, noch als ziemlich gewiss annehmen, dass die Gemme von Aagerup (No. 2) und diejenige von Alsen (No. 1) die letzten Exemplare gewesen sind, weil auf ihnen die Gruppe durch leichte Knickung der Beine und durch Hintenüberneigung der rechten Figur besonders belebt, fast tanzend erscheint.

Ob die zweifigurigen Gemmen nun zwischen den vorigen gearbeitet worden sind, oder erst später als diese, das können wir natürlich nicht wissen. Aber unter sich bilden sie wieder eine ganz deutliche Skala der Vollendung.

Ob wir hier aber eine Entwicklungsfolge vom Roheren zum Vollendeteren vor uns haben oder vielleicht umgekehrt, das ist ebenfalls schwer zu sagen. Ich möchte das Letztere glauben und möchte hier die vollendetste Arbeit, die Leipziger Gemme (No. 6) für die frühste dieser Gruppe halten, weil auf ihr der Adlerflügel und der Arm an der linken Figur noch deutlich ausgebildet sind. Auf der Oldenburger Gemme (No. 12) fehlt bereits der Arm und auf der grösseren Lüneburger Gemme (No. 7) und der kleinen Gemme des Berliner Reliquariums (No. 5) ist kaum noch der Flügel als solcher zu erkennen und die Figuren erscheinen immer mehr wie nach der alten Schablone gearbeitet. Die Lüneburger Gemme (No. 7) halte ich von allen vier Stücken für die späteste.

Manchen von den Lesern mag es vielleicht den Anschein haben, als wenn es sich garnicht der Mühe verlohnte, über so unschöne und primitive Kunstgegenstände in so ausführlicher Weise abzuhandeln. Auf diesen Einwurf möchte ich entgegnen, dass gerade ein ganz besonderer Reiz darin

liegt, die Anfänge und Entwicklungsstadien der Kunst zu studiren, wenn auch der ästhetische Genuss natürlicherweise an formvollendeten Gegenständen ein bei Weitem höherer ist. Wie wichtig für das ganze Verständniss menschlicher Kunstfertigkeit ist es, gerade den Bindegliedern nachzuspüren zwischen solchen rohen Erstlingsversuchen und den stylvollen, das Auge auch des Nichtkenners erfreuenden Kunstwerken späterer Geschlechter! Welcher Kunstforscher möchte die Glaukopis Athene schön finden, wie Schliemann sie in der verbrannten Stadt von Hissarlik entdeckte; wer vermöchte sich für die Venus Amathusia zu begeistern, welche Palma di Cesnola aus ihren Gräbern auf Cypern wieder auferstehen liess, — und dennoch, welche bedeutenden Schlaglichter verdanken wir gerade der Entdeckung dieser beiden abscheulichen Idole!

Und so möchte ich denn noch einmal unsere Schlüsse recapituliren: Die 12 beschriebenen Gemmen sind in Bezug auf das benutzte Material, die Rohheit der Technik und die Art und Weise der dargestellten Scene so übereinstimmend unter einander, dass einem und demselben Künstler ihre Urheberschaft zugeschrieben werden muss. Es wird gewiss mit der Zeit gelingen, noch mehrere zu dieser Gruppe von Kunstwerken gehörige Exemplare aufzufinden. Die Mehrzahl derjenigen Stücke, welche an ihrem ursprünglichen Fundorte entdeckt worden sind, berechtigt uns zu der Annahme, als den Wohnort und somit wahrscheinlich auch als die Heimath des Künstlers die Insel Seeland zu erklären. Die Zeit, in welcher seine Thätigkeit fällt, ist das frühe Mittelalter; wahrscheinlich hat George Stephens Recht, wenn er ihn in das vierte bis fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung versetzt. Da diese Zeit für Skandinavien eine prähistorische war, so können wir unsere Intaglien als prähistorische, nordische Gemmen bezeichnen. Sie dienten mit grosser Wahrscheinlichkeit als Talismane und wurden von Kriegern getragen.

Ob wir nun jetzt in diesen zwölf Exemplaren den ganzen Vorrath der für uns Epigonen übrig gebliebenen Stücke kennen? Ich glaube dieses nicht, sondern ich lebe der bestimmten Hoffnung, dass, wie bisher, auch ferner noch nach und nach ein und das andere hierher gehörige Stück aus seinem Jahrhunderte langen Verstecke hervorgezogen werden wird. Die Ursache, dass diese Dinge so in Vergessenheit gerathen konnten, haben wir wahrscheinlich wohl in ihrem leider nicht hinweg zu leugnenden Mangel an Schönheit zu suchen. Dem Gemmensammler im gewöhnlichen Sinne haben sie keinerlei Interesse abgewinnen können und so war es ihr Schicksal, in die Raritätenkammern zu wandern. Es ist nämlich für diese Annahme charakteristisch, dass keines der grossen öffentlichen Gemmencabinette, selbst das von St. Petersburg nicht, ein solches Exemplar besitzt. Ich verdanke diese Angabe der gütigen Mittheilung des Herrn Dr. Georg Treu, Assistenten an dem Antiquarium des königlichen Mu-

seums in Berlin, welcher durch das Thema seiner Dissertation: De ossium humanorum larvarumque apud antiquos imaginibus capita duo. (Berlin 1874) veranlasst war, gerade derartigen rohen und hageren Darstellungen seine ganz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mögen die vorstehenden Zeilen dazu beitragen, uns recht bald noch neues Material auf diesem Gebiete bekannt zu machen.

Miscellen und Bücherschau.

Aegyptische Steinzeit.

In einem Prioritäts-Streit zwischen Prof. Haynes (Boston) und Dr. Mook wegen Entdeckung künstlich behauener Steine in Aegypten schreibt ersterer (The Nation Jan. 27. 1881): Ich fand im Winter 1877/78 in der Nähe von Kairo, später in Luxor „a number of palaeolithic axes, true type of St. Acheul, most extensive series of all the usual implements . . the axes mostly found in the bottoms of the wadays . . „I guided Dr. Mook to . . . I brought my collection to Paris, — exhibited a selection in the Pavillon Anthropol. Grt. Exhibition; they are described in the Catalogue, as types franchement Acheuléens — (see Bull. Soc. Anthr. Jan. 1879). — Mr. de Mortillet has referred to my discovery as of very great importance (Rev. d'anthr. Jan. 79) . . . But all that Mr. Mook has to say about my discovery, is this: „Prof. Haynes of Boston, with whom, in the early part of 1878, I searched these localities, possesses no others, i. e. than objects similar to those in his collection. He even gives the credit of the discovery of stone implements in the desert, on the right bank of the river, at Luxor, to Mr. Hertweg, an invalid who was staying . . . Mr. de Mortillet, in a private letter, writes (9. 11. 80):" Toutes les prétentions de tous les Allemands d'au-delà du Rhin n'empêcheront pas la reconnaissance des faits; vos silex si intéressants et si importants d'Egypte ont été exposés au vu et au su de tout le monde . . . F. Jagor.

Unersetzlicher Verlust für die indische Archäologie.

Dr. Burgess, der Leiter der archäologischen Aufnahmen für Süd-Indien, schreibt aus Amravati, dass er sich dorthin begeben habe, um die Marmor-Skulpturen in Augenschein zu nehmen, welche der Herzog von Buckingham (Gouverneur von Madras) den unglücklichen Einfall gehabt hat, durch eine Bande von Kulis ausgraben zu lassen. Wie nicht anders zu erwarten war, sind die herrlichen Marmorplatten, ausgeführt im vollendetsten, jemals östlich vom Tigris erreichten Kunststyl, durch die Brecheisen derart zertrümmert worden, dass sich nur errathen lässt, was sie einst gewesen sind. Nur wenige Platten, die durch einen günstigen Zufall mit der Rückseite nach oben lagen und zu dick waren, um zerbrochen zu werden, sind dem Schicksal entgangen.

Dr. Riebeck's Expedition in Chittagong.

„The Friend of India and Statesman". Calcutta, 11. April 1882, berichtet aus Rangamatti, dass zwei wissenschaftliche Männer aus Deutschland das Chittagong-Gebiet durchforschen und Proben von Kunst- und Gewerbeerzeugnissen der Eingeborenen sammeln. Sie haben eine Anzahl Photographien verschiedener Bergstämme aufgenommen, und Gewänder, Schmuck, Geräth, Teppiche u. s. w., wie sie in den Bergen angefertigt und verwendet werden, gekauft. Die Gesellschaft reist unter dem Namen Dr. Riebeck's Expedition, sie besuchte Demagiri[1]), konnte aber aus Mangel an Trägern nicht weiter südlich oder östlich vordringen.

Wegen der zur Zeit im Gebirge herrschenden Hungersnoth kamen viele „Wilde" nach

1) Ein Dorf im Chittagong-Gebirge, seit 1872 ein wichtiger Markt für Gummi elasticum.

Rangamati, wo sie von der englischen Behörde mit Gaben von Reis unterstützt wurden. Sie werden als sehr klein geschildert; die Frauen sollen nicht über 4 bis 4 Fuss 3 Zoll engl. (4 Fuss = 1219 *mm*), nur ausnahmsweise je über 5 Fuss gross sein.

Sie kochen ihre Speisen in kleinen Pfannen oder in grünen Bambusen. Der Reis wird gewaschen, 10 Minuten in Wasser eingeweicht, in Blätter eingewickelt, mittelst eines Stockes in einen grünen Bambus gestopft und so am Feuer geröstet[1]). F. Jagor.

Goldene Masken in Indien (vergl. Dr. Schliemann's Goldene Masken von Mykene).

In der Königlichen Familie von Kolhâpur war es Sitte, zum Gedächtniss verstorbener Rajahs, dem Schutzgotte der Familie geweihte Tempel zu bauen. Ich weiss, dass eine, angeblich den zu verewigenden Rajah darstellende goldene Maske dem Tempel geschenkt worden ist, um an dem Kopfe des Bildnisses befestigt zu werden, und glaube, dass dieser Fall nicht vereinzelt steht.

In seiner historischen Skizze des Konkan (p. 72) erwähnt Mr. Nair einen Sivaji geweihten Tempel in Sindhudurg, in welchem das ihn darstellende Idol für gewöhnlich eine silberne, für Festlichkeiten eine goldene Maske trägt, beide haben das Aussehen eines gewöhnlichen Mahrattengesichtes. Weitere Nachforschungen würden ohne Zweifel zeigen, dass dieser Brauch nicht auf Sivaji's Familie beschränkt, sondern weit verbreitet in Indien ist, — vielleicht ein Ueberlebsel alter arischer Sitte, die unter den arischen Rassen in Europa erloschen ist. Indian Antiquary Bombay 1878, p. 26.

In Gujerat ist der Brauch allgemein, aber nur in Siva-Tempeln, es giebt in Surat kaum einen ohne (eine solche Maske), auch in Rajkot sah ich eine. Die Masken sind nur vergoldet oder plattirt — werden nur bei Festlichkeiten angelegt. Der Brauch ist wahrscheinlich nicht sehr alt. Der Dharma-Sindhu, ein massgebendes Werk über Hindu-Ceremonien, scheint ihn nicht zu kennen. ibid. pag. 160.

Microcephale „Azteken" und Chuas (Rattenköpfe) von Punjab.

Zur Ergänzung der interessanten Mittheilungen über die Chua's von Punjab, die wir der Güte des Surgeon Major Dr. F. Wilson verdanken (Verh. Berl. Anth. Ges. 1879 S. 23 mit Abbildung), werden folgende im Indian Antiquary, Bombay, enthaltene Notizen: A. eine Anfrage des Hon. Secretary der R. Asiat. Soc. London, und B., C., zwei Antworten darauf, willkommen sein:

A. In Pul Shah Daulah bei Lahore, jenseits des Deg-Flusses, befindet sich eine Anzahl von ihren Eltern eingelieferter Idioten, mit denen Mohamedaner herumziehen, um Almosen zu erbetteln. Ihr Gesichtsausdruck ist der einer Ratte, man nennt sie Chuhar Shah Daulah. Ein kecker Franzose zeigte zwei derselben 1856 in Paris und nannte sie Azteken aus Central-Amerika. Können wir weitere Nachrichten über diese und ähnliche Colonien in anderen Theilen Indiens erhalten? R. Cust (Ind. Antiq. 1879. 176).

B. Auszug aus dem Settlement Report Gujarat, (ibid. 176). . . Das Heiligthum ist eines der berühmtesten in Punjab. — Shah Dawlat war ein Afghane — es heisst, dass das erste Kind jeder Frau, welche ihn ersucht, um ein Kind für sie zu beten, als Idiot mit kleinem Kopf und grossen Ohren geboren wird. Sie werden von den Eltern im Tempel dargebracht, sie können nur essen und liegen. Die Sitte, solche Kinder darzubringen, besteht noch. Man nennt sie Shah Dawlat's Ratten. Jedes Jahr werden eines oder zwei eingeliefert (von 1857 bis 1866 14 Knaben, 3 Mädchen.)

1) Gewöhnlich wird der Reis mit Zusatz von Wasser in den frischen Bambusen gesotten, die dabei zwar verkohlen aber nicht verbrennen. Es wäre interessant zu ermitteln, ob die geringe, dem Reis nach obiger Behandlung anhaftende Wassermenge, bei festem Verschluss des Bambusrohres, genügt, um den Reis gar zu machen und das Gefäss gegen Verbrennen zu schützen.

C. General A. Cunningham, Director der archäologischen Aufnahmen in Indien, berichtet[1]), dass er neuerlich das Heiligthum Chuha Shah Daulah's besucht habe. Es liegt vor dem Ostthore von Gujarat, westlich vom Chenab-Flusse. . . . Das Grabmal ist ein einfacher Backstein-Sarkophag mit Bruchstücken glasirter Kacheln in einem offenen Hofe, 20' im Geviert.

„Der Ruf des Heiligen beruht auf seiner angeblichen Macht, unfruchtbaren Weibern Nachkommen zu gewähren. Durch ein angemessenes Opfer auf seinem Altar erhält jedes kinderlose Paar Nachkommen, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, dass sie den Erstgeborenen dem Heiligen darbringen. Alle stimmen darin überein, dass jedes einzelne dieser erstgeborenen Kinder mit einem äusserst kleinen Kopf zur Welt kommt mit dem Aussehen einer Ratte (Chúhà) und mit dem Panja-Zeichen auf der Stirn[2]). Deshalb heissen alle diese Kinder Chuha Shah und der Heilige selbst Chúhà Shah Daulah. Zuweilen liefern die Eltern ihren Erstgeborenen nicht ab, der dann ein Idiot wird, sein Haus verlässt und aus seinem eigenen freien Willen in das Heiligthum kommt. Zur Zeit meines Besuches im Januar waren vierzehn dieser Kinder dort. Ich sah einen erwachsenen jungen Mann und mehrere Kinder, alle hatten unnatürlich kleine Köpfe. Drei der Knaben schielten auch auf einem Auge. Sie schienen scheu und etwas erschreckt und ihre Lippen bewegten sich fortwährend (restlessly) wie die einer Ratte.

„Die Fakirs des Tempels nehmen auf ihren Bettelzügen durch das Land je ein Kind mit, und mehrere Chúhàs waren zur Zeit meines Besuches abwesend. Das Heiligthum ist im ganzen Lande wohl bekannt und von Hindus und Mohamedanern viel besucht." F. J.

Abel: Linguistic Essays. Trübner & Co., London 1882.

Eine Reihe linguistischer Abhandlungen, mit der psychologischen Feinheit ausgeführt, wie vom Verfasser bekannt, und zwar: Language as the expression of national modes of thought, (—23); The conception of love in some ancient and modern languages (—79); The english verbs of command (—135); The discrimination of synonymes (—157); Philological methode (—169); The connection between dictionary and grammar (—181); The possibility of a common literary language for the Slave nations (—203); Coptic intensification (—223); The order and position of words in the latin sentence (—265). A. B.

Wiesner: Das Bewegungsvermögen der Pflanzen. Wien 1881.

„Wie der Physiker durch die Wellenbewegung des Wassers auf die Erklärung der Schallphänomene geführt wird, so müssen auch wir von dem Einfachen zum Verwickelten fortzuschreiten suchen. In diesem Sinne ist der Vergleich einer Erscheinung mit einer anderen erlaubt, das umgekehrte Verfahren kann zur Erklärung des Phänomens nichts beitragen, eher steht zu befürchten, dass dieser Weg zu Unsicherheit führt." A. B.

Post: Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft. Oldenburg 1881.

In dem Verfasser hat die durch die Ethnologie eingeleitete Forschung einen thätigen Mitarbeiter gewonnen, und zwar auf einem wichtigsten ihrer Gebiete, auf dem der Rechtsverhältnisse. Die Anschauungen, die hier zu gelten haben, der Anschluss an die geographischen Provinzen, die Betonung des genetischen Principes u. s. w. finden sich ohne Rückhalt adoptirt, und wird auf der Basis des soweit bereits Beschafften weiter gearbeitet. Dies ist ein gesundes Zeichen naturgemässen Fortschrittes, und hoffentlich werden mit fernerer Theilung der Arbeit noch mehr solche Helfer herantreten, mit jedesmal fachmännischer Kenntniss ausgerüstet, zur Bearbeitung das dadurch beherrschte Terrain. Man kann jetzt um so unbedenklicher dazu einladen, da jeder Folgende es leichter haben wird, als seine Vorgänger.

1) Indian Antiquary 1879 Aug. p. 234.

2) Panja nach Wilson Gloss. Ind. terms. Die Hand mit den fünf ausgebreiteten Fingern. F. J.

Als, vor einem Viertel Jahrhundert etwa, angefangen wurde, die Beschaffung des Rohmaterials, diese unerlässlich erste Vorbedingung für jede Induction, ernstlich in die Hand zu nehmen, sah es wüst und wirr aus in der Ethnologie, auf allen ihren Gebieten, und bei der nothwendig gleichzeitigen Inangriffnahme aller solcher, damit auch wüst und wirr gar oft in ihren Büchern, die als Resultate unsicher erster Pionier-Züge aus kaum gelichteten Wildernissen zu Tage traten. Jetzt machen sich bereits überall Durchblicke und neue Klärungen bemerkbar, durch welche vielversprechende Aussichten eröffnet werden, aber jedes Folgende setzt ein Früheres voraus, kein Zweites ohne ein Erstes, und die Früchte, die jetzt allmählig zu erhoffen sind, würden nicht haben reifen können, wenn die erste Urbarmachung, als grob und unfein verschmäht, oder, in Folge der Schmähungen Anderer, gescheut wäre.

Auch in dem vorliegenden Buche, und innerhalb seines fester umschriebenen Beobachtungskreises, heisst es noch jetzt: „die allmählige Ansammlung des Materials, von dessen Existenz ich erst im Verlaufe meiner Arbeiten Kunde erhielt, hat zur Folge gehabt, dass Mancherlei hier- und dorthin zerstreut ist" (S. VI). Das ist gerne zu glauben, und wird auch später nicht ausbleiben, noch für lange voraussichtlich hinaus, denn das Forschungsgebiet ist, selbst heute noch, ein fast unabsehbares. Dadurch jedoch wird Niemand sich abschrecken lassen, wer, gleich dem Verfasser, die Bedeutung dieser Forschungen erkannt hat, ihre Bedeutung und ihre Tragweite für die wichtigsten Culturfragen der Gegenwart. Je eher deshalb die als ferner bevorstehend (S. 232) angezeigten Werke der Ethnologie zur Benutzung geliefert werden, desto willkommener werden sie ihr sein. A. Bastian.

Anderson: Scotland in early Christian Times. Edinburgh 1881.

Unter den Abbildungen die der Brooch of Hunterston (S. 2 und 4) mit Runen-Inschrift, sowie die daran angeschlossenen Funde.

Rae: The white sea Peninsula. London 1881.

Mythologie der Samojeden (Cap. XI), der Lappen (Cap. XX), mit Abbildung einer Kobda (und Erklärung).

Kraus: Natur- und Culturleben des Zulus. Wiesbaden 1880

giebt im Anschluss an die meteorologischen Verhältnisse (S. 197—220) medicinische Beobachtungen.

Thevet: Les Singularitez de la France antarctique, Nouvelle Edition avec notes et commentaires par P. Gafferel. Paris 1878.

Den Zugang erleichternd zu den aus früheren Zuständen der Stämme Brasiliens wichtigen Notizen dieses Beobachters, der ausserdem mit Nicot im Streit liegt, über erste Einführung des Tebak (l'herbe Angoumoisine).

Fresnay: Patois Normand. Rouen 1881

als „un des ancêtres" des Französischen, für viele Worte nur: „le débris de l'un des quatre grands dialectes de la langue d'oil ou romane".

Bérenger: La Nouvelle-Nursie. Paris 1878.

Nachricht über die Eingeborenen der Missionsstation in der Victoria-Ebene unter dem (seit 1845 selbstständigen) Bisthum in Perth.

Fison & Howitt: Kamilaroi and Kurnai. Melbourne 1880.

Ein Werk, das für die ethnologische Kenntniss Neu-Holland's fortan zu den Bausteinen gerechnet werden wird, in beiden Abtheilungen: Kamilaroi Marriage, descent and relationship

by L. Fison, und: Kurnai, their customs in Peace and War by A. W. Howitt, mit dem ferneren Vorzug einführender Worte durch Lewis H. Morgan.

Jnglis: Dictionary of the Aneityumese language (I. aneityumese and english, II. english and aneityumese) also: Outlines of Aneityumese Grammar, and an Introduction. Williams & Norgate, London 1882.

Rev. John Jnglis (thirty three Years a Missionary) füllt mit dieser Frucht seiner langjährigen Lehrthätigkeiten in den Neu-Hebriden eine Lücke aus, die der Spezialist lange gefühlt hat, und der Leser aus der Vorrede kennen lernt: „As the Aneityumese language belongs to a new family of tongues, the Papuan, comprising, perhaps at least a hundred dialects or langages and which are spoken from Fiji to Papua or New-Guinea, and as a Grammar and Dictionary of only one of these, namely, that of Fiji, has heen published", wird die gegenwärtigen Veröffentlichung vorgelegt, in Introduction (—XXIX), Grammar (31—46), Dictionary (—200).

Tylor, Edward, B.: Anthropology. Macmillan & Co., London 1881).

Was dieses Buch bedeutet, sagt der Name des Verfassers den Sachkennern, und wer sich solchen anzureihen wünscht, wird unter seiner Führung die beste Anleitung erhalten, so dass es sich bald in den Händen Aller derer flnden wird, die dem im Titel ausgesprochenen Studium zugewandt sind. Den Capiteln: Man, ancient and modern (—35), Man and other animals (—56), Races of Mankind (—114), Language (—152), Language and Race (—167), Writing (—182), Arts of Live (—287), Arts of pleasure (—309), Science (—342), the Spirit World (—373), History and Mythology (—401), Society (—436) sind Illustrationen angefügt, (78 Nummern).

Festschrift aus Veranlassung der 25jährigen Jubelfeier der K. K. Geogr. Ges. in Wien, December 1881. Wien 1881.

gewährt in der Rede des Präsidenten (Hofrath F. von Hochstetter) und in dem durch den Herausgeber der Mittheilungen (Dr. J. Chavanne) zugefügten Rückblick die Geschichte dieser Gesellschaft, welche „unter den günstigsten Auspicien in's Leben trat", auch für die Anthropologie, nämlich in dem Jahre der „Expedition der Novara".

Siebold, H. v.: Ethnologische Studien über die Aino, auf der Insel Yesso. Berlin 1881.

Eine werthvolle Monographie, sowohl durch das ethnologische Material, in Anmerkungen (S. 35—48) vermehrt, sowie durch ihre Tafeln (I—VI).

Scheube: Die Ainos, Separatabdruck aus dem 26. Heft der Mitth. der D. Ges. b. S. und S. Ostasiens. Yokohama 1882.

Zu dem eingehenden Aufsatz desselben Verfassers über das Bärenfest (im 20. Heft der Zeitschrift obiger Ges.) finden sich auf Tafel VIII und IX der vorliegenden Publikationen weitere Illustrationen. B.

Druckfehler-Berichtigung.

In der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XIV, Heft 1, S. 59, Zeile 17 statt Fig. 2 sollte es heissen: Tafel VII, Fig. 1a und b.

Die künstliche Deformirung der Zähne.

Von

Dr. **Hermann von Jhering.**

(Mit einer Karte und 8 Holzschnitten.)

Die Anschauungen der Anthropologen gehen bekanntlich hinsichtlich der Bedeutung, welche dem Schädel für die Unterscheidung der Rassen zukomme, noch immer weit auseinander. Während die einen, sich auf den Standpunkt von A. Retzius stellend, aus dem Schädel die Rasse erkennen zu können glauben, wird von anderen diese Auffassung durchaus nicht getheilt, indem sie den Schädel, ebenso wie die Beschaffenheit von Haut, Haaren, Körperproportionen u. s. w., nur als einen der für die Rassenbestimmung in Betracht kommenden Factoren anerkennen. Mag man nun der einen oder der anderen jener beiden Ansichten zustimmen, so bleibt doch das eine gewiss, dass die Bestimmung der Zugehörigkeit eines Schädels zu einem bestimmten Volksstamme in zahlreichen Fällen ausserordentlich schwierig, wo nicht unmöglich erscheint, selbst wenn man ganz davon absieht, dass beim gegenwärtigen Stande der Dinge man es nur selten mit einem in ethnologischer Beziehung ganz reinen Materiale zu thun hat, für welches die Möglichkeit der Vermischung verschiedener Rassenelemente mit voller Sicherheit ausgeschlossen werden könnte. Und wenn wir von diesem in der That schwerwiegenden Einwurfe auch ganz absehen, so bleiben doch noch andere Umstände übrig, welche die Sicherheit der craniologischen Forschungen und ihrer Resultate zu beeinträchtigen vermögen. Namentlich gilt dies für die Angaben über die Herkunft der Schädel, welche, wie besonders von A. B. Meyer hervorgehoben worden ist, häufig unzuverlässig oder irrig sind. Oft bezeichnen solche Angaben nur den Ort der Herkunft, womit denn nichts über die Rasse ausgesagt ist, und es kann auf diese Weise wohl sich ereignen, dass etwa die Angabe Schädel von Java nicht mehr Werth hat als sie die Bezeichnung Schädel von Konstantinopel haben würde, selbst dann, wenn ausdrücklich bemerkt ist, dass der betreffende „Javaner" nicht etwa ein eingewanderter Europäer oder Chinese gewesen sei. Dass

Irrthümer der Art in der That vorkommen, darauf weisen auch manche der weiterhin zu besprechenden Beobachtungen hin.

Unter solchen Umständen schien es mir immer, dass es von besonderem Werthe sein müsste, wenn man ausser der Form des Schädels noch andere Hülfsmittel für die Beurtheilung der Herkunft eines Schädels auffinden könnte, und ich habe daher immer alles, was hierfür in Betracht kommen konnte, gesammelt. Die Verhältnisse, welche ich dabei im Auge habe, betreffen gewisse Manipulationen, welche mit dem Schädel vorgenommen werden, sei es bei Lebzeiten des Eigenthümers, sei es später. In letzterer Beziehung ist an jene Behandlungsweise zu erinnern, welche namentlich in der Südsee an manchen Orten dem Kopfe oder dem Schädel des Verstorbenen zu Theil wird.

Ich will an dieser Stelle nicht näher hierauf eingehen, erwähne nur, dass in Neu-Seeland und in Neu-Guinea die Köpfe der Verstorbenen bei langsamem Feuer getrocknet und dann aufbewahrt werden, und in sehr eigenthümlicher Weise präparirte Köpfe von den Salomonsinseln in die Museen gelangten. An der eigenthümlichen Art, wie der Unterkiefer mittelst Cocosnussbändern u. s. w. an den Schädel befestigt ist, erkennt man die von den Marquesas-Inseln und zum Theil auch von den Sandwich-Inseln kommenden Schädel, während die Schädel der Dajaks nicht selten durch wunderbar zierliche Einschnitzungen in die platten Knochen der Schädeldecke ausgezeichnet sind.

Leider ist die Zahl derartiger am Kopfe oder am Schädel üblicher Prozeduren nur eine sehr geringe, so dass sie praktisch kaum in Betracht kommen. Das gleiche gilt dann auch von den künstlich deformirten Schädeln, da sie bei den Untersuchungen nicht in Frage kommen können, deren Zweck es ist, die typische normale Form des Schädels zu ermitteln. Von besonderem Werthe erwiesen sich dagegen jene künstlichen Entstellungsweisen des Gebisses, welche bei zahlreichen uncivilisirten Völkerschaften vorkommen. Dass künstliche Deformirungen der Zähne in sehr beträchtlichem Umfange und bei den verschiedensten Naturvölkern ausgeführt werden, wird zur Genüge aus dem Folgenden hervorgehen, und es hat sich andererseits auch herausgestellt, dass die Art und Weise der Deformirung bei zahlreichen Völkern eine so besondere und charakteristische ist, dass sie ein gutes Hülfsmittel abgiebt zur Controlirung der Richtigkeit der Angaben über die Herkunft von Schädeln.

Mit Rücksicht auf diesen Gesichtspunkt bin ich bestrebt gewesen, alle einschlägigen Thatsachen und Angaben möglichst vollständig zu sammeln. Obwohl meine bezüglichen Bemühungen[1]) sich bereits auf einen Zeitraum von über 8 Jahren erstrecken, so kann ich mir doch nicht verhehlen, dass

1) Eine ältere kurze Mittheilung von mir hierüber befindet sich im Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie. Jahrgang 1875 S. 77.

es mir nicht gelungen ist, jenen Grad der Vollständigkeit zu gewinnen, der für eine erschöpfende Behandlung des Themas wünschenswerth gewesen wäre.

Namentlich war es mir nicht möglich, die reichhaltigen Sammlungen von Paris und London kennen zu lernen, über welche hinsichtlich der hier behandelten Verhältnisse nichts Näheres bekannt ist, ein Mangel, zu dessen Beseitigung vielleicht diese Zeilen den Anstoss geben. Wenn ich übrigens diese Lücke nicht für eine allzu empfindliche halte, so bestimmt mich dazu die bei dem Besuche verschiedener anthropologischer Sammlungen gemachte Erfahrung, dass die Ausbeute schliesslich meist nur auf eine Bestätigung der zuvor schon gewonnenen Resultate hinauskam.

Es gilt das namentlich von den Malaien-Schädeln, hinsichtlich deren ich es daher auch nicht einmal für nöthig erachte, alle von mir gemachten Beobachtungen mitzutheilen. Werthvoller als diese Erfahrungen erwiesen sich im Allgemeinen die bezüglichen Mittheilungen der Reisenden.

Ich habe in dieser Hinsicht schliesslich eine Fülle von Belegstellen zusammen bringen können, wie ich sie nicht zu hoffen gewagt hätte. Ich verdanke dies zumal der überaus freundlichen und wirksamen Unterstützung, welche Herr Dr. R. Andree mir durch Rath und That zu Theil werden zu lassen die Güte hatte. Freilich habe ich mich davon überzeugen müssen, dass Vollständigkeit in der Sammlung der Literaturangaben unmöglich erreicht werden kann, allein andererseits glaube ich doch jenen Grad von Vollständigkeit gewonnen zu haben, der einen Ueberblick gestattet über die verschiedenen in Betracht kommenden Prozeduren und über die Art ihrer geographischen Ausbreitung. Am meisten gilt dies wohl für Afrika, am wenigsten aber für Amerika, da es mir zur Zeit noch nicht möglich ist zu beurtheilen, in welchem Umfange Deformirungen der Zähne bei den Indianern, oder doch bei einzelnen Stämmen derselben vorkommen, und wo und wie weit in bestimmten Fällen dieselben sich zurückführen lassen auf den Einfluss der mit ihnen in Berührung gekommenen Negervölker. Dass gerade in dieser Beziehung Uebertragungen, wie sie uns die Ethnologie so häufig kennen lehrt, vorkommen, davon habe ich mich hier in Brasilien, wo ich diese Studie zum Abschluss bringe, überzeugen können. Es ist eine hier überall bekannte Thatsache, dass die aus Pernambuco stammenden Brasilianer häufig spitz gefeilte Zähne aufweisen. „Der muss aus Pernambuco sein", heisst es dann wohl, denn er hat gefeilte Zähne. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass diese übrigens jetzt schon wieder verschwindende Sitte auf eine Nachahmung der bei den als Sklaven importirten Negern so verbreiteten Gewohnheit des Feilens der Zähne zurückzuführen ist. Im Allgemeinen pflegen es aber doch mehr die tieferstehenden Culturvölker zu sein, welche Gebräuche und Sitten von den mit ihnen in Berührung tretenden civilisirten Rassen annehmen. Hier aber liegt der gewiss seltnere Fall vor, dass der Gebieter den Gebrauch des Sklaven zum seinen

macht. Weniger überraschend wird freilich diese Erscheinung, wenn man bedenkt, wie ausserordentlich verbreitet und fast alle Schichten der Bevölkerung durchdringend, zumal im nördlichen Brasilien, die Vermischung der Rassen ist.

Wenn nun im Folgenden das Thema der Zahndeformirung monographisch bearbeitet werden soll, so ist das weder an und für sich überflüssig, da mir keine dahinzielende Arbeit bekannt ist, noch ist auch dem Gegenstande von Seiten der Anthropologen bereits gebührend Achtung geschenkt werden. Ist es doch mir selbst passirt, dass, als ich zuerst auf die malaische Flächenfeilung aufmerksam wurde, ein in Anthropologie wohlbewanderter College mir die absichtliche künstliche Bearbeitung in Abrede stellte und meinte, es handle sich nur um Einwirkung des Betelkauens auf die Zähne. Es war das derselbe Irrthum, in dem sich schon 100 Jahre früher J. Cook[1]) befunden hatte, indem er meinte, das die Zähne durch das Betelkauen schwarz und vorne cariös werden. Wie wenig dieser Standpunkt aber selbst jetzt noch überwunden ist, geht wohl daraus hervor, dass ein neuerer, mit einer Vorrede von Broca versehener Grundriss der Anthropologie[2]) noch in demselben Irrthum befangen ist, dessen Widerlegung ebensowohl die anatomische Untersuchung wie die Berücksichtigung der Berichte der Reisenden ergiebt.

Sehr verschieden sind die Manipulationen, welche für die Deformirung des Gebisses in Gebrauch kommen und diese verschiedenen Abzeichen liefern für die Beurtheilung der Rassenfrage nicht unwichtiges Material, insofern sich ergiebt, dass trotz weiter Verbreitung bestimmter Sitten, doch eine Zugehörigkeit verschiedener Deformirungsmodi zu bestimmten Rassen und Stämmen nicht zu verkennen ist. Die künstliche Behandlung des Gebisses erweist sich in dieser Beziehung von grösserer Wichtigkeit, wie Tättowirung, Beschneidung und ähnliche Gebräuche, so dass die ethnologische Forschung mit ihr künftighin als mit einem wohlzubeachtenden Factor wird zu rechnen haben. Gerade dieses Ergebniss erscheint mir als das werthvollste Resultat dieser Studien, und ich erlaube mir auf die Ausbreitung der verschiedenen Gebräuche, wie sie in Afrika und im malaischen Archipel üblich sind, hier besonders aufmerksam zu machen.

Was nun die einzelnen, in Betracht kommenden Sitten betrifft, so sind dieselben, wie schon bemerkt, sehr mannigfaltig. Den einfachsten Fall stellt das Färben der Zähne dar. Schwarzfärben der Zähne ist im malaischen Inselgebiete häufig, bald mit Feilung combinirt, bald für sich allein. Das Rothfärben der Zähne habe ich in meinen Notizen für die Frauen von Bornu, Schwarzfärbung für die Bewohner von Birma notirt, und zwar ersteres auf

---

1) J. Cook. Voyage autour du monde en 1768—1771. In Nouv. Biblioth. des voyages. Tome III, p. 25, die Insel Java betreffend.

2) P. Topinard. L'anthropologie, Paris 1876, p. 381. „Les Malais ont les dents corrodées sur le devant, suivant une ligne transversale concave, par l'action du betel qu'ils mâchent."

die Autorität von Nachtigal hin, letzteres auf jene von Bastian[1]). Die übrigen Bearbeitungen des Gebisses bestehen theils in künstlicher Bearbeitung der Zähne, theils im Ausziehen derselben. Die letztere Sitte wird des Zahnwechsels wegen in der Regel erst mit 10—12 Jahren oder bei der Mannbarkeitserklärung oder vor der Heirath ausgeübt. Für das Ausziehen von Zähnen giebt es drei verschiedene Centren: Afrika und Australien, wo es sich dabei um nationale Auszeichnungen handelt, und die östlichen Polynesier, bei denen der Gebrauch als Trauerverstümmelung auftritt. Es werden je nach den Stämmen obere oder untere, einer oder mehrere Schneidezähne ausgerissen. Die Zuspitzung der Zähne ist vor allen den ächten Negervölkern eigen, und es wird dabei der Zahn in der Regel nicht gefeilt, sondern mit der Klinge und dem Hammer behauen. Bei den Bantuvölkern kommen Einkerbungen der Zähne mit Zackenbildung vor. Wo dabei der Modus des Feilens vorkommt, dienen Steine als Instrument, da die Feile dem Schwarzen Afrikas fremd ist, auch jenen, die sich auf Ausschmelzen und Bearbeiten von Eisen wohl verstehen. Das Feilen der Zähne in sehr verschiedener, aus dem folgenden speziellen Theile ersichtlicher Weise ist bei den Malaien des indischen Archipels üblich. Dabei wird der untere Rand gewöhnlich glatt und gerade gefeilt und die vordere Fläche abgefeilt. Ich nenne das „Flächenfeilung", im Gegensatze zur Relieffeilung, bei welcher ein Theil der vorderen mit Schmelz versehenen Fläche des Zahnes in Gestalt eines Dreieckes stehen bleibt, während die seitlichen Theile der vorderen Fläche des Zahnes abgefeilt und geschwärzt werden. Dabei wird der Kaurand des Zahnes entweder gerade gefeilt oder zugespitzt. Es wäre möglich, dass diese Sitte der Zuspitzung, die mir von Papuas und Negritos bekannt ist, ursprünglich dem malaischen Elemente fremd war, doch liegen noch keine hinreichend genauen Mittheilungen vor. Dafür, dass die jetzt im malaischen Inselgebiet üblichen Zahndeformirungen nicht ursprünglich alle den Malaien eigen waren, spricht ausser der engen Begrenzung der Relieffeilung mit Zuspitzung auf einige der Sundainseln und dem Wiederauftreten der Zuspitzung bei den Negritos der Philippinen noch der Umstand, dass eine andere sehr eigenthümliche Sitte, die nur von Borneo und Celebes jetzt bekannt ist, früher auf den Philippinen in Gebrauch war, von denen man weiss, dass sie in älterer Zeit das Wohngebiet der jetzt fast ganz zurückgedrängten Negritos waren. Es ist die Sitte, in die oberen Schneidezähne ein Loch an der Vorderfläche zu bohren und dieses mit Metall, womöglich mit Gold auszufüllen. Die Verwendung von Gold zum Schmucke der Zähne kommt übrigens auch in Sumatra vor, wo man Zahnfutterale aus Goldblech machte.

Als Zweck der Zahndeformirung erscheint zumeist dieselbe Sucht, den Körper zu schmücken oder durch besondere Entstellungen zu kennzeichnen,

1) Die diesbezüglichen Literaturbelege vermag ich jetzt nicht zu beschaffen.

welche so vielfach dem Tättowiren, zumal dem Einschneiden von Hautnarben, dem Durchbohren von Lippen, Ohren u. s. w. zu Grunde liegt. Es ist leicht begreiflich, dass eine so eingreifende Procedur als ein wichtiger Lebensabschnitt betrachtet und meist am Termine der Mannbarkeitserklärung oder Heirath vorgenommen wird. Die so Ausgezeichneten schauen mit Stolz und Ueberhebung auf die benachbarten Stämme herab und vergleichen das Gebiss jener mit dem von Eseln oder Hunden. Zur Rechtfertigung ihres eigenen Gebrauches führen sie denn an, sie wollten nicht Eseln etc. gleichen, doch sind solche Betrachtungen jedenfalls erst aufgekommen, nachdem die Sitte bereits eingeführt war. Einen tieferen Hintergrund wird man schwerlich solchen Gebräuchen andichten können. Sie sind eben gleichgültig oder schädlich und reihen sich einfach in die Summe jener Gebräuche ein, durch welche Naturvölker gewisse wichtigere Lebensepochen zu markiren oder durch welche sie sich von anderen Stämmen zu unterscheiden und zu schmücken pflegen. Am deutlichsten tritt dies in Afrika hervor, wo die durch Zahndeformirung und Hautnarben erzielten nationalen Abzeichen den Sklavenhändlern erwünschten Anhalt für die Beurtheilung der Herkunft ihrer Gefangenen darboten. Als wirklich zweckmässig lässt sich nur die Zuspitzung der Zähne bei den Negern anerkennen, da die respektable Hülfe eines zugeschärften Negergebisses beim persönlichen, mit Ringen verbundenen erbitterten Zweikampfe ganz wohl als eine werthvolle Ausrüstung für ihren Träger anerkannt werden kann. Wir begegnen demselben Gedankenkreise, wenn wir von einem im nördlichen China wohnhaften Stamme erfahren, dass bei ihnen die Bräute gezwungen werden, sich die Vorderzähne ausziehen zu lassen, „damit sie ihre Männer nicht beissen können." Eine andere Erklärung beansprucht das Ausbrechen der Zähne bei gewissen Polynesiern, z. B. den Bewohnern der Tonga- und Sandwichinseln. Während in Australien das Zahnausziehen eine bei der Mannbarkeitserklärung übliche Ceremonie repräsentirt, erscheint es bei den genannten Polynesiern als Zeichen der Trauer. Wenn schon bei uns Händeringen und Haareraufen als Attribute masslosen Schmerzes bei Todesfällen gelten, so geht die Kasteiung des eigenen Leibes bei niederen Kulturvölkern viel weiter und sind selbst schwerere Verwundungen nichts seltenes. Bei den östlichen Polynesiern ist es üblich, einen Finger oder ein Fingerglied als Zeichen der Trauer abzuschneiden, oder sich ein Ohr wegnehmen oder einen Zahn ausschlagen zu lassen, — ein Gebrauch, der bei öfterer Wiederholung der Trauerfälle zum Verlust eines grossen Theiles des Gebisses führt.

Mit der Verwerthung der aus der geographischen Vertheilung der Zahndeformirungen sich ergebenden Resultate für ethnologische Fragen ergeht es uns zum Theil ähnlich, wie zumeist bei derartigen Untersuchungen. Es stehen einander in dieser Hinsicht zwei verschiedene Richtungen gegenüber, die bei allen ethnologischen Forschungen mit einander in Collision gerathen. Die einen lassen sich gefangen nehmen von den auffallenden Thatsachen,

welche eine Wiederholung identischer Gebräuche und Anschauungen von räumlich weit getrennten Orten darthuen, und folgern daraus die unabhängige Entstehung derselben gemäss der wunderbaren Kraft der menschlichen Phantasie und der übereinstimmenden Bedingungen, unter denen sich die werdende Cultur roher Naturvölker befindet. Die andere Strömung aber neigt sich zur Vereinigung ähnlicher Gebräuche und Anschauungen unter gemeinsame ethnologische Gesichtspunkte, folgert auf diesem Wege den genetischen Zusammenhang getrennter Völkerschaften und scheut selbst nicht davor zurück, die Anklänge, welche die culturhistorische Schilderung der Indianer an das materielle und geistige Leben ausseramerikanischer Naturvölker darbietet, als auf einen gemeinsamen Ursprung hinweisend zu erfassen. Wenn die letztere Richtung in Gefahr geräth, aus der zufälligen Uebereinstimmung völlig unabhängig von einander entstandener Sitten und Ideen Verwandtschaftsbeziehungen zu erschliessen, die niemals bestanden, einen Zusammenhang zu statuiren, wie in Wahrheit nie ein solcher existirte, so würdigt sich die andere Richtung zur Anhäufung von Curiositäten herab und bezeugt eine Misskennung der wichtigsten Aufgaben der Ethnologie. Allerdings ist das Studium der Cultur uncivilisirter Völker an und für sich lehrreich und lohnend, aber auf diesem Wege wird doch wesentlich nur die Culturgeschichte und Psychologie gefördert, während die Ethnologie im engeren Sinne zu den vergleichenden Wissenschaften gehört. Wie die vergleichende Morphologie erst durch die Erkenntniss des genetischen Zusammenhanges der Organismen ihre innere Berechtigung und Durchgeistigung gewann, so bildet auch die Erforschung der verwandten Culturen, die Erschliessung des Zusammenhanges im gesammten Inhalte des materiellen und geistigen Lebens der verschiedenen Rassen und Völker, kurz die Verfolgung der durch Wanderungen, Kriege u. s. w. oft so sehr verdeckten Verwandtschaftsbeziehungen die vornehmste Aufgabe der Ethnologie. Wie, um mit Baco zu reden, die Wahrheit eher aus dem Irrthume als aus der Confusion emporsteigt, so wird auch nur diejenige der beiden streitenden Richtungen den wissenschaftlichen Fortschritt zu fördern im Stande sein, welche bei aller Vorsicht und Gewissenhaftigkeit doch das Ziel nie aus dem Auge verliert, welches in der Aufdeckung der verwandtschaftlichen Beziehungen gesteckt ist.

In diesem Sinne glaube ich, dass auch die Zahndeformirungen einen Beitrag zur vergleichenden ethnologischen Forschung geben können. Es gilt das namentlich von Afrika, für dessen Völkergemisch viele selbst der besten Kenner an der Möglichkeit einer Entwirrung verzweifeln. Wer sich freilich die wunderbare Vertheilung der Bantuvölker vor Augen hält, wer bedenkt, wie oft Sitten wechseln oder abkommen, der wird es von vornherein unwahrscheinlich, fast undenkbar finden, dass eine scharfe ethnologische Abgrenzung existire. Wer sich hier nur an die Einzelheiten hält, wer überhaupt völlig abgeschlossene, sofort mit dem jeweiligen Stande der

linguistischen Forschung völlig übereinstimmende Resultate erwartet, der wird freilich den Versuch nicht wagen können, bestimmte Sitten auf bestimmte Rassen als ihnen ursprünglich eigen oder von ihnen ausgehend zu beziehen. Wenn man dagegen die Gesammtmasse der Thatsachen ins Auge fasst und die Sprache verstehen will, die sie lehren, so wird man, wie ich denke, nicht an der gesetzten Aufgabe zu verzweifeln haben, selbst wenn es ein so schwieriges Gebiet betrifft, wie Afrika.

Im Folgenden werde ich die Behandlung, welche das Gebiss erfährt, zuerst hinsichtlich Afrikas erörtern, wobei zuvörderst das Material vorgeführt, dann die daraus hervorgehenden Folgerungen erörtert werden sollen, und alsdann die Deformirungen bei den Malaien, Papuas und Australiern behandeln, während Amerika, nur wenig in Betracht kommend, am Schlusse folgt.

Afrika.

A. Beobachtungen.

Eine Anzahl von älteren, ihrer allgemeinen Fassung wegen kaum brauchbaren Angaben über die Deformirung der Zähne bei den Negervölkern hat Ritter[1]) gesammelt. Es scheint mir daher auch die Reproduction des betreffenden Passus nicht erforderlich. Ich beschränke mich auf die Wiedergabe der folgenden Stelle: „Ein heidnisches Bergnegervolk im Süden von Darfur feilt den Kindern die Zähne spitz, und drückt das Zahnfleisch nieder, so dass sie sehr lang erscheinen (Browne Reise. Uebers. S. 340). An allen Mumien der Aegypter findet man die Schneide- und Eckzähne mehr oder weniger abgefeilt (Fundgruben des Orients, Theil 6, Seite 63). Schon Edrisi, Oldendorp, Niebuhr haben ähnliches früherhin behauptet.“ Was die Behauptung von abgefeilten Zähnen bei Mumien von Aegyptern betrifft, so beruht sie offenbar auf einem Missverständnisse, indem die Abschleifung des Gebisses, welche in mehr oder minder hohem Grade sich überall mit dem Alter vollzieht, mit künstlicher Abfeilung verwechselt worden ist. Wenigstens finde ich in der craniologischen Literatur nichts darauf bezügliches notirt und habe auch selbst an Mumienschädeln nie gefeilte Zähne gesehen, obwohl ich viele derselben gesehen habe[2]). Dagegen wäre es möglich, dass die bildlichen Darstellungen der alten Aegypter uns die Negervölker schon mit deformirtem Gebisse vorführen. Ich meine derartiges gelesen zu haben, ohne doch eine Angabe darüber jetzt zu finden.

Besondere Beachtung haben die Hautnarben und Zahndeformirungen der Negervölker schon lange in Brasilien gefunden als Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Herkunft der als Sklaven importirten Schwarzen. Wilkes[3])

1) C. Ritter. Die Erdkunde. I. Theil, 1. Buch, 2. Aufl., Berlin 1822, S. 265.

2) Eben so wenig ist in der craniologischen Literatur etwas über deformirte Zähne von Mumien der Guanchen zu finden.

3) Ch. Wilkes. Voyage round the world of the United States exploring expedition. In one Vol. New-York 1851, p. 23—30.

giebt eine gute Zusammenfassung. Wir erfahren da, dass in Brasilien der Preis der Sklaven je nach der Herkunft derselben ein verschiedener ist. Am meisten geschätzt sind jene, welche von Guinea und aus dem Innern, zumal von Bornu, Timbuctu u. s. w. stammen. Man nennt sie in Brasilien Mina's. Sie sind ihrer Geschicklichkeit und Klugheit wegen besonders geschätzt und werden vielfach zu Vertrauensposten und als Handwerker, Krämer u. s. w. verwendet. Sie blicken mit Verachtung auf die anderen, aus Südafrika oder von der Mozambique-Küste stammenden, herab. Alle haben charakteristische Abzeichen, welche von den Sklavenhändlern des Preises wegen sehr beachtet wurden. Aus den von Wilkes bezüglich der Zähne gemachten Angaben hebe ich hier folgende hervor. Spitzfeilung der Zähne findet sich bei den Bewohnern von Embomma am Congo, sowie bei den Makuans an der Mozambique-Küste. Die Angoya („the Kabinda proper") nehmen die Mitte am Unterrande des Zahnes so weg, dass nur die Seiten zackenförmig stehen bleiben, auf die Weise also, wie auch ich sie für Schädel von Kabinda weiterhin beschreiben werde. Ebenso bearbeiten ihre Zähne manche Bewohner des Congo, sowie landeinwärts von der Mozambiqueküste die Makonde. Wir werden weiterhin sehen, dass diese Angaben zutreffen und jene Einkerbung der Zähne von der Loangoküste quer durch zur Mozambiqueküste sich verfolgen lässt.

Einer eigenthümlichen, übrigens bis jetzt isolirt dastehenden Sitte gedenkt Faidherbe[1]) von der aus Arabern, Berbern (Fulah's) und Negern gemischten Bevölkerung am Senegal. Bei manchen Frauen sind daselbst die Schneidezähne des Oberkiefers in sehr auffallendem Grade vorragend, was auf folgende Art erzielt wird. Die betreffenden Zähne des Milchgebisses werden den Mädchen mit einer Zange (pince de forgeron) ausgezogen und die definitiven Zähne mit den Fingern und der Zunge nach vorn gedrückt. Hier hat also die Zunge wirklich jene Beziehung zur Erzeugung des dentalen Prognathismus, welche ihr auch bei uns scherzhafter Weise von Virchow[2]) für das zungenfertigere Geschlecht beigemessen wurde. Man wird übrigens wohl kaum irren, wenn man auch hier den Anstoss zu dieser Zahntoilette bei der Negerbevölkerung sucht, bei der ja Deformirungen der Zähne so allgemein vorkommen im Gegensatze zu den Nubas, bei welchen diese Sitte fehlt.

A. Ecker[3]) giebt in seiner die Schädel nordostafrikanischer Völker betreffenden Abhandlung einige hier anzuführende Daten. So wird (S. 16) vom Schädel eines Mannes von Tegem No. A. 10, a erwähnt, dass der mittlere rechte obere Schneidezahn fehlt und wie die vollständig obliterirte Alveole

1) Faidherbe. Sur le prognathisme artificiel des mauresques du Sénégal. Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Paris. 2. Ser. Tom. VII, 1872. p. 766—778.

2) Bericht über die VII allgem. Versammlung der deutschen anthropol. Gesellschaft zu Jena. München 1876. S. 81.

3) A. Ecker. Schädel nordostafrikanischer Völker. Abh. d. Senkenberg'schen naturf. Gesellschaft. Bd. VI. Frankfurt a. M. 1866. S. 5, 6, 16.

und das Intactsein aller übrigen Zähne vermuthen lässt, wohl frühzeitig ausgebrochen worden ist. Von den beiden Schädeln aus Dar Fertit hat der eine — No. A. 8 — die vier Schneidezähne der Oberkinnlade, der andere — No. A. 8a — aber die Schneidezähne der Ober- und Unterkinnlade spitz gefeilt. Ecker nimmt dabei Bezug auf die Angabe v. Heuglin's [1]), der zu Folge die Spitzfeilung der Schneidezähne bei den Fertit regelmässig geschieht, wogegen bei den nicht sehr weit davon entfernt wohnenden Dor-Negern die vier mittleren unteren Schneidezähne ausgebrochen werden. Es ist eben hier die Grenze, wo die an der Westküste übliche Spitzfeilung mit der am weissen Nil üblichen Deformirungsweise der Denka, Schilluk, Bongo (Dor) u. s. w. sich berührt.

Marno [2]) berichtet von den Nuehr und Dinka, dass bei beiden Geschlechtern die zweiten (vier) Vorderzähne der Unterkinnlade, sobald sie zum Vorschein kommen, ausgebrochen werden, wodurch viele Laute ihrer Sprache etwas Eigenthümliches, schwer Nachzuahmendes bekommen. Dieselbe Angabe, der zu Folge also nur an dem definitiven, nicht am Milchgebisse die betreffende Operation ausgeführt wird, findet sich auch an einer anderen Stelle [3]), mit dem Zusatze, dass dieselbe Sitte sich bei den meisten Negerstämmen des Bahr-el-abiad vorfinde.

Uebrigens wird der erwähnten Sitte schon von älteren Reisenden gedacht, wie von Pallme und Cailliaud, welche Waitz [4]) zu Folge von den Schilluk und Dinka berichten, dass die vier unteren Schneidezähne im 10. oder 12. Jahre ausgebrochen werden. An derselben Stelle (S. 25) gedenkt Waitz des Ausbrechens der unteren Schneidezähne als einer am weissen Nil mit einziger Ausnahme der Bari allgemein üblichen Sitte.

In seinem Werke „Im Herzen von Afrika" spricht Schweinfurth wiederholt von der Sitte der Deformirung der Zähne. Ich theile in Folgendem die bezüglichen Stellen mit. Zunächst wird angeführt [5]), dass den Schilluk, wie fast allen Negervölkern, welche die Flachländer des oberen Nilgebietes bewohnen, die unteren Schneidezähne fehlen, die frühzeitig und ausnahmslos ausgebrochen werden. Dieselbe Sitte wird dann (S. 162) von den Dinka erwähnt. Beide Geschlechter brechen sich die unteren Schneidezähne aus, eine Sitte, welche mit den Dinka die meisten Bewohner des Bahr-el-Ghasal-Gebiets theilen. Was diese hässliche Verstümmelung bezwecken soll, ist schwer zu erkennen; als die nächste Folge davon erscheint uns ihre unartikulirte Sprache, deren Laute wir, ich glaube, nur dann nachzuahmen vermöchten, wenn wir uns gleichfalls die Zähne aus-

1) Th. v. Heuglin. Petermann's Mittheilungen. Ergänzungsheft II. 1863. No. XII. S. 158.

2) E. Marno. Reisen im Gebiet des blauen und weissen Nil, im ägyptischen Sudan und den angrenzenden Negerländern. Wien 1874. S. 345.

3) E. Marno. Sieben Monate in der Sumpfregion des Bahr Seräf. Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig für 1873. Leipzig 1874. S. 7.

4) Th. Waitz. Anthropologie. II. 1860. S. 73.

5) G. Schweinfurth. Im Herzen von Afrika. Leipzig 1874. Bd. I. S. 95

brechen wollten. Andere Völker in Afrika feilen die Schneidezähne spitz, andere, z. B. die Batoka am oberen Zambesi, brechen die oberen Schneidezähne aus. Das erstere erscheint selbstverständlich, um die Wehrhaftigkeit im Einzelkampfe zu erhöhen, das letztere (S. 163), um den vergötterten Wiederkäuern nachzuahmen; der Grund der Dinkasitte aber verschliesst sich unserer Erkenntniss.

„Ekelhaft erschienen alte Leute auch dadurch, dass ihre stehengebliebenen oberen Schneidezähne durch den mangelnden Widerstand von unten zum Munde herausragten und sich gespreizt ausnahmen, wie die Finger einer ausgestreckten Hand; solche Leute nennen die Nubier „Abu-Senūn", d. h. „Vater Raffzahn".

Seite 320 bemerkt Schweinfurth von den Bongo: „Gemeinsam ist beiden Geschlechtern nur die von der Mehrzahl der Bewohner des Bahr-el-Ghasal-Beckens geübte Unsitte, sich die unteren Schneidezähne auszubrechen, eine Operation, welche erst nach völlig beendetem Zahnwechsel vorgenommen zu werden pflegt. — Nur im südlichen, an die Niamniam grenzenden Theil des Landes unterbleibt diese Verstümmlung, welche jenem Volke gänzlich fremd ist. Dort in den Grenzdistrikten haben sich überhaupt die Niamniamsitten schon ziemlich verbreitet, und an Stelle des Ausbrechens tritt das Spitzfeilen einzelner oder aller Schneidezähne. Das seitliche Ausfeilen der oberen Schneidezähne wird auch von denjenigen Bongo vorgenommen, welche sich die unteren ausbrechen; gewöhnlich wird auf der Berührungsfläche der beiden mittelsten eine Lücke ausgefeilt; bei andern Individuen beobachtet man einen seitlichen Einschnitt an allen vier Schneidezähnen, so dass sich zwischen dieselben überall ein starker Zahnstocher hinstecken liesse."

Im zweiten Bande bespricht Schweinfurth die Zahndeformirung bei den Niamniam (S. 6): „Verunstaltungen am Körper werden weder vom weiblichen, noch vom männlichen Geschlechte vorgenommen, ausgenommen etwa das sich auch bei andern Völkern Centralafrikas wiederholende Spitzfeilen der Schneidezähne, was zum Zweck hat, in Einzelkämpfen und beim Ringen wirksam in die Arme des Gegners eingreifen zu können."

Endlich ebenda Seite 385 von den Kredj: „Die oberen Schneidezähne werden entweder spitz gefeilt, oder nur in der Lücke zwischen den einzelnen Zähnen ausgefeilt, die unteren Zähne bleiben stets intakt, dank dessen die Sprache eine deutlichere wird" (S. 385).

An einer anderen Stelle[1]) bemerkt Schweinfurth: „wie die Bongo des Südens brechen sich die Golo und Isere nicht die unteren Schneidezähne aus, sondern feilen die oberen nach Art der Niamniam spitz."

Nachtigal[2]) fand in Baghirmi, dass die Somrai einen, die Sara zwei und die Bai vier obere Schneidezähne ausbrechen.

1) G. Schweinfurth. Ergebnisse einer Reise nach Dar Fertit. Peterm. Mitth. Bd. 18. 1872. S. 284.

2) Zeitschrift der Ges. f. Erdkunde zu Berlin. Bd. VIII, 1873. S. 319.

Mit den Niamniam scheinen stammverwandt zu sein die Fam, welche nach Schweinfurth's Angabe von Nordosten her an die Küstenstriche des westlichen Afrika eingewandert sind. Einem Aufsatze von Hübbe-Schleiden über die Famfam („Aus allen Weltheilen" Jahrgang 11, Octbr. 1879, Seite 22) entnehme ich, dass bei ihnen, ganz wie bei den Niamniam, die oberen Schneidezähne spitz gefeilt werden. Der Verfasser fährt dann folgendermassen fort: „Marche[1]) berichtet, auch bei den Okandes dieselbe Procedur an drei jungen Männern vollzogen gesehen zu haben, und zwar giebt er an, dass die stumpfen Kanten der Zähne nicht abgefeilt, sondern, ungefähr wie man Zucker klopft, mit einem Messer abgeschlagen worden seien". „Besonders sei aber hervorzuheben, dass nach Nachtigal (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1875, S. 115) auch die zwischen den Niamniam Schweinfurth's und den Famfam der Westküste wohnenden Benda oder Banda sich die vorderen Zähne spitz feilen." Es geht also diese Sitte von den Niamniam bis zur Westküste und zwar, wie man Grund hat anzunehmen, im Zusammenhang mit direkter Stammverwandtschaft, da für die Famfam eine langsame Wanderung in der Richtung nach Südwest und gegen die Küste hin nachgewiesen ist.

Dieselbe Verschiebung soll gelten für die aus dem Innern nach dem Gabun vorgedrungenen Pahouins, von denen Roullet[2]) angiebt, dass ihre Zähne meist gefeilt sind.

G. Rohlf's[3]) bemerkt von den am Benue, einem Nebenflusse des Niger wohnenden Bassa, dass sie ihre Zähne spitz feilen, und ferner von den am Egogebirg wohnhaften Afonegern, dass sie die Oberzähne spitz feilen.

R. Hartmann theilte mir am 22. November 1874 mit: „Die Zähne werden spitz gefeilt von Matumbōka, Mangāngà, Agāwa, Amatonga." Vermuthlich theilt Hartmann in seinem mir nicht zugänglichem Buche über die Nigritier Näheres mit. Die Quelle wenigstens für die beiden ersteren ist offenbar Livingstone. Die an der Delagoa-Bai wohnhaften Amatonga stellen den südlichsten Punkt dar, bis zu welchem an der Ostküste die Sitte der Spitzfeilung hinabreicht. Weiter südlich kommen Zahndeformirungen nicht vor und unter den nördlicher wohnenden Kaffern werden wir sie nur bei den Damara antreffen, deren eigenthümliche Zahntoilette uns auf einen Zusammenhang mit den Bewohnern des oberen Nil hinweist.

Du Chaillu hat mehrere Beobachtungen über Spitzfeilen der Zähne notirt. Die eine derselben[4]), welche ich dem „Ausland" 1867, S. 341, entnehme, bezieht sich auf die im äquatorialen Westafrika in 1—2° S. B.

1) Marche. Trois voyages dans l'Afrique occidentale. Paris 1879. Eine die betreffende Operation darstellende Abbildung ist auch S. 29 l. c. von Hübbe-Schleiden reproducirt.

2) Petermann's Mittheilungen 1868, I. S. 35. Archiv für Anthropologie. III. S. 180.

3) G. Rohlfs. Quer durch Afrika. Bd. II. 1875. S. 198.

4) P. du Chaillu. A journey to Ashangoland. London 1867.

wohnenden Apono und besagt, dass diese die oberen mittleren Schneidezähne ausziehen und die anderen spitz feilen. An einer anderen Stelle[1]) wird von den Famine und Fams gesagt: Die Zähne des Königs waren schwarz gefärbt und spitz gefeilt.

Vermuthlich gründet sich auf die nähere Lectüre von du Chaillu's Werken die Angabe, welche Peschel in seiner Völkerkunde S. 23 macht, wonach Spitzfeilung der Zähne im westlichen Afrika üblich sei bei den Otando, Apono, Ischogo und Aschangostämmen.

In der Schädelsammlung von J. Barnard Davis[2]) sind eine Anzahl Schädel aus dem westlichen äquatorialen Afrika, sowie einige andere enthalten. Es sind in dem Cataloge verschiedene Notizen über Zahndeformirungen an denselben erwähnt, die ich im Wesentlichen hier zusammenstelle. Ich sehe mich jedoch in der Lage, nur einen bedingten Werth diesen Angaben beizumessen. Man weiss nicht, auf welche Weise der Sammler (Walker) sie erhalten und ob dabei nicht Missverständnisse etc. mit untergelaufen sind. Was hierauf besonders hinweist, ist, dass von mehreren dieser Stämme verschiedene Deformirungsweisen angegeben sind, auch da, wo Reisende darauf geachtet und nur einen Typus als vorkommend beschrieben haben. Weitere künftige Erfahrungen mögen hier ergänzend eintreten. Die Möglichkeit, dass auch im westlichen äquatorialen Afrika, am Gabun u. s. w. Zahnausreissen wie bei Kafferstämmen vorkommt, kann freilich nicht a priori bestritten werden, da man von den M'pongwe und Bakele weiss, dass sie der Sprache nach zur Bantugruppe gehören. Es scheint also, dass von den Congovölkern aus vereinzelte Bantuelemente sich nach Nordwesten hin weit in das Gebiet der Negervölker hineinerstrecken, wohl in Folge sekundärer, an der Westküste in nördlicher Richtung erfolgter Wanderungen. Bei Schädeln von Fanti, Osekani und Asira sind die oberen Schneidezähne zugespitzt. Bei dem Bakeleschädel No. 1069 sind nur die unteren, bei dem Aschango No. 1076 obere und untere Incisivi zugespitzt. Bei Dahomé 1230 und M'pongwe No. 1077 ist ein interincisives Dreieck zwischen die oberen mittleren Incisiven gefeilt. Bei den Bakele's sind Schneidezähne ausgebrochen, bald oben, bald unten, bald beiderlei. Da dies an 4 Schädeln sich wiederholt, so kann es sich hier nicht um Zufall oder Irrthum handeln.

Ueber die Art und Weise der Zahnoperation an der Sierra-Leone-Küste findet sich eine Notiz im Globus[3]) ohne nähere Angabe der zu Grunde liegenden Quelle. „Die Braut geht mit dem Bräutigam zur Schmied, der ihr die Vorderzähne feilt" (feilt?). Nach vollendeter Operation be-

1) P. du Chaillu. Exploration and Adventures in Equatorial Africa. London 1861. p. 75.

2) J. Barnard Davis. Thesaurus craniorum. London 1867. p. 200—212.

3) Globus. Bd. 25. 1874. S. 323.

geben sich beide in den Tempel, wo der Fetischmann die Verbindung einsegnet.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Angabe nach den auf Senegambien bezüglichen Mittheilungen von Travassos Valdez[1]) gemacht. Vor der Verheirathung, bemerkt derselbe, ruft man den Schmied, der die Zähne der Brautleute bearbeitet und zuschärft mit einem scharfen Instrumente, da sie keine Feilen haben.

Ueber die Deformirung der Zähne an der Sierra-Leona-Küste berichtet Winterbottom[2]) Folgendes: Die Gewohnheit, die Schneidezähne spitz zu machen, ist allgemein eingeführt. Das Nämliche ist auch auf der Goldküste üblich. Die Bullamer und Timmanier thun es auch, doch ist es bei ihnen nicht allgemein üblich. „Zu dem Ende halten sie unten an den Zahn ein Stück Eisen, das dünn und flach ist, nehmen ein scharfes Messer, halten die Schneide auf den Zahn und schlagen mit einem Holze darauf, so dass ein Stückchen vom Zahn abspringt. Dies wiederholen sie nun so oft, bis er ganz scharf ist, denn eben darin besteht die grösste Schönheit. Man hört sie eben nicht darüber klagen, dass diese Operation schmerzhaft sei, oder dass ihnen nachher der Genuss warmer oder kalter Getränke Zahnschmerzen verursache." Die Gewohnheit, durch welche sie sich zu verschönern gedenken, ist in beiden Geschlechtern üblich.

Ueber die Deformirung der Zähne bei den Kru-Negern, den Bewohnern der Neger-Republik Liberia, berichtet H. v. Schlagintweit[3]), welcher Gelegenheit gehabt hat, dieselben kennen zu lernen und zu untersuchen. Es waren bei ihnen die vier Schneidezähne des Oberkiefers und des Unterkiefers zugefeilt, so dass sie ganz schmal, fast spitz endeten, was dem Gesicht beim Oeffnen der Lippen ein thierisches Gepräge gab. Die Zähne sollen sich dessenungeachtet gut erhalten. Bei den Negern der Zahnküste soll dies Feilen der Zähne ganz allgemein sein. Dass die Kruneger und gewisse Negerstämme am Congo die Zähne spitz feilen, erwähnt auch Berchon[4]), wobei er die Bemerkung nicht nur auf die Schneidezähne, sondern auch auf die Eckzähne ausdehnt.

Hinsichtlich der im westlichen Afrika an der Loangoküste üblichen Zahndeformirungen berichtet Bastian[5]), dass die Zähne je nach den Gelübden (?) ausgeschlagen, horizontal oder dreieckig gegeneinander gefeilt oder, wie besonders im Innern, gespitzt werden, und (S. 152), dass ein

1) Fr. Travassos Valdez. Six years of a travellers life in Western Afrika. Vol. I. London 1861. p. 198.

2) Th. Winterbottom's Nachrichten von der Sierra-Leona-Küste. Weimar 1805 (als Band 23 von Sprengel's Bibliothek der Reisebeschreibungen).

3) H. v. Schlagintweit. Zur Charakteristik der Kruneger. Sitzungsber. d. k. bayer. Akad. d. Wiss. II. Cl. 1875. S. 191.

4) Berchon. Documents sur le Senegal. Bull. de la Soc. d'Anthrop. Tom. I. Paris 1860. p. 523, 524.

5) A. Bastian. Die deutsche Expedition an der Loangoküste. I. Jena 1874. S. 185.

„Prinz sich nicht verheirathen kann, ohne seine Zähne gefeilt zu haben, und wenn das geschieht, so findet ein Fest statt, um die Gesundheit der Zähne zu bewahren.“ Daselbst finden sich noch folgende Angaben: „Die Mussoronghi brechen sich die oberen Schneidezähne aus und ihre Sprache ist eine näselnde“ (S. 132) und ferner „in Bansaia, zum Reich des Oberkönigs Umdingi umcaca gehörig, werden die Vorderzähne seitwärts ausgefeilt und gespitzt“ (S. 144).

Die Wanjamesi (Uniamuezi) reissen sich Speke[1]) zu Folge die unteren Schneidezähne aus und schneiden ein Dreieck zwischen die oberen, wodurch eine Oeffnung von der Gestalt eines umgekehrten römischen V entsteht.

Demselben Autor zu Folge (l. c. II, S. 152) werden in Unyoro 4—6 der unteren Vorderzähne ausgezogen, weil kein Myoro eine Person aus seinem Becher trinken lässt, welche sich nicht diesem Gebrauche fügt. Dasselbe Gesetz besteht in Usogo. Die gleiche Angabe findet sich auch bei Werne[2]), welcher angiebt, dass die Eingeborenen am Nil 5° N. sich die unteren Schneidezähne ausreissen, um nicht Eseln zu gleichen.

Auch Baker hat die Sitte der Entfernung unterer Schneidezähne bei Völkern im Nilbecken beobachtet. Er erzählt von den Latukas, südöstlich der Bari: „Die vier Vorderzähne des Unterkiefers werden ausgezogen und in die durchbohrte Unterlippe ein Stift eingesteckt“[3]).

Bei Pickering wird — nach Krapf — die Deformirung der Zähne erwähnt für die Wanika, welche südlich vom Aequator an der Ostküste in der Umgebung von Mombas wohnen. Ihre Nationalauszeichnung besteht danach in einer zwischen die beiden oberen Schneidezähne eingefeilten Einkerbung. Es scheint hier also die sonst zumeist damit verbundene Entfernung der unteren Schneidezähne zu fehlen.

Bei den Wapokomo[4]) am Tanafluss in Ostafrika ziehen die Väter oder auch die Medizinmänner den Kindern die unteren mittleren Schneidezähne aus. Um das Nachwachsen der bleibenden Zähne zu hindern, wird der Zahnkeim durch Aufdruck eines glühenden Messers zerstört. So viel ich weiss, steht diese Darstellung völlig isolirt, da sonst das Milchgebiss bei den Negern und Kaffern unbehelligt bleibt.

In den verschiedenen Reiseberichten von Livingstone sind verschiedene Angaben über Deformirung der Zähne enthalten, von denen mir aber

---

1) Speke. Entdeckung der Nilquellen. Bd. I. S. 108.

2) Werne. Expedition zur Entdeckung der Quelle des weissen Nil. Berlin 1848. S. 298.

3) Baker. Der Albert-Nyanza, das grosse Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Uebers. v. Martin. Jena 1867. Bd. I. S. 181 ff. So nach dem Referate im Archiv f. Anthropol. Bd. III. 1868. S. 145.

4) Nach Dr. Fischer. Mittheilungen der Hamburger Geographischen Gesellschaft. 1878 bis 1879. S. 30.

noch manche mögen entgangen sein[1]). Am wichtigsten war mir die Notiz[2]), dass die Makondé und Matambwé ihre Vorderzähne zu Spitzen ausfeilen, wogegen die Mashinga je oben und unten einen Schneidezahn ausbrechen und an den Vorderzähnen an den Seiten je eine Spitze stehen lassen, was also der von mir für die Marorineger angegebenen Methode entspricht. Ferner wird ebenda (S. 174) von Chimuna's Stadt bemerkt, „die beiden mittleren Vorderzähne werden in der scharfen Kante ausgehöhlt".

An einer andern Stelle[3]) erwähnt Livingstone von den Balungu, den Bewohnern von Urungu in 8° 46 südl. Br. und 31° östl. L., dass bei Frauen und Männern gewöhnlich einer oder zwei der unteren Vorderzähne ausgeschlagen sind. Endlich ist aus der Zambesi-Expedition noch folgende Angabe von Livingstone[4]) zu notiren. Die Matumboko gehören zu den Manganja, nur durch die Art der Tättowirung sich unterscheidend. Sie, wie auch die Babisa feilen die Zähne spitz. Andere Manganja kerben die oberen Schneidezähne ein; die Einkerbung ist bald eckig, bald rund. Bei letzterer Art bekommt der Rand eine halbmondförmige Gestalt. Andere Stämme machen ein dreieckiges Loch zwischen die mittleren Schneidezähne. Die Bearbeitung der Zähne geschieht mit kleinen Quarz-Steinen.

Endlich finde ich bei Waitz (Anthropol. II, S. 355) folgende Angabe: „Die Makololos brechen beiden Geschlechtern um die Pubertätszeit ein Paar der oberen Schneidezähne aus (Livingstone II, p. 190)". Davis (l. c. p. 212) notirt, dass nach Livingstone die Batoka in beiden Geschlechtern zur Pubertätszeit die oberen Schneidezähne ausziehen.

Der durch seine Reisen im östlichen Afrika bekannte Reisende Hildebrandt theilte mir 1874 Folgendes mit über Zahndeformirung bei ostafrikanischen Völkern (Wiao): „Bei den Subtribus Marambo werden die vier Vorderzähne des Oberkiefers gespitzt. Bei den Subtribus der M'Tschingoli sind die vier vorderen Ober- und Unterkieferzähne sehr fein zugespitzt, während beim Subtribus M'Tschanja vier Vorderzähne des Ober- und Unterkiefers mit Einschnitt in der Mitte versehen sind". Dagegen finde ich die 6—8 Schädel von Uniamezi, welche Hildebrandt der Berliner Sammlung übergeben hat, bezüglich der Zähne nicht deformirt. Die kleine Skizze, welche Hildebrandt seiner Notiz von der Deformirung bei den M'Tschanja beigefügt hat, lässt mich vermuthen, dass dort ebenso, wie Livingstone von

1) So z. B. finde ich in Wilhelmi Manners and customs of the Australian Natives. Melbourne 1862, p. 28 die Notiz, dass nach Livingstone die Babimpe die beiden oberen und unteren Schneidezähne ausbrechen.

2) Horace Waller. Letzte Reise von D. Livingstone in Centralafrika. Hamburg 1875. Deutsch von Boyes. S. 72.

3) Livingstone's Reisen im Innern Afrikas 1866—1873. Petermann's Mittheil. Bd. 21. 1875. S. 99.

4) D. and Ch. Livingstone. Narrative of an Expedition to the Zambesi and its tributaries 1858—64. London 1865. p. 524.

Manganja es angiebt, der Einschnitt nicht geradlinige Ränder, sondern bogig geschwungene hat.

Ueber den Schädel und die Zahndeformirung bei den Manganja liegt eine Abhandlung vor von W. Turner[1]), der an einem Schädel eine höchst eigenthümliche Art der Deformirung beobachtete. Es waren an den oberen Schneidezähnen in den freien Rand jedes Zahnes zwei Einschnitte gemacht, wodurch der Zahn nach unten drei Zacken, eine mittlere und zwei seitliche, erhielt. Diese Manganja's seien den Sklavenhändlern an beiden Küsten als Wanyassa bekannt.

Das Ausbrechen der oberen mittleren Vorderzähne hat Holub[2]) angegeben für die am mittleren Zambesi wohnenden Barotse.

Die Moviza oder Muiza „feilen die Vorderzähne so zu, dass jeder Zahn in eine mittlere Spitze ausläuft." Bei den Cazembern dagegen sollen Hautnarben, Durchbohrungen etc. nicht vorkommen. Diese Angaben sind dem Bericht über die von Major Monteiro[3]) geführte portugiesische Expedition entnommen, und zwar bezüglich der Muiza S. 370, der Cazember S. 397. Von den Maravi ist nur erwähnt, dass sie grosse, sternförmige Hautnarben einschneiden, dagegen bezüglich der Zähne nichts, obwohl die Sitte da besteht, wie es aus den von mir hinsichtlich der Maravi-Schädel der Berliner Sammlung gemachten Angaben hervorgeht. Die oben von den Moviza gemachte Angabe ist auch in Waitz's Anthropologie aufgenommen, wo weiterhin[4]) auch von einem der Suaheli-Stämme, den Wakamba, erwähnt wird, dass sie zugespitzte Zähne haben. Weiter nördlich hinauf erstreckt sich aber dann an der Ostküste Afrika's die Sitte der Zahndeformirung nicht, denn bei den Galla und Somal fehlt sie ebenso, wie bei Abessiniern, Nubiern und Aegyptern. Nur von den östlich von Nubien, im Norden von Abessinien wohnhaften Bedscha erwähnt Waitz (a. a. O. S. 490) nach Quatremère, dass sie in früherer Zeit die eigenthümliche Sitte hatten, „sich gleich den Völkern am weissen Nil einige Vorderzähne auszubrechen." Da aber schon seit älterer Zeit bei ihnen Mischungen mit Neger-Weibern häufig vorkommen, und die Kinder denen von reiner Rasse gleichgestellt werden, so liege darin offenbar eine Einwirkung von Negergebräuchen vor, und zwar speziell von den, den weissen Nil umwohnenden Stämmen.

Bei dem Kaffernstamme der Damara oder Owa-herero werden nach

1) W. Turner. Notice of the cranium of a Manganja Negro (Proc. R. Phys. Soc. of Edinb. 1865) nach Davis l. c. p. 212.

2) Holub. Mitth. der Wiener geogr. Ges. 1879. S. 152 (nach Andree, Archiv f. Anthropologie. Bd. XIII. S. 61).

3) W. Peters. Der Muata Cazembe und die Völkerstämme der Maravis etc. Nach dem Tagebuch der portug. Exp. unter Monteiro. Zeitschr. f. allgem. Erdkunde. Bd. VI. Berlin 1856. S. 257 ff. und 369 ff.

4) Th. Waitz Anthropologie der Naturvölker. II. Theil. 1860. S. 367.

Fritsch[1]) bei Gelegenheit der Beschneidung den heranwachsenden Knaben die beiden mittleren Schneidezähne des Unterkiefers ausgebrochen, während man die oberen in Form einer umgekehrten römischen Fünf ausfeilt. Dieselbe Operation wird auch bei den mannbarwerdenden Mädchen ausgeführt. Die Sprache nimmt dadurch einen lispelnden Charakter an.

Dieselbe Mittheilung findet sich bezüglich der Ovaherero auch bei Jos. Hahn[2]). Er giebt an, dass 3—4 der unteren Schneidezähne ausgestossen werden, wogegen in die beiden oberen Schneidezähne das Zeichen einer umgekehrten römischen Fünf hineingefeilt werde. Andersson[3]) sagt, dass bei den Owambo die mittelsten Zähne der unteren Reihe ausgebrochen werden, sowie (S. 242), dass die Damara sich zwischen dem 15. und 20. Jahre ein keilförmiges Stück aus den zwei mittelsten Zähnen der oberen Reihe ausbrechen und späterhin 2—3 Zähne der untersten Reihe ganz ausgebrochen werden.

Für die oben angeführten, von Schweinfurth beobachteten Deformirungen lassen sich in der Berliner Sammlung, welche die von dem genannten Reisenden gesammelten Schädel enthält, zahlreiche Belegstücke vorführen. So ist namentlich ein reiches Material von Bongoschädeln vorhanden, welche fast ausnahmslos (cf. nur No. 24770) den charakteristischen Mangel der Schneidezähne des Unterkiefers aufweisen. Zwischen den Dinka und Niamniam in 5—6° N. Br. wohnen die Mittu und Madi, welche die gleiche Sitte haben, wie die eben von den Bongo angeführte, was auch an dem einen Mittuschädel No. 24 141 und dem Madischädel No. 24 146 ersichtlich ist. Die südlich von den Monbuttu wohnenden Momru, von denen eine Anzahl Schädel in Berlin existirt, scheinen sich verschieden zu verhalten. Während die meisten Schädel ihr normales Gebiss aufweisen, ist an einem der bekannte Mangel der Unterkieferschneidezähne vorhanden (No 25 024, ein Weiberschädel mit verwachsenen Alveolen), wogegen am Schädel 24 797 die Alveolen der fehlenden Schneidezähne rechts noch erhalten sind, linkerseits fehlen und an No. 25 023, an welchem leider der Unterkiefer fehlt, die Incisiven des Oberkiefers fehlen und die Alveolen verwachsen sind. Es scheinen daher in dieser Hinsicht keine durchgreifenden Bestimmungen zu herrschen. Schweinfurth selbst erwähnt in seinem Werke nichts darüber, ist aber auch selbst nicht zu den Momru gekommen, so dass sich nichts Sicheres darüber bemerken lässt. Wenn übrigens wirklich verschiedene Behandlungsweisen der Zähne bei den Momru vorkämen, so stände das insofern nicht isolirt da, als Schweinfurth von den Bongo angiebt, dass die an die Niamniam angrenzenden deren Deformirungsweise

1) G. Fritsch. Die Eingeborenen Südafrikas. Breslau 1872. S. 235 (auch S. 37).

2) Zeitschrift d. Ges. f. Erdkunde in Berlin. IV. 1869. S. 501.

3) Ch. J. Andersson. Reisen in Südwestafrika. I. Band. 1858. S. 210. S. auch Waitz, Anthropologie II. S. 415.

ausüben. Die in der Berliner Sammlung befindlichen Monbuttuschädel[1]) haben intacte Zähne.

Ueber die Zuspitzung der Schneidezähne, wenigstens der oberen, sah ich Belege in der Berliner Sammlung. Es sind zwei Neger von Mozambique. Am Schädel No. 7948 fehlt rechts der laterale Schneidezahn, die übrigen sind grob behauen und enden in eine plumpe Spitze. An dem zweiten, von der gleichen Stelle stammenden Schädel — No. 15 649 — sind die oberen Incisiven weit feiner und schlanker zugespitzt.

Von der beschriebenen Einkerbungsweise habe ich in der Berliner Sammlung mehrere Belege kennen gelernt. Ich erwähne zumal den Schädel eines Maravinegers von Tette, den Peters mitgebracht hat, und der die No. 15 021 trägt. Die vier Schneidezähne des Oberkiefers sind deformirt, so zwar, dass die beiden medialen je zwei Zacken haben, wogegen die äusseren, an den Eckzahn grenzenden Schneidezähne nur je eine Zacke und zwar die mediale besitzen, indem die laterale entfernt ist. Ganz anders ist die Deformirung an einem anderen Maravi-Neger von Tette No. 15 022, an dem nur die beiden mittleren Oberkieferschneidezähne bearbeitet sind und zwar so, dass die untere mediale Ecke des Zahnes entfernt ist, wodurch zwischen beiden Zähnen eine dreieckige Lücke entsteht, deren spitzes Ende nach oben gerichtet ist.

Wieder eine andere Form repräsentirt ein Schädel, den Prof. Bastian mir (1874) zeigte und der „einem der Binnenvölker an der Loangoküste" entstammte. Hier ist an jedem der vier oberen Schneidezähne nur eine Spitze stehen geblieben und zwar am innern oder medialen Schneidezahn die laterale, am äusseren die mediale Zacke, so dass die Spitzen beider Zähne einander zugekehrt sind. Das gleiche Verhalten zeigt auch der Schädel No. 7943, von Cabinda an der Loangoküste stammend, nur sind an ihm linkerseits die Schneidezähne ausgefallen, so dass nur aus der rechten Hälfte des Gebisses die Deformirung zu ersehen ist. Davis (l. c. p. 199) macht darauf aufmerksam, dass G. Schadow, National-Physiognomieen, Berlin 1835, Taf. VIII, zwei Schädel von Cabinda, einem Neger und einer Negerin, abbildet, die beide an den mittleren oberen Schneidezähnen eine tiefe Einkerbung besitzen, offenbar eine Stammesmarke.

B. Resümirender Theil.

Suchen wir nunmehr nach Vorführung des bunten Gemisches von Detailbeobachtungen dasselbe zu sichten, oder schauen wir vielmehr, ob überhaupt aus dieser Vielgestaltigkeit gewisse einheitliche Züge sich herausschälen lassen. Fast sollte man den Muth verlieren! Freilich, wenn Schwein-

1) Ich habe noch notirt den Schädel No. 24142 als Mabōddu, was wohl Mabōde heissen soll? In diesem Fall würde das Ausreissen der Unterkieferzähne auch bei diesem südwestlich von den Monbuttu wohnenden Stamme üblich sein, so dass sich also diese Sitte hier bis nahe an den Aequator verfolgen liesse (3° N. Br.).

furth Recht hätte mit seiner doch wohl etwas zu pessimistischen Auffassung, so wäre jede Mühe vergebens! Meinte er doch: [1]) „Könnten wir uns alle sprachlichen, rasselichen, culturhistorischen und psychologischen Einzelheiten, tausende an der Zahl, über das Stückchen Erde ausgewürfelt denken, welches man Afrika nennt, so hätten wir ungefähr die richtige Vorstellung seines beispiellosen Völkergemisches.“ Wenn diese Annahme auch für unseren Gegenstand zutreffend wäre, so würden wir die verschiedenen Methoden der Zahndeformirung regellos zerstreut neben einander finden. Das

Zuspitzung der Schneidezähne. Einkerbung und Zackenfeilung. Ausbrechen der vier unteren Vorderzähne nebst Einfeilung einer dreieckigen Lücke zwischen die oberen mittleren Schneidezähne.

ist nun aber, ich darf wohl sagen, überraschender Weise nicht der Fall, denn weder ich, noch wohl sonst Jemand würde wohl die Configuration der Karte erwartet haben, wie sie die hier mitgetheilte kartographische Bear-

1) G. Schweinfurth. Im Herzen von Afrika. Bd. I. 1874. S. 342.

beitung der Befunde ergeben hat. Wir wollen zu dem Ende zuerst die verschiedenen Methoden der Zahndeformirung und dann ihre geographische Verbreitung verfolgen.

Unter den Deformirungen des Gebisses hat am längsten schon die Zuspitzung der Schneidezähne die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Man spricht zumeist von spitzgefeilten Zähnen, während es zutreffender ist, nur von Zuspitzung der Zähne zu reden. Es ist das ein eingebürgerter Missbrauch, in Folge dessen auch da von spitzgefeilten Zähnen geredet wird, wo die Procedur, die im Behauen mit der Klinge besteht, genau beschrieben wird. Ich verweise hier nur auf die Darstellung des Spitzens, wie sie an der Sierra Leone üblich ist. Die Feile, wo sie etwa wirklich in Anwendung kommt, erscheint als eine durch die Berührung mit den Europäern eingebürgerte Neuerung. Selbst die Monbuttu, deren bewundernswerthe Technik in der Eisenverarbeitung Schweinfurth uns so anschaulich schildert, entbehren der Feile (a. a. O. II, 116). Ihre Stelle vertritt ein körniger Sandstein oder Gneiss, wie nach Livingstone bei den Manganja Quarzstücke zum Bearbeiten der Zähne Verwendung finden. Indessen ist diese Angabe von Livingstone auch die einzige, welche ausdrücklich der Methode des Feilens gedenkt. Die anderen in der Literatur enthaltenen Angaben lassen sich grossen Theils nicht näher darüber aus. In Senegambien, Sierra Leone, Goldküste, bei den Bullamern, den Fan u. A. sind Feilen nicht bekannt, und nach den Mittheilungen von Travassos Valdez, Winterbottom, Marche geschieht das Spitzen durch die Klinge. Die wenigen Schädel mit solchen gespitzten Zähnen, die von Mozambique stammten, liessen gleichfalls deutlich erkennen, dass das Spitzen durch Behauen erfolgt war. Es scheint mir daher nicht zweifelhaft, dass die einfache Zuspitzung der Zähne bei den Negern zumeist durch Behauen erfolgt und dass, wenn wirkliche Feilung vorkommen sollte, das auf Rechnung des europäischen Einflusses zu setzen ist, dass jedenfalls die Zuspitzung durch Behauen des Zahnes den ursprünglichen Modus darstellt. Dafür spricht auch der Umstand, dass gerade dort diese Methode der Zuspitzung am sichersten nachgewiesen ist, wo sich die Neger überhaupt am reinsten erhalten haben. Noch ist zu bemerken, dass unter den sämmtlichen, die einfache Zuspitzung der Zähne constatirenden Beobachtungen sich keine befindet, welche zugleich ein Ausreissen von einzelnen Zähnen mittheilt, abgesehen von einer die Apono betreffenden Notiz du Chaillu's. Viele Autoren sprechen nur vom Spitzfeilen der Vorderzähne schlechthin. Dass die oberen und unteren Incisivi gespitzt werden, ist mitgetheilt von den Krunegern und den M'Tschingoli in Ostafrika. Dass nur die unteren gespitzt werden, kommt nicht vor; nur die oberen werden gespitzt bei den Gols, Ssēre, Niamniam, Afonegern und Fan. Der Zeitpunkt der Operation scheint die Verheirathung oder Mannbarkeitserklärung zu sein und zwar sind zumeist beide Geschlechter derselben unterworfen.

Fig. 1.
Einfache Zuspitzung.

Wir haben mithin in der einfachen Zuspitzung der Zähne eine erste, nicht mit anderen Zahnoperationen combinirte Deformirungsmethode gegeben.

Ein zweiter auffälliger Typus ist jener, welcher den Völkern am weissen Nil, sowie den Damara und Owampo im südwestlichen Afrika eigen ist. Hier werden nach dem Zahnwechsel bei Eintritt der Pubertät die vier Schneidezähne des Unterkiefers ausgerissen und zwischen die mittleren oberen Schneidezähne wird eine Lücke gefeilt (Fig. 2), indem an jedem der beiden mittleren Incisivi am medialen Rande ein keilförmiges Stück weggenommen wird. Da dieser Typus von dem folgenden nicht scharf zu trennen ist, so kommen wir erst weiter unten auf ihn zurück.

Fig. 2.
Ausfeilung der Lücke zwischen den oberen Schneidezähnen.

Ein dritter Typus endlich besteht in Einschnitten, welche in die Schneidezähne des Oberkiefers so gemacht werden, dass die mittlere Partie des unteren Randes eingekerbt wird und die Seitentheile des Zahnes als Zacken stehen bleiben. Entweder wird dabei nur eine einfache Kerbe in den Zahn gefeilt, wie es Figur 3 zeigt, oder die Kerbe ist tiefer, breiter und nach oben hin geradlinig abgestutzt, wie es Figur 4 zeigt, so dass an jeder Seite des Zahnes eine lange Zacke stehen bleibt. In anderen Fällen wird nur eine Zacke stehen gelassen, die andere fortgenommen, und zwar in der Weise symmetrisch, dass die Zacken zweier benachbarter Zähne neben einander stehen, wie Figur 5 zeigt. Vermuthlich ist bei Ausführung der Operation gelegentlich einmal eine Zacke aus Versehen abgebrochen und nur der Symmetrie halber auch die andere fortgenommen worden, oder es haben sich zuerst Stammesunterschiede in der Weise ausgeprägt. Das Nähere über diese Methode enthalten die vorausgehenden Seiten. Auch diese Deformirungsweise ist nicht scharf abgegrenzt gegen die andere, da sie gelegentlich, wie nach Livingstone bei den Mashinga, sich mit Ausreissen von Zähnen combinirt, doch mögen hieran auch Einflüsse benachbarter Stämme schuld haben. Auffallend ist es aber, dass diese Methode ein so eng begrenztes Verbreitungsgebiet hat, indem sie nur von der Loangoküste sich quer durch den Continent bis zur Mozambiqueküste erstreckt.

Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5.
Einkerbung und Zackenfeilung.

Wenn wir nun auf den zweiten Typus zurückkommen, so erscheint derselbe nur als ein Glied, wenn auch als das auffälligste, einer grossen Reihe von Varianten. Es kommt sowohl die beschriebene Ausfeilung zwischen den beiden mittleren oberen Incisiven für sich allein vor, so nach Pickering bei den Wanika in Ostafrika, als auch die Ausziehung von 2 oder 4 unteren Schneidezähnen allein, wie bei den meisten Stämmen am weissen Nil oder den Wapokomo und Balunga (nach Fischer und Livingstone) in Ostafrika. Die Erfahrungen, die wir von den Völkern am weissen Nil ableiten, weisen darauf hin, dass der obere dreieckige Aus-

schnitt zwischen den Schneidezähnen nicht das Wesentliche hierbei ist, da er nur in wenigen Fällen (von Werne und für die Bongo von Schweinfurth) dort nachgewiesen ist. Aber wichtig für die Beurtheilung des Typus ist er vor Allem dadurch, weil er den direkten Anschluss an die Damara und Ovampo vermittelt, von denen es, wie wir sehen werden, feststeht, dass sie aus Nordosten an die Westküste eingewandert sind.

Neben diesem Typus, der, wie wir sehen werden, eine weite Verbreitung hat, und mit ihm durch einander gehen einige andere Modifikationen, welche im Ausreissen oberer Schneidezähne bestehen. So traf es Nachtigal in Baghirmi, so kommt es vor bei den Makololo und Batoka in der Mozambiquegegend und bei den Mussoronghi an der Loangoküste. Es bleibt ferneren Forschungen überlassen, festzustellen, ob hierin besondere ethnologische Verhältnisse gegeben sind, oder ob, wie ich vermuthe, darin nur Variationen des einen, auf ein Ausreissen von Zähnen überhaupt hinauslaufenden Gebrauches vorliegen. Da diese Modifikationen theils innerhalb des Gebietes vorkommen, in welchem das Ausreissen unterer Incisiven Sitte ist, theils an Orten, die zwischen den Endpunkten des Verbreitungsgebietes jener Sitte gelegen sind, so, meine ich, schliessen sie sich im Allgemeinen jenen an und wir würden dann eine grössere Gruppe bilden können aus jenen Stämmen, bei denen das Ausreissen der Zähne des definitiven Gebisses Mode ist.

Betrachten wir nunmehr die Verbreitung der einzelnen Typen. In dieser Hinsicht treten uns theils Gegenden mit einheitlichem, theils solche mit gemischtem Gepräge entgegen. Die Sitte der einfachen Zuspitzung hat im nordwestlichen Afrika unterhalb der Sahara ein compaktes Verbreitungsgebiet. Oberhalb der Loangoküste beginnend, erstreckt sie sich, von keiner anderen Mode unterbrochen, längs der Küste bis zum Senegal, nach Norden von der Sahara begrenzt, quer durch den Continent bis zum Tsadsee und erreicht mit den Darfurnegern und Niamniam ihre östliche Grenze. Unterhalb des Aequators erscheint sie nicht in compakter Masse, sondern vereinzelt, wie noch bei manchen Stämmen der Loangoküste und Anwohnern des Congo und bei zahlreichen Stämmen im Zambesi- und Mozambique-Gebiete, als deren letzter versprengter Ausläufer noch die Amatonga an der Delagoabei dahin gehören sollen. Wir sehen somit diese Sitte der Zahnspitzung unterhalb der Sahara im nordwestlichen Afrika herrschend und jenseits des Aequators allmählich sich verlierend und vermischend.

Der Typus der Zackenfeilung nimmt zwar nicht, wie jener der Spitzfeilung, ein besonderes, von ihm allein beherrschtes, grosses Centrum in Anspruch, erregt aber doch auch hinsichtlich seiner geographischen Verbreitung ein grosses Interesse. Einmal dadurch, dass dieser Typus sich in schmaler Zone quer durch Afrika hindurch erstreckt. Er tritt am Congo an der Loangoküste auf, einen Raum von nur circa 5 Breitengraden nicht überschreitend, und setzt sich in südöstlicher Richtung nach

der Mozambiqueküste fort, auch dort keine grosse Ausdehnung erreichend, indem er da bei den Marawi und den benachbarten Maconde (nach Wilkes) vorkommt und auch bei den M'Tschanja, Mashinga und Manganja sich findet. Es ist ferner auffallend, dass bei so weiter Erstreckung quer durch den Continent dieser Typus gleichwohl auf eine so kleine, schmale Zone beschränkt bleibt. An einen Zufall in der Verbreitung dieses Typus zu denken, liegt um so weniger Grund vor, als den Ethnologen schon längst die nahen Beziehungen zwischen den Bewohnern von Congo und Mozambique aufgefallen sind. Ist doch der Dialekt von Tette jenem von Angola so ähnlich, dass sich die Bewohner von Mozambique und vom linken Ufer des Zambesi direkt mit den Congo- und Angola-Negern [1]) verständigen können. Die auffällige Uebereinstimmung in der Zahntoilette bildet eine bemerkenswerthe Bestätigung für die erwähnte Verwandtschaft, die wohl in von Ost nach West gehenden Wanderungen ihren Grund hat.

Was nun endlich den zweiten Typus, jenen des Ausschlagens der Unterkieferschneidezähne, betrifft, so erwähnte ich schon, dass derselbe bei den Damara und Ovampo, also südlich der Loangoküste, vorkommt und dann wieder in grösserer Ausdehnung bei den Völkern am weissen Nil auftritt, von wo er sich noch südwärts der Monbuttu zu den Momru und Mabode, zufolge den von Schweinfurth mitgebrachten Schädeln, verfolgen lässt, also bis gegen den Aequator hin. Nach Speke kommt dieselbe Sitte und zwar sammt Ausfeilung zwischen den oberen mittleren Incisiven den Uniamuezi zu.

Wir haben darin ein Bindeglied zwischen den Damara und den Völkern nordwärts vom Aequator, welche die beschriebene Sitte aufweisen. Ein anderer Punkt, an welchem Ausreissen der Unterkieferzähne constatirt ist, sind nach Livingstone die Balunga in 8° südl. Br., also nahe bei den Uniamezi. Ich glaube daher, dass mit der Ausdehnung der Kenntnisse über jene jetzt so viel bereisten Lande die Verbindungsglieder südlich des Aequators sich mehren werden. Wir treffen auf diese Weise den Typus südlich vom Aequator an vereinzelten Stellen und in stärkerer Enfaltung vom Aequator nach Norden bei den Völkern, die um den weissen Nil und seitwärts davon wohnen. Wie sich aber auch im östlichen äquatorialen Afrika etwa noch die Beobachtungen vermehren mögen, auffallend bleibt jedenfalls die weite Lücke, welche den vorgeschobenen Posten der Damara und Owampo von den übrigen, dieselbe Sitte zeigenden Völkerschaften trennt. Allein das hört auf überraschend zu sein, wenn man erfährt, dass die genannten Kaffernstämme ihre Sitze an der Westküste nicht seit unvordenklichen Zeiten einnahmen, sondern von Nordosten her dahin eingewandert sind, wie überhaupt die Kaffern von Norden her nach Süden und gen Westen gedrängt wurden. Ich gehe auf dieses von Waitz, Fr. Müller

1) Waitz, Anthropol. II. S. 358, 369.

u. A. klar gelegte Verhältniss hier nicht weiter ein, ich erwähne es nur, weil damit Licht fällt auf die scheinbar so isolirt stehende Thatsache des Auftretens dieses weiter nördlich sein Centrum habenden Typus bei den genannten Kafferstämmen.

So sehen wir denn in einer eigenthümlichen, aus unserer Karte ersichtlichen Weise die verschiedenen Typen der Deformirung sich vertheilen, und es wird nunmehr am Platze sein, uns die Frage vorzulegen, auf welche anthropologischen Elemente diese Typen sich vertheilen.

Die jetzigen Bewohner Afrikas gruppiren sich in einer, namentlich aus der Sprachenübersicht zu erkennenden Weise, die zunächst mit der geographischen Anordnung in Verbindung betrachtet werden muss. Es ist die Sahara, welche in dieser Beziehung bestimmend auftritt. Sie bildet im Wesentlichen die Nordgrenze für die Verbreitung der Neger- und Kaffern-Völker. Das nördlich der Sahara gelegene, an das Mittelmeer grenzende Küstengebiet ist von Völkern hamitischen und semitischen Ursprungs bewohnt, von Völkern also, die ihrer Herkunft und ihren Verwandtschaftsbeziehungen nach in Asien ihre nächsten Verwandten und dort wohl auch ihre ursprüngliche Heimath haben. Nur an der Ostküste Afrika's schiebt sich diese Völkerfamilie durch die Galla, Somal u. A. bis gegen den Aequator hinab in die schwarze Bevölkerung des Continentes hinein. Für unsere Betrachtungen kommen diese Eindringlinge nicht in Betracht, da bei ihnen von Deformirungen der Zähne nicht die Rede ist, ebensowenig wie bei den Hottentotten und Buschmännern, welche nach Lepsius[1]) auch ihrer Sprache nach in die hamitisch-semitische Gruppe aufzunehmen wären. Wenn wir somit das südlich der Sahara gelegene Afrika in Betracht ziehen und dabei von den Hottentotten und den von Norden her sich einschiebenden Rassenelementen absehen, so haben wir es mit zwei, nach Rasse und Sprache geschiedenen Bevölkerungselementen zu thun, mit den Negervölkern und den Kafferstämmen. Die Zusammengehörigkeit der letzteren ist erschlossen aus der Uebereinstimmung im Sprachbau, aus der Einreihung in die grosse Gruppe der Bantusprachen. Einer strengen anthropologischen Grundlage entbehrt diese Scheidung noch, eher dürfte es vielleicht schon jetzt möglich sein, die culturellen Gegensätze behufs Scheidung der vielfach gemischten und durcheinander wohnenden Neger- oder Kaffern-Völker zu verwerthen.

Die Bantusprachen sind bekanntlich keineswegs auf den Süden von Afrika und die Congogegend beschränkt, sie erstrecken sich vielmehr bis zum 5° und 8° nördl. Br., also noch ziemlich weit über den Aequator nordwärts. Diejenigen Kaffern, bei denen die Zahndeformirung am sichersten feststeht, sind die Damara und Owampo, welche die unteren Schneidezähne ausziehen und zwischen die mittleren oberen eine Lücke feilen. Diesen

1) R. Lepsius. Nubische Grammatik, Berlin 1880. Einleitung „Ueber die Völker und Sprachen Afrikas."

Typus nun vermögen wir durch das äquatoriale Afrika bis etwa gegen den 10. Grad nordwärts vom Aequator zu verfolgen. In Verbindung mit der Thatsache, dass die Damara von Nordosten her nach ihren jetzigen Wohnsitzen eingewandert sind und überhaupt die innerafrikanischen Völkerverschiebungen die Kaffern von Norden gegen Süden gedrängt haben, erscheint der Zusammenhang zwischen den Damara und den nördlich wohnenden Kafferstämmen augenscheinlicher und vermindert sich die Kluft, die jene scheinbar von den am Aequator und um den weissen Nil wohnenden und derselben Sitte huldigenden Stämmen scheidet. Da wir nun wissen, dass Kafferstämme im äquatorialen Afrika noch um mindestens 8° den Aequator nach Norden überschreiten, dass in derselben Gegend der von den Damara beschriebene Typus der Zahndeformirung vorkommt, so werden wir, da die Damara unter den in Betracht kommenden Stämmen die anthropologisch und linguistisch am besten bekannten sind, den bei ihnen angetroffenen Typus der Zahndeformirung als einen der Kaffernrasse angehörigen betrachten müssen. Dieser Annahme steht nur der Umstand im Wege, dass die betreffenden, den weissen Nil umwohnenden Völker ihrer Sprache nach den Negervölkern zugerechnet werden. Es sind die Nilsprachen Fr. Müller's, die Nuer-, Schilluk, Bari- und Dinka-Sprachen. Ich vermag natürlich das Material, worauf sich diese Eintheilung begründet, nicht zu beurtheilen, doch habe ich zumal aus Schweinfurth's Werk den Eindruck, als könne es sich bei der Beurtheilung der Sprachen dieser Völker bisher zum Theil nur um ganz unmassgebliche vorläufige Beurtheilung handeln. Sollte aber selbst die Stellung, welche die Linguistik hier einnimmt, sich befestigen, so ist natürlich über die Rassenfrage damit noch nichts gesagt, da der Fall sehr wohl möglich wäre, dass erobernde Negervölker hier den ansässigen Kaffernstämmen ihre Sprache aufgenöthigt hätten. Wie dem auch sei — dass es sich in der Annahme, es müssen in diesen Völkerschaften Elemente der Kaffernrasse enthalten sein, nicht um blosse Vermuthungen handelt, geht schon daraus hervor, dass bereits Waitz die abweichende Stellung dieser Stämme innerhalb der Negervölker betont hat. Waitz[1]) meint von den am weissen Nil wohnenden Völkern der Dinka, Schilluk, Nuehr u. a., dass sie sich von den Negern vor allem unterscheiden durch den Umfang, in dem sie Viehzucht treiben, wodurch sie sich näher an die Kaffern anschliessen. Wenn sich meine Vermuthung, dass diese Nilsprachen der Bantugruppe zugehören, bewahrheiten sollte, so würden alle Widersprüche gelöst sein, andernfalls bleibt es zukünftigen Forschungen vorbehalten, durch Scheidung der ethnischen und linguistischen Elemente Klarheit zu schaffen.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ist der Typus der Zahndeformirung, welcher bei den Damara angetroffen wird, theils bei unzweifelhaften Kaffervölkern nachgewiesen, theils bei solchen, deren Beziehung zur Kaffern-

1) Waitz a. a. O. II. S. 74—76.

rasse eine fragliche und noch weiterer Aufklärung bedürftige ist. Hiernach wird es wahrscheinlich, dass dieser Typus der Zahndeformirung den Kaffern resp. gewissen Stämmen derselben eigen ist.

Bezüglich des Typus der Zackenfeilung liegen die Verhältnisse klar vor. Dieser Typus tritt nur in einem eng begrenzten Gebiete auf, bei Völkern, deren nahe sprachliche Verwandtschaft sogar in der Möglichkeit direkter Unterhaltung einen Ausdruck [1]) findet. Der Sprache nach gehören diese Völker, die theils im Congo-, theils im Zambesigebiete wohnen, zur Gruppe der Bantusprachen. Dieser Typus der Zahndeformirung gehört daher unzweifelhaft und nur den Bantu an. Die enge Begrenzung dieses Typus lässt uns vermuthen, dass seine Verbreitung sich nur auf eine bestimmte engere Familie von Kaffernstämmen beschränkt.

Nun bleibt uns endlich der Typus der reinen Zuspitzung der Zähne. Diesen Typus sahen wir im äquatorialen westlichen Afrika und unterhalb der Sahara in einer Weise verbreitet, die uns hier das Centrum sehen lässt, von wo sich mehr isolirt nach dem südöstlichen Afrika die Ausläufer abzweigen. Betrachten wir dieses Gebiet, zumal in seinem centralen, nicht oder kaum durch Mischung alterirten Theile, so fällt dasselbe zusammen mit jenem der eigentlichen Negerrasse. Das Gebiet der Negerrasse, wie es Fr. Müller in seiner allgemeinen Ethnographie S. 111 umgrenzt, fällt fast zusammen mit jenem, welches meine Karte für die Spitzfeilung anzeigt, abgesehen nur von den isolirten Partieen des Mozambique-Gebietes. Ich stehe daher nicht an, in der einfachen Zuspitzung der Zähne eine Sitte der Negerrasse zu sehen. Den Somal, Galla und anderen hamitischen Völkern des nordöstlichen Afrika geht die Sitte der Zahndeformirung ab. Mit den Nuba und Fulah scheint es ebenso zu stehen, doch vermag ich darüber mir kein bestimmtes Urtheil anzumassen.

Sei es mir zum Schlusse gestattet, die Aufmerksamkeit noch auf einen Punkt zu lenken, dessen Beachtung für die Beurtheilung der anthropologischen Verhältnisse Afrikas mir von grosser Bedeutung erscheint. Die anthropologische und linguistische Erforschung Afrikas bemüht sich, die gegenwärtige Vertheilung der Bevölkerungselemente zu erfassen und als das Produkt vorausgegangener Völkerverschiebungen begreifen zu lernen, und sie steht damit genau auf demselben Standpunkte, den die Biologen für die Ermittelung der geographischen Verbreitung der Pflanzen und Thiere einnehmen. Auf diesem Gebiete aber haben sich im letzten Decennium die Verhältnisse merkwürdig geändert oder man kann fast sagen, erst eine Aenderung vorbereitet. Anstatt wie bisher aus der Zusammenfassung der verwandten Spezies die geographischen Zonen zu construiren, hat man jetzt

1) Aus diesem Grunde kann wohl Fr. Müller's Eintheilung der Bantusprachen in östliche und westliche keine ganz natürliche sein. Sie trägt nur der gegenwärtigen geographischen Vertheilung der Stämme Rechnung, nicht ihrer inneren, durch Wanderungen alterirten Zusammengehörigkeit.

die Berücksichtigung der geologischen Verhältnisse mit hineinbezogen; es ist die Aufgabe geworden, die Geographie der Continente in die Tertiärzeit hinein zu verfolgen und so die alten Strassen für die Verbreitung der Organismen zu erforschen. Auch für den Menschen, der ja mit seiner Geschichte nicht ausserhalb derjenigen der Säugethiere steht, der ja sogar der Zeitgenosse der ausgestorbenen grossen Diluvial-Säuger war, sind diese Betrachtungen massgebend, sofern es sich um die ehemaligen Wanderungen handelt. Es zeigt sich auf den ersten Blick, wie fruchtbar die Erweiterung dieser Forschungen auch auf den Menschen für die Beurtheilung der geographischen Verbreitung der Rassen von Afrika ist. Am Ende der Tertiärzeit war das Mittelmeer ein nach Westen geschlossenes Becken und die Sahara war Meeresboden. Dadurch war der Nordsaum Afrikas vom übrigen Afrika völlig abgetrennt und der indische Ocean bespülte nicht nur die Ostküste, sondern auch die Nordküste des damaligen, weit kleineren Continentes Afrika. Der Zoologe und Botaniker ist längst daran gewöhnt, die Nordküste von Afrika im Zusammenhange mit Spanien, Malta u. s. w. zu betrachten, da ihre Floren und Faunen übereinstimmen. Eine ganz andere, die eigentlich afrikanische Thier- und Pflanzenwelt beginnt unterhalb des Wendekreises des Krebses: es ist die tropisch afrikanische, der sich nur noch jene des südlichen Arabiens anschliesst. Dieses Afrika der Pleistocänzeit nun ist es, welches wir noch jetzt von Negern, Kaffern und Buschmännern eingenommen sehen. Dagegen erscheinen die Hamiten, Semiten und wohl auch die Nuba's als spätere Eindringlinge. Die Begrenzung der Neger auf das Gebiet südlich der Sahara erscheint daher nicht als das Produkt von vorhistorischen Völkerverschiebungen, sondern als ein zoologisches Factum, welches durch die frühere geographische Beschaffenheit des Continentes erklärt wird.

Die Völker des indischen und stillen Oceans.

Im Folgenden werde ich zunächst die Zahndeformirungen bei den westlichen Malaien behandeln, welche in dieser Hinsicht von den Polynesiern und Melanesiern sich scharf scheiden. Es sollen sodann die Papuas besprochen werden, ferner das Zähneausschlagen der Australier, welches als nationales Abzeichen von dem als Trauerverstümmelung erscheinenden gleichen Gebrauche der Südseeinsulaner wohl zu trennen ist.

A. Malaien des indischen Archipels.

Bei den Malaien kommen drei verschiedene Arten von künstlicher Deformirung der Zähne vor, von denen indessen die zweite und dritte nicht wesentlich verschiedene Verbreitung und Bedeutung haben. Die bei weitem verbreitetste von ihnen ist unzweifelhaft

1. die Flächenfeilung. Die einfache Feilung der vorderen Fläche, welche an der Mehrzahl aller in den Sammlungen befindlichen Malaienschädel vorhanden ist.

Es ist hierbei an den oberen Schneidezähnen die vordere Fläche stark abgefeilt (Fig. 6), so zwar, dass eine sattelförmige Vertiefung sich auf der vorderen Zahnfläche befindet. Der untere, freie Rand des Zahnes ist mit der Feile glatt und eben gemacht, so dass die unteren Ränder der Incisivi und eventuell auch noch der Eckzähne des Unterkiefers in gleicher Ebene liegen.

Flächenfeilung.
Fig. 6.
a von vorn, b in Profilansicht.

Niemals sind die Zähne des Unterkiefers gefeilt[1]). In der Regel sind es nur die Schneidezähne, welche durch das Feilen entstellt werden, indessen sind zuweilen auch noch die Eckzähne tief und gleichmässig wie die anderen gefeilt, während in den meisten Fällen, wo auch am Eckzahn die Einwirkung der Feile erkenntlich ist, die letztere offenbar nur zufällig den Eckzahn gestreift hat, ohne dass die Verletzung beabsichtigt worden wäre. Niemals fand ich bei dieser Flächenfeilung die Abschleifung des unteren Randes unterlassen, niemals mit derselben die Spitzfeilung verbunden. Constant und zwar ausnahmslos fand ich bei allen Schädeln, welche die Flächenfeilung der Schneidezähne besassen, sämmtliche Zähne schwarz gefärbt[2]).

2. Herausfeilung eines dreieckigen, erhaben stehen bleibenden Mittelfeldes mit Abschleifung des unteren Randes (Fig. 7). Auch bei dieser Art der Deformirung, sowie bei der folgenden, sind immer nur die Schneidezähne des Oberkiefers betroffen. Der untere Rand ist, wie bei der Flächenfeilung, geradlinig abgeschliffen, dagegen ist die vordere Fläche des Zahnes in eigenthümlicher Weise verunstaltet Es sind nämlich jederseits mit der Feile die Seitentheile der Vorderfläche des Zahnes entfernt, so dass der unberührt gebliebene mittlere Theil der vorderen Zahnfläche reliefartig über die neugeschaffene Ebene hervorragt. Dieser erhabene mittlere Theil hat die Gestalt eines gleichschenkligen Dreiecks, dessen Basis mit dem unteren, eben geschliffenen Zahnrande zusammenfällt. Die beiden gleichen Schenkel des dreieckigen Mittelfeldes laufen in der Regel oben nicht in eine Spitze zusammen, sondern nach einer mehr oder minder starken Annäherung biegt die betreffende Linie bogenförmig um, sich dabei wieder mehr von der Medianlinie des Zahnes entfernend, wie es aus unserer Figur 7 wohl verständlich werden wird. Auf welche Weise diese durchaus regelmässige, symmetrische Figur des Mittelfeldes mit Hülfe der

Reliefeilung.
Fig. 7 mit Geradfeilung.
Fig. 8 mit Zuspitzung des Unterrandes.

1) Jedenfalls ist das die Regel Die Feilung aller Vorderzähne ist für die Bahnars in Cochinchina angegeben von A. Morice.

2) Genauere Untersuchungen über den Einfluss des Betelkauens auf die Zähne liegen noch nicht vor und wären sehr erwünscht.

Feile hergestellt werde, ist etwas schwer zu ermessen, es bleibt indessen wohl nur eine Erklärung möglich. Man wird nämlich annehmen müssen, dass von beiden Seiten des Zahnes die oberflächlichen Lagen so weggefeilt werden, dass von der ursprünglichen Vorderfläche des Zahnes nichts erhalten bleibt als die mittlere Partie und zwar in Form eines Dreiecks, dessen Basis am freien Rande gelegen, dessen Spitze nach der Mittellinie und zugleich nach oben gerichtet ist. Hoffentlich werden die Berichte der Reisenden über diesen, immerhin noch etwas unklaren Punkt genauere Kenntnisse liefern. Auch bei dieser Art der Zahndeformirung und der folgenden beobachtet man regelmässig die Schwarzfärbung des Gebisses, jedoch in der Weise, dass die ungefeilte stehengebliebene Zahnfläche weiss bleibt.

3. Herausfeilung eines dreieckigen Mittelfeldes und Spitzfeilung des unteren Randes (Fig. 8). Mit der Figur des Mittelfeldes verhält es sich hierbei ganz, wie in dem vorigen Falle. Anders aber erscheint der untere Zahnrand. Derselbe ist nämlich zugespitzt, wobei die Ränder des zugespitzten unteren Endes des Zahnes die Seiten eines gleichschenkligen Dreieckes bilden, dessen Basis zugleich diejenige des Mittelfeld-Dreieckes ist.

Bei der unter No. 2 beschriebenen Deformirungsweise war die Basis des Mittelfelddreieckes nicht ganz so lang, wie der eben geschliffene untere Zahnrand, indem ein Theil des letzteren mit zu dem basalen Stücke des ausgefeilten Seitenkeiles gehörte. Bei dieser dritten Form nun bilden zumeist die Seitenspitzen des Zahnes zugleich die Enden der Basis des Mittelfelddreieckes. Es kommt indessen auch der andere Fall vor, dass nämlich die Basis der beiden, das Mittelfeld bildenden Dreiecke nicht die ganze Breite des Zahnes einnimmt.

Von diesen drei Sorten der Zahndeformirung ist die erstere, die der einfachen Flächenfeilung, bei weitem die gemeinste. Sie ist bei allen malaischen Stämmen die gewöhnlich übliche, und scheint von den Malaien verschiedenen anderen Völkerschaften in mehr oder minder weitgehendem Umfange mitgetheilt worden zu sein. So habe ich sie von einem Papuaschädel von Neu-Guinea angegeben und ferner von Chinesen. Von letzteren ist allerdings einer direkt als Bastard[1]) mit Javaner bezeichnet, allein auch die anderen dürften wohl ähnlichen Einflüssen ihre Zahntoilette verdanken, denn von den bezüglichen Chinesenschädeln der Göttinger anthropologischen Sammlung sind zwei auch durch ihre brachycephale Schädelform

1) Auch die Durchsicht der Chinesenschädel der Berliner Sammlung hat mich in der Meinung bestärkt, dass bei Chinesen die Zahndeformirung nicht vorkommt, denn die, welche sie zeigten, waren fast alle als Bastard-Chinesen bezeichnet. Ein Chinesenschädel mit deformirten, gefärbten Zähnen ist jedenfalls bezüglich seiner Rassenreinheit sehr vorsichtig aufzunehmen. Die Nummern der betreffenden Berliner Bastard-Chinesen sind 7339, 10522, 10534 und 10535.

von allen anderen dortigen Chinesenschädeln abweichend und der dritte ist, wie bemerkt, direkt als Bastard bezeichnet. Auch fehlt den anderen Chinesenschädeln die Schwarzfärbung der Zähne. Wir haben hier also in der Behandlung der Zähne ein Merkmal, das in strittigen Fällen für die Rassendiagnose als erwünschtes Hülfsmittel in Betracht kommen kann.

Natürlich ist das durch diese Deformirung entstehende Bild nicht immer ganz dasselbe. Von Besonderheiten erwähne ich, dass gelegentlich die Feilung keine concave ist, sondern eine ebene, dass dabei die Zahnhöhle angeschliffen werden kann, und ferner, dass in manchen Fällen die Abfeilung so weit geht, dass die Vorderfläche des Zahnes fast ganz abgeschliffen ist. Wenn die horizontale Feilung am unteren Ende des Zahnes etwas schräg von hinten und oben her ausgeführt wird, so stossen beide Feilungsflächen am unteren Ende des Zahnes in eine Crista zusammen, wie an dem Alfuru No. 117 der Leipziger Sammlung. Eine solche Crista wird natürlich durch die Benutzung der Zähne abgeschliffen, bis dann schliesslich nur noch ein kurzer Stummel restirt. Einmal beobachtete ich auch, dass in die Unterfläche des abgefeilten Zahnes eine Furche eingefeilt war.

Was die beiden anderen, bei Malaien vorkommenden Zahndeformirungen anbetrifft, so werde ich auf ihre ethnologische Bedeutung weiterhin zurückkommen. Hier sei nur einstweilen darauf hingewiesen, dass diese beiden Arten einander sehr nahe stehen und sich nur durch die verschiedene Behandlung des Unterrandes des Zahnes unterscheiden, weshalb ich beide zusammenfasse und diesen Modus als den der Relieffeilung bezeichne, weil dabei der nicht mit der Feile fortgenommene Theil der Vorderfläche des Zahnes reliefartig sich über der, durch die Feilung entstandenen und schwarz gefärbten Fläche erhebt.

Ich gebe nun zunächst die Liste der bezüglichen von mir notirten Beobachtungen und dann die in der Literatur enthaltenen Angaben, um danach schliesslich die geographische Verbreitung der beiden Feilungsweisen zu erörtern.

Siehe Tabelle S. 244 und 245.

Es wäre mir leichter gewesen die umstehende Liste, wenigstens hinsichtlich der einfachen Flächenfeilung, sehr beträchtlich zu vermehren, allein es hätte das keinen Werth gehabt, da ohnehin jede nur einigermassen mit Malaienschädeln versehene Sammlung die Gelegenheit bietet, weitere Belege zu notiren. Weniger verbreitet sind in den Sammlungen die mit Relieffeilung versehenen Malaienschädel. Dem oben Bemerkten schliesse ich hier noch die Beschreibung zweier, besonders instruktiver, der Berliner Sammlung entnommener Fälle an. Der erste betrifft den „Bantom-Schädel No. 10526“ vom westlichen Theile Java's. An ihm sind die beiden mittleren Schneidezähne mit der Relieffeilung versehen, wobei aber der untere Rand stumpf zugespitzt ist, so dass zwar die Zuspitzung vorliegt, aber in sehr

Deformirung der Zähne bei den Malaien.

A. Flächenfeilung.

Stamm	Sammlung in	Besondere Bemerkungen
Javaner	Göttingen 41 und 44.	
„	Berlin 10519 u. viele andre	
„	Dresden 33	(aber 34 und 35 nicht).
„	Leipzig 93 und No. ?	Bei letzterem auch die Eckzähne deformirt. Vorderfläche fast ganz abgefeilt.
Sumatra (Battaländer)	Göttingen 350	
„ (Palembang)	Dresden 45	
„	Göttingen 55	
Amboinese	Göttingen 56	(bei No. 348 ist es nicht).
„	Petersburg	
„	Dresden 36 u. 37	
„	Leipzig 106	
Balinese	Göttingen 50, 51, 52	
„	Petersburg	
„	Dresden 26	
„	Leipzig 108	
Madurese	Dresden 46	
„	Göttingen 48	
„	Berlin 7332	auch die Eckzähne gefeilt.
Dajak (Borneo)	Göttingen 346	
„	Berlin 733	
Bugi (Celebes)	Göttingen 54 u. 347	
„ „	Berlin 7336	
„ „	Petersburg	
„ „	Dresden 31	
„ „	Leipzig 110 u. 111	
Makassar (Celebes)	Petersburg III, 68 u. A.	
„ „	Dresden 41 u. 42	
„ „	Berlin 7334	
„ „	Leipzig 131	
Singapoorese	Leipzig 76	Bei diesem, sowie Java 93 u. Amboina 106 sind die Zähne auf der Vorderfläche nicht concav, sondern eben gefeilt.
Pangian Sangerees	Leipzig 101	
Tabellores	Leipzig 132	Hier sind auch die Eckzähne absichtlich deformirt.
Alfuru	Leipzig No. ?	Vorderfläche fast ganz weggeschliffen.
„	Leipzig 117	Hinterfläche des Zahnes geschliffen und mit der vorderen in eine Crista zusammenstossend.

Stamm	Sammlung in	Besondere Bemerkungen
Alfuru	Hildesheim	
„	Petersburg	
Papua (Neu-Guinea)	Göttingen 34	Der prächtige Papua 351 hat die Deformirung nicht.
Chinese (?)	Leipzig 73	mesocephal.
„	Petersburg	
„	Göttingen 128 u. 344	brachycephal.
„	Göttingen 131	Bastard, mesocephal.

B. Relieffeilung.

I. Mit Geradefeilung des unteren Zahnrandes.

Javaner (Bantam)	Berlin 10526	an den 2 mittleren Incisiven.
„	Göttingen 43	
„	Petersburg III, 37	
„ (Bastard mit Chinese)	Leipzig 74	

II. Mit unterer Zuspitzung des Zahnes

Javaner	Berlin 10531	
„	Petersburg III, 38	
Madurese	Leipzig 99	
„	Dresden No. ?	An den beiden mittleren Incisiven, so dass nach oben das Mittelfeld in eine Spitze ausgeht. Die anderen Incisiven und die Eckzähne sind nur am unteren Rande gerade gefeilt.
„	Prof. Welcker 89	
„	Wiesbaden	
„	Leipzig 99	
„	Göttingen 49	nicht sehr deutlich.
„	Petersburg III, 47	
Balinese	Petersburg III, 50	
Makassar	Petersburg III, 69	
Menado (Celebes)	Wiesbaden	
Malaische Seeräuber	Berlin 10540	

geringem Masse. Von den äusseren Schneidezähnen des Oberkiefers ist der rechte nicht bearbeitet, der linke in gewöhnlicher Weise concav gefeilt. Es ist also dieser Schädel sowohl mit Relief- als mit Flächenfeilung versehen. Es ist damit der Beweis erbracht, dass beide Sorten der Defor-

mirung nicht etwa scharf auf verschiedene Volksstämme vertheilt sind, sondern je nach den Umständen beide in Anwendung kommen können. Auch in anderer Hinsicht ist der in Rede stehende Schädel instruktiv, nämlich bezüglich der Behandlung des unteren Zahnrandes. Dieser ist zwar zugespitzt, allein die beiden Kanten stossen in so stumpfem Winkel zusammen, dass man zunächst denkt, der Unterrand sei gerade gefeilt. Wäre die Abnutzung dieses Zahnes etwas weiter gediehen, so würde in der That auch eine gerade Linie den unteren Rand begrenzen. Es legt das den Gedanken nahe, dass vielleicht alle jene Fälle von Relieffeilung, in denen der freie Zahnrand geradlinig ist, erst secundär durch Abschleifung entstanden seien. Bemerkenswerth ist dagegen freilich der Umstand, dass alle von mir notirten Fälle mit Geradfeilung des unteren Randes von Java stammen, sodass immerhin vielleicht darin eine auf Java häufiger vorkommende Modification der Relieffeilung vorliegen könnte.

Als einen weiteren Beleg für die oben berührte gelegentliche Combinirung beider Feilungsweisen führe ich dann den Javaner-Schädel No. 10529 der Berliner Sammlung an. An diesem sind rechts die Schneidezähne flach gefeilt, links aber nach dem Typus der Relieffeilung mit geradlinigem Unterrande. Endlich sei noch aus der gleichen Sammlung der Sumatra-Schädel No. 7329 erwähnt, an welchem eine eigenthümliche Relieffeilung vorliegt, wie ich sie sonst nie angetroffen. Es ist nämlich auf der schwarzen abgefeilten Fläche ein halbmondförmiges Feld mit nach oben gerichteter Convexität stehen geblieben.

Ich lasse nun im Folgenden die in der Literatur enthaltenen und mir bekannt gewordenen einschlägigen Angaben folgen. Beispiele dieser Feilungsweisen sind in allen grösseren anthropologischen Sammlungen zu finden. Es ist das auch ersichtlich aus dem Cataloge der Davis'schen[1]) Sammlung, wo ausser der gemeinen Flächenfeilung auch Belege für die Relieffeilung angegeben sind. So z. B. p. 278 der Javaner No. 462 u. p. 283 die Maduresen No. 1387 und 1370.

Eine wichtige kurze Notiz über unseren Gegenstand verdanken wir A. B. Meyer[2]): „Notizen über das Feilen der Zähne bei den Völkern des ostindischen Archipels", die ich ihrer Wichtigkeit halber hier, nur wenig verkürzt, aufnehme: „Bei den Muhamedanern des ostindischen Archipels ist das erste Feilen der Zähne ein religiöser Act, welcher ohne den Willen des Betroffenen vor sich geht; der Priester verrichtet die Handlung zur Zeit der Geschlechtsreife, allein es wird dabei nur sehr wenig von den zwei mittleren oberen Schneidezähnen abgenommen, und zwar wird gerade herunter, das freie Ende der Zähne dünner gefeilt.

1) J. B. Davis. Thesaurus craniorum. London 1867.
2) Mittheilungen der anthropol. Ges. in Wien. Bd. VII. No. 7 u. 8.

„Während diese erste Feilung als nicht zu umgehende Religionsceremonie angesehen werden muss, ist die spätere Behandlung der Zähne nach dieser Richtung hin, vollständig in das Ermessen ihres Besitzers gestellt; er kann weiter feilen oder nicht, wie er will, und es herrscht nur die eine Beschränkung, dass die Frau sich jedesmal die Erlaubniss ihres Mannes einholen muss, wenn sie ihre Zähne weiter abfeilen will; „jedesmal", denn es kommt vor, dass man diese Procedur oft, fünf, sechs Mal wiederholt, um den Zähnen immer wieder eine andere Form zu geben. Ertheilt der Mann nun die Erlaubniss nicht, besteht aber die Frau auf ihrem Vorhaben, so entscheidet der Priester diesen ehelichen Zwist.

„Es herrscht fast in keiner Gegend des ostindischen Archipels nur eine Art des Feilens vor, sondern überall, wo es überhaupt geschieht, sind mehrere Arten Mode. Zwar fügt man sich oft einer solchen Mode oder Sitte, allein es kann geschehen, dass z. B. von drei Brüdern ein jeder die Zähne anders gefeilt trägt, denn jeder wählt nach seinem Geschmacke; noch weniger bindet sich ein Stamm, eine Familie an eine Art. Es wird im grossen Ganzen die Sitte daher nur als Schmuck gelten können, nicht als ein Zeichen der Zusammengehörigkeit; dennoch lassen sich vielleicht, unter dem ausgesprochenen Vorbehalte, dass fast nirgends nur eine Art des Feilens vorkomme, und unter dem weiteren, dass das Spitzfeilen von muhamedanischen Malaien überhaupt nicht geübt zu werden scheint, verschiedene Gruppen unterscheiden, d. h. es finden sich gewisse Moden oder Sitten lokalisirt, es werden gewisse Arten des Feilens mit mehr Vorliebe in bestimmten Gegenden geübt.

„So feilen die Eingeborenen Java's (Sundanesen, Javanen und nichtsundanesische Batavia-Leute) die Zähne meist horizontal, aber nicht sehr kurz ab. Die Leute von Grissé bei Surabaya auf Java dagegen feilen sie sehr kurz ab. Auf der Insel Madura bei Java bedient man sich einer Feile zu diesem Act, während man sonst meist nur irgend welche andere Instrumente von Bambus, Eisen u. dergl. zur Hand nimmt.

„Die Makassaren auf Celebes feilen ebenfalls horizontal ab, kürzer wie die Sundanesen, aber nicht so kurz wie die Leute von Grissé.

„In Palembang auf Sumatra herrscht vielfach die Sitte des vertikalen Abfeilens, also die Zähne werden dünner gemacht. Der Act wird von Männern vorgenommen, welche ihn als Gewerbe betreiben und dafür Bezahlung nehmen; es geschieht hier mit einem schwarzen Stein, demselben, auf welchem man Gold auf seine Echtheit prüft.

„Das Spitzfeilen scheinen nur wildere, uncivilisirtere und nicht-muhamedanische Völkerschaften zu üben, die sich damit vielleicht eine Thierähnlichkeit, etwas Furchtbares geben wollen. Wenn es festgestellt ist, dass das Spitzfeilen bei den Niassern Sitte sei, so scheint es doch ebenso sicher,

dass nicht alle Bewohner der betreffenden Insel es üben[1]), denn auf Nias leben auch viele Malayen, welche sich ebenfalls Niasser nennen, und es laufen andererseits auf Java viele Leute dieses Namens umher, deren Zähne nicht spitz gefeilt sind.

„Zur Differentialdiagnose kann daher dieser Charakter nicht dienen. Die „Nias-Schädel" europäischer Museen stammen jedenfalls meist von Niassern, die auf Java starben.

„Bei den Negritos der Philippinen üben ebensowenig, wie bei den Papuas auf Neu-Guinea, alle Stämme die Sitte des Spitzfeilens, sondern nur einige, so z. B. bei ersteren die von Mariveles auf Luzon; bei diesen aber, glaube ich, führen alle Individuen es aus, wenn ich auch über diesen Punkt nicht ganz sicher mich aussprechen kann."

Die hier reproducirte Mittheilung von A. B. Meyer, welche, wie man sieht, den von mir oben hervorgehobenen Gesichtspunkten noch nicht Rechnung trägt, ist zum Theil eine Wiederholung einer älteren Arbeit desselben Verfassers, die zu einer Controverse zwischen ihm und Virchow Anlass wurde.

Virchow hat in dem Jagor'schen Reisewerke darauf aufmerksam gemacht, dass an den von A. B. Meyer auf Luzon gesammelten Negrito-Schädeln die Vorderzähne spitz gefeilt sind. An einer anderen Stelle[2]) bemerkt Virchow hierüber weiter: „Während die Malayen sich die Zähne auf der vorderen Fläche in der Art abfeilen, dass eine flache Aushöhlung entsteht, welche nachher schwarz gefärbt wird, nehmen gewisse Stämme der Negritos vermittelst der Feile die Seitentheile der Vorderzähne, namentlich des Oberkiefers, so stark weg, dass der Zahn, ähnlich einem Raubthierzahne, ganz zugespitzt wird und die Zahnreihe sägeförmig erscheint. Diese Zähne bleiben ungefärbt." In der Wiesbadener Sammlung fand Virchow einen Schädel von Madura (nördlich von Java), einen von Menado (im östlichen Celebes) und einen von Makassar, deren Zähne gleichfalls spitz gefeilt sind. Da nun auch Waitz (Anthropologie V, I. S. 93) nach Rosenberg erzähle, dass die Mentavies am Siberut und Pora (südwestlich von Sumatra) dreieckig zugefeilte weisse Zähne hätten, so hält Virchow sich zu dem Ausspruche für berechtigt: „Es ergiebt sich demnach, dass die Sitte der seitlichen Abfeilung der Zähne über ein grosses Gebiet im malayischen Archipel verbreitet und keineswegs eine Eigenthümlichkeit der schwarzen Stämme ist."

Letztere Annahme wird von A. B. Meyer bestritten[3]), indem er u. a.

1) Diese Angabe A. B. Meyer's wird u. A. bestätigt dadurch, dass von den drei Nias-Schädeln der Davis'schen Sammlung keiner spitzgefeilte Zähne hat, wohl aber einer (No. 1428, p. 274) die gewöhnliche Flächenfeilung darbietet.

2) Die 4. allg. Vers. der deutschen Ges. f. Anthrop., Ethnol. und Urgeschichte zu Wiesbaden 1873. Redigirt von Dr. A. v. Frantzius. Braunschweig 1874. S. 37.

3) Mittheilungen der anthrop. Ges. in Wien. IV. Bd. 1874. Einige Bemerkungen über den Werth, welcher im Allgemeinen den Angaben in Betreff der Herkunft menschl. Schädel aus dem ostindischen Archipel beizumessen ist. S. 234—243.

bemerkt (S. 239): „Nun ist die Sitte, die Zähne dreieckig spitz zu feilen, so dass die Zahnreihe wie eine Säge aussieht, bis jetzt nur von sehr wenigen Völkerschaften des Osten bekannt geworden, wie von einigen Negritostämmen auf Luzon, von den die Mentawei-Inseln im Südwesten von Sumatra bewohnenden Tschagallelegats, von Papuas, welche einen Theil der Südküste Neu-Guinea's bewohnen" und S. 240: „Es genügt zu wissen, dass von Celebes und Madura diese Sitte bis jetzt noch nicht bekannt, und dass kaum anzunehmen ist, etwas so Auffallendes sei übersehen worden, da ja die Holländer sowohl in Makassar und Menado auf Celebes, als auch auf Madura bei Java schon seit Jahrhunderten sitzen, und die Sitten der Bewohner vielfältig beschrieben haben, und weil schon grosse Reihen von Schädeln, welche notorisch von diesen Punkten stammten, untersucht worden sind. Ich selbst war ein halbes Jahr in der Residentschaft Menado in Nord-Celebes und über drei Monate in Makassar und hörte oder sah nie etwas dergleichen, worauf ich jedoch kein besonderes Gewicht legen will, da dem Reisenden tausendmal mehr entgeht, als er beobachten kann."

A. B. Meyer bezweifelt daher die Richtigkeit der Angabe, dass jene Schädel wirklich von den ihnen beigemessenen Fundorten entstammten, oder doch einer dort einheimischen Bevölkerung angehört haben, und hält es für viel wahrscheinlicher, dass sie z. B. von Eingeborenen der Mentawei-Inseln herrührten, die zufällig in Sklaverei gerathen wären.

Gegen eine solche Annahme zufälliger Verschleppung sprechen nun aber die von mir vorgelegten Thatsachen, denen zu Folge in den verschiedensten Sammlungen und in nicht geringer Anzahl Schädel mit der beschriebenen Dreiecksfeilung nebst unterer Zuspitzung existiren, welche alle von Java, Bali, Madura und Celebes stammen. Angesichts einer solchen Häufung der Befunde lässt sich die Annahme einer zufälligen Verschlagung nicht mehr aufrecht erhalten und man wird, wie ich denke, durch die vorliegenden Thatsachen zu dem Schlusse gezwungen, dass auf den bezeichneten Inseln beide Arten von Feilung neben einander vorkommen. A. B. Meyer hält es keineswegs für unmöglich, dass ihm bei seinem Aufenthalte an den bezeichneten Lokalitäten diese Sitte könne entgangen sein, und man wird dabei den ferneren Umstand nicht ausser Acht lassen dürfen, dass dieselbe selbst auf den genannten Inseln nur auf bestimmte Lokalitäten beschränkt sein könne oder in älterer Zeit bestanden habe und jetzt hinweggefallen sei. Welches aber auch die Erklärung sein mag, das Factum liegt eben vor und zeigt uns, dass die eigenthümliche Sitte der Dreiecksfeilung auf den Inseln Java, Bali, Madura und Celebes vorkommt oder vorkam und, von den benachbarten[1]) kleineren Inseln ab-

1) Dahin dürften wohl auch die im Südwesten von Sumatra gelegenen Mentawei-Inseln gehören, von denen H. v. Rosenberg (Tijdschr. v. Ind. Taal-Land-en Volkenkunde. Batavia I. 1853. p. 410 nach A. B. Meyer) die Spitzfeilung der Zähne erwähnt, sowie die Insel Nias.

gesehen, auch auf diese Inselgruppe beschränkt zu sein scheint. Es ist das ein Ergebniss, das, wie mir scheint, bei Untersuchung von Schädeln aus dem indischen Archipel Beachtung verdient, sei es nun, dass sich eine so scharfe geographische Begrenzung der Relieffeilung wirklich bestätige, sei es, dass noch weitere zu berücksichtigende Momente hinzukommen, welche nur mit mehr oder minder grosser Wahrscheinlichkeit die Diagnose der Herkunft des Schädels gestatten. Wenn ich daher auch das von mir rücksichtlich der geographischen Verbreitung der Relieffeilung erhaltene Resultat nur als ein der gegenwärtigen Sachlage entsprechendes ansehe, so glaube ich doch andererseits, dass dieses Resultat zu weiterer Verfolgung der Frage ermuntert. Dabei aber wird genau zu beachten sein, ob es sich etwa um eine einfache Spitzfeilung von Zähnen handelt (Luzon?) oder um Relieffeilung mit unterer Zuspitzung. Beide Fälle sind wohl von einander zu unterscheiden, was aber bisher nicht geschehen ist. Es ist sogar bei der Relieffeilung die Zuspitzung einigermaassen nebensächlich, da, wie wir sahen, von den in Betracht kommenden Javanern [1]) einige das untere Ende des Zahnes zugespitzt, andere aber gerade gefeilt, noch andere die mittleren Schneidezähne zugespitzt, die anderen gerade geschliffen haben. Das Wesentlichere ist daher die Relieffeilung, bei der dann entweder der untere Rand des Zahnes gerade geschliffen oder zugespitzt ist. Es ist daher die Frage so zu stellen: ob, da nur im indischen Archipel noch, abgesehen von den genannten vier grösseren Inseln, Spitzfeilung der Zähne vorkommt, dieselbe auch zugleich mit Relieffeilung sich combinirt, oder ob diess nicht der Fall ist. Alsdann würden wir drei Arten zu unterscheiden haben, auf welche die Zuspitzung der Zähne erreicht wird:

1. Zuspitzung durch Behauen mit der Klinge (bei Negern).
2. Relieffeilung mit Zuspitzung des Zahnes auf Java, Bali, Madura und Celebes.
3. Zuspitzung durch Feilung auf Luzon? Neuguinea (?).

Ist auch namentlich der letztere Punkt noch weiterer Aufklärung bedürftig, so wird doch diese Darlegung wohl dazu beitragen, dass künftig nicht mehr schlechthin von spitzgefeilten Zähnen die Rede ist, sondern die verschiedenen Modi aus einander gehalten werden. In welcher Weise das bisher geschah, zeigt das Beispiel der Wiesbadener Schädel, die von Virchow ihrer spitzgefeilten Zähne wegen besprochen wurden, die aber, wie ich mich später überzeugt, in die Gruppe der Relieffeilung mit Zuspitzung fallen. Ich kann daher auch Virchow nicht beipflichten, wenn er in der „Spitzfeilung“ eine sehr weit verbreitete Sitte sieht, denn es ist vor Allem nöthig, die verschiedenen Arten der Spitzfeilung künftig auseinander zu halten. Wenn

1) Die Relieffeilung mit unterer Geradfeilung ist bis jetzt nur von Java bekannt und daher vielleicht auf diese Insel beschränkt.

die Negrito-Schädel von Luzon und die mit spitzen Zähnen versehenen von einzelnen Punkten Neu-Guinea's nicht die Relieffeilung aufweisen, dann ergiebt sich in der That eine Scheidung nicht nur der Art und Weise der Feilung, sondern auch des Verbreitungsgebietes jeder dieser Modalitäten, indem eben die Relieffeilung sich auf die erwähnten Sundainseln beschränkt zeigen würde.

Hinsichtlich der Feilung und Schwärzung der Zähne im indischen Archipel bemerkt Crawfurd[1]), dass es zur Pubertätszeit und vor der Heirath geschehe. Von einem Mädchen sagt man, wenn die Menstruation eingetreten ist, sie hat ihre Zähne gefeilt. Die Zähne werden mit Bimstein abgerieben und gespitzt und dann mit einer öligen Lösung aus Kohle von Cocosnuss eingerieben, was eine haltbare schwarze Farbe giebt. Die oberen Eckzähne[2]) werden freigelassen und zuweilen mit einer Goldplatte belegt. Als Grund für den Gebrauch wird angegeben, man möge nicht Zähne haben wie Hunde oder Affen. Reproducirt sind diese und einige ähnliche Angaben bei Waitz in der Anthropologie Bd. V, 1, S. 131 und 184.

Ueber die Behandlung der Zähne bei den Dajaks auf Borneo findet sich ein Bericht im Globus[3]), welcher dem Werke von Boyle „Abenteuer unter den Dayaks" entnommen ist. Die Methode ist danach folgende: „Ein alter Medicinmann nahm ein trockenes Stück Sinkaholz, das er anzündete und über das Blatt eines Schwertes (Parang) hielt, auf welches er einige Tropfen Wasser gesprengt hatte. Aus dem brennenden Holze sickerte ein Saft heraus, der sich mit den Wassertropfen vermischte und dann einen nassen schwarzen Fleck bildete. Mit dieser Flüssigkeit bestreicht man den Kindern die Zähne, welche dann ein für allemal schwarz werden; man kann die Farbe nicht wieder entfernen. Wenn Malayen ihre Zähne schwarz färben, feilen sie zuvor den Glanz ab und wenden dann erst das Sinka an."

In hohem Grade bemerkenswerth ist das, was J. B. Davis (a. a. O. p. 289) von Dajak-Schädeln beschreibt. Unter seinen Dajakschädeln sind einige, an denen die oberen Schneidezähne gefeilt sind. An dem fünften der Sammlung ist an der Vorderfläche aller Vorderzähne durch den Schmelz eine Durchbohrung gemacht, ein Loch, welches mit Betel gefüllt ist. Bei dem Schädel Nr. 279, der p. 290 abgebildet ist, sind die sämmtlichen Vorderzähne an ihren Rändern beträchtlich abgefeilt. Sodann ist an den oberen Schneide- und Eckzähnen auf ihrer Vorderfläche je ein Canal durch den Schmelz in die Zahnhöhle getrieben, und in dieses Loch ist je ein kleiner gelber Nagel von Messing (brass) getrieben, der einen runden Kopf besitzt, welcher auf der Vorderfläche des Zahnes festsitzt.

---

1) John Crawfurd. History of the Indian Archipelago. Vol. I. Edinburgh 1820. p. 215—217.

2) „2 upper middle canine". Sollen mit diesen „canine" etwa Schneidezähne gemeint sein?

3) Globus. Bd. XX. 1871. S. 259.

Von Ausreissen der Schneidezähne habe ich, wie auch Davis, nichts gesehen. Dagegen fand ich an dem Dajak Nr. 733 der Berliner Sammlung die gewöhnliche Flächenfeilung der Malayen vor.

Ueber die Deformirung der Zähne auf Borneo hat H. v. Schlagintweit in der oben citirten Abhandlung S. 192 eine dahin lautende Angabe gemacht, dass die Schneidezähne des Unterkiefers ganz entfernt wurden, und zwar in der Art, dass gegen diese Zähne, sobald sie nach dem Zahnwechseln eine bestimmte Grösse erreicht haben, mit harten Körpern so fest gestossen wird, dass man sie dann mit den Fingern aus dem verletzten Kiefer ausziehen kann. Eine Quelle für diese Angabe ist nicht notirt. Vielleicht liegt eine Verwechselung vor mit dem Zahnausschlagen in Australien u. s. w.

Von den Macassaren auf Celebes heisst es in einem Aufsatze im „Ausland“ [1]): sie „ziehen bisweilen zwei Vorderzähne aus, um deren Stelle mit Zähnen reinen Goldes oder Silbers zu ersetzen“. Ob es sich da nicht um eine Verwechselung mit vergoldeten Zähnen handelt? Die Quelle ist nicht ersichtlich. Dagegen habe ich an einem Macassarschädel der Petersburger Sammlung Nr. III, 68, ein Verhalten beobachtet, welches mit jenem der von Davis beschriebenen Dajakschädel übereinstimmt, z. B. mit Nr. 283, p. 291 des Thesaurus. An diesem Schädel sind die beiden oberen mittleren und der linke äussere Schneidezahn an ihrem unteren Rand gerade und an der Fläche auch schwach gefeilt. Auf der Vorderfläche befindet sich je ein Loch, welches durch Betel schwarz ist. Ebenda bietet der Amboinese III, 81, ein ähnliches Verhalten am mittleren linken Schneidezahn, doch vermag ich nicht zu versichern, ob das beabsichtigt ist oder nur die angeschliffene Zahnhöhle darstellt. Dass letzteres vorkommt, habe ich z. B. an einem Schädel von Samarang gesehen, welcher Herrn Prof. W. Krause in Göttingen (anatom.-patholog. Institut) gehört. Der linke äussere Schneidezahn trägt auf der Fläche ein rundes Loch, der mittlere linke Incisivus aber besitzt an derselben Stelle eine bis auf den Rand herabreichende Oeffnung, welche sich deutlich als die angeschliffene Zahnhöhle erweist.

Ueber die Deformirung der Zähne auf Sumatra findet sich ein Bericht in Sprengels [2]) „Beiträgen“: „Beide Geschlechter haben die sonderbare Gewohnheit, ihre Zähne ..... abzufeilen, und auf andere Art zu verunstalten. Sie bedienen sich statt einer Feile eines kleinen Schleifsteins, und der arme Leidende liegt während der Operation auf dem Rücken. Einige, vornehmlich die Weiber im Lande Lampoon, lassen sich die Zähne ganz bis an das Zahnfleisch abschleifen, andere schleifen sie spitz, noch andere

1) Ueber Zähne und Zahnhandel. Ausland, Jahrg. 44. 1871. S. 594 fg.

2) Von den Rejangs auf Sumatra nach Marsden's Geschichte dieser Insel. In Sprengel's Beiträgen zur Völker- und Länderkunde. VI. Theil. Leipzig 1786. S. 205.

feilen blos die äussere Rinde oder das Email ab, damit die Zähne desto besser die glänzende Schwärze annehmen mögen, die sie ihnen gewöhnlich zu geben suchen. Die Schwärze, die sie hierzu brauchen, ist das ausgebrannte Oel der Cocosnussschale." Die vornehmen Männer überziehen die Unterkieferzähne zuweilen mit einem Futteral von Gold, das sie auch beim Essen und Schlafen nicht ablegen.

Ueber die Atjinesen hat Waitz[1]) das Bekannte zusammengestellt: „Als eine eigenthümliche Verschönerung des Gesichts, welche zugleich als Zeichen der Pubertät gilt, ist noch das Abfeilen der Zähne um ein Viertel ihrer Länge und das Schwarzfärben derselben zu nennen, das bei Männern und Weibern geschieht (Newbold bei Moor 252), wozu oft noch das Auslegen derselben mit Goldblättchen kommt." Und ferner S. 184 über die Battas: „wohl aber ist das Feilen der Zähne bei ihnen im Gebrauch (Junghuhn II, 95, Willer a. a. O. 304), das überhaupt im indischen Archipel sehr allgemein ist als Zeichen der Mannbarkeit (Raffles I, 95, Crawfurd I, 215)."

Bei den Alfuren auf Buru hat Bickmore[2]) Beobachtungen hierüber gemacht: „Sobald das Kind acht bis neun Jahre alt wird, muss es sich jener abscheulichen Sitte unterwerfen, die bei den Mohamedanern unter beiden Geschlechtern aller Stände herrscht, die Zähne zu feilen. Diess geschieht, wie mir mitgetheilt wurde, mit einem platten Steine oder einem Stück Schiefer und bisweilen sogar mit einem Stück Bambus Es hat den Zweck, die Zähne kurz und die vordersten auf der äusseren Seite concav zu machen, damit die schwarze Farbe hält. Die Christen feilen die ihrigen nie, und die Mohamedaner machen die Zähne solcher Eingebornen stets lächerlich, indem sie dieselben Hundezähne nennen, weil sie so weiss und so lang sind."

Auf den Philippinen kommt die Spitzfeilung der Zähne unter den Negritos von Mariveles vor, und zwar, wie Semper[3]) versichert, nur unter diesen. Leider liegen keine Angaben vor über die Herstellungsweise. Näheres hierüber, wie über das Ausschmücken von Zähnen mit Gold, findet man in dem von Virchow dem Werke Jagor's über die Philippinen beigefügten Capitel. Von den Leuten „mit den goldenen Zähnen" spricht, über Zardandam handelnd, Marco Polo, wie Peschel, Völkerkunde S. 26, mittheilt. Wo ist das?

Es kann nicht Wunder nehmen, dass eine im indischen Archipel so weit verbreitete Sitte auch am hinterindischen Festlande, zumal dem Küstengebiete, angetroffen wird, wie das hinsichtlich Cochinchina's feststeht. Ich

1) Th. Waitz. Anthropologie der Naturvölker. Bd. V, 1. 1865. S. 131.

2) A. S Bickmore. Reisen im Ostindischen Archipel 1865—1866. Deutsch von Martin. Jena 1869. S. 205.

3) C. Semper. Die Palau-Inseln im stillen Ocean. Leipzig 1873. S. 365.

lasse die bezügliche Mittheilung von Dr. A. Morice[1]) folgen, welche sich auf die in Cochinchina wohnenden Bahnars bezieht: „Une de leurs habitudes les plus profondement invétérées est de se limer réciproquement, avec de petites pierres et jusqu'à la racine, les quatres incisives d'en haut et d'en bas, les hommes comme les femmes. Ils font cette opération vers l'âge de douze ou quinze ans. Ce n'est pas d'ailleurs une habitude spéciale aux Bahnars; d'autres tribus sauvages de cette zone se livrent à la même pratique, par exemple les Cédans. Les Bahnars sont enchantés de cette mutilation, et disent que les Annamites et les Pères ont des dents de chiens."

Bei den Chinesen kommt, einem Aufsatz im Ausland[2]) zu Folge, bei dem Stamme Ta-ja-kuh-laa die Sitte vor, die Frau bei der Verheirathung zu entstellen. „Der chinesische Schriftsteller erzählt uns, dass Bräute gezwungen werden, sich ihre Vorderzähne ausziehen zu lassen, um zu verhindern, dass sie ihre Männer beissen. Der wirkliche Grund dieser Art Grausamkeit ist natürlich der nämliche, der die japanesischen Mädchen veranlasst, ihre Zähne bei der Verheirathung zu schwärzen, nämlich um ihre persönlichen Reize in den Augen fremder Männer zu vermindern."

An den von mir gesehenen Chinesenschädeln fehlt jede Bearbeitung und Schwärzung des Gebisses. Dagegen finde ich die malaische gewöhnliche Behandlung an Schädeln von „Bastard-Chinesen", und als solche werden vermuthlich auch die wenigen angeblichen „Chinesenschädel" der anthropologischen Sammlungen anzusehen sein, welche geschwärzte Zähne haben. So viel ich weiss, hat auch von Richthofen nichts von Feilung und Schwärzung der Zähne bei Chinesen wahrgenommen. Es ist daher eine übrigens quellenlose Angabe im „Ausland" (44. Jahrg. S. 594), wonach die Chinesen durch Betelkauen die Zähne schwärzen, mir unverständlich und wohl irrig.

In Japan haben die Frauen die Sitte, die Zähne schwarz zu färben. Angaben darüber, einfach die Schwarzfärbung constatirend, finden sich bei Pompe van Meerdervoort[3]). Bei Fr. Müller[4]) finde ich die weitere Angabe, dass die Zähne mittelst einer Mischung von Eisenfeilspähnen und Saki (Branntwein) schwarz gebeizt werden und die Lippen dunkel violett gefärbt werden. Welcher Art dabei die Wirkung der Beize auf die Zähne ist, lässt sich danach nicht beurtheilen. Anders giebt Mitford[5]) das Verfahren an. Die Farbe wird ihm zu Folge mit Galläpfeln und Eisenfeile bereitet und die Flüssigkeit wird dann mit einem Federpinsel auf den Zahn

1) A. Morice. Notes sur les Bahnars. Revue d'Anthropologie. II. Ser. Tome I. 1878. p. 627.

2) Das Ausland. 45. Jahrg. 1872. S. 116.

3) Pompe van Meerdervoort. Vijf jaren in Japan. Vol. I. Leyden 1867. p. 208.

4) Friedrich Müller. Allgemeine Ethnographie. Wien 1873. S. 399.

5) A. B. Mitford. Geschichten aus Alt-Japan. Deutsch von J. G. Kohl. Leipzig 1875. S. 295.

gestrichen. Die Beize ist nach Hildreth[1]) überaus scharf und ätzend und greift die Zähne stark an. Letzterer Autor berichtet nach Thunberg's Mittheilungen über die Behandlung des Mundes und Gebisses bei den japanischen Frauen. Die Lippen wurden mit der aus Catharinus tinctorius bereiteten Farbe roth oder violett gefärbt und die Zähne schwarz gebeizt. Letztere Procedur sollte eigentlich nur die Auszeichnung der verheiratheten Frauen darstellen, ward aber so allgemein, dass sie fast jedem Frauenzimmer von über 18 Jahren zukam.

B. Polynesier, Melanesier, Australier und Papuas.

Bei den Polynesiern, namentlich auf den Tonga- und Sandwichinseln, findet sich der Gebrauch des Zahnausschlagens häufig, aber nur als Zeichen der Trauer. William Ellis[2]) berichtet diess von Hawai. Bei Gelegenheit von Todesfällen ist es u. A. üblich, einen der Vorderzähne mit einem Steine auszubrechen. Bei älteren Leuten, die viele Trauerfälle mitgemacht haben, fehlen daher nicht selten alle Vorderzähne, während andere sich die Ohren oder Finger, namentlich den kleinen, weggeschnitten haben. Derselbe Gebrauch des Ausschlagens eines Vorderzahnes zu Ehren eines Todten ist nach Wilson[3]) in Tonga üblich. In der That fehlen auch an einem von mir gesehenen Kanakenschädel von Hawai vier Schneidezähne im Unterkiefer. Der betreffende Schädel ist nebst einem ähnlichen im Besitz von Prof. Welker. In der wunderbar reichhaltigen, mehr als hundert Kanakenschädel enthaltenden Sammlung von J. B. Davis[4]) sind zahlreiche Schädel angeführt, denen obere oder untere Schneidezähne, oder auch von beiden gleichzeitig welche fehlen, und die, wie die verwachsenen Alveolen zeigen, schon lange vor dem Tode herausgenommen waren. Dass die Sitte aber auch auf anderen Inselgruppen der Südsee vorhanden ist, geht daraus hervor, dass an einigen der Schädel von Fatubiwa aus der Marquesas-Gruppe 2 oder 3 Schneidezähne ausgebrochen sind, wie bei den Kanaken der Sandwich-Inseln. Das Fehlen der Vorderzähne ist auch von der Insel Tongarewa berichtet, wie (nach Wilkes) Waitz Anthrop. V, 2, S. 169. mittheilt.

Ueber die einschlägigen Gebräuche bei den Mikronesiern und nordwestlichen Polynesiern bemerkt Gerland[5]): „Eine im übrigen Ocean sehr verbreitete Sitte ist es, sich einander mehrere Vorderzähne auszuschlagen, welche merkwürdiger Weise, freilich ohne nähere Angabe, Chamisso auch den Bewohnern von Ratak zuschreibt, von denen Gulik wenigstens behauptet, dass sie sich die Zähne bisweilen entstellten. Und freilich, die

1) R. Hildreth. Japan, as it was and is. Boston 1855. p. 393, 487.

2) W. Ellis. Da ich das Originalwerk (p. 176) nicht einsehen konnte, citire ich Braun's Ethnogr. Archiv Bd. 34. 1827. S. 300.

3) cf. Gerland in Waitz Anthropologie. Bd. VI. S. 403.

4) J. B. Davis. Thesaurus craniorum. London 1867. p. 325—344.

5) Waitz. Anthropologie der Naturvölker. Bd. V, 2 von Dr. Gerland. S. 60.

Sitte, sich die Zähne durch verschiedene Kräuter und etwas Muschelkalk schwarz zu färben, eine Operation, die fünf Tage fordert, ist auf den Palaus zu Hause (Keate 421) und war es auf den Marianen (le Gobien 47), wenngleich die Nachricht Pigafetta's, sie färbten die Zähne der Schönheit halber roth und schwarz, wohl nur auf die Wirkungen des Betelkauens zu beziehen ist. Denn Betel wurde auf den Marianen viel gekaut, sonst aber finden wir dies Reizmittel nur noch auf Palaus, sowie auf Eap und Ngoli, während es im übrigen Micronesien unbekannt ist.

Des Schwärzens der Zähne auf den Palaus, als eines bei beiden Geschlechtern üblichen Gebrauches, gedenkt auch J. P. Hockins[1]). Die Art der Schwärzung beschreibt H. Wilson[2]). Es werden Kräuter mit Muschelkalk in einen Teig verrieben, der auf die Zähne geschmiert wird.

Ueber Zahndeformirung auf den Neu-Hebriden berichtet Eckart[3]): „Eine seltsame Mode, die hier herrscht, ist das Ausstossen der 2 Vorderzähne der oberen Zahnreihe bei verlobten oder verheiratheten Weibern (ein Stock wird gegen dieselben gesetzt und mit einem Stein ein kräftiger Schlag geführt). Dieselbe Sitte findet sich bei den Weibern der Eingebornen von der St. Philip-Bay (Espiritu Santo)." Man wird wohl kaum irre gehen, wenn man diese Sitte auf die entsprechende, in Australien so allgemein verbreitete bezieht, resp. als von dort her überkommen betrachtet, wo ja gleichfalls das Ausschlagen der Zähne in Verbindung steht mit der Pubertätsfeier oder der Verheirathung.

Auf Neu-Guinea ist die Sitte der Deformirung der Zähne jedenfalls nur im geringen Grade herrschend, wenn nicht jetzt schon abhanden gekommen. A. B. Meyer, der hierüber so reiche Erfahrungen gesammelt und mitgetheilt hat, fand die Deformirung der Zähne dort nicht. Der bekannte Papuaschädel der Göttinger Sammlung hat auch unbearbeitete Zähne, wogegen ein anderer Papuaschädel derselben Sammlung die malaische Flächenfeilung zeigt, was wohl auf malaischen Einfluss zurückzuführen ist. Dagegen führt A. B. Meyer[4]) eine Angabe von Salomon Müller[5]) an, der zu Folge im Dorfe Uta an der Südküste Neu-Guinea's und in der Umgebung dieses Dorfes die Sitte herrscht, die Zähne spitz zu feilen. Ein Bewohner jenes Dorfes mit spitz gefeilten Zähnen ist in dem citirten Werke Taf. VI, Fig. 4, abgebildet. Vermuthlich gründet sich auf diese Stelle die

1) J. P. Hockins. Bericht von den Pelew-Inseln. Weimar 1805 (als Bd. 23 von Sprengel's Bibliothek der Reisebeschreibungen) S. 50.

2) H. Wilson. Nachrichten von den Pelew-Inseln. Neuere Geschichten der See- und Landreisen. Bd. I. Hamburg 1789. S. 421.

3) M. Eckart. Der Archipel der Neu-Hebriden. Verhandl. d. Vereins f. naturw. Unterh. in Hamburg. 1877. Bd. IV, S. 17.

4) Mittheil. d. anthrop. Ges. in Wien. Bd. IV, S. 239.

5) Salomon Müller. Verh. over de Nat. Gesch. d. Ned. overz. bez. Land- en Volkenkunde. Leiden 1839—44. p. 44, Taf. VI, Fig. 4.

Angabe von Finsch[1]), dass die Bewohner des Utanate die Zähne spitz feilen. Ausführlich sind übrigens die hierher gehörigen Literaturangaben zusammengestellt von Gerland in Waitz' Anthropologie Bd. VI, S. 570. Es sind darnach mehrere Stämme auf Neu-Guinea, welche die Sitte der Zahnspitzung haben, welche im übrigen Melanesien nicht vorkommt.

Prichard hat auf eine Stelle in Fitzroy's Voyage of the Adventure and Beagle Vol. II, p. 569, aufmerksam gemacht, der zu Folge die Zähne der Neuseeländer an die Zähne von Pferden erinnern, alle bis zu einer gleichförmigen Höhe abgenutzt sind, so dass das innere Gewebe vollkommen sichtbar wird. Es beruhe offenbar auf Abnutzung, bemerkt er weiter, so dass man den naheliegenden Gedanken, dass es sich um künstliche Einwirkung möge gehandelt haben, um so mehr wieder fallen zu lassen hat, als ja von anderer Seite nichts der Art angegeben wird[2]). Gerland[3]) bemerkt ausdrücklich, dass bei den Melanesiern die Zähne nicht deformirt werden, mit Ausnahme nur von mehreren Stämmen von Neu-Guinea, welche sich die Zähne spitz feilen, „so die von Wageu (Freyc. 2 47), öfters die von Utenata (Modera 74, Sal. Müller b. 66), die nördlich von der Mariannenstrasse, was Windsor Earl c. 5. auf alle Küstenstämme der Insel ausdehnt, mit Unrecht, denn Sal. Müller und die Holländer berichten ausdrücklich, dass dieser Gebrauch in der Gegend der Speelmannsbai unbekannt ist."

An einem Schädel von den Chathams-Inseln (No. 23 878) sind, wenn ich die Verhältnisse richtig gedeutet, die vier Alveolen der oberen Incisiven verwachsen. Es würde sich also der in Australien so verbreitete Gebrauch bis nach den Chathams-Inseln erstrecken, wie denn auch (Waitz VI, S. 813) in Tasmanien der australische Gebrauch des Ausschlagens von einem oder mehreren Vorderzähnen sich findet.

In Australien ist vielfach die Sitte verbreitet, Zähne auszuschlagen. Ich stelle in Folgendem das Wesentlichste zusammen, was Gerland darüber in der Waitz'schen Anthropologie der Naturvölker[4]) mitgetheilt hat: „Ganz eigenthümliche Gebräuche hat der Goulburnstamm[5]), nördlich von Melbourne, u. A. auch das Zahnausschlagen. Ein Jüngling, der zur Mannheit eingeweiht werden soll, wird von drei Stammgenossen in den Wald geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht bleibt und sich die zwei oberen Schneidezähne ausschlägt, die er sorgfältig aufhebt und zurückgekehrt seiner Mutter giebt. Dann geht er wieder in den Wald, wo er nun zwei Nächte und einen Tag bleibt. Die Mutter aber sucht einen jungen Gummibaum,

1) Otto Finsch. Neu-Guinea und seine Bewohner. Bremen 1865. S. 58.

2) J. C. Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Vol. IV, 1848, S. 137.

3) Th. Waitz. Anthropologie der Naturvölker. VI. Theil von G. Gerland. 1872 S. 570.

4) a. a. O. Bd. VI, S. 785.

5) cf. Ch. Wilhelmi. Manners and customs of the Australian Natives. Melbourne 1862. p. 27—28.

den nur wenige, nie aber der Sohn selber, wissen dürfen und steckt die beiden Zähne in die obersten Aeste. Stirbt der Sohn, so schält man die Rinde unten am Baum und tödtet ihn durch ein Feuer, welches man unten um den Stamm anzündet, so dass er als Denkmal des Todten stehen bleibt." S. 786 heisst es von den Küstenstämmen des Ostens: „sie schlagen einen Vorderzahn aus und hierbei wird der letzte Name für's Leben gegeben." Und S. 787: „Braim erzählt von einem bösen Geist in Pferdegestalt, der die Eingebornen nur dann nicht verschlingt, wenn sie ihm zeigen, dass ihnen ein Zahn ausgeschlagen ist." Auch im Norden Australiens herrscht der Gebrauch, wogegen er um Adelaide und an anderen Punkten der Südküste vermisst wird.

W. E. Stanbridge[1]), On the aborigines of Victoria bemerkt, p. 287, dass zur Pubertätszeit ein, oder bei anderen Stämmen zwei obere Schneidezähne ausgezogen werden. So auch Watki Tench[2]). Ich sehe aber hier von einer weiteren Besprechung ab, da, wie gesagt, Gerland sehr ausführlich alles Einschlägige zusammengestellt hat.

An einem Australierschädel der Berliner Sammlung, No. 10 551, sind die beiden mittleren Alveolen des Unterkiefers verwachsen, also ausnahmsweise Unterkieferzähne entfernt.

Ueber die Art, wie im Seengebiet von Australien die Zahnoperation vollzogen wird, hat Emil Jung[3]) eingehende Mittheilungen gemacht. Das Ausschlagen von zwei Schneidezähnen des Oberkiefers wird an allen Kindern, Knaben wie Mädchen, nach vollendetem achten Jahre vollzogen. Die Sitte findet sich dort nur bei den Bewohnern des Seengebiets, nicht bei deren Nachbarn. „Auch am Macquarie, wo ich das Ausschlagen eines Zahnes, des rechten Schneidezahnes, bemerkte, müssen sich alle jungen Männer dieser Operation unterziehen. Die Operation vollzieht sich folgendermaassen. Es werden zwei keilförmige Stücke Holz zu beiden Seiten des herauszuziehenden Zahnes eingetrieben. Auf den Zahn wird ein Stück Fell und ein langes Holz gelegt. Einige Schläge auf dieses Holz genügen zur Lockerung des Zahnes, der dann mit der Hand herausgezogen wird. Der zweite Zahn wird ebenso entfernt und dann mit feuchtem, auf die Wände gedrücktem Thon die Blutung gestillt."

Rückblick.

Wir wollen am Schlusse dieses Abschnittes einen Rückblick werfen auf die Gebräuche, welche innerhalb des ganzen grossen Gebietes des indischen und stillen Oceans beobachtet werden. In dieser Hinsicht sind zunächst

1) Transact. of the Ethnolog. Soc. of London. Vol. I. New Series. London 1861. p. 287.

2) Cap. Watki Tench. Beschreibung einer Reise nach der Botanybai in Neuholland. In Sprengel's Beiträgen etc. XIII. Theil. 1790. S. 167.

3) E. Jung. Land und Leute im Seengebiete Australiens. Aus allen Welttheilen 8. Jahrgang. 1877. S. 355.

jene Gebräuche, welche Trauerfällen ihren Ursprung verdanken, von denen zu sondern, die als Mannbarkeitszeichen oder Stammesabzeichen auftreten. In jene erstere Kategorie entfällt das Ausschlagen der Zähne auf den zumeist nach Osten entlegenen Inseln der Südsee, welches von den Sandwich-, Baga-, Marquesas-Inseln und der zwischen ersteren beiden liegenden kleinen Insel Tongarewa oder Penryn bekannt ist. Das Ausschlagen von Zähnen zur Zeit der Mannbarkeitserklärung findet sich in weiter Verbreitung in Australien und den angrenzenden Inseln. Es werden fast ausnahmslos obere Schneidezähne ausgeschlagen und zwar je nach den verschiedenen Stämmen einer oder mehrere, nur bei Männern oder auch bei Weibern. Ausser in Australien, wo aber durchaus nicht alle Stämme die Sitte haben, kommt es vor in Tasmanien, den Chathams-Inseln und auf den Neu-Hebriden. Diese Sitte beschränkt sich daher auf Australien und Melanesien. Einer der beiden Rassen wird sie vermuthlich ursprünglich allein angehört haben.

Die gemeinste unten den Malaien, zumal der Sundainseln und Molukken, weit verbreitete Sitte der Zahndeformirung ist jene, die ich als Flächenfeilung bezeichnete. Sie kommt beiden Geschlechtern zu und wird zumeist zur Pubertätszeit vorgenommen. Häufig wird auf die gefeilte Fläche eine schwarze Farbe aufgetragen, in anderen Fällen ist die schwarze Färbung, die sich auf alle Zähne erstreckt, nur das Resultat des Betelkauens. Dieser Modus der Deformirung kommt weder den Australiern und Papua, noch auch den Polynesiern und Melanesiern zu; er beschränkt sich vielmehr auf das Gebiet der Sundainseln und der Molukken, sowie das Küstengebiet von Hinterindien. Wo in den angrenzenden Gebieten gelegentlich einmal diese Sitte ebenfalls auftaucht, lässt sich der malaische Einfluss nicht verkennen, wie an Bastarden von Chinesen, an Chinesen, die auf Java u. s. w. starben, oder auch wohl einmal an angeblichen — dem malaischen Volksthum zugethanen — Papua's. —

Neben diesem Typus kommt die Spitzfeilung vor, deren räumliche Verbreitung aber noch nicht völlig feststeht. Diejenigen Schädel mit spitzgefeilten Zähnen, welche ich aus dem indischen Ocean kennen lernte, gehören dem Typus der Relieffeilung an, welcher für die Inseln Java, Bali, Madura und Celebes nachgewiesen wurde. Da Spitzfeilung der Zähne von Marsden auch für Sumatra („im Lande Lampoon") angegeben wurde, so scheint auch hier diese Sitte bestanden zu haben. Weiterhin ist Spitzfeilung noch angegeben für die Bewohner von Nias und für die Negritos der Philippinen, sowie endlich für Papuas von Neu-Guinea. Bei diesen drei letzteren ist nicht ersichtlich, ob es sich um Relieffeilung mit Zuspitzung handelt oder um eine einfache Zuspitzung der Schneidezähne, etwa durch Behauen, wie bei den Negern. Je nachdem die Beantwortung dieser Frage ausfällt, wird auch die ethnologische Bedeutung verschieden aufgefasst werden. Handelt es sich um eine einfache rohe Zuspitzung, so liegt keine Beziehung vor mit der bei Relieffeilung beobachteten Zuspitzung, die dann lediglich als eine

Modification der malaischen Feilungsweise sich präsentirt. Wir hätten dann die rohe Zuspitzung bei Papua's resp. Negritos zu constatiren, bei jenen Stammelementen also, welche mit den Negern auch das Einschneiden nationaler Auszeichnungen in die Haut, die Ausschmückung mit Hautnarben theilen. Liegt aber auch hier die Relieffeilung vor, so bedarf die ursprüngliche Bedeutung und Verbreitung dieser Sitte weiterer Erforschung und Aufklärung. Berücksichtigt man die Thatsache, dass die erobernde, sich weiter verbreitende Rasse im indischen Archipel die malaische ist, dass die Papuas, die Aboriginer, immer mehr ausgerottet und verdrängt wurden, so würde die Verbreitung der Relieffeilung mit Zuspitzung theils bei unzweifelhaften Papua's, theils in Ländern, in denen dieselben früher hausten und vielleicht noch in Resten existiren, die Annahme nahe legen, dass ursprünglich dieser Gebrauch den Papua's eigen war und von ihnen auf die Malaien überging. Ich sage nicht, dass ich das für das Wahrscheinlichste halte, — ich kann mir angesichts der Lückenhaftigkeit der Beobachtungen kein Urtheil bilden. Ich beschränke mich darauf, die Verhältnisse der Zahndeformirung, die bisher durch die Zusammenfassung von Verschiedenartigem verworren genug waren, aufgeklärt zu haben, ich kann mich aber der Ueberzeugung nicht erwehren, dass diese Verhältnisse in hohem Grade Beachtung verdienen für die Entwirrung der jetzt vielfach gemischten Volks- und Rassen-Elemente der indischen Inselwelt.

Noch sei aber hier auf einen Punkt hingewiesen, der gleichfalls für die weiteren Forschungen einen Anhalt gewähren kann, auf die Sitte, vorn in die Fläche des Schneidezahnes ein Loch zu bohren, das dann von denen, die es machen konnten, mit Gold, von unvermögenden mit unedlem Metall oder auch gar nicht ausgefüllt wurde. Diese Sitte kam früher auf den Philippinen vor und ist von Borneo und Celebes nachgewiesen. Hier liegt auch offenbar ein Zusammenhang in den Gebräuchen vor, aber welche nationalen Elemente es sind, an welche dieselben knüpfen, bleibt noch zu erforschen.

Amerika.

Deformirungen der Zähne kommen bei den Indianern nur in geringem Umfange vor. Das Spitzfeilen ist, wie weiter unten mitgetheilt werden soll, in Mittelamerika mehrfach beobachtet. Von anderen Deformirungen scheint das Ausschlagen von Zähnen bei verschiedenen Stämmen üblich gewesen zu sein. Ich habe eine leider nicht näher belegte Mittheilung gelesen, wonach Skyring in Patagonien gefunden habe, dass den Patagoniern der obere Schneidezahn gefehlt habe. Da mir das Buch von Musters oder sonstige einschlägige Literatur nicht zur Hand ist, so berichte ich nur das Gelesene. Dagegen ist an peruanischen Mumien constatirt, dass ihnen gelegentlich die Schneidezähne fehlen, die aber in früher Jugend schon ent-

fernt seien. Davis[1]), der p. 242 und 244 Belege mittheilt, bemerkt p. 244 dazu, den folgenden Satz in Uebersetzung mittheilend:

„The people of Guancavilcas used to pull out their teeth in each jaw, the fathers doing it to their children when of very tender age, which they thought was no evil, but rather a service very acceptable to their gods" (Markhams Cieza de Leon p. 181). This autor attributes the custom to the Indians about Guayaquil, but the present exemple shows that it extended to some tribes much to the south of that district." An dem Chaucaschädel No. 1442 fehlen „the front teeths" und bei dem Aymara No. 1199 alle oberen und einer der unteren Schneidezähne. Es wurden demnach nicht zur Zeit der Mannbarkeitserklärung, sondern in früher Kindheit die Zähne ausgebrochen. Es fällt, wenn die betreffende Angabe richtig ist, die Annahme hinweg, als könne es sich um Trauerverstümmelungen handeln. Dass solche auch in Amerika vorkommen, zeigt das Beispiel der Patagonier[2]), welche sich schwere Verwundungen beibringen, und der Charua's[3]) im Norden des Laplata, bei denen sogar das Abschneiden von Fingern ganz wie in der Südsee vorkommt. Wenn also bei Patagoniern Ausschlagen von Zähnen vorkommen sollte, so liegt wohl Trauerverstümmelung vor.

Ueber die Bewohner von Panama bemerkt Tschudi[4]): „Wie mir Dr. Kratochwil mittheilt, haben viele Indianer der Provinz die Gewohnheit, die Schneidezähne keilförmig spitz zuzufeilen. Diese Sitte theilen sie mit mehreren Horden peruanischer Indianer und einigen Negerstämmen." Weitere Mittheilungen hierüber findet man in Bancroft's[5]) Werk über die Pacific-Staaten. Dasselbe hat einen sehr ausführlichen Index und findet man da unter Teeth stets die einschlägigen Citate, die allerdings zum Theil sich auf die natürliche Beschaffenheit des Gebisses beziehen. Hier genügt es, darauf hingewiesen zu haben für Jene, welche etwa mit Rücksicht auf die Indianerstämme den Gegenstand eingehender verfolgen wollen. So weit also jetzt es sich übersehen lässt, ist die vermuthlich in Mittelamerika selbstständig aufgekommene Sitte der Zahndeformirung auch auf dort beschränkt, da mir wenigstens keine anderen Belege bekannt sind, ich auch an Indianerschädeln nie deformirte Zähne gesehen habe. Dass die als Sklaven nach Brasilien eingeführten Neger auch da durch ihre Zahndeformirung Beachtung fanden, wurde schon[6]) erwähnt. Während anfangs die Schwarzen ihre einheimischen Sitten beibehielten, ist das jetzt nicht mehr der Fall. Die Schwarzen der Provinz Rio grande do Sul z. B., welche bis vor wenigen Decennien ihren Kindern noch die nationalen Hautnarben-Zeichen einschnitten,

1) J. B. Davis. Thesaurus craniorum. London 1867.
2) Waitz. Anthropol. Bd. III, 1862, S. 506.
3) Waitz a. a. O. S. 483.
4) J. J. v. Tschudi. Reisen durch Südamerika. Bd. V. Leipzig 1869. S. 402.
5) H. Bancroft. Native Races of the Pacific States.
6) Cap. Wilkes Afrika. cf. auch v. Martens Ethnographie I, S. 536.

haben dies jetzt aufgegeben. Es wurde schon in der Einleitung erwähnt, dass in Pernambuco auch die einheimische brasilianische Bevölkerung die Sitte der Zuspitzung der Zähne angenommen hatte.

Die einzige Stelle, die ich bei Waitz über Behandlung der Zähne bei Indianern finden konnte, lautet: „Die Chaymas in Guiana schwärzen die Zähne nicht durch das Kauen von Reizmitteln, wie die Guajiros vom R. de la Hacha und die Bewohner von Cumana in alter Zeit“ (Anthropologie III, S. 373).

Taguara de Mundo novo.
Prov. S. Pedro de Rio grande do Sul
Brasilien. 29. Mai 1881.

Wortverzeichniss eines Viti-Dialectes.

Von

Albert S. Gatschet in Washington.

Nach der gegenwärtig geltenden Eintheilung der malayo-polynesischen Sprachen in Dialektgebiete gehört das Idiom der Viti-Insulaner zu dem melanesischen Zweige dieses weitverzweigten Sprachstammes[1]). Die Bewohnerzahl der Viti-Inselgruppe wird auf etwa 120 000 Köpfe veranschlagt: sie sprechen Dialekte, die im Ganzen wenig, doch lexikalisch mehr, als morphologisch unter sich abweichen. Im Osten der Gruppe wird der Volksname Fidschi, im Westen, also auch auf Viti Levu, Viti ausgesprochen.

Nachstehendes Wortverzeichniss giebt den Berg- oder Hochlanddialekt von Viti Levu, der grössten Insel, wieder; es entstand in Folge meines Zusammentreffens mit Semi, einem jungen Viti, in der Stadt New-York im Februar 1876. Er und sein Bruder Kidshoni reisten mit einem Schaubudenbesitzer im Osten der Vereinigten Staaten herum, sangen vor einem meist sehr gemischten Publikum ihre Kriegslieder, schwangen dazu ihre Mordkeulen aus Teak-Holz und stellten ihre halknackten, muskelkräftigen Gliedmassen zur Schau. Semi, kaum 22 Jahre alt und mit einer ungeheuren Papúa-Haarkrone ausgestattet, war ein intelligenter, aufgeweckter Mensch, der sich in verständlichem Englisch ausdrückte, während sein fast gleichaltriger Bruder dieser Sprache nicht mächtig war. Der Kriegername des letztern ist Valu massáwa, etwa durch „bewährter Krieger" zu übertragen und der von Semi lautet Moku Tamáta, „Feindestödter."

Die jetzigen Verhältnisse in seinem Vaterlande besprach Semi in sehr mittheilsamer Weise und schilderte den Charakter jedes Inselfürsten insbesondere; für Thakombau war er voll Bewunderung, da derselbe die grösste Zeit seines langen Lebens in Kämpfen und Gefechten zugebracht habe. Wegwerfend äusserte er sich betreffs anderer Häuptlinge, die Verräther an den Landesinteressen geworden waren. Semi selbst, dessen Dialekt nicht auf Herkunft von einer der kleinen, östlichen Inseln hinweist, hatte manches Gefecht siegreich bestanden und über fünfzehn Feinden mit seiner Keule

---

1) Dr. Friedr. Müller, Linguistischer Theil der Reise der Novara um die Erde, 1857 bis 59. Wien 1867. 4.

den Garaus gemacht, um sich an ihrem gebratenen Fleische zu sättigen. Der den Polynesiern eigene scharfe Hautgeruch machte sich bei ihm deutlich bemerkbar. Bei seiner doch etwas precären Kenntniss des Englischen zog ich das Abfragen einzelner Vocabeln dem von Sätzen als das sicherere Mittel, richtige Antworten zu erlangen, vor. Jedes der erlangten Wörter ging ich nachher nochmals mit ihm durch.

Das erhaltene Material verglich ich später sorgfältig mit dem in Horatio Hale, Ethnography and Philology etc., Philad. 1846, enthaltenen Viti-Sprachmaterial, das sich hauptsächlich auf die Arbeiten des Missionärs Cargill über den Lakemba-Dialekt stüzt. Diese Insel liegt im Südosttheile des Archipels, an der Lakemba-Durchfahrt. Von Hale sind ferner berücksichtigt der Dialekt von Somusomu, gesprochen am Südostende der zweitgrössten Insel, Vanua Levu; dieser und die übrigen Vanua Levu-Dialekte besitzen das k nicht, lassen aber da, wo andere Viti-Dialekte diesen Laut haben, statt desselben eine kurze Unterbrechung der Stimme eintreten, was mit dem Verbum ŋgatovakina bezeichnet wird. Ferner: die Mundart des Küstenortes Maduata, die oft das t auswirft; eines Platzes Mbúa („Sandelholz"), deren es mehrere in der Inselgruppe giebt; der Ortschaft Rewa, im Delta des Rewaflusses im Südosten von Viti Levu, und der östlich von Viti Levu liegenden Insel Ovolau. Die gebrauchten Abkürzungen sind: L. für Lakemba und Mb. für Mbua.

Die auf den Viti-Inseln gesprochenen Dialekte sind schon mehrfach Gegenstand schriftlicher Aufzeichnung geworden und es existirt bereits eine Viti-Literatur, bestehend aus Bibelübersetzungen, Vocabularien, Grammatiken u. s. w. Vorliegender Artikel bietet daher nicht in jeder Hinsicht Neues dar, vielmehr liegt sein Hauptzweck darin, einen bestimmten, mit individuellen Zügen ausgestatteten Localdialekt zu bieten. Da übrigens Bücher über die Vitisprache nicht in Jedermanns Händen sind, so mag dieser Artikel auch dazu dienen, eine partielle Kenntniss dieser nasalirenden, doch sonoren Sprache in weitern Kreisen zu verbreiten.

Lautsystem.

Das Lautsystem dieses Berg- oder Hochlanddialektes ist wie folgt:

Die fünf Vocale u, o, a, e, i mit ihren Längen. Die Längen scheinen nicht oft von Synizesen und Contractionen herzurühren, sondern meist durch den Wortaccent hervorgebracht zu sein. Von Umlauten existirt nur ä. Der Naturlaut, von mir mit ĕ bezeichnet, wird oft gehört[1]). Zusammenstossende Vocale werden ebenso häufig mit einem Hiatus, als diphthongisch ausgesprochen, d. h. die existirenden Diphthonge (ai, au, oi etc.) sind unächter Natur. Viele Vocale werden dumpftonig ausgesprochen: ạ, ị, ụ.

Consonanten. Die momentanen Consonanten zeichnen sich durch

1) Kommt selbst zu Anfang der Wörter vor: ĕmbáki Jahr.

ihre grosse Neigung zum Nasaliren aus, wie aus beifolgender Tabelle, sowie aus den beobachteten Alternirungsprocessen deutlich hervorgeht:

	Momentane Laute:		Dauerlaute:		
	Nicht aspirirte	Aspirirte	Spiranten	Nasale	L- und R-Laute
Gutturale	k, g, ng		h	n̂	
Palatale			y		
Linguale					r, l
Dentale	t, d, nd	ð	s	n	
Labiale	p, b, mb		v, w	m	

(w ist das englische, halbvocalische w in water).

Den Spiranten lässt sich auch der Spiritus lenis, ', beigesellen, der im vorliegenden Dialekt nach Ausfall eines Gutturals eintreten kann: *kuma* und *'uma* Zinnfolie. Das *r* ist nicht unser rollendes *r* in Ritt, raffen, sondern das vokalische unserer Verbalendung *—ern* in schmettern, alternirt jedoch nicht mit dem verwandten Laute *l* in diesem melanesischen Dialekte. *R* kann geminirt werden und wird dann rollend.

Vocale alterniren hier nur ausnahmsweise; bei den Consonanten lassen sich folgende Processe constant beobachten:

k alternirt mit *h*, *g* mit *n̂* und *n̂g*, *b* mit *mb*, *d* mit *nd*, *b* mit *v*.

Folgende Alternirungen werden nur gelegentlich, nicht constant, beobachtet: *k* mit *g*, *t* mit *d*, *p* mit *b*, *l* mit *n̂*, *n* mit *n̂*, ' mit *k*, *v* mit *w*. Der Laut *h* scheint überall eliminirt werden zu können; ein gewisser *d*-Laut alternirt mit *r*, z. B. in *dáni*, *ráni*.

Aus dem Obigen geht hervor, dass die Reihen der Aspiraten, der Palatalen und der stummen Hauchlaute sehr schwach vertreten sind, nämlich nur durch je einen Laut; die explosiven Palatalen fehlen ganz und im Consonantensystem wiegen, wie auch aus dem Wortvorrath erhellt, die Dentallaute und die nasalirten Mutae über die übrigen Laute vor; sogar das *r* kann nasalirt werden.

Nur die Consonanten *s*, *t* und *r* sind verdoppelungsfähig; *ð* ist das englische *th* mit weichem Tone in *other*, *then*. Der Wortton liegt meistens, aber durchaus nicht immer, auf der vorletzten Silbe.

In den obigen Lautwechseln liess sich bis jetzt kein durchgreifendes phonetisches Gesetz entdecken, so wenig als in den meisten Alternirungsvorgängen der amerikanischen Sprachen. Sie betreffen meist die Explosivlaute und scheinen unwillkürliche Vorgänge zu sein. Durch sie allein lassen sich schon manche graphische Unterschiede in den Viti-Vocabeln, wie sie sich in den gedruckten Wortverzeichnissen aller Dialekte zeigen, erklären. Die Lakemba-Wörter bei Hale haben fast durchweg ein Anfangs-*mb-* oder *nd-*, wo Semi *b-* und *d-* aussprach. Englische Missionäre gehen häufig von der irrigen Ansicht aus, man müsse Sprachen, die schriftlich noch nicht fixirt sind, phonetisch so einfach wie möglich darstellen, und stellen daher

alternirende Laute stereotyp durch einen unter diesen Lauten dar[1]). Für das Wörterbuch mag diese Methode einigermassen zu billigen sein, doch für Sprachtexte, die man von Eingeborenen erhält, niemals. Diese müssen, um wissenschaftlichen Werth zu haben, gerade so wiedergegeben werden, wie sie gehört wurden; dies allein verschafft Linguisten die Möglichkeit, die phonetische Seite eines Idioms genau zu ergründen, und namentlich dürfen auch die Vocallängen und der Wortton nie unbezeichnet gelassen werden. Das Hauptprincip einer klaren phonetischen Methode wird immer das bleiben: „Jeder Sprachlaut ist durch ein einziges Zeichen wiederzugeben, das durchweg beizubehalten ist."

Da ich nicht eine Grammatik dieses Bergdialektes (noch der Vitisprache überhaupt) zu schreiben gedenke, so füge ich bloss einige der für das Verständniss des Vocabulars nothwendigsten morphologischen Notizen bei.

Morphologisches.

Der Vocal *i* dient oft als Präfix bei Hauptwörtern und andern Nomina, namentlich wenn ein Attributiv-Verhältniss stattfindet. Dasselbe scheint euphonischer Natur zu sein, denn es kann dem Wortsinne unbeschadet auch wegfallen. Geht vor Vocalen oft in *y-* über: *i-uaú* und *yuaú* Kriegskeule, und hat nicht selten *h-* vor sich: *hissúlu*, *issúlu*, *isúlu* Tuch, Gewebe, Kleid.

Jede Silbe endet auf einen Vocal. Wörter wie *turáña* Fürst, *ndromondromóa* roth, gelb sind abzutheilen: *tu-rá-ña*, *ndromo-ndromó-a*.

Die grammatischen Beziehungen der Wörter unter sich werden im Viti nicht durch Formen (Affixe), sondern durch Partikeln angedeutet; Deklination wie Conjugation geht mittelst Partikeln vor sich. Dagegen kommen bei der Wortbildung eine Menge Affixe, Präfixe wie Suffixe, zur Verwendung. So werden folgende Suffixe an transitive Verba gehängt, die ein Object bei sich haben: *-a*, *-ða*, *-ya*, *-ka*, *-ma*, *-na*, *-ña*, *-ra*, *-ta*, *-va*, *-lakina*, *-rakina*, *-takina-*, *-vakina* (auch bloss *-laka*, *-raka* etc.). Präfigirtes *vaka-* bildet Causativzeitwörter[2]), präfigirtes *vei-* Reflexivverba. Ein eigener Passivausdruck existirt nicht.

Die zukünftige Handlung wird durch die Partikel der Desiderativ-Verba, *via*, angedeutet, die zwischen das Personalpronomen und das am Schlusse stehende Zeitwort eingeschoben wird. Das Futurum kann auch durch *na*, *ni* angedeutet werden; Conditionalpartikel ist *ke*, *kevaka*, Finalpartikel (dass, damit) *me*, Affirmativ- *sa* und Negativpartikel *seña*, *seŋga*.

Beim Nomen wird der Numerus nur selten angedeutet; *alóka* bedeutet Ei und Eier, und ein Plural müsste hier durch Beifügung eines Adjectivs

1) Ein Missionär, nicht englischer, sondern französischer Abkunft, stellte kürzlich den Mohawk-Dialekt der Iroquois mit 12 Buchstaben dar, während das Lautsystem dieser Mundart 26 Laute enthält, die zusammengesetzten Laute nicht mitgezählt.

2) Vaka als Präposition gebraucht bedeutet gleichwie.

manche, viele, eines Zahlworts oder Quantitätsadverbs angedeutet werden. Die Casuspartikeln der obliquen Fälle werden mit dem Artikel *na* combinirt und dem Nomen vorangestellt; *na* ist combinirt mit *i* im Accusativ und Genitiv, deren Partikel bei Appellativen *ni* (bei Eigennamen jedoch *i*) lautet. Der Subjectivfall wird durch *ko*, *kói*, bei Stammnamen etc. durch *kai* eingeführt.

In der Wortbildung spielt die Sylbenreduplication eine grosse Rolle. Adjective, welche die physische Eigenschaft der Oberfläche eines Dinges anzeigen, wie Farbe, Glätte etc., werden durch Doppelung einer meist zweisylbigen Wurzel oder thematischen Wurzelform gebildet. Beim Verbum werden Iterativ- und Frequentativformen auf diese und analoge Weise gebildet, und Substantive, namentlich wenn sie concrete Dinge und nomina actoris bezeichnen, werden häufig auf diese Weise von Verben abgeleitet. Immer liegt die Idee der Wiederholung und Frequenz ursprünglich solchen Formen zn Grunde, wenn auch der jetzige Sprachstand die Bedeutungen oft stark modificirt hat.

Wortverzeichniss.

abábă, Holz. L. mbā Ast; Zweig, Zaun; mbāna (Somusomu) Zweige treiben, sich verzweigen.
alóka, elóka Ei, L. waloka.
ándre Stirn.
aníanu kleines Land; vergl. yanuyanu.
aṅobináka feist; dick, voluminös; von yáṅo, aṅo L. Leib, Körper, und benáka, q. v.
aṅoɗá dünn, mager, schlank. Vergl. aṅobináka Im Samoa: ano-ñase mager (ñase schwach) ɗā: böse, schlecht, übel.
aṅona kamikamíɗa Wein; vergl. L ⊙ aṅgona Pfefferstrauch (Piper methysticum) und kamikamíɗa angenehm, süss.
au ich; koi au ich; wei aú, viaú mir. koi ko wei aú wir (inclus. du und ich).
awá Bohnenart, genannt „smoking beans."

bále Haus, Wohnung. bale kau Haus aus Rinde errichtet. bále dó Haus mit Grasdach. lomá ni bále Zimmer. L. vale Haus; vale-oko Waarenlager.
balu, iválu Kampf, Krieg, Gefecht; lakibala bekriegen; in den Krieg ziehen.
baṅáta scharf, schneidend; L ṅáta scharf.
báti Uferlinie, Ufer; báti nuai (statt: ni wai „des Wassers") Flussufer; bati ni nregè nuai fremdes Land, ausländisches Gebiet. L. mbati Zahn, Kante, Ecke.
Bá-u nom. pr. mehrerer Ortschaften auf der Viti-Gruppe und der sie bewohnenden Stämme Eingeborner. Meist Mbá-u geschrieben; mbá-u bedeutet Sandelholz.
benáka, bináka, vináka gut, trefflich, wünschbar. Auch mit dem Präfix sa—. Häufig in Compositen, wie aṅobináka, bulavenáka.
bílo Tasse, Schale, Trinkschale. L. mbílo auch Teller.
bimáma Halbmond, s. vimáma.
bitú Bambus.

bokaí Krokodil: malayisch buwâya.

bóla, vola Buch. Bola-táñani Engländer, wörtlich „Büchermann.“ volavola schreiben. L. vola Zeichen machen; drucken. Siehe vili.

bóñi, bóñgi Nacht. Im Tarawa bedeutet boñ, in Samoa, Tonga po: Nacht und: Nacht und Tag. Vorgestern, in Viti: na mbúnge na rúa „vor zwei Nächten.“

bóto Frosch. L. mboto auch Bestie überhaupt.

búi, mbúi Schweif, Schwanz; bui nika (für: búi na ika) Fischschwanz. s. seléva.

búka Feuer; in Somosomu: mbusa. vergl. L. mbukana mehr Holz ins Feuer werfen.

bukétĕ schwanger. L. mbukète.

bula, lebend, lebendig; bulavenáka gesund.

búla, vúla 1) Mond; vergl. vimáma, tikína. 2) Monat. 3) Jahreszeit; uđa vulá ikatakátă Regenzeit. Búla ist das Simplex von bulabúla weiss, da der Mond nach seiner Lichtfarbe benannt wurde.

bulabúla weiss; eines der zahlreichen Ausdrücke für diese Farbe; bedeutet auch ein sehr helles Grün.

bulĕmakaú Fleisch; vergl. L. mbola entzwei schneiden, theilen; oder búla leben; Leben.

búno Schweiss. L. mbūnoa, mbunombuno schwitzen.

búrĕ Nabel; vergl. L. mbúto Mittelpunkt.

búru-lassaúă Fussknöchel: L. ŋguri ni lasawa; in Ovolau: ŋgere.

butáko stehlen. Vergl. Somusomu: mbutambutao Dieb; stehlen.

dā, đa, 1) bōse, schlecht, übel; 2) Exkrement.

dákai, tákai 1) Bogen; auch dákai titi Bogen zum Schiessen, Hawai: ti abschiessen; Tonga ti, werfen, abstossen. 2) Flinte: tákai n' mbalávu Gewehr, Flinte; tákai ni vanúa Geschütz; wörtl. „Landflinte.“

ḍáku Rücken; Schildkrötenschale. taku rúndu du bist bücklig.

dáli Tau, Strick, Seil; L. ndale; ndali zehn Tintenfische.

daliña Ohr, dalíña irrúa beide Ohren.

damdám, damĕdám; lautlich identisch mit romrómo roth, gelb; obschon vielleicht in der Bedeutung ein kleiner Unterschied besteht: lábĕ dámdam gelbes Geld: Gold. mama ndamdám Goldring.

dáni, ráni vergiftet; dáni ká-u vergifteter Pfeil. Vergl. ká-u.

davo, ndávo sich niederlegen. davoló e na ŋgéli dávo wakandúa kakúĕ ni a vála, wir legten uns auf den Boden und rasteten eine kleine Weile.

deláno Hügel, Anhöhe. L. ndela Gipfel, Höhepunkt.

denuótă Hauch, Athem. Vergl. L. tilotilo Luftröhre.

devóro 1) Teufel; 2) Gespenst, Ungeheuer. (das engl. devil). Vergl. ndéngĕ.

dína wahr; vergl. L. ndína wahr, glauben; tínia einen Schluss ziehen.

dólava öffnen; dólava na katúmba! öffne die Thüre!

dómo Hals. lévu dómo viele Hälse. L. ndómo Hals; Stimme.

dúe, ndúe, ndúa 1) einer, eins; dúa na nráwa einhundert; dua na undólu eintausend. 2) anderer; vergl. láko, táni.

dúru Knie.

(In den nachfolgenden Vocabeln, von đakađáka bis đó, wird das đ als weiches englisches th gesprochen).

đakađáka arbeiten, vergl. Somusomu: đađau, arbeiten; L. đaka Hand, Arm (nur gebraucht, wenn von Häuptlingen gesprochen wird).

đankéta einen Fusstritt geben.

đáñi Wind, Windstoss. Siehe: támbu đáñi.

đava? was? welches Ding? wird dem zugehörigen Namen präfigirt oder suffigirt.

đé-i, dei? welcher? wer? kóđe-i ka tikomai? wer ist dort? kóđe-i ka tiko koyá? wer ist dort gewesen?

ɗenuɗénu Magen (bei Säugethieren).
ɗéwa sitzen, ɗewaɗéwa Sessel, Stuhl.
ɗina ilo-ilo Lanterne; vergl. L. ilo-ilo glänzend; Licht zurückwerfend.
ɗó Gras, vi-ɗó Wiese, Graswiese.

eléwa, äléwa Weib (mulier), weiblich. nóne äléwa Mädchen. luvénku eléwa meine Tochter. Vergl. L. léwa, im Rewa-Dialecte: aléwa Weib.
émbáki, mbáki Jahr; L. yambake.
enanóa gestern; yawíta tamáta enanóa (wir haben) gestern einen Mann getödtet. Mb. nanoá.
evei wo? evei ko tikora kína na nómu yuaú? wo hast du deine Keule gelassen?

gárra 1) Höhlung, Höhle, Vertiefung. 2) Gebärmutter.
géle Erde, Erdboden, Bodenfläche; L. ŋgele. Einen Gegensatz dazu bildet vanúa Land. Vergl. ŋeliŋele graben.
gettingettinlina innere Handfläche; L. ŋgeteŋgete ni liŋa, dass.; gettengetten n'yába Fusssohle.
hämi-ämi Flamme, Lohe. Vergl. kama heiss; brennen (Ovolau), sowie: yame ni ombúka Feuerflamme, wörtl. „Feuerzunge".
híbálu Krieger; vergl. balu; bála fechten.
hibi Milz.
himbe Bettdecke, Bettüberwurf (blanket; auch als Kleidungsstück verwendet).
hío ja, jawohl. L. ei ia, iawa: ja; eme, es ist so!
hiséle, hisséle Messer. L. sele, selesele Messer; mit einem Messer schneiden.
hissúlu Tuch, Gewebe; Kleid. L. sulu Kleidungsstück.
húa Ader, Blutgefäss. L. úa.
húlu, úlu Kopf; ulu auch in den Dialekten von Samoa und Tonga. drauni-úlu Kopfhaar: L. ulumate Perrücke.
ika, hika Fisch. koi a kéɗe hika alle Fische. vúlitaka evitu na ika? willst du mir sieben Fische verkaufen?
iIé-u, (lé-u?) Horn eines Thieres.
imbe geflochtene Matte.
imbóro, 'mbóro Gesichtsschminke, Farbe zum Bemalen des Gesichts. L. mbóro bemalen; Schminke.
iñáni Fass.
ira Kinn; vergl. kúmi. L. rā unten, unterhalb.
irónko Seitenflosse des Fisches; L. ruku unterhalb.
Isikeli, nom. pr. masc.; Name eines Häuptlings.
itáumbe Halskragen.
i-uaú, yuaú Kriegskeule; vergl. L. waú Keule, und evei.
ivákata vassovasso Trommel; vergl. L. vakata machen, verursachen.
ivóla ni tamáta Löwe; wörtlich „Menschenfresser". Vergl. mbola, L. entzwei reissen, zertheilen.
iwále nackt; im L. luva-iwále, von luvata entblössen.

yába Bein, Fussschenkel; Oberschenkel. tau-kuku n'yába Zehen. gettengétten n'yába Fusssohle. Vergl. temo.
yakábi Abend. L. yavi Nachmittag.
yálu Strauch, Gesträuch.
yami Zunge. yáme ni mbúka Feuerflammen. Vergl. L. yáme und Mbúa: meme Zunge.
yanuyánu Insel. báka náwa nrola-ivi kina yanuánu dieses Boot segelt von der Insel weg.
yáte Leber.
yavíta, yawíta tödten. sáŋa ni-u yavíta sie tödteten sich gegenseitig. L. yavita strafen.
yáwa weit, entfernt, Entfernung.
yúla kleiner Knittel; Keulchen. L. ula kurze Wurfkeule; uluta dieselbe werfen.

kába Zinn; Kupfer.

kai, herkommend von; gehörig zu, Angehöriger. kai mua Matrose; kai-Vransē Franzose. kaí vikaú, siehe kà-u

kalábo Ratte.

káli Kissen, Bettkissen.

kaló Götzenbild, Abgott. L. kalo-u Gottheit, Genius, mythologisches Wesen. Eine Insel und Meerenge des Viti-Archipels führt den mythologischen Namen Aléwa kaló-u.

kalokálo Stern.

kána essen; kanakána Nahrung, Speise.

kassibi Speichel.

katakáta warm, heiss; auch Subst.: Wärme; Fieberhitze. úda vulái katakáta Regenzeit. wai katakáta heisses Wasser.

katía beissen, stechen; katía matúa heftig beissen, tief hineinbeissen. katináma, gatináma stechen (von Muskitos [namu], und andern Insekten).

káto Korb, Behälter; káto ni súlu Koffer; wörtlich „Kleiderbehälter"; kato-káva Büchse, Schachtel; wörtl. „Behälter für Schnüre, Bindfaden."

katúmba Thüre; siehe: soño.

ká-u, kaú 1) Baum, Baumstamm; buó ni ká-u Baumfrucht. wi ká-u, vikaú Wald, bewaldeter Berg; vergl. kúli; kaí vikaú, wilder (im Walde lebender) Viti-Insulaner. 2) Stengel, Pflanze. 3) Pfahl, Stab, Stecken, Stück Holz. 4) Pfeil. Vergl. kāulāu (L., für ká-u lévu) Wald.

kaukaúa 1) hart, fest; stark, kräftig. 2) Eisen; labĕ kaukáwa Silbergeld; Silber. 3) Hagel, Hagelsturm; úde kaukáwa Eis, Schnee; wörtl. „harter, fester Regen."

kauláwe Kopfbekleidung, Kopfbedeckung. Vergl. L. lawa Fischnetz.

kawái, kavaí Batate, süsse Kartoffel. L. kawái „Wurzel, der Kartoffel ähnlich."

käti Bauch.

Kídshoni, nom. pr. masc., Bruder des Semi, q. v.; sein Kriegername: Valu Massawa

kínda Niere.

ko 1) Zeichen des subjectiven Casus; steht vor Eigennamen von Personen und Localitäten; vor Namen von Verwandtschaftsgraden und vor gewissen Fürwörtern; kóde-i? welcher? wer? Vor Personalpronomina steht kói. 2) Du; koi ko du; wei ko dir.

kolí Hund; kolí ni bikau wilder Hund; wörtl. „Hund des Waldes." L. uli Hund.

kóro Ortschaft, Dorf, Ansiedlung; L. auch Stadt, Festung.

krakĕráwa blau. L. karakaráwa blau und grün.

kúi, ggúi Fluss, Strom. Vergl. L. ŋgitu seichtes Wasser.

kúli 1) Rinde; kulí ni ká-u Baumrinde. Vergl. manumánu. 2) Haut.

kúma, ʾúma Zinnfolie.

kūmbó Staub, Rauch. L. kumbó-u Rauch. Für Staub hat L. bei Hale kavu.

kúmi Bart; auch kúmi nā ira „Bart am Kinn."

kurkúru Donner. L. kuru, kurukuru.

kuro irdener Kessel; Kessel überhaupt.

lábo, lábĕ 1) Silber; máma ilábo silberner Ring; 2) Geld: lábĕ dámdam gelbes Geld: Gold lábĕ kaukáwa hartes Geld: Silber. L. lávo Geld.

laða Segel

laílai, lāilāi klein; siehe matáka.

lako hingehen. láko kina ndúa na vanúa! gehe an einen andern Ort hin!

lakomá-i kommen. lakomá-i hauvána iko die Feinde kamen.

lakovakéða reisen. Semi lakovakéðĕ-na víkau Semi reiste über den Berg hinüber.

laláña Wand. L. lalaña, laňalaña nicht compact.

láli Glocke. L. lali aus einem hohlen Baumstamme geformte Trommel.

lálo Fliege; L. láṅo.

laṅalaṅa singen.

lássu lũgen; vergl. lasu lũgen, Lüge (Rewa).

lave aufheben, in die Höhe heben. lavétã ta-u ndúa! hebe diese Last Sand auf! L. lave, lavelaveta aufheben.

láwa Netz, Fischnetz; im L. auch Hinterhalt; lawákina verrathen.

láwi Feder, Vogelfeder; wörtl. „was aufsteigt", L. láwe aufsteigen. lawalawa Spinne (weil in ihrem Netze aufsteigend).

léka, lekaléka kurz (räumlich); bildet den Gegensatz zu mbalávu.

lévu gross, beträchtlich, umfangreich; mit Verstärkungspartikel sa—: salévu. Tamáta levu ein beleibter Mann. Lelevu ringsherum; vergl. L. lewelevu viele. vakalévu oft.

lewéna Knochenmark. L. lewe das in etwas Enthaltene, Befindliche.

lialía närrisch, verrückt, absurd, ungereimt.

líma, fünf; lima saṅavúlu fünfzig.

líṅa Arm, Hand, Finger. rua líṅa zwei Arme.

líwa neun. líwa saṅavúlu neunzig.

luve Kind beiderlei Geschlechts; Säugling. luvéna sein, ihr Kind; luvénku mein Sohn (auch ohne taṅáni).

loalóa schwarz; von lóa Koth. mimi mata damdámu loalóa Ameisen sind roth oder schwarz.

lomá ni wále (bale) Zimmer im Hause. Vergl. L. loma Mittelpunkt, Innenseite.

Maᵭuóta, nom pr. einer Küsten-Ortschaft. Vergl. L. maᵭawa Zwischenraum.

makáwa alt, älter als; nanéṅu makáwa meine ältere Schwester. Vergl. L. makáwa und mamatúa alt; makumbu Grosskind.

malmalúnu schwach, unkräftig; nachgiebig, weich; elastisch.

máma Ring; mama ndamdám Goldring. mama kába kupferner Ring; mama i lábo silberner Ring.

mamáᵭa Thon, Letten, Lehm.

manraí Brot; manraí, manlaí kau káwa Zwieback: engl. cracker. L. mandraí ein Nahrungsmittel aus Kräutern fabrizirt, die in die Erde vergraben zur Gährung gelangen. Vergl. mandra verwelkt.

manumánu Vogel; vergl. polynes. manu Vogel. kuli ni manumánu Haut, Fell, Thierfell; (nicht bloss Vogelfell). manumánu ni sóli (statt sólo) Rheumatismus. Letzterer Ausdruck scheint zweifelhaft; ist er richtig, so findet Ellipse von kulé ni statt und die wörtliche Bedeutung ist: „Reiben der Haut."

maráma Fürstin, Herrin.

masáwa Woche.

mássima Salz; L. masima, tuitui. Vergl. masía reiben.

mata 1) Gesicht, 2) Auge; ursprünglich Kante, Ecke, Spitze (L.) vergl. matá-u. lé-u ni máta Auge; wörtl. „das Sehende des Gesichts"; léwa sehen, betrachten (L.).

matáka früher Morgen; matáka läiläi Tagesanbruch; wörtl. „kleiner Morgen."

matá-u 1) Axt, Beil; vergl. L. matai Handwerker, Zimmermann. 2) rechts, zur rechten Hand.

mateni betrunken. rúa imateni vakalévu er ist oft betrunken.

máwi links, zur linken Hand. Vergl. matá-u.

mäṅa weibliches Glied.

mbalávu lang, langgestreckt (auch in reduplicirter Form). ká-u mbalávu gefällter Baumstamm. Eine der östlichen Viti-Inseln heisst Vanua Balavu.

mbáti, báti Zahn; Schneide, Schärfe. sálivu mbáti viele Zähne. uni báti Zahnfleisch. Vergl. mata Auge.

mbóna faul riechen, stinken. bulëmekaú mbóna das Fleisch riecht.

Mbósoko, nom. pr. eines kriegerischen Fürsten auf Makafu, Sohn des Tui ɗakau. Vergl. mbosoka L. reiben, kneten.

mbuluta einstossen, hineinbringen; begraben. mbuluta na kaú kina ngéli! treibe diesen Pfahl in die Erde! L. mbulu.

méki tanzen, singen und tanzen zugleich; Tanzgesang. Vergl. L. make Lärm, lärmen.

mérike amerikanisch; Kai-mérike Amerikaner.

mi pissen; polynes. mimi. mimi mata Ameise. (Vergl. engl. piss-ant).

móɗe schlafen.

mokuta tödten; mokuta na ulúna durch einen Schlag auf den Kopf tödten.

Moku Támata, Kriegername des Semi, q. v., wörtl. „Manntödter."

móli Orangenbaum; im L. auch Orange.

móto Speer, Lanze.

mú Hinterer; L. lemu. Vergl. mua.

mua Ende, Extremität, Aeusserstes; Mast, Spitze des Bootes etc. kai mua Matrose. L. moa.

mumúɗu stumpf; abgestumpft.

mutomutó, bútomuto finster.

námu Muskito; siehe katía.

naɲɗé umhergehen. L. ɲande, ɲaɲande wandern, herumspazieren.

nanúma denken, sich erinnern. tukúna viaú naká ko-o nanúma sage mir das, woran du dich erinnerst.

náta Schlange; L. ɲata.

ndaindai heute (auch im Mbua); im L. auch: gegenwärtig, sofort; nikuā heute.

ndálo: Arum esculentum, taro.

ndavondáva Bett; vergl. L. ndawondi faul; Faulheit.

ndendē lang, langandauernd. L. auch „beständig" und „verzögern."

ndengē Teufel.

ndīo, dīo Auster; L. heisst ndía Handhabe und ɗove Auster.

ndóka Hausbedachung, Oberstes einer Wohnung.

ndúnu sich unwohl fühlen, kranksein; L. nduɲa seufzen.

néra lahm, hinkend; vergl. ŋgere (Ovolau) Fussknöchel: L. ŋgelo hinkend.

nimatáka morgen; siehe matáka. Im Mbúa-Dialekt: roaróa morgen.

nkíso, (gíso?) Glühkohle, glühende Asche; vergl. L. ŋgila-iso Holzkohle, ŋgila isoŋgawa Glühasche.

niu 1) Cocosnuss. ruo sáɲavulu mani rua niu vulitáka viko e lima na ika: ich will dir 22 Cocosnüsse und fünf Fische verkaufen. 2) Cocosnusspalme.

nná, ná 1) Gans, Wildgans. 2) Wildtaube. L. ɲā.

nokonóku 1) Teakholz. Kriegskeulen (i-uaú, yu-aú) werden meist vom Holze des Teakbaumes, Tectonia grandis, angefertigt. 2) eine Species von Palmen. Vergl. núku.

nomitá-u Freund.

nrá Blut.

nraú, ndraú 1) Blatt; nraú ni ká-u Baumblatt; 2) verbunden mit ulu Kopf: drauni-úlu Kopfhaar, Haar: ndrani-ulu im Maduata-Dialekt. Siehe húlu.

nráwa hundert; dúa no nráwa einhundert. L. ndrau.

nrénre lachen.

nronroláni Regenbogen.

núku Sand; vi nukunúku sandige Gegend.

núnu trinken; L. unuma, Somusomu: ɲunu.

nússu, núsu Mund, témpeni nússu Lippe; L. musu, ŋgusu; Mbúa: ndraka Mund.

ɲáne, náne Schwester. nanéɲu makáwa meine ältere Schwester; nanéɲu ɲóne meine jüngere Schwester (L. taɗiɲu); sivía na ɲanéna sie ist grösser als ihre Schwester. Im L. ɲáne: Schwester, Bruder, Tante.

ŋ-ginéle graben, aufgraben; im L. kelia. „Erde aufkratzen" ist im L. ŋgeva. Von géle Erde.
ŋgássi, ŋgási, gási alt (von Menschen). Siehe skóa.
ŋgingi Sperling.
ŋia tätowiren. L. ŋiata.
ŋo dieser. hika nó dieser Fisch; hika katiko diese Fische.
ŋóne, nóne 1) jung, jünger als, siehe ŋáne. 2) unerwachsen, Kind; none tanáni Junge, Knabe, nóne áléwa Mädchen, ŋóne láilai Säugling. (Siehe ŋáne). navúno óŋu ŋōne mein jüngerer Bruder. (L. taɗiŋu.)

ó Wolke; vergl. polynes. ao, ata.
óno sechs; óno salavúlu sechszig.
owí ówi ni nússu Unterkiefer. Vergl. L. umbi Wange.

papála Fingerknöchel.
pípi Truthahn. Ist L. mbimbi „schwer, gewichtig" zu vergleichen?
poɗepóɗe Kiemen.

rábusa Asche; vergl. visa brennen.
rắno See, rắno láilai Teich, kleinerer See. L. ndrano See.
raráwa offene Wunde; schmerzhafte Stelle am Körper.
ratu Fürst, Herr; ein Wort, das zur ceremoniellen Anrede an einen Häuptling, Befehlshaber etc. dient, analog dem engl. „Sir".
räiɗa sehen.
Ritova, nom. pr. eines Fürsten auf Vanua Levu.
romrómo, dómdom roth, gelb; L. ndromondromóa.
roŋóɗa hören.
rúě, rúa zwei; sie beide. rúă salavúlu zwanzig.

sa-benáka; ist benáka, q. v. mit dem verstärkenden Präfix sa—.
sắbu, sắvu Thal.
sa-ɗimba todt; todt sein. Vergl. L. ɗimba aufsteigen; vom Winde getragen werden.
sála Weg, Strasse. ŋa-u ni sála Weg, Pfad, Strasse (ŋa, ŋga hart).
salavúlu, saŋavúlu bildet die Dekaden in den Zahlwörtern.
sálevu, sálivu 1) gross, von bedeutendem Umfange. 2) viel, zahlreich: salévu na tamáta Volk. Siehe lèvu.
sannúnu Runzel (im Gesicht, am Körper).
sarsárre Rippe. Vergl. sérre.
sauláva Unterschenkelknochen; L. sui Knochen.
Sá-u venáka, nom. pr. eines Häuptlings auf einer der Viti-Inseln; wörtl. „Regent gut."
Savaniólo spanisch. Kai-savaniólo Spanier.
sängá-i! nein! L. séna nicht, nein.
sé, se Blume, Blüthe; sé ni ká-u Baum- oder Pflanzenblüthe. Im L. bedeutet sé auch Brandung.
seaséa Blitzstrahl, Donnerkeil; vergl. L. seasea zerreissen, zersplittern.
sele, seŋe Messer: seŋe i-uau langes Messer. Seléva mit dem Messer abschneiden: seléva na mbuína? hast du (des Thieres) Schweif abgeschnitten?
Semi, nom. pr. masc. eines Viti-Insulaners.
sérre Brust; serréna seine Brust.
síla Mais. wi-síla Maisfeld, Maispflanzung.
sili baden, schwimmen. ŋóne sisíli mai nrekén wai der Junge schwimmt über den Fluss.
sína 1) Sonne, 2) Tag, 3) Wetter: siŋa bi-ináka schönes Wetter: siŋa ɗá schlechtes Wetter.

síwa Fischhaken, wa-nsíwa Angelschnur. lakomai viau darolakí síwa? willst du mit mir fischen gehen?

skóa grau; ngási skóa altersgrauer Mann; eléwa ngássi skóa alte Frau. L. sikosikoa grauköpfig.

sóba Nest. L. sova Korb, Körbchen.

solíę̊ geben, hergeben. solíę̊ na ilávo Geld geben.

Somusomu nom. pr. einer Viti-Ansiedlung, am Südostende von Vanua Levu. Vergl. L. somu Mischung von Thon und Sand zu Töpferzwecken.

soṅo zuschliessen. soṅóta na katúmba! schliesse die Thüre!

sorsórri Hode; vergl. L. sore Samenkorn, L. sosóri ganz junge Cocosnuss.

sósso Koth, Schlamm: vergl. L. suasua nass.

súđu weibliche Brust; Saugwarze, Zitze. Vergl. L. suđu, susu Herz.

súi Knochen, Bein. suítu Wirbelsäule, Rückgrat; (vergl. tu mit tóvu Rücken). búni sui Hüftbein.

sulúka Cigarre.

suminuai Schnurrbart.

tábu rösten, braten.

tabút Walfisch, Wal; tambúa Walzahn.

táma Vater. tamánku mein Vater; L. (ko) tamáñu.

tamáta Person; Mensch. sa lévu na tamáta Volk. tamáta lutā civilisirter Eingeborner von Viti. kána tamáta einen Menschen auffressen. tamáta bináka Bedienter, Aufwärter

támba Ast. tambá ni ka-u Baumast. L. támba Oberarm.

támbi, ndámbi sitzen. L. tamba Ort.

támbu đáṅi̊ kleine Flagge am Mast. Rewa: đamboṅa, Fahne, Banner; L. đambe aufsteigen, hinauffahren.

táni anderer. tamáta táni ein anderer Mann; vergl. dúĕ.

taṅáni Mann; männlich. L. taṅane.

táṅi weinen, schreien.

tau-kúku Finger; Zehen (kúku Fingernagel). tau-kúku lévu Daumen; wörtl. „dicker Finger." tau-kúku n'yába Zehen. t. ni líṅa Finger; wörtl. „Finger des Armes oder der Hand."

taundúsi Finger, Zeigefinger. (L. ndudi, ndusi Finger.) taundúsi mbalávu Mittelfinger: t. taráva Ringfinger; (taráva nachfolgen). t. láilái kleiner Finger.

taura na máti Pulsschlag. Vergl. mati Ebbe, ebben.

ta-uri ko matúa Diener, Knecht; L. tauri (essen, trinken), ein bloss ceremonieller auf Fürsten etc. bezüglicher Ausdruck.

taurobú jung.

tauvimate krank. L. mate Krankheit.

távoi Handtuch (des engl. towel?) L. tavia die Wange berühren.

temo Unterschenkel; L. temo Wade.

témpĕni Lippe. rúo tempĕni nus, zwei Lippen.

téngu Thau; L. au.

tiámani deutsch; Kai-tiámani Deutscher; vom engl. „German".

tikina Mondsichel; Mond im ersten oder letzten Viertel. Vergl. L. tíki Theil.

tikora existiren, leben, sich befinden. vónu tikore i wái die Schildkröte lebt im Wasser; vónu tikora kine yanuyánu die Schildkröte lebt auf der Insel. Vergl. đé-i, und evei.

timbitímbi Dachschindel.

tina Mutter; tinánku meine Mutter, L. (ko) tinamu. Auf Ovolau heisst Mutter ñgei.

titi Pfeil; vergl. ti abschiessen (Hawaii), ti werfen, abstossen (Tonga). Siehe dákai.

titimo Kürbis; vergl. L. titi herabhängen.

tóa Federvieh, Huhn. tóa turáṅa Hahn.
tólo Körper; menschlicher Leib. L. Taille, Leibesumfang.
tólu drei. tól salavulu dreissig.
totólo kurz (zeitlich); rasch, geschwind, schnell.
tu stehen. tu ikeri! bleib hier stehen!
túi Fürst, Oberherr; vergl. turáṅa. Tui ðákau, nom. pr. eines Viti-Fürsten und Vaters von Mbósoko. L. ðakau Klippe, Riff.
tuktúku Schmetterling.
túla kotáṅi weggehen, abreisen.
turáṅa Häuptling, Haupt einer Ortschaft, Herr; stehen an Rang unter dem túi. Turáṅa ko tamáṅu Christus; wörtl. „Herr mein Vater."
tusaki stehen; vergl. tu.
tutúna Rückenflosse.
tutúvi Bettdecke; L. tuvi, tutúvi mit Laken bedecken. Vergl. L. tutue dünn.
Tšakómbau nom. pr. masc., Name eines Viti-Fürsten. Vergl. ðakúmbu platzen.

ūbi Yamswurzel, Dioscorea; malay. úbi.
uða Regen; úðe kaukáwa Eis, Schnee; siehe katakáta.
úðu Nase; Vorgebirge.
úni báti Zahnfleisch.
úti männliches Glied; vergl. L. utuna zusammenbringen, in Verbindung setzen.
úto Herz. Vergl. súdu.
uraú Insect; Käfer etc. L. ura Hummer.
urro fett, beleibt; támata urro ein beleibter Mann. L. urō das Fett.
va vier. L. vā. vá salavulu vierzig.
vába, ibába Schuh; vába mbalávu Stiefel; wörtl. „langer Schuh."
váka Boot, Segelboot. Auch vaka im Maori und vielen polynesischen Dialekten. Vergl. wáṅa.
vakaðóðo tief, tief unten. vakaðóðo wirriwírri Strudel, Wasserwirbel.
vakamúri aú! folge mir gleich nach! L. muri nachfolgen; hinten.
Valu Massawa, Kriegername des Kidshoni, q. v.; für valu s. balu.
vanúa Land, Gegend, Territorium; Ort.
Vanúa Lévu, nom. pr. der zweitgrössten Insel des Viti-Archipels: wörtl. „Grossland". Vanúa Mbalávu, nom. pr. „Langeland.".
vátu Stein; Kiesel. vátu lévu Fels, Felsstück.
(kai) vavaláṅi Weisser, Mensch der weissen Race. L. hat auch papaláṅi.
viakána 1) hungrig. 2) Speisevorrath, Esswaaren; vergl. kána essen. L. via-kana essen wollen.
viaṅgúnu durstig.
viða? wie viel? wie manche? gewöhnlich wird e präfigirt: eviða?
viðai fleischlichen Umgang haben.
viðó, wi-ðó Wiese; vergl. ðó Gras, „wo Gras ist."
viko, wei ko dir; vergl. ko, níu.
viká-u, wiká-u, wi-kaú 1) Wald: koli ni bikau, siehe koli. kai vikau wilder, nicht civilisirter Viti-Insulaner. 2) Berg, Anhöhe; wörtl. wo Holz (ká-u), Bäume sind.
vili lesen; vili vola ein Buch lesen, s. bola. L. ili, wili zählen, lesen.
vimáma 1) halb: au ruasan vúlu imbáki mani vimáma ich bin 24 und ein halbes Jahr alt. 2) bimáma, vimáma Halbmond. Im Viti ist máma Ring, im Nukahiva maama: Mond.
Viti Lévu, nom. pr. der grössten von allen Inseln des Fidschi- oder Viti-Archipels.
vivīli Muschel.
vóðo rudern. L. vo'e kurzes Ruder (engl. paddle).

voléka nahe, nahebei.
vónu Schildkröte; vergl. L. vúni zuschliessen, verstecken.
vósa, vóssa, bóssa 1) sprechen, sagen, reden. 2) Sprache. Vergl. L. mbose sich berathen, vosatakina sprechen. Viti: vósa tale antworten.
vránsē französisch: Kai-vránsē Franzose.
vūka fliegen; vukaláko herumfliegen.
vulia kaufen.
vulitáka verkaufen.
vuluvulu waschen, baden; sich baden.
vúndi Bananenstrauch.
vú ni ká-u Baumstamm. Im Ovolau: vunikau Baum.
vure Wasserquelle. laki na vure kau tamai na waí ich gehe zur Quelle, um Wasser zu holen. L. vúri aussprudeln. Vergl. búrē.
Vúrki, nom. pr. in: Kaí-Vúrki Sandwichsinsulaner.
vúsi Hauskatze (das engl. pussy).

wábi kochen; L. vávi in Erdlöchern über dem Feuer kochen oder braten.
wái Wasser; vákete waí Eimer, Wasserzuber. wāi-túi Meer, Ocean: (L. sawana, waitui). vamu ni waí Wasserröhre.
wáka Ferkelschwein.
wáka ni ká-u Baumwurzel. L. waka Wurzel.
wálu Lachs, Forelle.
wálu acht. wálu sanavúlu achtzig.
wa-mbalávu Schnur.
áwṅa Kahn, Boot. Vergl. váka.
wa-tabáko Tabakspfeife.
wáti Gatte, Gattin. watínku mein Gatte, meine Gattin; watina seine Gattin, ihr Gatte.
wáwa Darm, Eingeweide.
witu sieben. witū salavúlu siebenzig; witū salevúlu ka tólu drei und siebenzig. S. íka.

Der Kiefer aus der Schipka-Höhle und der Kiefer von La Naulette,

nach einem Vortrage in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 22. April 1882 ausführlicher erörtert

von

Rud. Virchow.

> Il n'y a point d'os dans lequel on trouve de plus grandes differences que dans celui de la mâchoire inférieure.
>
> Ant. Portal Cours d'anat. médicale. Paris 1803. T. I. p. 190.

Durch eine Mittheilung des Hrn. Schaaffhausen in dem Corresp.-Blatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1881, Nr. 1, S. 2, wurde uns zuerst Nachricht über einen von ihm als pithekoid bezeichneten menschlichen Unterkiefer oder vielmehr ein Unterkiefer-Fragment, welches von Hrn. Maschka in einer mährischen Knochenhöhle aufgefunden war. Genauere Angaben über die Fundverhältnisse machte Hr. Maschka selbst in der Sitzung der zweiten Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher zu Salzburg am 13. August 1881[1]). Ich theile daraus Folgendes mit:

In der Nähe von Stramberg, 10 *km* von Neutitschein im nordöstlichen Mähren, befindet sich im Jura ein höhlenreicher Berg, Kotouč genannt, der auf seinem Scheitel alte Umwallungen mit zahlreichen Kulturüberresten birgt, welche, soviel ich beurtheilen kann, slavischen Ursprungs sind. An den Abhängen des Berges dagegen giebt es zwei grössere Höhlen, welche die Reste diluvialer Thiere in grosser Zahl enthielten: die Certova-dira (das Teufelsloch oder die Zwergenhöhle) und die Sipka oder nach unserer Schreibart Schipka. Da nur die letztere für den vorliegenden Fall Bedeutung hat, so bemerke ich in Bezug auf die erstere nur, dass in ihren älteren Schichten geschlagene Steine, Holzkohlen und gebrannte Knochen, an anderen Stellen zugerichtete Renthiergeweihe und ein Paar regelrechte Brandplätze angetroffen wurden.

1) Der Bericht über diese Verhandlungen steht in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1882, Bd. XII, S. 32—42, 54 u. 65.

In der Schipka-Höhle stiess Hr. Maschka zunächst dem Eingange an der Oberfläche auf Thonscherben von derselben Art, wie sie auf dem Scheitel des Berges vorkommen, einige Bronzegeräthe, z. B. ein Paar Hohlbeile, und Thierknochen. Tiefer in dem Höhlenlehm lagen Reste vom Pferd, Mammuth, Rhinoceros, Ren, Bär u. s. w.; in den noch tieferen Schichten Knochen vom Höhlenbär, Pferd, Mammuth, Rhinoceros, Hyäne, Löwen, Rind, Hirsch, Wolf, Leopard, Schwein, Fuchs und Vielfrass neben zahlreichen Steinwerkzeugen, bearbeiteten Knochen, Holz- und Knochenkohle, sowie Röthel. Gut erhalten waren diese Funde hauptsächlich an solchen Stellen, wo sie vor der Wirkung des in älterer Zeit durchströmenden Wassers geschützt gewesen waren, namentlich unter grossen, von der Decke der Höhle herabgestürzten Steinblöcken oder in der Nähe der Seitenwände. So fand sich eine besonders günstige Stelle 12 *m* vom Eingange entfernt, hinter einem Vorsprunge, wo hart an der linken Höhlenwand an 2000 scharfkantige Quarzitstücke in allen Stadien der Bearbeitung, vielfach angebrannte Zähne der genannten Thiere, auch der kleine Backzahn eines Mammuth, den Herr Wankel für Elephas minimus Giebel hält, und endlich, in Asche und Kalksinterbreccie eingehüllt, 1,4 *m* tief, das erwähnte Mittelstück eines menschlichen Unterkiefers zu Tage kamen. Hr. Maschka schloss daher, dass der paläolithische Mensch hier mit dem Höhlenbären, dem Mammuth, dem Renthier zusammengelebt habe. Dafür führt er noch eine Reihe von Thatsachen, namentlich den Fund bearbeiteter und zerschlagener Thierknochen an.

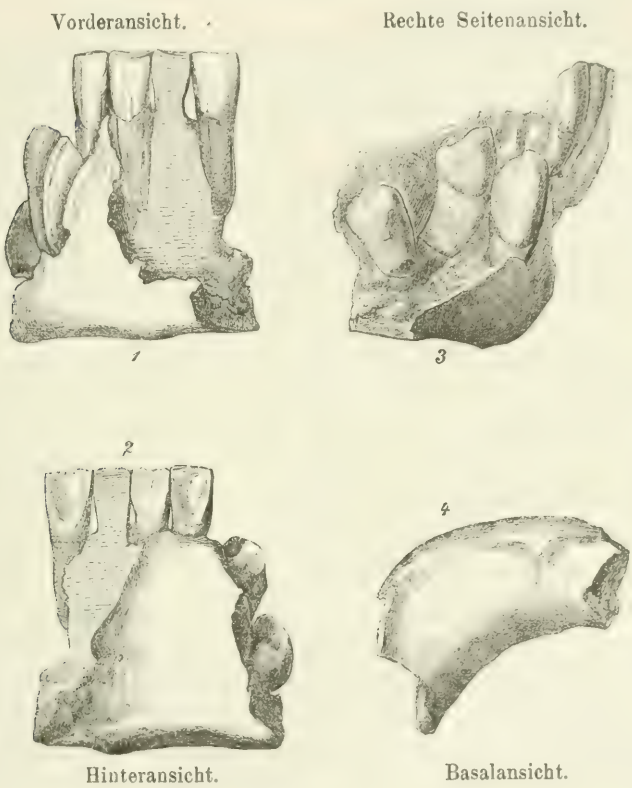
Es muss hinzugefügt werden, dass trotz sofortiger sorgfältiger Nachforschung weder an dieser Stelle, noch in der Umgebung derselben andere menschliche Reste ermittelt werden konnten; nicht einmal der zwischen den anderen fehlende Schneidezahn wurde aufgefunden. Leider fehlen auch genauere Angaben darüber, ob die später künstlich in dem Kieferstück befestigten Zähne ursprünglich lose waren und ob sie in demselben oder getrennt davon gefunden wurden.

Hr. Maschka schickte das Stück zunächst an Hrn. Wankel und später an Hrn. Schaaffhausen, der die Zähne durch Gyps befestigte, den fehlenden Schneidezahn durch Gyps ergänzte und, so viel es scheint, auch durch Leim das Ganze härtete und zusammenklebte. In diesem, allerdings etwas schwer zu beurtheilenden Zustande wurde das Stück auf der Salzburger Versammlung vorgelegt und gab hier schon um dieses Umstandes willen Anlass zu ungewöhnlich heftigen Angriffen.

Sowohl Hr. Wankel, als Hr. Schaaffhausen schreiben dieses Kieferstück einem Kinde zu und hielten auch in Salzburg persönlich ihre, von Hrn. Maschka angenommene Meinung aufrecht. Sie erkannten das Abweichende der Bildung an, glaubten dasselbe aber als pithekoid deuten zu dürfen. Ich trat beiden Erklärungen entgegen, indem ich das Stück weder für ein kindliches, noch für ein pithekoides anzuerkennen vermochte. Es wurde in Folge dieser Meinungsdifferenz eine Commission zur

Prüfung bestellt; dieselbe erkannte im Wesentlichen die von mir angeregten Bedenken an, konnte jedoch zu einem abschliessenden Urtheil nicht gelangen. Vielmehr schlug sie auf Antrag des Hrn. Schaaffhausen selbst der Versammlung vor, mir das Stück zu einer genaueren Prüfung nach Berlin zu senden. Hr. Maschka hat sich dem von der Versammlung gebilligten Wunsche bereitwillig gefügt, und so bin ich in der Lage gewesen, das Stück

Kieferstück aus der Schipka-Höhle.
Natürliche Grösse.



Alles Quer-Schraffirte ist Gyps.

an verschiedenen Orten wissenschaftlichen Gesellschaften und einzelnen Gelehrten im Original vorlegen zu können.

In dem Zustande, in welchem das Stück mir übergeben ist, stellt es das Mittelstück eines Unterkiefers dar, welches jedoch sehr defekt ist, insofern von der linken Hälfte fast gar nichts, von der rechten nur ein kleiner Theil erhalten ist. Insbesondere ist die vordere Fläche (Fig. 1) in höchstem Maasse defekt, indem nur eine schmale Knochenzunge, in der Mitte von 7 *mm* Breite, oben fast zugespitzt, sich bis zum Alveolarrande zwischen den Schneidezähnen der linken Seite hinauferstreckt. Nach unten verbreitert sich diese Zunge so weit, dass ihre Basis am unteren Rande 33 *mm* misst. An der hinteren Seite (Fig. 2) ist etwas mehr von der Knochenrinde erhalten, jedoch besitzt

auch hier der Ueberrest eine einigermassen zungenförmige Gestalt; er reicht bis nahe an den Alveolarrand und hat hier eine Breite von nur 9 *mm*, verbreitert sich aber von da abwärts sehr bald und zwar hauptsächlich gegen die linke Seite. Ungefähr in der Mitte der Höhe misst die concave hintere Fläche im Querumfang 29 *mm*. Endlich am unteren Rande wird die Fläche durch einen nach links hervorstehenden Vorsprung der Art verstärkt, dass der (hintere) Rand hier 31 *mm* in der Fläche misst. In derselben Ausdehnung ist die Basis (Fig. 4), welche durch ihre grosse Dicke höchst auffällig ist, vollständig erhalten.

An dieses, allerdings sehr fragmentarische Kieferfragment sind durch Leim und Gyps die 6 vorhandenen Zähne, nämlich der linke laterale und die beiden rechten Schneidezähne, ferner der Eckzahn und die beiden Prämolaren der rechten Seite befestigt. Der linke mediale Schneidezahn ist in Gyps nachgebildet. Von allen diesen Zähnen sitzt nur der rechte laterale Schneidezahn in einer zum grösseren Theil erhaltenen Alveole. Der rechte mediale ist nur noch mit der lateralen Seite seiner Wurzel an die beschriebene Knochenzunge angelehnt. Der linke Schneidezahn steht ganz frei, nur durch Gyps gehalten. Der Eckzahn und die beiden Prämolaren der rechten Seite sind in der Stellung von Zähnen, die noch nicht durchgebrochen sind, an die hintere Lamelle des Unterkiefers angeklebt und zwar die Prämolaren an Stellen, welche überhaupt keine knöcherne Umgebung, höchstens hinter dem ersten Prämolaren eine flache Grube erkennen lassen, die Wurzel des Eckzahns allerdings zum Theil hinter der vorderen Lamelle des Knochens und auch seine Krone nach hinten und an den Seiten so eng von Knochentheilen umgeben, dass über die Zugehörigkeit des Zahnes an diese Stelle kein Zweifel bei mir besteht.

Allerdings erschwert die Befestigung der Zähne durch künstliche Klebemittel die Beurtheilung des eigentlichen Sachverhältnisses erheblich. Trotzdem habe ich es nicht gewagt, diese künstlichen Verbindungen zu lösen, da ich befürchten musste, dabei Theile des Knochens zu verletzen und neue Schwierigkeiten zu schaffen. Auch sprechen mehrere Gründe für die Zusammengehörigkeit der Theile, wie für die unentwickelte Beschaffenheit mehrerer Zähne.

In ersterer Beziehung erwähne ich zunächst das Aussehen des Schmelzes. An allen 6 Zähnen zeigt der Schmelz dieselben Eigenschaften: er hat eine gleichmässig glänzende Oberfläche und eine im Allgemeinen bläulichweisse Farbe, welche nur hier und da durch bräunlichgelbe Flecke und an den Vertiefungen durch schwärzliche Zeichnungen unterbrochen ist. Namentlich hat der Schmelz an allen Zähnen feine Längsspalten (Fig. 1), welche von dem Wurzelrande ausgehen und sich vertical nach oben erstrecken; manche derselben sind 5—6 *mm* lang, andere dagegen ganz kurz, 1—2 *mm* lang. Alle diese Spalten oder Risse sind durch die Infiltration einer schwärzlichen Substanz (Mangan?), welche sich nach den Seiten hin etwas diffundirt hat, stark gefärbt.

In den Vertiefungen der Kronen an der Kaufläche und an der hinteren concaven Fläche der Schneidezähne finden sich ausserdem reichliche Ansätze einer schwärzlichen Substanz, von der es mir nicht ganz ersichtlich ist, ob sie ursprünglich vorhanden war oder ob sie erst nachträglich durch die Präparation erzeugt worden ist.

Ausserdem sieht man noch rauhe, schwärzlichgraue und sehr fest haftende Inkrustationen, welche der natürlichen Breccie zugeschrieben werden können. Am stärksten sind sie an den Wurzeln der Prämolaren, welche ganz und gar davon umhüllt werden, während die Wurzeln der Schneidezähne mehr frei sind; letztere haben eine gelbliche Farbe, welche vielfach durch schwärzliche Flecke, dem Anschein nach von Mangan, unterbrochen wird. Der Cement ist glatt, hart und von ganz fossiler Beschaffenheit.

Was den Kieferknochen selbst anlangt, so ist seine Oberfläche überall sehr dicht und im Allgemeinen von gelblichgrauer Farbe. Zahlreiche kleine Gefässlöcher sind an der Oberfläche bemerkbar. Auch ziehen einzelne feine Sprünge quer durch die Rinde. Die Bruchflächen zeigen überall eine rauhe, dichte Spongiosa von mehr schwärzlicher Farbe.

Es scheint mir daher richtig zu sein, dass alle diese Theile gleichalterig und fossil sind. So auffällig es auch sein mag, dass ausser ihnen nichts weiter von dem Unterkiefer, auch sonst nichts von menschlichen Ueberresten gefunden ist, und so wenig sicher es erscheinen kann, ob vor dem Auslösen der einzelnen Theile aus der Breccie alle zusammenhingen, so sehe ich doch keinen directen Grund zum Zweifel. Vielleicht hätte sich noch mehr finden lassen, indess wird jeder, der sich mit solchen Auslösungen beschäftigt hat, anerkennen, wie schwer es ist, bei einer so mühsamen Arbeit Verletzungen und Verluste zu vermeiden.

In Bezug auf den Entwickelungszustand bestehen grosse Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Zähnen. Nur darin kommen sie sämmtlich überein, dass sie ungewöhnlich gross sind, wie noch später dargelegt werden soll. Während aber die Wurzeln der Schneidezähne und vielleicht auch die Wurzel des Eckzahns vollständig ausgebildet sind, haben die Wurzeln der beiden Prämolaren eine ganz unentwickelte Beschaffenheit. Die Wurzel des I. Prämolaren ist sehr dick und 8 *mm* lang; dann endigt sie mit einem scharfen, dünnen, etwas unregelmässigen Rande und man sieht in eine grosse Höhle hinein, welche allem Anschein nach die ganze Ausdehnung der Wurzel einnimmt. Noch viel auffälliger ist das Verhältniss bei dem II. Prämolaren: hier hat die gleichfalls sehr dicke Wurzel nur eine Länge von 3 *mm*, dann endet auch sie in einem scharfen und dünnen Rand, der eine weite Höhle umgrenzt, durch welche man 8 *mm* hoch eine Nadel einführen kann. Selbst wenn man annehmen wollte, das untere Ende der Wurzel sei abgebrochen, — was an sich nach ihrem Verhalten unwahrscheinlich ist, — so würde doch ein entwickelter Prämolare keine solche Höhle darbieten können. Man muss daher zugestehen, dass die beiden

Prämolaren die Eigenschaft unentwickelter, vielleicht geradezu kindlicher Zähne an sich tragen.

Ob der Eckzahn eine ähnliche Beschaffenheit besitzt, lässt sich nicht genau ausmachen, da es nicht möglich scheint, ohne Verletzung das unterste Ende bloss zu legen. Indess ist es mir gelungen, die Wurzel bis auf eine Länge von 10 *mm* zu verfolgen. Dies ist schon ganz nahe am unteren Rande des Unterkiefers, denn die Entfernung des unteren Schmelzrandes des Eckzahns von dem unteren Rande des Unterkiefers beträgt nur 13 *mm*. Es ist daher ziemlich wahrscheinlich, dass die Wurzel des Eckzahnes ausgebildet ist, obwohl derselbe noch nicht durchgebrochen ist.

Der etwaige Zweifel, ob der Eckzahn sich an seiner natürlichen Stelle befindet und nicht vielleicht falsch eingesetzt sei, wird durch den Umstand widerlegt, dass über seiner Krone, deren Spitze noch 4 *mm* unterhalb des Alveolarrandes liegt, und neben dem rechten lateralen Schneidezahn sich eine ganz kleine, freilich nur in ihrer hinteren Hälfte erhaltene Alveole von nur 3 *mm* Querdurchmesser befindet, welche weder die 7 *mm* breite Krone, noch die entsprechend dicke Wurzel des Eckzahns aufnehmen konnte, welche vielmehr einem kleinen temporären Eckzahn angehört haben muss.

Der I. Prämolare steht dicht neben dem Eckzahn, in derselben nahezu senkrechten Stellung, nur mit der Krone um etwa 3 *mm* höher. Auch seine Position scheint die natürliche zu sein, denn er passt mit seiner 7 *mm* breiten Krone in eine sehr weite, 8 *mm* im Querdurchmesser haltende, flache Grube, dem Anschein nach eine Alveole, von der allerdings nur die hintere Wand erhalten ist.

Sehr viel bedenklicher ist die Stellung des II. Prämolaren. Er ist durch einen, unten 2, oben 4 *mm* breiten Zwischenraum von dem I. Prämolaren getrennt und hat ausserdem eine so schräge, nach hinten geneigte Richtung, dass ich mich des Bedenkens nicht erwehren kann, er sei an einem falschen Platze angeklebt worden. Ueberdies vermag ich an dieser Stelle auch nicht die Spur einer Alveole zu entdecken, es müsste denn sein, dass diese Spur durch das Ankleben verdeckt worden ist. Immerhin, gleichviel ob der II. Prämolare genau an diese Stelle hingehört oder nicht, steht er in seiner Bildung so sehr dem I. Prämolaren nahe, dass man wohl zugestehen kann, auch er sei noch nicht durchgebrochen gewesen.

Somit hätten wir das Ergebniss, dass

1. die Schneidezähne ausgebildet und durchgebrochen,
2. der Eckzahn wahrscheinlich ausgebildet, aber nicht durchgebrochen,
3. die beiden Prämolaren weder ausgebildet, noch durchgebrochen sind.

Hr. Schaaffhausen sagt: „Die Zahnentwickelung entspricht dem 8. Lebensjahre, aber der Kiefer und die Zähne sind so gross, wie die des Erwachsenen. Nur die Schneidezähne haben gewechselt; die nach diesen hervorbrechenden Zähne entwickeln sich im Kiefer, wie es für

den Menschen die Regel ist; zunächst wird der I. Prämolar, dann der Eckzahn, dann der II. Prämolar durchbrechen". Da die lateralen Schneidezähne mit 8½—9, die I. Prämolaren mit 9—10 Jahren durchzubrechen pflegen, so würde der vorliegende Stand vielleicht noch besser mit dem eines 9jährigen Kindes verglichen werden können. Gegen die Annahme, dass der Kiefer ein kindlicher sei, sprechen jedoch mehrere sehr gewichtige Gründe.

Zunächst die schon von Hrn. Schaafhausen selbst hervorgehobene Grösse des Kiefers und der Zähne, von denen er angiebt, sie seien „so gross wie die des Erwachsenen." Ich will hier zunächst von dem Kiefer absehen und mich nur an die Zähne halten. Von diesen bespricht Herr Schaaffhausen genauer nur den Eckzahn, dessen Grösse auffallend sei, indem die Schmelzkrone eine Länge von 13,5 *mm* besitze, während er bei 10 männlichen europäischen Schädeln Erwachsener mit nicht oder kaum abgeriebenen Zähnen nur die Länge von 11,5 *mm* und überhaupt unter mehr als 50 Schädeln nur einmal die Länge von 14 *mm* gefunden habe. Obwohl ich bei dem Schipka-Kiefer nur 13 *mm* messe, so erkenne ich doch die ungewöhnliche Grösse des Eckzahns an; schon oben hatte ich angeführt, dass seine Krone 7 *mm* im Querdurchmesser ergiebt, und noch viel beträchtlicher scheint die Dicke zu sein, die sich leider nicht messen lässt. Aber ich finde nicht, dass die Grösse des Eckzahns mehr auffallend sei, als die der übrigen Zähne. Der linke laterale Schneidezahn, der wenigstens an seiner vorderen und an seiner lateralen Seite ganz bloss liegt und sich daher mit grösster Sicherheit messen lässt, giebt folgende Maasse:

	Krone	Wurzel	zusammen
Länge (Höhe)	11	12	23
Breite	7	5	
Dicke	7	8	

Auch die beiden rechten Schneidezähne zeigen, soweit sie zu Tage liegen, ähnliche Verhältnisse; es erreicht daher der Zahnrand[1]) der Portio incisiva eine gerade Länge von 24 *mm*, — ein Maass, welches (trotz des künstlich ergänzten, aber durchaus innerhalb der Proportion gehaltenen linken medialen Schneidezahns) als das zutreffende erachtet werden kann, welches aber weit über die gewöhnlichen Dimensionen hinausgeht. Mein College, Hr. Reichert, dem ich das Stück vorlegte, war daher der Meinung, dass die Schneidezähne überhaupt keine Unterkieferzähne sein könnten. Indess eine genauere Betrachtung zwingt meines Erachtens doch zu der Deutung, dass wir es mit Unterkiefer-Incisiven zu thun haben. In dieser Beziehung scheint mir namentlich die seitlich zusammengedrückte, vorn und hinten schmale, seitlich ungemein breite (dicke) Form der Wurzel entscheidend zu sein. Allein diese Wurzel ist von unerhörter Grösse und Gestalt.

1) Ich unterscheide den Zahnrand d. h. den freien Rand der Zahnkronen von dem Alveolarrand d. h. dem eigentlichen Kieferrand.

Was die Grösse betrifft, so ist dieselbe, wie aus den oben angeführten Maassen hervorgeht, ohne alles Verhältniss zu der Grösse der allerdings auch ungewöhnlich starken Krone. Sie wird namentlich gesteigert dadurch, dass die Wurzel nicht, wie dies normal ist, in eine Spitze ausläuft, sondern nach unten in eine, von der Seite her betrachtet, stumpfe Curve ausgeht, gegen welche eine breite Furche, gleichsam der Beginn einer Theilung der Wurzel, herabläuft.

Fig. 5.

Seitl. Ansicht des linken later. Schneidezahns. Nat. Gr.

Nun giebt es allerdings Beispiele von Riesenwuchs einzelner Zähne und von einer, wenn auch nur partiellen Bifidität der Incisiven. Allein einerseits handelt es sich hier um den Riesenwuchs nicht einzelner, sondern aller überhaupt vorhandener Zähne; andererseits erklärt Hr. Magitot in seiner sorgfältigen Monographie (Traité des anomalies du système dentaire. Paris 1877, p. 62, 65), dass Géantisme der Kronen der unteren Schneidezähne überhaupt nicht bekannt sei, Volumenzunahme der Wurzeln aber sehr selten und nur bei gleichzeitiger Bifidität vorkomme. Im letzteren Falle pflege neben der gewöhnlichen Wurzel eine kleinere, accessorische Nebenwurzel zu sitzen, was in unserem Falle nicht zu bemerken ist. Das hier vorliegende Verhältniss ist also ein ganz singuläres und unzweifelhaft pathologisches, gleichviel ob es ein ursprüngliches (Fehler der ersten Bildung) oder ein erworbenes (Hyperostose durch Krankheit) ist. Handelte es sich um eine einzelne Zahnwurzel, so würde die letztere Möglichkeit die grössere Wahrscheinlichkeit für sich haben; da hier jedoch eine allgemeine Vergrösserung stattgefunden hat, so ist es wahrscheinlicher, dass in der That ein Fehler der ersten Bildung (monstrositas per excessum) vorliegt, zumal da die tiefe laterale Furchung der ganzen Wurzel und die stumpfe Gestalt der Wurzelspitze auf eine ausgesprochene Neigung zur Duplicität hindeutet.

Was die Grösse der übrigen Zahnkronen betrifft, so ist dieselbe folgende:

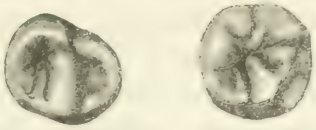
	Höhe (Länge)	Breite	Dicke
Rechter medialer Schneidezahn	9 *mm* (hinten)	5,5 *mm*	7 *mm*
„ lateraler „	10 „	6 „	8 „
„ Eckzahn „	13 „	7 „	— „
„ I. Prämolare	9 „	8 „	8 „
„ II. Prämolare	8 „	7,5 „	8 „

Nimmt man dazu, dass die Wurzel des I. Prämolaren eine Dicke (Durchmesser von vorn nach hinten) von 9, die (allerdings etwas incrustirte) Wurzel des II. Prämolaren eine solche von 10 *mm* besitzt, so wird es einleuchten, dass hier ganz ungewöhnliche Dimensionen vorliegen.

Gleichzeitig finden sich erhebliche Abweichungen in dem Bau der Kaufläche der Prämolaren (Bicuspidati). Schon bei dem I. Prämolaren ist der obere Rand der äusseren (labialen) Fläche jederseits neben der Mitte schwach

eingekerbt, so dass in der Mitte, etwas mehr nach links, eine isolirte Spitze, wenngleich nur wenig, hervortritt. Von dieser Spitze erstreckt sich eine erhabene Linie etwas schräg zu der Mitte des hinteren (lingualen) Randes, durch welche die Kaufläche in zwei seitliche Gruben, eine grössere rechte und eine kleinere linke, abgetheilt wird. Der hintere Rand, welcher niedriger ist, als der vordere, bildet rechts von dem Ansatz der erhabenen Linie eine ziemlich dicke Anschwellung (Spitze), links allerdings nur einen erhabenen Rand; die ganze Krone ist überdies in der linken Hälfte weniger dick, als in der rechten. Immerhin tritt hier eine Neigung zur Vermehrung der Cuspidation hervor. — Viel mehr ausgeprägt ist dies bei dem II. Prämolaren. Derselbe erscheint schon vorn an der oberen Partie der äusseren Fläche dreispitzig, in der Art, dass ein mittleres Segment mit einer rundlichen Spitze hervortritt, welches jederseits durch eine tiefe Furche von den

Fig. 6. Fig. 7.



Um das Doppelte vergrösserte Kaufläche des retinirten Prämolaris I. Prämolaris II. der Schipka-Höhle.

gleichfalls rundlich zugespitzten, aber niedrigeren Seitentheilen abgegrenzt wird. Von dem mittleren Vorsprung erstreckt sich eine erhabene, stark hervortretende und zugleich dicke Linie über die Kaufläche schräg nach links und hinten zu einer starken, gleichfalls nach links gestellten Spitze. Somit wird die Kaufläche hier in eine kleine linke und in eine viel grössere rechte Grube getheilt. Der seitliche rechte Rand der grösseren Grube bildet wiederum eine starke Spitze und der hintere Rand eine weitere, jedoch etwas kleinere, welche namentlich nach links gegen die grosse hintere Spitze durch eine tiefe Furche abgegrenzt wird. Man könnte daher eigentlich 6 Spitzen zählen; lässt man aber auch die beiden vorderen seitlichen ihrer Kleinheit wegen aus, so bleiben doch noch immer 4 deutliche Spitzen. Von einer Theilung der Wurzeln ist weder an dem I., noch an dem II. Prämolaren etwas zu bemerken.

Man kann daher sagen, dass in diesem Falle die Wurzeln der lateralen Schneidezähne (die der medialen sind nicht zu beurtheilen) mehr nach dem Typus der Wurzeln der Caninen und Prämolaren, dagegen die Kronen der Prämolaren, am meisten die des II. Prämolaren, mehr nach dem Typus der Kronen der Molaren gebildet sind. Es erhellt somit, dass eine durchgreifende Bildungsanomalie und zwar eine Excessbildung an allen Zähnen erkennbar ist.

Wir kommen nunmehr zu der weiteren Frage: Sind diese Zähne

kindliche? Haben wir die Vorgänge der zweiten Dentition bei einem 8- oder 9jährigen Kinde vor uns? Ich habe diese Frage schon in Salzburg verneint und ich muss sie auch jetzt verneinen. Um nicht einseitig zu urtheilen, habe ich das Stück in der Berliner anthropologischen Gesellschaft, sodann bei Gelegenheit der Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft und der schweizer Naturforscher-Versammlung in Linthal (1882) den competentesten Männern vorgelegt; ich habe speciell die Herren Reichert, Albrecht und Pätsch in Berlin, Lucae in Frankfurt, Kollmann, Rütimeyer und His in Basel, Waldeyer und v. Recklinghausen in Strassburg consultirt, auch verschiedene anatomische Sammlungen durchmustert, aber ich habe Niemand gefunden, der jemals einen solchen kindlichen Kiefer gesehen, ich habe keinen Kinderkiefer entdecken können, der auch nur entfernt eine Aehnlichkeit damit gehabt hätte.

Ausser der Grösse der Zähne ist es vor Allem der hohe Grad der Abnutzung der Kauflächen der Schneidezähne, wodurch ein erhebliches Bedenken erregt wird. An allen 3 Schneidezähnen ist die Abschleifung des Randes so weit vorgeschritten, dass der Schmelz ganz durchgerieben, das Dentin blossgelegt und eine ebene Fläche erzeugt ist[1]), auf welcher das mit schwarzer Farbe imbibirte Dentin sich gegen das bläulich-weisse Email scharf absetzt. Am tiefsten ist die Abschleifung an dem medialen Schneidezahn. Nun kann man zugeben, dass die Abnutzung der Zahnränder bei verschiedenen Individuen sehr verschieden schnell erfolgt und dass zuweilen schon bei Kindern eine sehr bemerkbare Schlifffläche entsteht. Es hängt das wesentlich mit der verschiedenen Stellung der oberen und unteren Schneidezähne gegen einander zusammen. Aber eine Abschleifung, welche durch die ganze Dicke der Schmelzschicht bis in das Dentin hinein geht, ist wesentlich ein Ereigniss des späteren Lebens. Am wenigsten dürfte es auch nur denkbar erscheinen, dass bei einem Kinde von 8 oder 9 Jahren, bei welchem die bleibenden lateralen Schneidezähne eben erst durchgebrochen sind, an denselben sofort eine Abschleifung bis in das Dentin hinein erfolgt sein solle. Man müsste dann zum Mindesten auch noch einen vorzeitigen Durchbruch (dentitio praecox) zu Hülfe nehmen. Aber es ist bekannt, dass bei vorzeitigem Durchbruch der bleibenden Zähne fast immer Unregelmässigkeiten in der Zahnstellung entstehen, während hier gerade die grosse Regelmässigkeit der Schneidezahn-Reihe bemerkenswerth ist.

Sehr viel wichtiger für die Beurtheilung des Alters des betreffenden Individuums ist aber, wie ich schon in Salzburg hervorhob, die Grösse des Unterkiefers selbst. Herr Schaaffhausen hat schon in seiner ersten Mittheilung im Correspondenzblatt diesen Umstand betont. Er

1) Nach der ersten Betrachtung in der Salzburger Versammlung hatte ich gesagt, es habe eine Dentin-Neubildung aus Pulpa stattgefunden. Dies war ein Irrthum, den ich hiermit ausdrücklich zugestehe. Hr. Schaaffhausen irrte jedoch eben so sehr, wenn er behauptete, „es sei nur die Schmelzschicht abgerieben."

sagt: „Was zunächst an diesem Kiefer auffällt, ist seine Grösse und Dicke. — Die Höhe des Kiefers in der Symphysenlinie misst bis zum Alveolarrande 30, bis zum Ende der Schneidezähne 39 *mm*. — Das Kieferstück ist an seinem unteren Rande in der Symphysenlinie 14 *mm* dick, unter dem Eckzahn ist die Dicke 15 *mm*. — Die Spina mentalis interna fehlt; statt derselben findet sich, wie bei den Anthropoiden, an dieser Stelle eine Grube, an deren unterem Rande kaum einige Rauhigkeiten sich fühlen lassen. Stark sind die Rauhigkeiten, an die sich die M. digastrici ansetzen, was auf eine entsprechend starke Entwickelung ihrer Antagonisten, der Kaumuskeln am Schädel, schliessen lässt."

Meine Erklärung in Salzburg lautete nach dem stenographischen Bericht, den ich nicht corrigirt habe: „Diese Höhe geht über das gewöhnliche Maass hinaus und es ist mir nichts bekannt, was in diese Verhältnisse hineinpasste. Wenn es richtig ist, dass es der Kiefer eines Kindes ist, dann muss es ein Riesenkind sein, denn die Verhältnisse sind riesig. In Wirklichkeit aber sind hier Verhältnisse, welche dem Kinde nicht zukommen, welche weit über das Maass, welches man bei Kindern beobachtet, hinausgehen, und ich würde immer noch sagen: das ist ein erwachsener Kiefer, der sogar sehr gross ist. Bei den meisten Stücken, die wir messen, ist der Kiefer nicht so dick."

Wie ich erst nachher bei Vergleichung der Angaben des Hrn. Schaaffhausen (im Corresp.-Bl.) ersah, bestand eigentlich in Bezug auf die Thatsachen keine Meinungsverschiedenheit zwischen uns. Er hatte eine Reihe comparativer Messungen veranstaltet, welche meine, zunächst nur aus der Erinnerung entnommene Behauptung auf das Bestimmteste bestätigen. In Bezug auf die Höhe, die bei dem Schipka-Schädel 30 und 39 *mm* beträgt, fand er bei

einem	7jährigen	Kinde	23	und	30 *mm*
„	9 „	Mädchen	24	„	33 „
„	12 „	Knaben	22	„	31 „
8	erwachsenen	Männern	31	(im	Mittel).

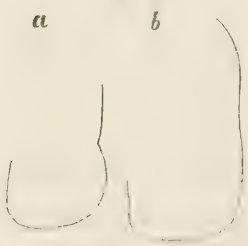
Er giebt nicht an, dass er einen einzigen Unterkiefer getroffen habe, der bis zum Zahnrande 39 *mm* gehabt hätte; jedenfalls erreichten die von ihm gemessenen Kinderkiefer bis zum Zahnrande nur dieselbe Höhe, oder ein ganz Geringes mehr, welche der Schipka-Kiefer bis zum Alveolarrande besitzt. Noch viel auffälliger ist es aber, dass auch nach seiner Angabe „die Dicke eines gewöhnlichen erwachsenen Kiefers an der Symphysenlinie ca. 11 *mm* beträgt", d. h. 3 *mm* weniger als die des Schipka-Kiefers. Eine Messung in dem Meridian des Eckzahnes würde wahrscheinlich noch grössere Differenzen ergeben haben.

In der That ist die Dicke dieses Kieferstückes viel mehr abweichend, als die Höhe, auch in Bezug auf erwachsene Unterkiefer. Denn kindliche Kiefer können in dieser Beziehung überhaupt nicht in eine

Parallele mit demselben gestellt werden. Die Höhe erwachsener Kiefer geht gelegentlich weit über die von Hrn. Schaaffhausen gefundenen Maasse hinaus. Den grössten, mir bis jetzt bekannten Kiefer fand ich in der Baseler anatomischen Sammlung; seine Höhe bis zum Zahnrande beträgt 51, bis zum Alveolarrande 41 *mm*. Annäherungen an diese Zahlen finden sich mehrfach und zwar keineswegs nur bei niederen Rassen, sondern, wie ich ein anderes Mal nachweisen werde, ganz besonders häufig bei Schweizern und Oberitalienern. Aber einen Kiefer von der Dicke der Basis des Schipka-Kiefers kenne ich überhaupt nicht. Alle Bemühungen, sei es in Sammlungen, sei es in der Literatur, ein zweites Exemplar aufzutreiben, sind vergeblich gewesen.

Ich muss aber besonders hervorheben, dass es nicht die Dicke überhaupt ist, welche diesen Unterschied bedingt, sondern die Basaldicke. Der Schipka-Kiefer hat, um es mit einem Worte zu sagen, statt des unteren Randes eine breite Fläche. Während der menschliche Kiefer, seine Gestalt mag im Uebrigen sein, welche sie wolle, an der Basis durch einen Rand abgesetzt ist, hinter welchem die hintere Fläche alsbald gerade oder schräg aufsteigt, findet sich bei dem Schipka-Kiefer hinter dem Rande eine besondere, untere Fläche, welche nach hinten noch einmal durch einen Rand begrenzt wird, und erst von diesem zweiten Rande an steigt die hintere Fläche in die Höhe. An der Stelle eines Randes liegt also eine Fläche mit zwei Rändern, demnach eine ganz anomale Bildung. Da diese untere oder Basalfläche in der Mitte (an der Symphysenlinie) weniger breit (dick) ist, als im Meridian des Eckzahnes, und da allem Anschein nach dieselbe Dicke der Seitentheile des Kiefers sich auch auf die Gegend der Prämolaren erstreckt hat, so muss sich die Gesammtgestalt des Kiefers noch mehr von der normalen entfernt haben, als der erste Anblick ergiebt. Immerhin ist auch diese Abweichung so gross, dass ich dafür nur ein einziges ebenbürtiges Analogon kenne, nämlich den von Hrn. Schaaffhausen citirten Kiefer von La Naulette, auf den ich zurückkomme. Durchschnitte an den bezeichneten Stellen liefern einen Contour, wie man ihn an normalen Kiefern vergeblich sucht. Ein medianer[1]) Durchschnitt (Fig. 8*a*) zeigt in der Gegend des Kinns einen leichten gerundeten Vorsprung und darunter eine kurze Abschrägung nach hinten. Dann folgt ein neuer Vorsprung, bedingt durch eine Art von Crista oder Spina mentalis, welche jedoch von der normalen verschieden

Fig. 8.



Umrisse des Kieferdurchschnittes, *a* in der Medianlinie, *b* im Meridian des Eckzahnes. Nat. Gr.

1) Der Durchschnitt ist nicht genau median, da, wie sich aus einer Vergleichung der vorderen und hinteren Fläche (Fig. 1 und 3) ergiebt, eine von der Crista mentalis inferior vertikal nach oben gezogene Linie vorn zwischen die medialen Schneidezähne, hinten dagegen auf den linken lateralen Schneidezahn trifft.

ist, denn sie sitzt an der Basalfläche ganz hart am vorderen unteren Rande, während an der hinteren Fläche, wo sonst die Spina mentalis interna sich befindet, vielmehr eine kleine, trichterförmige Vertiefung liegt. Zwischen dieser Vertiefung und der anomalen Spina liegt der in der Mittellinie wenig ausgesprochene hintere Rand. — Ganz anders verhält sich ein Durchschnitt im Meridian des Eckzahns (Fig. 8*b*). Hier ist nicht bloss der vordere Rand sehr ausgesprochen, sondern auch der hintere; dazwischen liegt die schwach convexe Basalfläche, welche jenseits des hinteren Randes in die noch schwächer convexe hintere Fläche übergeht, die ungefähr in der Höhe der Wurzelspitzen der Schneidezähne eine seichte Einbiegung macht, dagegen hinter der Krone des Eckzahnes eine Ausbuchtung nach hinten erfährt. Leider wird durch den Defekt der vorderen Lamelle die Herstellung einer vollständigen Durchschnittszeichnung an diesen Stellen gehindert; aber eine Betrachtung der zwischen den Durchschnitten *a* und *b* gelegenen Partie, wo sich die früher erwähnte Zunge (Fig. 1) der vorderen Knochenlamelle zwischen medialem und lateralem Schneidezahn der rechten Seite bis zum Alveolarrande erstreckt, lehrt, dass der unterste Theil des Knochens am dicksten ist und dass sich nach oben hin die vordere und hintere Lamelle schnell einander nähern. In diesem (nicht gezeichneten) Meridian ist die untere Fläche nicht convex, sondern concav; vorderer und hinterer Rand sind stark ausgeprägt. Dies kommt daher, dass auf jeder Seite der anomalen Spina eine längliche Grube liegt, eine Fossa digastrica (Fig. 4). Ihre Oberfläche ist im Ganzen glatt und nur so weit uneben, dass man schliessen kann, es haben daselbst Muskelansätze gelegen. Jenseits des hinteren Randes der Basalfläche beginnt die hintere Fläche mit einem queren Knochenwulst, dessen Oberfläche durch einige verticale Leistchen und Vertiefungen uneben ist. Diese höchst geringfügigen Unebenheiten (nicht „starken Rauhigkeiten"), welche den Ansätzen der Genioglossi entsprechen dürften, liegen dicht unterhalb der erwähnten (Fig. 3 und 8*a*) trichterförmigen Grube. Was diese Grube selbst betrifft, so sieht man in ihrer Tiefe die feine runde Oeffnung eines Kanälchens, das sich schräg nach unten in den Knochen einsenkt, offenbar eines Gefässkanälchens. Dafür spricht auch der Umstand, dass sich von dem Grübchen aus in der Medianlinie nach unten eine feine oberflächliche Rinne verfolgen lässt, neben welcher ein feines Leistchen hervortritt.

Letztere Rinne erwähne ich besonders deshalb, weil sie zu einem recht gewichtigen Missverständniss geführt hat. In Salzburg erwähnte Hr. Wankel unter den Beweisen für das kindliche Alter des Schipka-Kiefers „die obwohl schwache, doch deutlich kennbare Symphyse." Unter 40 kindlichen Unterkiefern habe er 7mal deutliche Spuren der Symphyse gefunden, bei Unterkiefern Erwachsener jedoch nur im seltensten Fall. Offenbar hat er die erwähnte Gefässrinne für eine Spur der ehemaligen Synchondrosis gehalten: in Wirklichkeit ist von einer solchen jedoch nicht das Mindeste zu sehen.

vielmehr dürfte das feine Leistchen neben der Rinne die Stelle bezeichnen, wo die Synostose erfolgt ist.

Auf welche Weise ist nun die so abweichende Gestalt des Unterkiefers, namentlich seiner Basis, zu erklären? Die Herren Schaaffhausen, Wankel und Maschka halten dieselbe für pithekoid und sehen darin das Merkmal einer niederen Rasse. Ich dagegen habe schon in Salzburg angenommen, dass die Anomalie durch das Liegenbleiben von Zähnen innerhalb des Kiefers zu erklären sei. Bevor ich die erstere Hypothese erörtere, möge es gestattet sein, meine Ansicht zu motiviren.

Zu diesem Zwecke möchte ich, um nicht missverstanden zu werden, eine neue Bezeichnung vorschlagen, die, so viel ich sehe, bisher nicht im Gebrauche gewesen ist, nämlich die Bezeichnung: Zahnretention. In der Fachliteratur sind die dahin gehörigen Fälle unter zwei ganz verschiedenen Kapiteln abgehandelt worden, nämlich unter dem des verspäteten Durchbruchs und dem der Entwickelung am unrechten Orte (Heterotopie). Ja man könnte noch ein drittes Kapitel hinzufügen, das der Odontome und Zahncysten. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich auf diese Verhältnisse einzugehen; es wird genügen, den neuen Begriff festzustellen. Es ist Thatsache, dass Zähne innerhalb der Kiefer zurückgehalten werden, gleichviel ob ihre Bildungsstätten, die Zahnsäckchen (Follikel) an normaler Stelle oder an einem unrechten Ort sich entwickelt haben. In beiden Fällen kann der Zahn sich in einer späteren Zeit ausbilden und nach aussen durchbrechen. Er kann aber auch seine volle Ausbildung erlangen, ohne durchzubrechen; ja er kann in dem zu einer Cyste umgestalteten Zahnsäckchen liegen bleiben. Endlich kann er sich geschwulstartig vergrössern und seinen Charakter als Zahn ganz einbüssen. Alle diese Fälle lassen sich zuletzt auf Retention zurückführen; sie unterscheiden sich nur dadurch, dass die Retention manchmal eine nur temporäre, manchmal eine dauernde ist, sowie dadurch, dass der Zahn sich zuweilen während der Retention vollständig entwickelt, zuweilen auch gänzlich degenerirt. Alle Fälle, wo keine Degeneration eintritt, können als einfache Retention bezeichnet werden, und nur diese interessirt uns hier. Ja, wir können auch noch die Fälle von einfacher heterotoper Retention grösstentheils bei Seite lassen, da der Schipka-Kiefer eine in der Hauptsache homöotope Lage der Zähne darbietet.

Leider fehlt es fast ganz an anatomischen Untersuchungen über die einfache homöotope Retention, wenigstens finde ich beinahe keine. Es erklärt sich dies zum Theil aus der Seltenheit der Kieferuntersuchung bei Sektionen und der nicht minder grossen Seltenheit der inneren Untersuchung macerirter Kiefer. Dagegen haben die Zahnärzte und auch die übrigen Aerzte seit langer Zeit Beispiele von verspäteter Dentition gesammelt. In diese Abtheilung gehört nach der Meinung fast aller neueren Zahnärzte auch das, was man als dritte Dentition bezeichnet hat; wenigstens hat noch

Niemand den Nachweis geführt, dass zum dritten Mal neue Zahnsäckchen gebildet werden, aus denen Zähne hervorgehen. Alle Erfahrungen über dritte Dentition lassen sich genügend erklären durch die Annahme, dass entweder Zähne bis in das höhere Lebensalter retinirt wurden und dann durchbrechen[1]), oder dass Zahnkeime in einen ruhenden Zustand gerathen, noch ehe sich daraus Zähne entwickelt haben, und dass sie dann später in Action gerathen[2]). Aber auch abgesehen von der dritten Dentition besitzen wir eine Fülle gut constatirter Beobachtungen über den tardiven Durchbruch von Zähnen in allen möglichen Lebensaltern. Nehmen wir nun z. B. an, dass irgend ein Zahn bei einer Person von 40 oder 50 Jahren zum Durchbruch kommt, so fragt es sich, in welchem Zustande befand er sich vor dieser Zeit? Dieser wichtige Punkt ist nicht aufgeklärt. Wie mir scheint, lässt sich nicht wohl annehmen, dass der Zahn schon vorher, also z. B. mit 20 oder 30 Jahren vollständig ausgebildet war. Denn wenn er es war, welche Kraft sollte ihn erst längere Zeit nachher zum Durchbrechen bringen? Der Durchbruch bereitet sich bekanntermassen in der Art vor, dass der Zahn von oben nach unten immer mehr sich ausbildet. Die Wurzelspitze ist der letztgebildete Theil. Je schneller die ganze Wurzel gebildet wird, je schneller, anders ausgedrückt, der Zahn wächst und seine volle Länge erreicht, um so früher drängt er zur Oberfläche. Wenn daher der Zahn zur rechten Zeit nicht durchbricht, sondern retinirt wird, oder später, vielleicht erst nach 10, 20, 30 Jahren durchbricht, so wird man wohl vermuthen dürfen, dass sein Wachsthum längere Zeit unterbrochen war und erst später wieder aufgenommen wurde. Ist diese Vermuthung richtig, so müsste man den Zahn in der Zwischenzeit im Kiefer verborgen und zwar mit unvollendeter Wurzel antreffen können, demnach in einem Zustande, wie die Prämolaren des Schipka-Kiefers ihn darbieten. Würde er dagegen schon in seiner retinirten Lage ganz entwickelt, ohne dass es ihm gelingt durchzubrechen, so müsste man ihn zu jeder Zeit von da ab auch ganz vollendet im Innern des Kiefers antreffen, wie es vielleicht mit dem Eckzahn des Schipka-Kiefers der Fall ist. Beispiele für dieses permanente Retentionsverhältniss sind so häufig, dass sie sich fast in jeder grösseren Knochensammlung finden, dagegen kenne ich kein anderes Beispiel von unvollendeten Zähnen bei länger dauerndem Retentionszustande, als im Innern von Zahncysten. Dieser Mangel beweist jedoch nichts, so lange der Mangel an Untersuchungen genügt, ihn zu erklären.

Ich will nicht verschweigen, dass auch noch eine andere Kraft angerufen worden ist, welche den Durchbruch des Zahnes bewirken soll. Einige

1) Thom. Bell: The anatomy, physiology and diseases of the teeth. London 1835. p. 111. Tomes: A course of lectures on dental physiology and surgery. Lond. 1848. p. 119. Magitot l. c. p. 215. J. Scheff: Die sogenannte dritte Dentition. Wiener medic. Presse 1874, Nr. 47.

2) Kollmann: Zeitschr. f. wissensch. Zoologie, 1870. Bd. XX. S. 177.

Zahnärzte[1]) sind der Meinung, dass durch das Anwachsen immer neuer Knochentheile im Grunde der Alveole der Zahn nach aussen gedrängt werde, dass er also auch vor seinem Durchbruch schon ganz ausgewachsen sein könne. Ich leugne nicht, dass in der ausgebildeten Alveole ein Druck durch Vermehrung der Knochensubstanz im Grunde derselben ausgeübt wird, der den Zahn nach aussen schiebt, aber ich bezweifle, ob dies das eigentlich treibende Moment bei dem Durchbruch ist. Ein variables Wachsthum der Zahnwurzel erklärt die Verhältnisse besser und steht mehr im Einklang mit dem, was wir direkt beobachten können, als ein variables Wachsthum der Alveolenwand. Jedenfalls wird aber auch bei Annahme dieser Theorie darüber kein Zweifel sein, dass ein Zahn mit Sistirung des Wurzelwachsthums ein günstiges Object für Retention ist.

Die Besonderheiten des Schipka-Kiefers passen auf solche Erwägungen vollkommen, ja sie haben eine Seite, welche meiner Meinung nach ohne eine solche Annahme ganz unerklärlich sein würde, welche aber bei einer solchen Annahme sofort verständlich wird, nämlich die Dicke und die abweichende Gestalt des Knochens. Wir haben gesehen, dass die Wurzel des Eckzahns fast bis an den Rand des Unterkiefers reicht, dass seiner Krone entsprechend die hintere Fläche eine Auswölbung zeigt, dass der II. Prämolare ganz tief sitzt und der I. Prämolare wenigstens noch ganz in dem Kiefer verborgen ist, — Gründe genug für die Unterhaltung kräftiger Reizung gerade in diesem Abschnitte des Knochens. Ich komme nachher noch auf die Frage zurück, welche Abweichungen in der Kieferform die Zahnretention bedingt. In der bisherigen Literatur sehe ich keine Angaben darüber[2]); wie es scheint, hat sich Niemand die Mühe genommen, die naheliegende Frage nach dem Einfluss der Zahnretention auf die Gestalt des Unterkiefers überhaupt nur aufzuwerfen.

Wenn mir eine derartige Erklärung schon früher als die am meisten annehmbare erschien, so trug ich doch noch einige Bedenken mit mir umher. Dieselben bezogen sich, abgesehen von der oben erwähnten Frage, ob Zähne mit unentwickelten Wurzeln lange Zeit retinirt werden können, hauptsächlich auf den Umstand, dass hier drei Zähne neben einander retinirt sind. Beispiele für eine solche Multiplicität konnte ich weder aus eigener, noch aus fremder Erfahrung anführen. Indess dieser Mangel hat sich durch weitere Nachforschungen beseitigen lassen. So citirt Hr. Magitot (l. c. p. 218) einen Fall von Casse, wo bei einer Frau von 85 Jahren zuerst ein oberer Eckzahn und bald nachher 3 andere permanente Zähne

1) C. Baume: Deutsche Vierteljahrsschrift für Zahnheilkunde. 1871. XI. S. 288. Alfr. Coleman: St. Bartholomews Hosp. Reports. 1876. Vol. XII. p. 91.

2) Ein Fall von Fischer (Archiv f. klinische Chirurgie, 1871, Bd. XII, S. 862), wo 4 invertirte Wechsel-Schneidezähne, von denen jeder „grösser und breiter als ein nichtentwickelter Schneidezahn eines Erwachsenen war", in einer Geschwulst des linken Oberkiefers eines 5jährigen Knaben lagen, passt für unsere Erörterung nicht ganz.

zum Durchbruch kamen; hier betraf die Retention also 4 Zähne. Auf ein noch mehr complicirtes Verhältniss wurde ich bei einem Besuche der pathologisch-anatomischen Anstalt in Basel durch Hrn. His aufmerksam gemacht. Dieser sorgfältige Beobachter hatte vor Jahren die Leiche eines 56jährigen Cretins beschrieben (Archiv für path. Anat. 1861, Bd. XXII, S. 104), an welcher zahlreiche Mängel des Knochenwachsthums, insbesondere noch getrennte Epiphysen der Röhrenknochen bemerkt wurden; der Oberkiefer war fast ganz zahnlos, dagegen erkannte man hoch oben in demselben die wohl ausgebildete Krone des rechten Eckzahns. Im Mittelstück des Unterkiefers steckten 3 bleibende Schneidezähne, die nie zum Durchbruch gekommen waren und über welchen einige absolut krüppelhafte Milchzähnchen sassen; die Seitentheile waren ganz zahnlos und nur links sah man einen nicht zum Durchbruch gelangten Weisheitszahn. Hier wurden also 5 retinirte Zähne, davon 4 im Unterkiefer, constatirt.

Ich habe dieses merkwürdige Präparat selbst gesehen und Hr. Prof. Roth gestattete, dass durch Aussägen von Stücken der vorderen Knochenlamelle am Unterkiefer das Verhältniss der Wurzeln noch genauer dargelegt wurde. Es ergab sich dabei, dass von den 3, als Schneidezähne betrachteten, retinirten Zähnen des Unterkiefers der linke und wahrscheinlich auch der eine rechte Eckzähne sind; nur der mediane rechte ist sicher ein Schneidezahn. Alle diese Zähne sind, soweit sich erkennen liess, voll entwickelt und zum Theil sehr gross: so hat der rechte Eckzahn (?) eine Krone von 13 *mm* Länge und 7 *mm* Breite. Die Wurzeln sind ungemein compact und dick; ihre Spitze ist umgebogen und unvollkommen getheilt.

Ist somit das von der Vielzahl der retinirten Zähne hergeleitete Bedenken gehoben, so könnte man höchstens noch einwenden, dass die unentwickelte Beschaffenheit der Prämolaren auf ein kindliches Verhältniss hinweise. In der That könnte man von diesen Prämolaren sagen, es seien kindliche. Aber daraus folgt keineswegs, dass das Individuum, welchem sie angehörten, auch ein kindliches war. Wie ich schon oben ausführte, so kann man nicht umhin, die tardive Dentition auf eine temporäre Quiescenz und nachfolgende Reactivirung sei es von blossen Zahnkeimen, sei es von unvollständig entwickelten Zähnen zu beziehen. Dass weder für das eine, noch für das andere positive anatomische Beweise existiren, ist zu bedauern; vielleicht wird meine Auseinandersetzung Veranlassung zu mehr eingehenden Untersuchungen bieten. Aber noch viel weniger sicher, ja geradezu willkürlich, ist die Schlussfolgerung, dass der Kiefer selbst und der ganze Mensch, dem er gehörte, sich im kindlichen Lebensalter befanden. Denn ausser dem unentwickelten Zustande der beiden Prämolaren und der tiefen, occulten Lage des Eckzahns sind überhaupt keine Merkmale eines kindlichen, sondern nur solche des erwachsenen Zustandes vorhanden.

Auch die Kleinheit der Milchzahn-Alveole des rechten Eckzahns beweist nichts für kindliches Lebensalter. Milchzähne persistiren sehr häufig bei

tardiver Dentition; das ist so bekannt, dass ich nicht nöthig habe, dafür Beispiele[1]) im Einzelnen anzuführen. Offenbar ist der kleine canine Milchzahn erst nach dem Tode des Individuums, vielleicht erst bei der Auslösung des Kieferstückes aus der Breccie, ausgefallen, sonst würden die Wandungen der Alveole nicht so scharf abgegrenzt, dagegen die Höhle selbst mit Breccie ausgefüllt sein.

Hr. Schaaffhausen, der, wie gesagt, weder die ungewöhnliche Grösse, noch die ungewöhnliche Gestalt des fraglichen Objectes in Frage stellt, wirft am Schlusse seiner Beschreibung die Frage auf: „Soll man nun annehmen, dass die Grösse des in der Zahnung begriffenen Kiefers einer Riesenbildung angehört, bei der doch das excessive Wachsthum, wie Langer angiebt, gewöhnlich erst mit 9—10 Jahren beginnt?“ Er antwortet darauf: „Es ist gewagt, die heutige Bevölkerung der Karpathen mit jener entlegenen prähistorischen Zeit in eine Beziehung zu bringen, aber es sei doch hier angeführt, dass Hr. Maschka auf meine Frage den dortigen heutigen Menschenschlag als schlank und gross bezeichnet. Männer von 1 österr. Klafter, nahe gleich 1,90 *m*, seien gar nicht selten.“ In Salzburg wiederholte Hr. Schaaffhausen (a. a. O. S. 39): „Ich habe nicht gesagt, es sei der Unterkiefer eines Riesenkindes, aber das darf ich bemerken, dass in der Gegend, wo derselbe gefunden worden ist, ein ganz ungewöhnlich grosser Menschenschlag wohnt.“ Ich vermag über die Körpergrösse der mährischen Bevölkerung nichts Genaues beizubringen. Indess scheint mir dieser Punkt von untergeordneter Bedeutung, so lange nicht dargethan ist, dass gegenwärtig in Mähren kindliche Kiefer von der beschriebenen Beschaffenheit vorkommen.

Eine andere Wendung hat Hr. Woldrich der Erörterung gegeben. Er erklärte in Salzburg (a. a. O. S. 54), dass die Knochen vieler diluvialer Species bedeutend grösser und stärker seien, als die derselben recenten Arten, z. B. Capra ibex, Arctomys, Myodes torquatus, Cricetus frumentarius, Foetorius putorius. Aus den mährischen Höhlen, sowie aus der Zuslawitzer Diluvialspalte hätten ihm juvenile Unterkiefer von Myodes torquatus, Foetorius putorius u. A. vorgelegen, die um mehr als ein Drittheil grösser waren, als die recenten. Somit könne auch der grosse menschliche Kiefer ein kindlicher sein.

Dagegen bemerke ich, dass die von Hrn. Woldrich behaupteten Thatsachen an sich wohl erst genauer nachgewiesen werden müssten. Aber selbst zugestanden, dass es so sei, so würde daraus doch noch nichts für den menschlichen Kiefer und die dazu gehörigen Zähne folgen. Der von mir ausführlich besprochene Schneidezahn ist nicht bloss grösser als ein jetziger kindlicher, sondern auch grösser und zwar viel grösser als ein

1) Fricke in der deutschen Vierteljahrsschrift für Zahnheilkunde. 1869. Band IX. S. 120. Magitot l. c. p. 221. Tomes l. c. p. 152. Sahlertz Zoolog. Anz. 1878. S. 338.

jetziger erwachsener unterer Schneidezahn. Ausserdem hat seine Wurzel, gleichwie die Kronen der Prämolaren, ganz abweichende Gestalt. Noch viel mehr gilt dies von dem Kiefer selbst, der, wie gesagt, durch seine Gestalt viel mehr auffällt, als durch seine Grösse, obwohl namentlich seine Dicke ganz ungewöhnlich, auch für einen Erwachsenen, sein würde. Endlich aber und vor Allem ist zu bemerken, dass dies doch nicht der einzige diluviale Kiefer ist, den wir besitzen, dass aber keiner der bekannten dem Schipka-Kiefer gleichkommt.

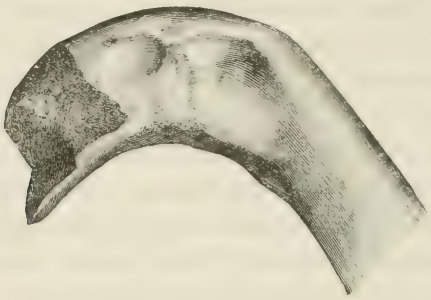
Hr. Schaaffhausen hat schon zur Vergleichung den berühmten Unterkiefer aus der belgischen Höhle La Naulette, und gewiss mit Recht, herangezogen. „Alle diese (oben angeführten) Merkmale", sagt er, „sind am Kiefer von La Naulette vorhanden, aber stärker entwickelt." Es ist mir nicht ganz klar, ob die Merkmale an dem Kiefer von La Naulette oder an dem Schipka-Kiefer stärker entwickelt sein sollen. Da der Kiefer von La Naulette sowohl im Mittelstück, als in seinem linken Seitentheil vollständig erhalten ist, so sind natürlich viel mehr Theile zur Beurtheilung zu benutzen, und in der That haben gerade die Alveolen der Molaren die wichtigsten Anhaltspunkte für die Erörterung gegeben. Vergleicht man aber nur die Mittelstücke mit einander, so kann gar kein Zweifel darüber sein, dass der Schipka-Kiefer der mehr abweichende ist. Dazu kommt, dass bei dem Kiefer von La Naulette fast alle Zähne nachträglich ausgefallen sind, dass aber von irgend welchen Erscheinungen der Zahnung an ihm nichts bekannt ist.

Ich habe den Kiefer von La Naulette zu wiederholten Malen in Brüssel persönlich untersucht und ich besitze durch die Güte des Herrn Dupont einen Abguss desselben, der noch besonders nach dem Original von mir revidirt und corrigirt worden ist. Danach kann ich allerdings aussagen, dass ich keinen zweiten Kiefer kenne, dessen Mittelstück, abgesehen von der Zahnung, mit dem Schipka-Schädel eine grössere oder auch nur eine gleiche Aehnlichkeit hätte. Ich theile die schon von Anderen ausgesprochene Meinung, dass er von einer Frau herstammt, und zwar, wie ich besonders hervorhebe, von einer erwachsenen Frau. Seine mediane Höhe beträgt 30, vielleicht (die Alveolarränder sind nicht ganz unverletzt) 31 *mm* bis zum Alveolarrande; seine Dicke erreicht in der Medianlinie 14, im Meridian des linken Eckzahns 15 *mm*. Er hat also nahezu dieselben Dimensionen, wie der Schipka-Kiefer, ein Ergebniss, welches wenig für die kindliche Natur des letzteren spricht.

Er gleicht dem Schipka-Kiefer ferner darin, dass sich an der Basis, hinter dem Rande, eine Fläche (Fig. 9) findet, welche durch einen hinteren Rand von der hinteren Fläche des Kiefers abgegrenzt und in der Mitte durch eine Art von Spina (oder Crista) inferior in zwei Hälften getheilt wird, von denen jede grubig vertieft ist. Es fehlt ihm ebenso die Spina mentalis interna. Scheinbar an ihrer Stelle findet sich eine geräumige Vertiefung.

welche durch eine feine senkrechte Leiste in zwei Theile zerlegt wird; letztere stellen rundliche Gruben von Hanfkorngrösse dar.

Fig. 9.



Unterkiefer von La Naulette. Nat. Gr.
Ansicht der Basalfläche mit den grossen Fossae digastricae und der Crista mentalis (inf.) von unter her.

Das sind gewiss recht grosse Analogien. Trotzdem sehen die beiden Mittelstücke sehr verschieden aus, indem die einzelnen Theile in sehr verschiedener Stärke ausgebildet und angeordnet sind. So liegt die basale Fläche an dem Kiefer von La Naulette mehr schräg, indem der vordere Rand tief herabtritt, der hintere dagegen viel früher endigt; sowohl die Spina oder Crista inferior, als auch die daneben liegenden Gruben, sowie die Vertiefung in der Gegend der fehlenden Spina posterior oder interna sind viel stärker ausgebildet; endlich sieht man an der hinteren Fläche über der oben erwähnten Vertiefung einen breiten Querwulst, der an dem Schipka-Kiefer fehlt oder wenigstens nicht deutlich ist, und jenseits desselben, hinter den Alveolen der Schneidezähne, erhebt sich nach oben nochmals eine niedrige mediane Crista, welche in das Septum zwischen den medialen Schneidezähnen ausläuft; neben dieser Crista liegt nochmals jederseits eine flache Grube. Somit ist die ganze hintere Fläche und die Basis an dem Kiefer von La Naulette viel mehr ausgearbeitet und mannichfaltiger modulirt, während beide Theile an dem Schipka-Kiefer ein mehr plumpes, massiges, gleichmässiges Aussehen haben.

Umgekehrt, wenigstens soweit die spärlichen Ueberreste des Schipka-Kiefers die Vergleichung gestatten, verhält es sich mit der vorderen Fläche. Dieselbe erscheint an dem Kiefer von La Naulette sehr gleichmässig und flach gerundet, sowohl in der Richtung von oben nach unten, als in der Querrichtung. Die Gegend des Kinns tritt kaum merklich hervor. Unterhalb derselben biegt sich die Fläche nach unten und bildet in der Mitte einen dreieckigen Vorsprung nach unten und hinten, welcher in die erwähnte Spina oder Crista inferior ausläuft; die Ränder dieses Vorsprunges sind scharf, nach hinten tief abgesetzt und verhältnissmässig dünn. Oberhalb der mentalen Wölbung biegt sich die vordere Fläche ganz wenig ein; der

Alveolarrand dagegen legt sich wieder etwas nach aussen heraus, um eine deutlich, jedoch keineswegs stark prognathe Stellung einzunehmen.

Ganz anders ist dies bei dem Schipka-Schädel. Hier ist die vordere Fläche verhältnissmässig gerade. Die Kinngegend tritt in keiner Weise vor; am unteren Rande bemerkt man, ungefähr in der Richtung einer an der medialen Seite des Eckzahns herabgezogenen Verticalen, 10 *mm* von der Mittellinie nach rechts eine rundliche Vorragung, welche ein Tuberculum mentale sein könnte. Auch an diesem Kiefer schiebt sich über den Rand eine dreieckige Fläche auf die Basis, welche in die Crista inferior endet; nur ist sie ungleich niedriger und ihr Rand, obwohl abgesetzt, geht viel sanfter in die Basalfläche über. Nach oben trifft man auch hier eine schwache Einbiegung der Vorderfläche in der Gegend der Schneidezahn-Wurzeln und darüber eine leichte Vorwölbung des Alveolarrandes, aber die Zahnstellung bleibt orthognath.

Diese Beschreibung und die daraus abzuleitende Deutung stimmt nun freilich nicht überall mit der Beschreibung und Deutung meiner Vorgänger überein. Es hängt dies damit zusammen, dass namentlich die an der hinteren und basalen Fläche befindlichen Gruben sehr verschieden interpretirt worden sind[1]). Indess will ich nur soweit auf Einzelnes eingehen, als es mit der Frage zusammenhängt, welche Hr. Schaaffhausen aufgeworfen und geprüft hat, der nämlich, ob diese Kiefer pithekoid seien.

Hr. Dupont selbst, der Entdecker des Kiefers von La Naulette, hat sich darüber sehr zurückhaltend ausgesprochen. In seiner Monographie (L'homme pendant les ages de la pierre dans les environs de Dinant-sur-Meuse. Brux. 1872, p. 101) beschränkt er sich darauf zu sagen, dass kein anderer bekannter Unterkiefer in gleichem Grade eine Vereinigung so ungewöhnlicher Merkmale darbiete. Hr. Pruner-Bey, der bei seiner ersten Beschreibung manche „traits d'animalité" constatirt hatte, verwahrte sich später ausdrücklich (Bullet. de la soc. d'anthropol. de Paris, 1869, Sér. II, Th. IV, p. 679) sowohl gegen den pithekoiden Menschen, als auch gegen die Auffassung dieses Kiefers als eines „intermediären." Dagegen betonte Broca (Ebendas. 1866, Sér. II, T. I, p. 596; 1867, T. III, p. 383), obwohl Antidarwinist, auf das Schärfste die „caractères simiens" des Kiefers.

Man bemerkt in diesen Gegensätzen einen gewissen Mangel einer scharfen Definition. Hr. Schaaffhausen sagte in Salzburg (a. a. O. S. 39): „Wenn mein verehrter Freund Virchow sich gegen den Ausdruck pithekoid ausspricht, so ist unsere Auffassung wahrscheinlich eine verschiedene. Ich bezeichne damit jede Abweichung von dem normalen Körperbau der Culturvölker in der Richtung auf die thierische Bildung. Mit demselben Rechte,

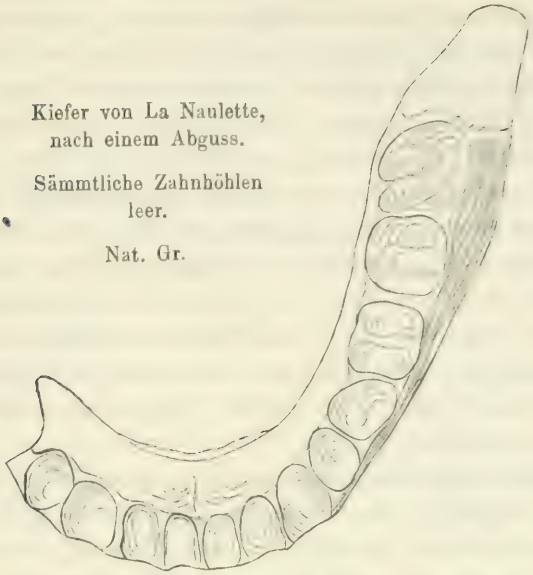
1) Man vergleiche z. B. in Bezug auf den Kiefer von La Naulette die erste Beschreibung von Pruner-Bey (Bullet. de la soc. d'anthropologie de Paris. 1866. Sér. II, T. I, p. 586), die von Carter Blake (The anthropological Review, 1867. Vol. V. p. 301, 302), und die von Hamy (Précis de paléontologie humaine. Paris 1870. p. 231).

mit dem man wirkliche Affen als Anthropoiden bezeichnet, weil ihr Bau Annäherung an die menschliche Gestalt zeigt, kann man menschliche Bildungen, die an den Typus des Affen erinnern, wenn auch in entfernter Weise, als affenähnlich, als pithekoid bezeichnen." Ich antwortete darauf, mit einer zu weit gehenden Concession: „Pithekoid habe ich auch so verstanden, wie Schaaffhausen, nämlich Merkmale am Menschenschädel, welche sich gegenwärtig bei Affen finden." Die zu weit gehende Concession bestand darin, dass ich die genetische Frage ausser Betracht liess. Die Pathologie, selbst die Anatomie haben seit alter Zeit gewisse Thierähnlichkeiten zur Namengebung benutzt, ohne dass man damit einen inneren, genetischen Zusammenhang bezeichnen wollte. Leontiasis, Elephantiasis, Ichthyosis, Carcinoma, und wiederum sphenoid, coracoid, coronoid sind solche, in Bezug auf die gleichartige Genesis durchaus unpräjudicirlich gemeinte Ausdrücke. In diesem weiten Sinne sollte man heutzutage nicht von pithekoid sprechen. Nicht jede thierähnliche Abweichung vom Normalbau, am wenigsten eine solche, welche nur in entfernter Weise an den Typus des Affen erinnert, darf pithekoid genannt werden; vielmehr muss eine positive Uebereinstimmung der Bildung und zwar nicht mit einem gedachten Affen, sondern mit einem bestimmten Affen, einer bestimmten Species vorhanden sein. Die Abweichung darf auch nicht zufällig, durch das Zusammenwirken erkennbarer Ursachen, sondern sie muss spontan, durch einen inneren Bildungstrieb hervorgebracht sein. In diesem Sinne setzte ich meiner vorher mitgetheilten Antwort die Frage hinzu: „Also bei welchen (Affen finden sich die an diesen Kiefern vorkommenden Merkmale)?" und ich erklärte unmittelbar darauf: „Mit dem Kiefer des Gorilla hat der vorliegende keine Aehnlichkeit."

In dieser Beziehung verhält sich der Schädel von La Naulette ganz anders als der aus der Schipka-Höhle. Der am meisten pithekoide Character desselben, den ich anerkenne, liegt in der zunehmenden Grösse der Molaren vom I. bis zum III (Fig. 10). Da der Schipka-Schädel keine Molaren hat, so fehlt ihm auch dieser Character, und wenn es auch sehr wahrscheinlich ist, dass seine Molaren gross, vielleicht sehr gross waren, so ist doch in keiner Weise zu erkennen, dass der III. grösser als der II. und dieser grösser als der I. war.

Das Zweite, was besonders Broca als Caractère simien an dem Schädel von La Naulette deutete, war die nach seiner Meinung elliptische Form der Zahncurve; eine solche sei den Anthropoiden eigenthümlich, während der Mensch eine parabolische oder hyperbolische Curve besitze. Er kenne wohl einen Fall von Parallelismus, aber keinen von Convergenz der beiden Hälften der Zahncurve beim Menschen. (Bullet. de la soc. d'anthrop. 1866, p. 596. Congrès international d'anthropologie et d'archéol. préhist. Paris 1868. p. 397.) Obwohl diese Angelegenheit den Schipka-Kiefer gar nicht berührt, so will ich doch bemerken, dass ich der Angabe Broca's in doppelter Beziehung nicht beitreten kann. Einerseits ist es nicht richtig,

Fig. 10.



Kiefer von La Naulette, nach einem Abguss.

Sämmtliche Zahnhöhlen leer.

Nat. Gr.

dass die Convergenz der hinteren Enden der Zahncurve beim Menschen nicht vorkomme; ich finde sie z. B. bei Australiern und habe solche Kiefer in meinen Beschreibungen gewöhnlich hufeisenförmige genannt. Dies ist freilich am Oberkiefer meist deutlicher ausgeprägt, als am Unterkiefer. Jedenfalls ist die Convergenz an sich nicht pithekoid; vielmehr ist Parallelismus der Seitentheile oder, wie Hr. Pruner es ausdrückte, das Parallelepipedon pithekoid. Man vergleiche nur die Abbildungen von Unterkiefern junger Gorillas, die doch sonst recht anthropoid sind, in meinen Abhandlungen (Monatsberichte der Akademie, 1880, Juni, Taf. I, Fig. 2; Taf. II, Fig. 5. Sitzungsberichte der Akademie, 1882, Juni, Taf. XII, Fig. 6); man wird sich daraus überzeugen, dass die Zahncurve anfangs sogar leicht parabolisch ist, dass aber später die Stellung der Seitentheile parallel wird, wenngleich wegen der zunehmenden Grösse der Molaren die Distanz der correspondirenden Zähne beider Seiten nach hinten hin abnimmt. Allein die Zahncurve darf nicht so construirt werden, dass man sie längs der labialen Oberfläche der Zahnkronen fortführt; sie muss selbstverständlich durch die Mitte der Kronenflächen gelegt werden. — Noch weniger vermag ich andererseits anzuerkennen, dass die Zahncurve des Kiefers von La Naulette elliptisch sei oder eine hintere Convergenz zeige; ich finde, wie Hr. Pruner (Bull. de la soc. anthr. 1869, p. 677), eine parabolische Gestalt[1]) derselben. Somit ist diese ganze Aufstellung hinfällig.

1) Die Herren de Quatrefages und Hamy (Crania ethn. p. 23) nennen sie: courbée suivant une parabole allongée, qui tend vers le parallelogramme. Aber das Parallelogramm beginnt erst bei dem Molaris II.

Ich komme nunmehr zu denjenigen „pithekoiden“ Eigenschaften des Kiefers von La Naulette, welche mehr dem Mittelstück anhaften und welche daher zur Vergleichung mit dem Schipka-Schädel geeignet sind. Hier wird zunächst die Grösse des Eckzahns angeführt. Leider ist dieser Punkt durch die nachträgliche Auffindung eines Eckzahns in der Höhle von La Naulette gleichfalls in Wegfall gekommen. Denn sowohl dieser, als die noch sonst gefundenen anderen Zähne waren, wie Hr. Pruner-Bey (Congrès intern. p. 352) angiebt, sehr klein, entsprechend dem gleichfalls in der Nähe gefundenen kleinen Oberarmbein, so dass die Leute von La Naulette weder den Riesen zugerechnet, noch als mit ungewöhnlich grossen Zähnen ausgestattet gedacht werden dürfen. Der retinirte Eckzahn des Schipka-Kiefers ist entschieden gross, aber Hr. Schaaffhausen selbst fand einen anderen, dessen Schmelzkrone noch um 0,5 *mm* länger war; die Alveole des Milcheckzahns aber ist so klein, dass sie für Vergleichungen mit Affenalveolen keinen Anhalt gewährt.

Als wesentlich pithekoide Eigenschaften des Kiefers von La Naulette werden ferner angeführt die relative Dicke des Mittelstückes im Verhältniss zur Höhe, der Mangel des Kinns und die Ersetzung der Spina mentalis interna durch eine Vertiefung (Grube). Man kann diese 3 Merkmale jedes für sich betrachten; ich will aber gleich sagen, dass sie wahrscheinlich in einer gewissen Abhängigkeit von einander stehen. Unzweifelhaft das wichtigste unter ihnen wäre der Mangel des Kinns, der eine der am meisten ausgeprägten Eigenschaften des Affenkiefers darstellt und den ich daher zunächst besprechen will.

Hr. Carter Blake (Anthropol. Review 1867, p. 296), der speciell zum Studium der belgischen Funde abgesendet war, suchte das Verhältniss des Kinns in der Art deutlicher zu machen, dass er 3 Hauptformen unterschied: die eurygonische, die mesepicentrische und die agonische. Diese Namen sind leider mehr als barbarisch, denn das Kinn heisst *γένειον* und nicht *γωνία*, wie er angiebt, und das Wort Agonie (von *ἀγών*, Kampf, Gefahr) ist, wie allgemein bekannt, schon von den alten Griechen vergeben worden. Setzen wir an die Stelle der Agonie die Agenie, so wäre der Kiefer von La Naulette nach Hrn. Carter Blake der am meisten agenische, welcher bekannt ist; nur ein gleichfalls der Mammuthzeit angehöriger von Arcis sur Cure (nicht, wie er sagt, sur Aube) würde ihm nahe kommen. Allein schon Hr. Pruner hat diese Auffassung sehr herabgemindert. Er sagte (Bullet. de la soc. anthrop. 1869, p. 677): Il est vrai que ce menton humain est peu accentué à la surface externe, car sa crête est aplatie; il est vrai qu'il ne fait point de saillie en bas, mais par contre il a en bas et à la surface interne son rebord qui différencie le menton humain du simien, et ce caractère est ici plus accusé que sur maintes autres mandibules humaines. Enfin, ce qui est le point le plus essentiel, l'axe de ce menton est vertical, tandis que celui du singe forme un angle aigu avec le plan horizontal de support.

Auch behauptete er (Ebendas. 1866, p. 590), dass sich bei niederen lebenden Rassen, z. B. bei Neu-Caledoniern, Aehnliches fände. Auf diesen letzteren Punkt werde ich später zurückkommen. Hier will ich zunächst bestätigen, dass auch nach meiner Auffassung die Kinngegend des Kiefers von La Naulette von der der Anthropoiden ganz verschieden ist. Ich verweise auch hier auf meine Abbildungen junger Gorillaköpfe. Was schon an ihnen ganz deutlich ist, tritt bei zunehmendem Alter noch immer mehr hervor. Ich habe gerade diesen Punkt mit Hrn. Rütimeyer an seinen Präparaten auf das Sorgfältigste verglichen, freilich direct nur in Bezug auf den Schipka-Kiefer, aber in der Hauptsache gilt das Nämliche auch für den Kiefer von La Naulette.

Bei allen Affen weicht die Mittellinie des Unterkiefers vom Alveolarrande an so stark zurück, dass sie eine vollständig schräg zurückgehende Richtung erhält. Der untere Rand biegt sich zugleich immer weiter nach rückwärts, so dass hinter demselben eine Vertiefung entsteht, in deren Grunde die „an Stelle der Spina mentalis interna tretende" Grube liegt. Die hintere Fläche selbst erlangt eine stark nach vorn geneigte Stellung, sie bildet geradezu eine schiefe Ebene. Nichts von alledem findet sich an dem Kiefer von La Naulette. Hinten ist keine schiefe Ebene, sondern eine mehrfach eingebogene, aber im Grossen verticale Fläche; der untere Rand ist nicht nach hinten zurückgeschoben, sondern im Gegentheil, ein Theil der hinteren Fläche ist gleichsam nach vorn gewendet und bildet mit dem unteren Rande eine verhältnissmässig breite Basalfläche; endlich die vordere Fläche stellt eine breitgerundete Wölbung dar, an der freilich nur eine schwache mentale Hervorragung zu bemerken ist, die aber keineswegs rückwärts gerichtet ist. Begreiflicher Weise hängt es ganz von der Stellung ab, in welche man den Unterkiefer bringt, um seine vordere Fläche mehr senkrecht oder mehr schräg erscheinen zu lassen, aber selbst Broca (Congrès intern. p. 399) hat in seiner comparativen Tafel das geringe Zurücktreten des unteren Theils des Kiefers von La Naulette nur dadurch erreicht, dass er die Verticale vom Alveolarrande abwärts gezogen hat. Wie man sich aus seiner Abbildung leicht überzeugen kann, steht nicht bloss der untere Theil, sondern der ganze Körper des Unterkiefers genau um so viel hinter der Verticale zurück, als die Vorbiegung des prognathen Alveolarrandes beträgt. Mit einer solchen Methode der Zeichnung könnte man bei den ungleich mehr prognathen Kiefern der Neger und der Melanesier noch viel stärker pithekoide Merkmale gewinnen, selbst wenn sie ein sehr ausgebildetes Kinn besitzen.

Der Schipka-Kiefer ist einer derartigen Betrachtung weniger günstig. Freilich besitzt auch er keine eigentliche Kinn-Erhöhung, aber er ist, auch abgesehen von dem fraglichen Tuberculum mentale, welches auf eine dreieckige Anlage hinweisen könnte, nicht agenisch, wie ein Affenkiefer. Man kann ihn freilich um so leichter in eine schräge Stellung bringen, als ihm

die Seitentheile fehlen und damit jedes Correctiv entfällt, aber man mag ihn so schief stellen, als man will, er wird dadurch nicht im Mindesten pithekoid. Der untere Rand schiebt sich nicht über die hintere Fläche hervor, denn diese Fläche ist auch hier, wie bei dem Kiefer von La Naulette, in zwei Flächen zerlegt und die breite Basalfläche ist das gerade Gegenstück des Affenzustandes. Hr. Schaaffhausen stützt sich, um die Richtigkeit der von ihm bevorzugten schrägen Stellung zu beweisen, auf die Richtung der Abnutzungsflächen der Schneidezähne. Er sagt: „Wenn man die Schlifffläche der Schneidezähne horizontal stellt, so weicht der untere Theil des prognathen Kiefers so sehr zurück, dass ein Kinn nicht vorhanden ist. Eine vom vorderen Alveolarrande herabfallende Senkrechte fällt 4—5 *mm* vor den unteren Kieferrand. Die hintere Fläche der Symphyse ist schräg gestellt, wie es in höherem Maasse bei den Anthropoiden der Fall ist" (Corresp.-Blatt a. a. O. S. 3). Nun befindet sich an dem von Hrn. Schaaffhausen hergerichteten Präparat nur ein Schneidezahn, der rechte laterale, in seiner natürlichen Alveole; die anderen beiden sind, ich will gern zugestehen, so gut als möglich in Gyps angefügt. Die Ebene der Schlifffläche steht bei jedem etwas anders. Nimmt man, wie es mir am richtigsten zu sein scheint, die Ebene des rechten lateralen Schneidezahns als Leitfläche, so ist weder von Prognathismus, noch von schräger Stellung der hinteren oder vorderen Kieferfläche etwas zu bemerken. Nur der Alveolarfortsatz ist, wie es nahezu bei allen Kiefern der Fall ist, ein wenig nach vorn gebogen, was hier um so mehr eintreten musste, als die Zähne, wie schon Hr. Schaaffhausen bemerkt hat, eine starke Krümmung nach vorn besitzen (vgl Fig. 3). Dass diese Stellung übrigens die normale ist, dafür spricht auch der Umstand, dass die Stellung des retinirten Eckzahns, ja auch die des Prämolaris I, ebenso vertical, also vollkommen parallel der Axe des Schneidezahns ist.

Von allen pithekoiden Merkmalen bleibt demnach an der vorderen Fläche nichts als die Agenie d. h. der Mangel einer ausgeprägten Kinnerhöhung (Protuberantia mentalis, Spina mentalis externa). Wenn Jemand sich aber die Mühe nimmt, eine grössere Anzahl von Unterkiefern zu vergleichen, so wird er sich sehr bald überzeugen, in welche Verlegenheiten man kommt, wenn es sich darum handelt, anzugeben, welches denn eigentlich die Kinnerhöhung sei. Dies gilt namentlich von dem kindlichen und von dem weiblichen Unterkiefer, welche ungemein häufig eine gleichmässige Wölbung oder Rundung ohne irgend einen besonderen Vorsprung zeigen. Der Kiefer von La Naulette ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein weiblicher und schon dadurch wird seine Gestalt eine gleichmässige. Aber derselbe Effect tritt auch sehr häufig ein, wenn der Kiefer dicker wird, am leichtesten, wenn sich eine Hyperostose der vorderen Fläche entwickelt. In der von Hrn. Finsch angelegten Sammlung neubritannischer Schädel findet sich ein männlicher (Nr. 196) von Tongiaena, dessen Unterkiefer bis zum

Zahnrande 47, bis zum Alveolarrande 38 *mm* hoch ist; das ganze Mittelstück ist durch äussere Hyperostose so dick, dass der Durchmesser von vorn nach hinten

in der Mittellinie	in der Gegend der Spina ment. int.	22	*mm*
„	„ nahe dem Rande	17	„
im Meridian des Eckzahns	in der Mitte	20	„
„	„ nahe dem Rande . . .	14	„

beträgt. Die ganze vordere Fläche bildet eine ziemlich gleichmässige flachrundliche Anschwellung mit gar nicht abgesetzter Kinnerhöhung, die Basis ist enorm dick und der untere Rand weit nach hinten gedrängt, aber eine Basalfläche ist nicht vorhanden.

Nichts liegt also näher, als den Mangel der Kinnerhöhung bei dem Schipka-Kiefer mit dem Retentionszustande der 3 Zähne in Verbindung zu bringen, insofern durch die Retention eine Hyperostose und zwar mehr eine laterale, als eine mediane, hervorgerufen worden ist. Man darf dabei nicht übersehen, dass auch die Wurzeln der Schneidezähne, wie oben dargelegt, ungewöhnlich gross und (wenigstens die blossliegende Wurzel des linken lateralen Schneidezahns) von ganz abnormer Gestalt sind. Die Grösse der Wurzeln hat aber gewiss einen Einfluss auf die Dicke und Gestalt des Kiefers. So fand ich in der pathologisch-anatomischen Sammlung zu Strassburg den sehr prognathen Schädel eines Cretins von der Robertsau (Nr. 297). Der Unterkiefer ist niedrig, bis zum Alveolarrande 28 *mm* hoch, aber 20 *mm* dick. Die sehr grossen Alveolen der Schneide- und Eckzähne reichen fast bis zum unteren Rande. Eine eigentliche Kinnerhöhung fehlt, dagegen ist die Kinngegend dreieckig und der übrigens scharfe Rand wie nach aussen umgeklappt, so dass derselbe vorspringt und über demselben eine tiefe quere Einfurchung stattgefunden hat. Hinter dem Rande liegt eine schiefe, fast horizontale Fläche, die bis zur Spina mentalis interna reicht.

Indess liegt es mir durchaus fern, eine ausreichende Erklärung für alle Kieferformen aufstellen zu wollen. Dies wird erst möglich sein, wenn eine grosse Zahl von Unterkiefern in Bezug auf die sich inserirenden Muskeln und Fascien, auf Gestalt und Grösse der Zähne, abnorme Zahnung und sonstige pathologische Verhältnisse untersucht sein wird. Ich erkenne mit den Herren Pruner und Broca an, dass sich ethnologisch manche Besonderheiten finden, die vielleicht in der Rasse als solcher, vielleicht auch in Eigenthümlichkeiten der Lebensweise ihren Grund haben, und dass namentlich die schwarzen Rassen in Oceanien nicht ganz selten Kieferformen zeigen, welche an den von La Naulette erinnern. Indess möchte ich doch auch hier wieder hervorheben, dass sich grosse sexuelle Verschiedenheiten erkennen lassen: die plumpen, agenischen Unterkiefer finden sich vorzugsweise bei Weibern, während die Männer desselben Stammes viel mehr entwickelte und „ausgearbeitete" Formen zeigen.

Das, was meiner Meinung nach die beiden Kiefer, den von La Naulette

und den aus der Schipka-Höhle, ganz besonders auszeichnet, nämlich die Entwickelung einer mit Fossae digastricae versehenen Basalfläche, ist geradezu antipithekoid. Aber es ist auch in der menschlichen Osteologie eine besondere Rarität. Annäherungen daran kommen freilich vor, aber doch nur selten; ein drittes, gleich stark ausgebildetes Präparat habe auch ich nicht gesehen, wenigstens kein solches, wo glatte Fossae digastricae vorhanden gewesen wären, auch keines mit gleicher Anordnung der Nachbarfläche.

In der Sammlung der anthropologischen Gesellschaft sind ein Paar Lappenschädel mit sehr dicken Unterkiefern. Der eine, von Paddeby an der Jacobselv (Nr. 5) ist bis zum Zahnrande 38, bis zum Alveolarrande 33 *mm* hoch; seine Dicke beträgt

in der Medianlinie unter der Spina ment. int.	21	*mm*
„ „ dicht am Rande	16	„
im Meridian des Eckzahns in der Mitte . .	13	„
„ „ am Rande . .	7	„

Die Kinngegend tritt fast spitzig vor; der untere Rand geht in einen dicken Wulst über, der in der Mitte eingeschnitten ist und in dem Einschnitt einen Vorsprung besitzt, im Uebrigen aber mit starken digastrischen Rauhigkeiten besetzt ist, welche noch auf die hintere Fläche übergehen. Der andere, von Varjag Nyarg am Varanger, gleichfalls männlich, misst in der Höhe bis zum Alveolarrande 33 *mm*; seine Dicke beträgt an der Spina ment. int. 17, im Meridian des Eckzahnes 12 *mm*. Das Kinn tritt stark vor und ist rauh; hinter dem Rande liegt eine 9 *mm* breite rauhe dreieckige Fläche. Auch im Strassburger anatomischen Museum traf ich einen männlichen Schädel (Osteol. 64) mit persistirender Stirnnaht, der einen sehr dicken Unterkiefer besitzt. Der letztere hat bis zum Alveolarrande eine Höhe von 34 *mm* und in der Mitte eine Dicke von 14 *mm*. Das Kinn ist dreieckig und tritt stark vor; hinter dem Rande liegt eine Basalfläche mit 2 schiefen, etwas rauhen Flächen für Muskelansätze; die Spina ment. int. ist stark und durch eine Furche gespalten. — Besonders auffallend ist die Dicke des Kiefers bei einem 75jährigen czechischen Arbeiter, der ganz zahnlos war und bei dem nur der mediane Theil des Kiefers überhaupt in seiner Höhe annähernd erhalten ist. Sein Kiefer hat in der Mittellinie an der Spina ment. int. 15, am unteren Rande 7, in der Mitte des Meridians des Eckzahns 12 *mm* Dicke; hinter dem Rande liegen, jedoch schon auf der hinteren Fläche, zwei grosse Fossae digastricae. — Noch viel dicker ist der Kiefer eines 23jährigen Schlossers von Neu-Bydzov in Böhmen, der, wahrscheinlich durch äussere Gewalt, alle unteren Schneidezähne verloren hatte; die Portio incisiva ist obliterirt, aber in hohem Maasse verkleinert, die Eckzähne sind um ihre Axe gedreht. Die Dicke des Kiefers beträgt 20 *mm* in der Mittellinie unter der Spina ment. int., 13 am Rande. Letzterer ist nach aussen umgelegt und vorspringend, indem die hintere Fläche mehr nach vorn herangezogen ist.

Diesen Beispielen gegenüber, welche ich noch vermehren könnte, sind die Fälle, wo sich eine Basalfläche mit deutlichen Fossae digastricae findet, allerdings selten und, soviel auch ich sehe, am vollständigsten bei Melanesiern zu treffen. Ich will mich darauf beschränken, denjenigen Fall kurz anzuführen, der unter den mir bekannten melanesischen Schädeln die grösste Aehnlichkeit mit dem von La Naulette darbietet. Bei einem Mädchen von Neu-Britannien (Nr. 83 der Sammlung Finsch) ist der Unterkiefer bis zum Alveolarrande 26 *mm* hoch, in der Medianlinie 13 *mm*, im Meridian des Eckzahns und zwar in der Mitte 11, am Rande 8 *mm* dick; die Kinngegend ist flach gerundet, ohne besondere Protuberanz; die glatte Fläche erstreckt sich noch eine Strecke rückwärts über den eigentlichen Rand und endigt erst hinter demselben ziemlich scharf; von hier beginnt eine schiefe Basalfläche mit 2 seitlichen Gruben und einer medianen Erhöhung. Unter der ganz schwach angedeuteten Spina ment. int. liegen 2 kleine Gruben. Die Alveolen sehr gross.

Uebergänge zu diesen Formen kommen auch bei hoch veranlagten Rassen vor. Als Belege dafür citire ich ein Paar indische Schädel, welche ich Mr. Wilson verdanke. Darunter ist ein männlicher Schädel eines Sikh: Kieferhöhe bis zum Zahnrande 45, bis zum Alveolarrande 36 *mm*; grosse Impressiones digastricae auf einer schiefen Basalfläche, sehr schwache Spina ment. int. Am Schädel eines Rajputen beträgt die Kieferhöhe 40 und 33 *mm*, grosse Impr. digastr. auf schiefer Fläche, Spina ment. int. in 4 getrennte Spitzen zerlegt. Immerhin ist hier der grosse Unterschied, dass die Basalfläche wesentlich anders gestellt ist, als bei den beiden diluvialen Kiefern.

Es erübrigt endlich das letzte und mit Recht besonders hoch veranschlagte Merkmal: die Ersetzung der Spina mentalis interna durch eine Grube. In der That ist dieses Verhältniss typisch bei den Affen. Aber es ist nicht so einfach, als die eben ausgesprochene Formel. Um dies darzulegen, muss ich etwas mehr über die fragliche Stelle sagen, als die Handbücher der Anatomie darüber zu berichten pflegen.

Die Hervorragung, welche die deutschen Anatomen Spina mentalis interna benennen, heisst in Frankreich seit langer Zeit Apophysis geni. Sie ist bei allen Rassen den grössten Variationen ausgesetzt, sowohl in Bezug auf ihre Höhe (d. h. den Grad ihrer Erhebung über die Fläche) und den Umfang ihrer Basis, als in Bezug auf ihre Gestalt. Was die letztere anbetrifft, so erwähne ich, dass sie durch eine marginale Knochenwucherung entsteht, welche nach Art der sogenannten Exostosis supracartilaginea von beiden Rändern der ursprünglich knorpeligen Symphysis (Synchondrosis) sich erhebt und allmählich, während sich die Symphyse schliesst (Synostosis), über derselben verschmilzt. Die ursprüngliche Trennung in zwei seitliche Hälften persistirt aber zuweilen; noch häufiger erhält sich eine Spur der Trennung an der Spitze, indem entweder eine verticale Furche über die Oberfläche hinwegzieht, oder zwei getrennte Spitzen entstehen. In selteneren

Fällen geschieht aber von Anfang an die Bildung nicht bloss von 2 marginalen Stellen aus, sondern von 4; auch diese können später verschmelzen, jedoch so, dass die Oberfläche noch 4 Spitzen zeigt, sie können aber auch ganz getrennt bleiben, wie ich es oben von dem Rajputen-Schädel erwähnte. Dann hat man die Apophyses geni der Franzosen.

Die obere Grenze dieser Bildungen und auch die Form dieser oberen Grenze wird aber constant bestimmt durch ein Verhältniss, welches ich nirgends erwähnt finde, nämlich durch ein Gefässloch, welches schräg von oben nach unten in den Knochen eindringt. Ich finde dieses Loch oder genauer dieses Gefäss schon am Kiefer des Neugeborenen zu einer Zeit, wo die Synchondrose noch knorpelig ist; man erkennt den Gefässverlauf auf einem verticalen Durchschnitt mitten im Knorpel, der davon in schiefer Richtung durchsetzt wird. Es ist selbstverständlich, dass sich an dieser Stelle kein Knochen bildet. Aber ich sehe auch niemals oberhalb desselben eine Knochenauflagerung. Diese geschieht vielmehr nur unterhalb in den Muskelansätzen der Genioglossi und Geniohyoidei.

Das Gefässloch selbst ist an erwachsenen Schädeln von sehr verschiedener Grösse. Bald stellt es eine ganz feine Oeffnung dar, bald erreicht es einen Durchmesser von 1 *mm* und darüber. In der Regel sitzt es aber nicht einfach in der Fläche des Knochens, sondern im Grunde einer kleinen Grube, die ich der grösseren Deutlichkeit wegen Fossula supraspinata nennen will. Zuweilen erreicht diese Grube eine beträchtlichere Grösse, so dass sie einem Trichter vergleichbar wird.

Aus dieser Darstellung ergiebt sich zunächst, dass normal eine zum Durchgange eines oder mehrerer Gefässe dienende Grube neben oder genauer über der Spina vorhanden ist, woraus von selbst folgt, dass die Grube nicht an der Stelle der Spina sitzt. Es lässt sich denken, dass die Grösse der Grube auf die Ausbildung und Grösse der Spina einen Einfluss ausübt, wahrscheinlich einen hindernden, aber es kann auch neben einer grossen Grube eine Spina vorhanden sein. So sehe ich an dem Unterkiefer eines andamanesischen Schädels (Nr. 1), der einen dicken Rand und eine tief sitzende Kinnerhöhung hat, eine grosse trichterförmige Grube von 4 *mm* Durchmesser und darunter eine Spina von allerdings mässiger Stärke.

Nun giebt es Fälle, in denen eine eigentliche Spina gar nicht zu Stande kommt, ohne dass die Fossula supraspinata eine besondere Grösse erreicht. So hat ein Schädel von Alt-Kandahar, den ich früher beschrieb (Zeitschr. f. Ethnol. 1880. Verh. S. 120), an der Stelle der Spina nur eine flache Rauhigkeit. Dasselbe gilt von dem Kiefer eines syphilitischen Weibes von Neu-Britannien (Sammlung Finsch Nr. 205). Ja, es kann vorkommen, dass diese rauhe Stelle vertieft ist. Am auffälligsten ist dies an einem Schädel von L'Echiquier, den ich dem Cap.-Lieut. Strauch verdanke. Der Kiefer ist sehr abweichend gebildet, wie schon aus der gedrängten und sehr unregelmässigen Stellung der Schneide-

zähne hervorgeht. Er erscheint, von vorn gesehen, niedrig und dick. Die sehr sonderbare Protuberantia mentalis sitzt ziemlich in der Mitte der Höhe der vorderen Fläche, jedoch etwas schief, unter dem rechten medialen Schneidezahn; sie ragt stark hervor und hat eine verticale Kante. Der untere Rand des Kiefers biegt sehr schnell nach hinten um, so dass die mediale Höhe des Kiefers vorn nur 26, hinten dagegen 28 *mm* bis zum Alveolarrande misst. Die Dicke des Knochens beträgt in der Mitte der Medianlinie 17, am Rande 14 *mm*. An der Basis ist eine kleine Fläche, welche nach hinten durch einen besonderen Rand begrenzt wird; erst jenseits des letzteren liegen die Impressiones digastricae. An der Stelle der Spina ment. int. sieht man eine grosse, seichte, aber rauhe Vertiefung von 10 *mm* Durchmesser.

Somit ergiebt sich, dass es zwei Arten von Vertiefungen giebt, welche leicht mit einander verwechselt werden können: eine obere, im Wesentlichen glatte, welche der Fossula supraspinata entspricht, und eine untere, wahrscheinlich immer oder doch in der Regel rauhe, welche die Stelle der Spina ment. int. (Apophysis geni) einnimmt. Von letzterer möchte ich nach einzelnen Beispielen annehmen, dass sie auch in zwei laterale, durch eine verticale Leiste getrennte Hälften getheilt sein kann. Im concreten Fall wird also jedesmal zu entscheiden sein, welche Art von Grube man vor sich hat. Das blosse Fehlen der Spina ment. int. kann diese Entscheidung nicht bringen.

Meiner Meinung nach entspricht die Grube bei den Affen, welche in der Regel gross, tief, glattrandig und im Grunde von Gefässlöchern durchbohrt ist, der Fossula supraspinata des Menschen, welche also in einem gewissen Sinne pithekoid genannt werden kann, aber nicht mehr als die Orbita und die Nasenhöhle. Im technischen Sinne pithekoid würde erst die Combination einer grossen Fossa supraspinata mit Mangel der Spina ment. int. sein. Ich bemerke jedoch, dass ich diese Sätze nur auf Grund osteologischer Erwägungen aufstelle, da ich in letzter Zeit keine Gelegenheit hatte, myologische Untersuchungen an Affen zu machen. Vielleicht werden sich später noch Correcturen ergeben; vorläufig halte ich an der Hoffnung fest, dass meine Unterscheidung einen gewissen Fortschritt im Verständniss dieser Verhältnisse angebahnt haben wird.

Leider vermag ich eine volle Anwendung meiner Sätze auf den Kiefer von La Naulette nicht zu machen, da irgend eine Andeutung eines Gefässloches in dieser Gegend an dem mir vorliegenden Gypsabguss nicht vorhanden ist. Trotzdem glaube ich behaupten zu können, dass die an ihm vorhandene Vertiefung der Fossa supraspinata nicht entspricht. Denn es läuft mitten durch dieselbe eine verticale Leiste und zu jeder Seite derselben liegt eine rundliche Grube. Wie mir scheint, ist dies ein Fall von Mangel der Spina ment. int. mit grubiger Vertiefung der Ansatzstellen der Muskeln. Demnach wäre das Loch nicht pithekoid.

An dem Kieferstück der Schipka-Höhle ist dagegen nicht nur das Gefässloch nebst einer Fossula supraspinata, sondern ausserdem noch eine schwache mediane Gefässrinne vorhanden; es fehlt aber die Spina ment. interna, ohne dass sie durch eine Vertiefung ersetzt wäre. Vielmehr ist die Stelle der Spina unterhalb der Fossula, halbwegs zwischen ihr und dem hinteren Rande der Basalfläche zu suchen, wo ein niedriger Querwulst mit ein Paar seichten Verticalleistchen zu sehen ist. In diesem Falle ist unzweifelhaft das Loch nicht pithekoid.

Die Fossula des Schipka-Kiefers entspricht demnach keineswegs der medianen Vertiefung des Kiefers von La Naulette. Die Uebereinstimmung ist mehr eine äusserliche, formale. Die einzige genetische Uebereinstimmung beider Kiefer besteht in der eigenthümlichen und in dieser Vollständigkeit in der That unerhörten Entwickelung der Basalfläche, also gerade desjenigen Verhältnisses, auf welches sonderbarerweise keiner der früheren Beobachter seine Aufmerksamkeit gelenkt hatte. Aber gerade diese Beschaffenheit der Basalfläche ist nichts weniger als pithekoid; sie findet vielmehr, wie ich nachgewiesen habe, gewisse approximative Parallelen bei Menschen verschiedener Rassen. Man muss sie daher als eine excessive Ausbildung eines an sich menschlichen Verhältnisses ansehen.

Der Umstand, dass zwei Kiefer der Quaternärzeit, wahrscheinlich von Zeitgenossen des Mammuth herstammend, eine fast gleiche, ganz solitäre Entwickelung der Basalfläche zeigen, ist um so mehr bemerkenswerth, als die Fundstücke so weit von einander entfernt ans Licht gekommen sind. Der eine, welcher nach seinem Bekanntwerden alsbald eine Weltberühmtheit erlangt hat, wurde in einer Höhle des Lessethals, eines Nebenthals der Maass, gefunden; der andere, welcher an sich noch viel merkwürdiger ist, kam weit davon in einer Höhle des Quellgebietes der Oder zu Tage. Sollte dies ein blosser Zufall sein? Ich gestehe, dass diese Frage mir immer wieder von Neuem die Verpflichtung nahe legte, alle Umstände zu erwägen und doch nicht zu scrupulös zu sein. Wäre es doch nicht vielleicht möglich, in den geschilderten Merkmalen einen Rassencharakter zu sehen?

Dies ist der Gedanke, der seit Pruner-Bey's erster Besprechung in Frankreich immer festgehalten worden ist[1]). Man hat eine immer grössere Anzahl scheinbar verwandter Unterkiefer der ältesten Zeit gesammelt und verglichen. Leider bin ich nicht in der Lage, nach eigener Kenntniss der Originale zu urtheilen, indess fehlt es nicht an Beschreibungen und Abbildungen. Danach muss ich annehmen, dass gerade in Bezug auf die Basalfläche kein dritter Unterkiefer in Frage kommt. Insbesondere derjenige Unterkiefer der Mammuthzeit, der am häufigsten mit dem von La Naulette

1) Pruner-Bey: Bull. soc. anthrop. 1866, p. 591. Broca: Congrès intern. (1867) p. 398. Quatrefages et Hamy: Crania ethnica, p. 23.

zusammengestellt worden ist, der von Arcis-sur-Cure, unterscheidet sich in Hauptstücken. Man ersieht aus dem idealen Durchschnitt der Symphysengegend, welchen die Herren de Quatrefages und Hamy (Crania ethnica. Atlas. Pl. II. Fig. 4) geben, dass ihm die Basalfläche ganz abgeht. Pruner (Bull. soc. anthrop. 1866, p. 591) hatte schon 3 andere Unterschiede hervorgehoben: das Vorhandensein einer dreieckigen Kinnerhöhung und eines mentalen Grübchens, die Existenz zweier Apophyses geni, welche nach unten in eine Crista symphyseos übergehen, und einen noch geringeren Prognathismus. Da die übrigen prähistorischen Unterkiefer der ältesten Zeit noch mehr von dem Kiefer von La Naulette abweichen, so darf ich hier wohl von einer weiteren Erörterung derselben absehen, indem ich nur Vorsichts halber hinzufüge, dass ich einer Vergleichung dieser Kiefer in anderen Beziehungen, als sie uns hier beschäftigen, z. B. in Bezug auf die Molaren, durchaus nicht entgegen bin. Hier würde ich für mehrere etwas Pithekoides zugestehen können.

Allein zu meinem Bedauern finde ich an dem Schipka-Kiefer, dem die Molaren fehlen, nichts Pithekoides. Ich will noch ausdrücklich bemerken, dass, wenn Hr. Schaaffhausen (Corresp.-Bl. S. 3) meint, es sei wahrscheinlich, dass dieser Kiefer „auch jene pithekoide Eigenthümlichkeit hatte, dass seine Zahnlinie nicht horizontal war, sondern von den Prämolaren zu den Schneidezähnen aufstieg und sein Körper vorn höher war, als an den Seiten", dies in der That nicht unwahrscheinlich ist, aber sicherlich keine pithekoide Eigenthümlichkeit sein würde. Im Gegentheil, es ist dies eine Eigenthümlichkeit kräftig ausgebildeter Gebisse in zahlreichen, auch recht edlen Menschenrassen; nur in Verbindung mit starkem Prognathismus wird sie bestial.

Sieht man aber auch von dem Pithekoiden ganz ab, so kann die Frage, ob die Ausbildung der Basalfläche bei gleichzeitiger Mangelhaftigkeit in der Ausbildung des Kinns und der Spina mentalis interna nicht eine Rasseneigenthümlichkeit der quaternären Menschen oder wenigstens gewisser Stämme derselben war, ernsthaft diskutirt werden. Indess bezweifle ich, ob man sie schon gegenwärtig bejahen darf. Der Zufall, dass aus einer Mammuthhöhle ein Kiefer mit 3 retinirten und mehreren sehr abweichenden Zähnen zu Tage gekommen ist, wie wir einen zweiten bis jetzt überhaupt nicht kennen, ist so gross und überraschend, dass man gegen eine Ueberschätzung des zweiten Zufalles, dass die Basalgegend dieses Kiefers mit der Basalgegend eines anderen Kiefers aus einer Mammuthhöhle mehr Aehnlichkeit hat, als mit der irgend eines anderen bekannten Kiefers, einigermassen gewappnet sein könnte. In der pathologischen Anatomie spielt der Aberglaube von der Duplicität der Fälle schon lange eine Rolle, und wenn es nur auf die Sonderbarkeit ankäme, so könnte ich eine Anzahl erheblicher Parallelen beibringen.

Ich warne also zur Vorsicht. In dieser Beziehung hebe ich nochmals

hervor, dass nach dem Zeugniss der französischen Beobachter selbst sowohl die Zähne, als der Oberarmknochen, die mit dem Kiefer in der Höhle La Naulette gefunden wurden, so klein sind, dass man daraus auf eine kleine Rasse schloss. An dem Schipka-Kiefer dagegen ist Alles so gross, dass man daraus, selbst wenn man mit mir den Kiefer für den eines Erwachsenen nimmt, auf eine recht grosse, oder wenn man mit den Herren Schaaffhausen, Wankel, Maschka und Woldrich den Kiefer für den eines 8- oder 9jährigen Kindes ansieht, sogar auf eine riesige Rasse schliessen müsste. Wo bleibt hier die Analogie? Ich will ferner bemerken, dass es wenigstens meinen naturwissenschaftlichen Ansichten und Methoden widerstreitet, noch eine zweite Ursache für eine Erscheinung zu suchen, wenn die erste genügt, um die Erscheinung zu erklären. Für mich genügt die ungewöhnliche Grösse der Zähne und die Retention von dreien, um die ungewöhnliche Anschwellung und Form des Mittelstückes zu erklären. Ein Grund, desswegen noch auf Rasseneigenthümlichkeit zurückzugehen, liegt an sich nicht vor; der Umstand, dass sich unter ähnlichen Verhältnissen an einem entfernten Orte noch ein zweiter Kiefer gefunden hat, der trotz kleiner Zähne und ohne Retention doch eine ähnliche Basalfläche hat, kann uns stutzig machen, aber er darf uns doch nicht ohne Weiteres über das Bedenken hinwegführen, dass die Uebereinstimmung beider Kiefer nur eine partielle ist und dass ungleich mehr unterscheidende, als übereinstimmende Merkmale daran nachgewiesen sind.

Hoffentlich wird diese Diskussion die Aufmerksamkeit auf eine Reihe von Punkten, namentlich in Betreff der Kieferform und der Zahnretention, mehr hinlenken, als es bis jetzt geschehen war und vielleicht wird sich dann ein mehr gesichertes Urtheil abgeben lassen, als es in diesem Augenblick möglich ist. Wir haben ja Aehnliches schon mehrfach erlebt. Dolichocephale Schädel mit Synostose der Pfeilnaht waren eine längere Zeit hindurch nur aus Beinhäusern und Kirchhöfen bekannt und man war damals sehr geneigt, sie einer besonderen Rasse der Vorzeit, z. B. den Celten, zuzuschreiben. Jetzt weiss Jedermann, dass sie ein nicht einmal seltenes pathologisches Product sind. Der berühmte hyperostotische Schädel von Jadelot war unter Umständen gefunden, die es leicht machten, ihm eine gewisse mysteriöse Umhüllung zu geben; seitdem wir einige gute Beobachtungen über die Entstehung solcher Zustände an Lebenden besitzen, ist jeder Zweifel an der krankhaften Natur derselben geschwunden. So, hoffe ich, wird es auch mit der Basalfläche des Unterkiefers und mit der Zahnretention ergehen, wenn sie erst an Lebenden und durch genaue Sektionen von Todten weiter ergründet sein werden.

Vorläufig begnügen wir uns mit der Erkenntniss, dass, soviel bei einer genauen Erwägung aller Umstände zu ersehen ist, der Schipka-Kiefer der Mammuthzeit angehört, von einem Erwachsenen herstammt, der an Zahnretention litt, und nichts Pithekoides an sich hat.

Bücherschau.

Zart: Einfluss der englischen Philosophen seit Bacon auf die deutsche Philosophie des XVIII. Jahrhunderts. Berlin 1881.

Die „Umwälzung geschah im Anfang des Jahrhundert's, um 1702" (S. 34), bei dem Einfluss des „Empirismus auf Thomasius und seine sächsische Schule" (in den Fundamenta juris naturae).

Reinisch: Die Kunama-Sprache von Nordost-Afrika. Wien 1881.

Die Kunama kennen keinen Staat und keine Stände, oder gar ein Oberhaupt, jeder ist dem andern gleich, daher auch der Volksname, den sie sich beigelegt haben, Ku-nāma, das gemischte Volk" (S. 5). Im Religiösen (S. 8) folgen die Functionen des Aula-manna, der nach seinem Lectisternium eingeschlossen gehalten wird (wie bei Sabäer).

Erckert, v.: Der Ursprung der Kasaken. Berlin 1882.

Als erste Frucht der Thätigkeit unseres Mitgliedes auf seinem neuen Wirkungskreise, vielfach weitere Resultate versprechend.

Virchow: Ueber die Weddas von Ceylon und ihre Beziehung zu den Nachbarstämmen. Aus den Abhandlungen der Kgl. Akademie d. Wissenschaft. Berlin 1881.

Es darf als eine günstige Fügung betrachtet werden, dass neuerdings in den Sammlungen vermehrtes Material den Führer unserer anthropologischen Forschungen veranlasst hat, bei der unabweisbar bevorstehenden Ueberführung derselben auf das Gebiet indischer Cultur, die Inangriffnahme von demjenigen Punkte gerade zu beginnen, der als in jeder Hinsicht geeignetster erscheinen muss, weil der geographischen Lage nach verhältnissmässigere Einfachheit bietend, obwohl dennoch wieder tief eingetaucht in die Complicationen ältester Geschichte und deren in heimischer Gelehrtenarbeit gewonnenen Resultate, (mit denen es jetzt zu gegenseitigen Auseinandersetzungen in den Methoden des Studiums kommen wird, zu gegenseitigem Nutzen und Gewinn, wie aus solch' erster Probe bereits überzeugend vorliegt).

Schrenck, L. v.: Reisen und Forschungen im Amur-Lande, Bd. III, Lf. I. S. Petersburg 1881.

Dieser grundlegenden Bearbeitung der „Völker des Amur-Landes" (Geogr. hist. Thl. S. 11 bis 196, Anthropol.-Ethnolog. Thl. S. 197—310) sind neben einer „Ethnographischen Karte des Amur-Landes", Tafeln von Typen (Taf. II—IV) und von Schädeln (Taf. V—IX) beigefügt. (Karte, 3 lithograph. und 5 phototypische Tafeln). Die Bedeutung dessen, was hier vorliegt, begreift sich als selbstverstanden für jeden Ethnologen, so dass weitere Bemerkung überflüssig.

Journal of the Anthropological Institute, May 1882 (XI, IV). London 1882.

bringt eine Abhandlung Im. Thurn's über: „Stone Implements from British Guiana", sowie Beiträge von Pitt-River, Tylor, Fison, Beddoe, Walhouse, Bertin, Madge, Kinahan, Mortimer. Dann im August 1882 (XII, I) beginnt eine ausführliche Arbeit über die Andamanen von Man, neben Beiträgen von Hore (über die Stämme am Tanganyka), Simson, Bloxam, Howitt, Macfarlane, Price.

Mivart: The Cat. London 1881.

The Australian Region may be considered as a sort of negative feline region, the emphatically „catless" portion of the globe.

Keyserling: Die Spinnen Amerika's. Nürnberg 1880.

mit reicher Ausbeute, denn „dieser Continent, der alle Climate, vom kältesten bis zum wärmsten, besitzt, beherbergt wohl auch die reichste Spinnenfauna".

Piaget: Les Pédiculines, I. Texte, II. Planches. Leiden 1880.

unter Anerkennung der hohen Verdienste von Nitzsch, als hier bahnbrechend. Murray's geographische Scheidungen bei Pediculus capitis (der verschiedenen Menschenrassen) werden reducirt auf „minimes différences".

Briton: The Books of Chilan Balam the prophetic and historic records of the Mayas of Yucatan. Philadelphia 1882.

Im Anschluss an „The names of the Gods in the Kiche Myth's of Central-America" (Proc of the Americ. Philosoph. Soc. Vol. XIX) der Num. and Antiq. Soc. of Philadelphia vorgelegt (in Penn. Monthly, Mch. 1882, veröffentlicht), und begründet auf der „invaluable and unique collection" aus dem Nachlass „Dr. Berendt's, that eminent naturalist and ethnologist", dessen Verlust für die americanische Alterthumskunde, wenn bei solcher Gelegenheit erinnert, um so tiefer gefühlt wird.

Proceedings of the Virginia Historical Society with the adress of W. W. Henry on the Early Settlements of Virginia (Febr. 1882).

Gegenüber den seit 1880 hervortretenden Neigungen to sneer the veracity of Smith, the virtue of Pocahontas ad the honesty of Rolfe, the more generous task of making their defence shall be mine (S. 12).

Rajendralala Mitra: Indo-Aryans, Contributions towards the elucidation on their ancient and mediaeval History. Vol. I u. II. Calcutta 1881.

Eine theils den früheren Schriften des Verfassers, theils seinen Veröffentlichungen in Journalen entnommene Sammlung von Abhandlungen über wichtige Fragen aus dem indischen Alterthum, und um so schätzbarer, weil die Ansichten eines einheimischen Gelehrten über die Geschichte des eigenen Landes wiedergebend.

Andree: Die Steinzeit Africa's (Separatabdruck).

Sehr schätzenswerthe Zusammenstellung des vorhandenen Material's für Entscheidung der Frage: „Hat Africa eine Steinzeit gehabt?"

Pierret: Le Panthéon Egyptien. Paris 1881.

Interessante Weiterführungen der bereits in der vorangegangenen Veröffentlichung über die ägyptische Mythologie niedergelegten Forschungen. A. B.

Verhandlungen

der

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Rud. Virchow.

Jahrgang 1882.

BERLIN.
VERLAG VON PAUL PAREY.
1882.

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

1882.

Vorstand.

Dr. **Virchow**, Professor, Vorsitzender.

Dr. **Bastian**, Professor } Stellvertreter des Vorsitzenden.
Dr. **Beyrich**, Prof., Geh. Bergrath }
Dr. Rob. **Hartmann**, Prof., erster Schriftführer.
Dr. Max **Kuhn**, zweiter Schriftführer, Luisenstr. 67, NW.
Dr. Alb. **Voss**, dritter Schriftführer, Alte Jacobstr. 167, SW.
W. **Ritter**, Banquier, Schatzmeister, Beuthstrasse 2, SW.

Ausschuss.

Dr. **Koner**, Professor, Obmann.
Dr. F. **Jagor**.
Friedel, Stadtrath.
Dr. **Nachtigal**.
Dr. **Wetzstein**, Consul a. D.
Dr. **Steinthal**, Professor.
Dr. G. **Fritsch**, Professor.
Deegen, Geh. Reg.-Rath.

Ehrenmitglieder.

Don Pedro d'Alcantara, Kaiser von Brasilien.

Dr. **Lisch**, Geheimer Archivrath, Schwerin, Meklenburg.
Dr. **Schott**, Prof., Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Berlin.
Caesar Godeffroy, Hamburg.
Dr. Heinr. **Schliemann**, Athen.

Correspondirende Mitglieder.

1. John **Beddoe**, M. D., F. R. S. Clifton, Glocestershire.
2. **Desor**, Professor, Neuchâtel.
3. **Huxley**, Professor, F. R. S., London.
4. Sven **Nilsson**, Professor, Lund.
5. **Worsaae**, Kammerherr, Kopenhagen.
6. Graf **Uwaroff**, Präsident der archäologischen Gesellschaft, Moskau.
7. **Capellini**, Professor, Bologna.
8. Dr. Giustiniano **Nicolucci**. Isola di Sora. Napoli.
9. Paolo **Mantegazza**, Professor, Florenz.

10. Juan **Vilanova y Piera**, Prof., Madrid.
11. Francisco M. **Tubino**, Professor, Madrid.
12. Edouard **Dupont**, Directeur du Musée royale d'histoire naturelle, Bruxelles.
13. Japetus **Steenstrup**, Professor, Kopenhagen.
14. Sir John **Lubbock**, M. P. High Elms, Farnborough, Kent.
15. Dr. **Philippi**, Professor, Santiago, Chile.
16. Dr. Julius **Haast**, F. R. S., Christchurch, New-Zealand.
17. Dr. med. A. **Weissbach**, Constantinopel.
18. Luigi **Calori**, Professor, Bologna.
19. Edgar Leopold **Layard**, Britischer Consul, Pará, Brasilien.
20. Gustav **Radde**, Director des kaukasischen Museums, Tiflis.
21. **Riedel**, Holländischer Resident, Flores.
22. Dr. **Burmeister**, Professor, Buenos-Ayres.
23. Luigi **Pigorini**, Capo Sezione nella direzione generale dei Musei e degli Scavi del Regno, Roma.
24. Dr. Pereira **da Costa**, Prof., Lissabon.
25. Dr. **Grewingk**, Professor, Dorpat.
26. Augustus W. **Franks**, M. A., London.
27. **v. Tschudi**, Schweizerischer Gesandter, Wien.
28. Dr. **Leemans**, Director, Leiden, Holland.
29. Dr. Hans **Hildebrand**, Reichsantiquar, Director des histor. Museums und des Medaillencabinets, Stockholm.
30. Dr. Carl **Rau**, Washington, D. C.
31. Conte Giovannni **Gozzadini**, Senator, Bologna.
32. Dr. Oscar **Montelius**, Stockholm.
33. Baron **von Düben**, Professor, Stockholm.
34. Baron F. **v. Müller**, Melbourne, Australien.
35. **von Kaufmann I.**, General, Taschkend.
36. Dr. **von Heldreich**, Professor, Director des botanischen Gartens, Athen.
37. Dr. Georg **Zwingmann**, Medicinalinspector, Astrachan.
38. Oscar **Flex**, Missionär, Ranchi, Nagpore, Ostindien.
39. Bror Emil **Hildebrand**, Reichsarchivar, Stockholm.
40. A. L. **Lorange**, Director des Alterthums-Museums, Bergen, Norwegen.
41. Dr. J. R. **Aspelin**, Helsingfors, Finland.
42. John **Evans**, F. R. S., President of the Numism. Society, Nash Mills, Hemel Hempsted.
43. **Spiegelthal**, Schwed. Consul, Smyrna.
44. Frank **Calvert**, Amer. Consul, Dardanellen, Kleinasien.
45. Dr. **Kopernicki**, Krakau.
46. Dr. N. **von Miklucho-Maclay**, z. Z. in Australien.
47. Alexander **Cunningham**, Major-General, Direct. Archaeol. Survey, Calcutta.
48. **Lepkowski**, Professor, Director des Archäologischen Cabinets, Krakau.
49. Jos. **von Lenhossek**, Professor, K. Rath, Budapest.
50. George M. **Wheeler**, Lieut. Corps of Engineers, Washington, D. C.
51. Dr. F. V. **Hayden**, U. S. Geologist in Charge, Washington, D. C.
52. J. W. **Powell**, Major, Washington, D. C.
53. Franz **v. Pulszki**, Director des National-Museums, Budapest.
54. Dr. Fl. **Romer**, Canonicus, Grosswardein.
55. **Boyd** W. **Dawkins**, Prof., Manchester.
56. Dr. **Bessels**, Washington, D. C.
57. Sir Charles **Darwin**, Down Beckenham, Kent, S. E.
58. Dr. Wenzel **Gruber**, Prof., St. Petersburg.
59. Dr. **Ornstein**, Chefarzt der griechischen Armee, Athen.
60. A. **Bertrand**, Director des Museums zu St. Germain en Laye.
61. Don Francisco **Moreno**, Director des National-Museums, Buenos Ayres.
62. Dr. **Majer**, Präsident der Academie, Krakau.
63. Dr. **Bogdanoff**, Professor, Moskau.
64. Raja **Rajendra Lala Mitra**, Bahádur, Calcutta.
65. **Burnell**, Ph. D., Judge, z. Z. San Remo.
66. John **Shortt**, M. D., Madras, Ostindien.
67. Giuseppe **Ponzi**, Professor und Senator, Rom.
68. Dr. **Ernst**, Director des Nationalmuseums, Caracas.
69. F. A. **de Roepstorff**, Assistant Superintendent, Port Blair, Andaman Islands.

70. **Houtum-Schindler**, General und Telegraphendirector, Teheran.
71. Dr. **v. Duhmberg**, Staatsrath, Barnaul, Westsibirien.
72. Dr. **Rygh**, Professor, Christiania.
73. Dr. Rich. **Schomburgk**, Director des botanischen Gartens, Adelaide, Südaustralien.
74. Dr. Paul **Topinard**, Generalsecretär der anthropologischen Gesellschaft, Paris.
75. **de Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, Professor, Paris, z. Z. in Thibet.
76. **Hubrig**, Missionar, Canton.
77. William Henry **Flower**, Professor, London.
78. Dr. med. **V. Gross**, Neuveville, Schweiz.
79. Dr. med. **Gerlach**, Hongkong.
80. Ferd. **von Hochstetter**, Intendant des k. k. naturhistorischen Museums, Wien.
81. Baron Ed. **v. Sacken**, Director der kgl. Antiken-Sammlung, Wien.
82. C. **Ribeiro**, Artillerie-Oberst, Director der geologischen Landesaufnahme. Lissabon.
83. J. F. Nery **Delgado**, Att. Geol. Landesaufnahme, Lissabon.
84. E. **Chantre**, Prof., Subdirector des Museums, Lyon.
85. E. **Cartailhac**, Toulouse.
86. Giuseppe **Bellucci**, Professor, Perugia.
87. Dr. med. **Morselli**, Professor, Turin.
88. **von Erckert**, General, Stawropol, Kaukasien.
89. **Friedrich Bayern**, Tiflis.
90. Dr. Ingvald **Undset**, z. Z. in Rom.

Ordentliche Mitglieder.

1. **Abarbanell**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
2. **Abbot**, Dr. med., Berlin.
3. **Abeking**, Dr., med., Berlin.
4. **Achenbach**, Dr., Staatsminister, Oberpräsident, Potsdam.
5. **Adler**, Dr. med. Berlin.
6. **Adolph**, Herm., Commerzienrath, Thorn, Westpreussen.
7. **Albrecht**, Professor, Berlin.
8. **Albrecht**, P., Dr., Professor, Königsberg.
9. **Alfieri**, L., Kaufmann, Berlin.
10. **v. Andrian**, Freih., Ministerialrath, Wien.
11. **Appel**, Ch.. Kaufmann, Berlin.
12. **Arons**, Alb., Commerzienrath, Berlin.
13. **Arzruni**, Dr., Privatdocent, Berlin.
14. **Ascherson**, P., Dr., Professor, Berlin.
15. **Ascherson**, F., Dr. phil., Berlin.
16. **Aschoff**, Dr. med., Berlin.
17. **Assmann**, Dr. med., Magdeburg.
18. **Audouard**, Major, Charlottenburg.
19. **Awater**, Dr. med., Berlin.
20. **Baer**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
21. **v. Balan**, Gerichts-Assessor, Berlin.
22. **Balmer**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
23. **Band**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
24. **Barchewitz**, Hauptmann, Marseille.
25. **Bardeleben**, Dr., Geh. Medicinal-Rath, Berlin.
26. **Barnewitz**, Realschullehrer, Brandenburg a/H.
27. **Barschall**, Dr. med., Berlin.
28. **Bartels**, M. Dr. med., Berlin.
29. **Bastian**, Dr., Professor, Director der ethnologischen Abtheilung des Kgl. Museums, Berlin.
30. **Bauermeister**, A., Saigon, Cochinchina.
31. **Baumann**, Kaufmann, Berlin.
32. **Becker**, Bauinspector, Berlin.
33. **Beer**, Rittergutsbesitzer, Berlin.
34. **Behla**, Dr. med., Luckau.
35. **Behn**, W., Maler, Tempelhof bei Berlin.
36. **v. Benda**, Rittergutsbesitzer, Rudow, Kreis Teltow.
37. **Benda**, Dr. med., Lübeck.
38. **v. Bennigsen**, Landesdirector, Bennigsen bei Hannover.
39. **Berendt**, Dr., Professor, Berlin.
40. **Bergius**, Oberstlieutenant, Berlin.
41. **Bernhardt**, Dr. med., Professor, Berlin.
42. **Bernhardy**, Kaufmann, Berlin.
43. **Bertheim**, Stadtverordneter, Berlin.
44. **Beuster**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
45. **Beyrich**, Dr., Prof., Geh. Bergrath, Berlin.
46. **Rogalla von Bieberstein**, Vorsteher des statist. Bureau der Niederschl.-Märk. Eisenbahn, Berlin.

47. **Biefel**, Dr., Sanitätsrath, Breslau.
48. **Bischoff**, Dr., Professor, Berlin.
49. **Blasius**, Dr., Professor, Braunschweig.
50. **Blumenthal**, Dr. med., Berlin.
51. **Bodinus**, Dr., Berlin.
52. **Boer**, Dr. med., Berlin.
53. **Boehm**, Dr., Medicinalrath, Magdeburg.
54. **v. Boguslawki**, Dr., Berlin.
55. **du Bois-Reymond**, Dr., Professor, Geh. Medicinalrath, Berlin.
56. **Born**, Dr., Berlin.
57. **v. Brandt**, Oberst z. D., Berlin.
58. **v. Brandt**, Gesandter, Peking, China.
59. **v. Bredow**, Rittergutsbesitzer, Berlin.
60. **Breslauer**, Dr., Professor, Berlin.
61. **Bretschneider**, Dr., Berlin.
62. **Brösike**, Dr. med., Berlin.
63. **Bruchmann**, Dr. phil., Berlin.
64. **Brückner** sen., Dr. med., Neu-Brandenburg.
65. **Buchholz**, Custos des Märkischen Museums, Berlin.
66. **Buchow**, Maurermeister, Berlin.
67. **Budczies**, Schulvorsteher, Berlin.
68. **Büchtemann**, Regierungs-Assessor a. D., Reichstags-Abg., Berlin.
69. **Bütow**, Geh. Rechnungsrath, Berlin.
70. **v. Bunsen**, Georg, Dr., Berlin.
71. **Busch**, Dr., Unterstaatssecretair, Berlin.
72. **Caro**, Dr., Hofapotheker, Dresden.
73. **Castan**, Besitzer d. Panoptikums, Berlin.
74. **Cochius**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
75. **Cordel**, Schriftsteller, Berlin.
76. **Crampe**, Dr., Proskau i/Schles.
77. **Cremer**, Abgeordneter, Berlin.
78. **Croner**, Dr. med., Berlin.
79. **Curth**, G., Dr. med., Berlin.
80. **Dames**, Dr., Professor, Berlin.
81. **Davidsohn**, H., Dr. med., Berlin.
82. **Davidsohn**, L., Dr. med., Berlin.
83. **Deegen**, Geh. Reg.-Rath, Berlin.
84. **Degener**, Amtsrichter, Königs-Wusterhausen.
85. **Dengel**, Dr. Assistenzarzt, Berlin.
86. **Dönitz**, Dr., Professor, Tokio, Japan.
87. **Döring**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
88. **Driemel** jr., Fabrikbesitzer, Guben.
89. **Driese**, Ernst, Kaufmann, Guben.
90. **Dümichen**, Dr., Professor, Strassburg im Elsass.
91. **Dumont**, Dr., Berlin.
92. **Dzieduczycki**, Graf, Lemberg.
93. **Ebell**, Dr, med., Berlin.
94. **Eckardt**, Rittergutsbesitzer, Lübbinchen bei Guben.
95. **Ehrenreich**, Dr. med., Berlin.
96. **Ende**, Professor, Baurath, Berlin.
97. **Engel**, Dr., Médecin-Insp. des bains d'Helouan, Egypten.
98. **v. Eperjesy**, K. K. Oestr. Kammerherr, Berlin.
99. **Erdmann**, Gymnasiallehrer, Züllichau.
100. **Essendörfer**, Dr., Marinestabsarzt, Wilhelmshaven.
101. **Eulenburg**, Dr., Geheimer Sanitätsrath, Berlin.
102. **Ewald**, J., Dr., Professor, Berlin.
103. **Ewald**, Ernst, Professor, Berlin.
104. **Ewald**, C. A., Dr., Professor, Berlin.
105. **Falkenstein**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
106. **Fasbender**, Dr., Professor, Berlin.
107. **Felkin**, R. W., Eagle House, Pennfields, Wolverhampton.
108. **Finkelnburg**, Dr., Geheimer Reg.-Rath, Godesberg b. Bonn.
109. **Förster**, F., Dr., Berlin.
110. **Fraas**, Dr., Professor, Stuttgart.
111. **Fränkel**, J., Dr. med., Berlin.
112. **Fränkel**, Bernh., Dr. med., Berlin.
113. **Fraude**, Rentier, Dessau.
114. **Friedel**, Stadtrath, Berlin.
115. **Friedländer**, Dr., Berlin.
116. **Frisch**, Photograph, Berlin.
117. **Fritsch**, Gust., Dr., Professor, Berlin.
118. **Fürstenheim**, Dr. med., Berlin.
119. **Gaffky**, Dr., Assistenzarzt, Berlin.
120. **Geim**, Banquier, Berlin.
121. **Gentz**, Professor, Berlin.
122. **Gesenius**, Stadtältester, Berlin.
123. **Gierke**, H., Dr., Breslau.
124. **Göppert**, Geh. Reg.-Rath, Berlin.
125. **Götz**, Dr., Obermedicinalrath, Neustrelitz.
126. **Götze**, Bürgermeister, Wollin.
127. **Götze**, Ernst, Kaufmann, Zossen.
128. **Goldschmidt**, Leo B. H. Banquier, Paris.
129. **Goldschmidt**, Heinr., Banquier, Berlin.
130. **Goldschmidt**, Herm. B. H., Banq., Berlin.
131. **Goltdammer**, Dr. med., Berlin.
132. **Goslich**, Rentier, Berlin.

133. **Gottschau**, Dr. med., Würzburg.
134. **Graupner**, Kaufmann, Luckau.
135. **Grawitz**, Dr. med., Berlin.
136. **Grempler**, Dr., Sanitätsrath, Breslau.
137. **Greve**, Dr. med., Tempelhof b. Berlin.
138. **Griesbach**, Dr. med., Weissenburg i/Els.
139. **Gubitz**, Rud., Notar, Berlin.
140. **Gubitz**, Erich, Cand. med., Berlin.
141. **Günther**, Carl, Photograph, Berlin.
142. **Güssfeldt**, Dr. phil., Berlin.
143. **Güterbock**, P., Dr. med., Berlin.
144. **Guttstadt**, Dr. med., Berlin.
145. **Hagenbeck**, Carl, Hamburg.
146. **Hahn**, Gust. Dr., Oberstabsarzt, Berlin.
147. **Hahn**, Dr. med., Director des Allgem. Städtischen Krankenhauses, Berlin.
148. **Halberstadt**, Kaufmann, Berlin.
149. **Handtke**, Rentier, Berlin.
150. **Handtmann**, Prediger, Seedorf b. Lenzen. a. d. Elbe.
151. **Hansemann**, Rentier, Berlin.
152. **Harms**, L. Heinr., Lübeck.
153. **Hartmann**, R., Dr., Professor, Berlin.
154. **Hartung**, Dr., Assistenz-Arzt, Trier.
155. **v. Haselberg**, Dr. med., Berlin.
156. **Hattwich**, Dr. med., Berlin.
157. **Hauchecorne**, Geh. Ober-Berg-Rath, Berlin.
158. **Heimann**, Dr., Redacteur, Berlin.
159. **Heintzel**, Dr., Lüneburg.
160. **Henning**, Prof. Dr., Strassburg i/Els.
161. **Hermes**, O., Dr., Berlin.
162. **Hertz**, William D., London.
163. **Herzberg**, Dr. med., Berlin.
164. **Heudtlass**, Hotelbesitzer, Berlin.
165. **Hille**, Dr. med., Strassburg i/Elsass.
166. **Hirschberg**, Dr., Professor, Berlin.
167. **Hitzig**, Dr., Professor, Halle a/S.
168. **Hoffmann**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
169. **v. Holleben**, Ministerresident, Montevideo.
170. **Hollmann**, Landgerichtsrath, Berlin.
171. **Holtze**, Dr., Sanitätsrath, Kattowitz.
172. **Horn v. d. Hork**, Dr., z. Z. in Hongkong.
173. **Horwitz**, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
174. **Hosius**, Professor, Münster.
175. **Housselle**, Dr., Geh. Med.-Rath, Berlin.
176. **Huld**, Fr., Dr., Stabsarzt, Gnesen.
177. **Humbert**, Geh. Legationsrath, Berlin.
178. **Jacob**, Dr. med., Roemhild.
179. **Jacobsen**, Dr. phil., Berlin.
180. **Jacobsthal**, Prof., Charlottenburg.
181. **Jaffé**, Benno, Dr. phil., Berlin.
182. **Jagor**, F., Dr., Berlin.
183. **Jahn**, Rentier, Burg Lenzen a/Elbe.
184. **Ideler**, Dr. med., Sanitätsrath, Dalldorf. bei Berlin.
185. **Jentsch**, Dr., Oberlehrer, Guben.
186. **Jetschin**, Geh. Calculator, Berlin.
187. **Joest**, Wilhelm, Berlin.
188. **Israel**, Oscar, Dr. med., Berlin.
189. **Jürgens**, Rud., Dr. med., Berlin.
190. **Junker**, Dr., z. Z. in Africa.
191. **Junker v. Langegg**, Dr., Berlin.
192. **Kahlbaum**, Dr. med., Görlitz.
193. **Karls**, Kaufmann, Berlin.
194. **v. Kaufmann**, R., Dr., Prof., Aachen.
195. **Kayser**, Em., Dr., Professor, Berlin.
196 **Kersten**, O., Dr. phil., Berlin.
197. **Kirchhoff**, Dr., Professor, Halle a/S.
198. **Kny**, Dr., Professor, Berlin.
199. **Koch**, Dr., Regierungsrath, Berlin.
200. **König**, Kaufmann, Berlin.
201. **Körbin**, Dr. med., Berlin.
202. **Körte**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
203. **Koner**, Dr., Professor, Berlin.
204. **v. Korff**, Baron, Oberst a. D., Berlin.
205. **Krause**, Ed., Architekt, Berlin.
206. **Krug**, Rittmstr. a. D., Jessen, Kreis Sorau.
207. **Kuchenbuch**, Amtsgerichtsrath, Münchenberg.
208. **Künne**, Buchhändler, Charlottenburg.
209. **Küster**, Dr., Prof., Sanitätsrath, Berlin.
210. **Kuhn**, M., Dr. phil., Berlin.
211. **Kuntze**, Dr. phil., Eutritzsch b. Leipzig.
212. **Kunz**, Stadtrath, Berlin.
213. **Kunze**, Kreisbaumeister, Samter, Provinz Posen.
214. **Kurtz**, Dr. phil., Berlin.
215. **Kurtzwig**, Regierungsrath, Berlin.
216. **von Kusserow**, H., Geh. Leg.-Rath, Berlin.
217. **Lähr**, Geh. Sanitätsrath, Schweizerhof bei Zehlendorf.
218. **Landau**, H., Banquier, Berlin.
219. **Landau**, Dr. med., Privatdoc., Berlin.
220. **Landau**, W., Dr. phil., Berlin.
221. **Lange**, Henry, Dr. phil., Berlin.
222. **Langen**, Capitain, Cöln a/Rhein.

223. **Langen**, Kgl. Baumeister, Kyritz.
224. **Langerhans**, Dr. med., Berlin.
225. **Lasard**, Dr., Berlin.
226. **Lassar**, Dr. med., Berlin.
227. **Lazarus**, Dr. Professor, Berlin.
228. **Lehnerdt**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
229. **Leiningen**, Graf zu, Lieut. i. 3. Garde-Regiment, Spandau.
230. **v. Le Coq**, Darmstadt.
231. **Lesser**, Ad., Dr. med., Privatdoc., Berlin.
232. **Lessler**, P., Consul, Dresden.
233. **Levinstein**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Alt-Schöneberg.
234. **Lewin**, Dr., Professor, Berlin.
235. **Lewin**, Dr., Geh. Sanitäts Rath, Berlin.
236. **Liebe**, Dr. Professor, Berlin.
237. **Liebe**, Professor, Gera.
238. **Liebenow**, Geh. Rechnungsrath, Berlin.
239. **Liebermann**, Geh. Commerzienrath, Berlin.
240. **Liebermann**, Felix, Dr., Berlin.
241. **Liebermann**, Dr., Professor, Berlin.
242. **Liebreich**, Dr., Professor, Berlin.
243. **Liepmann**, Rentier, Berlin.
244. **Liman**, Dr., Professor, Geh. Medicinal-Rath, Berlin.
245. **Löffler**, Dr., Assistenzarzt, Berlin.
246. **Loew**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
247. **Lossen**, Dr. phil., Professor, Berlin.
248. **Lüdden**, Dr. med., Wollin.
249. **Lühe**, Dr., Oberstabsarzt, Stralsund.
250. **Lührssen**, Dr., Generalconsul, Berlin.
251. **Lüneburg**, Museumsverein.
252. **Lustig**, Dr. med., Berlin.
253. **v. Mailáth**, Béla, Vicegespan, Andrasfalu, Liptau, Ungarn.
254. **Magnus**, P., Dr., Professor, Berlin.
255. **Mantey**, O., Dr. med., Cairo.
256. **Marasse**, Dr. phil., Berlin.
257. **Marcard**, Ministerialdirector, Berlin.
258. **Marcus**, Dr. med., Berlin.
259. **Marcuse**, Siegb., Dr. med., Berlin.
260. **Marcuse**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
261. **Marggraff**, Stadtrath, Berlin.
262. **Marimon y Tudo**, Sebastian, Dr. med., Sevilla.
263. **v. Martens**, Dr., Professor, Berlin.
264. **Marthe**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
265. **Martin**, Dr. med., Berlin.
266. **Mayer**, L., Dr., Sanitätsrath, Berlin.
267. **Mayer**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
268. **Mehlis**, Dr., Dürkheim.
269. **Meitzen**, Dr., Geh. Reg.-Rath, Berlin.
270. **Meitzen**, E., Dr. Berlin.
271. **Mendel**, Dr. med., Privatdoc., Berlin.
272. **Menger**, Dr. med., Berlin.
273. **v. Mereschkowsky**, C., Custos am Zootomischen Institut, Petersburg.
274. **Meyer**, Moritz, Dr., Geh. Sanitätsrath. Berlin.
275. **Meyer**, Lothar, Dr. med., Berlin.
276. **Meyer**, Ad., Buchhalter, Berlin.
277. **Meyer**, Geh. Legationsrath, Berlin.
278. **Meyer**, Ad., Dr. med., Florenz.
279. **Meyer**, G. Alf., Dr. phil., Berlin.
280. **Meyer**, Hans, Dr., Leipzig.
281. **Möller**, Professor, Dr., Berlin.
282. **Montefiore**, George, Bruxelles.
283. **Moses**, Dr. med., Berlin.
284. **Much**, M., Dr., Wien.
285. **Mühlenbeck**, Gutsbesitzer, Gr. Wachlin, i/Pomm.
286. **Mühsam**, Dr. med., Berlin.
287. **Müller**, Dr., Berlin.
288. **Müller**, O., Buchhändler, Berlin.
289. **Müller**, Bruno, Kaufmann, Berlin.
290. **Müller-Beeck**, Berlin.
291. **Mützel**, Gust., Thiermaler, Berlin.
292. **Munk**, Herm., Dr., Professor, Berlin.
293. **Nachtigal**, Dr., Berlin.
294. **Naphtali**, Kaufmann, Berlin.
295. **Nathan**, Heinr., Kaufm., Berlin.
296. **Nathan**, J., Kaufm., Berlin.
297. **Nehring**, Dr., Professor, Berlin.
298. **Neumann**, G., Kaufmann, Guben.
299. **Neumayer**, Dr., Professor, Wirklicher Admiralitätsrath, Hamburg.
300. **Niendorff**, Amtsrichter, Berlin.
301. **Nothnagel**, Hofmaler, Berlin.
302. **Oelsner**, Fr., Amsterdam.
303. **Oesten**, Subdirector der Wasserwerke, Berlin.
304. **Olshausen**, Otto, Dr., Berlin.
305. **Orth**, Dr., Professor. Göttingen.
306. **Orth**, Dr. Professor, Berlin.
307. **Osborne**, Rittergutsbesitzer, Dresden.
308. **Paetel**, Stadtverordneter, Berlin.
309. **Paetsch**, Joh., Dr., Berlin.
310. **Palm**, Dr. med., Berlin.
311. **Parey**, Buchhändler, Berlin.

312. **Pauli**, Dr., Depart.-Thierarzt, Berlin.
313. **Peipers**, Dr., Stabsarzt, Frankfurt a/M.
314. **Pfleiderer**, Prof., Dr., Berlin.
315. **Pfuhl**, Dr. phil., Oberlehrer, Posen.
316. **Philipp**, Dr. med., Berlin.
317. **La Pierre**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
318. **Pippow**, Dr. med., Kreisphysikus, Kyritz.
319. **Plessner**, Dr. med., Berlin.
320. **Ponfick**, Dr., Professor, Breslau.
321. **Pringsheim**, Dr. Professor, Berlin.
322. **v. Prollius**, M., Meklenburgischer Gesandter, Berlin.
323. **Prümm**, Kaufmann, Berlin.
324. **Puchstein**, Dr. med., Berlin.
325. **Pudil**, H., Bauverwalter, Bilin in Böhmen.
326. **Rabenau**, Oeconom, Vetschau.
327. **Rabl-Rückhard**, Dr., Oberstabsarzt, Berlin.
328. **Rahmer**, H., Dr., Berlin.
329. **v. Ramberg**, Freih., Premierlieutenant im 2. Garde-Reg., Berlin.
330. **Raschkow**, Dr. med., Berlin.
331. **Rath**, Paul vom, Cöln a/Rh.
332. **Reichenheim**, Ferd., Berlin.
333. **Reichert**, Professor, Geh. Med.-Rath, Berlin.
334. **Reichert**, Apotheker, Berlin.
335. **Reinhardt**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
336. **Reinhardt**, Rud., Kupferwerksbesitzer, Bautzen, Kgr. Sachsen.
337. **Reiss**, W., Dr., Berlin.
338. **Reiss**, Uhrenfabrikant, Berlin.
339. **Richter**, Banquier, Berlin.
340. **Richter**, Isidor, Banquier, Berlin.
341. **Rieck**, Dr. med., Köpenick bei Berlin.
342. **Riedel**, Kaufmann, Alt-Döbern.
343. **Riedel**, Dr. med., Berlin.
344. **Ritter**, W., Banquier, Berlin.
345. **Robel**, Dr. phil. Berlin.
346. **Rocholl**, Amtsgerichtsrath, Berlin.
347. **Röhricht**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
348. **Roloff**, Dr., Geh. Med.-Rath, Director der Thierarzneischule, Berlin.
349. **Rosenthal**, Dr., Assistenzarzt, Berlin.
350. **Rosenthal**, Dr. med., Berlin.
351. **Roth**, Dr., Generalarzt, Dresden.
352. **Ruge**, Max, Dr. phil., Berlin.
353. **Ruge**, Carl, Dr. med., Berlin.
354. **Runge**, Stadtrath, Berlin.
355. **Ruttledge**, C. B., Ingatestone, Essex, England.
356. **Saeger**, Fabrikbesitzer, Berlin.
357. **Samson**, Banquier, Berlin.
358. **Sanchez**, Don José Villar, Sevilla.
359. **Sander**, W., Dr. med., Dalldorf b. Berlin.
360. **Sander**, Jul., Dr. med., Berlin.
361. **Sattler**, Dr. med., Fluntern bei Zürich.
362. **v. Saurma-Jeltsch**, Baron, Alexandrien.
363. **Schaal**, Maler, Berlin.
364. **Schall**, Gutsbesitzer, Neu-Roofen bei Menz, Kr. Ruppin.
365. **Scheibler**, Dr. med., Berlin.
366. **Scherk**, Dr. med., Berlin.
367. **Schillmann**, Dr., Stadt-Schulinspector, Berlin.
368. **Schlemm**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
369. **Schlesinger**, H., Dr. med., Berlin.
370. **Schlesinger**, Georg, Dr. jur., Berlin.
371. **Schmidt**, Emil, Dr., Essen a. d. Ruhr.
372. **Schmidt**, F. W., Fabrikbesitzer, Guben.
373. **Schneider**, Ludwig, Fabrikdirector, Gitschin, Böhmen.
374. **Schneitler**, C., Dr., Berlin.
375. **Schobert**, Schulvorsteher, Berlin.
376. **Schoch**, Dr. med., Berlin.
377. **Schöler**, Dr., Professor, Berlin.
378. **Schönlank**, W., Kaufmann, Berlin.
379. **Schröder**, Dr., Professor, Berlin.
380. **Schubert**, Kaufmann, Berlin.
381. **Schuchardt**, Th.. Dr., Görlitz.
382. **Schütz**, Dr., Professor, Berlin.
383. **Schütze**, Alb., Acad. Künstler, Berlin.
384. **v. Schulenburg**, W., Charlottenburg.
385. **Schultze**, Osc., Dr. med., Berlin.
386. **Schwartz**. W., Gymnasialdirect., Posen.
387. **Schwarzer**, Dr., Zilmsdorf, Kr. Sorau.
388. **Schweinfurth**, Georg, Dr., Prof., Cairo.
389. **Schweitzer**, Dr. med., Witzhelden bei Solingen.
390. **Schwerin**, Ernst, Dr. med. Berlin.
391. **Seemann**, Dr. med., Berlin.
392. **Selle**, Apotheker, Kosten, Prov. Posen
393. **v. Siebold**, Alex., Freiherr, Berlin.
394. **v. Siebold**, Heinrich, Attaché d. K. K. Oesterreichischen Gesandtsch., Tokio, Japan.
395. **Siegmund**, Gust., Dr., Sanitätsrath, Berlin.
396. **Siehe**, Dr. med., Kreisphs., Calau.
397. **Siemens**. W., Dr., Geh. Reg.-Rath, Berlin.

398. **Sierakowski**, Graf, Dr. jur., Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
399. **Sieskind**, Rentier, Berlin.
400. **Simon**, Th., Banquier, Berlin.
401. **Simonsohn**, Dr. med., Friedrichsfelde bei Berlin.
402. **Souchay**, Weinhändler, Berlin.
403. **Springer**, Verlagsbuchhändl., Berlin.
404. **Stahl**, Dr. med., Berlin.
405. **Starke**, Dr., Oberstabsarzt, Berlin.
406. **Stechow**, Dr., Assistenzarzt, Berlin.
407. **Steinthal**, Leop., Banquier, Berlin.
408. **Steinthal**, Dr., Professor, Berlin.
409. **v. Strassern**, Fabrikbesitzer, Russin bei Prag.
410. **Strauch**, Captain-Lieutenant, Kiel.
411. **Strebel**, Herm., Kaufmann, Eilbeck bei Hamburg.
412. **Strecker**, Kreissekretair, Soldin.
413. **Stricker**, Verlagsbuchhändler, Berlin.
414. **Struck**, Dr., Director des Reichs-Gesundheits-Amtes, Geh. Reg.-Rath, Berlin.
415. **Stübel**, Alf., Dr., Dresden.
416. **Sükey**, G., Kaufmann, Berlin.
417. **Tappeiner**, Dr., Schloss Reichenbach bei Meran.
418. **Tepluchoff**, A., Gubernial-Secretär, Iljinsk, Gouv. Perm, Russland.
419. **Teschendorf**, Portraitmaler, Berlin.
420. **Tesmar**, Rittergutsbesitzer, Eichenhagen, Prov. Posen.
421. **Thiele**, Amtsrichter, Seelow.
422. **Thorner**, Dr. med., Berlin.
423. **Thunig**, Domänenpächter, Kaiserhof, Dusznik, Posen.
424. **Tiedemann**, Rittergutsbesitzer, Slaboszewo bei Mogilno.
425. **Timann**, Dr. med., Berlin.
426. **v. Transehe-Roseneck**, Schwanenburg bei Riga.
427. **Trautmann**, Dr. med., Oberstabsarzt, Berlin.
428. **Treichel**, A., Rittergutsbes., Hoch-Paleschken bei Alt-Kischau, Westpr.
429. **Tuckermann**, Alf., Dr., New-York.
430. **Ulrich**, Dr. med., Berlin.
431. **Umlauff**, J. F. G., St. Pauli, Hamburg.
432. **v. Unruhe-Bomst**, Freiherr, Landrath, Wollstein, Provinz Posen.
433. **Urban**, J., Dr. phil., Schöneberg bei Berlin.
434. **Vater**, Dr., Oberstabsarzt, Spandau.
435. **Veit**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
436. **Viedenz**, Bergrath, Eberswalde.
437. **Virchow**, R., Dr., Professor, Geh. Med.-Rath, Berlin.
438. **Voigtmann**, Carl, Baumeister, Guben.
439. **Vorländer**, Fabrikant, Dresden.
440. **Vormeng**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
441. **Voss**, A., Dr. med., Directorial-Assistent am ethnol. Museum, Berlin.
442. **Wankel**, Dr. med., Blansko bei Brünn.
443. **Wassmannsdorff**, Dr. phil., Berlin.
444. **Wattenbach**, Dr., Professor, Berlin.
445. **Weber**, Maler, Berlin.
446. **Wegscheider**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin
447. **Weichand**, Kaufmann, Berlin.
448. **Weisbach**, V., Banquier, Berlin.
449. **Weiss**, H., Professor, Berlin.
450. **Weiss**, Guido, Dr., Berlin.
451. **Weithe**, Dr. med., Buk, Provinz Posen.
452. **Werner**, F., Dr. med., Berlin.
453. **Wessely**, H., Dr., Berlin.
454. **Westphal**, Dr., Professor, Berlin.
455. **Wetzstein**, Dr., Consul, Berlin.
456. **Wiechel**, Ingenieur, Pirna, Königreich Sachsen.
457. **Wilke**, Theod., Rentier, Guben.
458. **Wilsky**, Director, Rummelsburg bei Berlin.
459. **Witt**, Stadtrath, Charlottenburg.
460. **v. Wittgenstein**, H., Gutsbesitzer, Berlin.
461. **Wittmack**, Dr., Professor, Berlin.
462. **Woldt**, Schriftsteller, Berlin.
463. **Wolff**, Dr. jur., Kammergerichts-Ref., Berlin.
464. **Wolff**, Alex., Stadtrath, Berlin.
465. **Wolff**, Max, Dr. med., Privatdocent, Berlin.
466. **Wolff**, J., Kaufmann, Berlin.
467. **Wredow**, Professor, Berlin.
468. **Wutzer**, Dr. med., Berlin.
469. **Zabel**, E., Gymnasiallehrer, Guben.
470. **Zierold**, Rittergutsbesitzer, Mietzelfelde bei Soldin.
471. **Zimmern**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
472. **Zuelzer**, Dr., Privatdocent, Berlin.

Verlag von PAUL PAREY in Berlin.

Sitzung am 21. Januar 1882.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Die Wahl für den Ausschuss auf das Jahr 1882 findet statutenmässig statt. Sie fällt auf die Herren:

Koner, Fritsch, Jagor, Deegen, Friedel, Wetzstein, Nachtigal und Steinthal.

(2) Der Vorsitzende meldet den kürzlich erfolgten Tod von Th. Schwann und H. v. Schlagintweit-Sakünlünski.

(3) Hr. Bayern in Tiflis und Hr. Dr. Ingvald Undset, z. Z. in Rom, danken in warmen Worten für ihre Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern.

Als ordentliche Mitglieder werden angemeldet die Herren:

Dr. Karl von den Steinen, Berlin.
Geh. Kriegsrath Harseim, Berlin.
Dr. med. Christeller, Berlin.

(4) Die Commission für die deutsche Polaruntersuchung übersendet der Gesellschaft eine Einladung zur Betheiligung an der wissenschaftlichen Erforschung der arktischen und antarktischen Regionen. Dieselbe geht zur Erledigung an Vorstand und Ausschuss.

(5) Hr. A. Treichel übersendet eine Abhandlung über

die Klucke und die Kriwule.

(Schulzenzeichen aus Westpreussen und Litthauen.)

(Hierzu Taf. VIII.)

In der Sitzung vom 21. Mai 1881 hat Hr. Prof. Bastian, welcher dabei allerdings den Accent auf die vorhandenen Schriftsubstitute (die Einkerbungen) legt, eine Mittheilung über einen australischen (Melbourne) Häuptlings-Botenstock gemacht und dessen Abbildung vorgelegt.

Es gemahnt mich, um einen Vergleich zu ziehen und zugleich alte Erinnerungen wach zu rufen, dabei auf unsere Schulzenstäbe hinzuweisen, deren besondere Namen in der Kassubei und Pommerellen die Klucke und in Litthauen die Kriwule sind.

Freilich steckt dahinter kein Aberglauben, der aufgedeckt zu werden verdiente; auch ist weder in der besonderen Form, noch in der Wahl des genommenen Holzstoffes eine Uebereinstimmung festzustellen, wie auch nicht in dem Zwecke des Gebrauches, wenn irgendwo ihrer zwei Schulzenstäbe bestehen.

Andererseits ist die ganze Einrichtung, welche nur noch in bäuerlichen Gemeinden abseiten der grossen Landstrasse in voller Blüthe bestehen wird, als alte

Ueberlieferung immerhin der Erwähnung werth und mag es mir daher nicht allzu hoch angerechnet werden, wenn ich aus meiner nächsten Umgebung einige Abbilder der verschiedensten Formen zu ihrer Beschreibung im ethnologischen Interesse mit in den Kauf gab.

Die zur Ansicht übersandten Klucken von Alt-Paleschken überweise ich hiermit in den Besitz des Königl. Museums. Ein Mehreres ist darüber in den N. Preuss. Provinz.-Bl. 3. F., Bd. III, S. 182 und 47, geschrieben worden, welchem ich mich anschliesse unter Mitbenutzung von H. Frischbier's Preuss. Sprüchw. u. volksthüml. Redensarten. I. (Berlin 1865). Nr. 4223. (Litt. Sprüchw.). Dazu ist noch zu citiren: Ostermeyer: Beitr. zur Altpreussischen Relig.-Gesch. Marienwerder 1775, S. 32.

Die weitverbreitete Sitte, dass der Dorfschulze, wenn eine Gemeinde-Versammlung stattfinden soll, einen Stock bei den Bauern, mit natürlich vorher festgestellter Reihenfolge, umherschickt und dazu einladet, findet sich auch in Pomerellen. Jeder Bauer, welchem der Stock überbracht wird, ist verpflichtet, ihn sofort bei Strafe dem Nachbar zuzustellen.

Der eigenthümliche Name für diese Stöcke ist Klucke oder Kluck. Ihr plattdeutscher Name ist Schulteteike oder hochdeutsch Schulzenzeichen. Um Neustadt W./Pr. heisst's Dorfknüttel, noch allgemeiner der Bock, in Schlesien, wie ich hörte, Keule. In der Gegend von Stuhm nennt man den Schulzenstock Kula, d. h. Krücke (nicht zu verwechseln mit dem ähnlichen polnischen Worte von der Bedeutung Kugel). Für Ostpreussen hörte ich Schulzenkeule, aus Schlesien ferner auch Krummstab, aus unserer Kassubei endlich Knagel oder Knaggel. Doch bezeichnet dieser Ausdruck meist einen kürzeren und mehrfach gewundenen Stock. Aus Hinterpommern erfuhr ich dafür den Ausdruck Krücke.

Das sind Alles Worte zur Bezeichnung eines und desselben Gegenstandes, des schulzischen Motors, anfänglich für die bäuerlichen Versammlungen. Noch erinnere ich daran, dass bei einem früherhin auch in bevorzugteren Kreisen recht häufig exercirten Gesellschaftsspiele mit Karten „Steppke", ein Büttel, ebenfalls mit einem recht stramm gedrehten und unten verknoteten Taschentuche, welches auch zur Austheilung der verschieden bemessenen und mit sonderbaren Ausdrücken, wie Salz, Pfeffer, Pfeffer und Salz, Kardemum u. s. w. belehnten Strafen diente, „die Bauern in's Amt ruft."

Wie leicht ersichtlich, entstammt das verdeutschte Wort Klucke dem Polnischen und bezeichnet Kluka, welches, obwohl in kleineren Lexicis nicht auffindbar, nach gütiger Auskunft von Hrn. D. Lęgowski in Neustadt W./Pr. im Polnischen zunächst einen Haken bedeutet. Daraus folgen mehrere Anwendungen für jedes krumm oder rund gewachsene Holz. So bezeichnet man in diesem Sinne speciell in Westpreussen mehrere ähnliche Dinge:

1. Das kurz gebogene Joch, worin die Zugochsen, ein jeder besonders, im Geschirre (mehr nach der alten Mode, obschon auch heute noch auf grösseren Gütern angewandt) ziehen müssen. Es kommt um des Ochsen Hals und in die Enden werden Stränge gezogen. Seine Form wäre etwa diese: ∩.

2. Die mit einem Haken versehene Holzstange, welche zum Herausziehen der Eimer beim Wasserschöpfen aus Brunnen benutzt wird. In einigen Gegenden hat diese Wasserstange auch den polnischen Namen Gąsior, zu deutsch Ganter, und möchte ich der Meinung sein, dass ebenfalls die krumme, gebogene Form des Halses der Gans dazu Veranlassung gegeben hat, wiewohl die Wahl gerade des Masculinums mir dabei unerklärlich erscheinen will.

3. In übertragenem Sinne wird so auch eine grosse, lange und krumme Nase genannt.

4. Die aus Kluka gewonnene Verkleinerung Kluczka bezeichnet ebenfalls ein Krummgebogenes, nehmlich den kleinen Haken (meist von Holz, in neuerer Zeit auch von Eisen) an den beiden Gehängen einer Wassertrage, womit die Bügel der Eimer gefasst werden.

Es ist wohl mehr onomatopoetisch und hängt sprachlich gar nicht mit diesem Worte zusammen, wenn man die Henne, und namentlich eine zum Brüten taugliche Henne, ebenfalls mit dem Ausdruck Klucke oder Glucke bezeichnet. Ihr natürlicher Ton ist eben das Glucken.

Wenn man nun den Schulzenstab Klucke genannt hat, so hat er seinen Namen davon, dass er oben hakenförmig gekrümmt ist. Immerhin besteht er aus beputztem Stockausschlag oder Baumwurzeln, die schon ohnehin recht krumm gehen. Das dazu verwendete Holz ist von der verschiedensten Art, starker Wachholder, auch von der Roth- und Weiss-Buche und Eiche, von Bircke und Birnbaum, auch Kiefer. Es werden die sonderbarsten Verwachsungen dazu aus dem Walde herausgesucht. Auch scheint es, als ob man öfter der Natur nachgeholfen hätte im Jugendzustande des Baumes.

Der Klucke angebunden ist ein Zettel, worauf je nach Umständen die Kommenszeit oder die Tagesordnung der Berathung oder die Anmahnung zum Steuerzahlen nebst Angabe des Betrages vermerkt steht. In früheren Zeiten war dies nicht der Fall, aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Leute nicht lesen konnten, so dass damals die Klucke nur bedeutete, dass man sofort auf's Schulzenamt kommen sollte. Ein schnellerer Umgang derselben war damals auch eher möglich, weil die Mode der Ausbauten noch nicht bestand. Jenes aber war ihr eigentlicher Erschaffensgrund.

Es ist ziemlich selbstverständlich, dass die Schulzenzeichen wenigstens jetzt nur in bäuerlichen Gemeinden ihre Rolle zu verrichten haben. In ganz kleinen Gemeinden fehlen sie öfters. So giebt's im kleinen Bauerndorfe Strehlkau, Kreis Berent, gar kein Zeichen und eine einfache, geschriebene Currende geht an seiner Stelle nach vorher festgestellter Reihenfolge umher. In grösseren Gemeinden dagegen trifft man ihrer zwei an; jedoch dient die Zweizahl den verschiedensten Zwecken, welche local keineswegs überall harmoniren. Meist deutet die umfangreichere Grösse aber auf ein umfassenderes Mehr hin.

Der Berichterstatter (S.) erzählt uns auf S. 182, dass z. B. im Dorfe Kossy, eine halbe Meile südwestlich von Carthaus im gleichnamigen Kreise gelegen, von zwei in gleicher Absicht gebrauchten Stäben, der grössere, welcher etwa 2 Fuss in seiner längsten Ausdehnung beträgt, umhergeschickt wird, wenn Bauern und Knechte zusammen kommen sollen, der kleinere aber, wenn nur die ersteren. Ich verfehle nicht die dieser Mittheilung entnommene Zeichnung hier beizulegen, wovon a) die grössere, b) die kleinere Klucke bezeichnet.

Aus dem Kreise Berent führe ich aus meiner näheren Umgebung das Folgende an: In Gross-Liptschin gehen ebenfalls zwei Schulzenstäbe umher. Weil der dortige Gemeide-Vorsteher (Schulze) die Mitverwaltung der gutsherrschaftlichen Obliegenheiten übernommen hat, so wird das grössere Zeichen bei Angelegenheiten, welche das ganze Dorf betreffen, in Gebrauch genommen, das kleinere aber nur bei Sachen der eigentlichen Bauerngemeinde. Ein mit Zwirnsfaden angebundener Zettel zeigt an, um was es sich handelt. Der Nachbar bringt das Zeichen weiter und darf in die Stube des Nachbarn hineingehen. Zu einer Zeit, wo die Leute meist zu Hause zu sein pflegen, kann die Klucke in zwei Stunden bei allen Haushaltungen durchpassirt sein.

Da es mir gelang, die bisherigen Klucken von hier zu acquiriren, so gebe ich davon ebenfalls eine Zeichnung. Die grössere Klucke c), von Rothbuchenholz und

74 *cm* lang, ist nach der Versicherung des Schulzen Guhse schon über 30 Jahre in Gebrauch gewesen; die kleinere d) ist von Weissbuchenholz, 54 *cm* lang und neueren Datums.

In Alt-Grabau geht die grössere Klucke für das Dorf selbst und die kleinere für die Abbauten umher; da letztere sehr zerstreut liegen, so dauert die Zeit ihres Umganges mindestens zwei Tage.

In Neu-Paleschken war das grössere Schulteteiken für die Bauern, das kleinere für die ärmeren Leute (Eigenkäthner u. s. w.) bestimmt. Es ging nach rechts umher. Jetzt existirt es nicht mehr. Aus einer anderen Ortschaft glaube ich von einer ähnlichen Abstufung nach Geldbeitrag und Bekanntmachung anderer Sachen gehört zu haben.

Im Bauerndorfe Kozmin giebt's nur eine Klucke. Der neue Schulze hat sich eine neue angeschafft. Die alte war ihrerseits wohl 40 Jahre im Gange. Sie wird vom Nachbar in die Stube gebracht mit den Worten: Hier habt Ihr die Kluck! Wegen des Weiterbringens ist keine Strafe festgesetzt; freilich ist das Gegentheil auch noch nicht vorgekommen. Während ihr Umgang früher kürzere Zeit dauerte, erfordert er jetzt mindestens zwei Tage wegen der Ausbauten. Diese liegen jetzt zum Theile in so grosser Entfernung, dass die Klucke nicht zu ihnen hingehen kann. Der Schulze legt dann entweder etwaiges Geld aus oder bespricht sonst das Nöthige am Sonntage beim Kirchgange. — Nach vieler Mühe ist es mir gelungen, auch von hier in den Besitz der Klucke zu kommen. Ob ich die alte oder die neue erhaschte, weiss ich nicht. Ich gebe ihr Abbild unter e), woraus man ersieht, dass hier mehr der Haken, als die krumme Windung vorherrscht. Am Ende des geraden Stieles ist das Loch für den haftenden Faden. Die Hakenspitze ist von innen her geborsten und mit Nägeln gefestigt. Auf der Innenseite des Hornhakens ist die Jahreszahl 185e (sic! = 9) mit nachfolgendem Kreuze eingeschnitten. Sie ist die grösste, welche ich sah; der Stiel hat 83, der Haken in Luftlinie 46, nach der Krümmung gemessen 55 *cm* Länge. Sie ist von Birkenholz.

In Alt-Paleschken existiren ebenfalls zwei Klucken. Ein Unterschied ihres Gebrauches besteht nicht. Die zweite Klucke geht umher, wenn die erstere noch auf der Tour und dennoch etwas dringlich Wichtiges zu publiciren ist. Sie ist also nur Stellvertreter. Wegen der jetzt öfteren Häufigkeit solcher Fälle will sich der jetzige Schulze sogar eine dritte Klucke zurechtschneiden. Eigentlich wäre immer deren Vorstellung, Einführung und Weihe von Nöthen! Hier hörte ich für diesen Gegenstand auch den Namen Knagel oder Knaggel. Ihre Tour dauert mindestens zwei Tage. Das vergessene Weiterbringen kostet beim ersten Male 1 Mark, beim anderen Male 3 Mark und später eine noch höhere Strafe, wie mir der Schulze sagte. Doch ist's bei seiner Amtsführung nur einmal vorgekommen; er war stark hinterher, und als man den Schuldigen ermittelt hatte, schenkte er ihm die Strafe. Der Eintritt des Bringenden in die Stube des Nachbars ist gestattet. Nach eigener unvollkommener Zeichnung haben diese Zeichen die Formen unter f und g. Bei der kleineren (g) ist an beiden Enden ein Achtzink (✳), auf einer Biegung ein liegendes Kreuz, auf einer Fläche die Jahreszahl 1874 (zwei andere Jahreszahlen — ob 1828? — sind durch Abgreifen unleserlich geworden; mit Tinte geschrieben ist noch 1855 zu lesen) eingeschnitten, bei f oben ein stehendes Kreuz und auf geglätteter Fläche des Krummholzes selbst die Jahreszahlen 1867 und 1877. Somit sind diese Stöcke mindestens seit dieser Zeit in Gebrauch. Beide Stöcke haben durchbohrte Löcher, wodurch der Faden, welcher die auf Papier geschriebene Anzeige hält, gezogen wird. Ihre Höhe beträgt etwa 23 und 42 *cm* je

für f und für g. Namentlich die kleinere ist voller Risse. Die kleinere ist von Birnbaumholz, die grössere von Haselnussholz.

Im Dorfe Garzin existiren ebenfalls 2 Schulzenzeichen. Sie gehen nach rechts und müssen binnen einer Viertelstunde weiter besorgt werden. Für den Fehlfall wird eine Strafe decretirt, welche das Amt (Amtsvorsteher?) festsetzt. Die grosse Klucke geht, wenn es sich um alle Leute (Haushaltungsvorsteher), die kleine, wenn es sich um die bäuerlichen Besitzer allein handelt. Ihr Gang befiehlt das Erscheinen auf der Schultisei. Wird nur eine Ankündigung geringeren Werthes beabsichtigt, so zeigt deren Inhalt ein angebundener Zettel an. Die grosse Klucke (20 Zoll lang) ist wohl 40 Jahre lang im Gebrauche, wie mir gesagt wurde, die kleinere (13 Zoll lang) jüngeren Alters; beide sonst ohne Abzeichen. Der fungirende Schulz trug entschieden Bedenken, mir diesen Schatz auszuliefern oder käuflich abzustehen, weil er doch Gemeinde-Eigenthum sei und er selbst um Neubeschaffung anderer Klucken in Verlegenheit gerathe, — lauter engherzige Gründe, wohlfeil, wie die Brombeeren im nahen Walde, den er als Tischler seines Zeichens wohl näher kennen dürfte! Die von meiner Hand an Ort und Stelle unvollkommen gefertigten Zeichnungen h und i geben ihr Abbild wieder. Die grosse Klucke h hat Aehnlichkeit mit der von e von Kozmin in Betreff ihrer Hakengestalt, wogegen die kleinere, nach meinem Wissen die dünnste, aalartige, mit der von g von Alt-Paleschken übereinstimmt.

In Fersenau (früher Bartoszeflas) muss die eine Klucke, welche es dort giebt, schon äusserst alt (über hundert Jahre) gewesen sein, da sie, weil wurmstichig, zerbrochen und schadhaft, vor Jahren ausser Dienst gesetzt wurde und seitdem verschollen ist, — bei einem so knorrigen Stücke harten Holzes, meist zum Theile mit Maserbildungen besetzt, gewiss ein seltenes und bemerkenswerthes Vorkommen. Der Beschreibung nach mag sie die Form k gehabt haben. Augenblicklich ist dort im Gebrauche ein mit einer Handhabe versehenes Brettchen, etwa eine Handspanne lang und einige (5) Zoll breit, auf welche das Publicandum (Papier) irgend wie aufgeklebt wird, gewiss ein besseres Befestigungssubstrat, welches aber kaum noch den Begriff Klucke decken möchte, obschon dem Wesen nach dasselbe. Es geht nach rechts umher, wird an ältere Personen abgegeben oder mit den Worten: „Da ist die Kluck!“ straflos in die Stube hineingetragen, muss sofort weiter befördert werden, bei Strafe, zuerst von etwa 1 Mark, welche der Amtsvorsteher androht und festsetzt, und hat eine Umlaufszeit von einem Tage, mit der Einschränkung, dass die betreffenden Insassen der vielen und weit abliegenden Ausbauten besonders benachrichtigt werden müssen.

In Alt-Kischau cursirt nur eine Klucke, obschon es ein sehr grosses Dorf mit vielen Ausbauten ist, trotzdem ein urkomisches Ding von Verwachsung und Windung, im Hauptstamme fast einer Tabakspfeife ähnlich, wovon unter l ein fast gelungenes Abbild erfolgt. Sie soll nach angestellten Ermittelungen ein Alter von über 180 Jahren haben, ist von Kiefernholz und im Hauptstamme etwa 45 *cm* lang. An einer Stelle ist ein sechszinkiger Stern eingeschnitten (aber keine Jahreszahl). Der Haupttrennpunkt wird durch Nägel zusammengehalten. Ihren Umlauf nimmt sie, weil es bei der Lage des Dorfes besser passt, auf die seltenere Art nach links herum und dauert darin bis zu 3 Tagen. Auf den durch 4 Kanten sich darbietenden Flächen wird das Manifest feierlich mit Siegellack angefügt. Auch hier besteht das Gebot der sofortigen Weiterbeförderung an den Nachbar, wo sie an Erwachsene abzugeben ist. Strafe für Uebertretung wird angedroht, ist aber noch niemals gezahlt worden. Die Herausgabe an mich wurde verweigert, weil die Klucke doch ein altehrwürdiges Dorfeigenthum sei!

In Gross-Pallubin hatte es ebenfalls zwei Schulzenzeichen gegeben, ehe die feinere und wegen der etwaigen Beschädigung des inhaltreichen Papieres durch Regen auch practischere Sitte einer Ledertasche als Bergungsmittel eintrat. Im Allgemeinen wird auch hier das früher Gesagte Platz greifen. Beide sind von etwa 38 *cm* Höhe; die eine (n) besteht aus Holz vom Birnbaum, die andere (m) vom landesüblichen Kaddig, alias Wachholder. Bei m wurde die Publication an einen Faden geknüpft, welcher in dem Einschnitte am dickeren Ende befestigt war; als Zierrath hatte es ebenda auf dem Schnitte nur ein Achtzink und auf der bauchigeren Stelle ein liegendes Kreuz. Dagegen hat n keine Haftstelle und wäre deshalb auch wohl für das ältere Exemplar anzusehen, welches cursirte, als sein Erscheinen einfach nur das „Komm' her" besagte. Auf dem Knorren der weitestvorspringenden Stelle ist die Jahreszahl 1817 eingeschnitten. Die noch sichtbaren drei Schnittstellen sind mit stehenden Kreuzen verziert.

Von Klucken ausserhalb dieses Landcirkels, des Kreises Berent, welche ja vollständig im Grossen und Ganzen sprechen, stehen mir noch die folgenden Angaben zu Gebote:

In Sagorscz, Kreis Neustadt, existiren zwei Dorfknüttel, hier speciell Bock genannt, die nach rechts herum gehen, der andere, wenn der erstere noch nicht wieder von seiner Tour zurückgelangt ist. Das Schulzenamt kann 3 Mark Strafe decretiren, wenn sich der Bock an einer Stelle zu lange aufhielt oder sich gar gänzlich widerspenstig zeigte; diese Strafe ist thatsächlich bei einer aus diesem Grunde beanstandeten Wahl einmal eingetreten. Bei seiner Beförderung wird einfach nur die Thür des Nachbarhauses geöffnet mit dem lakonischen Rufe: „Bock!". Nach näherer Beschreibung (nach Förster Kramp) konnte ich von beiden Exemplaren die Abbilder o und p fertigen. Beide haben das vom Bisherigen abweichende Gemeinsame, dass an ihren oberen, schwächeren Enden ein etwa 6 Zoll breites und 5 Zoll hohes, kiefernes Täfelchen mit Nägeln befestigt ist, worauf der löbliche Gebietiger mit allem möglichen Lack seine Bekanntmachungen aufklebt. Da selbige immer darauf haften bleiben, so ist bereits ein ganzer Papierwulst entstanden, ähnlich den Nummernzetteln von Post und Eisenbahn, auf weit- und vielgereiste Koffer geklebt. Bei p, Holz von Birke oder Eiche, ist die nierenförmige Schlingung zu beachten, wogegen p, ein Product der neueren Zeit und aus Holz der Rothbuche bestehend, wegen der dreifüssigen Form zum Hinstellen eingerichtet ist und deshalb auch Dreibock genannt wird. Ob bei dieser sonderbaren Formation eine ganz merkwürdige Verwachsung des Holzes oder nur eine elementare Zusammenfügung desselben vorliegt, konnte ich nicht erfahren.

In Grunau, Kreis Flatow, geht ein beindicker, eichener Knüppel von hohem Alter umher, auf welchem die Ukase des Schulzen schon so oft mit Siegellack aufgeklebt worden sind, dass bereits ein hoher Knubbel von Lack entstand, um mit einem Provinzialismus zu reden (nach Angabe des Lehrers Uthke).

Nach gefälliger Mittheilung des Hrn. Deichgeschworenen Nobis hat die Schulzenkeule (Kula) in Neudorf bei Stuhm etwa die Form q, also vierfache Windungen. Derselbe erinnerte sich auch der Variante, dass der Tourzettel in eine Spalte eines geraden Stockes eingeklemmt wurde, etwa nach Form r. Ebenso auch der Variante s): Stock mit Kugel von Holz oder hartem Stoffe von künstlicher Arbeit (schon mehr in Form eines Todtschlägers), welcher nach Anklopfen beim Nachbar mit möglichst grossem Spectakel, so dass man sofort Bescheid wusste, in's Haus geworfen wurde.

Nach S. wird übrigens abweichend von der hier landesüblichen Sitte in Schleswig-Holstein zu jeder Benutzung ein neuer Stab genommen, in welchem der

Bauer einen Kerb einschneidet als sein Vidi. Diesem ganz besonders ähnelt a so die zu Anfang erwähnte australische Sitte!

In den Dörfern der Oderwenden heisst (nach Amtmann Horn) der Schulzenstab die Krakule. Bei deren Ueberbringung soll gerufen werden: Krakule hé! und, ähnlich wie den Litthauern in diesem Falle das Liegenbleiben nicht gestattet ist, wird bei ihnen mit Wasser begossen, wer darnach länger in der anderen Wohnung verbleibt. Das Wort Krakule selbst hat grosse Aehnlichkeit mit der litthauischen Bezeichnung.

Auf S. 47, Anm. **, der anfänglich genannten Zeitschrift kommt nun weiter Ed. Gisevius in seinen „Volkssagen von den Schlossbergen im Jura-Gebiete“ auf die Kriwule zu sprechen, den Priester- oder Krumm-Stab, je nachdem man es von Kriwe (Oberpriester) oder vom litthauischen kreiwas (krumm) ableitet, welches Beides in naher Beziehung zu ihm steht. In der gegebenen Sage (die Braut-Haft auf dem Greizöner Schlosse, — die Jura ist hier übrigens ein Fluss!) werden durch die Kriwule die streitbaren Männer der Gegend zur Abwehr einer drohenden Gewalt zusammen berufen und finden sich alsbald auf dem bezeichneten Sammelplatze ein. Man kann sich die Hindeutung darauf so in ähnlicher Weise gekennzeichnet denken, wie wir es durch eine Rundung bei dem australischen Botenstocke bezeichnet vorfinden. In solcher Ausdehnung möchte für frühere Zeiten also eher die Ableitung von Kriwe anzusprechen sein.

Noch jetzt werden in dieser Gegend die Bauern eines Dorfes durch die Kriwule zur Versammlung berufen. Die letztere heisst ebenfalls Kriwule, nach Frischbier aber gewöhnlicher, wie ebenfalls der Stab selbst, Krawul. Statt die hört man auch der Kriwule. Der Turnus für den Umgang steht genau fest: der Schulze schickt den Stab zum Nachbarn, welcher ihn weiter befördert, bis so der zuletzt Bestellte denselben wieder zum Schulzen zurückbringt. Nach Frischbier darf die Kriwule aber nicht in's Haus gebracht werden; der Träger klopft nur an die Thüre, meldet, dass die Kriwule da sei, und lehnt sie an die Wand. Selbige muss aber sofort weiter befördert werden. Gewöhnlich (Frischbier) zeigt ein angebundener Zettel den Gegenstand der Berathung an.

Doch auch hier darf nicht jeder gewöhnliche Stock als Kriwule benutzt werden, sondern man wählt dazu eine eigenthümlich geformte Baumwurzel oder man schneidet sie daraus zurecht (t, u). Immer aber prävalirt das Krumme (also kreiwas). Gisevius giebt auch als in deren Ermangelung in Gebrauch stehend einen von zwei Nebenästen in Schlangenform umwundenen, dem Merkurstabe ähnlichen Stock an (v).

In Zusammenhang damit stehen die bei Frischbier angeführten litthauischen Redensarten: I Kriwûle eiti, in den krummen Stab (in's Schulzenamt) gehen und Isz Kriwûlês čiti, aus dem krummen Stab (aus dem Schulzenamte) gehen. Ferner nennt der Litthauer das „Zur-Dorfversammlung-rufen“ i Kruwa waryti, auch i Pulka waryti, in den Haufen, zu Hauf treiben.

Anschliessend erinnere ich an den Gebrauch von Stäben, welche als Zeichen der Würde gelten. In ähnlicher Weise, wie die Zigeuner-Häuptlinge mit nach unten spitz zulaufenden Gehstäben mit feuerfest vergoldeter Kugel von Metall darauf umherparadieren, sollen auch die bayrischen Schulzen grosse Gehstäbe mit Kugeln darauf von Holz oder Horn oder Blech als Abzeichen ihrer Würde bei feierlichen Gelegenheiten führen. Aber auch in Preussen sind, wohl erst seit 1848, solche Schulzenstäbe im Gebrauche gewesen als Zeichen der Schulzenwürde. Da ich mich aber dieser Gegenstände nicht aus meinem localen Bezirke in Westpreussen erinnere, so kann ich nur annehmen, dass sie nur für gewisse

Provinzen galten. Vielleicht auch wurden diese Schulzenstäbe am Ende nur solchen Schulzen Ehre halber verliehen, die eine längere Reihe von Dienstjahren (die heutige Periode dauert sechs Jahre) hinter sich oder besondere Verdienste für sich hatten, wie man etwa an Postillone Ehrenpeitschen und Ehrenposthörner oder an Militairs Ehrensäbel verlieh. Solcher Gebrauch wurde mir aus Pommern und aus Schlesien berichtet. In einem Orte Schlesiens hielt sich sogar ein Schulze für abgesetzt, als König Friedrich Wilhelm IV. gelegentlich einer Feuersbrunst ihm seinen Stock zur eigenen Stütze abgenommen, in der Hand behalten und später dessen Rückgabe vergessen hatte.

Endlich, um durch folgende Andeutung Anlass zu weiteren Ermittelungen zu geben, erwähne ich noch im Anhange zu der obigen Stockbetrachtung dieses Gebrauches aus unserer Kassubei, den ich aus dem Kreise Berent erfuhr. Wenn Jemand gestorben ist, so geht einer seiner Freunde mit einem beliebigen Stocke umher, klopft damit an die Hausthüren und ruft dazu in Plattdeutsch: „Folgt dem Tode," d. h. dem Todten.

Erklärung der Abbildungen auf Tafel VIII.

1. Die Klucke (Westpreussen).

a) und b) Grosse und kleine Klucke von Kossy, Kreis Carthaus.
c) und d) Grosse und kleine Klucke von Gross-Liptschin, Kreis Berent.
e) Klucke von Kozmin, Kreis Berent.
f) und g) Knagel von Alt-Paleschken, Kreis Berent,
h) und i) Grosse und kleine Klucke von Garczin, Kreis Berent.
k) Klucke von Fersenau, Kreis Berent.
l) Klucke von Alt-Kischau, Kreis Berent.
m) und n) Klucke von Gross-Pallubin, Kreis Berent.
o) und p) Dreibock und Bock von Sagorscz, Kreis Neustadt.
q) Kula von Neudorf, Kreis Stuhm.
r) und s) Spalt- und Spektakel-Klucke.

2. Die Kriwule (Litthauen).

t), u) und v) Schulzenzeichen aus Litthauen.

(6) Hr. Treichel berichtet über

Donica und Tabacznik.

Heutzutage wird das kleinste Fleckchen Erde, welches selbst in Hausgärten mit der edlen Tabackspflanze, sei es nach dem grossen Linné nun *Nicotiana Tabacum* oder *latissima* oder *rustica* oder sonst eine mehr minder zweifelhafte Sorte, bepflanzt und mühevoll bestellt ist, zur Reichssteuer herangezogen und selbst in den abgelegensten Orten, wenn der Gärtner hinter einem Stallgebäude einige Cubikmeter mehr, als gesetzlich erlaubt, mit Taback für seinen eigenen Bedarf und ohne Wissen des Herrn bepflanzte, weiss, dem letzteren zur hohen Strafe, der Steuerbeamte jenes Fleckchen gewiss zu finden. Früher war das anders. Der Bauersmann und auch manch grösserer Besitzer baute ruhig und ungeschoren sein Bischen Hausvorrath an Tabackspflanzen in seinem Gärtchen. Die Cigarre war noch zu theuer, und hatte sich der Bauer einmal eine solche in's Gesicht gesteckt, so glaubte er ein grosser Herr zu sein. Nur er selbst rauchte mit der Pfeife sein eigenes Fabrikat, weil er sparsam und zufrieden war. Mangels der Schwefelhölzer machte er sich sein Feuer mit Stahl, Feuerstein und Zunder an. Und wie Unmündigen der verbotene sogenannte Genuss bekommen muss, das erfahren wir aus Fritz Reuter's launigem Gedichte, wie ein Paar Hütejungen thun wollten, wenn sie König wären; Krischan hielt selbst den Zunder, weil das kleinere

Stück, für das Wichtigste beim Rauchen! Und ehe es für den Taback zum Processe der Cigarrenwickelung gelangte und ehe er als Rauchtaback in die Pfeife kam, musste für seinen sparsamen Haushalt der Bauer es vorziehen, ihn als Schnupftaback gemahlen zu geniessen.

Als Gefäss zur Mühle diente ihm ein besonderes, damals von Töpfern fabricirtes, manchmal glasirtes Gefäss von braungelbem Thon. Es ist tiefer, wie eine Schüssel, stark bauchig oder muldenförmig, fast ein erweiterter Blumentopf, gemeinhin mit einer Tülle versehen und am besten sogleich beim ersten Gebrauche zur mehreren Haltbarkeit mit einem Streifen von Weiden umschlossen. Der obere Rand steht meist nach aussen gebogen ab. Im Inneren muss es recht rauh sein, damit sich das Tabacksblatt besser zertheilen lässt. Von aussen zeigt es oben immer die Streifen der Drehscheibe und zur Ornamentik dient ihm ein Zug von mehr oder minder sich nähernden Wellenlinien. Grosse Aehnlichkeit hat es in der Herstellung mit Urnen, sowie auch hier im rauhen Inneren Quarzstücke zu Tage treten. Die Rauhigkeit dient zur besseren Praktisirung des Reibens. Es gilt also, solche Rauhigkeit ganz besonders hervorzubringen. Die Schale von Bitonia zeigt recht viele und grosse Quarzstücke auf. Ob sich davon durch die Gewalt der Keule etwas abrieb, schadete nichts, weil das Sieb wieder alles in's Geleise brachte, ausserdem der abgeriebene Sandstaub der Nase keinen Schaden that. Ebenso scharfkantig im Innern muss die Schüssel sein, in welcher man den sog. Blutstein (mit Essig) reibt, welchen das Volk als Mittel gegen das Verheben anwendet. Im Allgemeinen werden diese prunklosen Töpfe unter sich in der Form übereinstimmen. Das mir vorliegende Stück hat eine Höhe von ungefähr 12 *cm* und misst im Durchmesser oben 27,5 *cm*, auf der unteren Stehfläche 17,3 *cm*. Jetzt sind selbige äusserst selten im Gebrauche, werden nicht mehr verfertigt und sind, weil zerschlagen oder unter altem Gerümpel auf dem Boden streng verwahrt, schwer zu haben. Mit grosser Mühe gelang mir deren Beschaffung, um sie der Gesellschaft zu präsentiren und dann der ethnologischen Abtheilung des Königl. Museums zu überweisen. Ihr früherer Fabrikationsort soll das Dorf Pogutken, Kreis Berent, gewesen sein. Doch erklärte der Töpfer, jetzt keine Form dazu mehr zu haben. Dass diese Gefässe mehr von braungelber Farbe seien, erwähnte ich schon oben. Eine besonders gute Thonerde soll auch in Bitonia, Kreis Pr. Stargardt, gewesen und die Gefässe dieser Töpferei, obschon kleiner (10,5 *cm* hoch. an Stehfläche 12,5 *cm* und oben 18 *cm* Durchmesser), viel consistenter. so dass sie schon einen Puff vertragen konnten, und von schwärzlicher Farbe (vielleicht unter Zusatz einer besonderen Substanz) gewesen sein. Der Form nach verjüngt sich der Obertheil aus einem umlaufenden Kranze einzelner schräger Windungen, deren Schlingen eingedrückt sind. Ebenso laufen um den Bauch zwei bis drei (sich auch viertheilende) eingedrückte Linien. Beides ein aussergewöhnlicher Zierrath. — Ihre kleinere Form lässt sie für ihren Gebrauch viel passlicher erscheinen. da die Kachel beim Mahlen zwischen den Beinen gehalten wird.

Ihr deutscher Name ist Tabackskachel. Meist hört man aber in unserer Kassubei den polnischen Ausdruck Donica dafür. Freilich bedeutet Donica ein irdenes Gefäss für verschiedene Zwecke, immer aber in der bauchigen Form U oder ∪. Das Deminutiv Doniczka heisst z. B. Blumentopf und nach freundlicher Auskunft von Hrn. Dr. Lęgowski in Neustadt W.-Pr. heisst bei Stuhm Donica speciell ein Mehltopf von der erststehenden Form.

Der mahlende Gegenstand war nun die Spitze einer etwa 80 *cm* langen Keule, meist oder wohl immer aus dem wenig anziehenden Holze von Wachholder, alias Kaddig, im Querdurchschnitte der Keule, deren Form man zur Herstellung des

Gleichgewichtes wählte, bis 12 und 13 *cm* stark, so dass man sich heute lange vergeblich nach so starken Stämmen dieser erst in hohem Alter baumartigen Conifere umsehen müsste. Um auch hier die ungefähre Gestaltung zu veranschaulichen, habe ich eine solche Keule imitiren lassen, die ich mit vorlege. Das war der Tabackmacher, polnisch der Tabacznik. Seine Spitze ist stark abgeplattet (von etwa 3,5 *cm* Durchmesser), muss aber recht viele Einschnitte in Sternform und seitliche Einkerbungen aus dem Grunde haben, weil hiermit die Ein- und Vermahlung des Blattes besser vor sich geht. Wenn man auf irgend einer Seite des Tabacznik's äusserst zahlreiche und diesen selbst verplattende Spuren von Messereinschnitten vorfindet, so rühren diese daher, dass das getrocknete Tabackblatt vorher erst in viele einzelne Stremel geschnitten werden muss. — Als Variation dieser Keule findet man auch den Gebrauch einer Axt, welche, wenn das Eisen oben gehalten wird, alsdann ganz den vorigen Erfordernissen entspricht. So geschah es häufig beim Kaufmann in der Stadt, wo dann Bursche, Lehrling, Commis und Hausknecht in zartem Vereine die urbisirte Keule zur Herstellung von Schnupftaback tapfer schwingen und rühren mussten.

Als drittes Stück für die Thätigkeit des Kachelns, wie man diese Fabrikation auch kurz nennt, ist noch zu nennen ein kleines Siebchen, polnisch Sitko (= Sins), aus Pferdehaaren, von etwa 15 *cm* Durchmesser, zum Durchsieben der feinsten noch brauchbaren Bestandtheile dienend, wogegen das gröbere Gerölle nochmals in die Kachel zurückgeworfen wird. Selbst die ganz groben Stengel des Tabacks werden gebrannt und ihre Asche dazwischen gerieben. Auch eine gewisse Tinctur, eine Art Sauce, wurde darauf gegossen, welche dem Taback Feuchtigkeit oder Wohlgeruch verleihen sollte, in deren Ermangelung aber reines Wasser genommen.

Mit und in diesen beiden Gefässen (die Kachel zwischen den Beinen, die Keule obendrauf, neben sich das Sieb) die Blätter und wo möglich noch die Stengel jenes seltenen Krautes eifrigst zermahlend, tagtäglich, bei Sonnenschein vor der Thüre, besonders zur Winterszeit in den langen Abenden, trotz Ofen und Sonne stets die hochgestülpte, barankenverbrämte Mütze auf dem Kopfe, gewiss ein lohnender Vorwurf für das captiöse Gemüth eines genügsamen Malers, so entsinne ich mich noch, in meiner Jugend einige alte Herren unserer cassubischen Bauern vor den Thüren als lebendes Bild sitzen gesehen zu haben, — ein Bild der Zufriedenheit und auch der Thätigkeit, in ihren Zügen schon den Vorgenuss ihrer schmackhaften Nasenspeise.

Die nivellirende Zeit ist darüber hinweg gegangen und der Bauer wandert in den nächsten Kramladen des Dorfes, wo's „Schniefke" von allen Sorten giebt: von diesem Anno Toback aus eigenen Landen meldete bisher kein Zeugniss selbst in den ethnologischen Museen! In Thätigkeit allein ist nur noch das handbeschüttende Tabackshorn oder die feinere Dose aus Birkenbast! —

Jedenfalls im Zusammenhange mit dieser früheren Bearbeitung der virginischen Pflanze (gelber Freginer (= Virginier) wurde die Art des Tabacks genannt!) steht die provinzielle Redensart: „Er reitet nach Toback!" (Vergl. H. Frischbier: Preuss. Sprichw. I. Nr. 3771), die gebraucht wird, wenn Jemand eilig und in stossendem Trabe reitet.

Noch erinnere ich an einen ganz ähnlichen Gebrauch von Topf und Reibkeule, wie er in Ostpreussen, z. B. um Angerburg (teste Lehrer R. Bagdahn), obwaltet, für das Zerreiben des Mohnes, wenn zur Pfingstzeit in jener wohl stark mohnbauenden Gegend die festlichen Mohnstritzel gebacken werden sollen. — Gewiss wird es ähnliche Verwendungen, die aber meist in das Gebiet der Küchenkunde gehören, wo ja mit ähnlichen Instrumenten viel hantirt wird, in noch grösserer

Zahl geben, aber gewiss auch keine für unser Preussen so bezeichnende und fast ausgestorbene, wie die Herstellung von Schnupftaback als Hausarbeit mittelst Donica und Tabacznik, dass deren Erwähnung und nähere Beleuchtung unbedingt in den Rahmen einer ethnologischen Zeitschrift hineingehört!

(7) Hr. H. Handelmann übersendet eine Notiz über

moderne Gussformen.

Es mag einer Entschuldigung bedürfen, wenn ich nach einzelnen Fundstücken des hiesigen Museums eine Handwerksthätigkeit zu schildern versuche, die ohne Zweifel noch hie und da in lebendiger Uebung sich erhalten hat. Aber gerade diese steinernen Formen, welche manche Sammler unbedenklich unter ihre Alterthümer eingereiht haben, veranlassen oft Missverständnisse, und es wird m. E. sorgfältiger Prüfung bedürfen, ob nicht die eine oder andere der angeblich prähistorischen Gussstätten, welche jetzt in die Kartenblätter der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft eingezeichnet werden, auf derartige moderne Stücke zurückzuführen sind.

Die unmittelbare Anregung zu diesen Zeilen gab ein Fund aus dem Garten des alten Schulhauses zu Wellingdorf am Kieler Hafen, den mir Hr. Lehrer Groth daselbst in diesen Tagen überbrachte. Es ist ein Bruchstück von einer rechteckigen, 4 *cm* breiten und 2 *cm* dicken Gussform, aus feinkörnigem gelblichem Sandstein, wo auf der breiten oberen und unteren Fläche, sowie auf der einen Schmalseite verschiedene Formen (nebst Gusskanälen) eingegraben sind. Auf der einen Schmalseite zu zwei Knöpfen von je circa $1^1/_2$ *cm* Durchmesser; der eine ist glatt, der andere verziert. Noch reichere Ornamente zeigen die beiden Knopfformen auf der Oberfläche, von denen die eine $2^1/_2$ *cm*, die andere 3 *cm* im Durchmesser hat. Endlich auf der unteren Fläche sehen wir die Formen zu einer grossen viereckigen Schuhschnalle und zu einer kleineren ring-, resp. radförmigen Spange (?). Mitten in der grössten Knopf- und Schnallenform ist der Stein abgebrochen.

Mir liegt noch eine zweite steinerne Gussform vor, von ganz unregelmässiger Gestalt, welche auf der geglätteten Oberfläche die Formen zu drei verschiedenen Knöpfen von circa $1^1/_2$ *cm* Durchmesser enthält. Der mittlere ist ziemlich flach und zeigt eine fünfblätterige Blume; die anderen beiden, ebenso wie die früher besprochenen, sind von gewölbter Form.

Um Knöpfe zu giessen, gebrauchte man in der Regel drei Formstücke. Auf die Platte für die Knöpfe selbst, wie sie oben beschrieben sind, wurden zwei symmetrisch zusammenpassende Stücke für die Henkel gestellt und befestigt. Diese letzteren kommen am häufigsten vor, und die anscheinend so wunderlichen Eingravirungen erfahren oft die seltsamsten Deutungen. Hr. Dr. Rautenberg in Hamburg schreibt mir, dass ihm ein solches Stück unter dem Namen eines „Runenstabes“ eingeliefert wurde, und dass ihm ein jüngerer Gelehrter die Eingravirungen als Hausmarken oder Steinmetzzeichen deuten wollte. Das hiesige Museum erhielt ein derartiges Stück, von schwarzem Schiefer, mit der Warnstedt'schen Sammlung. Man sieht auf der Seitenfläche die Formen für drei Henkel eingegraben, in welche von oben her die Gusskanäle einmünden; an der unteren Fläche sind drei entsprechende halbkugelförmige Aushöhlungen. Der untere Theil des Knopfes, an dem der Henkel sass, war demnach gewölbt.

Endlich besitzt das Museum noch eine Gussform aus Hunsleff auf der Insel Alsen, auf welcher drei gewöhnliche Haken und Oehsen und eine etwas zierlichere Oehse eingegraben sind. Sie ist von einem graubraunen Stein, rechteckig, lang 12 *cm*, breit 3 *cm* und $1^1/_2$ *cm* dick.

(8) Hr. Handelmann macht Mittheilungen aus der älteren Literatur über

Brandenburgische Steindenkmäler und Meklenburgische „Wendenkirchhöfe".

Zu der älteren Literatur über altmärkische Alterthümer (Verhandlungen 1881, S. 224 u. ff.) erlaube ich mir zwei Stellen aus den Reisebriefen des Duisburger Professors Jakob Tollius[1]) nachzutragen. In dem ersten aus Potsdam vom 12. Februar 1687 datirten Schreiben (a. a. O. p. 19) heisst es: „In itinere" — nehmlich unterwegs von Magdeburg nach Brandenburg — „dum forte cum auriga jocari lubet, quod hic hominum genus ipsis stipitibus elegantius est et ipsa rusticitate amoenius, ostensae mihi ab eodem binae, et duobus quidem locis ingentium, in longum porrectae lapidum series. En tibi, qualem memoria suppeditat, rudem illorum delineationem." — Die gedachte Skizze ist als Karton eingefügt auf einer Kupfertafel, welche die Erbauung eines solchen Riesenbetts durch Riesen darstellt.

Als Tollius in denselben Tagen zu Potsdam bei dem grossen Kurfürsten Audienz hatte, kam u. a. das gedachte Steindenkmal zur Sprache. „Tum et mentionem facienti de lapidibus illis superius memoratis, ac certa serie inter Magdeburgum et Brandeburgum dispositis, quos ego, monumenta fuisse sepulcralia, me dicebam existimare, ibi tum respondebat elegantissimae curiositatis Princeps: „in Holsatia quondam effodi se curasse id genus lapides, quibus alii transversim incumbebant; ea mente atque suspicione, inventurum se aliquid ossium giganteorum; at nil reperisse, nisi numismata quaedam vetera[2])." De quibus ulterius inquirere tunc non licuit, intervenientibus qui sermonem abrumpere cogebant, nec post simili se occasione offerente." (A. a. O. S. 43.)

Ich möchte bei dieser Gelegenheit wiederholt[3]) darauf aufmerksam machen, dass der Ausdruck „Wendenkirchhof" schon vor Alters in Meklenburg gebräuchlich war, dass derselbe aber ursprünglich, nicht wie neuerdings einen Urnenbegräbnissplatz, sondern ein Riesenbett bezeichnete. In den Anweisungen für Reisende („methodus apodemica"), welche unter dem Namen des gelehrten Heinrich Rantzau, Königl. Statthalters in Schleswig-Holstein (gest. 1598), herausgegeben sind, werden unter anderen Sehenswürdigkeiten und Alterthümern auch angeführt „gigantum strata seu lectisternia quae in ducatu Megapolensi Vandalorum coemeteria appellantur."

(9) Hr. Handelmann übersendet eine Abhandlung über

den Krötenaberglauben und die Krötenfibeln.

In der Hamburgischen Generalversammlung der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine (Correspondenzblatt des Gesammtvereins. 1881. S. 7) wurde constatirt, dass als Urtypus der skandinavischen ovalen Fibeln jedenfalls das Bildniss eines Thiers anzusehen sei. Ganz besonders wurde hingewiesen auf eine thierförmige Fibula von der Insel Bornholm (Fig. 1) und auf eine ähnliche, aber mehr barbarische aus dem russischen Gouvernement Perm (Fig. 2). Aelter als beide ist ohne Zweifel eine thierförmige Fibula, welche nebst anderen bronzenen Bügelhaften von römischer Arbeit in den Ruinen von Noviodunum (Dernovo bei Gurkfeld, Herzogthum Krain) gefunden wurde (Fig. 3a und 3b.).

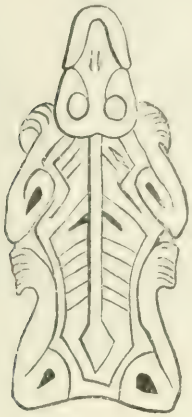
1) Jacobi Tollii epistolae itinerariae, cura et studio H. Chr. Henninii. Secunda editio. Amstelodami 1714. 4to.

2) Handelmann: „Die prähistorische Archäologie in Schleswig-Holstein" (Kiel 1875). S. 5—6.

3) A. a. O. S. 4.

Wenn wir diese drei ungeschwänzten Thiergestalten ins Auge fassen, so erscheint eine Deutung auf den Drachen, wie sie bei der Bornholmer Fibula versucht wurde, gänzlich ausgeschlossen; der Drache oder Lindwurm wird regelmässig mit einem langen Schwanz dargestellt, so z. B. auf dem Siegfriedstein von Norder-Fahrenstedt (Schleswig) und auf den skandinavischen Sigurdbildern [1]). Bei unseren drei Thiergestalten aber fehlt jede Spur eines Schwanzes, und dies weiset uns hin

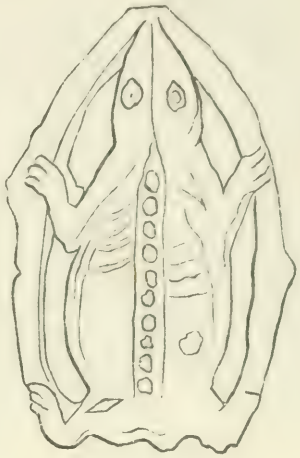
Fig. 1.



Bronze. 1/1 Gr.

Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1872, S. 132 und 1878, S. 156.

Fig. 2.



Bronze. 2/3 Gr.

Aspelin: „Antiquités du Nord Finno-Ougrien" Nr. 568.

Fig. 3a.

Fig. 3b.

Bronze, 1/1 Gr.

Archiv für Kunde Oesterreichischer Geschichtsquellen. Bd. 29, S. 246–47.

auf die Klasse der Ecaudata oder Batrachia, worunter die schwanzlosen Frösche und Kröten.

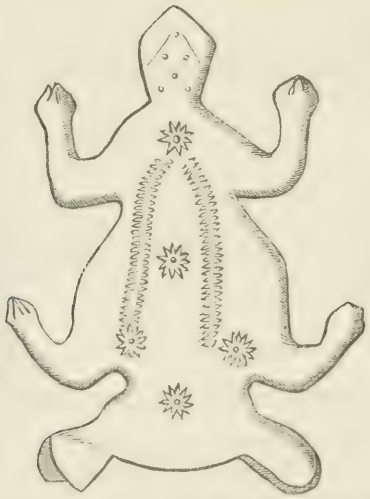
Kaum ein anderes Thier ist so sehr, wie die Kröte, Gegenstand eines weitverbreiteten Aberglaubens geworden. In Sage und Märchen ist die Krötengestalt eine ganz gewöhnliche Maske der Unterirdischen und der verwünschten Prinzessinnen. Wegen des Aberglaubens, den die Alten an Frösche und Kröten (ranae rubetae) knüpften, verweise ich auf die Naturgeschichte des Plinius: im 32. Buch sind viele

1) C. Säve: „Siegfriedbilder." Uebersetzt und mit Nachträgen von J. Mestorf (Hamburg 1870).

Beispiele von deren Anwendung in der Volksmedicin; sie dienten auch beim Feldzauber der Ackerleute zur Abwendung von Gewitterschaden (18, 29), Wurm- und Vogelfrass (18, 17) u. s. w. Ebenso bei dem mittelalterlichen Hexenzauber und in der Volksmedicin der Neuzeit. Nach Konrad Gessner (Gesnerius) liess Herzog Friedrich von Sachsen Kröten spiessen und im Schatten ausdörren und solche, in ein Tüchlein gewickelt, in die Hand nehmen gegen den Blutfluss[1]). Nach dem Kemptener Wunderbüchlein vom Jahr 1806 soll man zu demselben Zweck eine getrocknete Kröte unter die Achsel binden, oder einen lebendigen Frosch in der Hand sterben lassen[2]). In Dänemark bindet man einen grünen Frosch oder eine trockene Kröte um den Hals gegen das Fieber[3]). In Meklenburg pflegt man eine getrocknete Kröte, in Leinwand eingenäht, auf blossem Leibe zu tragen gegen die Gicht; eine solche Mumie findet sich in der Schweriner Sammlung[4]).

Eine ganz besondere Beziehung hat die Kröte zur Gebärmutter und den damit zusammenhängenden Krankheiten[5]). Man pflegte deshalb in den niederbayrischen Leonhards-Kirchen zu Aigen, Ganacker, Grongörgen Votivbilder von Wachs oder Eisen in Krötengestalt zu opfern. Durch die Güte des Hrn. Oberst v. Cohausen bin ich in den Stand gesetzt, eine Zeichnung vorzulegen von einem solchen Votivbild, das sich in das Wiesbadener Museum verirrt hat; es ist von durchschnittlich 1 *cm* dickem Eisen, nicht getrieben, sondern geschmiedet und die Verzierungen eingepunzt (Fig. 4). Nach dem Volksglauben kriecht die „Bermutter“ als Kröte

Fig. 4.



Votivbild von Schmiedeeisen aus Bayern im Wiesbadener Museum Nr. 11 194. 1/2 Gr.

aus dem Munde heraus, um sich zu baden, und kehrt zurück, während die Kranke schläft; dann erfolgt die Genesung. — In denselben Gedankenkreis gehört der Name der „Geburtshelferkröte“ (alytes obstetricans).

1) C. Plinii Secundi, des Philosophen und Naturkündigers, Bücher etc. Frankfurt 1651, S. 226.

2) Panzer: „Bayerische Sagen und Bräuche“, Bd. II, S. 295.

3) Thiele: „Den danske Almues overtroiske Meninger“ Nr. 434.

4) Bartsch: „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg“ Nr. 416; vergl. Nr. 871 und 872.

5) Panzer a. a. O. Bd. II. S. 478—80.

An eine erschöpfende Behandlung dieses Themas ist selbstverständlich nicht zu denken; so mögen diese Beispiele genügen. Nur möchte ich noch erwähnen, dass der sogenannte „Krötenstein“ (englisch „toadstone“, französisch „crapaudine“) als ein vortreffliches Mittel gegen alle entzündeten Geschwülste und Beulen gilt[1]). Damit ist nicht zu verwechseln der „batrachites“ der Alten, der wegen seiner froschgrünen Farbe den Namen hatte[2]).

Nach alledem, wenn die Kröte, die Krötenmumie, das Krötenmotiv und der Krötenstein als heil- und zauberkräftig galten, scheint es mir keinem Zweifel zu unterliegen, dass auch die krötenförmige Fibula sowohl bei den Römern, wie bei den Barbaren eine ähnliche symbolische Bedeutung gehabt hat. Zwar die einfache naturgemässe Darstellung kommt für diesen Zweck nur sehr selten vor; mir wenigstens ist bisher kein weiteres Beispiel bekannt geworden. Aber m. E. gehören hierher auch die gitterförmigen Charnierfibeln, welche beiderseits in ein Krötenköpfchen auslaufen. Z. B. eine solche ist bei Nieder-Weinheim in Rheinhessen gefunden[3]); eine andere beim Chiemsee in Bayern, und sie gewinnen ihre Zeitbestimmung durch eine dritte, ähnliche von dem Regensburger Kirchhof, welche in die Periode zwischen Constantin II. und Theodosius, also in den Ausgang des 4. Jahrhunderts fällt (Fig. 5). Mir erscheint diese Form wie ein aus zwei Kröten zusammengesetztes Doppelthier, wozu sich gerade die Kröte wegen ihres schwanzlosen Hintertheils vorzugsweise eignete. Und ich werde in dieser Auffassung bestärkt durch einen Norwegischen Schmuck von vergoldetem Silber, der geradezu ein Doppelthier darstellt, und bei dessen Anfertigung dem Künstler ohne Zweifel gleichfalls die Kröte oder der Frosch vorgeschwebt hat (Fig. 6).

Fig. 5.

Tischler in den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns Bd. IV, S. 75, Fig. 43.

Fig. 6.

O. Rygh: „Antiquités Norvégiennes“ Fig. 312. ¼ Gr.

Ich habe im Correspondenzblatt des Gesammtvereins 1881. S. 7 und 8. angedeutet, wie im Norden die thierförmige sich weiter zur ovalen Fibula entwickelte, resp. zu einem förmlichen „vivarium“ sich umgestaltete. Ich möchte hier noch einen Fund hervorheben, der sozusagen eine Art von Atavismus bekundet. Nehm-

1) Grimm, D. Myth. 2. Ausgabe S. 1169. Wolf: „Deutsche Märchen und Sagen“ S. 496. Kuhn und Schwartz: „Norddeutsche Sagen“ S. 508. Zeitschr. für Ethn. Bd. XII. S. 256.

2) Plinius h. n. 37, 10.

3) Katalog der Berliner Ausstellung S 256. Nr. 102; abgebildet im Album. Hr. Oberst v. Cohausen, der mir eine kleine Zeichnung davon übermittelte, schreibt ausdrücklich „Krötenköpfchen“.

lich: das Museum zu Bergen in Norwegen erhielt ein Paar einschaaliger Fibeln, bei denen nach der Beschreibung des Hrn. Lorange „das eine schmale Ende gestaltet ist wie ein grosser Thierkopf mit breiten gebogenen Augenbrauen und breitem Munde.“ Dieselben Stücke scheinen mir noch in anderer Hinsicht merkwürdig; nehmlich auf der Stirn des Thierkopfs und auch sonst auf der Oberfläche wiederholen sich Ornamente, ähnlich wie der sogenannte „gordische Knoten“ (dänisch: Valknude) der Numismatiker[1]). Nun hat bekanntlich Dannenberg mit grosser Wahrscheinlichkeit den „gordischen Knoten“ als ein Symbol der Dreieinigkeit gedeutet[2]). So würde sich dies Ornament neben das Bild der Daniels-Legende stellen, welches ich a. a. O. auf den ovalen Fibeln nachgewiesen habe, und wir hätten einen Beweis mehr, wie damals biblische (und antike) Motive das absterbende nordische Heidenthum durchdrangen. —

Hr. Virchow: So sehr ich das Verdienst des Hrn. Handelmann in der Zusammenfassung der krötenähnlichen Formen anerkenne, so möchte ich doch einige Bedenken äussern in Bezug auf die Ausdehnung, welche er denselben giebt. Ich habe, bei Gelegenheit meines Reiseberichts über Livland (Sitzung vom 20. October 1877, S. 391), die von mir als Schildkrötenfibeln bezeichneten Geräthe mit den „ovala spännbucklor“ der schwedischen Alterthumsforscher identificirt und ich kann mich demnach von vorn herein zustimmend zu der später von Hrn. Handelmann vertretenen Ansicht bekennen, dass die letzteren aus einer Thierfibula hervorgegangen seien. Indess möchte ich nach dem, was ich gesehen habe, eher glauben, dass die Schildkröte das Musterthier war, als die Kröte. Auch die nach Hrn. Tischler (oben Fig. 5) wiedergegebene Regensburger Fibula hat gewiss mehr von einer Schildkröte an sich, und die zahlreichen Exemplare, die ich in den Museen von Riga, Mitau und Königsberg angetroffen habe, liessen meiner Erinnerung nach gar nichts Krötenartiges erkennen, während sie nicht bloss in der Form des Buckels oder des Gewölbes, sondern auch in der Anordnung der Füsse und zuweilen des Kopfes die grösste Analogie mit einer Schildkröte darboten. Es mag sein, dass in der Vorstellung der älteren Künstler und des Volkes zwischen einer gewöhnlichen Kröte und einer Schildkröte eine nähere Verwandtschaft bestand, als sie das zoologisch mehr geschulte moderne Auge erkennt, aber es wäre dann zunächst wohl zu untersuchen, ob der Aberglaube, welcher der gewöhnlichen Kröte unzweifelhaft anhaftete, sich auch auf die Schildkröte übertragen hat, was wohl nicht ohne Weiteres zugestanden werden kann.

(10) Hr. Director W. Schwartz übersendet neue Beiträge

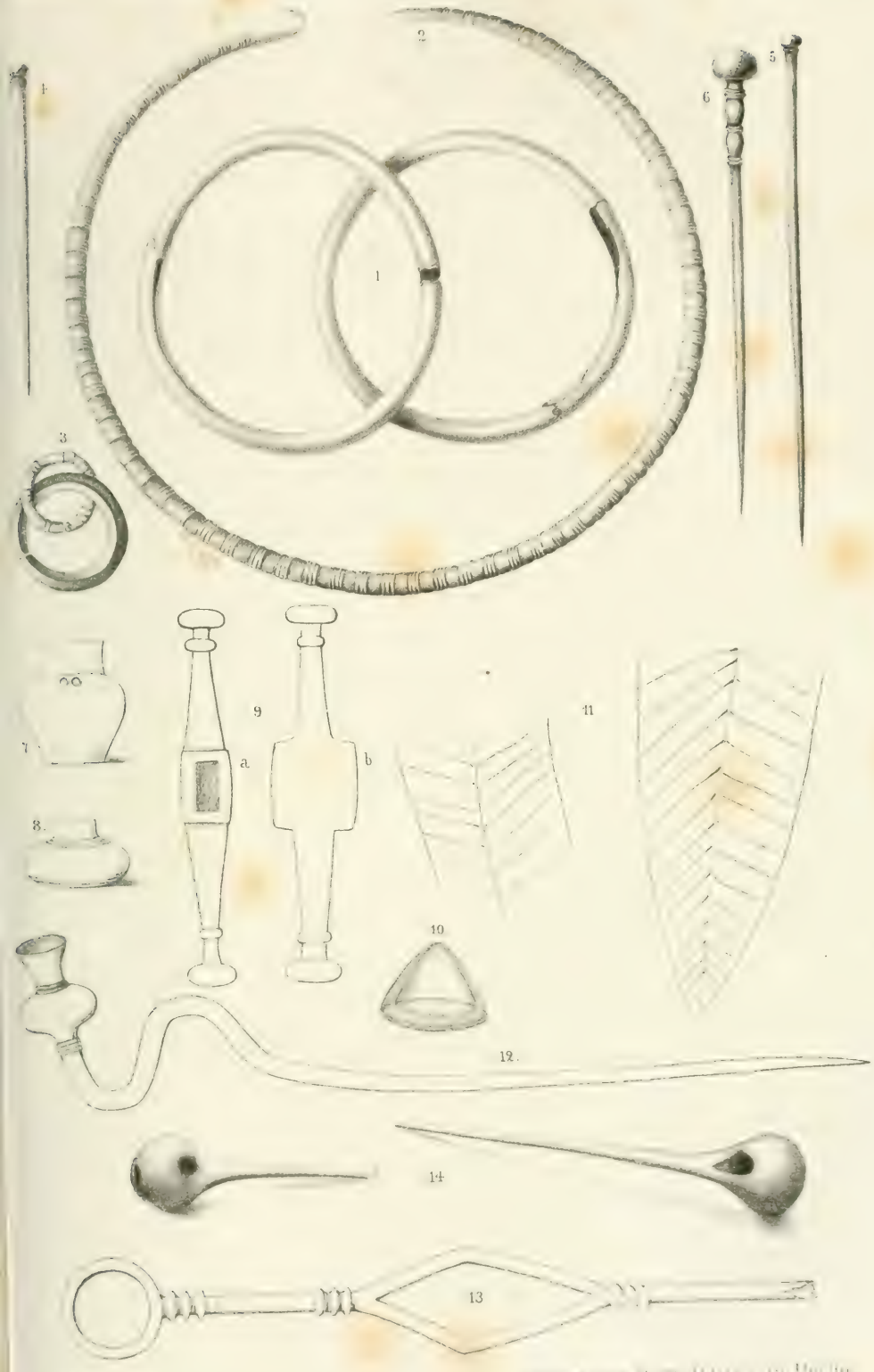
zur prähistorischen Kartographie der Provinz Posen, Nachtrag vom Jahre 1881.

(Hierzu Taf. IX.)

1. Mittheilung des Herrn Rittmeisters Mollard auf Gora (Kreis Pleschen). „Hinsichtlich der Funde, welche im vorigen und in diesem Jahre hier gemacht wurden, kann ich im allgemeinen mittheilen, dass solche in sehr reichlichem Maasse, zugleich vielfach in recht glücklicher Weise gefördert sind. Von mehreren hunderten von Gefässen gelang es über sechzig Stück wenig verletzt oder unbeschädigt abzugewinnen. Unsere Hauptausbeute gab Gora selbst; Gegenstände in geringerer

1) Foreningen til Norske Fortids-mindesmerkers Bevaring, Aarsberetning for 1876, S. 55, Tafel VI, Fig. 38.

2) Zeitschrift für Numismatik, red. von A. v. Sallet. Bd. VI. (1879). S. 141–44.



Verlag von Paul Parey in Berlin.

Anzahl wurden auf den Vorwerken Noskow und Pasczenczewo in vereinzelt liegenden, flachen Grabhügeln aufgedeckt.

Die Entdeckung der Goraer Gräberfelder auf dem ausgedehnten Wirthschaftshofe des Hauptgutes erfolgte im Juni vorigen Jahres bei Aushebung der Fundamente eines grossen Viehstalles. Die Funde wurden an allen Stellen gemacht, an welchen Erdausschachtungen stattfanden — also auf den ganzen Längen- und Breitenlinien der Fundamente — ebenso bei der Pflasterung einer vertieften Düngerstätte und bei der Aufstellung eines ca. 400 Fuss langen Holzzaunes in der nach Süden verlängerten Stall-Fluchtlinie. — Es lässt sich das reichbesetzte Gräberfeld wohl zum mindesten auf die Grösse eines Hektars abschätzen! Unser prähistorischer Begräbnissplatz liegt auf einer gegen Norden abfallenden sanften Lehne, welche sich von dem Goraer Hochplateau gegen die Jarotschin-Boreker Chaussee hinzieht. Aufgedeckt wurden circa 100 Gräber und taxire ich die Gesammtzahl auf gegen 1000. Aeusserlich erkennbar (wie etwa durch Bodenerhebungen etc.) sind die einzelnen Grabstätten nicht. Dieselben sind bedeckt von circa 1 bis 2 Fuss schwarzer Erde, dann folgt eine 2 bis 4 Fuss tiefe Schicht gelben Sandes, in welchem die Gräber mehr oder minder tief aufgefunden wurden. Die Anwesenheit von Urnen gab sich beim Graben in der Regel durch eine Anzahl roher Feldsteine im Durchmesser von 4 bis 9 Zoll zu erkennen, welche theilweise um die Gefässe, theils zum Schutze darüber als Decke gesetzt waren. Die grösseren Urnen fanden sich meistens mit zersplitterten und angekohlten menschlichen Knochen gefüllt, vermengt mit Erde und Asche; die Grösse einiger wohlerhaltenen Aschenurnen variirt zwischen 6 bis 12 Zoll Höhe und 5 bis 11 Zoll Breite — einzelne in napfartiger Form, andere topfähnlich. Bearbeitung meistens roh und auswendig wenig geglättet. — Zierlicher in den Formen sind die Beigefässe und Urnen mittlerer Grösse — in röthlichem, gelbem oder schwarzem Thon, beim Bruch stets Zusatz von Glimmer und Quarzstückchen aufweisend. Am regelmässigsten und besten gearbeitet sind die schwarzen Gefässe, gut geglättet und mit mannichfachen Verzierungen — wie Mäander, Dreiecke, Zickzack- etc. Linien — versehen. Bemerkenswerth ist auch eine Urne mittlerer Grösse von feinem hellgelbem Thon mit braunrothen Strichzeichen. Die ganz rohen Gefässe haben häufiger Finger- oder Nageleindrücke, die auch bei den flachen oder halbrunden Deckeln vorkommen. Unter den Gefässen sind auch einige in Form unserer jetzigen Blumentöpfe[1]) mit Bodenansatz und elliptischen Löchern an der Seite. — Sehr zahlreich sind die ganz kleinen Beigefässe — krug-, schalen- oder tassenförmig — ganz en miniature wie Kinderspielzeug; unter diesen ist eine kleine schwarze Zwillingsurne hervorzuheben.

Beigaben in Bronze: Dieselben befanden sich regelmässig in den Beigefässen mittlerer Grösse; sie bestehen in Haarnadeln, Fingerringen, einem Halsring, zwei Armringen — wie solche auf Taf. IX Fig. 1—6 in halber Grösse wiedergegeben sind. Die Patina ist überall schön erhalten, schwarzgrün in fast polirtem Charakter. Kürzlich wurden noch an Bronzegegenständen gefunden: Nadeln, ein geschweiftes Messer, ein kurzes, scharfes Bronzeblechstück, scheinbar ein Rasiermesser (zugleich mit einem kleinen Schleifstein in derselben Urne gefunden), 1 Kinderarmband, 1 Fingerring.

Beigaben in Eisen: Zwei Lanzenspitzen, zwei Armringe, ein feineres Armband, Nägel und kleinere Eisenstückchen unbekannter Bestimmung."

2. Mittheilung des Herrn Rittergutsbesitzer Tiedemann zu Slaboszewo (Kr.

1) Ein solches ist auch unter den der anthropologischen Gesellschaft aus Izdebno übersandten Stücken. W. S.

Mogilno). „In diesen Tagen habe ich auf meinem Felde wieder eine Entdeckung gemacht, die für die Folge vielleicht eine Ausbeute an interessanten Funden liefern kann. Als die beim Tiefpflügen angezeichneten Steine abgegraben wurden[1]), fand sich wieder ein Mahlstein, ähnlich den an die Museen in Berlin gesandten. Als ich dann an dieser Stelle nachgraben liess, zeigte es sich, dass auf einer grösseren Fläche unter dem Pfluge tiefe schwarze Erde lag, stellenweise mit verbrannten Feldsteinen vermischt; an einer Stelle fand sich eine Masse vegetabilischen Ursprungs, die ich für Hirsespreu halte. Da der Pflug an mehreren Stellen Scherben herausgeworfen, so liess ich weiter nachgraben und fanden wir an 4 Stellen auf einer kaum 2 Quadratruthen grossen Fläche Urnen, die aber leider sämmtlich zertrümmert, ja sogar theilweise von dem tiefgehenden Pfluge durchschnitten waren. Die Urnen stehen 20 bis 30 *cm* unter der Oberfläche und bilden, von der Erde abgedeckt, einen flachen fast kreisrunden Haufen, mosaikartig von Urnenscherben bedeckt. In der Mitte befand sich mehr oder weniger beschädigt eine kleine Urne (Taf. IX, Fig. 7) mit gebrannten Knochen, nicht ganz aufrecht stehend, mit einem napfartigen Gefäss bedeckt und eingeschlossen von 2 grösseren und ganz grossen Gefässen, die wohl eine sehr weite Oeffnung gehabt haben. Die Oeffnung dieser war manchmal seitwärts, manchmal nach unten. Ausser calcinirten Knochen habe ich in den Urnen nichts gefunden. Jedenfalls sind ausser diesen 4 Stellen noch mehr Urnen da; ich habe aber weitere Nachgrabungen auf eine günstigere Zeit verschoben.

Nur eine Knochenurne war noch zu $^3/_4$ ganz. Sonst habe ich mich gestern und heute bemüht, aus den Scherben so viel wie möglich zusammenzustellen. Die Urnen sind sehr verschieden. Eine (Taf. IX, Fig. 8) ist von ganz feinem geschlemmtem Thon ohne Beimischung von Quarz und Glimmer, hartgebrannt und schön von Form. Andere wieder waren ganz roh, in der Erde so weich geworden, dass sie zu Brocken zerfielen. Die äusseren Urnen müssen sehr gross gewesen sein; aus den Scherben einer besser gebrannten habe ich einen Durchmesser von 35 *cm* herausbekommen. Sämmtliche Urnen haben (statt der Henkel) Buckel, meistens 6 (je drei Paare) unterhalb des Halsansatzes; sonstige Verzierungen fehlen.

Die kleinen, napfartigen Deckelgefässe der inneren Urne sind ganz glatt mit einem kleinen Henkel. Wie schade, dass das alles zerstört ist, die Pferde haben beim Pflügen die Gefässe auch wohl noch mehr zusammengedrückt!

Merkwürdig war mir diese Einkapselung der Urnen. Weniger wie 3 habe ich nicht gefunden, dann die feinste und roheste Arbeit auf einem Haufen, ebenso verschieden das Material.“

3. Mittheilung des Hrn. Rittergutsbesitzer Fehlan zu Neudorf-Kazmierz vom 1. December 1881 über die im Herbst auf dem bekannten Gräberfelde von Gorszewice (Kazmierz) gemachten neuen Ausgrabungen:

Grab Nr. 1[2]): 1 grosser eiserner Ring 16 *m* Durchmesser, dgl. 1 kleiner eiserner Ring 3 *cm* Durchmesser und endlich 16 kleine Ringe von Bronze 2 *cm* Durchmesser, welche zu zweien um die Aschenurne herumgelegt waren. Verschiedene Gefässe.

Grab Nr. 2: Reste eines Schweineschädels. Verschiedene Gefässe ohne jede andere Beigabe.

Grab Nr. 3: Eine Nadel mit Kopf von Bronze 14 *cm* lang; 1 Beschlag von

1) Dies geschieht mit allen Funden laut Anordnung des Hrn. Tiedemann. W. S.

2) In der Gesammtreihenfolge der Gräber Nr. 40, s. Materialien u. s. w. III. Nachtrag.

Bronze, halbmondförmig, schön gezeichnet. 1 Ring von Bronze, 1 1/2 *cm* Durchmesser; 1 durchbrochenes Räuchergefäss von gebrannter Erde. Verschiedene andere Gefässe.

Grab Nr. 4: 1 Nadel von Bronze mit schlangenartig gewundenem Kopf, 15 *cm* lang. Diverse Gefässe.

Grab Nr. 5: Ein Gegenstand von Bronze (Tafel IX, Fig. 13, natürliche Grösse); 1 eiserner Ring, 6 *cm* Durchmesser. Diverse, sehr schöne Gefässe, hauptsächlich in Form von Schalen.

Grab Nr. 6: Ein vollständiges menschliches Skelet in einem Steingrabe (unbehauene grosse Steine), Gesicht nach Osten gewendet, ohne jede andere Beigabe.

Grab Nr. 7: 1 eiserner Ring von 20 *cm* Durchmesser, Reste von eisernem Messer und Lanzenspitze, 1 Nadel von Bronze mit Kopf, 1 durchlöcherter Gegenstand von Bronze (Taf. IX Fig. 9, a und b), 105 Stück blaue Perlen. Diverse Gefässe.

Grab Nr. 8: 1 starker eiserner Ring 8 *cm* Durchmesser, einige Eisenreste (Messer), 1 Nadel von Bronze mit flachem Kopf, 1 Nadel von Bronze mit gewundenem Kopf, 1 tassenartiges Gefäss mit Henkel und schöner Zeichnung, die Zeichnung auf der Tasse einigermassen ersichtlich auf Taf IX Fig. 11. Verschiedene andere Gefässe.

Grab Nr. 9: Menschliches Skelet, Gesicht nach Osten gewendet, die Arme liegen kreuzweise über der Brust. Die Unterschenkel waren zurückgebogen und befanden sich gleichfalls in kreuzweiser Lage. Zu Häupten des Skelets befanden sich viele Gegenstände von Bronze, die bis auf zwei Nadeln mit durchlöcherten Köpfen leider alle unkenntlich waren. Das Ganze bildete höchst wahrscheinlich einen Kopfschmuck*). — Ueber beiden Handgelenken befanden sich sehr schöne Armbänder von Bronze, von denen das eine aus 8 nebeneinanderliegenden Reifen, das andere aus 9 nebeneinanderliegenden Reifen zusammengesetzt war. — Das Steingrab, in welchem das Skelet lag, hatte eine Länge von 1,70 *m* und eine Breite von 0,60 *m*.

Beigaben von Gefässen fanden sich in diesem Grabe nicht.

Grab Nr. 10: Spiralen von Bronze, 1 sehr schöne Nadel von Bronze (Taf. IX Fig. 12 natürliche Grösse). Verschiedene Gefässe.

Grab Nr. 11: 3 eigenthümliche Hütchen von Knochen, (Taf. IX Fig. 10), Reste von eisernem Meissel und Messer. Diverse Gefässe.

Grab Nr. 12: Nur eine Aschenurne und dabei 1 Nadel von Bronze.

Grab Nr. 13: 1 starker Ring von Bronze, 3,5 *cm* Durchmesser, 1 sichelförmiger Gegenstand von Eisen. Verschiedene Gefässe.

Selbstverständlich befand sich in jedem Grabe, mit Ausnahme der Gräber, in denen die Skelette lagen, eine Aschenurne. Leider waren dieselben alle so vollständig zertrümmert, dass nichts von ihnen erhalten werden konnte. Die beiden grossen eisernen Ringe aus Grab 1 und 7 lagen in der Aschenurne. —

Hr. Virchow bespricht im Anschlusse an diese Mittheilungen einige von Hrn. Schwartz eingesendete

Schädel und Alterthümer aus der Provinz Posen.

1. Zwei Schädel von Radojewo (Kreis Posen). Auf dem Territorium des

1) Auf eine weitere Anfrage bemerkte Hr. Fehlan: „Die einzig erkennbaren Ueberreste davon waren 2 Nadeln und einige kleine Reste von Röhren. Von den Nadeln gebe ich eine Zeichnung (Taf. IX, Fig. 14).

dem Hrn. v. Treskow gehörigen Gutes sind schon seit längerer Zeit verschiedenartige, offenbar nicht zusammengehörige Funde gemacht worden. Ueber einen Theil derselben hat Hr. W. Schwartz in der Sitzung vom 19. Octbr. 1878 (Verh. S. 316) berichtet; es handelte sich damals einerseits um Gräber mit Steinbelag und Leichenbrand, in denen Bronze gefunden wurde, andererseits um „alte Feuerstätten" mit Knochen und Topfscherben (mit wellenförmiger sauberer Verzierung), Kohlen, Asche und gebrannten Steinen, welche von den Gräbern getrennt, auf einem Abhange des alten Warthe-Ufers, auf einer Art von Dünenzug lagen. An dem letzteren Orte, und zwar zwischen Stellen, wo Urnenscherben lagen, sind gegenwärtig die beiden Skelette ausgegraben worden, von welchen die Schädel stammen. Aus einer eingesandten Handzeichnung des Hrn. v. Treskow ergiebt sich, dass an der betreffenden Stelle, und zwar hart an dem Wege, welcher von Radojewo nach Owinsk führt, etwa 500 Schritt von der Warthe entfernt, ein steiler Sandhügel liegt, auf dessen Spitze eine uralte[1]) Eiche steht. Auf der Westseite, hart an dem Baume, lag eine grosse Anhäufung regelmässig angeordneter grösserer und kleinerer Steine, bei deren theilweiser Abräumung Scherben und Asche zu Tage kamen, indess musste die Untersuchung aufgegeben werden, da die Wurzeln des Baumes das weitere Vordringen hinderten. Ein Paar kleinere rechteckige Steinsetzungen auf der Nordseite wurden ohne jedes Ergebniss abgeräumt. Dagegen wurde bei Regulirung des Terrains auf der östlichen, der Warthe zugekehrten Abdachung, etwa 40 Schritt von der Eiche entfernt, ein altes Gerippe in hockender Stellung gefunden. Da an dieser Stelle schon früher eine Abtragung von etwa 12 Fuss vorgenommen war und das Skelet noch ungefähr 4 Fuss unter Sand lag, so schliesst Hr. v. Treskow, dass es früher sehr tief gebettet gewesen sein müsse. Indess zieht sich nördlich um den Hügel das Fliess der Liesmühle hin, welches starke Absätze von Geröll und Sand gemacht hat, und es ist daher die Möglichkeit gegeben, dass auch an der fraglichen Stelle eine Ueberlagerung durch Schwemmsand stattgefunden hat. Nach der Handzeichnung des Hrn. v. Treskow findet sich unter dem Mutterboden grober Sand mit Ockerstreifen, der schräg und wellenförmig gelagert ist und zwar parallel der schrägen Abdachung einer Lehmwand, gegen welche in grösserer Tiefe eine horizontale Kiesschicht anstösst. Nach der Schilderung des Berichterstatters hatte das Gerippe einen sehr flachen und unentwickelten Schädel; die Rippen sahen aus wie verfaulte Wurzeln und zerfielen; von den Wirbeln wurden nur wenige gefunden. Die Unterschenkel standen senkrecht und befanden sich westlich und nach unten von dem Schädel, während die Oberschenkel wagerecht lagen und zwar auch westlich von dem Schädel.

Demnächst wurde, etwa 10 Schritt näher zu der Eiche, in liegender Stellung ein zweites Gerippe gefunden. Dasselbe lag etwa 6 Fuss tief, nur unter Sand, auf dem geschichteten Kies, mit dem Kopf nach Osten. Es hatte „einen sehr gut entwickelten Schädel, feinere Knochen und sehr gute Zähne." Die Herren v. Treskow und Schwartz neigen zu der Meinung, es sei durch das Wasser angeschwemmt worden.

Beigaben scheinen bei keinem der Gerippe bemerkt worden zu sein.

Der mir übersandte Schädel des hockenden Skelets (Nr. 1) ist sehr defekt, indem das Gesicht fast ganz fehlt, der vordere Theil der Basis zertrümmert ist und nur Kieferknochen vorhanden sind, von denen die oberen verhältnissmässig breit

---

1) In seinem eben erschienenen IV. Nachtrage zu den Materialien zu einer prähistorischen Kartographie der Provinz Posen, S. 5, veranschlagt Hr. Schwartz das Alter des Baumes auf „wohl 1000 und mehr Jahre".

und prognath erscheinen. Die Synchondrosis spheno-occipitalis ist noch offen, die Gelenkhöcker am Hinterhauptsloch waren noch an der Oberfläche knorpelig, die Weisheitszähne sind noch in ihren Höhlen verschlossen. Offenbar war es ein sehr jugendliches Individuum, weshalb der Schädel den Eindruck eines „unentwickelten" machen mochte. Derselbe ist ausgezeichnet brachycephal (Index 82) und von mässiger Höhe, indem er einen orthocephalen Index (von 74,4) ergiebt. Im Ganzen erscheint er auch für die Betrachtung kurz, breit und sehr voll; die Stirn ist so stark gewölbt, dass beim Messen des grössten Längsdurchmessers die vordere Branche des Messinstrumentes mitten auf die Stirn angelegt werden musste.

Auch der Schädel des liegenden Skelets (Nr. 2) ist ein jugendlicher. Die Synchondrosis spheno-occipitalis ist noch offen; die Processus condyloides sind noch nicht vollständig ossificirt, die Weisheitszähne nicht durchgebrochen. Auch bei ihm ist die Stirn voll und stark gewölbt. Leichte Stenokrotaphie. Die Brachycephalie ist noch stärker ausgeprägt (Index 85); die Höhe so beträchtlich, dass ein hypsicephaler Index (79,2) herauskommt. Das Gesicht ist mehr niedrig (Index 78,9), die übrigens sehr ungleichen Orbitae breit und niedrig (Index 70,5, also eminent chamaekonch), auch die Nase niedrig, geradezu platyrrhin (Index 57,8), der Kiefer prognath, hauptsächlich durch die sehr grossen Schneidezähne, der Gaumen breit (Index 82,9, mesostaphylin). Die Zähne, namentlich die Eckzähne, quergerifft.

Von Skeletknochen ist eine grössere Zahl vorhanden, welche der Bezeichnung nach zu dem liegenden Skelet (Nr. 2) gehörten. An den langen Knochen fehlen durchweg die Epiphysen, welche noch nicht verbunden waren. Die Diaphyse des Os femoris misst von der Epiphysengrenze der unteren Condylen bis zu der des Trochanter major 30,2 *cm*. Die Diaphyse der Tibia ist etwas zusammengedrückt, aber an der hinteren Fläche keineswegs schmal. Im Uebrigen nichts Abweichendes.

Ausserdem finden sich noch einige lange Knochen von mehr grauem Aussehen, zum Theil mit kalkigen Anflügen, welche zu dem hockenden Skelet Nr. 1 gehören dürften. Sie sind viel kleiner, als die oben beschriebenen. So hat das, übrigens in seinem unteren Theile stark nach hinten gekrümmte Os femoris eine Diaphysen-Länge von nur 24,4 *cm*. Die Diaphyse der Tibia ist verhältnissmässig dick und voll.

Beide Gerippe gehörten demnach Individuen vor vollendeter Pubertät an. Nr. 2 war wahrscheinlich ein junges Mädchen; Nr. 1 ein noch viel jüngeres, eigentlich noch dem kindlichen Lebensalter angehöriges Individuum. Trotz mancher Verschiedenheiten der Schädel, namentlich in der Höhe, wird man doch kein Bedenken tragen dürfen, beide Gerippe derselben Rasse, und zwar wahrscheinlich der neueren slavischen, zuzuschreiben. —

2. Ein stark verletzter Schädel ohne Gesicht von der Eduards-Insel bei Santomischel. Die Untersuchungen hatten auf dieser Insel sowohl mittelalterliche, als altslavische Ueberreste aufgedeckt[1]). Der Schädel wurde etwa 3 Fuss tief in einer Kiesschicht gefunden. Er ist sehr defekt, indem das ganze Gesicht fehlt. Seine Indices stimmen ziemlich gut mit denen des Schädels Nr. 1 von Radojewo: Breitenindex 83, Höhenindex 74,4; er ist also orthobrachycephal. Trotz seiner grossen Höhe macht er wegen der sehr niedrigen Stirn einen mehr platten Eindruck, der durch die kräftigen Supraorbitalwülste noch verstärkt wird. Die Schläfen sind eng, ebenso die äusseren Gehörgänge.

Nachstehend gebe ich eine Zusammenstellung der Maassergebnisse:

---

1) Schwartz, IV. Nachtrag S. 5.

I. Messzahlen.

	Radojewo		Santomischel
	1	2 ♀	♂
Grösste Länge	172	173	182
Grösste Breite	141 p	147 t	151 t
Gerade Höhe	128	137	135,5
Ohrhöhe	119	116	111
Gesichtshöhe	—	94	—
Gesichtsbreite	—	119?	—
Orbita, Breite	—	39	—
Orbita, Höhe	—	27,5	—
Nase, Höhe	—	38	—
Nase, Breite	—	22	—
Gaumen, Länge	—	47	—
Gaumen, Breite	—	39	—

II. Berechnete Indices.

Längenbreitenindex	82,0	85,0	83,0
Längenhöhenindex	74,4	79,2	74,4
Ohrhöhenindex	69,2	67,0	60,9
Gesichtsindex	—	78,9	—
Orbitalindex	—	70,5	—
Nasenindex	—	57,8	—
Gaumenindex	—	82,9	—

3. Thongeräthe von Izdebno (Kr. Birnbaum) aus einem grossen rechteckigen Steinkistengrabe (S. 27, Anm. 1). In einem derselben ist eine Bronzesichel gefunden, welche mit übersendet ist[1]). Dieselbe ist ohne Stiel und am hinteren Ende mit einem hervorragenden Zapfen versehen (vergl. Worsaae, Nord. Oldsager Fig. 159). Die scharf gebrannten, hellgelbrothen Gefässe tragen im Ganzen den lausitzer Typus. Es sind theils niedrige Töpfe, die meisten ohne Ornament, theils Schalen mit und ohne Henkel und mit eingedrücktem, gewölbtem Boden. Unter den Töpfen und Häfen sind mehrere mit kleinen, zum Durchziehen einer Schnür bestimmten, meist doppelten Henkeln versehen. Auch finden sich doppelhenklige, jedoch gleichfalls mit sehr engen Henkellöchern ausgestattete, grössere und kleinere Krüge oder flaschenförmige Gefässe mit kurzem, engem Halse. Endlich ist ein kleines, durch einen horizontalen Sprung halbirtes, hohles Thongeräth vorhanden, welches offenbar eine „Kinderklapper“ war; es hat an einer Seite einen flachen Boden, auf welchem es stehen kann, an der entgegengesetzten eine ausgezogene Spitze. Die übrige, fast vollkommen kugelförmige Fläche ist mit kurzen einfachen oder Doppelreihen kurzer, oft in Guirlandenform angeordneter Schrägstriche verziert. Nach einer Mittheilung

1) Schwartz, IV. Nachtrag S. 3.

Verlag von PAUL PAREY in Berlin

des Hrn. Schwartz in der Sitzung vom 16. Juli 1881 (Verh. S. 254) st früher in diesem Gräberfeld eine goldene Spange gefunden worden.

4. Ein kleines, mit gebrannten Kinderknochen gefülltes Thongefäss von Kutschkau (Kreis Meseritz). An dieser Stelle soll auch ein nach Art der Buckelurnen geformtes Schöpfgefäss und ein kleines Töpfchen voll feiner Vogelknochen gefunden sein[1]). Eine frühere Nachricht über dieses Gräberfeld hat Hr. Schwartz gleichfalls in der Sitzung vom 16. Juli 1881 (Verh. S. 255) gegeben.

(11) Hr. Virchow legt eine Sammlung

australischer Botenstöcke

(Hierzu Taf. X.)

vor, welche ihm neulich als ein Geburtstagsgeschenk Seitens des Baron Fr. v. Müller aus Melbourne zugegangen sind. Leider ist über den Inhalt nichts angegeben. Bei der Seltenheit derartiger Stöcke sind sie als ein Zeichen freundlicher Erinnerung des Gebers mit besonderem Dank angenommen worden.

Nach den beiliegenden Zetteln des Baron Müller scheinen sie sämmtlich von Westaustralien zu stammen: einer ist besonders bezeichnet als von der Shark Bay kommend, ein anderes trägt den Taufschein der Champion Bay, und die übrigen 6 dürften von derselben Provenienz sein. Beide Oertlichkeiten liegen zwischen 25—30° S. Br. an der Westküste. Von ihnen hat die erstere ein besonderes Interesse, insofern als auch Mr. B. Brough Smyth (The Aborigines of Victoria. Lond. 1878. Vol. I, p. 355, Fig. 152—53) Abbildungen solcher Stöcke von der Sharks Bay gegeben hat.

Wir verdanken diesem ungemein sorgfältigen Erforscher Australiens bekanntlich die erste Kenntniss dieser merkwürdigen Geräthe, auf welche er schon seit dem Jahre 1874 seine Aufmerksamkeit gerichtet hatte. Er berichtet über ihre Anwendung sowohl aus Westaustralien, als auch aus Queensland. In letzterer Colonie traf sie auch Hr. Bastian (Verhandl. vom 16. Octbr 1880. S. 240. Taf. XIII), der die grosse culturhistorische Bedeutung dieser Schriftsubstitute in helles Licht gestellt hat. Leider fehlt bis jetzt jeder Anhalt für die Deutung der Zeichen, und es scheint fast, als habe es nach dieser Richtung hin einigermaassen an ernsten Versuchen gefehlt, in den Sinn der Darstellungen einzudringen. Und doch geht aus einem von Hrn. Smyth mitgetheilten Bericht des Mr. John Moore Davis hervor, dass auf einem solchen Stocke ein ganzer Brief eingeschrieben sein kann; wenigstens hat letzterer Herr angegeben, dass einer seiner eingebornen Begleiter an seinen Vater einen Botenstock gesendet habe, aus welchem dieser die ganze Reise Tag für Tag habe ablesen können.

Manche der mir übersendeten Stöcke enthalten Einritzungen von so einfacher geometrischer Anordnung, dass wir sie mit den Einritzungen unserer Graburnen vergleichen können: bei ihnen würde man sich ohne Erklärung wahrscheinlich begnügt haben, den Einritzungen einen rein ornamentalen Charakter zuzuschreiben. Auf anderen sind Zeichnungen hinzugefügt, welche allerdings schon auf den ersten Blick den Verdacht erregen müssen, dass sie mehr significativer Natur seien. Ich erwähne als solche gewisse bienenkorb- oder hügelförmige Darstellungen, welche theils an Hütten, theils an Bergformen erinnern (Taf. X, Fig. 2, 6). Daran schliessen sich sonderbare jochförmige Zeichen (Fig. 5, 7), häufig mit ohrenförmigen Anhängen,

1) Ebendas. S. 4. Voraussetzlich sind diese „Vogelknochen" nicht identisch mit den übersendeten Kinderknochen.

welche gelegentlich Thierköpfen ähnlich werden, aber doch wohl eine andere Bedeutung haben müssen (Fig. 3). Weiterhin giebt es längere, gewundene und zickzackförmige Streifen, weiche Wege oder Strassen anzeigen könnten (Fig. 6). Endlich finden sich Darstellungen, scheinbar von Baumzweigen (Fig. 7) und von Thieren, namentlich von Fischen (Fig. 5). Das vollkommenste Stück meiner Sammlung (Fig. 5 b) habe ich, um die Darstellung im Zusammenhange übersichtlich zu machen, aufgerollt zeichnen lassen (Fig. 5a): es giebt darauf neben den Fischen auch (fremde?) Schiffe und Häuser. Auf den Zeichnungen des Hrn. Bastian sieht man sogar Andeutungen menschlicher Gesichter.

Nichts würde wichtiger sein, als zu wissen, ob diese Zeichnungen eine constante, allgemein angenommene Bedeutung haben oder ob sie im einzelnen Falle eine Art freier Erfindung darstellen. Im ersteren Falle, der schon wegen der häufigen Wiederkehr derselben Zeichen der wahrscheinlichere ist, wäre wieder zu ermitteln, ob das Zeichen etwa nur den Gegenstand bedeutet, dem es seiner Form nach entspricht, oder ob es einen weiteren, über den Gegenstand hinausreichenden Werth hat. Denn erst darnach wird sich übersehen lassen, wie hoch die culturhistorische Bedeutung dieser Zeichen zu veranschlagen ist, und ob wir darin eine wirkliche Zeichen- oder Bilderschrift anzuerkennen haben.

Die Grösse[1]) und äussere Gestalt der jetzt eingegangenen Stöcke ist sehr verschieden. Die meisten sind kurze, drehrunde, gegen die Enden etwas verjüngte Stöcke von 12—15 *cm* Länge; mehrere von ihnen haben an einem Ende eine knopfartige, meist etwas abgeplattete Anschwellung (Fig. 1, 2). Andere sind um ein Beträchtliches länger; der längste meiner Stöcke misst 24,5 *cm* (Fig. 6). Einige sind, wie die von Hrn. Bastian abgebildeten, viereckig und mit einem längeren und dünneren, runden Stiel versehen (Fig. 3). Eines ist platt, einem Falzbein ähnlich und besonders reich verziert (Fig. 6).

Die besondere Häufigkeit solcher Stöcke in West-Australien, von wo auch schon lange Höhlenzeichnungen bekannt sind (George Grey, Journ. of two expeditions of discovery in North-West and Western Australia. London 1841. Vol. I. Frontispice and Fig. at p. 202—214), könnte daran denken lassen, dass es sich um eine durch Malayen eingeführte Kunst handle. Indess das unzweifelhafte Vorkommen ganz ähnlicher Stöcke in Queensland beweist, dass es sich um eine wahrscheinlich allgemein verbreitete Sitte handelt, welche allen australischen Stämmen eigenthümlich ist. Diese Meinung scheint jetzt auch in Australien selbst allgemein angenommen zu sein. Damit würde jedenfalls der Gedanke, dass die Kunst des „Briefschneidens“ eine Erfindung der Australier sei, an Consistenz gewinnen. Man wird nicht bezweifeln können, dass manches Einzelne neuen Datums ist, wie das Vorkommen von Segelschiffen und Häusern mit Fenstern auf Fig. 5 beweist. Wären derartige Darstellungen überwiegend, so liesse sich sogar daran denken, dass die Kunst des Briefschneidens aus der in den Missionsschulen gelernten Kunst des Zeichnens hervorgegangen sei. Allein die Mehrzahl der Einschnitte hat einen so primitiven Charakter, dass man einen derartigen Gedanken wohl nicht weiter verfolgen darf. Immerhin würde es sehr erwünscht sein, wenn man in Australien selbst Zeugnisse für das Alter dieser Kunst sammelte, gerade so, wie es als eine höchst wichtige Aufgabe bezeichnet werden muss, zu ermitteln, welchen Werth die eingeschnittenen Zeichen besitzen.

1) Die Abbildungen auf Taf. X sind in verschiedenem Maassstabe ausgeführt. Nur Fig. 1, 4 und 5 sind in natürlicher Grösse; 2 hat $^4/_5$, 3 dagegen $^{13}/_{14}$, 6 wiederum $^3/_4$ und 7 endlich $^2/_3$ der natürlichen Grösse.

Sehr sonderbar ist es, dass eine der besprochenen Formen, nehmlich die falzbeinartige, in den ältesten Kunstprodukten Europas ihre nächste Analogie findet. Ich habe in der Sitzung vom 20. December 1879 (Verhandl. S. 435) ein solches Falzbein aus einem cujavischen Grabe der Steinzeit gezeigt und zugleich darauf hingewiesen, dass fast identische Stücke, je eines, in den Renthierhöhlen von Thayngen und dem Freudenthal bei Schaffhausen gefunden sind. Ich will daraus nicht schliessen, dass etwa auch diese Falzbeine der europäischen Steinzeit als Botenstäbe zu betrachten seien, und zwar um so weniger, als die darauf befindlichen Ornamente höchst einfacher Art sind, aber es scheint mir von nicht geringem Interesse, dass diese Form sich bei uns, wie in Australien, in fast identischer Weise bei Völkerstämmen der primitivsten Art entwickelt hat. —

(12) Hr. W. von Schulenburg übergiebt folgende Mittheilungen:

1. Ueber das Spinnen in älterer Weise in der Lausitz.

Früher wurde, und zwar im Gebiete des Spreewaldes, z. B. zu Burg, noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, nicht auf dem jetzt üblichen Spinnrade (na kolesko), sondern na reśeno, d. h. auf der Spille (Spindel) gesponnen [1]). Diese ältere Art zu spinnen ist noch, genau so, wie ich sie aus den Schilderungen alter Männer und Frauen aus Burg kannte, in der Muskauer Gegend, z. B. in Schleife u. a. O. in Gebrauch; doch spinnt man in dieser Weise nicht mehr Garn zu Leinwand, sondern nur Zwirn zum Nähen.

Zum Spinnen na reśeno (wreśeno) bedient man sich der Spille und Kriebatsche. Diese besteht aus zwei Hölzern, die rechtwinklig zusammengefügt sind: dem aufrechtstehenden Wockenstock und einem schmalen Brettchen, in dessen einem stärkeren Ende der Wockenstock steht. Auf diesem Brettchen, welches auf dem Schemel oder der Bank liegt, sitzt man. In dem Wockenstock ist ein Loch für eine Strippe; ist nehmlich die Spille halbvoll gesponnen, so wird der Wirtel abgemacht und an die Strippe gebunden, weil sonst die Spille zu schwer wäre. In dem Sitzbrettchen ist ebenfalls ein Loch, darein wird die Spille gesteckt, will man sie bei Seite legen oder sich ausruhen, damit das Garn nicht „verknöte“. Auf den Wockenstock (Unterwocken) wird der Oberwocken gesetzt, um welchen der Flachs als Wocken (Rocken) gelegt und durch ein Band zusammengehalten wird. Die Spille besteht aus einer hölzernen Spindel, auf deren stärkeres Ende der Wirtel (Wertel, Wörtel) aufgesteckt wird. Derselbe ist aus Thon (vom Töpfer gemacht) oder aus Holz (vom Drechsler); zur Noth behilft man sich mit einer Kartoffel.

Wird nun gesponnen (Fig. 1), so zieht die Spinnerin mit der linken Hand den Faden aus dem Wocken und hält in der rechten schwebend die Spille. Hat sie den Faden klafterweit gesponnen, so dreht (wirbelt) sie die Spille zwischen den beiden flachen Händen. Die Spille wickelt nun, sich drehend, den gesponnenen Faden auf, indem sie gegen den Rocken hingeführt wird. Hat sich dann die ganze Fadenlänge auf die Spille aufgewickelt, so legt die Spinnerin um das obere Ende der Spille (mit dem Faden) eine Schleife, damit sich beim weiteren Spinnen das Garn von der Spille nicht abwickelt. Diese Schleife wird dann jedesmal, wenn klafterweit gesponnen ist, schnell gelöst (abgezogen), bevor die Spille zwischen den Händen gewirbelt wird. Zum Spinnen na reśeno gehört grössere Geschicklichkeit, als na kolesko, auch ist das Garn besser, allein man „schafft“ weniger. Auf dem

1) Vergl. W. v. Schulenburg, Wendisches Volksthum, Berlin 1882, S. 138, Anmerk. 1. Wendische Sagen, Leipzig 1880, S. 265, Anm. 2.

Spinnrade spinnt man in einer Stunde eine Strähne, pasmo; ein pasmo hat (in Schleife) 40 Faden um die „Weefe“ (Weife); na reseno nur ein halbes pasmo.

Fig. 1.

Man kann wohl aus einigen Gründen annehmen, dass auch in älterer vorgeschichtlicher Zeit in der Lausitz in ähnlicher Weise gesponnen wurde, um so mehr, da man gleichfalls im Mittelalter einer ähnlichen Vorrichtung zum Spinnen sich bediente. Neben sich hatte man, auf einem Holzbänkchen oder sonstiger Unterlage stehend, den Wockenstock und an ihm den Wocken, in solcher Höhe, dass man sitzend den Faden ziehen konnte. An einem solchen Wockenstock (auf einer Randzeichnung von Albrecht Dürer, vom Jahre 1515, vergl. Fig. 2) sieht man in den Wocken eingesteckt eine halbvoll gesponnene Spindel mit dem Wirtel. Unterhalb des Wockens hängt ein kleines Gefäss, vermuthlich zu Wasser, um den Faden anzufeuchten. Neben dem Wockenstocke steht ein Topf, in dem vier Spindeln stehen, von denen zwei, wie erkennbar ist, vollgesponnen sind.

Fig. 2.

Bezüglich der vorher erwähnten Kriebatsche sei noch eines älteren wendischen Gebrauches gedacht. Wenn nehmlich früher (noch im vorigen Jahrhundert) ein Bursche ein Mädchen ernstlich liebte und ihr ein deutliches Zeichen seiner Liebe geben wollte, so liess er im Dorfe bei einem Manne, der geschickt in Holz schneiden konnte, eine bunt verzierte Kriebatsche machen. In die wurden allerhand Verzierungen eingeschnitten und mit rothem, grünem, auch gelbem Wachs ausgestrichen, wie es denn ehemals

Brauch gewesen ist, ausgeschnittene Verzierungen in Holz mit farbigem Wachse auszufüllen. Ich sah eine derartige Arbeit noch an der Lehne eines alten Holzstuhles in einem wendischen Dorfe bei Schleife, gleichwie ein so bearbeiteter Wockenstock in meinen Besitz gekommen ist.

Es ist eine weitverbreitete Sitte in unserem Vaterlande, sowohl unter Deutschen wie Wenden, zu gewisser Zeit, so in der altheiligen Weihnachtszeit, meist aber um Fastnacht, einen Siebreiter[1]) im Aufzuge umherzuführen. Dieser Aufzug heisst: den Schimmel umherführen, das Pferd führen, koña wozyś. Wie der Schimmel, wird auch hier und da ein „Bär", umhüllt mit Erbsstroh, ein Storch u. a. m. umhergeführt. Ueber den Schimmelreiter ist mancherlei geschrieben worden; ob immer zutreffend, mag dahingestellt sein. Soviel kann mit Sicherheit gesagt werden, dass er mythischen Ursprunges ist. Wesentlich bei der Ausstattung des Schimmels sind die Siebe und das weisse Tuch, mit dem Leib, Hals und Kopf umhüllt werden. Stets üblich ist ferner bei den Niederwenden und den Grenzbewohnern, den „Prajaki", (bei den Deutschen treten Verschiedenheiten auf) zur Herstellung von Hals und Kopf die Kriebatsche, welche der Darsteller des Pferdes, umwickelt mit Stroh, in weissem Tuche, mit beiden Armen vor sich hält. Der eine Theil derselben bildet den Hals, der andere den Kopf des Schimmels. Wo die Kriebatsche aufgehört hatte, in Gebrauch zu sein, nahm man statt ihrer das Knie vom Spinnrad. Indessen werden in neuester Zeit auch Hals und Kopf besonders aus Holz gefertigt. Ebenso wurden, und werden noch, bei dem seltener umhergeführten Storche Kriebatschen zu Hals und Kopf benutzt, weiss als Hals, roth als Schnabel umwickelt. Mit diesem Halse und Kopfe wiegt sich dann der Darsteller wie ein Storch beim Gange und treibt allerhand Scherz. Dass bei der Ausstattung von Schimmel und Storch die Kriebatsche wegen einer gewissen höheren Bedeutung Verwendung fand, kann mit Sicherheit angenommen werden, doch ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen.

Noch immer liegt über den Spinnten[2]) ein Hauch der alten Weihe; dessen wird man sich erst bewusst, wenn man sie so zu sagen mitdurchlebt.

Um nur einen mehr äusserlichen Punkt hervorzuheben, so finden nur „reine", ehrbare Mädchen in ihnen Aufnahme u. s. w. Dass die Spinnten von Alters her so beziehungsreich waren, war nicht deshalb allein, weil in ihnen Jünglinge und Jungfrauen in freiem und fröhlichem Verkehr zusammenkamen, sondern offenbar weil noch immer die Beziehungen alter mythischer Verhältnisse in sie hineinspielten. Es genüge statt weiterer Ausführungen unter vielem Anderen nur auf die verwünschten Spinnerinnen hinzuweisen, die wir bei sicheren Anzeichen auf Göttinnen zurückführen können, wie denn eine solche, nehmlich die „wendische Königin", auch auf dem Schlossberge zu Burg sitzt, spinnend auf ihrem Spinnrade und harrend des Erlösers[3]).

2. Ueber eine Art zu wirken in der Lausitz.

Im Spreewalde[4]) war früher ein gewisses (Webe-)Brettchen (genannt šnorkowa

1) W. v. Schulenburg, Wendische Sagen. Leipzig 1880, S. 182. Anmerk. 1. Volksthum S. 136—140.

2) Vergl. über Spinnten und Spinnen: Sagen S. 111, 121, 123, 142, 131 (300), 182, 195 231, 241, 242, 246, 247, 249—252, 256, 258, 267, 272, 302; Volksthum S. 33, 38, 39, 67 68, 70, 71, 75, 99, 107, 109, (116,) 117, 126, 128, 132, 134—143, 147, 148, 168, 169 (201).

3) Sagen S. 9, 13, 212

4) Wie auch sonst in Deutschland.

delka)[1]) zum Anfertigen von Bändern allgemein in Gebrauch. Jetzt wird dasselbe z. B. zu Burg nur von wenigen Leuten noch gehandhabt und ist im Aussterben; dagegen findet man es noch gebräuchlich in der Gegend von Schleife (Kr. Rothenburg). Es besteht aus einem Brettchen (8 bis 12 Zoll hoch, 6 bis 8 Zoll breit), in welchem Schlitze (8 bis 12) ausgeschnitten sind. Jedes der schmalen Holzstücke, die zwischen den einzelnen Schlitzen stehen bleiben, hat in der Mitte ein durchgehendes Loch. Will man Bänder machen, so werden z. B. 20 Garnfäden genommen und an ihrem einen Ende sämmtlich zusammengebunden, dann 10 von denselben, mit jedesmaliger Uebergehung eines dazwischenliegenden, durch die Löcher gezogen, die freigebliebenen 10 durch die Schlitze, und das andere Ende aller auch auf der anderen Seite des Brettchens zusammengebunden. Alsdann wird das eine zusammengebundene Ende mit einem Bande am Leibe festgebunden, das andere (jenseits des Brettchens) irgendwo in der Stube, z. B. an einem Fensterhaken. Ausserdem gebraucht man eine (Filet-)Nadel (oder ein Stöckchen) mit Garn. Beim Wirken nun wird das Brettchen, das durch die gespannten Fäden in der Schwebe gehalten wird, z. B. zuerst nach unten gezogen, dadurch kommen die Fäden in den Schlitzen hoch zu liegen, die in den Löchern tiefer. Zwischen beiden wird die Nadel (wie das Weberschiffchen) hindurchgeschoben und der Faden festgezogen. Hierauf wird das Brettchen mit der Hand wieder hochgeschoben, die Fäden in den Schlitzen kommen dadurch tief, die anderen höher zu liegen, die Nadel wird hindurch geschoben, u. s. f. Mit diesem Schnürchenbrett machte man früher Ober- und Untergurte für Ochsen (zum Geschirr für Wagen oder Pflug), Schürzen-, Kiepen- und Karrenbänder, jetzt nur noch, entweder aus blauen Fäden oder aus ungefärbtem Garne, Schürzen- und Kopfbänder, wie sie Frauen und Mädchen gebrauchen, um das Haar auf dem Kopfe zusammenzubinden. Eine Frau soll an einem Tage 10 Ellen Schürzenband so anfertigen können; doch werden die Bänder nur zum Hausgebrauch, nicht zum Verkauf gemacht. Früher habe man, heisst es, auch Leinwand mit solchen Brettchen gewebt, indessen seien jene grösser und breiter gewesen.

3. Ueber ein altes Wahrzeichen der Havelfischer.

Manche der sogenannten Oder- oder Spreekähne (lange, flache Schiffsgefässe) auf der Havel führen, befestigt auf der eisernen Spille, die auf der Spitze des Mastes steht, einen sog. „Kuckuck“ oder eine sog. „Ule“ („Eule“)[2]). Dies ist ein Vogel, aus Holz geschnitzt, etwa einen Fuss lang und eine Handlänge hoch, mit erhobenen Flügeln und gesperrten Schwanzfedern. Auf dem Kopfe trägt er eine „Krone“, aus zwei schmalen Blechstreifen bestehend, die kreuzförmig und hohl über einanderliegen. Angestrichen wird der Vogel mit Oelfarbe. Auf der Stirne sieht man ein (abgestumpftes) weisses Dreieck, daneben als zwei weisse Flecke die Augen. Ebenso sind die Schwanz- und Flügelfedern und die „Krone“ weiss, sonst der übrige Leib schwarz, mit Ausnahme der unterhalb der Augen und Blässe liegenden Kopfhälfte (oder des Schnabels?), die rothbraun angestrichen ist. Namentlich die Schiffer aus dem Dorfe Caput bei Potsdam haben einen Vogel auf dem Maste, dortselbst lebt auch ein Mann, welcher solche schnitzt. Irgend etwas über die Bedeutung dieses Mastenschmuckes habe ich weder von Havelschiffern noch von sonstigen Anwohnern der Havel erfahren. Mehrere meinten: der Kuckuck sollte wohl ein

1) Volksthum S. 139 in der Anmerkung.
2) Vergl. Volksthum S. 153.

Adler[1]) sein. Auch in Caput scheint nichts näheres bekannt. Nur spöttisch und neckend ruft man auf und an der Havel, bis Spandau hin, den Schiffern zu: „Scheper, Du hast ja 'ne Ule up'n (auf dem) Mast;" häufiger noch: Du hast ja 'n Kuckuck up'n Mast, Steenk — mit 'n Kuckuck."

Ich führe noch an, was sich in meinen wendischen Sagen (S. 261) über die Eule bemerkt findet. „Wenn eine Eule ganz nahe dem Hause schreit oder herumfliegt, stirbt bald jemand, denn die Eule „heult" Unglück. Es soll keiner sie schimpfen oder ihr nachschreien, sonst kommt sie auf ihn los. Einmal hatte ein Fischer Nachts auf Eulen geschimpft und ihnen nachgerufen. Da bedrängten sie ihn so, dass er zuletzt den Kahn musste umkippen und sich darunter verkriechen. Wenn ein Rabe nahe am Hause schreit, stirbt jemand."

Vergleiche auch in der Zeitschrift für Ethnologie 1880, XII, S. 28, meine Angabe über Giebelverzierungen am Rügenwalder Hafen (Eule als Sturmbringer) und die reichen Ausführungen bei W. Schwartz, Ursprung der Mythologie (Cap. IV, die Vogelgottheiten) S. 204, 212, 213.

Man ist daher berechtigt, diesen, Ule oder Kuckuck genannten, Vogel auf der Mastspitze der Havelkähne als Wahrzeichen[2]) einer deutschen Sturmgottheit zu bezeichnen, wie der Wode, Wodan den Raben oder die Eule, und alle indogermanischen Gottheiten, entsprechend ihrer Entstehung, ihre besonderen Thiere hatten, Athene die Eule u. d. m.

4. Ueber mythologisch wichtige Blitzerscheinungen.

Hr. W. Schwartz gedenkt in seinen mythologischen Untersuchungen[3]) wiederholt einer Auffassung der Blitze als kreuzartiger Erscheinungen, die als mythisches Element in vielfacher Beziehung sich geltend machen. Ich habe erst nach mehrjährigen Beobachtungen in diesem Jahre derartige Blitze wahrgenommen. Im Monat August, eines Nachmittags, stand bei einem schweren Gewitter ziemlich hoch eine breite Wolke in Ostnordost am Himmel; dieselbe war aussergewöhnlich reich an Blitzerscheinungen. Auf dieser Wolke sah ich u. a. einen Blitz vollkommen wagerecht in Wellenlinien (Fig. 3), wie einen Faden mit einem Knäul. Dann

Fig. 3.

zeigten sich mehrmals ganz kurze gekreuzte Blitze wie Striche oder Schmarren (Fig. 4). Bald danach erschien in weisslichem Lichte auf ebenderselben Wolke ein

Fig. 4.

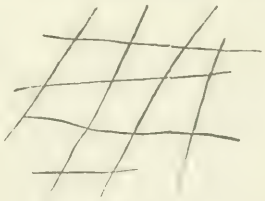


Fig. 5.

Maschenwerk, wie ein Stück von einem Netze (etwa wie Fig. 5). Dasselbe wieder-

1) Vor Jahren hörte ich in Hannover Adler (als Schmuck angebracht) mit ähnlich ausgebreiteten Flügeln Kuckuck nennen. (Vor der Annection? D. Red.)

2) in entsprechendem Sinne.

3) Schwartz, Ursprung der Mythologie S. 219 u. a. O. Poetische Naturanschauungen. Berlin II, 1879, 101.

holte sich noch einmal. Ich würde indessen nicht wagen, eine so flüchtige Erscheinung als sicher zu berichten, hätte nicht auch meine Schwester die gleiche wahrgenommen. Ich kann daher aus eigener Anschauung die von Hrn. Schwartz aus mythologischen Ueberlieferungen vieler Völker, wie es scheint, nur gefolgerten derartigen Blitzerscheinungen bestätigen.

(13) Hr. Schlossprediger und Rektor Saalborn zu Sorau N/L. berichtet d. d. 17. December 1871 über

die Zahl der prähistorischen Fundstellen im Kreise Sorau.

In den 7 Jahren von 1875 bis 1881 sind an prähistorischen Fundstellen ermittelt: 216 im Kreise Sorau i. d. N/L. und 170 an den Grenzen desselben, Summa 386. Die Gesammtzahl der prähistorischen Fundstücke aus demselben Zeitraum beträgt etwa 7000, und zwar in Thon und Lehm etwa 5900, in Stein 70, in Bronze 761, in Kupfer 9, in Horn 3, in Knochen 15, in Gold 14, in Glas 150, in Eisen 66. Davon sind in Handzeichnungen abgebildet etwa 1700.

(14) Hr. Dr. Max Flesch in Würzburg berichtet in folgendem Schreiben an den Vorsitzenden über die

anatomische Untersuchung eines Microcephalen.

Die beiliegenden Präparate entstammen dem Rückenmarke des Ihnen bekannten microcephalen Knaben Franz Becker; da Sie der Familie Becker ein so grosses Interesse gewidmet haben, glaubte ich Ihnen einige Präparate schon jetzt unterbreiten zu sollen und werde Ihnen gerne eine grössere Zahl zur Verfügung stellen. Die vorliegenden sind Produkte der vorläufigen Untersuchung.

Von den Schnitten ist je einer dem Hals-, Rücken- und Lendenmark entnommen. In sämmtlichen fällt auf die Verminderung der Ganglienzellen in den Vorder- und Hinterhörnern der grauen Substanz, während Solitärganglien, Ganglien der Seitenhörner im Halsmark und Clarke'sche Säulen gut entwickelt sind. Die weisse Substanz ist nur in dem äusseren Theil des Seitenstranges (Kleinhirnseitenstrangbahn) normal. In allen anderen Theilen sind den normalen Nervenfasern andere beigemischt, die eine wesentliche Verminderung der Markscheide aufweisen; es ist ferner die Neuroglia dort entschieden vermehrt; besonders fällt dies auf in den Pyramidenbahnen. Es besteht danach eine Sclerose des Rückenmarkes, die ganz besonders in den vom Grosshirn abzuleitenden Bahnen hervortritt; entsprechend der normalen Beschaffenheit der Kleinhirnseitenstrangbahn erscheinen die Clarke'schen Säulen gut ausgebildet. — Dass die Micromyelie der Microcephalen (Theile-Aeby) nur aus secundären Veränderungen herzuleiten sei, ist mir gleichwohl nicht wahrscheinlich; es ist jedenfalls aus der Bildung des Centralkanales auf Entwicklungsstörungen auch im Rückenmark zu schliessen; im Brustmark ist der Kanal auffällig eng; sowohl hier als im Bauchmark findet sich (Fig. 1) stellenweise nach beiden Seiten hin eine Epithelanhäufung, die ziemlich weit zu verfolgen ist.

Fig. 1.

Das Gehirn zeigt im Stirnlappen die gewöhnliche Armuth an Furchen; Centralspalte, Stirn- und Präcentralfurchen sind kenntlich. Auch im Schläfenlappen stimmt es mit anderen microcephalen Gehirnen überein. Hingegen ist der ganze Occipital- und Parietaltheil des Gehirnes durch einen enormen Hydrops ventriculorum in eine dünnwandige Blase (Fig. 2) verwandelt (Wanddicke circa 5 *mm*), deren Inhalt eine

kläre seröse Flüssigkeit ist. (Nach einer vorläufigen chemischen Untersuchung glaubt Dr. Kunkel einen entzündlichen Charakter der Flüssigkeit ausschliessen zu können; die definitive Untersuchung wurde durch einen unglücklichen Zufall vereitelt.) Es ist aber gerade der Theil des Hirnmantels verkümmert, der mit den Pyramidenbahnen zusammenhängt.

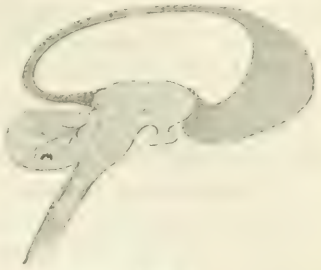


Fig. 2.

Auch das peripherische Nervensystem zeigt eine Entwickelungsstörung an, durch mehrfache seltene und wichtige Varietäten, besonders der oberen Extremität, die vielleicht als correlative Veränderungen im Gefolge der frühzeitigen Missbildung des Centralnervensystemes erscheinen.

Der Schädel, von welchem ich einige Skizzen (Fig. 3 und 4) beifüge, zeigt hochgradige Asymmetrie, Verkümmerung des Stirntheiles, relativ mächtige Ausbildung des Occipitaltheiles; er lässt sich gut mit dem Flatheadschädel vergleichen. Sämmtliche Nähte sind normal; die Knochen dünn, leicht. Im Oberkiefer fehlen

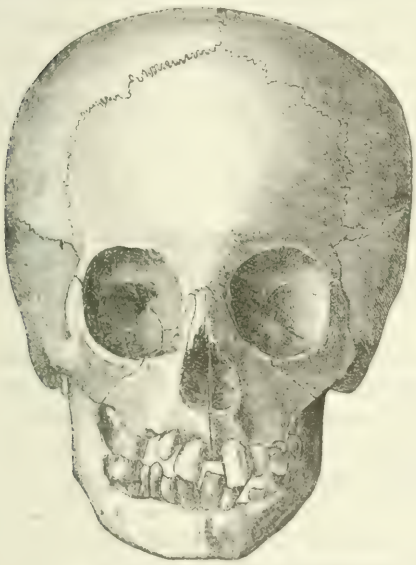


Fig. 3.

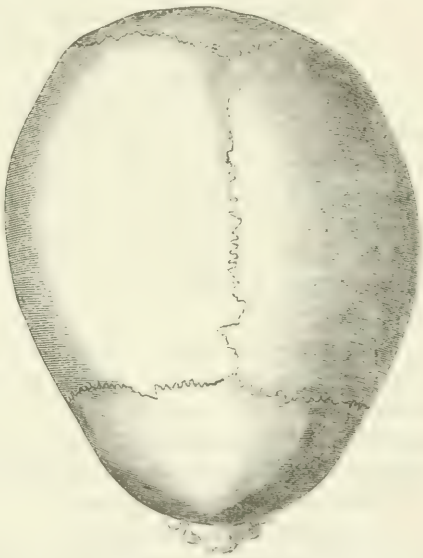


Fig. 4.

die Eckzähne, die offenbar nie zum Durchbruch kamen; eine Wulstung der Gesichtsfläche des Knochens zeigt deren Sitz an. Der Unterkiefer steht, wie bei vielen Microcephalen, zurück; sein aufsteigender Ast ist links um fast 8 *mm* schmaler als rechts — correspondirend mit der geringeren Ausbildung der ganzen linken Kopfhälfte.

Das Skelet, soweit bis jetzt kenntlich, zeigt vielfache Verkrümmungen: es macht mir eher den Eindruck der allgemeinen Osteoporose des Geisteskranken, als der Rachitis; die genauere Untersuchung wird dies noch festzustellen haben. Die Muskelpräparation ergab nichts Wesentliches; sehr wesentliche Varietäten zeigten die Arterien des Armes. — Jedenfalls dürfte als wichtigstes Ergebniss der seitherigen Untersuchung der Nachweis des fötalen Hydrops des Gehirnes erscheinen.

Es bot sich mir Gelegenheit, sämmtliche nicht microcephale Kinder der

Familie Becker flüchtig zu untersuchen. Wirklich normalen Kopf zeigen nur die beiden Töchter erster Ehe des Hrn. Becker.

Josephine, 21 Jahr alt, Kopflänge ca. 17,8, Breite ca. 15,2, Umfang ca. 53, Ohrlochbogen 33.

Luise, 23 Jahr alt, Kopflänge ca. 17,4, Breite ca. 14,4, Umfang ca. 50, Ohrlochbogen 33.

Die Köpfe der anderen 4 lebenden, angeblich normalen Kinder sind sämmtlich mehr oder weniger missgestaltet.

Mathilde, 17 Jahr. Der Kopf ist sehr klein — genaue Maasse sind mir momentan nicht zur Verfügung. Das geistige Wesen ist unruhig, bald scheu, bald auffällig lustig; es ist nicht unmöglich, dass über kurz oder lang ausgesprochen hebephrenische Zustände kommen.

Karl, 15 Jahr; geistig normal; z. Z. Lehrling. Kopflänge 17,9, Breite 13,4, bedeutende Asymmetrie des Stirntheiles; die Stirn erscheint links schmäler.

Dina, 6 Jahr; geistig normal. Kopflänge 17,1, Breite 12,5 bei einer Körperlänge von 106 *cm*. Die Dolichocephalie ist sehr auffällig.

Wilhelm, 2 Jahr; geistig normal. Kopf „scoliotisch"; **sehr** bedeutende und auffällige Abflachung der **linken** Stirnhälfte. Länge 15,5, Breite 12,5.

Da der Vater ausdrücklich angiebt, dass die jüngeren Kinder noch nicht untersucht seien, glaubte ich, auch diese Einzelheiten mittheilen zu sollen.

Ausser der Familie Becker finden sich übrigens in Bürgel — deren Wohnort — noch einige Microcephalen- und Cretinenfamilien:

1. Fecher, 3 Kinder; davon 2 cretinistisch microcephale ausgewachene Töchter im Alter von 22 und 20 Jahren; ein Sohn soll normal sein. — Mutter anscheinend normal; Vater anscheinend beschränkt; eine Schwester desselben soll im Irrenhaus gestorben sein.

2. Kulmey; 2 Kinder leben; 1 Sohn, 8 Jahre alt, mässig microcephaler Idiot (jetzt in einer Anstalt); 1 Sohn, $2^1/_2$ Jahre alt, normal; 2 Kinder todtgeboren. Mutter anscheinend normal; angeblich auch deren Geschwister. Vater eitel auf angebliche Medicinkenntnisse, wegen deren er seit meinem Besuch verhaftet und verurtheilt wurde als Medicinalpfuscher; macht einen schlechten Eindruck. — Ist aus Schlesien nach Bürgel gezogen.

3. Familie Lautenschläger; eine Tochter, ca. 18 Jahre alt, von früh an essentielle Lähmung aller Glieder; auffällige hochgradige Brachycephalie.

4. Familie Brandt; aus Würzburg nach Bürgel verzogen. 7 Kinder; davon eines todtgeboren, 3 jung, z. Th. bald nach der Geburt gestorben. 2 Kinder leben und sind normal; ein drittes lebendes Kind ist ein „Thurmkopf", dasselbe ist ca. 6 Jahre alt (geb. 1875). Der Fall ist vielleicht interessant durch Angaben der Frau Brandt, welche mit jenen der Frau Becker Aehnlichkeit haben. Es soll nehmlich nach deren Umzug von Würzburg nach Bürgel 1873 sich ein Kropf — der heute noch besteht — gezeigt und schnell entwickelt haben; die Geburt des letzten, missbildeten Kindes fällt hinter diese Zeit; die letzte Geburt vorher (todtgeborenes Kind, angeblich normal gebildet) in das Jahr 1872. Frau Brandt scheint, von dem Kropfe abgesehen, normal zu sein; der Vater soll ein ziemlich verkommener Säufer sein. —

Irgend Folgerungen für endemische Einflüsse können nicht in Betracht kommen, da die Familie Becker nicht aus Bürgel stammt. Ich werde indessen bis zum Anthropologencongress eine Suche auch in den Nachbarorten unternehmen.

(15) Hr. Baron Lühdorf aus Hamburg zeigt Photographien von Ainos, Giljaken und anderen Amurvölkern. Derselbe äussert sich über das voraussichtlich nahe Aussterben, namentlich der Orotschonen und Ainos, und fordert zu intensiven Forschungen über diese interessanten Stämme auf.

(16) Hr. Dr. Behla aus Luckau liest eine Abhandlung

über die im mittleren Oder- und Spreegebiet gefundenen Bronzewagen.

Bei der Wichtigkeit der Bronzewagenfunde erlaube ich mir, Ihnen einige neue Gesichtspunkte zur Deutung der im mittleren Oder- und Spreegebiet gefundenen Bronzewagen mitzutheilen. Das Detail dieser berühmten Funde voraussetzend, recapitulire ich ganz kurz das, was ich zu meinen Folgerungen brauche. Wir kennen bis jetzt aus dem mittleren Oder- und Spreegebiet im Ganzen 4 Bronzewagen; es sind Deichselwagen, alle 4 sind einaxig. Der erste Burger Wagen wurde zwischen Müschen und Burg, der andere oberhalb des Schlossberges bei Burg gefunden. Der erste Wagen hat bekanntlich 2 beweglich auf eine lange Axe angesetzte Räder mit je 4 Speichen. Auf der Axe sitzen drei roh ausgeführte Stierköpfe auf langen, schmalen Hälsen, welche nach rückwärts gerichtet sind. An der Axe befindet sich eine Gabel, welche in eine hohle Tülle mit ein Paar seitlichen Löchern ausläuft. Sowohl auf der Tülle, als auf jedem der beiden Gabelarme steht auf dickem Stiel ein Schwan, gleichfalls mit nach rückwärts gerichtetem Kopf. Der zweite Burger Wagen ist sehr ähnlich, unterscheidet sich nur dadurch von dem ersten, dass an Stelle des mittleren Stierkopfes, der weggelassen ist, noch ein drittes Rad auf der Axe sich befindet. Ausser diesen beiden Wagen kennen wir noch zwei andere, sehr ähnliche; den einen fand man 1848 zwischen Frankfurt a/O. und Drossen, den anderen bei Oberkehle in Niederschlesien. Diesen beiden sehr ähnlichen Wagen steht am nächsten der zweite Burger Wagen. Diese drei haben je 3 Räder. Dagegen sind der Frankfurter und Oberkehler von den beiden Burger Wagen dadurch verschieden, dass sie 4 Vögel haben, indem auf der Tülle 2 davon hintereinander Platz haben. Alle 4 Bronzewagen also sind in ihrer Construction sehr ähnlich.

Aus welcher Zeit stammen diese Funde? Man hat verschiedene Zeiten angenommen. Veckenstedt, der sich bekanntlich seiner Zeit sehr genau mit dem Wendenkönig beschäftigte, hat sowohl die beiden Burger Wagen als auch den Bronzeschmuck von Babow mit der Sage vom Wendenkönig in Verbindung gebracht; nun, dessen Meinung, diese Wagen als wendische aufzufassen, theile ich nicht. Ich bin vielmehr mit Virchow der Ansicht, dass sie älter, dass sie vorslavisch sind. Ich halte sie für germanische Gegenstände. Doch wozu waren diese Wagen bestimmt? Diese Frage erheischt nächst der Frage der Zeit, aus der sie stammen, das grösste Interesse.

Spielzeuge waren es wohl sicherlich nicht. Auch dienten sie wohl nicht dazu, um etwas auf sie zu legen oder zu stellen. Kemble's Meinung, dass unsere Wagen zum Transport von Trinkgeräthen auf dem Esstische bestimmt gewesen seien, scheint mir nicht zutreffend. Ferner glaube ich nicht, dass die Wagen direct beim Opferdienst gebraucht wurden, sei es, um darauf Etwas in das Opferfeuer zu schieben und wieder herauszuziehen, sei es, um damit den Teig beim Opferdienste in Stücke zu schneiden und so gewisse Kuchenformen herzustellen. Das Wahrscheinlichste ist wohl das, dass die Wagen einem heiligen Zwecke dienten. Betrachten wir einmal in diesem Sinne unsere Bronzewagen im Anschluss an Tacitus.

Tacitus sagt uns in der Germania Cap. 9: „Die Germanen hielten weder die

Götter in Wände einzuschliessen, noch sie in irgend einer Form menschlichen Aussehens darzustellen, der Grösse der Götter für angemessen.“ Das fiel den Römern im Hinblick auf ihre eigenen Götterstatuen ganz besonders als Unterschied auf, dass die Germanen keine simulacra, d. h. keine nach menschlicher Gestalt geformte Götterbilder hatten. Tacitus negirt also ausdrücklich hier im Cap. 9 im Allgemeinen, wie in Cap. 43 bei Erwähnung des Bruderpaares Castor und Pollux im Speciellen, germanische Götterstatuen: er nennt nur signa et formas, d. h. gewisse auf die Natur und das Wesen der Gottheit hindeutende Symbole, welche bei der Gottesverehrung gebraucht wurden. Ein heiliges signum also vertrat gewissermaassen die Gottheit. Dass die Germanen in der That nur signa et formas besassen, das zeigen uns speciell in Cap. 9 der Germania das signum in modum Liburnae figuratum, in Cap. 40 das dicatum vehiculum der Göttin Nerthus, in Cap. 43 die formae aprorum. Es könnte hier Jemand den Einwurf machen, dass unter diesen signa et formae des Tacitus Kriegszeichen zu verstehen seien, denn in Cap. 9 sage er ja ausdrücklich von den Priestern: „effigies et signa quaedam detracta lucis in proelium ferunt.“ Ja, ganz recht, es gab bei den Germanen militärische Abzeichen. Caesar erzählt de bello Gallico im vierten Buch Cap. 16 von den Usipetern und Tencterern, dass sie militaribus signis relictis die Flucht ergriffen. Aber es gab bei den Germanen auch religiöse signa. Dies beweist uns ganz deutlich der Ausdruck signum in modum Liburnae figuratum und der Nerthuswagen, sowie die formae aprorum. Diese Namen stehen in der Germania an Stellen, wo ausdrücklich von einem religiösen Cultus die Rede ist. Prüfen wir im Folgenden, ob unsere Bronzewagen solche religiösen signa im Sinne des Tacitus sind.

Diese Ansicht habe ich von unseren Bronzewagen. Es fragt sich zuerst, gab es in der That bei den Germanen heilige Wagen und waren diese aus Bronze construirt? Für die Existenz solcher Wagen führe ich folgende Notiz an. In Cap. 10 der Germania, wo Tacitus vom Pferdecultus der Germanen berichtet, gebraucht er ausdrücklich den Namen: sacer currus, an den bei Weissagungen die in heiligen Hainen öffentlich gehaltenen candidi equi gespannt wurden. Plutarch erzählt uns ferner im Marius, dass die Cimbern über einem ehernen Stier schworen. Hier haben wir also ein heiliges Bronzegeräth bei den Germanen! Strabo erwähnt, dass die Cimbern dem Kaiser Augustus einen ehernen Opferkessel (κρατῆρα χαλκοῦν) schickten, und nennt das Geschenk δῶρον τὸ ἱερώτατον παρ' αὐτοῦς; ebenso berichtet er, dass die προμάντεις ἱέρειαι der Cimbern unter Anderem einen ehernen Gürtel trugen. Wir haben also mehrfache Hindeutungen bei den Schriftstellern, dass die heiligen Geräthe und der heilige Schmuck bei den Germanen aus Bronze waren.

Es wäre nun einfach, wenn man im Hinblick auf unsere Bronzewagen sagen könnte, das sind die heiligen Wagen, an welche die heiligen Rosse behufs Weissagungen gespannt wurden. Dafür würde auch eine Abbildung sprechen, wo auf dem berühmten Kivikmonument in Schweden wirklich auf der Gabel eines zweirädrigen, ähnlich unseren Bronzewagen gebauten Wagens, dessen Räder auch vier Speichen haben, ein Mann ungefähr da steht, wo auf unseren Wagen die Vogelgestalten sich befinden. Vor den Wagen, der eine lange Deichsel hat, sind zwei Pferde vorgespannt. Diese Abbildung mag in der That eine Hindeutung sein auf die heiligen, mit Pferden bespannten Wagen. Ich glaube jedoch nicht, dass unsere Bronzewagen bei diesem Pferdecultus verwendet wurden. Die verschiedenen Gestaltungen der uns überhaupt bekannten Bronzewagen als Platten-, als Kessel-, als Deichsel-Wagen, sowie die verschiedenen Attribute auf den einzelnen Wagen berechtigen uns zu dem Schluss, dass dieselben verschiedenen religiösen

Zwecken dienten. Eine allgemein giltige Erklärung für die verschieden construirten Bronzewagen geben zu wollen, halte ich für nicht richtig. Ich lege Gewicht auf die Attribute der Wagen. Die mit Kesseln versehenen Wagen mögen höchst wahrscheinlich beim Opfer gebraucht worden sein. Unsere mit Stier- und Vogelornamenten geschmückten Wagen müssen aber eine besondere Bedeutung gehabt haben. Sie deuten nach meiner Ansicht auf einen besonderen Cultus hin. Ich halte deshalb unsere 4 Bronzewagen nicht bloss allgemein für heilige Wagen der Germanen, ich halte sie für das Symbol einer bestimmten germanischen Gottheit. Es fragt sich, welcher Gottheit Symbole sind sie?

In der germanischen Mythologie spielt der Wagen eine grosse Rolle. Wir wissen, dass auch Wuotan und Donar auf einem Wagen fahrend gedacht werden; als deren Symbole fasse ich jedoch die Bronzewagen nicht auf wegen der eigenthümlichen Attribute von Stier und Schwan. Ich bringe sie in Beziehung mit einer anderen Gottheit der Germanen. In Cap. 40 der Germania berichtet Tacitus über den Nerthusdienst. Dieser Göttin Symbol ist ein Wagen. Derselbe wird zu gewissen Zeiten verhüllt, in Begleitung eines Priesters, herumgefahren. Mit diesem Herumfahren des Wagens ist eine grosse Volksfeier verbunden. Tacitus nennt nun speciell nur 7 Stämme der Sueben, nach der Meeresküste gelegen, welche die Nerthus verehren. Sehen wir zu, ob diese Notiz des Tacitus glaublich ist!

Wenn wir die Germania vorurtheilsfrei betrachten, so können wir bei aller Hochschätzung dieser so wichtigen Schrift doch nicht jeder einzelnen Nachricht des Tacitus Glauben schenken. Dem Tacitus passirte es so zu sagen, dass er im allgemeinen Theil der Germania zuweilen das, was bei einem oder mehreren Stämmen Brauch war, auf alle Germanen übertrug. Dafür sofort ein Beispiel! In Cap. 27 sagt er von der Bestattungsweise der Todten: „Sua cuique arma adjiciuntur.“ Hier kann die Anthropologie den Tacitus corrigiren; denn wir wissen doch gerade aus den Lausitzer Urnenfeldern, dass dies nicht der Fall ist. Umgekehrt mag Tacitus manches als Einzelheit erwähnen, was allgemeiner war. In dieselben Fehler freilich würde Jeder unwillkürlich verfallen, der in einer so kurz gefassten Schrift, wie die Germania, das Gemeinsame und Specielle der Negerstämme Afrikas oder der Indianerstämme Amerikas darstellen wollte. Ohne Zweifel fehlte dem Tacitus aber in Bezug auf Religionsverhältnisse die umfassende Kenntniss des Ganzen. Er theilt nur Einzelnes hiervon mit, was er gehört. Jacob Grimm nennt geradezu die religiösen Mittheilungen des fremden Römers unvollständig und mangelhaft. Ja Tacitus selbst entschuldigt bei Erwähnung der Isis mit einem parum comperi seine mangelhafte Kenntniss. Wenn er daher auch nur 7 Stämme nennt, welche den Nerthuscultus ausübten, so wird uns eine weitere Betrachtung doch bald lehren, dass dies nicht der Fall sein mochte. Ist es doch schon von vorn herein sehr wahrscheinlich, dass der religiöse Volksglauben in Bezug auf die Hauptgottheiten bei allen Germanen derselbe war, um wie viel mehr bei allen Suebenstämmen, von denen wir Cap. 39 lesen, dass omnes ejusdem sanguinis populi des grossen Suebenverbandes zur bestimmten Zeit im Semnonenlande, durch Gesandtschaften vertreten, zusammenkamen, um für das Heil des gesammten Stammes zu opfern. Wohl mögen die einzelnen Stämme der Sueben auch besondere Gottheiten verehrt haben, aber höchstwahrscheinlich bestanden unter allen Suebenstämmen gemeinsame Beziehungen in Betreff des Religionscultus der Hauptgottheiten. Als eine Hauptgottheit aber betrachte ich die Nerthus. Dies sagt uns die Erklärung des Tacitus. Er bezeichnet sie als Terra mater; möglich ist es daher, dass die Terra mater ihrem allgemeinen Wesen nach als „Mutter Erde“ auch bei allen Suebenstämmen eine allgemein verehrte Göttin war. Freilich mag sie nicht bei

allen Suebenstämmen unter demselben Namen verehrt worden sein. Was speciell den Namen Nerthus anbetrifft, so deutet derselbe unzweifelhaft nach Norden. In der nordischen Mythologie ist der Nerthusdienst nach Jacob Grimm fast auf's Haar gleich wiederzufinden; denn des Niördh's Sohn Freyr fuhr im Frühjahr, von einer Priesterin begleitet, auf einem verhüllten Wagen in Schweden umher, während das Volk Feste feierte.

Ich folgere also aus meiner vorhergehenden Betrachtung nicht ohne Weiteres, dass der Nerthuscultus bei allen Suebenstämmen stattfand und dass somit unsere Bronzewagen Nerthuswagen repräsentiren — dafür haben wir keine directen Anhaltspunkte, — aber ich halte es für höchst wahrscheinlich, dass auch bei den übrigen Suebenstämmen eine nerthusähnliche Göttin existirte und dass diese, mögen wir sie uns nun als Terra mater oder als eine Göttin des Ackerbaus vorstellen, unter dem Bilde eines Wagens verehrt wurde. Dass wir unter den Attributen des Wagens Stiere haben, das würde uns bei einer Verehrung der Mutter Erde nicht auffallen, aber warum auch Schwäne? Wir müssen annehmen, dass dieser Göttin auch der Schwan heilig war. Freilich diese Zusammenstellung von Stier und Schwan, diese innige Zusammengehörigkeit beider Thiere, die sich auch in der Combination von Stierkopf und Vogelschnabel documentirt, muss noch eine besondere Bedeutung haben. Jedenfalls liegen hier dunkle religiöse Vorstellungen zu Grunde. Vielleicht bringen neue Funde besseres Verständniss.

Gehen wir jetzt zu der Frage über, wozu unsere kleinen Bronzewagen beim Cultus gebraucht wurden, so liegt es auf der Hand, dass dies nicht die Wagen sind, die bei Festlichkeiten wirklich von Stieren gezogen wurden. Dazu sind sie doch in der That zu klein. Ebenso glaube ich, dass auch die heiligen Wagen, an welche bei Weissagungen die heiligen Pferde gespannt wurden, grosse Wagen waren. Ich halte daher unsere Bronzewagen nur für Abbilder von grösseren Wagen, dafür spricht auch das Skizzenhafte der Ausführung der Thiergestalten. Wahrscheinlich wurden unsere Miniaturwagen so zu sagen im kleinen Cultusdienst gebraucht, vielleicht bei feierlichen Gelegenheiten, wie Flurprocessionen, um reiche Ernte, Regen u. s. w. von der Göttin zu erflehen, von den Priestern selbst umhergetragen. Mit solchem Herumtragen der Wagen, befestigt an eine Deichsel (die hohle Tülle mit seitlichen Löchern deutet darauf hin), war gewiss eine pompa solennis verbunden. Das Volk folgte bei solchen Feierlichkeiten dem Priester nach. So erkläre ich mir auch, warum die Stier- und Vogelgestalten mit nach rückwärts gerichteten Köpfen angebracht sind, jedenfalls deshalb, damit diese Thiere nach der folgenden Volksmenge zurückschauen. Dass das feierliche Umherführen von Götterbildern überhaupt ein Bestandtheil des germanischen Cultus war, dafür führt Jacob Grimm mehrere Beispiele an. Er erwähnt das Umherführen des heiligen Pfluges und Schiffes; der Indiculus pagan. spricht de simulacro quod per campos portant. Auch die Sitte nach der Bekehrungszeit, heilige Marienbilder herumzutragen, lässt einen Rückschluss machen auf eine ähnliche Sitte bei den Germanen, weil die christliche Kirche wegen leichterer Einführung des christlichen Glaubens viele heidnische Gebräuche in christlicher Umdeutung fortbestehen liess. Was speciell das Umführen des Wagens betrifft, so erwähne ich noch folgendes wichtige Beispiel. Wir wissen, dass der Gothenkönig Athanarich, welcher 382 starb, ein eifriger Verfolger des Christenthums war. Er liess ein Götterbild auf einem Wagen vor den Wohnungen aller des Christenthums verdächtigen Unterthanen herumführen mit dem Befehl, denen, welche sich weigerten, vor dem Wagen niederzufallen oder zu opfern, das Haus über dem Kopf anzuzünden.

Dies zur Andeutung über den etwaigen Gebrauch unserer Wagen beim Cultus.

Doch nicht der Ausdruck Wagen allein in Cap. 40 der Germania hat mich bestimmt, unsere Bronzewagen als religiöse signa zu deuten. Ich stütze meine Ansicht auch auf andere Funde. Wir kennen Wagentheile, welche mit denen unserer Bronzewagen sehr grosse Aehnlichkeit haben, die aber keineswegs zu einem Wagen gehörten. Gewisse Theile der Ornamentik finden sich auch anderswo in auffallender Häufigkeit. Wir kennen 2 Räder von $4^3/_4$ *mm* Durchmesser, welche mit Bronzefunden auf einem Berge bei Friesack in der Mark Brandenburg gefunden wurden. Ausserdem sind bei Frankfurt a/O. in einer Urne neben Bronzeringen und bronzenem Streitmeissel 2 Wagenräder mit 4 Speichen zu Tage getreten. Aber auch dieselben gestielten Vögel befinden sich auf einer Fibel von Schwachenwalde in der Neumark und von Callies in Pommern. Ferner haben wir eingravirte Vogelzeichnungen auf Bronzegeräthen der verschiedensten Art, genau, sagt Virchow, in der Haltung, wie auf unseren Wagen. Auch ähnliche Stiere kommen vor mit langen Hälsen, auch gerade in der Form, dass das Maulende in eine Art von Vogelschnabel übergeht.

Ich möchte hier nicht unerwähnt lassen, dass auch in der Keramik das vierspeichige Wagenrad vorkommt. Wagner aus Schlieben erwähnt unter den Scherben des Schliebener Burgwalls einen grossen Scherben besonders und hat ihn auch abgebildet. Auf diesem Scherben „ist ein Wagenrad, nur mit 4 Speichen, in der Grösse eines ganz grossen Speciesthalers deutlich unverkennbar ausgedrückt und dargestellt.“ So beschreibt Wagner diesen Scherben. Ich habe ihn jedoch nicht im Original gesehen und kann darüber nähere Mittheilungen nicht machen.

Woher nun die vierspeichigen Rädchen, woher die Hänfigkeit von so ähnlichen Stier- und Vogelgestalten gegenüber anderen plastischen Darstellungen? Diese Hindeutungen auf unsere Bronzewagen müssen doch einen besonderen Grund haben.

Nun die Antwort darauf kann uns nach meinem Dafürhalten nur die Annahme eines gemeinsamen Cultus geben. Ich sehe in dieser Menge von Aehnlichkeiten, welche uns überraschen, immer wieder Anklänge an unsere Wagen. Alle diese Sachen deuten nach meiner Ansicht auf die Religion. Nicht den ganzen Wagen, aber einzelne Theile desselben bildete man nach. Kleine Rädchen, Stier- und Vogelgestalten trug man vielleicht als Amulette, gerade so wie wir heute religiöse Amulette, Crucifixe u. dergl. zu tragen pflegen. Hr. de Mortillet hat den Nachweis geliefert, dass kleine Rädchen (rouelles) sowohl in der gallischen, wie gallorömischen Zeit als Amulette getragen wurden. Dass aber auch bei unseren Vorfahren des Tragen von Amuletten Sitte und Brauch sein mochte, können wir aus Germania Cap. 45 entnehmen. Gleichviel wie man die Aestier ethnologisch anreiht; Tacitus rechnet sie ausdrücklich zu dem suevischen Stammverbande. Er sagt von ihnen, sie hatten ritus habitusque Sueborum. Ausserdem aber erwähnt er von dieser Völkerschaft: „Als Zeichen ihres Glaubens tragen sie Bilder von Ebern (formae aprorum). Dies macht statt der Waffen und jedes anderen Schutzes den Verehrer der Gottheit sicher, selbst unter Feinden.“

Wenn wir uns nun auch nach dem Vorhergesagten unsere Bronzewagen und die Wagentheile aus dem germanischen Cultus erklären wollen, wie kommt es, dass wir auch im Norden auf ähnliche Wagen, Stier- und Vogelgestalten stossen? Im nordischen Museum zu Copenhagen befindet sich ein Stierkopf aus Bronze, der ganz wie unsere Stierköpfe auf den Wagen einen breiten Vogelschnabel trägt. Dieser Fund stammt von Skiernes auf der Insel Falster. Die Aehnlichkeit des auf dem Kivikmonument abgebildeten Wagen mit unseren Bronzewagen habe ich schon vorher erwähnt. Ich erkläre mir das Vorkommen dieser Funde im Norden aus einem ähnlichen bereits früher erwähnten Cultus.

Ich gehe noch auf die Frage ein, warum unsere Wagen dreirädrig sind. Dreirädrige Wagen kennt man weder in Griechenland noch in Italien. Hr. Weber hat in der Akademie der Wissenschaften darauf aufmerksam gemacht, dass in der indischen Mythologie dreirädrige Wagen vorkommen. Da sich nun durch das Studium der vergleichenden Mythologie bei den arischen Stämmen und durch Schwartz' Untersuchungen über indogermanische Mythologie immer klarer herausstellt, dass bei den arischen Stämmen nicht nur in Bezug auf häusliches Leben, Ackerbau und gewerbliche Thätigkeit, sondern auch in Bezug auf religiöse Vorstellungen und Gebräuche bei ihrem Zusammenleben im Urzustand analoge Anschauungen herrschten, so könnte man indogermanische Beziehungen nicht von der Hand weisen. Uebrigens kommt das Herumfahren der Gottheit auf einem Wagen auch in der indischen Mythologie vor. Fassen wir die Fundstellen unserer vier Bronzewagen in's Auge, so liegen diese zum Theil dort, wo muthmaasslich die Semnonen wohnten. Das Auffinden von 2 Wagen in der Nähe von Burg ist doch merkwürdig. Nun wird ausdrücklich das Alter der Religion bei diesem Stamme bei Tacitus hervorgehoben. Fides antiquitatis religione firmatur. Von dem heiligen Semnonenwalde, als dem Nationalheiligthum der Sueben, sagt die Germania: dorthin blickt aller Glaube zurück, als wäre dort der Ursprung des Volkes. Sind dies vielleicht Andeutungen, dass die Religion der Semnonen bis auf uralte Zeiten der Einwanderung zurückreicht?

Schliesslich bleibt uns noch der wichtige Punkt bei unserer Betrachtung übrig: Sind unsere Bronzewagen im Lande gefertigt oder importirt? Wir sind geneigt, alle einigermaassen kunstvollen Bronzesachen als importirt zu betrachten. Nach unseren jetzigen Anschauungen von der Bronzeindustrie unserer Vorfahren trauen wir ihnen nicht zu, dass sie so complicirte Gegenstände wie unsere Wagen sind, fertigen konnten. Ich sehe mich jedoch genöthigt, einige Bedenken über den Import derselben zu äussern. Schon das Auffinden von 4 so ähnlichen Wagen auf einem engen Gebiet nöthigt zu der Annahme, dass es Lokalproducte sind. Dazu kommt, dass wir bis jetzt kein Modellstück zu unseren Wagen kennen. Die frappante Aehnlichkeit vieler unserer Bronzen mit denen in Etruskischen Gräbern lässt keinen Zweifel darüber, dass sehr viel Gegenstände durch den etruskischen Handel zu uns gekommen sind, — aber wie steht es mit den Ackerbau-, Haus-, Kriegsgeräthen etc.? Ich gebe gern zu, dass ein sehr grosser Theil bronzener Hausgegenstände, kostbarer Waffen etc. durch Kaufleute importirt ist, und glaube gern, dass die alten Germanen in Betreff des Luxus und der Mode schon das mehr liebten, was aus der Fremde kam. Die späteren Deutschen müssten sonst ganz aus der Art geschlagen sein. Aber auf dem Gebiete der Cultur, dessen heilige signa doch mit dem innersten Volksglauben in Beziehung stehen, scheint mir die Annahme eines Imports nicht gut zulässig. Sollen wir glauben, dass die formae aprorum, welche von den Aestiern als Zeichen ihres Glaubens getragen wurden, alle von südlichen Kaufleuten bezogen wurden? sollen wir glauben, dass der eherne Opferkessel, welchen die Cimbern dem Kaiser Augustus zum Geschenk machten, südliches Fabrikat war? Zu solchen Geschenken hat man doch von jeher nur Landeserzeugnisse gewählt. Wir betrachten die Wagen als Gussstücke, aber eine einzige Form dazu kann es nicht einmal gegeben haben, sie können nicht aus einer Werkstätte hervorgegangen sein, denn trotz den grossen Aehnlichkeiten der Wagen sind doch einige Verschiedenheiten im Kleinen vorhanden. Dieser Umstand würde wiederum mehr für lokale Herstellung sprechen. Wenn wir für complicirte Bronzegegenstände bei uns keine Gussformen finden, so ist dies noch kein Beweis gegen heimische

Produktion; denn es konnten Formen von Wachs, überhaupt Formen vergänglicher Natur sein.

Nun räume ich ein, dass man ein grosses Recht hat zu sagen, weil 4speichige Räder, weil Stier- und Vogelgestalten sich im Süden finden, ist es wahrscheinlich, dass auch die ganzen Wagen von dort herstammen. Aber diese Wiederkehr von Stier- und Vogelgestalten kann auch einen anderen Grund haben. Wenn wir annehmen, dass die Arier bei ihrem Zusammenleben bereits Ackerbau, Wirthschaftsgeräthe und Gewerbe kannten, so müssen wir auch annehmen, dass allgemeine Religionsanschauungen bestanden, dass es heilige Thiere gab, die gewissen Gottheiten heilig waren und dass die einzelnen Stämme die Verehrung solcher Gottheiten und Thiere mit auf die Wanderung genommen haben. Später traten Abweichungen in dem Cult ein; aber je näher dem Urzustand, desto ähnlicher mussten die religiösen Verhältnisse sein. Wir können also nicht mit Gewissheit sagen, dass ein Thierornament des einen Volkes von einem andern entlehnt ist, weil es ähnlich ist. Verfolgen wir einmal das 4speichige Rad. Dies kann uns kein Hinweis auf Etrurien sein, obwohl dasselbe auf einer heiligen Opferzange, auf Fibeln etc. dort vorkommt; denn wir finden dasselbe auch im Norden unter den Felsenzeichnungen Ostgothlands, wir finden es im Süden auf altgriechischen Münzen, wir finden es an dem Peccateler Kesselwagen, wir finden es auf assyrischen Abbildungen etc. Und wenn wir das Vogelornament auf archaischen hellenischen Gefässen, in Etrurien, unter den Hallstädter Funden wiederfinden, so kann dies auch darin seinen Grund haben, dass bei den Graecoitalikern und Kelten diese Thiere heilig waren und dargestellt wurden.

Immer aber könnte Jemand noch behaupten, die bronzenen Stier- und Vogelgestalten können unsere Vorfahren nicht gefertigt haben, dazu standen sie noch auf zu roher Culturstufe. Was aber grade solche Thierdarstellungen betrifft, so müssen wir doch zugestehen, dass wir in Bezug auf Schnitzerei, auf Zeichnung, auf plastische Darstellung von Thieren in früheren Jahren der Kunstfertigkeit der prähistorischen Hand zu wenig zugetraut haben. Die Anthropologie hat uns in den letzten Jahren eines besseren belehrt. Die relativ künstlichen Zeichnungen auf den Renthiergeweihen, die Schnitzereien an den Moundspfeifen, die Thierkopfmeisselungen bei den Buschmännern, die Felsenzeichnungen in Schweden, dies sind in verschiedenen Erdtheilen unabhängig von einander constatirte Zeugnisse einer prähistorischen Kunst. Dazu kommen die bronzenen Thierdarstellungen von Stieren, Widdern etc., welche Virchow aus Kaukasien mitgebracht hat, und von denen er meint, dass sie keinen südlichen Einfluss verrathen. Dies erlaubt den Schluss, dass unsere jedenfalls nicht schlechter veranlagten Vorfahren die plastischen bronzenen Thierdarstellungen gefertigt haben. Unbearbeitetes Metall kam durch Handel ins Land, das wissen wir aus aufgefundenen Kupferbarren. Ich sollte meinen, die germanische Hand, die so Künstliches in der Töpferei schuf, sie war nicht weniger geschickt dazu, in der Giesskunst complicirtere Sachen zu bilden. Und lassen wir nicht unbeachtet, dass die Kunst an unseren Wagen verhältnissmässig doch immer noch einen rohen Styl zeigt. Es spricht also Vieles dafür, in unsern Wagen Lokalprodukte zu sehen. Nur an der Technik stossen wir uns, und diese möchte ich eben, weil ich sie für Culturstücke halte, unseren Vorfahren nicht absprechen. Hat doch der Göttercultus von jeher bei allen Culturvölkern zuerst die Kunst herausgefordert. Kurz ich bin der Ansicht, dass bei unseren Vorfahren, trotzdem wir so viel importirte Bronzen in Deutschland finden, doch eine selbstständige Bronzeindustrie bestanden hat und dass unsere Bronzewagen Erzeugnisse dieser Bronzeindustrie sind.

Ich glaube, wir würden schon längst von manchen in unserem Lande gefundenen

Bronzegegenständen patriotischer denken, wenn uns von den germanischen heiligen Geräthen und den religiösen signa nur mehr erhalten wäre. Denn solcher religiöser signa gab es doch, soweit wir dies aus den Schriftstellern der Bekehrungszeit ersehen, sehr viele bei den Germanen. Es gab deren ex ligno et ex metallo gefertigte. Gregor, der Geschichtsschreiber der Franken, tadelt an ihnen, dass sie nicht den wahren Gott verehrten, sondern dass sie gewohnt seien, formas silvarum atque aquarum, avium bestiarumque et aliorum quoque elementorum fingere easque ut deum colere eisque sacrificia deliberare. Wir können hieraus schliessen, wie mannichfaltig diese formae des religiösen Cultus waren. Dies war natürlich Jahrhunderte später, aber es gestattet uns doch einen Rückschluss auf frühere Zeiten. Freilich von der Zeit der Völkerwanderung an, durch unmittelbare Berührung mit dem Süden, trat in der germanischen Religion das ein, was bei den Galliern schon mehrere Jahrhunderte früher geschah, man fing an, auch wirkliche Götterbilder in Menschengestalt zu verehren. Es ist ausdrücklich bei den Schriftstellern der Bekehrungszeit von simulacra bei den Germanen die Rede. Aber zu Tacitus Zeit ermangelten die Götter bei den Germanen menschenähnlicher Gestaltung. Leider ist von den hölzernen signa aus germanischer Zeit der Natur der Sache nach gar nichts erhalten. Das ist ein sehr beklagenswerther Defekt in der Beurtheilung dieser Kunst unserer Vorfahren. Aber wie steht es mit den metallenen signa? Soll denn gar nichts davon bei uns erhalten sein, während doch in anderen Ländern Cultgegenstände in reichster Zahl zum Vorschein kommen? Noch Jacob Grimm klagt sehr darüber, dass kein einziges germanisches Götterbild der zerstörenden Macht der Zeit und dem Eifer und der Zerstörungswuth der Christen entgangen ist. Indess dass Alles zerstört sein soll, ist nicht recht denkbar. Sollte sich meine Ansicht von den Bronzewagen bestätigen, so hätten wir doch in unsern Bronzewagen religiöse signa der Germanen im Sinne des Tacitus. Ich lebe der Hoffnung, dass wir mit der Zeit, besonders an Stellen, die früher heilige Haine der Germanen waren, noch mehr heilige Geräthe und Götterbilder finden werden. Vielleicht bringt der Zufall uns in den Küstengegenden auch noch ein Mal ein „bronzenes Schiff“ zu Tage.

Ich erlaube mir beim Schlusse meines Vortrages noch eine allgemeine Bemerkung zu machen. Wenn wir ein prähistorisches Volk haben, das an der Grenze von geschichtlichen Völkern umgeben ist, so dürfen wir die Notizen der Schriftsteller nicht unbeachtet lassen. Freilich müssen wir sie kritisch mustern. Eine kleine Notiz kann oft von grossem Werthe sein. Hier müssen Philologie und Anthropologie Hand in Hand gehen. Beide Wissenschaften können hier von einander lernen. Und wie ich glaube, dass gerade die Anthropologie es ist, die, speciell was unser Vaterland anbetrifft, auch da noch dunkle Stellen interpretiren kann, wo keine Germania mit Anmerkungen mehr aushilft, so ist auch die schriftstellerische Ueberlieferung im Stande, zur Deutung wichtiger anthropologischer Funde beizutragen. In diesem Sinne versuchte ich einmal die Deutung unserer Bronzewagen mit der Germania in der Hand. —

Hr. Weiss bemerkt, dass nach Winckelmann's Angabe auf einer etruskischen Vase ein Krieger mit der Deichsel eines kleinen Wagens dargestellt sei, welches Geräth wohl ein eben solches Transportmittel für das Gepäck gewesen sei, wie die Räderunterlage für den Tornister unserer früheren Wanderburschen. Die Vogelköpfe der Bronzewagen könnten wohl Haken od. dergl. versinnlicht haben. —

Hr. Bastian: Ohne auf diese complicirte Frage der Bronzewagen, die gerade durch die umfassenden Untersuchungen unseres Hrn. Vorsitzenden bedeutsamste

Förderung erfahren hat, bei dieser beiläufig gebotenen Gelegenheit genauer einzugehen, möchte ich mir nur, von rein theoretischem Gesichtspunkte aus, ein paar Bemerkungen zu dem Vortrage erlauben.

Es ist von der Beziehung zum Cultus gesprochen worden, und die Rolle, welche die Wagen darin spielen, liegt allerdings klar zu Tage, wie in den classischen Berichten über den europäischen Norden, so in Indien, bei den Iuggernauth- und ähnlichen Festen, oder aus anderen Theilen der Erde.

Es wird nun zunächst zu berücksichtigen sein, ob es sich um Reste wirklicher Wagen in den Alterthumsfunden handelt, oder um jene Modelle der Bronzewagen. Dass die letzteren bei dem eigentlichen Tempelcult hätten dienen sollen, ist mit dem, was wir sonst über priesterliches Ceremonialwesen in der Ethnologie wissen, kaum vereinbarlich, und wenn dem Cultus zuzuweisen, würden sie wahrscheinlich in denjenigen Theil desselben fallen, der dem chthonischen Dienst angehört, dem Todtencultus. Erst bezüglich dieses tritt bei Opfergaben die Symbolik in volle Kraft, während sie bei dem für die Götter bestimmten, und zunächst also für die Sein und Schein sehr wohl unterscheidenden, Priesterhände, nur im beschränkten Maassstabe zulässig bleibt. Auch der Gott (wie aus den Culten der westlichen Hemisphäre ebensowohl, wie der unserigen bekannt ist) mag seine Ansprüche mildern, und statt allzu blutiger Opfer deren Vicarationen zulassen, auch wird er sich nicht so habgierig zeigen, von dem geheilten Kranken die Darbringung des eben zurückgeschenkten Gliedes verlangen, sondern sich mit symbolischer Nachbildung desselben begnügen lassen. Mit anderen Weihgeschenken pflegt es indess genauer genommen zu werden, und obwohl man dem Todten, wie in China, die Geschenke nur in Papier mitgeben mag (da sich da droben oder dorthinten, im Jenseits irgendwo, schon Alles in's Gleis setzen wird), so haben doch die Götterdiener im Tempel, trotz ihrer geistigen oder geistlichen Beschäftigungen, die Unterscheidungsgabe der Substantialität nicht verloren, und für sie, sowie für den Gunstgrad des Götterdankes dürfte es eine erhebliche Differenz bedingen, ob der Verehrer die geweihte Kerze aus Papier geschnitten darbringt, oder aus vollgültigem Silber oder Gold, in schwerem Metallgewichte (denn nicht Jeder darf es wagen die Götter zu täuschen, wie der Fijier seinen altersschwachen Ndengei).

Insofern möchte es nach ethnologischen Erfahrungen nicht unbedenklich erscheinen, dem Gott, wenn er zum Feste auszufahren hat, (oder für sein Reinigungsbad) statt eines diensttauglichen Wagens (mit seinem Joch starker Ochsen oder einem Pferdegespann davor) nur einen Puppenwagen hinzustellen. Man könnte nicht wissen, wie dies aufgenommen werden würde, zumal die Götter eher für massive Vehikel Prädilection zu besitzen scheinen, gleich jenen Ungethümen, die zu Ehren Krischna's und seiner Gebrüderschaft umhergeschleppt werden. Wenn man mit den Abgeschiedenen zu thun hat, so ist das etwas anderes. Sie sind eben dahin, sie sind stumm und todt, sie werden schon mit dem zufrieden sein, was man ihnen giebt — oder schliesslich müssten sie es schon. Ohnedem bleiben sie im sympathischen Rapport der liebevollen Gesinnung, sie wissen die Gaben sind gut gemeint, und sie nehmen in dem Sinne, wie gegeben. Ihre justa freilich müssen sie haben, sonst könnten sie ärgerlich werden, oder zornig gar, und dann ist es ein gefährlich heimtückisches Volk, dieser Gespensterzug aus düster trauriger Todtenwelt. Das wissen die armen Naturvölker an allen Ecken und Enden der Erde, und ihre Zauberärzte noch besser.

Im Allgemeinen jedoch, wie gesagt, lässt sich mit ihnen reden, besonders in Betreff der gewöhnlichen Grabbeigaben, die sich bei jedem Leichenbegängniss zu wiederholen hätten.

Unter solchen Entaphien treten nun überall diejenigen hervor, die man dem Todten zulegt, um ihn auf seinem Wege zum Jenseits fortzuhelfen. Das liegt im Interesse der Nachgebliebenen selbst, denn je eher man die unheimliche Nachbarschaft los wird, desto besser für die künftige Ruhe auf beiden Seiten. Für die specielle Form liegt reiche Auswahl vor, die sich indess nach der Vorstellung vom jedesmaligen Todtenreich und dessen Ausmalung determinirt. Im Nachen wird begraben, wer Wasserteiche zu durchfahren hat, Mocassin (Schuhe u. dergl. m.) erhält der Indianer für die Wanderung auf langem Seelenweg bis zu den glücklichen Jagdgründen, der Litthauer eine Bärenklaue zum Anhaken beim Erklimmen des Glasberges u. s. w. Auch Pferde werden mitgesandt, bei Scythen einst, bei Patagoniern jetzt, oder im Caucasus. Ein Wagen läge also nahe genug, wenn die Todtenstrasse in fahrbarem Stand gehalten wird, wie gewöhnlich bis zum Friedhof wenigstens.

Die Preussen, soweit sie sich etwa mit Meletius über die Controverse des Verbrennens abgefunden, fuhren den Todten auf einen Wagen hinaus, demselben zu Pferde folgend und mit dem Degen in der Luft umherfuchtelnd, um die Dämone zu verjagen. Dann nach dreimaligem Umreiten des Wagens, wurde der Todte in's Grab gesenkt, und wenn man dann ein Wägelchen neben ihm hinlegte, so konnte er gleich weiter fahren, vielleicht auch sein Pferd — (auf der Plattform waren solche zugefügt), — und sonstige Begleitung mitnehmen. Für Bespannung derartiger Wagen, die man auch im Orient zum Himmel hat auffahren sehen, sind besonders Vögel empfehlbar, und im Zurückschauen derselben liegt ein charakteristischer Zug chthonischen Cults ausgedrückt.

Von den alten Preussen wird es erzählt, dass man ihre Seelen leibhaftig zum Himmel auffahren gesehen. Wenigstens sollen die Augen der Lingussonen oder Tilussonen dafür scharf genug gewesen sein, wenn ihnen der Gott, nach jener classischen Wendung, die Binde gelüftet. Manche mögen diese Tour zu Pferde gemacht haben. Selbst für die christlichen Gefangenen bewahrte man, wenn vornehmen Geschlechts, zu viel Hochachtung, um sie zu einer Fusswanderung zu reduciren, und verbrannte sie deshalb auf dem eigenen Pferde fest gebunden. Ein Wagen mochte für Andere bequemer sein. Auch scheint auf derartiges die Ueberlieferung bei Waissel zu deuten, wenn er die Verwandten des Verstorbenen zu dem Ewarto Grille gehen lässt, um zu fragen: „Ob er Jemand in der Nacht oder am Abend hätte gesehen für sein Haus für über fahren?“ Es wurde ihnen dann ein von dem Todten zum Zeichen in die Thüre eingehauenes Merk gezeigt, so dass der Wagen bis dahin auf ebener Erde gerollt haben müsste. Die Preussen legten auch sonst allerlei Geräth bei, und wie wir im Museum kürzlich aus den Gräbern Peru's einen Topf erhielten, der dort mit Chicha gefüllt gefunden sein soll, so werden in den Gräbern (Caperneuc) der Preussen Bierkrüge (gefüllt mit „potu melleo aut ex fomentis facto“) erwähnt (bei Stella), dass „er, wenn er dürstet, trinke“ (*Meletius*). Dann wurden Grüsse mitgegeben für die Freunde im Jenseits, wie in Gallien zur römischen Zeit u. s. w.

Mit dem hier Gesagten, wie ich mir zu wiederholen erlaube, soll Nichts direct auf diese verwickelte Bronzewagenfrage gedeutet sein. Es handelte sich nur um allgemeine Bemerkungen, die auch von jedem anderen Continent gelten könnten, und die dann in solcher Allgemeinheit bei einer Discussion, wie über Wagen überhaupt, unter Umständen auch über bronzene Wagen Berücksichtigung erheischen mögen, oder, unter anderen Umständen wieder, auch nicht. Die Frage der Bronzewagen selbst kann nur auf Grund des vorliegenden Materials, und kritische Sichtung

desselben, entschieden werden: wo? und wie? gefunden, sowie unter Berücksichtigung der verschiedenen Formen. —

Hr. Virchow warnt vor unzeitiger Auslegung der vorläufig allerdings noch ganz lokal erscheinenden Funde von Bronzewagen dieser Art. Es könnten ähnliche ja noch anderwärts gefunden werden. Auch die aus unserer Nähe bekannt gewordenen Bronzewagen seien sämmtlich erst im Laufe der letzten Decennien zu Tage gekommen. Er erinnere in dieser Beziehung an den erst durch die österreichische Occupation der Herzegowina bekannt gewordenen Bronzewagen von Glasinac, zu dem er in Brüssel im Musée Ravesteen ein ganz analoges und bis dahin ganz solitär erscheinendes Vergleichungsstück aus einem neapolitanischen Grabe kenne. Mit dem Auffinden eines derartigen Vergleichungsobjektes für die Bronzewagen des Spree- und Odergebietes würde aber die ganze Interpretation des Hrn. Behla zusammenfallen. Wolle man Analogien suchen, so böte sich eine ganz nahe liegende in den Zeichnungen von Wagen auf den Gesichtsurnen, welche vielleicht noch mehr Bedeutung habe, als die von ihm selbst früher herangezogene Analogie des Wagens auf dem Kivikmonument. Immerhin spreche der ganze Styl, in welchem die Vögel- und Ochsenköpfe auf unseren Wagen gehalten seien, vielmehr für den Import, zum mindesten der Muster, als für eine locale Eigenthümlichkeit.

(17) Hr. Wilhelm Joest verliest, unter Vorlegung zahlreicher und höchst ausgezeichneter ethnologischer Gegenstände, folgende

Beiträge zur Kenntniss der Eingebornen der Inseln Formosa und Ceram.

1. Formosa.

Formosa verdankt seinen Namen bekanntlich den Portugiesen, die indess nie Werth auf den Besitz der Insel legten, da sie weder Gewürznelken, Pfeffer, noch Muskatnüsse, oder Zimmet hervorbrachte. Dieselbe liegt, nur durch die schmale Strasse von Fu-kian, aus der sich ausserdem die Korallenriffe der Pescadores erheben, vom chinesischen Festlande, der Provinz Fokien getrennt, zwischen dem 120 und 122° östl. Länge (von Gr.) und erstreckt sich als schmaler Streifen nur etwa vom 23. bis etwas über den 25. nördlichen Breitengrad, liegt also theilweise noch unter dem Wendekreis des Krebses. In ihrer Längenaxe wird sie beinahe genau von Norden nach Süden durch einen Gebirgszug durchschnitten, der im Mount Morrisson, beinahe im Centrum der Insel, eine Höhe von 12 000 Fuss erreichen soll. Nach Osten fällt dies Gebirge steil nach dem Meere ab und nur kleine Gebirgsströme ergiessen sich in den Ocean; während nach Westen, also nach China hin, das Land sich in fruchtbaren Terrassen herabsenkt und von vielen wasserreichen, selbst für kleine Dampfbarkassen auf einige Meilen, für chinesische Junken aber leicht schiffbaren, Strömen durchzogen ist.

Es ist auffallend, dass Formosa anscheinend erst am Ende des 16. Jahrhunderts zuerst von Chinesen besucht wurde; die Holländer konnten sich ungestört dort festsetzen und im Norden der Westküste bei dem heutigen Tamsui, sowie im Süden, beim heutigen Taiwan-fu im Jahre 1624 eine Befestigung, das Fort Nova Zelandia, anlegen, wofür sie allerdings eine kleine Niederlassung auf den Pescadores an China abtraten.

Formosa wurde von der Ostindischen Compagnie von Batavia aus verwaltet, die Schiffe liefen auf der Reise nach Nagasaki häufig dort an, indess war der Handel

höchst unbedeutend, wohl aber erkannten die Holländer die wichtige politische Lage der Insel, von der aus der Handelsweg von Nord- und Südchina, sowie von Indien nach Ostasien leicht zu beherrschen ist.

Sie erfreuten sich indess nicht lange ihres Besitzes. Als China von den Manschus erobert wurde, leistete ihnen der berühmte Kwo-shing, bekannter unter dem portugiesischen Namen Coxinga, Sohn des Admiral Eguan, so lange Widerstand, bis er an die Küsten von Fo-kien und endlich auf seine Flotte gedrängt wurde und auf dieser nach Formosa herübersegelte, von wo er die Holländer verjagte. Nach kurzem Widerstande mussten diese sich ergeben, Coxinga nahm das Fort Zelandia am 27. Januar 1662 ein und bewilligte den Holländern freien Abzug.

Coxinga setzte sich fest, er wurde später von den Manschus zum Gouverneur ernannt und seit 1683 ist Formosa, oder wie die Chinesen es nennen, Tai-wan eine chinesische Insel.

Während die Holländer es verstanden hatten, sich mit den Ureinwohnern, deren Charakter als ehrlich und gutmüthig damals schon so geschildert wird, wie wir ihn heute vorfinden, abgesehen von der ärgerlichen Sitte des Kopfabschneidens, auf guten Fuss zu stellen, sogar viele derselben zum Christenthum zu bekehren, wie wir denn noch zwei Bibelübersetzungen in jetzt vollkommen ausgestorbenen Dialekten Formosas, dem Favorlang und Sideïa, besitzen; während sie sie selbst als Hülfstruppen gegen die Chinesen benutzten und ihnen nach holländisch-christlicher Manier für jeden abgeschnittenen Kopf eines Chinesen eine Belohnung zahlten, kamen die Chinesen sofort in blutige Conflikte mit den Wilden, und jener Krieg à outrance dauert noch bis auf den heutigen Tag fort, — war ich doch selbst Zeuge, wie man einmal 2 chinesischen Kamphersuchern die Köpfe abschnitt.

Die Chinesen sind indessen auch sehr wenig skrupulös in der Wahl ihrer Mittel. So liess der mir bekannte General Sun vor Kurzem alle Häuptlinge Nord-Formosas zu einer Unterhandlung bitten und ihnen dann, als sie alle zusammen waren, sämmtlich die Köpfe abschlagen. Für diese Heldenthat erhielt er vom Kaiser von China die höchste militärische Auszeichnung, eine Jacke in der kaiserlich gelben Farbe.

Die Formosaner stehen bekanntlich überhaupt in keinem allzu guten Rufe, mancherlei Schiffe, die an der unwirthlichen Küste scheiterten, wurden von den Wilden als eine unerwartete, hochwillkommene Gabe Gottes betrachtet, — eine Auffassung, die ja nicht formosanischen Wilden allein eigenthümlich ist; man begann die Boote zu plündern und wenn sich dann die Schiffbrüchigen widersetzten, wurden sie einfach niedergemacht. So entstand der Ruf der Formosaner als schlimme Strandräuber und Menschenfresser.

In Folge eines solchen Ereignisses unternahm auch die japanische Regierung im Jahre 1874 eine kleine Expedition gegen Formosa, auf der man sich übrigens sehr wenig Lorbeeren holte.

Auch in unserem Vaterlande sprach man vor einigen Jahren einmal von der Insel, als es hiess, Bismarck habe die Absicht, Formosa als Colonie zu acquiriren. Ein Schrei des Entsetzens ging damals durch die Presse, während man bei ruhiger Betrachtung gestehen muss, dass Formosa sich zu einer Auswanderungs- oder Ackerbaukolonie doch entschieden eher eignet, als etwa irgend eine Südseeinsel.

Die Chinesen haben nun den Wilden gegenüber einen modus vivendi gefunden, bei dem sie allerdings bedeutend im Vortheil sind.

Die ganze Insel ist ihrer Länge nach in zwei Hälften geschieden, von denen die westliche den Chinesen, die östliche den eigentlichen Herren des Landes angewiesen

ist. Der Grenze entlang zieht sich ein 10 Meilen breites, neutrales Terrain, an dem einige hundert chinesische Ansiedelungen, vom einfachen Blockhaus bis zu kleinen Dörfern, angelegt wurden, und wo der Tauschhandel vor sich geht.

Wie ich oben sagte, ist die östliche Hälfte der Insel gebirgig, dabei von undurchdringlichen Wäldern bedeckt; in diese wurden die Eingebornen zurückgedrängt. Einige Stämme führen an der Küste als Fischer ein erbärmliches Dasein, während die Mehrzahl stammweise zusammen im Walde sich Dörfer gebaut haben und hauptsächlich von Jagd sich ernährend, dabei in ewiger Fehde unter einander lebend, häufig von den Pocken decimirt, von der feuchten Kälte leidend, wenig Kinder erzeugend und mit Leidenschaft dem Trunk chinesischen Branntweins ergeben, über kurz oder lang völligem Aussterben oder Aufgehen in die chinesischen Einwanderer verfallen sind.

Heirathen zwischen Chinesen, hauptsächlich Hakkas, und formosanischen Frauen finden vielfach Statt; aus diesen hat sich eine eigene Rasse, die Pepohoan, entwickelt, wie auch der Tauschhandel meist durch diese vermittelt wird. Die Gegenstände des Tausches sind hauptsächlich chinesische Gewehre, Pulver, Branntwein, Messer, Glasperlen und zumal rother Flanell, der von den eingebornen Frauen wieder in Fäden gerupft und zu ihren eigenen Geweben verwendet wird: hiergegen bieten die Wilden Kampher, Felle, getrocknetes und geräuchertes Fleisch von Hirschen, Ebern und Bären, Hirschhorn und zumal die beinahe unverwüstlichen selbstgewebten Stoffe.

Wie Sie wissen, besteht der Hauptreichthum der formosanischen Wälder in seinen Kampherbäumen. Die Wilden gestatten den chinesischen Pionieren gegen eine Entschädigung die Grenze zu passiren und Kampherbäume zu fällen; häufig werden hierbei auch Geisseln gestellt. Im vorigen Jahre wurden von Formosa ca. 12 000 Pikul Kampher im Werth von ca. 600 000 Mark exportirt.

Wie gesagt, hat sich China die westliche Hälfte der Insel reservirt und strömen jährlich viele Tausende von Auswanderern aus dem übervölkerten Festlande nach diesen jungfräulichen Gründen hinüber. Der Regierungsbezirk Tai-wan steht unter einem in Taiwanfu residirenden Tau-tai, der verschiedene Vorrechte besitzt, die noch von Coxingas Privilegien herstammen. Ueber die Zahl der chinesischen Bevölkerung haben wir keine zuverlässigen Nachrichten, indess zählt die Stadt Taiwanfu allein über 200 000 Einwohner. Hier residirt auch ein englischer Consul, der zugleich die Geschäfte eines deutschen Consuls führt, — es liefen im Jahre 1880 2 deutsche Dampfer und 64 deutsche Segelschiffe Formosa an, — derselbe lebt indessen meist in dem 36 Miles südlich gelegenen Städtchen Takao, wo auch drei englische und eine deutsche Firma von China aus, ebenso wie in Tamsui, im Norden der Insel, Branchen errichtet haben.

Der Importhandel der beiden Häfen Tamsui und Taiwanfu-Takao betrug im Jahre 1880 rund 20 Millionen Mark, der Export rund 30 Millionen Mark, zusammen über 50 Millionen Mark. Importirt wird hauptsächlich Opium und chinesische Consumartikel, wie europäische Shirtings, Eisen, Säcke etc.; exportirt aus dem Norden wird vor Allem Thee, Kampher und Kohlen, aus dem Süden Zucker.

Formosa besitzt reiche Steinkohlenlager, ausserdem Schwefelgruben und Petroleumquellen, die indess unter der schlechten chinesischen Verwaltung nur mangelhaft oder gar nicht ausgebeutet werden.

Als Curiosum erwähne ich noch, dass auf Formosa die erste und bis vor Kurzem einzige chinesische Telegraphenleitung von Taiwanfu nach Takao sich befindet, sowie dass auch die Trümmer jener ersten und einzigen Eisenbahn, die einst von einer englischen Compagnie zwischen Shanghai und dem an der Mündung des

Yang-tze gelegenen Wusong gebaut, dann von der chinesischen Regierung angekauft und zerstört wurde, nach Formosa hinübergeschafft wurden und dort in Taiwanfu in baufälligen Magazinen verrosten und verfaulen; der Horror der chinesischen Mandarine vor jener barbarischen Erfindung ist so gross, dass sie nicht einmal die Schienen oder Lokomotiven zu baulichen oder industriellen Zwecken verkaufen wollen.

Ich verdanke es eigentlich nur dem Zufall, dass ich den südlichen Theil Formosas kennen lernte. Ich hatte mich längere Zeit bei den Wilden des Nordens aufgehalten und wurde in Tamsui von einem kleinen, der Firma Ellis & Co. gehörigen Dampfer abgeholt, der nur einen Tag in Taiwanfu anhalten und dann nach China zurückkehren sollte. Leider besitzt Formosa keinen guten Hafen oder genauer, es befinden sich keine dort, wo die chinesischen Handelscentren liegen. Taiwanfu liegt überhaupt ca. 2 Meilen inland und der eigentliche Hafenplatz, dort, wo früher Nova Zelandia stand, heisst Amping, aber auch da landet man Güter und Passagiere auf eigenthümliche Weise.

Die ganze Westküste Formosas steigt nehmlich seit Jahrhunderten langsam, aber deutlich messbar aus dem Meere empor: wo früher holländische Schiffe ankerten, wandelt man jetzt trockenen Fusses; während früher die Mauern des Forts Nova Zelandia vom Meere bespült wurden, wich dieses im Lauf der Jahrhunderte 5 Miles zurück, und auf der dadurch gebildeten Sumpf- und Sandbank steht jetzt ein Fischerdorf. Der eigentliche Eingang zum Hafen wird durch ein gefährliches Korallenriff schon zu einem schwierigen, und auch diese Durchfahrt ist durch eine Barre dermaassen untief, dass bei dem geringsten Winde die Passage in Booten unmöglich ist; man bedient sich dann kleiner origineller Flosse, auch hier Catamarana genannt. Dieselben bestehen aus 12 zusammengebundenen Bambusstämmen, denen man durch ein durchgeschobenes Brett eine Art Kiel verleiht. Der Reisende hockt sich in eine auf das Floss festgebundene chinesische Badewanne, wird mit Segeltuch festgestaut, man giebt ihm für den Fall des Umschlagens ein an das hintere Ende des Flosses gebundenes Seil in die Hand, je ein Chinese stellt sich mit gekreuzten Rudern vorn und hinten auf und diese steuern das elastische und schwankende Fahrzeug so, dass man mit der brausenden Brandung über die Barre selbst und an die Küste geworfen wird.

Vollkommen durchnässt betrat ich das sumpfige Ufer und hatte eben den fieberkranken englischen Consul vergeblich aufgesucht, als ich meinen Dampfer in der Ferne die Anker lichten und bald darauf davondampfen sah. Das Sinken des Barometers deutete auf einen kommenden Sturm. Da die Rhede von Amping keinerlei Schutz gewährt, so flüchtet sich der Dampfer regelmässig nach den Pescadores. Diesmal dauerte es 21 Tage, bevor er wieder am Horizont erschien, 21 Tage, während deren ich ohne Geld und Gepäck auf seine Rückkehr wartete. Glücklicherweise traf ich einen Deutschen, bei dem ich in Taiwanfu in chinesischem Hause wohnte. Wir lebten von Krebsen und Fischen, bekamen beide Fieber, aber dennoch war jene Zeit nicht verloren, denn gerade hier, — allein unter 200 000 Chinesen, bot sich die beste Gelegenheit, ächt chinesisches Leben und Treiben zu studiren, hier, wo der unabhängige Tautai beinahe täglich Leute prügeln, foltern, köpfen und verhungern liess.

Der eigentliche Zweck meiner Fahrt nach Formosa war, wenn möglich, die Wilden des Nordens kennen zu lernen, jene, die in den Bergen südöstlich von Tamsui leben, und in Folgendem werde ich mir erlauben, Ihnen meine Beobachtungen über dieselben mitzutheilen.

Wie ich oben bemerkte, leben die Eingebornen stammweise in Dörfern zu-

sammen, jeder Stamm hat seinen eigenen Namen und jeder Stamm beinahe spricht eine eigene Sprache. Einen gemeinsamen Namen für sich als Autochtonen des Landes, für die sie sich doch halten, besitzen sie nicht, daher ich auch die von Dr. Schetelig angenommene chinesische Eintheilung in Shekwan und Chinwan (spr. uan) gebrauchen will.

Shekwan heisst „halb roh", „halb gekocht", und werden so von den Chinesen jene Eingebornen genannt, die sich an den Küsten oder an der Grenze niedergelassen haben, mit denen sie in Handelsverkehr stehen und die weniger oder gar nicht der Sitte des Kopfabschneidens huldigen.

Chinwan heisst „ganz roh" und verstehen die Chinesen unter diesen Barbaren die Bewohner der Wälder und Gebirge des Innern; auf diese beziehen sich meine folgenden Bemerkungen.

Dr. Schetelig glaubt die Chinwan und Shekwan auf Grund ihrer Schädelbildung in zwei verschiedene Rassen, die erste verwandt mit der polynesischen, letztere mit den Malayen, einreihen zu können. Sprachlich scheinen dieselben untereinander wenig oder gar nicht verwandt zu sein. Anklänge ans Malayische finden sich in den Sprachen der Chinwan nur spärlich, während in den Dialekten der Shekwan die Verwandtschaft in die Augen fallend ist; so stimmen z. B. die Zahlen von 1 bis 10 beinahe völlig mit dem tagalischen überein, aber leider sind die Sprachen der Shekwan des Nordens und Südens ebenfalls unter einander verschieden. Nehmen Sie z. B. Worte wie Feuer, bei den Shekwan des Nordens ramár, im Süden sabui; Stein heisst batu (mal.) im Norden, achilai im Süden; ebenso Mond, wulan (mal.) und hélas. Unter 400 Wörtern, die ich verglich, fand ich mit Ausnahme der Zahlen nur in dreien eine Aehnlichkeit, aber auch jene 3 Worte erwiesen sich als malayisch.

Beim Vergleiche der Wörterverzeichnisse der Shekwan des Südens und der Chinwan des Nordens, letzteres von mir an der Hand des von Dr. Schetelig gedruckten Vokabulars aufgestellt und auch von Hrn. Dodd, dem einzigen europäischen Kenner der Chinwan-Sprache durchgesehen, fand ich nur 2 Wörter, die mir verwandt schienen, die Bezeichnung für Fuss, Chinuan χapul, im Süden kalup, und für Hand Chinwan kabbá, im Süden gabi-an. Wie ich damals hörte, hat Dr. Mundt-Lauff Einiges über seine Reise in Formosa veröffentlicht. Auffallend ist, dass keiner der auf der Insel lebenden Europäer diesen Herrn jemals gesehen hat.

Ueber die Zahl der Chinwan wissen wir gar nichts, die chinesischen Schätzungen sind werthlos.

Bei der Abneigung der Leute, sich den Kopf berühren zu lassen, war es mir unmöglich, dieselben zu messen. Die meisten Männer schätzte ich, mit meiner eigenen Höhe verglichen, auf 5 Fuss 2—4 Zoll, die Frauen waren bedeutend kleiner. Ihr Haar ist schlicht, durchaus nicht gekräuselt oder gewellt und anscheinend nicht so straff, wie das der Malayen. Ich verdanke es dem Zufall, dass ich 2 Haarproben nehmen konnte. In dem Orte Tokohan, nicht weit von der Grenze, befanden sich 3 gefangene Wilde, die wegen Ermordung von Chinesen zum Tode verurtheilt waren; als Geschenke meinerseits nichts halfen, liess ich 2 derselben von 3 Chinesen, die Mühe genug hatten, die sich trotz ihrer Ketten wie Verzweifelte Wehrenden zu überwältigen, festhalten und schnitt ihnen einige Locken ab.

Die Männer sind hübsche, schlanke Gestalten; die jungen Leute von angenehmen, runden Formen mit kleinen dunkelbraunen oder schwarzen Augen, dünnen Wimpern und Brauen, schmalen Lippen, schönen Zähnen und wohlgeformten Nasen, mehrmals sah ich ausgebildete Adlernasen. Ihre Farbe ist röthlich braun, die

Frauen sind bedeutend heller und oft gelblich weiss wie Chinesinnen; wenn erhitzt oder betrunken, bekommen beide Geschlechter rothe Wangen. Trotz der starken Backenknochen ist der Gesichtsausdruck durchaus kein unangenehmer, manche Mädchen waren entschieden hübsch zu nennen; von einer Aehnlichkeit mit Alfuren oder Negritos sah ich keine Spur, und wenn ich einen wissenschaftlich werthlosen Vergleich machen wollte, so möchte ich sagen, beide Geschlechter sähen Japanern im Gesicht, die Frauen auch in der Figur, ähnlich. Letztere zumal sind stark und gesund und zeichnen sich oft durch auffallend dicke Waden aus, die sie durch Gamaschen vor Dornen schützen, während die Beine der Männer mit Narben bedeckt sind. Von Krätze und anderen Hautkrankheiten oder von Syphilis bemerkte ich nie etwas.

Von Bart sah ich nur leichte Spuren von Schnurrbart; unter den Armen und an den Schamtheilen findet man schwache Behaarung.

Das Haupthaar wird Kindern beiden Geschlechts im Nacken und über der Stirn weggeschnitten, später lässt man dasselbe wachsen, und tragen es die Männer in der Mitte gescheitelt und im Nacken zu einem Knoten zusammengewunden. Es hängt dann bis an die Schulterblätter und wird meist durch einen rothen Faden, der über die Stirn und um den Knoten geschlungen wird, zusammengehalten.

Die Frauen tragen ihr Haar in derselben Weise, winden aber meist ein blaues Tuch um den Kopf.

Beide Geschlechter, zumal die Frauen, sind tättowirt und geschieht dies bei der Pubertät mit einem Dorn, worauf die kleinen Wunden mit Russ eingerieben werden.

Bei den Männern verziert man die Stirn, von dicht unterhalb der Haare an bis zur Nasenwurzel, mit 20—25, je 1 *cm* langen, parallelen horizontalen Strichen und erwartet dann von dem so Geschmückten, dass er nun seinen ersten Kopf erbeute.

Die Frauen werden ebenfalls zur Zeit der Pubertät im Gesicht tättowirt, und zwar durch einen, aus langen parallelen und dazwischen sich rechtwinklig schneidenden Querstrichen bestehenden, breiten Streifen über den Mund von Ohr zu Ohr, der oben unterhalb der Schläfen in der Höhe des Ohres beginnend, sich über die Wangen und die Oberlippe nach dem anderen Ohr hinzieht und unten von den Ohrläppchen an parallel der oberen Linie, bis ungefähr einen Finger breit unter der Unterlippe hingeht. Die Lippen selbst bleiben verschont und ist diese barbarische Verzierung, durch welche die Weisse der Zähne und die Röthe des gesunden Zahnfleischs und der Lippen bedeutend erhöht wird, kaum unschön zu nennen, macht aber, bevor man sich daran gewöhnt, einen eigenthümlichen Eindruck, ähnlich der Tättowirung der Aino-Frauen auf Yesso, die sich bekanntlich durch einen blauen Schnurrbart verzieren.

In Central-Formosa sollen die Frauen sich auch die Hände tättowiren lassen.

Zur selben Zeit werden bei den jungen Mädchen die beiden oberen Eckzähne eingeschlagen, als Grund nannte mir ein Mädchen: damit sie besser athmen könnten und mehr Wind in sie hineinkäme. Sie besitzen zwar denselben Ausdruck für die Farben blau und grün, konnten dieselben aber bei Glasperlen, die ich ihnen vorlegte, wohl unterscheiden.

Als Zeichen des Erstaunens schlugen sie sich mit der Hand auf den Mund und riefen: Wáō, zumal als ich meinen Revolver, den sie bum-bum-bum nannten, abschoss, oder wenn ich ihnen Läuse, an denen sie alle keinen Mangel hatten, unter dem Mikroskop zeigte.

Was die Kleidung der Chinwan betrifft, so besteht dieselbe während des

Sommers oder in warmen Strichen nur aus einem 3 Finger breiten Gürtel, der um die Taille geschlungen wird und dessen vorne herabhängende Enden die Schamtheile nur nothdürftig bedecken. Während der Regenzeit tragen sie eine ärmellose Jacke und darunter zuweilen, ebenso wie die Frauen, jackenlose Aermel, bisweilen auch Röcke aus Leopardenfell, meist aber aus den von den Frauen, aus selbst gezogenem Hanf gewebten, äusserst dauerhaften Stoffen, die sie durch bunte Fäden, welche sie zuerst, wie oben erwähnt, aus europäischen Stoffen auszupfen, in ganz geschmackvollen Mustern verzieren. Die Frauen weben meist Stücke von ca. $^1/_2$ *m* Breite und ca. 3 *m* Länge auf jenen primitiven Webstühlen, die wir beinahe bei allen Naturvölkern mehr oder weniger in derselben Form vorfinden.

Die Männer tragen ausserdem zuweilen Mützen aus Rehfell und selbstgeflochtene Strohkappen in der Form unserer Jockeymützen, den Schirm allerdings nach hinten.

Die Frauen bedecken sich bedeutend mehr, wie die Männer, das Haupt meist durch ein Kopftuch; die Jacke gleicht der der Männer, reicht aber, da sie bedeutend kleiner sind, wie letztere, meist bis zu den Knien; ferner tragen sie oft einen sarongartigen Schurz, eine kurze Weste, die erwähnten Aermel, ein 4 eckiges Stück Zeug über der Brust und an den Waden Gamaschen, ebenfalls ein Stück Zeug durch Fäden rundum festgebunden.

Beide Geschlechter bedecken sich oft mit einer Art Toga, die um den Hals festgebunden wird und über den Rücken herabhängt.

Schamgefühl ist nicht der Grund dieser dichteren Bekleidung. Die Frauen und Mädchen zeigen, zumal beim Hocken, ohne Scheu ihre Geschlechtstheile und häufig äusserten sie den Wunsch, die meinigen zu besehen oder zu betasten, allein aus Neugierde.

Was die Waffen der Chinwan betrifft, so bestehen diese aus Bogen und Pfeilen und einer 10—12′ langen Lanze aus Eichenholz oder Eschen, deren Spitze durch kleine chinesische Messer gebildet wird, die sie mit Bindfaden befestigen, indess sind diese jetzt schon beinahe allgemein durch chinesische Luntenflinten verdrängt worden. Es sind dies 6′ lange Feuerrohre, nach chinesischer Art aus einer Eisenstange ausgebohrt; der lange, schmale, krumme Schaft wird durch Zeichnungen verziert. In den Hahn ist die Lunte eingeklemmt und trägt jeder Krieger an der linken Hand eine stets brennende Reservelunte um das Gelenk gewickelt. Ein Pulverhorn hängt an einer Perlenschnur um den Hals, die Patronentasche wird meist in den Gürtel eingeschlungen.

Die Gewehre sind für das Zielobjekt ziemlich ungefährlich. Mit Sicherheit sah ich eigentlich nur auf 5—6 Schritte treffen, dagegen stiessen die Gewehre bei jedem Schuss dem Schützen die Wange blutig. Die Pfropfen aus Papier trägt man in einem eignen Etui und im Gurt steckt ein chinesisches Messer, dessen Scheide mit Zeichnungen verziert wird.

Unerlässlich ist dem Chinwan auch die Tasche, die er am Arm oder auf dem Rücken trägt, entweder aus Rohleder oder in Form eines Netzes; in diese wird Alles gesteckt, Pfeife, Tabaksblätter, Feuerstein und chinesischer Stahl, Mundvorrath und auch eventuell der abgeschnittene Kopf des Feindes.

Lasten tragen die Frauen, denn die Männer geben sich damit nicht ab, auf dem Rücken an einem Band, das sie über die Stirn schlingen, so z. B. Feuerholz, erlegtes Wild, Bambus mit Wasser gefüllt, und auch die Kinder; letztere sitzen auch oft rittlings auf dem Rücken und werden durch ein Kreuzband, das die Mutter sich um die Brust schlingt, festgehalten.

Beide Geschlechter, zumal die Männer, lieben es, sich zu schmücken, wozu vor

Allem europäische bunte Glasperlen verwendet werden, die sie an Schnüren um den Hals tragen; ferner in den Ohren zierlich geschnitzte Bambustäbchen mit einer Quaste der beliebten europäischen Wollfäden, theils Stücke geschliffenen Marmors, an Kettchen von Glasperlen im Ohr befestigt, bis zu Muscheln und Metallstücken von mehreren Zoll Durchmesser, die sie in die erweiterten Ohrläppchen einklemmen.

Auch tragen beide Geschlechter dünne kupferne Ringe an den Gelenken und Oberarmen; ebenso schmale Flanellstreifen, mit Porzellanknöpfen benäht; Stirnbänder mit Muscheln oder thalergrossen runden und flachen Stücken Marmor; Halsketten von Perlen mit daranhängenden Eberzähnen und -Schwänzen, sowie auch Blumenkränze, in welche kleine Orangen eingeflochten sind.

Am stolzesten ist der Jüngling, wenn er Armbänder aus chinesischen Zöpfen trägt, die er sich mit dem dazu gehörigen Kopf irgendwo erbeutet hat.

Das einzige musikalische Instrument ist die Maultrommel, doch lieben sie im Chor zu singen. Von Tänzen ist mir nichts bekannt[1]).

Ihre Dörfer legen sie gerne im Walde, womöglich auf einer kleinen Erhöhung an, um mehr geschützt vor plötzlichen Ueberfällen zu sein; sie brennen dann die Bäume ringsum ab und die Frauen pflanzen hier Reis, Hanf, Tabak und Hirse. Sie befestigen ihre Dörfer bisweilen dadurch, dass sie spitze, im Feuer gehärtete Bambus in die schmalen Pfade stecken, die durch den Wald nach ihrer Ansiedlung führen.

Ihre Häuser bauen sie entweder aus Schiefer, von dem sie kleine Stücke über einander schichten und von aussen mit grossen Platten belegen, oder aus Bambupfosten, deren Zwischenräume sie mit Rohr verstopfen. Die Thür ist hoch und breit, das Dach aus Stroh oder Gras. In der Mitte der Hütte brennt Tag und Nacht ein Feuer, auf dem das Essen in thönernen, selbst verfertigten Töpfen gekocht wird. Man schläft auf Pritschen von Bambus und Matten, durch deren kunstfertiges Flechten die Frauen mit Recht berühmt sind. Zur Beleuchtung dienen Bambu und Grasfackeln, keine Lampen. An den Wänden stehen die mit Wasser gefüllten Bambus.

Beide Geschlechter theilen sich in die Arbeit; die Männer jagen, fischen, fertigen ihre Waffen an und führen nach Landessitte mit irgend einem andern Stamm Krieg; die Frauen bestellen das Feld, holen Wasser, spalten Holz, stampfen Reis, spinnen und weben, kochen und begleiten die Männer auf die Jagd, um das Fleisch, das an Ort und Stelle über frischem Feuer getrocknet wird, heimzutragen.

Zum Fischen bedienen sich die Männer der Netze und Angeln, auch vergiftet man das Wasser mit der Wurzel einer Schlingpflanze, lo-tin genannt.

Im Süden befindet sich ein See, von den Chinesen Drachenfusssee genannt; hier höhlen die Eingebornen Baumstämme durch Feuer zu Canoes aus und rudern diese mit eleganten spitzen Schaufeln.

Man nährt sich von Hirse, süssen Kartoffeln, schlechtem Reis, wildem Honig, getrocknetem Hirsch-, Eber- und Bärenfleisch und von Fischen. Alles Fleisch u. dergl. wird in gleiche Stücke zerschnitten und gleich zwischen Männer und Frauen vertheilt. Auch der Hund, das einzige Hausthier des Chinwan, den er stets gut behandelt, bekommt seinen Antheil.

---

1) Ich hörte häufig folgende Verse:

Isira ngoni maru sala,
Isira ngoni kaku siya,

deren Bedeutung mir leider unbekannt blieb.

Ist man Gast in einer Hütte, so wird man meist von der Frau gefüttert, die erst jeden Bissen selbst kostet.

Früher braute man sich ein Getränk aus gegohrenem Reis oder Hirse, wobei die Hefe durch Reismehl ersetzt wurde, das von einer Frau, die keine Menstruation mehr hatte, gekaut war; jetzt findet man stets dafür chinesischen Samshu, dem beide Geschlechter leidenschaftlich ergeben sind.

Ich selbst erwarb mir die Freundschaft der Chinwan durch diesen Branntwein, den sie, allerdings sehr stark verdünnt, eimerweise tranken, bis Mann, Frau und Kinder bewusstlos am Boden lagen. Eigenthümlich ist ihnen auch die Sitte des Brüderschafttrinkens, man hockt in der gewöhnlichen Art auf dem Boden, schlingt je einen Arm um den Hals des Anderen, der eine kleine Rede von ewiger Freundschaft und dergl. murmelt, setzt die Kürbisschale voll Branntwein gemeinsam an und leert sie Mund an Mund bis auf den letzten Tropfen. Mit Männern wie Frauen trank ich auf solche Weise Schmollis.

Beide Geschlechter lieben sehr den Tabak und beinahe immer sieht man sie mit der Pfeife im Munde. Cigarren, die ich ihnen schenkte, zerschnitten sie ebenfalls für das Bambus-Pfeifchen.

Im Süden der Insel kaut man eben so allgemein Betel.

Alle unverheiratheten Männer und Jünglinge schlafen zusammen in einem gemeinschaftlichen Gebäude, das einige Fuss über dem Boden erhöht, auf Pfählen ruht und in welchem auch die abgeschnittenen Köpfe aufgehängt und Feste gefeiert werden.

Wie ich schon mehrmals erwähnt, leben die Stämme beinahe in fortwährendem Krieg unter einander, dabei vereinigen sich auch häufig mehrere Stämme zu einer Conföderation gegen gemeinschaftliche Feinde, zumal gegen die Chinesen.

In diesen Kriegen kommen häufig blutige Gemetzel vor. Im Jahre 1874/75 verloren die Chinesen bei einer Expedition von 9000 Mann deren 2000, von denen allerdings viele dem Klima als Opfer fielen, aber die beliebteste Manier des Kriegführens geschieht auf jene feige und erbärmliche Weise, dass man sich bei einem feindlichen Dorf in Hinterhalt legt und dort so lange lauert, bis man Gelegenheit findet, irgend einem Wesen, sei es Weib oder Kind, einen Pfeil in den Rücken zu schiessen und dem so Gemeuchelten den Kopf abzuschneiden. Schleunigst steckt der Held diesen in die Jagdtasche und kehrt triumphirend nach seinem Dorfe zurück, wo man ihn mit Ehren empfängt; es wird gegessen und getrunken und gerne wird dann des Gefeierten Heirathsantrag gehört. Es ist aber nicht gerade nothwendig, dass ein junger Mann, um heirathen zu können, einen Kopf erbeutet habe; er kann sich auch eine Lebensgefährtin für Kupferdraht, Flanell etc. kaufen. Eigenthümlicherweise existirt aber Polygamie nicht auf Formosa. Der Mann hat immer nur eine Frau auf einmal, indessen sind Ehescheidungen nicht schwer und der Chinwan ist wohl nicht sehr eifersüchtig. Die Mädchen heirathen gerne Chinesen, trotzdem sie von ihren Chinwan-Männern auch durchaus nicht schlecht behandelt werden.

Ob man der Menschenfresserei huldigt, habe ich nicht feststellen können, jedenfalls wurden die beiden Chinesen, die man während meiner Anwesenheit ermordete, nicht verzehrt. Mr. Pickering aber, ein genauer Kenner der Chinwan, behauptet, man tränke das mit Branntwein gemischte Hirn des erschlagenen Feindes.

Schon die kleinen Knaben spielen mit hölzernen Messern und kleinen Bogen und Pfeilen „Kopfabschneiden“. Schiessen nach dem Ziel, meist nach einem, an einen Baum gehefteten Blatte, ist auch bei Männern ein beliebter Zeitvertreib. Blutrache wird natürlich fortwährend geübt.

Beim Annähern an ein befreundetes Dorf giebt man meist Signalschüsse, worauf man aus dem Dorf durch Rauchsignale antwortet; dabei rufen sich beide Theile auf grosse Distanzen mit dem beliebten Wao an. Oft fiel mir die bedeutende Sehkraft der Chinwan auf: einer derselben bedeutete mir einst, dass er eine grosse Zahl seiner Landsleute sähe, von denen ich keine Spur entdecken konnte, durch Erheben und schnelles Oeffnen und Schliessen beider Hände.

Ist Jemand aus einem Dorfe ermordet worden, so herrscht Trauer, kein lautes Geräusch darf gemacht werden und strenges Fasten wird eingehalten.

Ihre religiösen Anschauungen scheinen sehr primitiv zu sein. Ich sah nie etwas von Göttern oder Tempeln, wohl aber besitzt jeder Stamm resp. jedes Dorf ein Thier, unter dessen speziellem Schutz sie zu stehen glauben; in Käfigen pflegen und füttern sie z. B. eine Schlange, einen Leoparden und dergl.

Auch eine Art tabu scheint bei ihnen Sitte zu sein. So kann man z. B. ein Dorf, in dem gefastet wird, nicht betreten, und bei allen Gegenständen, die man nicht anfassen soll, oder die sie nicht weggeben wollen, sagen sie hiang. Vor Allem halten sie es für eine Schande, sich am Kopf anfassen zu lassen; ferner sind die Taschen zum Aufnehmen abgeschnittener Köpfe, ebenso chinesiche Zöpfe und dergleichen hiang.

Priester giebt es bei den Chinuan nicht, wohl aber haben sie alte Weiber als Wahrsagerinnen. Alte Frauen scheinen überhaupt viel Einfluss auszuüben; mir fiel häufig auf, wie diese den ältesten Kriegern Befehle gaben, wie sie schimpften und wetterten, wenn diese für irgend einen Gegenstand zu wenig rothen Flanell verlangten, wobei ich bemerke, dass mir während meines Aufenthalts bei den Chinuan nie etwas gestohlen wurde; wohl aber musste ich jeden Gegenstand meiner Sammlung[1]) theuer bezahlen. Während die Priesterin früher vollkommen unbekleidet in dem öffentlichen Schlaf- und Festsaal ihre Kunst ausübte, schmückt sie sich jetzt mit ihren besten Kleidern und reichstem Perlschmuck und besteigt eine Platform, die meist durch eine mit Brettern bedeckte Tonne gebildet wird. Diese wird umringt von den Frauen und Mädchen des Dorfs, die Hand in Hand, erst langsam, dann immer rascher singend, die Tonne umkreisen und mit dem Gesang auch ihre Bewegung beschleunigen. Auch die Wahrsagerin tanzt erst ruhig, dann immer heftiger und wüthender, bis sie Krämpfe bekommt und von ihrer Platform herunterfällt. Man fängt sie auf und trägt sie in die nächste Hütte, wo ihre unzusammenhängenden Reden als Orakel aufgefasst werden, die sich indess meist auf ziemlich harmlose Dinge beziehen, ob es regnen wird oder nicht; ob es Zeit ist, das Feld zu bestellen und dergl.

Wie beinahe alle Naturvölker, glauben auch die Chinwan an gute und schlechte Vorzeichen, die sie zumal aus dem Ruf oder Flug gewisser Vögel erkennen. Sind sie unter guten Vorzeichen zur Jagd ausgezogen und es kreuzt irgend ein unheilbringender Vogel ihren Weg, so kehren sie ruhig wieder nach Hause zurück, da sie überzeugt sind, es werde einem von ihnen ein Unglück zustossen. Auch bringt es Unglück, auf eine Flinte zu treten, einen Speer verkehrt zu tragen und dergl.

Eine uralte Sitte der Chinwan, die leider auch heute noch im Schwange sein soll — ich konnte darüber nichts Sicheres erfahren — ist die, das die Frauen sich bis zum 34, ja bis zum 37 Jahre, im Falle sie schwanger werden, von den Priesterinnen durch Kneten und Schlagen des Bauchs die Frucht abtreiben lassen.

Hierzu kommt eine grosse Sterblichkeit der Kinder. Das Klima der Insel, das in schnellem Wechsel drückend heiss und feucht, dann wieder empfindlich kalt ist,

1) Dieselbe befindet sich jetzt in der ethnogr. Abtheilung des kgl. Museums.

die durch Chinesen importirten Pocken, vor denen die Chinwan übrigens bedeutend mehr Furcht haben, wie die Chinesen selbst, so dass ein mit der Krankheit Behafteter das Dorf verlassen muss und im Innern des Waldes sich verbirgt, bis er stirbt oder genest, dann auch der Branntwein, — Alles dies vereint, lässt eine Zunahme der eingeborenen Bevölkerung kaum glaublich erscheinen.

Der Charakter der Chinwan ist noch von allen Leuten, die mit ihnen in Berührung kamen, als bescheiden und gutmüthig beschrieben worden; noch nie haben sie einen Europäer, der sich ihnen friedlich näherte, ermordet. Wenn mein Erscheinen auch allgemeines Aufsehen erregte, so litt ich doch nie so von der zudringlichen Neugier der Wilden, wie von der der Hakkas oder Chinesen; während die Kinder letzterer bei meinem Anblick stets laut aufbrüllend davonliefen, freundete ich mich mit den kleinen Chinwan leicht an.

Ich wurde allerdings betastet, am Bart gezupft, Einer hielt meine Gabel für einen Kamm und kratzte damit seine Läuse, häufig versuchte man mit einem nassen Finger, ob ich nicht am Ende doch angestrichen wäre, aber stets fand sich Einer, der mich schon länger kannte, seinen Landsleuten ihr Benehmen verwies, und einen längeren Vortrag über mich hielt, gerade wie wir es bei einem wilden Thier oder den Feuerländern machen.

Wenn europäische Missionäre, statt in den Häfen den Chinesen das Evangelium zu predigen, es versuchten, die Wilden vollkommen sesshaft und zu Ackerbauern zu machen, würden sie sich ein reiches und fruchtbares Feld ihrer Thätigkeit erschliessen. Leider aber ziehen sie es vor, in Tamsui oder Taiwanfu ein wenn auch angenehmes, doch zweckloses Dasein zu führen, da sie sich, mit einziger Ausnahme der spanischen Augustiner, fürchten, das Gebiet der Chinwan zu betreten.

2. Ceram.

Ich bitte Sie jetzt, mir nach einer anderen Insel zu folgen, deren Ureinwohner ebenfalls noch wenig bekannt sind, nach der im malayischen Archipel gelegenen, zur Molucken-Gruppe gehörigen Insel Ceram. Dieselbe, unter 127°,57 und 131° östl. Länge v. Gr., und 2°,46—3°,51 südl. Breite zwischen Neu-Guinea und den einst so viel begehrten Gewürzinseln liegend, eignete sich durch ihre Grösse und den wenig friedfertigen Charakter ihrer Bewohner wenig zur strengen Durchführung des Gewürznelken-Monopols, daher liess die ostindische Compagnie in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts sämmtliche Anpflanzungen von Nelkenbäumen verwüsten und, als die Strandbewohner sich dem widersetzten, diese und ihre Dörfer durch Feuer und Schwert vernichten, wobei sie, ihrem alten Prinzip treu, die Liebhaberei des Kopfabschneidens der wilden Eingeborenen benützend, diesen für jeden Kopf eines erschlagenen Ceramesen eine Prämie zahlten.

Uebrigens sind die Holländer noch heutigen Tags in solchen Sachen sehr nachsichtig; weiss ich doch, dass sie ein Auge zudrückten, wenn während des Kriegs in Atjeh (Sumatra), die aus den Molucken rekrutirten niederländisch-indischen Soldaten in ihrer Wuth den gefallenen Atjehs oder, wie wir meist fälschlich sagen, Atchinesen ebenfalls die Köpfe abschnitten.

Seit jener Zeit bis heute ist Ceram vernachlässigt worden; auf der Süd- und Nordküste sitzt zwar ein europäischer Offizier mit einigen javanischen Soldaten, sowie ein Controleur in Amahey, indessen mischen diese sich wenig oder gar nicht in die inneren Angelegenheiten des Landes, dessen Bewohner weder Steuern zahlen, noch zu Frohndiensten, wie in den übrigen holländischen Colonien, herangezogen werden. Die von den Insulanern gewählten mohamedanischen, christlichen oder

heidnischen Häupter werden bestätigt und man ist zufrieden, wenn man nicht durch offene, blutige Rebellion zu kleinen, höchst kostspieligen und meist resultatlosen Expeditionen von dem administrativen Centrum der Molucken, Amboina, aus gezwungen wird.

Die Bewohner der Insel werden von den Holländern und Malayen Alfuren genannt, — ein Wort, über dessen Etymologie man nicht ganz klar ist. Sie repräsentiren wahrscheinlich eine Mischrasse von Papuas und Malayen: während sie in ihrem Aeusseren und Charakter ersteren ähnlich sind, gehören ihre vielfachen Sprachen anscheinend zum malayischen Sprachstamm und sind jedenfalls stark mit Malayisch versetzt.

An der Küste ist der malayische Typus vorherrschend. Hier hat sich der Islam befestigt und mohamedanisch-malayische Orang-kaya üben auch über die bergbewohnenden Alfuren Autorität aus; an der Küste hat auch das Christenthum mehr oder weniger Eingang gefunden, in welcher Weise, und ob die Moral der Alfuren dadurch eine bessere geworden, werden wir in Folgendem sehen. Im Innern der Insel dagegen leben die Eingeborenen frei und ungebunden, beinahe wie zur Zeit der Entdeckung, und mit ihnen, die wir im Gegensatz zu den Strandbewohnern, Bergalfuren nennen, und zwar mit denen der Südküste, wollen wir uns kurz beschäftigen.

Die Alfuren von ganz Ceram theilen sich in zwei grosse Stammconföderationen, die Uli siwa und Uli lima, auch Pata lima und Pata siwa genannt. Uli heisst Bruder und Pata Corps, Körperschaft. Ueber die Entstehung dieser Namen sind sie sich anscheinend selbst nicht klar; von den verschiedenen Erklärungen scheint noch die beste die zu sein, dass, ihrer Tradition zufolge, Ceram einst von 9 Brüdern (Uli siwa) bewohnt wurde, von denen nach der Sündflut der 5. Bruder (Uli lima) nach dem Osten wanderte, der 1. (Uli assa) nach den jetzt Uliassers genannten Inseln zog. In diesen sehen sie ihre Vorväter, von den Müttern erwähnen sie indessen nichts. Jedenfalls bewohnen heutzutage die Uli oder Pata siwa die westliche, die Pata lima die östliche Hälfte der Insel. Wir finden übrigens dieselbe Eintheilung auch auf den Ké- und Aru-Inseln. Während früher alle Stämme unter einander in ewiger Fehde lagen, bildeten sie im Laufe der Zeiten Conföderationen, pellas, deren grösste und für die Holländer gefährlichste der bekannte Kakian-Verband ist, der unter den westlichen Pata siwa, die sich noch in Talla, Etti und Sapulewa scheiden, entstanden ist, aber auch viele Pata lima umfasst.

Der Zweck und die Mysterien des Kakian-Verbandes sind uns keine Geheimnisse mehr. Unter allerhand Ceremonien werden die Jünglinge aufgenommen, sie müssen tagelang fasten, es heisst, der Teufel habe sie ermordet, man zeigt als Beweis Lanzen, die in Schweineblut getaucht sind, dann behaupten die Priester, welche die Hauptstützen und Verbreiter des Kakian sind und durch ihn einen unheilvollen Einfluss auf die unwissende Menge ausüben, ihrer Macht sei es gelungen, die vom Teufel Ermordeten wieder zum Leben zu bringen, die durch strenge Eide sich zu blindem Gehorsam und ewigem Stillschweigen gegen und über den Bund verpflichten. Die Tendenz desselben ist hauptsächlich: Aufrechterhalten der alten Gebräuche; gegenseitige Hülfe in socialen und politischen Angelegenheiten; Bewahren vor fremdem Einfluss, zumal in Bezug auf ihren Gottesdienst.

Als die Holländer den Impfzwang einführen wollten, wurden Häuptlinge, die der Neuerung geneigt waren, von der heiligen Vehme hingerichtet und der Kakian würde sich als ein gefährlicher Gegner auf Ceram erweisen, wenn Holland, nach Analogie der Engländer, unter dem Deckmantel der Christianisirung, seine Macht auf der Insel fühlbar machen wollte.

Als Erkennungszeichen des Bundes dient ein auf die Brust mit Dornen, Russ und Saft von Labublättern tättowirtes Kreuz, Pelen; auch weisen die Mitglieder beim Begegnen auf die kleinen Kalkbehälter aus Bambu, die sie am Betelkörbchen tragen.

Jeder Stamm der Alfuren wählt sich einen Häuptling, Kapala-sanirie, der zugleich Oberpriester ist, dessen Amt aber meist erblich bleibt; diesem zur Seite steht ein Makaressi, auch Capitan oder Gesaghebber genannt, und jedes Dorf besitzt noch einen Vorfechter und Priester, Mauen. Diese versammeln sich, um über Krieg und Frieden, Vertheilung der Sagobäume, Schuldforderungen und dergl. zu berathen, und ihre Anordnungen werden pünktlich befolgt.

Was das Aeussere der Alfuren betrifft, so zeichnen sich die Männer durch ihren schönen, oft tadellosen Wuchs aus und auch die Frauen sind, wenngleich bedeutend kleiner wie das stärkere Geschlecht, oft auffallend hübsch. Die meisten der Erwachsenen schätzte ich auf 5′6—5′8, doch wird der Eindruck der Grösse durch die Frisur verstärkt. Das Haar, das bei den Kindern kraus ist, aber nicht, wie bei reinen Papúas, büschelförmig wächst, lassen sie bis zu einer Länge von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuss wachsen und binden es dann mit einem Streifen aus Palmblatt zu einem dichten Büschel zusammen, der von der linken Seite des Kopfs absteht und ihnen ein äusserst unternehmendes Aeussere verleiht. Haarkronen, rings vom Kopfe abstehend, wie sie die Dayaks oder Timoresen tragen, sah ich nie. Das Haar ist schwarz und gewellt, nie negerartig kraus. Die Augen sind gross und tiefbraun oder schwarz und beinahe alle Erwachsenen tragen starke, dichte, etwas gekräuselte Vollbärte; auch an den Geschlechtstheilen und unter den Armen sind sie stark behaart. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, auch die Mädchen sind bedeutend dunkler wie z. B. Javaninnen. Die Backenknochen treten stark hervor, der Mund ist breit, die Lippen dick, die Zähne durch Betelkauen verdorben, die Nase dick und hervortretend, und gerade diese Nase verleiht ihnen oft einen auffallenden Judentypus. Der Wuchs entwickelt sich, wie gesagt, bei beiden Geschlechtern oft zu überraschender Schönheit, leider aber haben die Männer die Eigenthümlichkeit, ihre Taille durch das einzige Kleidungsstück, den Tjidaco, in unglaublicher Weise einzuschnüren. Alfuren neigen, wenn sie das reifere Mannesalter erreichen, häufig zum Fettwerden: ich sah Männer, denen der Tjidaco beinahe ins Fleisch einzuschneiden schien, dermaassen quoll das Fett des Bauchs oder der Flanken über den Gürtel; hehäbige Grossväter tragen eben dasselbe Corsett noch, das sie als 15jährige Jungen zuerst anlegten.

Eigenthümlich ist den Alfuren auch ein gewisser Geruch, der durch häufiges Einreiben mit Kokosöl noch verstärkt wird.

Frauen binden ihr langes gewelltes Haar im Nacken ebenfalls durch einen Palmstreifen zusammen oder schlingen es in einen Knoten. Einst fielen mir 3 zum Tanz geschmückte Mädchen dadurch auf, dass sie ihr durch Einfetten glatt anliegendes Haar in der Mitte gescheitelt trugen. Gerade dieser Scheitel, den man sonst im malayischen Archipel nie findet, sowie ihr reicher Schmuck an den Fussgelenken und der Tanz selbst, riefen mir unerwartet Mädchen der Dravida-Rasse ins Gedächtniss. Tättowiren findet bei den Alfuren als Schmuck nicht statt.

Die Kleidung der Männer ist höchst einfach, sie besteht nur aus dem Tjidaco. Der Stoff hierzu wird von den Frauen aus dem aufgeweichten Bast des Gunda-Baumes mit Steinen geklopft, eine Einlage von Rinde bildet den eigentlichen Gürtel, der ganz in der Form unserer Turngürtel getragen wird, während das kurze breite Ende des Tjidaco vorn über den Gürtel von unten durchgezogen die Schamtheile bedeckt, das lange Ende dagegen um beide Oberschenkel zwischen den Beinen durch und um die Taille verschlungen wird.

Die Frauen tragen ebenfalls einen einfachen, weichen Tjidaco, darüber aber Sarongs aus buntem Gras geflochten oder aus Baumwolle, (kain uti uti) gewebt. Ich sah nie Frauen, die nur den Tjidaco tragen, dagegen bleibt der Oberkörper unbedeckt.

Beide Geschlechter tragen übrigens, wenn irgend möglich, solche Massen von Ketten aus Glasperlen, dass der Eindruck des Nackten vollkommen verwischt wird. Diese Perlen, sowie falsche Korallen oder lange, schmale, 6eckig geschliffene Achate, tauschen sie meist gegen Sago oder Dammar bei buginesischen Händlern ein und winden diese in langen Ketten um Arme, Oberkörper und häufig vom Ohr um Hals und unter den Armen durch. Auch lieben sie es, sich mit Ketten von Kernen mit Schweineschwänzen, Kusufüssen und dergl. zu behängen.

In den Ohren tragen sie kurze Stücke aus Gaba-gaba, dem Blattstiel der Sagopalme, oder gebogenen Kupferdraht.

Auf die Verzierung des Haupthaars legen sie hohen Werth. Vor Allem wird der vierzinkige Holzkamm in den Büschel gesteckt und dieser mit einem langen, roth und schwarzen, mit Muscheln oder Porzellanknöpfen besetzten Streifen umwunden, der auch die Haare von der Stirn zurückhält. Vorne befestigen sie dann ein Stück Perlmutter, sowie 2 Büsche aus Kasuar- und Kakadufedern; ein Paradiesvogel ist ein Luxus, den sich nur wenige Glückliche gestatten können.

Die Festfrisur der Mädchen ist noch bedeutend hübscher, indess sehr schwer zu beschreiben: aus Bambus, Rottan und Palmblättern, gelben, grünen und rothen Pflanzen, bauen sie sich einen reizenden Helm mit Haarbusch auf, unter dem das lange glänzende Haar in dunklen Wellen hervorquillt; auch lieben sie Kränze von duftenden Cambodjas und Champacas. Beide Geschlechter zieren sich ferner durch Bracelets aus geschnittenen Muscheln, durch breite Ringe aus gefärbtem Rottan an allen Gelenken, unter- und oberhalb der Knie, auch bemalen sie sich zuweilen nur mit gelben Strichen, und in all diese Ringe und Bänder, auch in den Tjidaco stecken sie Büschel von rothen Blättern, namentlich die zarten gelb und grünen der Gedihu-Pflanze, oder auch allerhand Bündel von trocknem gefärbtem Gras oder Bambus. Als Schmuck kann man auch die Zeichnungen rechnen, die sie auf dem Gürtel und dem vorderen Ende des Tjidaco anbringen und wobei ein weisser Kreis jeden Kopf, den der Betreffende abgeschnitten hat, bedeutet.

Die gelbe Farbe bereiten sie aus dem Kern einer Frucht, ähnlich unserer zahmen Kastanie, mal. kuning, die durch einen Zusatz von Kalk roth wird.

Der Gesammteindruck solch geschmückter Wilden, der Gegensatz der dunklen Haut zu all dem bunten Behängsel, ist wirklich schön zu nennen. Zu ihren vornehmsten Schätzen gehören auch die von Valentijn, Bd. II, Cap. III, erwähnten Glasringe und Porzellanschüsseln[1]).

Alfuren legen ihre Dörfer im Walde an, am liebsten in der Nähe eines Bachs oder bei reichen Sagowaldungen. Ihre Häuser stehen auf 3—4′ hohen Pfosten aus Bambus, die Wände sind aus dem von der Natur glänzend braun polirten, in einander gefügten Gaba-gaba, säuberlich zwischen Bambustangen eingeklemmt und den Boden bilden flachgeklopfte Bambustöcke. Das Haus besteht aus einem einzigen fensterlosen Raum, doch befindet sich vor demselben eine kleine, niedrige Galerie, deren Dach sich gegen das Giebeldach der eigentlichen Hütte anlehnt, welches wiederum an der Hinterseite bis zum Boden herabreicht und dort einen kleinen Balkon zum Kochen etc. bedeckt. Das Dach bilden die im ganzen Archipel gebräuchlichen Palmblätter, der Boden der Hütte ist mit künstlich geflochtenen Matten

1) Exemplare derselben befinden sich jetzt ebenfalls im Königlichen Museum.

bedeckt und in jeder Hütte bildet eine Lagerstätte aus den Stengeln der Sagopalme das einzige Möbel.

An die Hütte gelehnt stehen immer einige grosse Bambusrohre mit Wasser gefüllt, doch benutzt man zum Kochen mit Vorliebe Seewasser. Alle unverheiratheten jungen Leute schlafen gemeinsam in dem grossen öffentlichen Gebäude, dem Bailéo, das in keinem Dorf fehlt. Es ist dies eine auf Baumstämmen ca. 6—8′ über dem Boden ruhende Plattform, ohne Wände, aber von einem durch Bambuspfosten getragenen Palmdache bedeckt, oft gross genug für Hunderte von Schlafstellen. Hier versammelt man sich, um über gemeinsame Angelegenheiten zu berathen, grosse hohle Baumstämme und kräftige Knittel hängen bereit, um ein Alarmsignal zu geben und im Baileo werden auch die eroberten Köpfe in Körbchen aus Palmblatt als Trophäen aufgehängt. Vor jedem Baileo, bei den Pata siwa nach der Seeseite, bei den Pata lima nach der Landseite hin, liegt ein grosser, meist flacher Stein, der Batu astana, der bei den blutigen Festlichkeiten der Alfuren eine Rolle spielt. Wie erwähnt, ist die Sitte des Kopferbeutens (koppensnellen) auf Ceram noch in vollster Blüthe, verliert aber jede Spur von Poesie, wenn man sie näher kennen lernt. Allerdings findet eine Art von Kriegserklärung statt, man schleicht sich an das betreffende Dorf heran, richtet an den Sagopalmen möglichst schnell eine moderirte Verwüstung an, steckt abgebrochene Zweige des Kadieho-Baums in den Boden, stösst einige Male in das Muschelhorn (Tahuri) und zieht sich dann schleunigst wieder in des Waldes Dickicht zurück. Tag und Nacht liegen die Krieger nun auf der Lauer, bis irgend ein Unvorsichtiger, sei es auch Frau oder Kind, ihnen ein sicheres Ziel bietet. Auch sie schiessen diese meist mit Pfeilen in den Rücken, stürzen sich auf die Opfer, schneiden diesen meist mit einem Hieb den Hals bis zum Wirbel ab, fassen den Kopf in die Haare, drehen ihn etwas seitwärts und trennen ihn mit einem zweiten Hiebe vom Rumpfe. Einige der Schädel, die ich besass, zeigen eine solche Menge von Lanzenstichen und Hieben, dass ich annehmen muss, dass der Alfure, vielleicht auch die liebe Jugend, an dem abgeschnittenen Kopf noch seine Wuth und Courage auslässt. Der Prozess des Köpfens nimmt nur wenige Sekunden in Anspruch, ich sah es mehrmals in effigie ausgeführt, und der streitbare Held begiebt sich dann eiligst auf den Heimweg. Vor seinem Dorfe angekommen, verkündet er die That durch Blasen auf einem Bambusrohr, sofort eilt Jung und Alt nach dem Baileo, zumal das schöne Geschlecht betheiligt sich an den Empfangsfeierlichkeiten, mit Sang und Tanz wird der Trimphator empfangen, der den Kopf feierlichst auf dem Batu astana deponirt. Dann wird ein Mahl bereitet, die Mädchen singen des Helden Lob und salben seinen Leib mit Oel, es wird stark gezecht und bei dieser Gelegenheit wirbt der Gefeierte meist um die Geliebte seines Herzens. Den Kopf lässt man eine Zeit lang auf dem Steine trocknen und hängt ihn dann in dem erwähnten geflochtenen Körbchen im Baileo auf, wobei der Krieger meist die Haare oder den Unterkiefer als Privattrophäe behält und mit seinen grössten Schätzen, also den oben erwähnten Schüsseln und Armringen, vergräbt. Im Dorfe des Erschlagenen herrscht dagegen tiefe Trauer, keine Trommel darf gerührt werden, die Weiber wehklagen und hetzen die Männer zur Blutrache.

Die Holländische Regierung mischt sich vernünftigerweise gar nicht in die inneren Händel der Alfuren, nur wenn diese einmal Landsleuten, die unter direktem holländischem Schutz stehen, die Köpfe abschneiden, dann erzwingt man, wenn möglich, die Rückgabe letzterer und lässt die Negorijen der Missethäter verbrennen.

In Folge eines solchen Vorfalls kam auch ich in den Besitz der sonst schwer zu erlangenden Schädel und Porzellanschüsseln.

Jeder junge Mann, der das 15. Jahr erreicht hat, wird feierlichst mit dem Tjidaco umgürtet und man erwartet von ihm, dass er sich nun einen Kopf erobere, auch schläft er von nun an im Baileo und zählt zu den Kriegern, an deren Berathungen und Festen er Theil nehmen darf. Als Waffen gebraucht der Alfure vor Allem Bogen und Pfeile, erstere aus Eisenholz oder Bambus, die Sehne aus Rottan, letztere aus Rohr mit Spitzen aus Bambus oder Eisenholz, dann Lanzen mit starker Bambuspitze, die dem verwundeten Thier im Körper sitzen bleibt, wenn auch der Schaft der Lanze abgestreift werden sollte, sowie leichte Wurfspiesse und vor Allem das Messer, das aber javanisches oder buginesisches Fabrikat ist. Als Schutz dient der schmale Schild, Salawaku, durch eingelegte Muscheln verziert. Je tapferer der Krieger, desto kleiner der Schild und mit diesen, wenige Zoll breiten und kaum 2′ langen Salawaku sah ich sie beim Kriegstanz mit Sicherheit Wurfspeere pariren. Für jeden Kopf, den ein Krieger erbeutet, bricht er eine Muschel aus dem Schild heraus und schmückt ihn meist mit einem Bündel Haare des Erschlagenen.

Ausser mit Kriegführen beschäftigen sich die Männer mit Jagen, Fischen und der Gewinnung von Sago. Mit Pfeil und Lanze jagen sie Hirsche, Eber, Casuare, Kakadus, Kusu, ein den Molucken eigenthümliches Beutelthier, und eigentlich Alles, was da kreucht und fleucht, da sie auch Schlangen oder Fledermäuse verzehren. Sie sind gewandt in allen Leibesübungen, so dass ich gerne glaube, dass sie im Stande sind, ein Wildschwein auf freiem Felde einzuholen und niederzustossen; häufig bewunderte ich ihre Meisterschaft im Klettern. Die oben erwähnten Kusu leben auf Bäumen und ernähren sich von Blättern, die Alfuren fangen oder tödten sie, indem sie ihnen mit affenartiger Gewandtheit in die Spitzen der höchsten Bäume nachklettern und sie herabzuschütteln suchen. Hilft dies nichts, so tödten sie das Thier mit Pfeilen, wobei sie während des Kletterns die Pfeile mit der Spitze nach unten durch den Tjidaco stecken und den Bogen an dem hervorstehenden Ende anhängen.

Zum Fangen von Fischen und Krebsen bedient man sich weniger der Netze, wie verschiedener praktisch konstruirter und künstlich geflochtener Körbe aus gespaltenem Bambus, die man in die Bäche legt.

Das Hauptnahrungsmittel des Alfuren ist der Sago und seine Hauptbeschäftigung die Gewinnung desselben. Wenngleich der Wald allgemeines Eigenthum ist, so findet das Fällen der Sagopalmen meist auf Beschluss des Kapala sanirie statt. Nachdem der Baum von der dichten Blattkrone befreit ist, spaltet man die dünne Rinde mit dem Schwert und schält sie der Länge des Baumes nach, ungefähr 1′ breit ab. Blendend weiss bildet das Mark eine stark von Fasern durchzogene Masse, die mit einer sinnreichen Hacke aus Bambu herausgeschlagen wird. Ist genügend Wasser in der Nähe, so beginnt man sofort dies Mark auszuwaschen, wobei der ganze Apparat aus den Blättern der Sagopalme selbst verfertigt ist Der untere Stengel dieser Blätter umschliesst den Stamm cylindrisch und mehrere solcher Cylinder werden so unter einander gestellt, dass das Wasser von dem einen in den nächsten überläuft. Die Wassereimer sind zusammengesteckte Blätter und zum Sieben der Fasern braucht man den starken Bast der Palme. Man füllt das oberste Blatt mit dem Mark und beginnt das letztere unter stetem Begiessen auszukneten; der sich bildende dünne Kleister fliesst durch das Sieb und setzt durch Ueberlaufen von Blatt zu Blatt, die oft Bassins von mehreren Fuss Durchmesser bilden, den reinen Sago ab. Dieser, der anfangs weiss wie frischer Schnee ist, nimmt bald eine röthliche Farbe an, wird in grüne Blätter verpackt oder im Bambusrohr gebacken und zu Würfeln geschnitten, und so als roher Sago in den Handel gebracht.

Zum Consum mischt man entweder denselben roh mit kaltem oder warmem

Wasser zu einem dicken Brei, der Papeda, oder man zerstösst ihn zu Mehl und backt ihn in eigens dazu konstruirten thönernen Oefchen zu Sagobrod. Man schöpft die Papeda mit gespaltenen Bambus in kleine Schüsseln aus Palmblatt und zwar jedesmal so viel, als man geniessen will, da es unmöglich ist, die Flüssigkeit zu schlürfen; man muss sie, wie etwa Eiweiss, hinunterschlingen.

Von Papeda und Sagobrod ernährt sich nun der Alfure sein Lebenlang. Meist isst er erstere Morgens und Abends kalt, Mittags warm, dabei als Zuspeise etwas Fisch, Pfeffer, wilde Citrone und Salz oder Seewasser. Kochsalz ist Geld bei den Alfuren, und Geld ist auch bei ihnen rar, daher sie die sonst vollkommen geschmacklose Papeda mit Seewasser würzen. Auch verstehen sie es, einen recht schmackhaften Pudding zu bereiten. Einen mit Blättern vollgestopften Bambus füllen sie mit Fisch- oder Hirsch- und Eberfleisch, sowie mit Sago, Pfeffer und Seewasser, und rösten ihn, bis er platzt. Das Gerischt ist dann fertig und wird warm verzehrt. Auf einer längeren Seereise, die ich später mit alfurischen Ruderern unternahm, lebten diese nur von Sagobrod und Seewasser.

Alfuren verstehen es Palmwein zu bereiten, auch trinken sie ganz gern ein Glas Branntwein, jedoch sah ich sie nie unmässig oder betrunken, dagegen tranken mir einmal christliche Alfuren zu 15 Mann an einem Morgen 10 Ginflaschen Arrak aus. Beide Geschlechter kauen Betel, den sie in zierlichen Körbchen stets bei sich tragen, rauchen dagegen nicht. Ich vergass zu erwähnen, dass ein Arbeiter in einem Monat bequem so viel Sago klopfen, waschen und backen kann, dass er sich von der einen Hälfte ein ganzes Jahr lang ernähren und die andere gegen Schmuck, Messer u. s. w. vertauschen kann.

Das Backen und Kochen ist übrigens Sache der Frauen, die ausserdem die erwähnten Kain uti-uti weben, Matten, Körbchen und Sarong flechten und Baumbast klopfen. Aus letzterem machen sie zuweilen kleine Decken oder Carpets, doch sind diese höchst selten. Man kann den Alfuren überhaupt nicht Kunstsinn absprechen. So besitze ich ein Kasuarei, dessen Schale ein Alfure nur zu seinem Vergnügen mit hübschen Zeichnungen bedeckte und mir dann schenkte.

Lasten tragen nur die Frauen, so die wassergefüllten Bambus, den Sago, Fische und dergleichen, und zwar letztere in spitzen Körben, die sie über die Stirn durch ein schmal geflochtenes Band befestigen, auf dem Rücken und Nacken.

Die Kinder werden rittlings auf dem Rücken in den Sarong eingebunden.

Allgemein herrscht die Sitte, Personen oder Gegenstände für pamali, dem bekannten tabu, entsprechend, zu erklären. So ist z. B. der Batu astana pamali und man geht stets in einem weiten Bogen um ihn herum; Mädchen mit Menstruation und Frauen, die gebären, sind pamali und Niemand nähert sich ihnen. Der Alfure sagt, man kann jede Schlange mit Gaba-gaba tödten, denn die Sagopalme ist für die Schlange pamali. Die Hütte, in welcher der Kapala sanirie mit seinen Mauen sich versammelt, wird durch einen vorgesteckten Zweig als pamali bezeichnet und die Früchte des Gärtchens werden nicht angerührt, man tödtet kein Thier, das auf einem gewissen Baume (mal. pohon merah) sitzt, denn der Bamm ist pamali u. s. w.

Wie erwähnt, wird der Jüngling, sobald er das 15. Jahr erreicht, feierlich mit dem Tjidaco bekleidet und auch bei den Mädchen wird der Eintritt in die Pubertät durch eine Ceremonie festlich begangen. Jeder alfurische Hausstand besitzt draussen im Walde oder am Meeresufer einen kleinen Verschlag aus Palmblättern, ähnlich unseren Hundehütten, nur mit einem niederen Sitzplatz versehen, und in diesen muss sich das junge Mädchen, sobald sich die erste Menstruation bei ihr einstellt, zurückziehen und dort so lange verweilen, bis die Periode vorbei ist, oder die Eltern das für das Fest des Lepas kain kadu nöthige Geld zusammen haben.

Dies dauert oft mehrere Wochen, während sich der pamali Niemand nähert, die nichts Gekochtes, nur trocknen Sago, Fisch und einige Bananen essen und sich während der Zeit nicht waschen darf. Ist im Hause der Eltern Alles bereit, so wird das Mädchen von alten Frauen nach einer Quelle oder einem Bach geführt, dort gründlich gewaschen, festlich geschmückt, mit Perlen und Blumen überladen und, nachdem sie ihren schmutzigen Kinderrock weggeworfen (lepas kain kadu), mit einem neuen Sarong bekleidet. So vorbereitet, führt man sie in das Haus der Eltern, wo sich unterdessen alle Freunde und Bekannte eingefunden haben. Sie setzt sich dort nach türkischer Manier mit gespreizten untergeschlagenen Beinen auf den Boden. Ihr zur Seite hocken zwei ebenfalls geschmückte, nackte kleine Mädchen. Vor ihr liegen auf Blättern Bananen, Fisch, ein Reispudding und eine Schale mit Kokosöl. Vier, auch mit Schmuck und Blumen überladene Weiber treten jetzt ein, hocken sich vor das Mädchen und beginnen Gebete zu flüstern. No. 1 faltet dann aus Bananenblatt einen Teller zusammen, wischt ihn mit Wasser rein, nimmt ein Stück Reispudding, Fisch und eine Banane, die sie vorher in das Oel getaucht, legt sie in den Teller, tritt an das Mädchen heran, hält ihr den Teller eine Zeitlang unter leisem Gebet über den Kopf und beschreibt damit Kreise (7 rechts und 5 links herum), ebenso legt sie ihn den beiden assistirenden Kindern leise auf den Kopf. Dann erhebt sich No. 2 mit der Schale voll Kokosöl, beginnt dem Mädchen Gesicht, Brust, Arme und Rücken damit einzureiben und giesst ihr zum Schluss den Rest über die Stirn aus. Die Arme kann die Augen nicht öffnen, wischt sich mit beiden Händen das Oel aus dem Gesicht und reibt damit ihre kleinen Nachbarinnen in derselben Weise ein. Nun tritt No. 3 heran, nimmt den Rest Reispudding, Bananen und Fisch, und lässt unser Mädchen in jedes einzelne beissen, die aber mit oeltriefendem Gesicht sofort den Bissen wieder ausspuckt. Endlich nähert sich No. 4 mit einem kleinen Topf, dessen Oeffnung durch ein straff gespanntes Bananenblatt zugebunden ist. Sie nimmt die rechte Hand des Mädchens, lässt sie den Zeigefinger ausstrecken, fährt mit der Hand dreimal auf und ab und lässt sie dann das laut platzende Bananenblatt unter dem Jubel der Zuschauer durchstossen.

Die letztere Bewegung soll symbolisch andeuten, dass das Mädchen nun heirathen, resp. sich dem Mann ihrer Wahl hingeben kann. Damit ist die Ceremonie, der ich mehrmals beiwohnte, vorüber.

Wie ich erwähnte, braucht ein junger Mann, um einen eignen Hausstand zu gründen, nicht gerade erst einen Kopf zu erbeuten; er kann seine Frau auch für Ohrringe, Sarongs, Porzellanteller und dergleichen Schätze kaufen oder sie auch entführen und den Kaufpreis nach und nach an die Eltern abzahlen. Auf Jungfräulichkeit legen sie keinen Werth. Sie können mehrere Frauen heirathen und nach dem Tod des Gatten heirathet die Wittwe meist dessen Bruder. Mord und Todtschlag soll nicht vorkommen, bei Diebstahl muss der Dieb den Raub herausgeben und bekommt vom Kapala sanirie meistens Rottanhiebe. Bei Ehebruch muss der Missethäter dem Gatten den Kaufpreis herausgeben und darf oder muss dafür die Frau behalten; bricht ein Ehemann seiner Gattin die Treue, so muss seine Mitschuldige der rechtmässigen Frau Busse zahlen. Sklaverei giebt es keine mehr auf Ceram.

Merkwürdig ist die Sitte, dass Alfuren den Beischlaf nicht in ihren Hütten vollziehen, sondern draussen im Walde, und zwar stehend, nach Art der Thiere, ohne sich des Tjidaco zu entledigen. Dennoch nehmen sie dazu ihre zusammenlegbaren Matten mit und bezeichnen den Ort des Stelldicheins, sowie den dahin führenden Weg durch in den Boden gesteckte trockne Zweige in der Form von 3 Kreuzespaaren als pamali. Ein holländischer Marineoffizier, der vor einigen Jahren, trotz aller

Warnungen, bis zum 2. Kreuze vordrang, wurde aus dem Walde von unsichtbaren Bogenschützen erschossen.

Eine Frau, die ihre Entbindung herannahen fühlt, begiebt sich ebenfalls in die erwähnte Palmhütte, auch sie ist pamali, bis sie einige Tage nach der Geburt des Kindes sich gewaschen hat und in das Haus ihres Gatten zurückkehren kann.

Auch beim Schwören von Eiden, wenn z. B. die Alfuren mit der holländischen Regierung einen ewigen Frieden schliessen, wie das häufig vorkommt, befolgt man althergebrachte Gebräuche. Man füllt ein kleines Fass mit Arrak, wirft etwas Pulver, Erde und einige Kugeln hinein, sowie ausserdem ein kleines aus Holz geschnitztes Krokodil und die Figur eines Menschen, die man vorher durch Lanzenstiche, eingebrannte Löcher und dergleichen übel zugerichtet hat. Die Schwörenden stellen sich nun rund um das Fass und tauchen mit der Rechten das eine Ende ihrer Lanzen, Säbel etc. in den Arrak, dann murmelt Einer eine lange Eidesformel, wobei die Anderen zuweilen in lautem Chor einfallen, deren Sinn ist, dass sie lieber vom Krokodil gefressen sein oder Wunden und Krankheiten wie die Holzfigur erleiden wollen, als den Eid brechen. Zum Schluss wird selbstverständlich der Arrak ausgetrunken.

Die gottesdienstlichen Funktionen der Priester beschränken sich meist auf Weissagen, Besprechen von Krankheiten und auf die Ceremonien des Kakian-Verbandes. Alfuren glauben vor Allem an einen Teufel und an böse Geister, worunter sie vielleicht die Seelen der Verstorbenen sich vorstellen; zum Schutz gegen dieselben tragen sie kleine Amulette aus Stein.

Auch hier finden wir die weitverbreitete Sitte, beim Neubau eines Baileo ein frischabgeschnittenes Menschenhaupt unter einen der Pfosten zu begraben.

Ihre Todten wickeln sie in Matten, tragen sie in den Wald, wo sie dieselben an einen Baum legen und vertrocknen lassen, oder sie begraben dieselben ohne Feierlichkeiten.

Hautkrankheiten findet man vielfach unter den Alfuren; besonders verbreitet ist Cascado (Ichthyosis), Lepra und bei den Kindern in erschreckender Weise die allerdings ungefährliche Framboisie, Syphilis dagegen kennt man nicht.

Einmal sah ich einen noch dazu mit Cascado behafteten Albino, — ein widerlicher Anblick.

Der Charakter der Alfuren scheint gut zu sein: sie sind offen, ehrlich, muthige Jäger und zumal grosse Freunde von Musik und Tanz. Von musikalischen Instrumenten besitzen sie ausser den schon erwähnten Tritonmuscheln und dem Bamburohr, die mehr als Signalhörner dienen, die Trommel oder Tifa in allen verschiedenen Grössen, vom ausgehöhlten Baumstamm an bis zu kleinen Holzgestellen, die sie mit Schlangenhaut überziehen und mit dem Stiel des Palmblatts bearbeiten, dann eine sehr primitive einseitige Violine, deren Resonanzboden aus einem mit Haut bespanntem Kürbiss besteht mit eben so primitivem Fidelbogen; ausserdem lieben sie ungemein Gongs und Triangeln, die sie von Buginesen eintauschen.

Ihre Lieder, meist Chöre, die sie mit voller Brustst imme singen, klingen wirklich schön. Leider konnte ich über den Sinn derselben nichts in Erfahrung bringen; zweimal antworteten mir Alfuren auf mein Befragen, dass sie ihre Lieder selbst nicht verständen.

Ebenso effektvoll, wie für den Tänzer und Zuschauer aufregend, sind ihre Lieblingstänze Maku und Jakaleli. Denken Sie sich eine der wunderbaren, sternenklaren, heissen Nächte, wie man sie nur unter dem Aequator kennt: grosse Fackeln aus trocknem Bambus und Haufen brennender harziger Blätter leuchten bis zu den Kronen der mächtigen Baumriesen hinauf, die bei Tage der glühenden Sonne kaum

gestatten, zu den kleinen Hütten durchzudringen, welche der Alfure sich im Urwalde erbaut; sie beleuchten grell den Baileo, von wo die Schädel der Erschlagenen herabgrinsen und wo der Batu astana neue Opfer zu verlangen scheint. Dicht beim Feuer hocken die Frauen, mit betäubendem Getöse die Gongs und Tifas schlagend, während die geputzten, reich mit Perlen und duftenden Blumen geschmückten Mädchen auf den Beginn des Tanzes warten. Da treten die Männer und Jünglinge vor, ohne Waffen, aber in vollem Kriegsschmuck, den Tjidaco gezeichnet mit der Zahl der erschlagenen Feinde, sie fassen einander Arm in Arm, bilden einen Kreis, ohne den Ring zu schliessen, der Kapala sanirie stimmt ein Lied an, in das der Chor zeitweise einfällt, mit kleinen langsamen Schritten beginnt dieser Ring von Leibern, wie eine sich windende Schlange erst seitlich sich zu bewegen, dann rückwärts, dann schliesst er sich, dann lockert er sich wieder — immer schwieriger werden die Schritte, immer lauter klingen Gongs und Trommeln, da huschen die Mädchen in den Kreis, mit geschlossenen Augen halten sie sich am Tjidaco ihrer Nachbarn, die sie um Taille und Hals umschlingen, immer länger wird die Kette, immer feuriger Tanz und Gesang, bis die Tänzer oder die spielenden Frauen ermatten.

Das ist der Maku, an dem ich mich selbst häufig betheiligte.

Ebenso hübsch und noch origineller ist der Jakaleli, der eigentliche Kriegstanz.

Zwei Männer in vollem Kriegs- und Waffenschmuck stellen sich einander gegenüber und galloppiren mehrmals in weitem Kreise um einander herum. Wiederum wird die Tifa geschlagen und die Zuschauer singen unablässlich die (sinnlosen) Worte: lessió, lessió compania kabesaran. Mit wüthenden Gesichtern und rollenden Augen nähern sich die beiden Krieger, in der Rechten den zum Tanze bestimmten stumpfen Wurfspiess schwingend, mit der Linken den schützenden Schild (Salawaku) vorhaltend. Fortwährend hüpfend und galoppirend, mit den Armen zuckend und emporgeworfenen Haupts scheinen sie sich anzugreifen, weichen wieder zurück, markiren Finten und Paraden, bis Einer eine Blösse bei dem Gegner zu entdecken glaubt. Dann schwirrt die Lanze, trifft er den Anderen, so lohnt ihn lauter Beifallsruf; fehlt er ihn, oder parirt der Gegner richtig, so wird er ausgelacht. Dann ziehen sie das Schwert, das sie nackt im Tjidaco tragen und dasselbe Spiel beginnt von Neuem.

Eine beliebte Uebung ist auch „Kopfabschneiden“, an einer Kokosnuss ausgeführt, wobei sich die Knaben mit leichten, imitirten Waffen betheiligen. Eine Nuss wird ins Gebüsch gelegt und wie Schlangen winden sich die nackten Gestalten durch das Gras oder Dickicht. Ein Pfeil schwirrt durch die Luft, wie der Blitz springt einer mit geschwungenem Schwert aus dem Hinterhalt, schlägt die 2 Hiebe nach den Regeln der Kunst und laut jubelnd schwingt er dann die Nuss triumphirend in der Linken.

Auch die Mädchen allein vollführen einen Tanz, der lebhaft an den indischen Nautch erinnert. Mit ausgebreiteten Armen und geschlossenen Augen stellen sie sich im Halbkreise auf, mit verbogenen Hand- und Ellenbogengelenken zucken sie taktmässig und bewegen sich langsam seitwärts, wobei sie die mit Muscheln, Schellen und Glöckchen überladenen Fussgelenke aneinanderschlagen. Tanz und Bewegungen sind langweilig und ungraziös, die Mädchen hingegen durch ihr Costüm, vielleicht auch durch den Mangel desselben, desto hübscher.

Bevor ich diese Skizze, deren Mängel und Lücken mir selbst nur zu wohl bekannnt sind, schliesse, bitte ich, mit mir einen Blick in das Leben und Treiben der die Küste bewohnenden Alfuren und speziell der zum Christenthum bekehrten, zu werfen.

Schon in ihrem Aeusseren unterscheiden sich die christlichen Strandalfuren bedeutend von ihren wilden Landsleuten und zwar nicht zu ihrem Vortheile. Den Männern verleiht die Art, ihr langes stark eingefettetes Haar in der Mitte gescheitelt und durch einen runden Schildpattkamm aus der Stirn zurückgekämmt zu tragen, etwas Weichliches, Weibisches, wozu die Sitte kommt, sich jede Spur von Bart wegzurasiren. Die Mädchen sind zwar auch hübsch, besitzen aber, da sie sich nur oberflächlich in Seewasser waschen und stark mit Oel einreiben, in ausgeprägter Weise den Alfuren-Geruch. Die Kleidung ist ebenfalls unschön, allerdings noch nicht so schlimm, wie die schwarze christliche Glanznesseltracht oder gar der Frack und der vorsündfluthliche Cylinder der Ambonesen. Die Männer streifen eine schwarze, lange Tuchjacke mit langen und weiten Aermeln über den Kopf, die Mädchen eine ebensolche, nur kürzer, mit engen Aermeln, dabei tragen die Männer hässliche blaue, sackartig bis zu den Knieen reichende Hosen, die Mädchen gewöhnliche blaue javanische Sarongs.

Die christlichen Alfuren leben zwar mit den mohamedanischen in denselben Dörfern (negorijen), aber die Hütten sind getrennt von einander; mehrere Negorijen bilden eine Soa, mit einem Capitan, Gesaghebber, Orang kaya, Patti oder Rajah als Chef und Vertreter.

Ihre Häuser gleichen denen der Bergalfuren, doch baut man jetzt häufig nicht mehr auf Pfählen, sondern setzt die 4 Wände und das Dach aus Sagoblättern direkt auf die festgestampfte Erde. Ein zierlicher, von lebender Hecke eingehegter Garten mit Bananen, Arekapalmen und Brodbäumen umgiebt das Haus, und die Wege sind säuberlich mit Kieseln oder Muscheln belegt. Diese Ordnung ist hauptsächlich dem ewigen Mahnen der holländischen Beamten zu verdanken. In keinem Dorf fehlt eine meist aus Gaba-gaba erbaute Kirche, dagegen misst man den Baileo auch nicht gern, ersetzt die Schädel aber durch Maiskolben, Ochsenköpfe und dergl. Auch auf dem Batu astana fand ich zuweilen Stückchen Gambir, Kupfermünzen und andere christliche Weihgeschenke.

Während die Alfuren des Innnern, wo die Insel von Ost nach West durch hohe Gebirgszüge durchschnitten wird und nur zur Regenzeit kleine Bergströme dem Meere zueilen, mit dem Bau von Fahrzeugen in keiner Weise vertraut sind, bewähren sich die Strandalfuren als ziemlich brauchbare Schiffsbauer und Matrosen.

Sie höhlen Baumstämme zu Canoes aus, bauen schwerfällige Praus und Orem-baai, grosse flachgehende Boote mit Segel, Anker und Takelage, nur aus zusammengenähtem und geflochtenem Holz, Bambu und Rottan bestehend.

Diese Orem-baai werden von 16 bis 20 Matrosen gerudert, das seitwärts angebundenen Steuer lenkt der Juru-mudi. In der Mitte des Boots ist aus Bambu und Palmblättern eine Hütte für den Passagier errichtet. Eine Fahrt in solchem Fahrzeuge würde, abgesehen davon, dass alle die Eigenthümlichkeit haben, zu lecken, und der Passagier darum stets mit den Füssen im Wasser steht, bei der herrlichen Scenerie der Molucken-Eilande und den spiegelglatten, bis in die grössten Tiefen durchsichtigen See zu den angenehmsten der Welt gehören, wenn das musikalische Gefühl bei den Strandalfuren nicht in solchem Maasse ausgebildet wäre, dass sie absolut nicht im Stande sind, ohne Musik zu rudern. Darum thronen oben auf der erwähnten Hütte, wenige Zoll über dem Kopf des Passagiers 3 oder mindestens 2 Künstler, die mit nervenerschütternder Energie eine Trommel und ein Gong bearbeiten. Tag und Nacht dröhnt dieser Dactylus, man glaubt anfangs taub oder mindestens rasend zu werden, zumal wenn die glühenden Sonnenstrahlen, mit doppelter Gewalt vom Meere reflektirt, sich auf dem Dach der musikalischen Hütte zu con-

centriren scheinen, aber nach wenigen Stunden gewöhnt man sich auch hieran und schläft ganz gut trotz des unharmonischen Getöses.

Man zahlt den Alfuren für 24stündiges Rudern ungefähr eine Mark. In den christlichen Negorijen herrscht meist auffallende Ruhe, Märkte giebt es nicht und der geringe Handel wird durch chinesische oder buginesische Seehausirer vermittelt. Aus Ceram stammen jene kolossalen Tischplatten, die man zuweilen in Europa sieht, von 18' Durchmesser aus dem Stamm des Lingoa-Baums. Leider wird auf der Insel jetzt viel Branntwein konsumirt, da bekanntlich jeder bekehrte Farbige es für ein Privilegium der Christen hält, sich durch das Feuerwasser physisch und moralisch zu Grunde zu richten.

Eine sehr wohlthätige Einrichtung der Holländer ist das Einsetzen mehrerer farbiger Aerzte in den grösseren Negorijen. Sie werden auf Amboina in der Chirurgie unterrichtet, und die Eingeborenen gewöhnen sich allmählich daran, sie bei Körperverletzungen, Lepra und dergleichen zu konsultiren, sowie ihre Kinder impfen zu lassen. Nach dem Gesetz werden Aussätzige in einem kleinen, bei Polapa an der Meeresküste gelegenen Dorfe internirt; obgleich die Aerzte noch nicht darüber einig sind, ob Lepra ansteckend ist oder nicht, so wird jedenfalls durch die Isolirung der Kranken der Vererbung des Aussatzes in den Familien eine Schranke gesetzt.

Auch die von farbigen Lehrern gehaltenen Schulen haben ihr Gutes. Die Kinder lernen Rechnen, Lesen und Schreiben. Allerdings bringt man ihnen nur ein barbarisches Malayisch mit holländischen Lettern und leider auch nach holländischer Aussprache geschrieben (z. B. juga = djoegah) bei, ferner kompendiöse Catechismen und unzählige Psalmen, aber vor Allem lernen die Kinder singen, und es ist wirklich überraschend, mit welchem Talent und Eifer dieselben unsere Melodien auswendig lernen. Ich besuchte stets die Schulen und freute mich immer aufs Neue, wenn ich die holländische Nationalhymne oder „Lobe den Herrn" aus frischen Kinderkehlen hörte; während meines nur kurzen Aufenthaltes in Elpaputi brachte ich ca. 30 Kinder in 3 Tagen so weit, die Melodie der Wacht am Rhein, mit do, re, mi, u. s. w. als Worten, richtig im Chor zu singen.

Wie es mit der inneren Bekehrung der Alfuren aussieht, mag der Leser daraus schliessen, dass viele, ja die meisten Alfuren ihre Söhne mit dem 14 Jahr beschneiden lassen; auch bei den Mädchen finden wir Anklänge an den Islam darin, dass dieselben ihre Haare an gewissen Theilen rasiren, auch tragen letztere, als Erinnerung an den Tjidaco, stets eine Schnur um die Taille auf blossem Leibe. Es giebt christliche Familien, wo ein Kind christlich getauft, aber beschnitten ist, das zweite nicht getauft ist, aber jeden Sonntag zur Kirche geht, das dritte wieder getauft, aber womöglich Mitglied vom Kakian-Verband ist. Dass Alfuren zum Vergnügen in die christliche Kirche gehen, wäre noch begreiflich, wenn es katholische Missionäre wären, die mit ihrem, dem Auge gefallenden Pomp und bunten Schmuck das Christenthum importirten, aber es ist die kalte Lehre Calvins, ohne alle Aeusserlichkeiten, mit der die Alfuren zu besseren Menschen gemacht werden. Die Kirche ist kahl, wie eine Scheune, und der Missionär verkündet in hochmalayischer Sprache, die allerdings kein Mensch versteht, das Evangelium, ohne anders gekleidet zu sein, wie gewöhnliche europäische Sterbliche, und doch ist es vorgekommen, dass ganze Dörfer wilder Alfuren sich taufen liessen, allerdings, wie der betreffende Missionär selbst zugesteht, bloss zum Plaisir.

Ich war selbst Zeuge, wie ein christlisches Mädchen das oben beschriebene Fest Lepas kain kadu feierte; christliche Alfuren schwören nicht: so wahr ihnen Gott helfe und sein heiliges Evangelium, sondern: so wahr sie das Krokodil beissen

möge und sie die Lepra kriegen sollen. Ein christlich-alfurischer Kirchhof macht auch einen eigenthümlichen Eindruck. Von Kreuzen sieht man sehr wenig, wohl aber häuft man Korallen oder Palmblätter auf das Grab und auf diesen thront dann ein aus Bambus geschnitztes, oft frappant naturgetreues Krokodil mit aufgesperrtem Rachen. An dies hängt man dann Muscheln, bunte Lappen und dergleichen auf und vor ihm steht ein kleines zierlich geflochtenes Körbchen, in das man Kupfermünzen, Bananen, Sagobrod und dergleichen für die hungrige Seele des Verstorbenen legt. Ich muss gestehen, dass diese Kirchhöfe mir immer einen sehr wenig christlichen Anblick boten.

Da es Geld kostet, sich trauen oder seine Kinder taufen zu lassen, so vermeidet man diese Förmlichkeiten nach Möglichkeit, nur nach langem Drängen des Missionärs entschliesst man sich vielleicht dazu und feiert dann Hochzeit, mehrere Kindtaufen und Confirmation an demselben Tage.

Die gewiss gute und heilsame Sitte der wilden Alfuren, dass die jungen Leute im Baileo schlafen müssen, existirt bei den Christen nicht: da schläft die ganze Familie in einem Hause, leider aber auch die Töchter mit ihren Geliebten und die Söhne mit ihren Freundinnen. Dabei herrscht die ungebundenste free love und wenn einmal ein Mädchen heirathet, dann vereinigt sie sich meist mit dem Mann, von dem sie glaubt, schon mehrere Kinder zu haben. Die Eltern lieben es gar nicht, wenn ihre Kinder heirathen, da diese dann für sich selbst sorgen und nicht mehr im elterlichen Hause oder der Sagopflanzung mitarbeiten. Daher werden die Töchter häufig entführt und zwar geschieht das in der Weise, dass der Bräutigam einige Stücke Cattun, Sarongs oder dergleichen in dem Hause der Braut niederlegt mit einem kalligraphisch geschriebenen Zettel, — hat er doch in der Schule schreiben gelernt, — folgenden Inhalts: „Eure Tochter braucht Ihr nicht zu suchen. Sie ist bei mir. Ihr könnt sie sehen kommen.“ Nach ein Paar Tagen kommt die ganze Familie der Braut, diese zu besuchen, und bringt Früchte, Arrak und dergleichen mit, nicht etwa als Hochzeitsgeschenk, sondern der Bräutigam muss diese dem Schwiegervater theuer bezahlen. Dies Geld wird dann wieder in Arrak angelegt und an Ort und Stelle vertrunken. Häufig kommt es auch vor, dass, bevor die Hochzeitsgeschenke bezahlt sind, der Schwiegersohn seine Erwählte in Gnaden entlässt und sich nach einer anderen Lebensgefährtin umsieht, worob dann grosser Zorn der Familie.

Diese Sitte herrscht übrigens auch auf Saparua und anderen Inseln der Molucken, deren Bewohner das Christenthum angenommen haben.

Die Missionäre klagen, dass, wenn sie christliche Familien besuchen, die ganze Gesellschaft entweder Reissaus nimmt, oder man sie wie eine Art Wunderthier betrachtet und die verfänglichsten, durchaus nicht christlichen Fragen an sie richtet. Erzählen sie aus der biblischen Geschichte, dass die Schlange zu Eva gesprochen, so lacht man sie aus und sagt ihnen: „Eine Schlange könne ja gar nicht sprechen, das wissen wir besser“, u. s. f.

Weihnachten ist ein sehr beliebtes Fest, man reinigt die Strassen, putzt die Häuser, setzt Lichter vor die Thüren, denn „der Herr Jesus kommt uns besuchen,“ man singt Psalmen und Lieder, und zum Schluss ist Alles betrunken.

Kurze Zeit vor meiner Ankunft feierten Christen, aus einem Ort, wo ein Missionär residirt, ein merkwürdiges Picnic, man betete vor einer mit Schlangenköpfen verzierten Palmhütte, ein Hund wurde geschlachtet und sein Herz vertheilt, dabei gesungen, getanzt und getrunken, und das Fest war gerade in die grösste Unzucht ausgeartet, als der entsetzte Missionär an Ort und Stelle erschien.

Es wäre überflüssig, Weiteres über den Lebenswandel der jungen Mädchen zu

erwähnen, wenn es nicht gerade auf Ceram und den umliegenden Inseln die so höchst originelle Institution der Djodjaros gäbe. Unter Djodjaros versteht man die jungen Mädchen eines Dorfs, die unter einem Capitan djodjaro, natürlich auch einem Mädchen, stehend, in den Künsten des Gesangs und Tanzes unterrichtet werden und eine nicht näher zu qualifizirende Stellung einnehmen. Hierbei betone ich, dass die Djodjaros sich nur aus christlichen Mädchen rekrutiren, dass dagegen die mohamedanischen Alfurenmädchen durchgehend keusch und unnahbar sind. Besuchte ich z. B. irgend einen Rajah, so empfingen mich stets einige Dutzend Djodjaros in christlich-malayischer Tracht, wobei das Christenthum durch ein krampfhaft in der Rechten gehaltenes, aber nie benutztes Taschentuch markirt wurde. Diese Mädchen machen sich allgemein nützlich, bedienen einen bei Tische, fächeln wenn es warm ist, singen wenn es verlangt wird, und können stundenlang europäische Tänze tanzen. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, hier in diesem entlegenen Erdenwinkel eine Polka von schwarzen Mädchen getanzt zu sehen und von Künstlern auf Violine, Triangel und Trommel exekutirt zu hören; man singt oft reizende Weisen, die meist von den portugisischen Eroberern herübergebracht sein müssen, Melodien, die mir bis heute treu im Gedächtniss geblieben sind; man tanzt selbst Quadrillen mit französich-malayischen Commandos: balanchez sama njonja-njonja und dergleichen. Der Lieblingstanz ist das Menari. Die Mädchen stellen sich mit ausgebreiteten Armen im Halbkreis auf, wobei das christliche Taschentuch zur rechten Geltung kommt, und beginnen die ewig sich wiederholenden Worte „badendang nonna tuan manis é“ zu singen und dabei mit den Armen zu zucken und den Hüften zu schweben, sich niederzuhocken und plötzlich wieder aufzurichten, dass man wirklich ihre Gelenkigkeit und Ausdauer bewundern muss. Will eine Djodjaro einen Europäer zum Tanz auffordern, so setzt sie sich ihm auf den Schooss. Ländlich, sittlich. Dabei trinken die Mädchen, denn es sind ja Christinnen, die ganze Nacht Genever und Bittern!

So sind die Sitten der christlichen Alfuren und ihrer Töchter. Es liegt mir fern, die Schuld davon auf irgend Jemand schieben zu wollen; ich habe nur die Zustände geschildert, wie ich sie vorgefunden habe. Ob die Wilden am Ende nicht doch bessere Menschen sind, das überlasse ich dem Urtheil jedes Einzelnen.

Nicht ohne Bedauern schied ich nach mehrwöchentlichem Aufenthalt von dieser, an Naturschönheiten unendlich reichen Insel und ihren so interessanten Bewohnern, um in kleinem, offenem, nur von vier Ruderern bemanntem Boote die zehntägige Rückreise nach Amboina anzutreten, bei ewig wolkenlosem Himmel und spiegelglatter See all' jene herrlichen Inseln berührend, von denen einst Camoẽs sang:

Schau hin, wie rings in jenen weiten Meeren
Des Ostens zahllos Inselgruppen winken!
Zu Nelkenbäumen wird dein Blick sich kehren,
Um welche Blut die Erde noch wird trinken
Von Lusus Volk!

Hr. Virchow spricht, im Anschlusse an den Vortrag des Hrn. Joest, über

Alfuren-Schädel von Ceram und anderen Molucken.

Nach einer Mittheilung des Hrn. Joest war 1880 ein im Westtheile der Insel Ceram an der Südküste gelegener Campong, welcher unter einem mohamedanischen Orang Kaya (wörtlich: reicher Mann) und somit unter holländischem Protektorat stand, von wilden Alfuren aus dem Dorfe Sanahu wasiah überfallen worden, welche 9 „zahmen“ Alfuren die Köpfe abschnitten und dieselben mitnahmen. Der holländi-

sche Controleur der Elpapoeteh Bay schickte in Folge dessen eine militärische Colonne ab, um den Ueberfall zu rächen; Sanahu wasiah wurde niedergebrannt und die Köpfe wiedergewonnen. Da 7 davon unmittelbar in den Besitz des Hrn. Joest gelangten, so dürfen sie wohl als authentische angesehen werden. Haare und Unterkiefer wurden von den Alfuren nicht ausgeliefert.

In der That ist kein einziger der Schädel frei von frischen, allem Anschein nach während des Lebens beigebrachten Verletzungen. An einzelnen (z. B. Nr. II) sieht man eine grosse Zahl kurzer und oberflächlicher, aber ganz scharfer Knochenwunden; bei anderen (z. B. Nr. A) sind penetrirende und klaffende, ebenfalls ganz scharfe Hiebwunden vorhanden. Bei noch anderen sind ganze Stücke, z. B. der Proc. mastoides, die Schläfenschuppe, durch glatte Hiebwunden abgesprengt. Bei allen fehlt, wie schon erwähnt, der Unterkiefer, bei einem (Nr. VI) ausserdem das ganze Gesicht.

Schon die grobe Betrachtung lehrt, dass die einzelnen Schädel unter sich sehr verschieden sind. Offenbar beruht ein grosser Theil dieser Verschiedenheit in künstlicher Deformation, wie sie von Halbertsma an malayischen Schädeln in grösster Ausdehnung nachgewiesen ist. Von derselben ist hauptsächlich das Hinterhaupt, und zwar bis auf Nr. IV constant am stärksten die rechte Seite desselben betroffen. In Folge davon ist das Hinterhaupt im Ganzen kurz und steil, aber zugleich auf der rechten Seite, und zwar zu beiden Seiten der Lambdanaht, stark abgeplattet. Ganz frei davon ist eigentlich nur Nr. I und vielleicht Nr. VI, welcher letztere Schädel jedoch anderweitig verändert ist; am nächsten kommt diesen beiden Nr. IV, bei welchem die Deformation nur eine geringe Wirkung gehabt hat. Somit können eigentlich nur Nr. I und allenfalls Nr. IV als nahezu normale Schädel in Betracht kommen.

Allein auch das ist nicht ganz sicher, ob sich die Deformation auf das Hinterhaupt beschränkt. Im Allgemeinen ist das Stirnbein sehr schräg nach hinten gestellt, so dass man auch hier an einen deformirenden Einfluss denken muss. Ja, es ist nicht ganz zweifellos, ob nicht gelegentlich auch das Gesicht, namentlich die Nase von der Zusammendrückung betroffen worden ist. Diess gilt vorzugsweise von Nr. V, wo die Nase ganz platt und niedergedrückt erscheint.

Es liegt daher auf der Hand, dass es ganz unmöglich ist, durch Mittelzahlen typische Werthe zu gewinnen. In der That sind die physiognomischen Verschiedenheiten so gross, dass man versucht sein kann, dieselben auf Mischungsverhältnisse zu beziehen. Hr. Capitän Schulze, der uns in der Sitzung vom 17. März 1877 (Verh. S. 114) seine, auf genauer Localkenntniss beruhenden Beobachtungen vortrug, hat bestimmt angegeben, dass Mischungen der ceramesischen Alfuren mit Papuas, Giloloresen (von der Insel Halmahera), Amboinesen und Malayen, letztere hauptsächlich von Malacca, sehr häufig seien. Ich möchte daher um so mehr zur Vorsicht rathen, als es mir unmöglich erscheint, die Besonderheiten der einzelnen Schädel auch nur mit einiger Sicherheit in Bezug auf die genetischen Verhältnisse erschöpfend zu erklären. Nicht einmal die sexuelle Stellung der einzelnen Schädel vermag ich mit voller Sicherheit überall zu beurtheilen.

Das einzige Verhältniss, auf welches die künstliche Verdrückung der Schädel ohne Einfluss geblieben sein mag, dürfte die Grösse sein. In dieser Beziehung ist zu sagen, dass die Capacität der einzelnen Schädel sehr schwankt. Während das Mittel von 5 überhaupt bestimmbaren Schädeln 1262 *ccm* ergiebt, also ein sehr kleines Maass, so beträgt die Differenz zwischen dem grössten männlichen und dem kleinsten weiblichen Schädel 1510 – 1100 = 410 *ccm*, die zwischen dem grössten und dem kleinsten männlichen Schädel 1510 — 1200 = 310 *ccm*. Von besonderer

Wichtigkeit ist es dabei, dass sowohl der grösste, als der kleinste Schädel zu den stärker deformirten gehören, während die relativ intakten Schädel Nr. I und IV je 1380 und 1200 *ccm* messen. Daraus folgt, dass die Deformation an sich die Grösse nicht wesentlich bestimmt haben kann. Der kleinste Schädel scheint übrigens ein noch jugendlicher zu sein, da die Weisheitszähne nicht durchgebrochen sind. Indess sind die II. Molaren (die einzig vorhandenen Zähne) stark abgeschliffen, und die Synostosis spheno-occipitalis ist ganz vollendet.

Die Schädelform ist natürlich in Folge der Verdrückung grossentheils eine plagiocephale und zwar eine brachyplagiocephale. Das Hinterhaupt ist verkürzt und wie erwähnt, in der Regel von rechts her abgeplattet, und da gleichzeitig auch die Stirn niedrig und fliehend ist, so musste natürlich die Ausgleichung in der Breite und zum Theil in der Höhe eintreten. Die Paar nicht oder wenig verdrückten Schädel lassen mit Bestimmtheit den Stammestypus nicht erkennen. Nr. I hat einen Index von 75,6, Nr. IV dagegen einen solchen von 79,7, — sie sind also mesocephal, jedoch der erstere an der Grenze der Dolicho-, der andere an der Grenze der Brachycephalie. Die stärker verdrückten Schädel dagegen sind sämmtlich ausgezeichnet brachycephal: ihr Index (aus 4 Schädeln) beträgt im Mittel 83,2, wobei zweimal die Zahl 90 erreicht wird. Weniger differirt die Höhe, welche durchweg eine mässige, zum Theil sogar eine geringe ist. Von den drei wenig deformirten Schädeln beträgt der Höhenindex im Mittel 73,6, ist also orthocephal, wobei jedoch Nr. I mit 75,6 eben in das Gebiet der Hypsicephalie hinübergreift. Aber auch von den verdrückten Schädeln hat Nr. V nur 69,9, ist also chamaecephal; Nr. III bleibt mit 74,8 innerhalb der Orthocephalie und nur Nr. A und II erreichen mit 78,9 und 78,8 die eigentliche Hypsicephalie. Noch auffälliger erweisen sich diese Verhältnisse an dem Auricularindex, wie ein Blick auf meine Maasstabelle ergiebt. Man dürfte daher vorläufig wohl die Orthomesocephalie als das typische Verhältniss des ceramesischen Kopfes bezeichnen dürfen.

Von besonderen Bildungsabweichungen an der Schädelkapsel ist Folgendes zu erwähnen: das Vorkommen eines starken, etwas in das Stirnbein eingreifenden Processus frontalis squamae temporalis beiderseits an dem vielleicht weiblichen Schädel Nr. III. Ich will sofort hinzufügen, dass zweimal, bei Nr. I und II, jederseits eine hintere Ritze im Wangenbein, bei Nr. I von 5—6 *mm* Länge, mit starker centraler Verdickung der Mitte des Wangenbeins, bei Nr. II von nur 4—5 *mm* Länge, und einmal, gleichfalls bei Nr. III, ein spitzwinkliger Vorsprung der Sutura zygomatico-maxillaris nach vorn hin sich findet. Der Schädel A besitzt einen kräftigen Proc. paracondyloideus sinister. Im Uebrigen sind die Muskel- und Sehnenansätze kräftig, die Plana temporalia hoch, die Stirnnasenwülste und allem Anschein nach die Stirnhöhlen stark entwickelt. Letzterem Verhältniss entsprechend findet sich einigemal die Persistenz des untersten Stückes der Stirnnaht. Die Nähte sind sonst meist gut entwickelt. Nur bei Nr. VI ist der grösste Theil der linken Coronaria mit der Sutura sphenofrontalis synostotisch, und der Schädel zeigt in Folge davon eine sehr mangelhafte, in der Form einer einseitigen Klinocephalie auftretende temporale Ausbildung der linken Seite. Auf einige Abweichungen an der Basis werde ich später zurückkommen.

In Bezug auf die Gesichtsbildung bestehen bei den einzelnen Schädeln recht erhebliche Verschiedenheiten. Genau genommen stimmen sie nur in einem Merkmale ganz überein, nehmlich in dem starken Prognathismus, obwohl auch hier grosse graduelle Differenzen bestehen. Am stärksten ist die Prognathie bei dem weiblichen Schädel Nr. V, wo der Alveolarfortsatz des Oberkiefers fast hori-

zontal hervorsteht und der Boden der Nasengänge ohne Absatz sich durch breite Pränasalfurchen auf die Fläche des Alveolarfortsatzes fortsetzt. Nächstdem ist der grosse männliche Schädel Nr. A zu erwähnen, bei welchem der Alveolarfortsatz ganz schräg vortritt. Auch der nächstgrosse männliche Schädel Nr. I hat sehr flache Nasenöffnungen und eine ganz affenartige Prognathie mit etwas gewölbtem Alveolarfortsatz. Da die Schneidezähne meist fehlen, so kommt die Veränderung nicht einmal zur vollen Erscheinung, indess ist sie um so mehr auffallend, als der Oberkieferfortsatz meistentheils gar nicht besonders gross ist. So hat derselbe bei dem weiblichen Schädel Nr. II, der stark prognath ist, von der Spina nasalis bis zum vorderen Rande eine Länge von nur 11 *mm*: bei Nr. IV beträgt die Länge 13 *mm*. Immerhin macht der Umstand, dass die ganze Portio incisiva und canina des Oberkiefers nach vorn hervorgeschoben und die Fossa canina (mit alleiniger Ausnahme von Nr. IV) tief ausgehöhlt ist, diese Gegend in ähnlicher Weise bemerkbar, wie es bei Affen der Fall ist.

Entsprechend der Prognathie ist die Zahncurve durchgehend sehr weit ausgelegt. Am auffälligsten ist diess bei Nr. V, wo die kolossale Curve eine ganz hufeisenförmige Gestalt besitzt. Von den 5 überhaupt messbaren Gaumenplatten überschreitet keine einzige das leptostaphyline Maass: das Mittel des Gaumenindex beträgt 64,6, und nur in einem Falle erreicht der Index die Zahl 72,9. Da die Breite der Gaumenplatte (gemessen zwischen den Alveolen der II Molaren) keineswegs gering ist, so folgt das angegebene Resultat wesentlich aus der grossen Länge der Platte, zu der auch die starke Ausbildung der Horizontalplatte des Gaumenbeins erheblich beiträgt. Die hintere Spina ist meist breit und verhältnissmässig kräftig.

Ungleich mehr variirt die Nasenbildung. Allerdings berechnet sich aus 6 Schädeln ein mittlerer Index von 52,4, also ein platyrrhiner. Aber nur 2 von den 6 Schädeln haben in Wirklichkeit platyrrhine Verhältnisse, einer davon eigentlich ein hyperplatyrrhines, indem der Index des weiblichen Schädels Nr. III die Zahl 60,4 ergiebt. In Wirklichkeit vertheilen sich die Schädel folgendermaassen:

hyperplatyrrhin	1
platyrrhin	1
mesorrhin	3
leptorrhin	1

Darnach wäre also eigentlich die Mesorrhinie als das typische Ergebniss aufzufassen.

Grösse, Form und Stellung der Nasenbeine ist bei den einzelnen Schädeln so verschieden, dass man eher ethnische Verschiedenheit, als Uebereinstimmung auffindet. Am meisten abweichend sind sie bei Nr. V, von welchem Schädel die weiten Pränasalfurchen und die schaufelförmige Stellung des Kieferfortsatzes schon erwähnt sind. Hier berechnet sich ein Index von 47.8, also ein leptorrhiner: trotzdem ist die Gestalt der knöchernen Nase ganz pithekoid. Ein Rücken existirt eigentlich gar nicht; die Nasenbeine liegen in einer Ebene, ganz tief und platt, wie wenn sie künstlich niedergedrückt wären; dabei sind sie gerade und breit, namentlich gegen die Apertur hin.

Auch bei dem grossen männlichen Schädel A ist die knöcherne Nase ziemlich gerade, breit und flach, mit niedergedrücktem Rücken, ungefähr wie eine Goldi-Nase; die Wurzel liegt jedoch nicht tief und die ganze Gegend tritt etwas vor. Bei Nr. IV ist die Nase ebenfalls wenig eingebogen, der Rücken aber etwas vortretend und zugeschärft.

Dagegen zeigt der verhältnissmässig wenig verdrückte männliche Schädel Nr. I

eine tief eingebogene Nase mit breitem, flachgerundetem Rücken und verlängerten Naseneingängen.

Am sonderbarsten sind die verhältnissmässig stark vortretenden und langen Nasen mehrerer Schädel. Ganz besonders ist dies der Fall bei der hyperplatyrrhinen Nase von Nr. III. Hier steht die ganze Nase etwas nach rechts, was vielleicht damit zusammenhängt, dass rechts eine fast halbkuglig ausgetiefte, ungewöhnlich grosse Pränasalgrube besteht, vielleicht bedingt durch eine Geschwulst; die stark vortretenden und langen Nasenbeine stossen in einem fast geraden, fein gerundeten Rücken zusammen und die knöcherne Nase erscheint daher zart und schmal. — Auch der weibliche Schädel Nr. IV, der einen mesorrhinen Index besitzt, hat eine schon an der Wurzel, noch mehr im Verlaufe stark vortretende Nase, deren langer Rücken oben scharf, in der Mitte eingebogen, nach unten mehr abgeflacht und breit ist.

Grössere Verschiedenheiten lassen sich kaum denken. Der Gedanke, dass hier die Nachwirkung von Mischungsverhältnissen sichtbar wird, liegt sehr nahe. Zugleich ist diess ein neues Beispiel für die schon so oft von mir gerügte Ungenauigkeit der angenommenen Eintheilung und vielleicht sogar der Methode von Broca.

Nicht minder gross sind die Abweichungen, welche die einzelnen Schädel unter einander zeigen, in Bezug auf die Bildung der Augenhöhlen. Von 6 vergleichbaren Schädeln sind

chamaekonch	2 (männliche)
mesokonch. .	1 (männlich)
hypsikonch .	3 (1 männlicher und 2 weibliche).

Der gemittelte Orbitalindex ist 84, also mesokonch, aber das männliche Mittel (aus 4 Schädeln) ist 80,1, das weibliche (aus 2 Schädeln) 91,9. Es scheint hier also ein sexueller Einfluss nicht abzuweisen zu sein. Bei einigen Schädeln sind übrigens die Orbitae sehr ungleich, namentlich bei Nr. I und V, den beiden chamaekonchen: jedesmal ist es die linke Orbita, welche tiefer steht und namentlich in der Richtung des Diagonaldurchmessers nach unten und aussen ausgebuchtet ist. Bei Nr. V sieht es so aus, als sei die Veränderung der Orbita durch den Druck einer Geschwulst hervorgebracht. Hier ist nehmlich nicht allein der Eingang zur Orbita sehr weit, sondern ausserdem der äussere Theil des Supraorbitalrandes in einer Erstreckung von $^2/_3$ in eine tiefe, längliche Grube umgewandelt.

Die Verhältnisse des Gesichts im Ganzen sind bei dem constanten Mangel der Unterkiefer leider wenig genau darzustellen. Man kann eigentlich nur von dem Mittelgesicht sprechen. Der Mittelgesichtsindex beträgt im Mittel 49,1, wobei übrigens fast keine beträchtlichen Individualschwankungen vorkommen. Im Ganzen sind die Gesichtsknochen mehr zart, die Gesichtsform niedrig (chamaeprosop) und breit. Dieser Eindruck der Breite wird jedoch weniger durch die Wangenbeine, als vielmehr durch das starke Vortreten der Jochbogen hervorgebracht. Der Jugaldurchmesser beträgt im Mittel 131 *mm*, was für so kleine Schädel ein hohes Maass ist. Die Wangenbeine stehen im Allgemeinen sehr schräg, so dass ihre äussere (laterale) Fläche etwas mehr nach vorn gerichtet ist. Auch tritt der vordere Theil der Wangenbeine bei der Mehrzahl stark hervor, indem namentlich die Mitte und der vordere untere Theil des Körpers stark verdickt sind. Jedenfalls ist das Wangenbein durchschnittlich gross. Es ist daher nicht ohne Interesse, dass unter den (6, genau genommen für diesen Fall nur) 5 Schädeln 2 mit hinteren Ritzen in den Wangenbeinen und 1 mit spitzwinkliger Sutura zygomatico-maxillaris vorhanden sind.

In der Basilaransicht erscheinen die Schädel fast sämmtlich kurz und breit. Die meisten Knochen und Knochentheile an der Basis sind stark entwickelt. Diess tritt insbesondere an den Rändern des grossen Hinterhauptsloches hervor, welche dick und wulstig aussehen, während das Loch selbst ungewöhnlich eng und gerundet ist. Der Längenbreitenindex desselben beträgt 89,4, die mittlere Länge selbst misst 31,7, die Breite 28,2 *mm*. Die Gelenkhöcker sind im Ganzen wenig gebogen und mässig vortretend, dagegen erscheint die Apophysis basilaris stark modulirt und in mehreren Fällen eigenthümlich gebildet. So findet sich zweimal, bei Nr. I und bei Nr. IV eine trichterförmige Grube (Fovea basilaris) in der Medianlinie, nahe vor dem Tuberculum pharyngeum. Auch kommen Andeutungen eines Processus paramastoideus und ungewöhnliche Vergrösserungen der Lamina externa processus pterygoidis öfter vor. —

Ziemlich gleichzeitig mit den besprochenen Schädeln erhielt die anthropologische Gesellschaft durch die Güte der Generalverwaltung der Königlichen Museen eine Reihe ostasiatischer und papuanischer Schädel, welche Hr. Bastian auf seiner letzten grossen Reise gesammelt hatte. Darunter befindet sich auch ein Schädel von Ceram (Nr. VII). Ich habe denselben nicht von vornherein mit den anderen zusammenwerfen wollen, da der Ort auf Ceram, von wo er stammt, nicht bekannt ist. Da er jedoch aus dem Hospital in Batavia kommt und von Hrn. Dr. Knochendrager besonders ausgewählt ist, so darf auch er wohl als sicher angesehen werden. Es ist ein sehr kleiner, fast nannocephaler, weiblicher Schädel mit Unterkiefer. Seine Capacität beträgt nur 1055 *ccm*. Obwohl er eine leichte hintere Abplattung zeigt, so kann er doch zu den relativ unveränderten gezählt werden. Seine Gestalt ist jedoch durch eine Sutura frontalis persistens etwas beeinflusst. Denn trotz seiner Kleinheit hat er einen (unteren) Stirndurchmesser von 90 *mm*, und dass das Bedürfniss einer compensatorischen Vergrösserung sehr stark war, zeigt sich daran, dass jederseits der Schläfenfortsatz des Stirnbeins bombenförmig aufgetrieben ist. Er ist hypsimesocephal (Längenbreitenindex 78,2, Längenhöhenindex 77,6), zugleich mesokonch (Index 80), mesorrhin (49) und mesostaphylin (81,2). Seine Prognathie ist trotz der grossen Kürze des Alveolarfortsatzes sehr ausgesprochen. Der Gaumen ist verhältnissmässig kurz, weil die Spina nasalis posterior fast ganz fehlt. Im Ganzen schliesst der Schädel sich den anderen Ceramesen so weit an, dass irgend ein prägnanter Unterschied nicht hervortritt, es sei denn seine relative Höhe und seine ungewöhnliche Kleinheit. In letzterer Beziehung erwähne ich, dass Zeichen eines noch jugendlichen Alters an ihm nicht vorhanden sind. Wir erfahren durch ihn also, dass auch bei den Ceramesen eine sehr grosse Variation in Bezug auf die Schädelgrösse besteht. Die Differenz in der Capacität zwischen dem grössten männlichen Schädel A und diesem weiblichen beträgt 1510—1055 = 455 *ccm*. Das weibliche Mittel (aus 3 Schädeln) sinkt dadurch auf 1091 *ccm*. —

Ich habe diese Verhältnisse etwas eingehend erörtert, weil bis jetzt nur sehr wenige ceramesische Schädel Gegenstand einer wissenschaftlichen Erörterung geworden sind. Vor 5 Jahren, als Capitän Schulze uns seinen Vortrag gehalten hatte, bezeichnete ich diesen, sehr empfindlichen Mangel ausdrücklich; ich bin daher Hrn. Joest um so dankbarer, dass er diesen Wunsch erfüllt hat.

Bis dahin waren überhaupt nur Messungen von 4 Schädeln bekannt, welche Swaving in seiner bekannten Abhandlung über die Bewohner der Hochlande von Palembang auf Sumatra (Kon. Nat. Tijdschrift Deel XXXI, Blz. 238, Tab. VII) mitgetheilt hatte. Der erste dieser Schädel, aus der Sammlung der Bataviaasch Genootschap, gehörte einem Individuum von 40 Jahren an; die anderen 3, ein Geschenk des Dr. Sonnemann Rebentisch, stammten von Individuen von 35, 40

und 45 Jahren. Ich beschränke mich darauf, in Anbetracht der etwas abweichenden Messmethode, nur die Hauptzahlen und die daraus hervorgehenden Indices anzuführen:

	1	2	3	4
Capacität	1452	1330	1594	1646
Grösste Länge (C') . .	173	175	185	197
Grösste Breite (E oder N)	140	128	132	130
Gerade Höhe (D') . . .	135	127	—	140
Längenbreitenindex . .	80,9	73,1	71,4	66,0
Längenhöhenindex . . .	78,0	72,6	—	71,1

Seitdem ist nur noch ein weiblicher cerameſischer Schädel aus der Sammlung Retzius im Carolinischen Institut in Stockholm, der durch Wise in Edinburgh besorgt ist, durch Hrn. Hamy bekannt geworden. Nach den Angaben des letzteren (Quatrefages et Hamy Crania ethnica p. 270, 275) berechnen sich an demselben folgende Indices:

Längenbreitenindex	77,1
Längenhöhenindex	77,8
Orbitalindex	93,3
Nasalindex	43,3

Von diesen sämmtlichen 5 Schädeln ist nur ein einziger, nehmlich Nr. 1 von Swaving, hypsibrachycephal, bei Nr. 3 konnte die Höhe nicht bestimmt werden; der Stockholmer Schädel ist hypsimesocephal, dagegen sind die beiden aus der Sammlung Rebentisch (Nr. 2 und 4) orthodolichocephal. Ich bemerke dabei, dass ich den Höhenindex aus der unter D' in der Liste von Swaving angegebenen Zahl berechnet habe; D' bedeutet aber nach der eigenen Angabe dieses Autors die „vertikale Distanz von dem vorderen Rande des Hinterhauptsloches bis zu dem lothrecht darüber liegenden Theil des Schädeldaches", wobei als Horizontale (K') eine Linie angenommen ist, welche „von dem Alveolarrand des Oberkiefers zwischen den mittleren Schneidezähnen bis zu dem hinteren Rande des grossen Hinterhauptsloches gezogen wurde". Der Einwand des Hrn. Hamy, dass das Höhenmaass von Swaving mit dem seinigen (dem basilo-bregmatique) nicht genau vergleichbar sei, dürfte daher keine so grosse Bedeutung haben; jedenfalls wird der so gewonnene Index nicht viel mehr von dem nach der französischen Methode zu gewinnenden abweichen, als von dem nach der deutschen, und so sehr ich es bedauere, dass diese verschiedenen Methoden noch im Gebrauch sind, so bleibt doch vor der Hand nichts übrig, als die gewonnenen Zahlen ohne Rücksicht auf die Methoden zusammenzustellen, natürlich immer in der Voraussetzung, dass eine spätere Zeit uns corrigiren wird. Ich halte es jedoch für höchst unwahrscheinlich, dass die Schädel Nr. 2 und 4 bei Swaving bei einer veränderten Messmethode sich als hypsistenocephal ausweisen werden, wie er selbst annahm und wie Hr. Hamy geneigt ist, zuzugestehen. Noch weniger vermag ich anzuerkennen, dass der Stockholmer Schädel, wie Hr. Hamy will, demselben Typus zugehöre. Im Gegentheil schliesst sich derselbe am nächsten dem zuletzt von mir beschriebenen nannocephalen Schädel (VII) an, der wiederum dem Schädel Nr. 1 aus der Sammlung Joest ganz nahe steht. Von Stenocephalie ist bei keinem derselben etwas zu bemerken.

Meiner Ansicht nach bilden die 7 Schädel der Sammlung Joest mit dem Schädel unserer Gesellschafts-Sammlung (Nr. VII), dem Stockholmer Schädel und dem aus der Sammlung der Bataviaasch Genootschap, in Summa 10 Schädel, eine zusammengehörige Gruppe, welche recht wohl geeignet ist, die cerameſische Schädelform kennen zu lehren. Die Schädel der Sammlung Rebentisch sind damit

in keiner Weise zu vereinbaren. Sind es wirklich ächte ceramesische Schädel, so beweisen sie auf das Bestimmteste die Existenz zweier Rassen auf der Insel und die Richtigkeit der von so vielen Reisenden auf Grund physiognomischer Betrachtungen aufgestellten Meinung, dass die Alfuren von Ceram keine einheitliche Bevölkerung darstellen. Dafür scheint auch die schon erwähnte Mannichfaltigkeit der Nasenformen zu sprechen, wofür der Stockholmer Schädel mit seiner Leptorrhinie ein neues Beispiel liefert.

Immerhin ist es als ein besonderer Glücksfall zu betrachten, dass es Hrn. Joest gelungen ist, aus einem einzelnen Dorfe der Südküste von West-Ceram eine grössere Zahl sicherer Schädel zu erlangen. Die Ost- und Nordküste waren, soviel wir wissen, von jeher am meisten dem Zufluss von auswärts ausgesetzt; die West- und Südküste dürften also die reinere Bevölkerung besitzen. Von hier aus soll auch die Besiedelung von Amboina und zum Theil von Timor erfolgt sein (Waitz, Anthropologie V, S. 70, 75), so dass wir erwarten dürfen, dort verwandte Leute zu finden. Möglicherweise respräsentiren die Schädel der Sammlung Rebentisch eine ganz andere Abtheilung der Insel, vielleicht gerade die östliche, indess wird sich das wohl nicht eher ausmachen lassen, als bis wir auch von dort sichere Schädel erhalten haben.

Die Alfuren-Frage ist im Laufe der Zeit in so verschiedenartiger Weise behandelt worden, dass es zuletzt ganz zweifelhaft geworden war, ob das Wort Alfuren überhaupt einen ethnologischen Sinn habe. Zweifellos ist dasselbe sehr viel gemissbraucht worden, indem man es ohne alle Noth auf die Bevölkerungen der centralen Theile vieler Inseln von Luzon und Celebes bis nach Neu-Guinea anwandte. Aber es blieb die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass es einen bestimmten Sinn habe in Bezug auf ein gewisses Gebiet, nehmlich auf das der Molucken. Ganz besonders die grössten der moluckischen Inseln, also Gilolo (Halmahera), Ceram, Buru boten auch kritischen Beobachtern solche Gegensätze der Bevölkerungen dar, dass eine Scheidung in zwei und mehr Rassen gerechtfertigt erscheinen könnte. Einigermaassen ähnlich verhält es sich mit der am meisten östlich gelegenen unter den Sunda-Inseln, mit Timor.

Dass mehr oder weniger auf allen diesen Inseln eine malayische Bevölkerung die Küstengegenden eingenommen habe, war ein naheliegender Gedanke, und die Mehrzahl der Reisenden sprachen sich für ihn aus. Dagegen bemerkte man an einzelnen Küstenpunkten, z. B. im Osten von Ceram, namentlich aber im Inneren der gebirgigen Theile eine durch dunklere Hautfärbung und krauseres Haar ausgezeichnete Bevölkerung, welche von Vielen den Papuas zugerechnet wurde. Nur Hr. Hamy (Nouvelles Archives du Muséum d'hist. nat. de Paris. Mémoires T. X, p. 262, Pl. 16, Fig. 1—2) glaubte an einem Schädel von Timor den Nachweis führen zu können, dass er einem Negrito angehört habe, und er schloss daher, dass ursprünglich auch diese südlichen Inseln, wie die Philippinen und die Andamanen, von Negritos bewohnt gewesen seien. Nach seiner Meinung wäre später zu diesen Negritos eine papuanische Einwanderung hinzugekommen.

Indess schien damit dem praktischen Bedürfniss noch nicht Genüge geleistet. Schon Prichard (Res. into the phys. history of mankind. Lond. 1847. Vol. V, p. 93) hielt es für wahrscheinlich, dass auf den Molucken ausser den Strand-Malayen noch barbarische Eingeborne der malayo-polynesischen Rasse existirten, ähnlich den Bugis- und Bisayos-Stämmen von Celebes und den Philippinen. Am bestimmtesten hat Hr. Alfr. Russel Wallace dieses Element betont. In seiner Schilderung der Bewohner von Gilolo (Der malayische Archipel, übersetzt von A. B. Meyer II, S. 31 und 40) erwähnt er die Eingeborenen von Galéla im äussersten

Norden, welche nach seiner Meinung sich am meisten den ächten Polynesiern von Tahiti und Hawaii nähern. An einer Stelle (S. 415) sagt er: „Die nördliche Halbinsel von Dschilolo ist von einer eingebornen Rasse bewohnt, den sogenannten Alfuren von Sahoe und Galela. Diese Menschen sind von den Malayen ganz verschieden und ebenso von den Papuas. Sie sind gross und wohl gebaut, mit papuanischen Gesichtszügen und krausem Haar; sie sind bärtig und am Körper haarig, aber ebenso hell in der Farbe wie die Malayen.“ Er fährt dann fort: „Auf der Insel Ceram giebt es eine eingeborne Rasse, die sehr ähnlich der von Nord-Dschilolo ist.“ Freilich sagt er (S. 71) von den Ceramesen, sie „scheinen entschiedener papuanisch zu sein, als die Leute von Dschilolo. Sie sind von dunklerer Farbe und viele von ihnen haben das krause Papua-Haar; auch ihre Gesichtszüge sind hart und ausgeprägt, und die Frauen besonders sind weit weniger einnehmend, als jene der malayischen Rasse.“ Aber er ist auch der Meinung, dass die braune und die schwarze Rasse des stillen Oceans, also die Polynesier und die Melanesier, nur variirende Formen einer einzigen grossen oceanischen Rasse seien, und wenn er dieser auch die Eingebornen von Gilolo und Ceram zurechnet (S. 420), so muss man aus seinen Mittheilungen doch schliessen, dass er die letzeren für eine selbständige, von den Papuas verschiedene Varietät hält.

Leider ist die Literatur sehr arm an erschöpfenden Beschreibungen der Eingebornen. Ich bezeichne diesen Mangel ausdrücklich, um die Reisenden und die europäischen Beamten in jenen Gegenden dringend aufzufordern, diesem Mangel abzuhelfen, so lange es noch möglich ist. Selbst Hr. von Rosenberg, der 3 Jahre hindurch Regierungschef der Südküste von Ceram war und die Insel einigemal zu Fuss durchkreuzte, hat nur 2 Abbildungen (Der malayische Archipel. Leipzig 1878. S. 288 und 313) und eine ganz kurze Beschreibung der Leute aus dem Distrikt Marhunu gegeben.

Selbst in älterer Zeit scheint ein bestimmter Gegensatz bestanden zu haben zwischen den papuanischen Elementen auf Ceram und der übrigen Bevölkerung. Earl (The native races of the Indian Archipelago. London 1853, p. 114), der sich auf die Nachrichten bei Valentijn stützt, nimmt an, dass zur Zeit der ersten Entdeckung das Ostende und der grössere Theil der Nordküste von Ceram von Papuas bewohnt war, welche theils in Hütten, auf Pfählen erbaut, theils in den Zweigen des Waringin-Baumes (Ficus) wohnten; jedoch seien diese eingebornen Papuas durch Seeräuber von Mysole und anderen ausländischen Papua-Plätzen häufig beunruhigt worden. Wallace (a. a. O. S. 72) findet auf Ceram ganz allgemein „sehr ausgeprägte Papua-Physiognomien“; die Leute seien alle gross mit dunkelbrauner Haut. Die Männer tragen ihr krauses Haar in einem flachen runden Knoten über der linken Schläfe zusammengenommen, die Frauen tragen es lose. Die Männer haben in den Ohren fingerdicke, an den Enden roth gefärbte Holzcylinder, ferner Armbänder und Fussknöchelringe von geflochtenem Grase oder von Silber u. s. w. Indess habe ich schon erwähnt, dass Hr. Wallace trotz der Papua-Physiognomie die Besonderheit der Ceramesen anerkennt. In der That ergiebt seine eigene Beschreibung, dass die Ceramesen kein eigentliches „Papua-Haar“ besitzen. Wenn sie es „in einen Knoten über der linken Schläfe zusammennehmen,“ so kann es nicht im strengeren Sinne kraus sein. Das beweist die Abbildung bei Rosenberg (S. 313), der ausdrücklich bezeugt, dass bei den Leuten von Marhunu „das schwarze lange Haar in einen dicken Wulst gebunden und mit einem um den Kopf geschlungenen Tuch in der Weise befestigt wird, dass es auf der linken Seite des Schädels heraussteht.“ Auch Capitän Schulze erklärte, dass das Haar gewellt, nicht wollähnlich sei (Verhandl. 1877. S 117, 122), und Hr. Joest bestätigt

diess. Man wird daher die Angaben der verschiedenen Berichterstatter etwas vorsichtig aufnehmen müssen, zumal da es bekannt ist, in wie mannichfaltigem Sinne das Wort „kraus“ gebraucht wird. So sagt Temminck (bei Waitz a. a. O. S. 107), die Alfuren des südlichen Ceram seien von offener Physiognomie, mit grossen Augen, wohlgebildeter Nase, grossen aber nicht dicken Lippen und langem krausem Haar. Darin sind alle Berichterstatter einig, dass die Hautfarbe der Ceramesen heller sei, als die der Papuas. Hr. Schulze nennt sie chocoladenfarben in verschiedenen kleinen Nuancen. Er fügt hinzu, der Mund sei gross, die Lippen aufgeworfen, „beinahe wie bei den eigentlichen Papuas“; viele seien stark behaart, so dass sie unwillkürlich an Affen erinnerten. Hr. von Rosenberg giebt an, dass Ring- und Vollbärte nicht zu den Seltenheiten gehören, und dass die meisten der Marhunu-Leute eine Länge von 6 Fuss erreichen und dabei zierlich und kräftig gebaut seien. Sie überträfen die Alfuren der Elpaputi-Bay in körperlicher Entwickelung, zeigten aber sonst keinen Unterschied von ihnen. Ich will übrigens besonders erwähnen, dass sie noch jetzt Bogen und Pfeile gebrauchen.

Diese Anführungen, so wenig sie genügen, um ein ausreichendes Bild der körperlichen Erscheinung der Leute zu gewähren, reichen doch aus, um in Verbindung mit dem Berichte des Hrn. Joest darzuthun, dass die Ceramesen in ihrer Hauptmasse keine Papuas sind, dass sie sich aber auch von den eigentlichen Malayen unterscheiden. Die von mir beschriebenen Schädel beweisen diess. Hr. Joest hat selbst 3 Papua-Schädel mitgebracht, welche ihm von Hrn. de Bruyn in Ternate als von Neu-Guinea stammend übergeben wurden. Dieselben sind exquisit orthodolichocephal (Längenbreitenindex 70,1, Längenhöhenindex 74,2 im Mittel) und nicht im Mindesten deformirt. Nicht einmal die relativ intakten Ceram-Schädel Nr. I, IV und VI lassen sich damit vergleichen.

Für weitere Vergleichung bieten sich zunächst die Schädel von anderen Molucken dar. Am häufigsten darunter sind in den europäischen Museen solche von Amboina, wo der eigentliche Regierungssitz ist. Auch ist diess die einzige Moluckeninsel, von wo wir genauere Körpermessungen der Leute besitzen. Die Novara-Expedition hat 4 von da gebürtige Männer gemessen (Reise der Novara. Anthrop. Theil. II. Körpermessungen. Wien 1867. S. 137). Hr. Weissbach (ebendas. S. 266) fasst das Ergebniss folgendermaassen zusammen: „Die Amboinesen sind durch den kleinsten Wuchs bei ansehnlicher Druckkraft, durch krause Haare, durch den unter den Malayen schmälsten Kopf, das prognatheste Gesicht, durch die breiteste Nasenwurzel, die höchste und schmalste Nase, ferner durch den, unter allen engsten und kürzesten Brustkasten, durch den tiefsten Stand des Nabels, sowie durch die unter den malayischen Völkerschaften kürzeste Rumpfwirbelsäule ausgezeichnet.“ Von dem Kopfhaar heisst es ausdrücklich (S. 137), es sei bei einem schwarzbraun, bei den drei anderen schwarz und bei allen kraus gewesen. Ob jedoch diese Angaben allgemein gültig sind, steht sehr dahin. Sal. Müller (bei Waitz a. a. O. S. 107) nennt die Alfuren von Amboina braun und schlichthaarig, und was die Angaben über den „schmälsten Kopf“, die „höchste und schmalste Nase“ u. s. w. betrifft, so darf nicht übersehen werden, dass die Expedition nur von wenigen Inseln des malayischen Archipels Leute untersucht hat. Auch werden die später mitzutheilenden Messungen an Schädeln manche Abweichungen ergeben. Nur das will ich hier besonders hervorheben, dass die Nasen der 3 von mir untersuchten Amboneser-Schädel allerdings leptorrhin sind (gemittelter Index 46,8), was immerhin recht bemerkenswerth ist.

Zu den Molucken-Schädeln will ich auch die von Timor hinzufügen. Die nachstehende Uebersicht setzt sich aus folgenden Quellen zusammen:

I. C. E. de Baer Crania selecta ex thesauris anthropol. acad. imp. Petropol. 1859, p. 11, 13.

1. Schädel von Gilolo.

II. J. van der Hoeven Catal. craniorum divers. gentium. Lugd. Bat. 1860, p. 41.

2. Mann von Amboina.
3. Alfure ohne weitere Angabe.
4. Deformirter Schädel von Timor.

III. Musée Vrolik. Catal. par Dusseau. Amsterd. 1868, p. 87, 108, 109.

5. Prognather Schädel von Timor.
6. Desgleichen.
7. Wenig prognather, aber deformirter Schädel von Gilolo.
8. Deformirter und prognather Schädel von Saparua (SO. von Ceram).
9. Desgleichen, aber männlich.
10. Etwas deformirter, prognather Schädel mit Sutura frontalis persistens von Amboina.
11. Mässig prognather Schädel, gleichfalls von Amboina.

IV. Jos. Barnard Davis, Thes. craniorum. Lond. 1867. p. 285 und Supplem. London 1875. p. 73.

12. Weiblicher Schädel von Timor (Nr. 284a).
13. Männlicher deformirter Schädel von ebendaher (Nr. 1540).
14. Männlicher Schädel von Amboina.
15. Weiblicher „ „ „
16. Männlicher „ „ „
17. „ „ „ „
18. Deformirter männlicher Schädel von Amboina.
19. Männlicher Schädel von Tidore.
20. Desgleichen.
21. Weiblicher Alfuren-Schädel.
22. Männlicher „ mit Resten der Sutura zygomatica transversa jederseits.
23. Deformirter männlicher Alfuren-Schädel.

V. C. Swaving, Beschrijving van schedels van inboorlingen uit de bovenlanden van Palembang (Zuid-Sumatra). Tab. VII.

24. Männlicher Schädel von Amboina (Nr. 1) mit Synostose der Sagittalis.
25. Schädel von Amboina (Nr. 2) mit Sutura frontalis persistens.
26. Schädel von Saparua (Nr. 3) „ „ „ „
27. Schädel von Saparua (Nr. 4).
28. Schädel von Ternate.
29. Weiblicher Schädel von Timor Koepang.

VI. E. Zuckerkandl in der Reise der Novara. Anthropol. Theil. Abtheil. I. Cranien. Wien 1875. S. 12.

30. Schädel von Amboina (deformirt?).
31. Schädel von Amboina mit Processus paramastoideus.
32. Deformirter Schädel von Amboina.
33. Weiblicher Schädel von Amboina (deformirt?).
34. Deformirter Schädel von Amboina mit doppeltem Processus papillaris.
35. Schädel von Amboina.
36. Schädel von Amboina mit Sutura frontalis persistens (deformirt?).

VII. Spengel, Die von Blumenbach gegr. anthropol. Sammlung (Die anthropol. Sammlungen Deutschlands. II. Göttingen) S. 52.

37. Männlicher Schädel von Amboina.
38. Desgleichen, deformirt.
39. Männlicher Schädel von Banda.

VIII. Ecker, Catalog der anthropologischen Sammlungen der Universität Freiburg (Ebendas. III.) S. 51.

40. Männlicher Schädel von Seilons (zwischen Flores und Mangkassar).

IX. Schaaffhausen, Die anthropologische Sammlung in Frankfurt und in Darmstadt. (Ebendas. VIII, S. 4 und IX, S. 6.)

41. Männlicher Schädel von Timor.
42. Prognather männlicher Schädel von Amboina.

X. Sammlung der Berliner anthropologischen Gesellschaft.

43. Männlicher, stark deformirter Schädel von Amboina (Nr. 1), erhalten durch Hrn. A. B. Meyer 1871.
44. Männlicher, stark abgeplatteter Schädel von Amboina (Nr. 2), mitgebracht durch Hrn. Bastian 1880.
45. Männlicher Schädel von Ternate mit Proc. frontalis squamae tempor. sinistrae und Condylus tertius for. magni occip., mitgebracht durch Hrn. Bastian 1880.

XI. Aus meiner Sammlung.

46. Männlicher Schädel von Amboina (Nr. 3), erhalten 1861 durch Dr. Bensen in Makassar.

XII. E. T. Hamy l. c. p. 258.

47. Schädel von Timor (Pl. 16, Fig. 3—4).
48. Desgleichen (Pl. 16, Fig. 1—2).

XIII. A. de Quatrefages et Ernest T. Hamy, Crania ethnica. Paris 1877. p. 269, 275.

49. Weiblicher Schädel von Ternate, Capacität 1185 *ccm.*
50. Männlicher Schädel von Ternate mit doppeltem Processus frontalis squamae tempor.

Von diesen 50 Schädeln sind, abgesehen von 4 Alfuren unbestimmter Provenienz,

aus Gilolo	2	Molucken 36.
„ Ternate	4	
„ Tidore	2	
„ Amboina	23	
„ Saparua	4	
„ Banda	1	
„ Timor	9	
„ Seilons	1	

Deformirt (asymmetrisch), in der Regel durch hintere Abplattung, sind 1 Schädel von Gilolo, 10 von Amboina, 2 von Saparua, 2 von Timor, 1 Alfure, also im Ganzen 16 unter 50, wobei übrigens zu bemerken ist, dass diese Zahl möglicherweise noch grösser ist, als die zufälligen Erwähnungen ergeben.

Was nun die beiden Hauptindices betrifft, so ergiebt sich Folgendes:

	Längenbreiten- Index	Längenhöhen- Index	Gaumen- Index
1. Gilolo.			
Nr. 1	81,4	76,0	—
„ 7	77,8	78,9	85,4
2. Ternate.			
Nr. 28	79,6	78,5	—
„ 45	77,8	72,0	73,5
„ 49	75,1	73,4	—
„ 50	71,7	72,2	—
3. Tidore.			
Nr. 19	81,0	77,0	—
„ 20	86,0	80,0	—
4. Amboina.			
Nr. 2	76,7	81,4	—
„ 10	81,8	81,8	94,0
„ 11	80,4	82,1	85,1
„ 14	74,0	82,0	—
„ 15	81,0	81,0	—
„ 16	80,0	80,0	—
„ 17	76,0	80,0	—
„ 18	85,0	84,0	—
„ 24	81,5	78,0	—
„ 25	75,0	74,5	—
„ 30	72,4	73,5	—
„ 31	82,4	83,5	—
„ 32	78,3	82,8	—
„ 33	80,7	77,8	—
„ 34	79,2	78,0	—
„ 35	78,9	72,2	—
„ 36	75,0	70,0	—
„ 37	78,5	76,8	—
„ 38	79,9	80,4	—
„ 42	80,2	73,1	—
„ 43	89,5	77,8	—
„ 44	86,1	82,5	76,4
„ 46	78,3	74,4	81,1
5. Saparua.			
Nr. 8	83,6	84,8	70,0
„ 9	78,1	78,1	72,7
„ 26	81,7	81,7	—
„ 27	76,9	71,8	—
6. Banda.			
Nr. 39	83,0	81,8	—
7. Timor.			
Nr. 4	79,0	—	—
„ 5	77,7	77,1	75,0
„ 6	76,5	79,4	74,0

	Längenbreiten-	Längenhöhen-Index	Gaumen-
Nr. 12	92,0	75,0	—
„ 13	75,0	72,0	—
„ 29	70,9	75,3	—
„ 41	76,9	71,7	—
„ 47	71,9	—	—
„ 48	81,5	80,4	—
8. Seilons.			
Nr. 40	79,3	77,6	—
9. Alfuren.			
Nr. 3	76,1	78,4	—
„ 21	82,0	84,0	—
„ 22	82,0	82,0	—
„ 23	79,0	80,0	—

Selbstverständlich ist diesen Zahlen bei der Vergleichung nur ein relativer Werth beizulegen, da die Methoden des Messens, namentlich in Bezug auf die Höhe, ungemein verschieden waren. Nichtsdestoweniger haben sie eine gewisse Bedeutung, zumal wenn man sich nicht so sehr darauf versteift, Mittel zu berechnen, sondern sich darauf beschränkt, Gruppen zu bilden. Ich erhalte dann:

Provenienz	Dolicho-cephalen	Meso-cephalen	Brachy-cephalen	Ortho-cephalen	Hypsi-cephalen
1. Gilolo	—	1	1	—	2
2. Ternate	1	3	—	3	1
3. Tidore	—	—	2	—	2
4. Amboina	4	8	11	6	17
5. Saparua	—	2	2	1	3
6. Banda	—	—	1	—	1
7. Timor	3	4	2	3	4
8. Seilons	—	1	—	—	1
9. Alfuren	—	2	2	—	4
Gesammt-Summe . .	8	21	21	13	35
Summe aus 1—6 . .	5	14	17	10	26
Summe aus 7—8 . .	3	5	2	3	5

Es ergiebt sich hier, wie leicht ersichtlich, ein auffälliger Gegensatz zwischen den eigentlichen Molucken-Schädeln (Nr. 1—6) und den Schädeln von Timor (Nr. 7). Während unter 36 Molucken-Schädeln (zu denen die 13 Ceramesen noch hinzukommen) nur 5 (oder mit 3 Ceramesen 8) dolichocephale vorhanden sind, finden sich unter 9 Timoresen schon 3 dolichocephale, dagegen zähle ich 17 (oder mit 5 Ceramesen 22) brachycephale Molucken-, und nur 2 brachycephale Timoresen-Schädel. Nun ist freilich diese Brachycephalie in zahlreichen Fällen, wenn nicht in der Mehrzahl, eine Folge künstlicher, meist asymmetrischer Abplattung des

Hinterkopfes, und als typisches Verhältniss dürfte dafür wahrscheinlich die Mesocephalie eingesetzt werden müssen, zu der unter 36 (oder mit 12 Ceramesen 48) Molucken-Schädeln 14 (oder mit 4 Ceramesen 18) gezählt werden müssen, und zu der namentlich unter den von mir selbst untersuchten Schädeln fast alle diejenigen gehören, welche nicht stärker deformirt sind. Es bleibt somit ein scharfer Gegensatz gegen die melanesische Schädelform als Regel bestehen.

Ich will nicht in Abrede stellen, dass unter den 36 oder bei Hinzurechnung der Ceramesen 49 Molucken-Schädeln, welche ich zum Gegenstande der Besprechung gemacht habe, 8, darunter 3 Ceramesen, von entschieden dolichocephalem Schädelbau sind, welche eine abweichende Deutung verlangen. Zu ihnen tritt eine relativ grössere Zahl timoresischer Schädel, nehmlich 3 unter 9. Wüsste man über ihre Provenienz etwas mehr, so würde sich schon daraus ergeben, welchen Bestandtheil der Bevölkerung sie repräsentiren. Diese Unsicherheit ist das grösste Hinderniss für eine fruchtbare Bearbeitung der Craniologie des malayischen Archipels. Schon Halbertsma hat nachgewiesen, dass nicht selten geradezu Betrug geübt wird, und Hr. A. B. Meyer hat neuerlich seine persönlichen Erfahrungen darüber zur Warnung mitgetheilt. Man wird mir daher nicht verdenken, wenn ich sehr vorsichtig in meinen Zugeständnissen an fremde Autoren bin. Diess gilt namentlich von den Ceramesen. Die von mir selbst untersuchten ceramesischen Schädel sind so gut bestimmt, wie irgend möglich. Die 7 von Hrn. Joest mitgebrachten sind schon durch ihre Wunden so bestimmt bezeichnet, dass kein Zweifel darüber aufkommen kann, sie seien wirklich die durch die Koppsnellers von Sanahu wasiah geraubten. Der von Hrn. Bastian mitgebrachte stammt aus einem Hospital in Batavia, wo er präparirt ist, nachdem er von einem bestimmten Individuum entfernt war. Alle diese Schädel sind unter sich verwandt. Ihnen schliessen sich der Stockholmer (Hamy) und der Schädel aus der Sammlung der Bataviaasch Genootschap (Swaving) an. Nur die 3 Schädel der Sammlung Sonnemann Rebentisch sind davon verschieden, und zwar so verschieden, dass jede Vermittelung vergeblich sein würde. Was waren das also für Leute? Wir wissen es nicht und werden es wahrscheinlich nie erfahren. Möglicherweise kamen sie aus Ceram, ohne dass sie jedoch einem eingebornen Stamme angehörten. Wie wir jetzt Negerschädel aus America erhalten, wie wir, um ein noch näher liegendes Beispiel zu wählen, von Java und den Sundainseln Chinesenschädel empfangen, so mag es auch genug papuanische und arische Dolichocephalen auf den Molucken geben, deren Schädel uns gelegentlich zugeführt werden, ohne dass man daraus auf die Beschaffenheit der eingebornen Bevölkerung schliessen kann.

Von einiger Bedeutung sind solche Fälle, wo der Gesammttypus ein anderer zu sein scheint. So zeigen die 4 Schädel von Ternate in meiner Liste durchweg etwas kleinere Indices. Das Mittel des Breitenindex beträgt 76. Keiner der Schädel ist brachycephal; von den beiden, welche durch die Expedition der Astrolabe und der Zélée zurückgebracht wurden, ist der eine ausgemacht dolichocephal (Index 71,7), der andere steht unmittelbar auf der Grenze zwischen Dolichocephalie und Mesocephalie (Index 75,1). Der von Hrn. Bastian mitgebrachte steht mitten in der Mesocephalie (Index 77,8) und nur der von Swaving aus der Sammlung der Bataviaasch Genootschap beschriebene nähert sich der Brachycephalie (Index 79,6). Dieses Resultat differirt sehr merklich von dem, welches die Betrachtung der Schädel von Ceram und Amboina ergiebt, zumal wenn wir die Höhenindices in Betracht ziehen. Dann stellt sich heraus, dass der ternatesische Höhenindex ein sehr kleiner ist. Er beträgt im Mittel 74, ist also orthocephal. Von den 4 Schädeln ist nur der von Swaving gemessene hypsicephal und gerade die beiden durch die

Astrolabe-Expedition heimgebrachten dolichocephalen sind nicht etwa hysistenocephal, sondern sie haben ebenso niedrige Höhenindices (73,4 und 72,2), wie der von mir bestimmte (Index 72,0).

Der Gedanke von Swaving, dass im malayischen Archipel eine hypsistenocephale Bevölkerung weiter verbreitet sei, mag zunächst durch die Beobachtung hervorgerufen sein, dass die Höhenindices sehr häufig gross sind. In der That lehrt meine Liste, dass unter 36 oder mit den Ceramesen 48 Molucken-Schädeln

10, beziehungsweise 16 orthocephale und
26, „ 32 hypsicephale

sind, dass also genau $^2/_3$ hypsicephal und nur $^1/_3$ orthocephal ist. Die Orthocephalie ist zuweilen eine sehr niedrige; ja, in einem Falle, bei einem meiner Ceramesen, ist sogar Chamaecephalie (Index 69,9) vorhanden, und ich hätte ihn eigentlich besonders aufführen sollen. Immerhin ist die Hypsicephalie die Regel. Aber es sind gerade die Brachycephalen, bei welchen sie am stärksten ausgeprägt ist, nicht die Dolichocephalen; die Erhöhung der Schädel ist ein compensatorisches Ereigniss, welches durch die Verkürzung hervorgerufen ist, und diese Verkürzung ist sehr häufig keine natürliche. Gerade die stärksten Grade der Hypsicephalie erwecken am meisten den Verdacht, dass künstliche Deformation eingewirkt habe.

Es ist ein grosses Verdienst von Swaving, dass ihm diese Betrachtung nicht fern geblieben ist. Obwohl man seiner Zeit von noch fortbestehender Schädeldeformation im malayischen Archipel fast nichts wusste, so hat er doch schon vor 20 Jahren die Frage angeregt, ob nicht die „fast allgemeine Asymmetrie und Schiefheit des Schädels bei den indischen Stämmen“ auf äusserlichen Druck zu beziehen sei (Natuurkundig Tijdschrift voor Nederlandsch Indie. Batavia 1861. Ser. IV, Deel III, Bl. 256). Seitdem sind zahlreiche Thatsachen bekannt geworden, welche keinen Zweifel an der Fortdauer deformirender Einwirkungen übrig lassen, und man wird daher an jedem einzelnen Schädel immer von Neuem die Frage beantworten müssen, ob er deformirt sei oder nicht. Begreiflicherweise bin ich ausser Stande, eine solche Prüfung an den nur literarisch bekannten Schädeln vorzunehmen. Wenn ich aber das in Betracht ziehe, was ich im Beginn bei den Ceramesen dargelegt habe, so halte ich es für möglich, dass die natürliche Schädelform auf den Molucken allgemein orthocephal ist.

Dafür spricht insbesondere auch das Ergebniss der Untersuchungen über die Ambonesen. Unter 23 Schädeln fanden wir

4 dolichocephale,
8 mesocephale,
11 brachycephale,

aber auch 10, bei welchen eine künstliche Deformation sicher oder sehr wahrscheinlich ist. Da nun die Deformation hauptsächlich in einer hinteren Abplattung und somit in Herstellung einer künstlichen Brachycephalie oder Plagiobrachycephalie besteht, so lässt sich annehmen, dass ohne die Deformation eine gewisse Zahl dieser Brachycephalen mesocephal gewesen wäre. Dann würden aber auch rechnungsmässig die Mesocephalen die Majorität haben. Damit wäre zugleich der papuanische Einfluss stark in den Hintergrund gedrängt.

Vorläufig scheint mir diess das wichtigste Ergebniss dieser Untersuchung zu sein. Es würde mich zu weit führen, wenn ich in gleicher Weise die anderen möglichen Parallelen ziehen wollte. Ich will daher nur bemerken, dass ich ebenso mit Negrito-Typen keine Beziehung zu erkennen vermag. Diess ist nicht einmal der Fall in Betreff der Mikronesier, von denen ich in meiner letzten Abhandlung (Monatsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1881, Decbr., S. 1113)

den Nachweis geführt habe, dass sie überwiegend hypsidolichocephale Schädel besitzen. Nur an einer Stelle finde ich eine gewisse Uebereinstimmung, die ich um so weniger verschweigen möchte, als es sich um ein an sich sehr streitiges Gebiet handelt; es ist diess der Archipel Ninigo oder l'Echiquier (a. a. O. S. 1115, 1135). Hr. v. Miklucho-Maclay erklärt diese Bevölkerung für mikronesisch, obwohl die Lage des kleinen Archipels mehr auf melanesische Besiedelung hinzuweisen scheint. Mir standen leider nur 3 Schädel von da zu Gebot, aber diese ergaben ein hypsimesocephales Mittel. Ich möchte jedoch auf Grund eines so spärlichen Materials kein Urtheil fällen, um so weniger, als die wenig prognathe und zugleich leptorrhine Bildung der Gesichter einen nicht zu unterschätzenden Unterschied begründet.

Ich widerstehe der Versuchung, die Frage der Verwandtschaft zwischen den Alfuren und den Polynesiern hier zu erörtern, obwohl der Gedanke vielfach vertheidigt worden ist, dass gerade über Gilolo die Einwanderung der Polynesier in die Inselwelt des stillen Oceans und zwar von den Molucken aus erfolgt sei. Wenn man, wie ich es allerdings für richtig halte, die Polynesier als Nachkommen eines von Westen ausgewanderten Volkes betrachtet, so muss es auch osteologische Verwandtschaften im Osten geben, und ich will nicht in Abrede stellen, dass manche Schädel von Ternate, Amboina u. s. w. zu solchen Vergleichungen auffordern. Insbesondere finde ich in der Nasenbildung vielfache Analogien. Indess sind doch auch Differenzen genug vorhanden, um vor der Hand recht vorsichtig in der Verfolgung so fern liegender Möglichkeiten zu sein.

Dagegen kann ich der schon von Prichard vertretenen Ansicht zustimmen, dass die nächsten Beziehungen von den Molucken nach Celebes und den Philippinen hinüberführen. Hier findet sich ausser der verwandten Schädelform auch der starke Prognathismus und die Häufigkeit der künstlichen Verquetschung des Hinterkopfes. Selbst die relative Frequenz ungewöhnlicher Bildungsanomalien kehrt daselbst wieder. Ich erinnere in dieser Beziehung daran, dass unter 49 Molucken-Schädeln 3 sind, bei welchen ein Processus frontalis squamae temporalis erwähnt ist. Der Ceramese Nr. III und der Ternatese Nr. 50 besitzen jederseits einen solchen Fortsatz; der Ternatese Nr. 45 hat ihn linkerseits und zugleich einen Proc. papillaris am Hinterhauptsloch. Der Ambonese Nr. 34 zeigt sogar einen doppelten Proc. papillaris. Eine Sutura frontalis persistens findet sich 5mal: bei dem Ceramesen Nr. VII, den Ambonesen Nr. 10, 25 und 36, und dem Saparuesen Nr. 26. Endlich constatirte ich bei 3 Ceramesen, dass sie Ansätze zu Persistenz der Quernaht des Wangenbeins zeigen; zu ihnen kommt noch ein vierter Alfuren-Schädel (Nr. 21 der obigen Liste) aus der Sammlung Davis. Meine speciellen Abhandlungen über diese Gegenstände bieten das Vergleichsmaterial in bequemer Weise dar.

Demnach möchte ich meine Bemerkungen dahin zusammenfassen, dass die Bevölkerung der Molucken, die sogenannten Alfuren, in der Hauptsache der aus malayischen Ursprüngen hervorgegangenen, vielfach die Strandgegenden einnehmenden, heller gefärbten Bevölkerung von Celebes und den Philippinen sich anschliesst, dass dagegen nur eine beschränkte Einmischung von melanesischem Blut erfolgt sein kann. Es muss vorläufig dahingestellt bleiben, ob das wellige Haar der Ceramesen in irgend einer Beziehung dem melanesischen oder gar dem australischen oder endlich dem Wedda-Haare sich annähert oder daraus hervorgegangen ist, gleichwie es weiterer Untersuchung überlassen bleiben muss, zu ergründen, ob die Leptostaphylie und die gewaltige, zur stärksten Prognathie führende, hufeisen-

förmige Entwickelung der Zahncurve einer ethnischen Vermischung oder einer localen Variation zuzuschreiben ist.

I. Absolute Maasse.

	Ceram								Amboina			Ternate
	A ♂	I ♂	II ♀	III ♀?	IV ♂	V ♂	VI ♀	VII ♀	1 ♂	2 ♂	3 ♂	♂
Capacität	1510	1380	1120	1100	1200	—	—	1055	1480	1320	1300	1460
Grösste Länge	171	185	161	167	177	176	175	165	171	166	180	189
Grösste Breite	155	140	145	139 p	141 pi	143 pi	—	129p	153 tp	143 p	141 p	147 p
Gerade Höhe	135	140	127	125	131	123	125	128	133	137	134	136
Ohrhöhe	121	121	110	105	116	110	113	108	119	118	116	123
Stirnbreite	93,5	83	88	88	89	93	—	90	91	93	89	96
Gesichtshöhe (A)	—	—	—	—	—	—	—	108	116	121	109	115
Mittelgesichtsh. (B)	69	65	60	64	67	61	—	50	66	73	68	69
Jugalbreite	139	133	131	121	135	127	—	114	137	130	132	132
Malarbreite	93	91	89	88	95	98	—	87	99	92	101	95
Unterkieferbreite	—	—	—	—	—	—	—	80	93	93	97	102
Orbita, Höhe	35	30	35,5	33	33	29	—	32	35	35	32	33
Orbita, Breite	40	40	38,5	36	39	38	—	40	41	39	41	39
Nase, Höhe	54	46,5	48	48	51	47	—	51	56	53	51	48
Nase, Breite	28	24	24	29!	27	22,5	—	25	26	25	24	24
Gaumen, Länge	53	59	48	—	55	59	—	48	—	51	53	53
Gaumen, Breite	36?	31	35?	35	36	38	—	39	—	39	43	39

II. Berechnete Indices.

Längenbreitenindex	90,6	75,6	90,0	83,2	79,7	81,2	—	78,2	89,5	86,1	78,3	77,8
Längenhöhenindex	78,9	75,6	78,8	74,8	74,0	69,9	71,4	77,6	77,8	82,5	74,4	72,0
Ohrhöhenindex	70,7	65,4	68,3	62,8	65,5	62,5	64,6	65,5	69,6	71,1	64,4	65,1
Gesichtsindex	—	—	—	—	—	—	—	94,7	84,6	93,0	82,5	87,1
Mittelgesichtsindex	49,6	48,8	45,8	52,8	49,6	48,0	—	43,8	48,1	56,1	51,5	52,2
Orbitalindex	87,4	75,0	92,2	91,6	82,0	76,3	—	80,0	85,3	89,7	78,0	84,6
Nasenindex	51,8	51,6	50,0	60,4!	52,9	47,8	—	49,0	46,4	47,1	47,0	50,0
Gaumenindex	67,9?	52,5	72,9?	—	65,4	64,4	—	81,2	—	76,4	81,1	73,5

(18) Hr. Voss legt das folgende Schreiben des Hrn. L Schneider von Jičin, 29. December 1881 vor, betreffend

böhmische Funde.

In der Sitzung vom 16 Juli 1881 (Verhandl. S. 242) übergab Hr. Virchow für die Bibliothek der anthropologischen Gesellschaft in meinem Namen 14 photographische Tafeln nebst einem Artikel über die Küchenabfallgrube von

Bydžov. Seitdem erschien noch ein Nachtrag (Dodatek) dazu, welchen ich hiermit übersende sammt einigen Tafeln, von denen Sie die mit 2 und 2* und mit 4 und 4* bezeichneten an die Stelle der Tafeln II und IV der älteren Auflage einlegen wollen.

Desgleichen habe ich einen Artikel über die Reihengräber von Bydžov mit 6 photographischen Tafeln beigelegt. Der deutsche Text soll demnächst von Seite der kaiserlich königlichen Centralcommission veröffentlicht werden, und ich werde nicht ermangeln denselben sogleich zu senden. Weiter habe ich eine Bitte vorzubringen; dieselbe betrifft das beigelegte Schriftchen;

Ueber das Grab des Taboritenführers Prokop.

Die Verhandlungen wegen eines dem letzten Führer des Taboritenheeres Prokop auf dem Schlachtfelde von Lipan gesetzten Denkmales gaben dem Gymnasiallehrer Safranek in Kolin Veranlassung, das Publicum über die kostbaren Alterthümer zu informiren, welche bereits im Jahre 1864 bei Kolin gefunden worden, bisher aber ganz unbeachtet geblieben waren.

Südlich von der Stadt Kolin in der Ziegelei des Bürgers Souček wurden in einem grossen, mit Bretterverschalung versehenen Grabe zwei Skelette gefunden.

Bei dem einen Skelet, einem jungen Manne angehörig, welcher angeblich mit einem von Rost ganz zerstörten Panzer (Drahthemd?) angethan war, wurden vorgefunden:

1. Riemenzungen und Verzierungen des Wehrgehänges, alles von Silber, stellenweise vergoldet und emailirt (Fig. 4, 5, 6, 8), eine Schnalle von Silber (Fig. 7), nebst silbernen Knöpfen (11 und 12).

2. Zwei Sporen von Kupfer mit Goldblech, welches mit Reihen von mit Golddraht eingesäumten Perlen verziert ist, plattirt (Fig. 17). Da, wo um den Sporn der untere Riemen geschlungen war, ist die Plattirung von Silberblech. Zu jedem Sporn gehören eine grosse rohe untere Schnalle von Kupfer, eine kleine obere Schnalle sammt Riemenzunge, beides verziert, von Kupfer mit Silber- und Goldplattirung (Fig. 18).

3. Ein eisernes Schwert mit kurzem Griff (Klinge 47 *cm* lang, 4 *cm* breit, Griff 6 *cm* lang), von welchem sich auch ein kleiner Rest des im Style der Sporen verzierten Knaufes erhalten hat (Fig. 19).

4. Eine Streitaxt von Eisen (Fig. 20).

5. Eine grosse Menge von Knöpfen und Perlen von Silber, mit Filigranarbeit verziert und stark vergoldet. Gerettet wurden 13 Stück (Fig. 13), zwei grosse Perlen (Fig. 14) und ein Amulet (Fig. 3), bestehend aus einem Stück Knochen von 4 *cm* Länge, dessen beide Enden mit Goldblech beschlagen sind.

6. Zwei kleinere Knöpfe von Kupfer (Fig. 15), zwei grosse Knöpfe oder Schellen von Kupfer, vergoldet, mit Perlen und Rosetten aus Draht verziert (Fig. 16).

Bei dem zweiten Skelet, einem älteren Manne, fand man angeblich auf der Brust liegend einen „Kelch“ ohne Fuss und ohne jede Spur, dass ein solcher vorhanden gewesen war. Der Kelch ist 16 *cm* hoch, von Silber und stark vergoldet (Fig 1 Partie ab); zu Füssen des Skelets standen zwei Weinflaschen von grünem Glas, ferner fand man ein gläsernes Tellerchen, „Patena“, in einem Futteral von Kupferblech, ein kleines Kästchen aus Bein geschnitzt, endlich eine Reihe blauer Glasperlen (Fig. 2).

Die Flaschen und der Teller wurden zerbrochen, Futteral und Kästchen verdorben.

Der bei dem zweiten Skelet gefundene „Kelch“ war Ursache, dass der Fund mit dem nahen Schlachtfelde von Lipan in Causalnexus gebracht wurde, und darum

erhielt den „Kelch“ die protestantische Kirchengemeinde von Kolin, welche die beiden Skelette auf ihren Friedhof übertragen, den „Kelch“ aber von dem Prager Goldschmiede Grohmann mit einem Fusse versehen liess, um denselben, als denjenigen, aus welchem die Taboriten vor der Schlacht bei Lipan zum letzten Mal das Blut Christi genossen hatten, zu dem gleichen Zwecke zu benutzen.

Prof. Safranek glaubt, dass das Grab den Priester und Feldherrn Prokop nebst einem Ritter, der zugleich mit ihm bei Lipan gefallen war, barg und dass dieselben von dem gegen Kolin sich zurückziehenden Reste des Taboritenheeres im Weichbilde der befreundeten Stadt begraben wurden, wogegen sich freilich einwenden lässt, dass die Koliner Stadtkirche dazu jedenfalls besser gepasst hätte.

Unsere Archaeologen liessen die Personalfrage unberührt, wurden jedoch darüber einig, dass der „Kelch“ ein Werk des XIV. Jahrhunderts sei, der Silberschmuck aber wahrscheinlich aus dem XIII. Jahrhunderte stamme. Nur bezüglich der Glasperlen wurde bemerkt, dass derlei auch in heidnischen Gräbern vorkommen.

Ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen, denn

a) die Streitaxt gleicht ganz den beiden neben einer Aschenurne von Burgwalltypus 1873 gefundenen Streitäxten von Stalec im Königreich Polen (Kohn und Mehlis Materialien zur Vorgeschichte des Menschen I. S. 211).

b) das Schwert scheint in hohem Grade mit jenem Schwerte übereinzustimmen, welches Hr. Hauptmann Kamienski an dem altslavischen Burgwalle von Lippehne fand (Album der Berliner Ausstellung, Section IV Taf. 10).

c) die Verzierungen der grösseren Silberperlen zeigen auffallende Analogie mit den Verzierungen der Perlen von Rakwitz (Virchow, Silberfunde im Norden und Osten Europas. Verhandl. der Berl. anthr. Gesellschaft 1878, S. 206).

Darum glaube ich, dass wir es hier mit arabischem Silber und einem Grabe aus dem X. oder vielleicht selbst IX. Jahrhundert (da jede Spur des christlichen Ritus fehlt) zu thun haben.

Da es aber in Böhmen an dem nöthigen Vergleichsmateriale ebenso sehr fehlt, wie Sie in Berlin Ueberfluss daran haben, so erlaube ich mir die ergebene Bitte zu stellen, Sie möchten die grosse Güte haben, mir mitzutheilen, ob sich in den königlichen Museen etwas dem Koliner Funde Analoges vorfindet, und ob das etwa Vorhandene für oder gegen meine Zeitbestimmung spricht. —

Hr. Voss bemerkt dazu, dass er den Ausführungen des Hrn. Schneider im Allgemeinen beistimme. Aehnliche Aexte seien abgebildet bei Lindenschmit: Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit Bd. I, H. 2, Taf. 7, Fig. 17 (Fundort fränkisch-alemannisches Grab bei Bendorf, Rheinland, aufbewahrt im Museum zu Mainz) und Montelius: Antiquités Suédoises, Stockholm 1873 und 1875 Fig. 483. Ebenso sei ein Schwert mit stark verjüngter Griffangel und kurzer Parirstange bei Montelius a. a. O. Fig. 505 und Worsaae, Nord. Olds. Fig. 493, dargestellt. Die silbernen Riemenbeschläge gleichen in ihrer Ornamentik den von Sophus Müller: Dyreornament i Norden, Kopenhagen 1880, Fig. 70 und 71, publicirten. Der dreiflügelige Riemenbeschlag erinnere in seiner Form an die nordischen kleeblattförmigen Spangen (J. Worsaae: Nordische Oldsager Kopenhagen 1859, Fig. 415 und 416. Montelius a. a. O. Fig. 552). Worsaae sowohl, wie Montelius, setzten die erwähnten Schwerter und die kleeblattförmigen Spangen in die letzte heidnische Zeit (500, resp. 700—1030, resp. 1050 n. Chr.), Sophus Müller die Riemenbeschläge und andere Gegenstände dieser Stylart in das 9. oder 10. Jahrhundert, und halte es für sehr wahrscheinlich, dass der Ursprung dieser Verzierungsweise in der spätkarolingischen Kunst zu suchen sei. Jedenfalls, bemerkt der Vortragende weiter, sei

dies Grab nicht das Prokop's, da es einer beträchtlich früheren Zeit angehöre; in welche Zeit der bei dem zweiten Skelet gefundene Becher zu setzen sei, wage er nicht zu bestimmen, vielleicht sei derselbe jünger. Es sei sehr zu bedauern, dass die übrigen mitgefundenen Gegenstände verloren gegangen seien. Hoffentlich gäben recht bald neue Funde weitere Aufschlüsse über die Herkunft der gefundenen Gegenstände, namentlich der Riemenbeschläge, deren Ornamentirung auf südliche Einflüsse deute und denen ähnliche Exemplare bis jetzt, soviel er wisse, auch in Deutschland noch nicht gefunden seien.

(19) Eingegangene Schriften:

1. Atti della R. Accademia dei Lincei. Vol. VI, fasc. 2, 3. Roma 1882.
2. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Nr. 12. 1881.
3. Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme. Vol. XII, livr. 10, 11. Toulouse 1881.
4. E. Dally, Programme d'un cours d'ethnologie (Extrait de la Philosophie positive. Revue dirigée par MM. Ch. Robin et G. Wyrouboff). Geschenk des Verfassers.
5. Bulletin of the Buffalo Society of natural sciences. Buffalo 1881.
6. A. Folmer, Beschrijving van eenige Crania uit verschillende Tijdvakken. Gröningen 1881. Gesch. d. Verf.
7. Nachrichten für Seefahrer. Jahrgang 1881. Nr. 49, 50, 51, 52. Jahrg. 1882. Nr. 1, 2.
8. Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. Jahrg. 1881. Nr. 12.
9. H. von Siebold, Ethnologische Studien über die Aino auf der Insel Yesso. Berlin 1881. Geschenk des Verfassers.
10. Jan Safránek, O pohřebišti a podobě kněze Prokopa Velikého. Pardubice 1881. Mit Tafel. Geschenk des Hrn. L. Schneider.

Sitzung am 18. Februar 1882.

Vorsitzender Hr. **Virchow.**

(1) Der Vorsitzende begrüsst den Reisenden Dr. Buchner bei seiner glücklichen Rückkehr aus Afrika.

(2) Als neue Mitglieder sind angemeldet:
Hr. Dr. R. Schoene, Generaldirector der Königl. Museen, Berlin.
Hr. Verlagsbuchhändler J. Gossmann, Berlin.
Hr. Stud. phil. Carl Krahmer, Halle a/S.
Hr. vereidigter Makler Ernst Oske, Berlin.
Zum Obmann des Ausschusses ist Hr. Koner gewählt worden.

(3) Es ist eine Einladung zu einem Congrès des missions ethnographiques (Séconde session du congrès international des sciences ethnographiques) eingegangen, welcher vom 10. April d. J. an zu Genf tagen soll.

(4) In Berlin wird die Gründung eines deutschen Handelsmuseums beabsichtigt.

(5) Die deutsche Polar-Commission hat die Gesellschaft zu einer geeigneten Betheiligung an dem Unternehmen aufgefordert. Der Vorstand hat jedoch angenommen, dass eine direkte Betheiligung der Gesellschaft schon aus finanziellen Gründen sich nicht ermöglichen lasse. Sehr erwünscht würde es sein, wenn für die Erforschung der westgrönländischen Eskimos etwas geschehen könnte. Insbesondere würde es sich empfehlen, physiologische Stoffwechsel-Untersuchungen bei denselben zu veranstalten.

Hr. Woldt bemerkt, dass Hr. Nehring eine Untersuchung der kleineren, die Polarländer bewohnenden Nagethiere für sehr wünschenswerth halte. — Derselbe legt das I. Heft der Mittheilungen der internationalen Polarcommission zu St. Petersburg vor.

(6) Der Vorsitzende verliest einen Aufruf zu Zeichnungen für ein Denkmal Adalb. v. Chamisso's.

(7) Hr. Dr. Anger in Elbing übersendet d. d. 11. Februar einen an den Vorsitzenden gerichteten, von einer Photographie und einem Mauerstein begleiteten Bericht über

Rundmarken an Kirchenmauern in Preussen.

Gestatten Sie mir, einen kleinen Beitrag zur Lösung der Näpfchen- und Rillenfrage zu liefern. — Ich habe auch in meinem Kreise, speciell in Elbing Umschau

gehalten und auch Notizen über das Vorkommen jener eigenthümlichen Concavitäten gesammelt:

1. In der Stadt Elbing fanden sich zahlreiche Näpfchen und Rillen an der Neustädtischen Kirche, besonders an dem isolirt stehenden Glockenthurme, an der St. Nicolaikirche, Hlg. Leichnamskirche und am rothen Thurme.

2. In Tolkemit an der Pfarrkirche.

3. In Mohrungen an der Pfarrkirche.

4. In Pr. Holland an der Pfarrkirche und an der Stadtmauer.

Die Neustädtische Kirche in Elbing ist in diesem Sommer abgebrochen worden. Ich habe jedoch von dem isolirt stehenden Glockenthurme denjenigen Theil, welcher die zahlreichsten Näpfchen zeigte, photographiren lassen. Die beifolgende Photographie bitte ich als ein Geschenk der Alterthumsgesellschaft annehmen zu wollen.

An der Südseite des Thurmes zählte ich etwa 400 Näpfchen und ebensoviel Rillen. Aber auch im Innern des Thurmes, sowohl in dem inneren viereckigen Raume, als besonders an der Wand der steinernen Wendeltreppe habe ich zahlreiche Näpfchen, — aber keine Rillen gesehen. Näpfchen und Rillen fanden sich auf allen Seiten der Kirche und des Thurmes, am zahlreichsten auf der Südseite, vom Erdboden ab bis zu 2 *m* Höhe. Ein Näpfchen hatte eine mehr trichterförmige Gestalt. — Ausserordentlich zahlreich sind Näpfchen und Rillen an der Pfarrkirche in Tolkemit. Auf der Langseite eines Ziegels (28 *cm* lang, 8 *cm* hoch) zählte ich 23 Näpfchen, auf der Stirnseite eines Ziegels (13 *cm* lang, 8 *cm* hoch), 14 Näpfchen, und zwar von 1 *m* Höhe ab bis zu 3 *m* Höhe vom Erdboden; einige waren sehr flach und klein (7 *mm* tief, 9 *mm* im Durchmesser) andere sehr gross (6,5 *cm* im Durchmesser und 4,5 *cm* tief). Doppelnäpfchen (ein Näpfchen im anderen) sind nicht selten; viele sitzen in der Mörtelschicht. Die Rillen sind ausserordentlich tief, laufen in zwei bis drei parallelen Streifen oft über 3 Steinreihen in senkrechter Richtung hin und verleihen der Oberfläche der Ziegelsteine ein wellenförmiges Aussehen.

Schon im vergangenen Sommer machte mir Hr. Bauinspektor Passarge hierselbst die Mittheilung, dass er als Knabe solche Näpfchen gemacht habe, um in denselben Kupferdreiern eine schüsselförmige Gestalt zu geben. Es wird Ihnen das Knöpfchenspiel der Knaben — hier „pentschen“ genannt — bekannt sein. Es wird ein Knopf scharf gegen eine Bretterwand geworfen; derselbe springt ab und fällt eine Strecke von der Wand zur Erde. Die anderen Spieler haben dann die Aufgabe, ihrerseits mit ihren Knöpfen ein Gleiches zu thun; derjenige hat gewonnen, dessen Knopf dem zuerst ausgeworfenen Knopfe am nächsten zu liegen kommt. Es habe sich nun, sagte Hr. Passarge, herausgestellt, dass gebogene Knöpfe zu dem Spiele sich am besten eigneten, weil sie am elastischsten absprangen und eine gewisse Berechnung der aufzuwendenden Kraft gestatteten. Gebogene Knöpfe waren daher die am meisten geschätzten; hatte man keine, so machte man sich welche, und zwar am einfachsten aus platten Knöpfen, von denen man die Oehse abkneipte, oder aus Kupferdreiern. Man kratzte mit einem Meissel oder einem Nagel oder mit einem Knopfe oder mit dem Geldstücke selbst ein solches Näpfchen in einen Stein, legte den Dreier auf den Rand des Näpfchens, setzte einen Holzpflock auf die Mitte des Dreiers und schlug mit einem Steine so lange auf den Holzpflock, bis der Dreier oder der öhsenlose Knopf die gewünschte schüsselförmige Gestalt angenommen hatte. Man nannte diese Prozedur: „ausbuttern“ und ein solches Näpfchen ein „Butterloch“. Jeder Knabe hatte sein eigenes Butterloch. War ein solches nicht gut gerathen, so machte man sich ein anderes. Gut ausgebutterte

Knöpfe oder Dreier standen hoch im Preise; sie wurden nicht selten mit 8 Pfennigen bezahlt, und zu Zeiten wurde mit solchen Knöpfen schwunghaft gehandelt.

Dieses Spiel in der geschilderten Weise hat Hr. Bauinspektor Passarge als Knabe in Bartenstein (Ostpreussen) gespielt und „Butterlöcher" selbst gemacht. Ich wendete mich, um der Sache auf den Grund zu kommen, an Hrn. Prof. Dr. Loch in Bartenstein, welcher in liebenswürdigster Weise meiner Bitte, in der beregten Angelegenheit Nachfrage zu halten, nachgekommen ist. Derselbe bestätigte nude alle Angaben des Hrn. Passarge. In Bartenstein bezeugten ihm Alles die HHrn. Färbereibesitzer Fischer, Schlossermeister Hildebrandt (der noch anfangs der 50er Jahre diese gebogenen Knöpfe herstellte), Gymnasiallehrer Wolf und Schmied Borkowski, — alles geborene Bartensteiner. Schlosser Hildebrandt junior zeigte Hrn. Prof. Dr. Loch eine alte Hobelbank in seiner Werkstatt; in der Bank war ein halbes Dutzend solcher Näpfchen ausgearbeitet. Derselbe sagte ferner, es sei den Jungen ziemlich gleichgültig gewesen, wo sie jene Prozedur vornahmen; warum sie aber gerade die Kirchenmauern dazu wählten, das habe seinen Grund darin gehabt, dass 1. die Kirchenmauern nicht mit Kalk beworfen waren, 2. dass die Ziegelsteine gerade die erforderliche Härte haben und 3. darin, dass die Schule neben der Kirche lag. — Somit scheint mir die Näpfchenfrage ziemlich befriedigend gelöst. Aufgefallen ist es mir auch schon, dass sich die Näpfchen überwiegend an solchen Kirchen zeigen, in deren Nähe eine Schule sich befindet oder befunden hat. Hier in Elbing ist es ganz auffallend. An den Pfarrkirchen finden sich Näpfchen, an der eben so alten Dominikanerkirche (St. Marienkirche) aber ist keine Spur davon zu entdecken. — Warum die kleinen Bursche aber bis 2 *m* Höhe, in Tolkemit sogar bis 3 *m* Höhe sich verstiegen, das ist schwer zu beantworten. — Ich glaube auch, dass die Rillen von Kindern zu irgend einem Spiele gemacht worden sind. — Ihre Beobachtung in Spanien hat also hier im fernen Osten eine schnelle Bestätigung erfahren.

Ich bemerke noch, dass in Bartenstein die Hauptfundstellen der Näpfchen in einer nach Osten zu gelegenen Nische der Kirche sich befinden, weil die Knaben dort am wenigstens von dem Küster gestört wurden, der sie wiederholt wegjagte.

Nachschrift vom 12. Februar: Ich habe heute versucht, Schüsselmünzen zu machen. Mit einer Kupfermünze bohrte ich ein Näpfchen in kaum einer einzigen Minute. Das Ausbuttern der Münze erforderte kaum fünf Minuten Zeit und gelang vollkommen. Fallversuche auf einer Tischplatte ergaben mindestens die doppelte Sprunghöhe glatter Münzen. Die verschiedenen Durchmesser der Näpfchen rühren allein von der verschiedenen Grösse der auszubutternden Münzen her. Alle abweichenden Formen der Näpfchen sind einfache Produkte verschiedener Formen der Bohrinstrumente (Nägel, Meissel, Blechstückchen u. dgl.). Die übergrosse Zahl der Näpfchen an manchen Kirchen z. B. in Tolkemit ist einfach zu erklären aus dem Vergnügen, das Kinder an einem zur Mode gewordenen Spiele haben; sie thun dann vieles, was auch nicht gerade einen bestimmten Zweck hat. So sind die Rillen ganz gewiss nichts anderes als Produkte müssiger Spielerei. Ich habe mit Münzen die schönsten Rillen gemacht die man sehen kann. Jungen sind oft boshaft; vielleicht hat ein Junge einem anderen, der ein gutes Bohrloch besass, dasselbe durch eine Rille absichtlich zerstört. — Uebrigens wird eine Nachfrage in kleinen Orten, wo solche Spiele sich länger erhalten, als in grossen, meine Angaben bestätigen. —

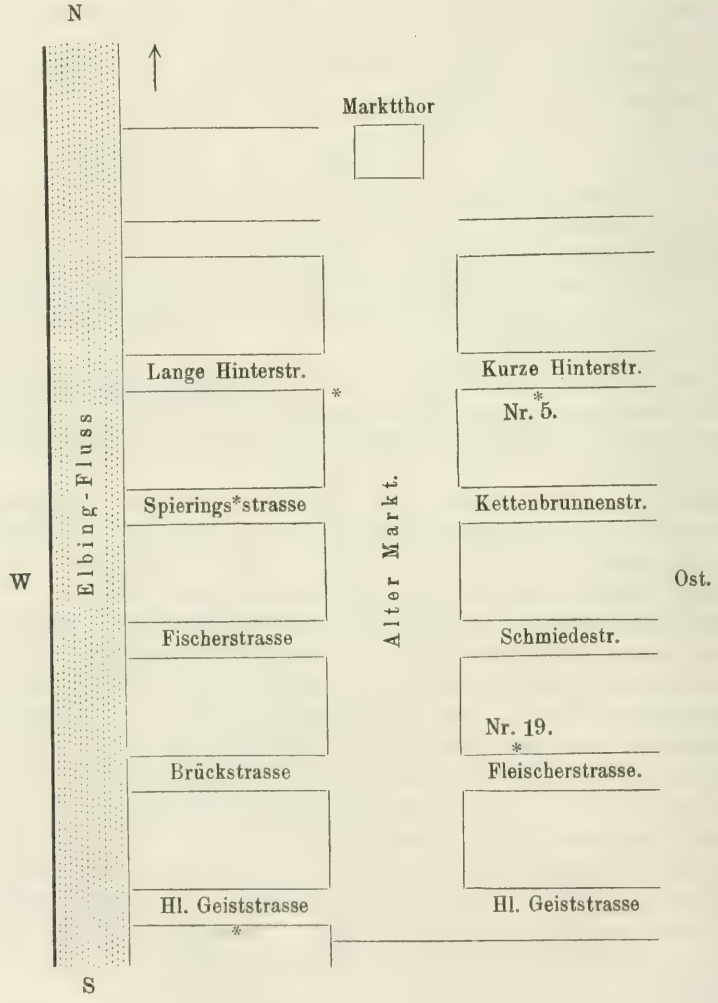
Hr. Virchow erinnert an die Mittheilungen, welche er in der Sitzung vom

10. December 1880 (Verh. S. 437) über das Caliche-Spiel in Spanien gemacht und auf welche Hr. Anger angespielt hat. Es sei sonderbar genug, dass sich in zwei so weit von einander entlegenen Gebieten, wie Süd-Spanien und Ostpreussen derselbe Gebrauch, nicht nur in Bezug auf die „Näpfchen", sondern auch auf die Herstellung von concaven Kupfermünzen vorfinde.

(8) Hr. Dr. Anger übersendet ferner unter dem 16. Februar neue Mittheilungen über

Truso.

In Bezug auf die Trusofrage übersende ich: 1. einen Separatabzug meiner in der Altpreussischen Monatsschrift Bd. XVI, Heft 1 und 2, S. 126—140 erschienenen Abhandlung, und zu derselben gehörig 2. eine Zeichnung der Fundstelle Elbing, Fleischerstr. 19/20, 3. eine Zeichnung von der Fundstelle Elbing, Kl. Hinterstr. 5, welche in diesem Jahre aufgefunden wurde.



Aus der Anmerkung auf S. 1 meiner Abhandlung ersehen Sie, dass ich schon im Jahre 1877 über die Lage Truso's eine kleine Abhandlung in der Altpreussischen

Monatsschrift habe drucken lassen. Damals spürte ich dem Räthsel, nur gestützt auf literarische Studien, nach. Erst im Jahre 1878 wurde meine Aufmerksamkeit auf die Tiefenverhältnisse Elbings belohnt; mehrere analoge Fundergebnisse führten mich zu dem Resultate, dass Elbing an derselben Stelle erbaut sein müsse, wo das vielgesuchte Truso lag. Auch in den folgenden Jahren fand ich in einer Tiefe von 10—11 Fuss unter eisenschüssigen Thon- und Schlickablagerungen halbvertorfte Anschwemmungsprodukte, bestehend aus Stroh, Schilf, Holz und darin Fischabfälle, Kohlen und Knochen. Darunter lag Sand, den ich für Seesand hielt. Ich grub daher nicht tiefer. — Jetzt ist aber ein Fund gemacht, der auf viel ältere Niederlassungen schliessen lässt. Hr. Maler Wisotzki hierselbst liess in diesem Jahre auf seinem Hofe Kl. Hinterstr. 5 einen Brunnen graben. Das geschah so: Es wurde ein Loch in die Erde gegraben, etwa 1 *m* im Durchmesser. Als dasselbe 1 *m* tief war, wurde ein starker 1 *m* hoher und 1 *m* im Durchmesser haltender Cementring in das Loch gesenkt, dann wieder 1 *m* tiefer gegraben, wobei der Ring sich senkte und ein zweiter Cementring darauf gesetzt, und mit der Prozedur so lange fortgefahren, bis in einer Tiefe von reichlich 6 *m* der Seesand gefunden wurde, welcher trinkbares Wasser in genügender Quantität durchliess. Auf diese Weise wurde der Boden von Meter zu Meter genau untersucht. Die Erdschichten hat Hr. Wisotzki auf Zeichnung No. 2 angegeben. Sie ersehen daraus, dass bis 3,50 *m* von oben gerechnet nur Ziegelschutt und Erde sich befindet, dann folgt bis 4 *m* Lehm, graublauer Schlieff, dann bei 4,40 *m* grauer Sand, bei 4,80 *m* bis zu 5,50 *m* eine Kulturschicht, enthaltend zugespitzte Birken- und Eichenpfähle, Schilf, Blätterreste, Haare und Fischschuppen, dann bis 6 *m* hellgrauer Sand, dann bis 6,30 *m* eine zweite Kulturschicht, enthaltend Knochen, Scherben, Kohlenreste, Fischschuppen und Gräthen (sehr zahlreich) und Lederstücke; letztere lassen deutlich eine Naht erkennen. Ich habe Proben aus beiden Kulturschichten. Das Holz ist gut erhalten. —

Um den Fund recht zu würdigen, muss man bedenken, dass das Niveau des Elbingflusses gegenwärtig etwa 10—12 Fuss tiefer liegt, als das Pflaster der Kl. Hinterstrasse. Das Niveau des Flusses kann sich aber nicht gesenkt haben, denn der Elbing ist nichts anderes als ein natürlicher Kanal zwischen Drausensee und Haff und verdient wegen seines schleichenden Laufes kaum den Namen eines Flusses. Es folgt also, dass es das Strassenniveau der Stadt Elbing ist, welches sich im Laufe der Jahrhunderte erhöht hat. In frühester Zeit hat mithin der Elbingfluss eine bedeutende Breite gehabt; er ist erst durch künstliche Aufschüttungen zu beiden Seiten allmählich verschmälert worden.

Daraus folgt ferner, dass wenn wir in einer Tiefe von 11—20 Fuss Kulturreste finden, solche nur von solchen Wohnstätten herrühren können, die einst am Rande des Flusses im Wasser selbst gestanden haben. Es sind ganz gewiss Pfahlbauten gewesen und nichts anderes. Dieselben sind irgendwie zerstört worden durch Feuer oder Feindeshand und die Reste fielen auf den Grund. Dann wurden sie durch Inundationen heftiger Art mit Sand und Schlick überdeckt und der Vorgang wiederholte sich ein zweites und ein drittes Mal. Was das für Inundationen heftiger Art gewesen seien, das ist leicht zu sagen. Wir wissen nehmlich, dass noch in historischer Zeit die Nogat südlich von der heutigen Stadt Elbing in den Elbingfluss sich ergoss; erst spät wurde sie abgeschnitten und ihr ein anderes Bette angewiesen. Eine gute Karte (Generalstabskarte) lässt den alten Lauf der Nogat noch heute gut erkennen. Nun führt aber die Nogat gerade jene Anschwemmungsprodukte herab; es ist also nicht zu verwundern, wenn wir dieselben in jenen Tiefen, die unter dem Niveau des Elbingflusses liegen, vorfinden. Ich habe also

im Jahre 1878 dem Spaten zu frühe ein Halt! zugerufen. Ich hätte doppelt so tief graben sollen, nicht 10 — 12, sondern 20 — 22 Fuss. Ganz gewiss sind die Funde in einer Tiefe von 10—12 Fuss auch vorordenszeitliche, aber unter denselben finden sich noch weit ältere Kulturschichten. Das ist das Neue, was der letzte Fund gebracht hat. — Die Fundstelle, Kl. Hinterst. 5, liegt etwa ebenso weit vom Flusse entfernt, wie die Stelle Fleischerstr. 19, nämlich 400—500 Schritte; sie ist auch eine von den Strassen, die den sog. „alten Markt" rechtwinklig durchschneiden. —

Hr. Virchow bemerkt, dass die Schilderungen des Hrn. Anger vielfach an die Verhältnisse der alten Pfahlbauten in den „Gärten" bei Wollin erinnern, dass also die Wahrscheinlichkeit recht gross sei, dass Truso und Julin derselben Culturepoche angehören.

(9) Hr. Heintzel in Lüneburg übersendet eine Abhandlung über

Fensterurnen im Fürstenthum Lüneburg.

Erst jetzt, nachdem es mir möglich wurde, die Originalzeichnung über die Lüneburger Fensterurne zu erlangen, bin ich im Stande, genaue diesbezügliche Mittheilungen zu machen und frühere Angaben zu präcisiren.

In der Februar-Sitzung des verflossenen Jahres erwähnte Hr. Virchow gelegentlich einer Besprechung von Fensterurnen, dass sich nach Mittheilung von Frl. J. Mestorf (Corresspondenzblatt d. d. G. f. Anthrop. 1874), auf Grund einer Bemerkung des Hrn. Lorange in Bergen in der Lüneburger Alterthumssammlung eine solche Urne befinden solle, dass weitere Kunde über dieselbe aber nicht zu ihm gelangt sei und dass es von grossem Interesse sein würde zu erfahren, ob sie existirt und wie sie beschaffen ist. Hr. Virchow forderte mich noch besonders auf, Umschau nach der gesuchten Urne zu halten. Unter der Lüneburger Alterthumssammlung müsste die Sammlung des dortigen Museumsvereins verstanden werden, welcher Verein die Erbschaft des aufgelösten Alterthumsvereins vor einigen Jahren angetreten hat. In den Katalogen dieser Sammlung war von einer bemerkenswerthen Urne keine Rede. Durch eine Anfrage bei Hr. Lorange erfuhr ich, dass dieser Herr die betreffende Fensterurne ebenfalls nie gesehen, sondern sich nur auf eine Mittheilung in Charles Roach Smith's Collectanea antiqua bezogen habe. Die Sache wurde complicirt; ich beschloss daher den Urnenvorrath des Museumsvereins durchzumustern und fand auch bald eine Urne mit 2 Durchbohrungen im Boden — aber ohne Gläser — die ich für das gesuchte, von Lorange erwähnte Objekt hielt. Ich machte im Juni 1881 Hrn. Virchow von diesem Funde Mittheilung. Zu gleicher Zeit war aber auch von Hrn. Studienrath Müller zu Hannover die Nachricht eingegangen, dass die gesuchte Fensterurne sich im Besitz des Provinzialmuseums zu Hannover befinde und bereits im Februarheft dieser Zeitschrift als Urne von Hohenwedel beschrieben und abgebildet sei. Es galt nun die Originalmittheilung von Roach Smith zu erlangen und die von diesem Forscher gemachten Angaben mit der Beschreibung der Urne von Hohenwedel zu vergleichen.[1])

Charles Roach Smith erzählt, dass zu Kempston in England eine ausgezeichnet ornamentirte Urne aus ungebranntem Thon gefunden sei, in deren Boden sich ein Stück Glas von der Grösse eines Schillings befunden habe. Dieses Glas sei ein-

1) Die Collectanea antiqua, 1857 nur für Subscribenten gedruckt, ein kostbares Werk, wurden mir von der Königl. Bibliothek zu Berlin bereitwillig zur Verfügung gestellt.

gelassen zur Zeit, als der Thon noch feucht war. Zur Zeit der Entdeckung kannte Roach Smith keine zweite derartige Urne, bis Kemble ihn mit der Notiz über einen ähnlichen Fund erfreute, welcher „der Entdeckung von Kempston ein hohes Interesse verleiht und wieder einmal ein glänzendes Beispiel dafür ist, wie wichtig es ist, dass wir unsere Untersuchungen über die Küsten unserer Heimath hinaus bis in die Länder ausdehnen, wo die Leute gelebt haben, die nach England eingewandert sind."

Kemble bemerkt: „Es wird Sie interessiren zu erfahren, dass man vor einigen Jahren an der Elbe, nicht weit, wie ich glaube, von Bardowieck, im Fürstenthum Lüneburg, eine Urne aufgefunden hat, in die 2 Stücke grünen Glases, eins an der Seite und das andere auf dem Boden eingelassen waren. Das Glas ist so in den Thon eingelassen, dass es einen integrirenden Theil der Urnenwand bildet, wie das Fenster bei einem Hause. Es ist nicht angeklebt, sondern eingefügt, so dass das Licht hindurch scheint. Das Glas ist nach meiner Meinung römisch und es fragt sich, ob der Umstand, dass man es zu einem solchen Zweck verwendet hat, nicht darauf hindeutet, dass diesem Material ein grosser Werth beigelegt worden ist.

„Diese Lüneburger Urne war vor zwei Jahren im Besitz eines gewissen Ingenieurhauptmann Namens Thiemen, wie ich glaube, welcher damals im Ruhestand in Lüneburg wohnte. Aber es ist möglich, dass sie jetzt entweder im Museum zu Hannover oder in der Sammlung[1]) des Herrn Wellenkamp zu Lüneburg ist, da der Hauptmann, als ich zum letzten Mal von ihm hörte, gefährlich erkrankt war, und in Deutschland der Erbe immer alles verkauft. Hoffentlich ist sie in Hannover, denn jene Sammlung kann wenigstens nicht leicht zerstreut werden, während ein Privatmann gewöhnlich Alles mit abscheulicher Leichtigkeit (abominable facility) verkauft."

So weit Mr. Kemble.

Da nun in der von Hrn. Studienrath Müller gegebenen Notiz hervorgehoben ist, dass die Hohenwedeler Fensterurne aus dem Nachlasse des Hrn. Major a. D. Thiemig zu Lüneburg gekauft ist, so kann ein Zweifel an der Identität dieser Urne mit der von Lorange und J. Mestorf erwähnten Lüneburger Fensterurne nicht mehr möglich sein.

Es erübrigt mir nur noch nachzuweisen, dass auch die von mir in der Sammlung des Lüneburger Museumsvereins aufgefundene Urne eine ächte — wenn auch devastirte — Fensterurne ist. Das Gefäss selbst ist 137 *mm* hoch, der Rand ringsherum abgebrochen; doch kann man annehmen, da die äussersten Theile des Halses schon etwas umgebogen sind, dass die Urne um ein Bedeutendes nicht höher gewesen ist. Die Urne ist nur sparsam ornamentirt. An der Wurzel des Halses finden sich, wahrscheinlich mit einem dreizackigen Hölzchen hergestellt, 3 leicht vertiefte Rillen. Etwa 37 *mm* unter der Bruchfläche des Halses wölbt sich die Urne und nimmt eine fast halbkugelförmige Gestalt an. Die obere Hälfte der Ausbauchung zeigt breite, sehr flache, von oben nach unten gehende Furchen, die wahrscheinlich durch Streichen mit dem Daumen hervorgebracht sind. Der Boden der Urne ist flach, eine Kreisfläche von etwa 50 *mm* Durchmesser. An der Peripherie derselben sind 2 diametral gegenüberstehende, fast dreieckige Löcher von etwa 15 *mm* Seitenfläche in den Boden gestossen. Der Durchmesser des Gefässes an der weitesten Stelle der Ausbauchung ist etwa 165 *mm*. Die Urne ist aus

1) Diese Sammlung, von Kemble mit a noble one bezeichnet, ist zum grössten Theil in das Provinzialmuseum nach Hannover gewandert, der Rest befindet sich in meinem Besitz.

schwarzem, wenig mit Gesteinsgrus versetztem Thon, ohne Dreschscheibe gearbeitet und nur leicht gebrannt.

Die Gründe, welche mich veranlassen, die Urne für eine ächte — wenn schon devastirte — Fensterurne zu halten, sind folgende:

1. Die innere Wandung des Gefässes ist mit einer grauweissen dünnen Kruste von phosphorsaurem Kalk bedeckt. Die Urne enthielt also ehemals Knochenbrand.

2. Die Löcher am Boden sind von innen nach aussen gestossen. Die Ränder an der inneren Urnenwand setzen scharf ein, während sie auf der Aussenseite breit ausgebrochen sind. Die Löcher sind mithin nicht durch irgend einen Zufall entstanden, sind keine Beschädigung durch äusseren Stoss beim Aufsetzen.

3. Die Ränder der Löcher, zumal die breit ausgesplitterten Bruchflächen, sind ebenfalls mit einem grauen Ueberzug von phosphorsaurem Kalk bedeckt. Die Brüche sind also alte, die im feuchten Erdreich sich allmählich inkrustirt haben.

4. Da die Knochen in klein geschlagenem Zustande in die Urnen gelegt wurden, die Bodenlöcher unserer Urne etwa 10 *mm* breit sind, also Oeffnung genug haben, kleine Knochen hindurch fallen zu lassen, eine solches Verstreuen der Ueberreste eines Verstorbenen aber gegen den pietätvollen Sinn der trauernden Angehörigen gewesen sein muss, so ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass die Bodenlöcher der Urne einstmals mit flachen Plättchen belegt waren. Ob aber diese Deckplatten aus Glas bestanden — ob aus anderem Material — wird niemals zu ermitteln sein. In der prähistorischen Sammlung des Lüneburger Museumsvereins befinden sich ausser einigen zu einem Frauenschmuck gehörigen Glasperlen keine Gläser, die in eine Beziehung zu der Urne gebracht werden könnten.

Ob die Urne eine Beigabe enthalten, wo und unter welchen Verhältnissen sie gefunden wurde, ist ebenfalls unbekannt. Nur dass sie aus dem Fürstenthum Lüneburg selbst stammt, ist sicher. —

Hr. Virchow trägt Bedenken, das übersendete Gefäss als eine Fensterurne anzuerkennen. Selbst wenn die Löcher alt seien, glaube er nicht, dass sie von innen her durchgestossen sind. Dagegen spricht ihre Beschaffenheit. Beide haben eine von aussen nach innen sich stark verengende Form. Die äussere Oeffnung ist unregelmässig dreieckig, so zwar, dass die mediale Seite fast geradlinig, die beiden lateralen etwas gebogen sind. An dem einen Loche läuft die gerade Seite am Ende in einen scharfen Eindruck aus, der genau einem Spatenstich entspricht. Man wird daher wohl annehmen dürfen, dass es sich um eine, beim Graben entstandene Verletzung handelt, bei welcher ein grösseres Stück der Oberfläche ausgesprungen ist. Freilich muss dann angenommen werden, dass das Gefäss umgekehrt gestanden hat, indess das kommt ja öfter vor; auch wäre es möglich, dass das Grab zu wiederholten Malen durchsucht worden ist. Im letzteren Falle konnte es auch geschehen, dass das zurückgeworfene Gefäss mit Knochenasche beschüttet und nachher durch Auslaugen derselben mit Kalkphosphat inkrustirt wurde.

Es ist ferner zu erwähnen, dass sich keine Spur eines früheren Einsatzes von Glas entdecken lässt, nichts, was irgendwie darauf hindeutet, dass die Löcher einigermaassen dem vermutheten Einsatzstücke angepasst seien. Es findet sich weder eine regelmässige Fläche, noch aufgeschmierte Masse.

Wenn schon die Gestalt der Löcher gegen die Vermuthung spricht, dass sie zum Einsetzen von Glas oder Gypsplatten gedient haben, so werden wir in dieser Auffassung bestärkt durch die Lage derselben. Während sich in denjenigen Fensterurnen, welche eingesetztes Glas im Boden haben, ein einziges centrales

Loch vorfindet, so liegen hier beide Löcher genau auf dem Rande der Bodenfläche und greifen noch auf die Seitenwand über.

Im Uebrigen hat das ungewöhnlich dünnwandige Gefäss einen nach unten stark ausgelegten, fast kugelförmigen Bauch und einen sehr engen, etwas unebenen, nach oben schwach convexen Boden. Am unteren Ansatz des Halses laufen ein Paar einfache Linien (Eindrücke) herum, und die Oberbauchwölbung ist durch seichte und breite, senkrecht neben einander gestellte Abstriche (Furchen) angenehm modulirt.

Die Herren Voss und Friedel schliessen sich dieser Auffassung an.

(10) Hr. H. Handelmann in Kiel übersendet einige Nachträge zu seinem in der December-Sitzung vorgelegten Bericht

über Hufeisensteine.

Hr. Lehrer Groth in Wellingdorf hat mir seitdem noch ausführliche Mittheilungen über den dortigen Hufeisenstein gemacht. Derselbe stand rechts an der Landstrasse von Ellerbek nach Wellingdorf, mit der Rückseite in dem Grenzwall, der die beiden Feldmarken von einander schied. Als in neuester Zeit beide Ortschaften einen städtischen Charakter annahmen, und die Strasse demgemäss regulirt wurde, liess der betr. Grundbesitzer den Grenzwall wegräumen und durch eine hölzerne Planke ersetzen. So kam der Grenzstein auf seinen Hofplatz hinter der Planke zu stehen und war im Wege, wenn die Pforte geöffnet wurde; später fiel derselbe um, und nachdem er noch längere Zeit auf dem Hofe gelegen, ward er weggeschafft und an einen Steinhauer verkauft. Die anliegende Zeichnung hat

Hr. Groth nach eigener langjähriger Erinnerung, resp. nach Besprechung mit dem betr. Grundbesitzer und Steinhauer angefertigt. Der ca. $1^1/_2$ *m* hohe und ca. 50 *cm* dicke Grenzstein, dessen Rückseite roh und unbehauen war, ist ohne Zweifel von einem grösseren erratischen Block abgespalten. Auf der abgespaltenen Fläche war das Hufeisen, mit der Oeffnung nach oben, nur flach eingehauen. Oberhalb desselben, wo „Preetz“ stand, schien die Fläche absichtlich etwas geglättet zu sein. — Ich muss noch zur Erläuterung bemerken, dass Ellerbek zum Gebiete des Klosters Preetz (jetzt Kreis Plön), Wellingdorf aber zum vormaligen Amt Kiel (jetzt Kreis Kiel) gehört.

Weiter versprach Hr. Groth Nachforschungea anzustellen nach einem zweiten Grenzstein, welcher (gleichfalls an der Wellingdorfer Grenze) am Wege von Ellerbek nach Clausdorf steht, und auf dem ein Hufeisen halb erhaben ausgehauen ist.

Andererseits schreibt mir Hr. Borchmann in Witzhave: „Der Grenzstein, über den ich neulich berichtete, ist nach der Erzählung eines in der Nähe wohnenden alten Mannes erst vor etwa funfzig Jahren gesetzt, was allerdings nicht ausschliesst, dass vorher schon ein ähnlicher an der Stelle gestanden." (Ich erinnere daran, dass ich mich schon in demselben Sinne ausgesprochen hatte.) „Ein zweiter Grenzstein zwischen den Aemtern Reinbek und Trittau steht an der Hamburger Landstrasse zwischen Witzhave und Heidkrug; auch dieser ist mit dem Zeichen des Hufeisens versehen, aber nur an der einen Seite."

Zugleich möchte Hr. Borchmann bezweifeln, dass der erstgedachte (ältere) Grenzstein zwischen Witzhave und Mühlenbek ursprünglich auch die Grenze gegen Lauenburg habe bezeichnen sollen. Er macht dagegend geltend, dass die Bille hier eine so scharfe Grenze bildet, dass es keines Grenzsteines weiter bedarf, und dass überdies der Stein nicht unmittelbar an der Bille steht.

Aus dem Obigen gewinnen wir insofern einen neuen Gesichtspunkt, als die hochalterthümliche Bezeichnung der Grenzsteine mit Hufeisen an den Grenzen zweier bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurückreichenden geistlichen Stiftungen (Kloster Preetz und Kloster Reinbek) mehrfach angewandt und bis in die neueste Zeit hinein beibehalten ist.

(11) Hr. H. Handelmann berichtet ferner über

Süsswasserquellen im Untergrunde des Watts und des Meeres.

Die Quellen bei St. Michaelisdonn in Süderdithmarschen (Verhandlungen 1881 S. 207) werden wahrscheinlich in nächster Zeit Gegenstand einer Prozessverhandlung werden. Diese Quellen, welche, wie schon gesagt, von der hohen Geest kommen, speiseten bisher das Trennewurther Fleth, und die Anwohner dieses Fleths erfreuten sich daher eines, wenigstens für Marschverhältnisse sehr guten Trinkwassers. Seit aber die bei St. Michaelisdonn neuerbaute Zuckerfabrik „Süderdithmarschen" im Betrieb ist, wird das Quellwasser nach der Fabrik geleitet, und erst das benutzte, sehr unreine Wasser fliesst in das Trennewurther Fleth. Die Folge war, dass sämmtliche Fische im Fleth starben; das Flethwasser wurde ungeniessbar, und die Behörde sah sich veranlasst, vor Benutzung desselben als Trinkwasser zu warnen und eine Probe zur wissenschaftlichen Untersuchung nach Kiel einzusenden.

Ich lege eine Notiz bei, welche vor einigen Wochen durch die Zeitungen ging und von einer ähnlichen Erscheinung in den Nordamerikanischen Küstengewässern berichtet.

„Eine ungeheuere, starke Süsswasserquelle im Atlantischen Ocean macht neuerdings viel von sich reden. Seeleute und Fischer haben dieser merkwürdigen Erscheinung schon vor mehreren Jahren erwähnt, aber ihren Berichten wurde kein Glauben beigemessen, bis Commodore Hitchcot von der Marine der Vereinigten Staaten durch eine dem Sieden des Wassers in einem Kessel nicht unähnliche Bewegung des Meeres aufmerksam gemacht, jene Stelle näher untersuchte und das Vorhandensein einer mächtigen Süsswasserquelle feststellte. Dieselbe befindet sich fast 4 Meilen südlich von St. Augustina (Ostküste von Florida) auf der Höhe von Matanzas Inlet, und nur dreiviertel Meilen von der Küste. Das mächtig wallende Wasser nimmt einen Raum von 0,2 Hekt. ein. Das Loth zeigt unmittelbar neben

der ungeheuren Quelle nur sechs Faden Tiefe, während die Quelle selbst für „unergründlich“ gehalten wird.

(12) Hr. Jagor überreicht einen, von ihm auf dem Markt in Smyrna gekauften, zum Feuerschlagen bestimmten geschlagenen Feuerstein in einer Metallfassung.

(13) Hr. Jagor legt Thierzeichnungen aus der Höhle von Altamira bei Santillana de la Mar vor, die in der Ilustracion Española y Americana 1880, Nr. XXXVII. abgebildet sind.

(14) Hr. Dr. Jentsch in Guben übersendet weitere Mittheilungen über

römische Münzen aus der Nieder-Lausitz.

1. Westlich vom Bahnhof Teuplitz, Kreis Sorau, ist vor wenigen Jahren in der Erde eine stark abgenutzte römische Bronzemünze gefunden worden. Auf der Vorderseite sind die Umrisse des Kopfes und ein Buchstabe (I) M (P) erkennbar. Durchmesser 32 *mm*. Im December v. J. hat sie Hr. Director Friedländer zu Berlin vorgelegen, der sie wegen des eigenthümlich geformten Hinterkopfes des Kaiserbildes dem Trajan zuweist. Im Besitz des Hrn. Grubendirector Schwarzer zu Zilmsdorf, Kreis Sorau.

2. Im Jahre 1878 ist in dem Bruch zwischen der Oder und dem Stift Neuzelle, auf jenem Terrain, das noch in historischer Zeit oft völlig unter Wasser gestanden hat, von Torfstechern eine Erzmünze von Alexander Severus gefunden worden, die bald nachher vom Hrn. Director Friedländer bestimmt worden ist. „Hs: AV(τοκράτωρ) K(αῖσαρ) M(ἄρκος) AVP(ήλιος) CEVH(ρος) AΛEΞAN (ΔPOC AVΓ *ουστος*) Kopf mit Kranz. Rs.: Severus Alexander auf einem Schiff, Serapis reicht ihm den Kranz, auf dem Vordertheile des Schiffes Isis Thasia mit einem Segel. Obere Umschrift ΠEPINΘIΩN ΔIC, unten (N)EΩKOPΩN. Auf der Hauptseite ist ein Sechstel in die Münze hinein schräg verlaufend ausgebrochen, so dass der untere Theil des Gesichtes und die bezeichneten Buchstaben unerkennbar sind. An der Bruchstelle sind die äussersten Ecken bis in die Umschrift hinein schräg glatt gewetzt. Auf der Rückseite fehlt nur ein kleiner Ausschnitt, welcher den ersten Buchstaben der Schrift unter dem Schiff weggenommen hat. Die Oberfläche ist schmutzig gelblich, in Furchen und auf der höckerigen Bruchstelle dunkelbraun. In der Mitte zeigen beide Seiten eine, kleine Sandkörnchen enthaltende Anbohrung von 1 *mm* Durchmesser, die nicht durch das Stück durchgeht. Gewicht 31 *g*. Durchmesser 40 *mm*. Ich habe die Münze bei dem Vorbesitzer, Gymnasiast Thränhart aus Neuzelle, eingetauscht und sie in der Gymnasial-Sammlung niedergelegt. In demselben Bruche ist ein Steinkeil (beschrieben Verhandl. 1881, S. 92) gefunden, ferner ein kleiner Bronzecelt (ebend.) und 2 eiserne Hufeisen (alles in der genannten Sammlung), auch liegt dort der in den Verh. 1880, S. 225, besprochene Burgwall, zu dessen Einschlüssen übrigens noch die auffallend grosse Zahl kleiner Schnecken nachzutragen ist.

Da Münzen von Trajan in der Niederlausitz mehrfach und eine von Alexander Severus in Cottbus gefunden sind (Märkische Forschungen VII, S. 6), wird die Zahl der bisher bereits vertretenen Kaiser durch die obigen Stücke nicht vergrössert, dagegen ist das zweite derselben als eine griechische Münze aus der Lausitz beachtenswerth und vielleicht erst das zweite derartige Exemplar (vgl. v. Sallet, Griech. u. röm. Münzen a. d. Lausitz, Laus. Magaz. Bd. 43, 1866, S. 51) neben einer

Erzmünze des Antoninus Pius von Cyzicus und Ephesus, die 1819 bei Diehsa O.-L. gefunden und deren Verbleib unbekannt ist.

(15) Hr. Dr. Behla berichtet über

lausitzer Funde.

1. Das grosse Thongefäss von schwärzlicher Farbe mit der weiten Oeffnung, den starken Henkeln und starker Wandung wurde in der Nähe von Beesdau beim Löchergraben zum Pflanzen von Bäumen gefunden. Das Gefäss stand ungefähr 2 Fuss tief in der Erde, umgekehrt. In demselben befand sich nur Erde (keine Knochen) und das henkellose schwärzliche Thongefäss, ebenfalls mit der Oeffnung nach unten. — In der Umgebung dieses Fundes war keine Steinsetzung, auch nichts von Knochen oder Asche etc. zu finden. — In weiterer Umgebung sind auf dem Acker ähnliche schwärzliche Scherben zu finden.

2. Der Kupferklumpen, anscheinend mit einem Hammer bearbeitet, stammt aus der Nähe des Freesdorfer Burgwalls. Er wurde beim Graben ungefähr 1 Fuss tief unter der Oberfläche gefunden auf wiesigem Terrain, wo auch sonst schon mehrere Stein- und Bronzegeräthe zu Tage traten.

3. Der eigenthümlich gestaltete Feuerstein wurde mir von Hrn. Dr. Schulz in Finsterwalde „als versteinerter Knochen eines Gelenkendes“ zugesandt. Er lag in einer Sandgrube bei Finsterwalde.

4. Das cylindrische Thongefäss (ähnlich dem zur Novembersitzung 1881 eingeschickten) rührt von einem Urnenfeld bei Langengrassau her. Die auf diesem Urnenfeld zu Tage tretenden Gefässe zeigen den Lausitzer Typus.

5. Die Holzkeule wurde in dem Torfmoor bei Weissagk, circa $2^1/_2$ Fuss tief im Torf gefunden. Mit der mehr planen Seite an dem stumpfen Ende scheint geschlagen worden zu sein. Die Fundstelle wird jetzt zum ersten Male ausgetorft. —

Hr. Virchow bemerkt dazu Folgendes:

ad 1. Die beiden Thongefässe sind von höchst ungewöhnlicher Beschaffenheit und von vorzüglicher Erhaltung. Das grössere hat eine glänzend schwarze

Oberfläche; dieselbe ist jedoch nicht ganz glatt, sondern hat eine etwas unebene, wie gehämmerte Beschaffenheit. Ornamente finden sich daran gar keine. Die

Wand ist überall dick und mit eingekneteten Brocken von Kies oder Feldspath durchsetzt. Das Gefäss ist 24,5 *cm* hoch und an der Mündung fast 24 *cm* weit; der ziemlich gerade, 16 *cm* hohe Hals geht in einen platten, fast horizontal ausgelegten, etwa 3 *cm* breiten Rand über. Der Boden ist verhältnissmässig klein, eben, 11,5 *cm* im Durchmesser; der Bauch, dessen grösster Durchmesser 31 *cm* beträgt, hat seine Ausweitung 10 *cm* über dem Boden. An jeder Seite des Halses sitzt ein für 3 Finger bequem durchgängiger, vom Rande bis zum Bauche reichender Henkel, dessen dicke und platte Wölbung fast 5 *cm* breit ist.

Das kleinere Gefäss ist in Form und Aussehen ganz ähnlich, nur hat es keinen Henkel. Es ist 14,5 *cm* hoch, an der Mündung 13 *cm* weit, der etwas schräg nach oben und aussen gestellte Rand 18 *mm* breit und weniger scharf von dem Halse abgesetzt, die grösste Weite des Bauches fast 16 *mm* in einer Höhe von 72 *mm* über dem Boden, der Hals 2,5 *mm* hoch. Das Ganze ist weniger sorgfältig gearbeitet, als der grosse Topf, der Thon ist ähnlich, nur mit grossen Glimmerplättchen durchsetzt, die Farbe oben glänzend schwarz, unten, scheinbar durch Feuereinwirkung, fast weissgrau.

Beide Gefässe sind sowohl von den uns bekannten slavischen, als auch von den vorslavischen Grabgefässen ganz verschieden. Sie müssen also entweder jünger sein, als die altslavischen, oder einer Zwischenperiode angehören, wie sie z. B. der Ragower Fund andeutet.

ad 2. Der Kupferklumpen, der sich auch bei der chemischen Analyse als reines Kupfer ausgewiesen hat, ist 2047 *g* schwer. Er bildet eine Platte von 12 *cm* Flächendurchmesser und 15 *mm* Dicke, welche auf einer Seite schwach convex, auf der anderen concav ist, überall aber grosse unregelmässige Hammerschläge erkennen lässt. Ob derselbe aus alter Zeit stammt, wird sich schwer ausmachen lassen; seine Auffindung in der Nähe von Stein- und Bronzesachen ist nicht entscheidend. Ich erinnere in dieser Beziehung daran, dass wir bei unserem Besuche des Burgwalles von Freesdorf Muscheln sahen, welche in derselben Gegend gefunden waren, von denen jedoch eine aus Westindien, die anderen aus entfernteren Meeren stammten (vgl. Sitzung vom 20. Juli 1878, Verhandl. S. 294).

ad 3. Der „versteinerte Knochen“ ist eines jener so häufigen Naturspiele aus Feuerstein, wie man sie namentlich in Rügen so häufig trifft, dass ein verstorbener Gastwirth in Sagard eine grosse Sammlung davon veranstaltet hatte. Ich selbst habe eine Paar derartige mitgebracht. Das eine ist scheinbar ein Schlangen- oder Eidechsenkopf, wie mir sonderbarerweise nach einem langen Zwischenraum ein zweiter, fast ganz übereinstimmender gebracht wurde. Das andere sieht täuschend aus wie ein Kinderfuss, der über dem Fussgelenk abgetrennt ist, und da es auf dem Kirchhofe zu Frankfurt a/O. ausgegraben wurde, so ist es leicht begreiflich, dass dasselbe, obwohl es statt der Zehen eine einfache Spitze hat, für einen wirklichen versteinerten Kinderfuss angesehen wurde.

ad 4. Das Thongefäss von Langengrassau gehört zu einer der selteneren Kategorien des lausitzer Typus: es ist ein Topf mit fast senkrechter Wand von schmutzig röthlich gelber Farbe und geglätteter Oberfläche; der Thon sieht auf dem Bruch ganz schwarz aus und ist mit weissen Quarzbrocken untermischt. Dicht unter dem ganz einfachen Rande sitzt jederseits eine kleine Oehse. Die Verzierung beschränkt sich auf einige Ringfurchen.

ad 5. Die Holzkeule aus dem Weissagker Moor wird an das Königliche Museum abgegeben werden. —

Hr. Voss bemerkt in Bezug auf die Gefässe ad 1., dass Hr. Rabenau dem

Königl. Museum ein ähnliches, bei Stradow in der Nähe von Vetschau i. d. Lausitz gefundenes übergeben hat, dass ihm jedoch ausser diesen beiden kein anderes ähnliches Exemplar bekannt sei.

(16) Der Vorsitzende legt den Prospekt des Werkes über Persepolis vor, welches nach den photographischen Aufnahmen des Hrn. F. Stolze von der Verlagshandlung A. Asher & Co. in Berlin publicirt werden soll.

(17) Hr. Fr. Ad. de Roepstorff schenkt der Gesellschaft folgende

Gegenstände von den Nicobaren.

(Hierzu Taf. XI.)

1. Zwei bemalte und geschnitzte Holztafeln.

Bei der ersten (Taf. XI, Fig. 1) befindet sich über der Tafel eine runde Scheibe, welche die Sonne bedeutet, und in derselben das Zeichen des Mondes mit einem Gesicht.

In der Abtheilung darunter, welche eine Art von Deckstück bildet, sieht man links ein Thier, ähnlich einem Krokodil, welches den Donner bedeutet, einen schwarzen Arm, der den Wind bezeichnet, und eine rothe Figur, das Feuer. In dem mittleren Abschnitt steht eine mythologische Gestalt, „der Geber von Allem", bekleidet mit einem eigenthümlichen Anzuge, nehmlich dem früher in Teressa und Schowra gebräuchlichen, sowohl von Männern, als von Frauen getragenen Röckchen aus Grasquästen; da man gegenwärtig dieses Kleidungsstück nirgends mehr anlegt, so muss es eine ganz alterthümliche Darstellung sein. In dem rechten Abschnitt finden sich die Waffen eines Mannes: ein Ceremonialspeer, eine Speerspitze, ein Schwert und eine Axt.

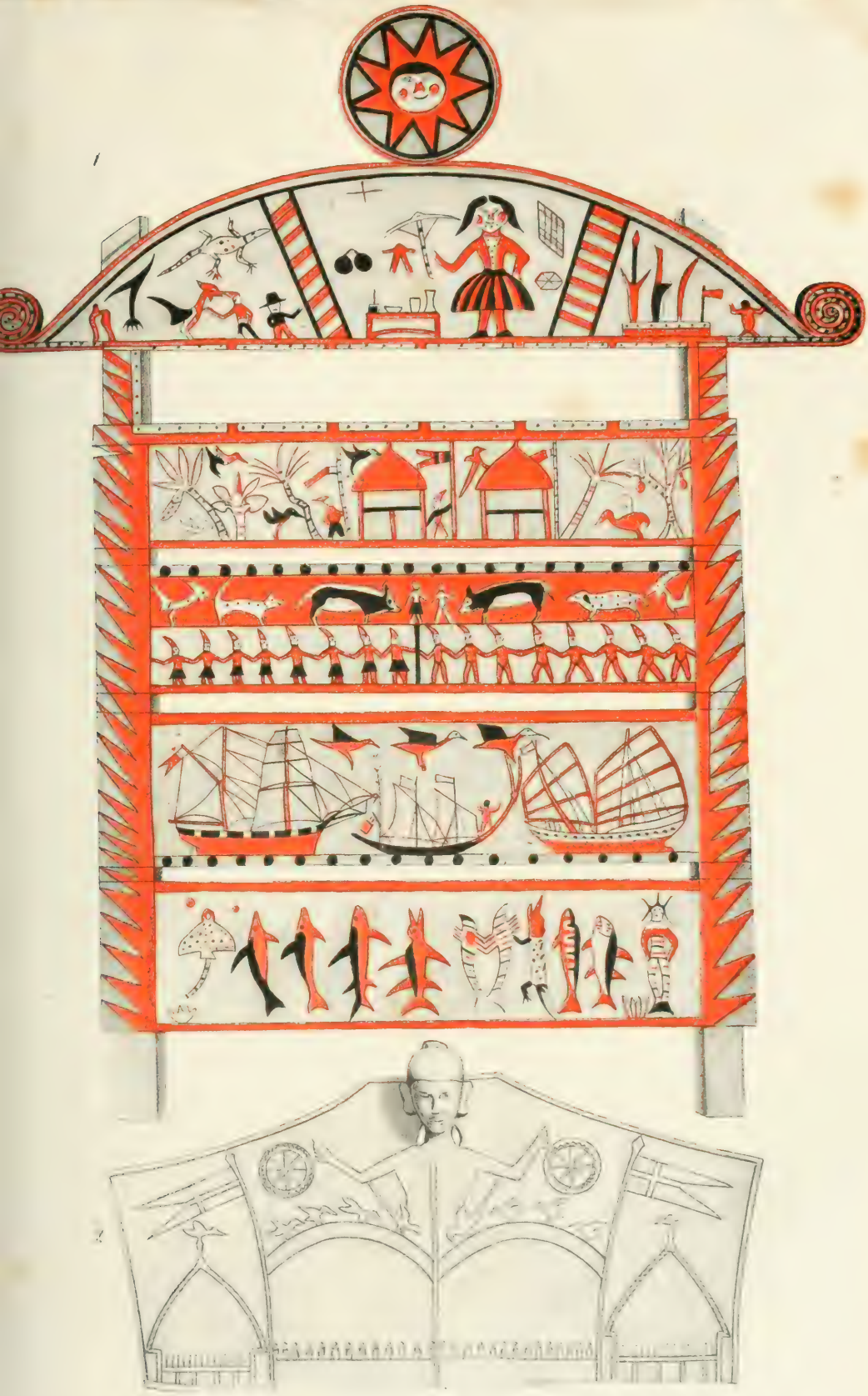
In der nächsten Querabtheilung (der obersten unter dem Deckstück) erblickt man zwei Häuser, zwei Männer mit Fahnen, einen schwarzen Mynah (Eulabes) und einen Papagei. Links davon Cocospalmen, eine Cycas, Sumpfvögel am Grunde und ein Königsfischer in der Luft, rechts eine Cocospalme, ein Pandanus mit runden Früchten und ein Megapodius am Boden.

Die folgende (dritte) Querabtheilung zeigt in der oberen Zone zwei Menschen mit Hausthieren (Hund, Schwein und Geflügel), in der unteren einen Rundtanz von dicht gedrängten Menschen, links die Frauen mit blauen (hier schwarzen) Röckchen, rechts die Männer mit ihrem Leibgurt. Sie haben alle Nachtmützen (Kerebusse) auf, — eine Kopfbedeckung, welche im vorigen Jahrhundert und im Beginne des jetzigen allgemein war, jetzt aber unbekannt ist.

Die vierte Querabtheilung zeigt ein Nicobaresisches Canoe in der Mitte, ein Handelsschiff links (tjong möre), ein anderes rechts (tjong pegu). Seeadler schweben in der Luft.

Auf der fünften und letzten Quertafel ist ein Tanz der Seebewohner dargestellt. Links liegt am Grunde eine ungeheure Tridacna; dann folgt ein Roche und andere Fische, ein Krokodil u. s. w., sämmtlich zu einem Tanze vereinigt. An der rechten Seite ist ein mythischer Fisch, von dem alle behaupten, er existire, den jedoch niemand gesehen haben wollte; am Grunde ein aufwärts strebender Octopus. —

Die andere Votivtafel (handokoi, Taf. XI, Fig. 2) ist sehr alt. Sie wurde zwischen 1830 und 1833, wo Hr. Rosen auf den Nicobaren war, bei der Erkrankung eines kleinen Buben angefertigt, welcher den Namen Rosen erhielt und noch jetzt am Leben ist. Der „Allesgeber" ist erhaben ausgeführt; er hat die Sonne zur Rechten und den Mond zur Linken. Das Stück ist unvollständig.



Verlag von PAUL PAREY in Berlin

2. Ein Musikinstrument aus Bambu mit einer Saite von Katchall Island.

3. Zwei Feuerstöcke, mit denen die Shombeng Feuer machen.

4. Ein Theil der Figuren, Ruder und Ornamente eines Nicobaren-Canoe.

5. Ein vollständiges Modell eines Nicobaren-Canoe, an welchem die blaue Farbe sorgfältig entfernt und durch Schwarz ersetzt werden sollte, da die Boote an der Aussenseite stets angekohlt (charred) und niemals blau bemalt sind.

6. Ein kleines Geisterboot aus Rinde. Es war mit Sand belastet: auf den Sand war Kies gestreut und eine kleine unreife Cocosnuss aufrecht hineingestellt. Darin steckten 3 kleine Stöcke mit Cigaretten und Betelblättern abwechselnd. Auch waren kleine Stücke von rohem Schweinefleisch darauf gestreut. Am Hintertheil lag eine menschenähnliche Figur aus rothem Pandanus-Brod, welches nahezu die Farbe der Eingebornen hat. Diese Figur ist in Zeug nachgebildet, allein das dunkelkupferfarbene Aussehen von Caroine (Pandanus-Brod) liess sich nicht wiedergeben. An den Mast war ein kleines Hühnchen angebunden, der einzige Passagier in diesem winzigen mystischen Schifflein. (Der Mast ist zum Zweck der Verpackung durchgesägt). —

Hr. Virchow bemerkt dazu Folgendes:

Die höchst werthvollen Geschenke des Hrn. de Roepstorff, für welche wir ihm unseren besonderen Dank abstatten, sind auf dringenden Wunsch der Verwaltung dem Königlichen ethnologischen Museum überlassen worden. Ueber das Geisterboot ist eine besondere Mittheilung des Hrn. de Roepstorff schon in der Sitzung vom 17. December 1881 (Verhandl. S. 400) vorgelegt worden; dieselbe differirt in einzelnen Punkten, welche jedoch untergeordneter Art sind.

Die interessantesten Stücke der Sendung sind die unter Nr. 1 aufgeführten Bild-Tafeln. Bis dahin waren nur ganz vereinzelte Nachrichten über derartige Erzeugnisse der einheimischen Kunst auf den Nicobaren vorhanden. Die erste Mittheilung darüber von Hrn. V. Ball findet sich in dem Journal of the Anthrop. Institute of Great Britain and Ireland. 1881. Vol. X, p. 103. Er giebt eine Abbildung einer solcher Tafel, welche er als Ideograph bezeichnet und welche er aus dem Hause eines kurz vorher gestorbenen Mannes auf der Insel Kondul entnommen hatte. Die Figuren darauf sind in Roth, nach seiner Angabe in Cochenille (vermilion) ausgeführt. Sonne, Mond und Sterne, zahlreiche Thiere, Waffen und Geräthe, mehrere menschliche Gestalten sind darauf dargestellt. Es war Hrn. Ball nicht gelungen, eine Deutung des Gemäldes zu erhalten: er erfuhr nur durch Hrn. de Roepstorff, dass dasselbe eine religiöse Bedeutung habe und zur Vertreibung der Geister benutzt werde.

Neuerlich hat Mr. Man (Journ. Anthrop. Inst. 1882. Vol. XI, p. 277. Pl. XXV, Fig. 1) ein neues Stück der Art nach Europa gebracht. Er stellt dasselbe mit gewissen geschnitzten Figuren von Menschen, wie sie schon mehrfach von den Nicobaren beschrieben sind, unter dem Namen Kare'au zusammen und erklärt Beides für Zaubermittel, welche von den Eingebornen der centralen und südlichen Eilande gebraucht würden, um böse Geister zu verscheuchen.

Beide Tafeln stehen in Bezug auf Ausstattung und Mannichfaltigkeit der Darstellung, die letztere auch in Bezug auf Grösse, weit hinter den von Hrn. de Roepstorff uns geschenkten zurück. Die von Mr. Man abgebildete enthält nur 3 Reihen von Figuren: zu oberst Vögel, in der Mitte Menschen, unten Schweine und Hunde. Die Menschen stellen in abwechselnder Reihe tanzende Männer und Frauen dar,

welche ebenso gekleidet sind, wie diejenigen auf der dritten Quertafel unseres Gemäldes.

Aus den verschiedenen Mittheilungen ergiebt sich, dass diese Bildtafeln zu abergläubischen Zwecken in den Häusern der Eingebornen aufgehängt werden, um die bösen Geister zu bannen, und zwar sowohl bei Krankheit der Lebenden, als zum Schutze der Verstorbenen. Die religiöse Bedeutung derselben geht aus den Darstellungen auf unseren Bildtafeln sehr bestimmt hervor, indem hier nicht nur Sonne und Mond, die von den Eingebornen am häufigsten verehrten Himmelskörper, sondern auch der „Allgeber" selbst abgebildet sind. Im Uebrigen bleibt jedoch die Deutung noch dunkel.

Hr. A. B. Meyer erwähnt die Bildtafeln der Nicobaresen nach der Mittheilung des Mr. Ball in seiner grossen Abhandlung über die „Bilderschriften des ostindischen Archipels und der Südsee". Leipzig 1881, neben anderen von Celebes, den Palaus und der Osterinsel, welche er durch prächtige Tafeln illustrirt. In der That lässt sich ein gewisser Parallelismus, namentlich mit den von Hrn. Semper mitgebrachten Bildtafeln und -balken der Palaus nicht verkennen. Ob es richtig ist, diess eine Bilderschrift zu nennen, muss wohl noch dahingestellt bleiben; in der Art der Darstellung liegt an sich, wie mir scheint, kein Grund, den Namen „Schrift" dafür anzuwenden. Jede bildliche Darstellung muss natürlich einen gewissen Sinn haben, und wenn so massenhafte Gegenstände neben einander und in Beziehung auf einen bestimmten Zweck dargestellt werden, so wird sicherlich eine gewisse Idee zu Grunde liegen. Insofern mag man das ein Ideograph nennen. Aber von da bis zu einer Schrift und selbst einer Bilderschrift ist doch noch ein weiter Weg. Erst wenn sich herausstellt, dass auch die einzelnen Theile des Gemäldes, die dargestellten Gegenstände, jedes für sich, einen bestimmten Sinn haben, der für den Eingeweihten „lesbar" ist, wird der Name einer Schrift berechtigt sein.

In dieser Beziehung scheint mir für jetzt ein grosser Unterschied zwischen den Bildtafeln der Nicobaresen und der Palaus einerseits und den lesbaren Inschriften der Osterinsel, sowie den Botenstöcken der Australier andererseits zu bestehen. Dort tritt in der That die künstlerische Ausführung in den Vordergrund und das Ganze hat mehr den Charakter eines Gemäldes; hier ist die Kunst sehr untergeordnet, dagegen der ideale Werth der einzelnen Zeichen oder Gestalten ein ungleich höherer. —

Beiläufig sei noch bemerkt, dass Mr. Man auch andere nicobaresische Gegenstände heimgebracht hat (vgl. Journ. Anthrop. Inst. 1878. Vol. VII, Pl. XV).

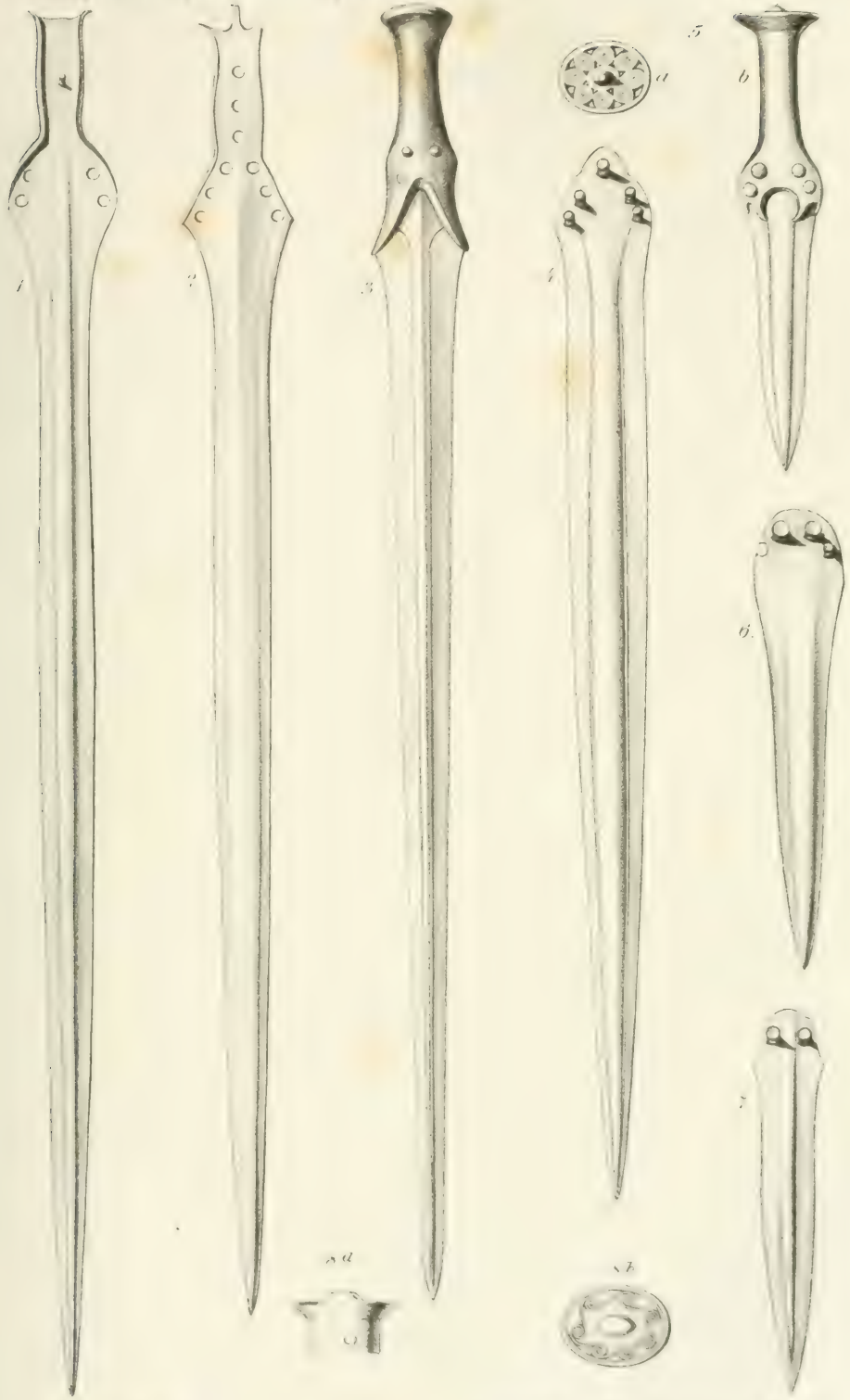
(18) Hr. Bastian: Durch Hrn. Maler Weber werden der Gesellschaft 24 Schädel von der Insel Djonk-Ceylon überreicht, ein Geschenk seines Bruders, der einen hohen Posten im Dienste des Königs von Siam bekleidet als Gouverneur der gedachten Insel. Schon früher hatte ich Gelegenheit, werthvolle Geschenke desselben zu nennen, nehmlich brahmanische Götterfiguren aus der Vorzeit Kambodia's, die dem Königlichen Museum eingefügt sind, und neuerdings sind durch Ankauf einer aus Djonk-Ceylon stammenden Sammlung von Waffen und Geräthschaften weitere Bereicherungen hinzugekommen.

(19) Hr. Vater berichtet über den

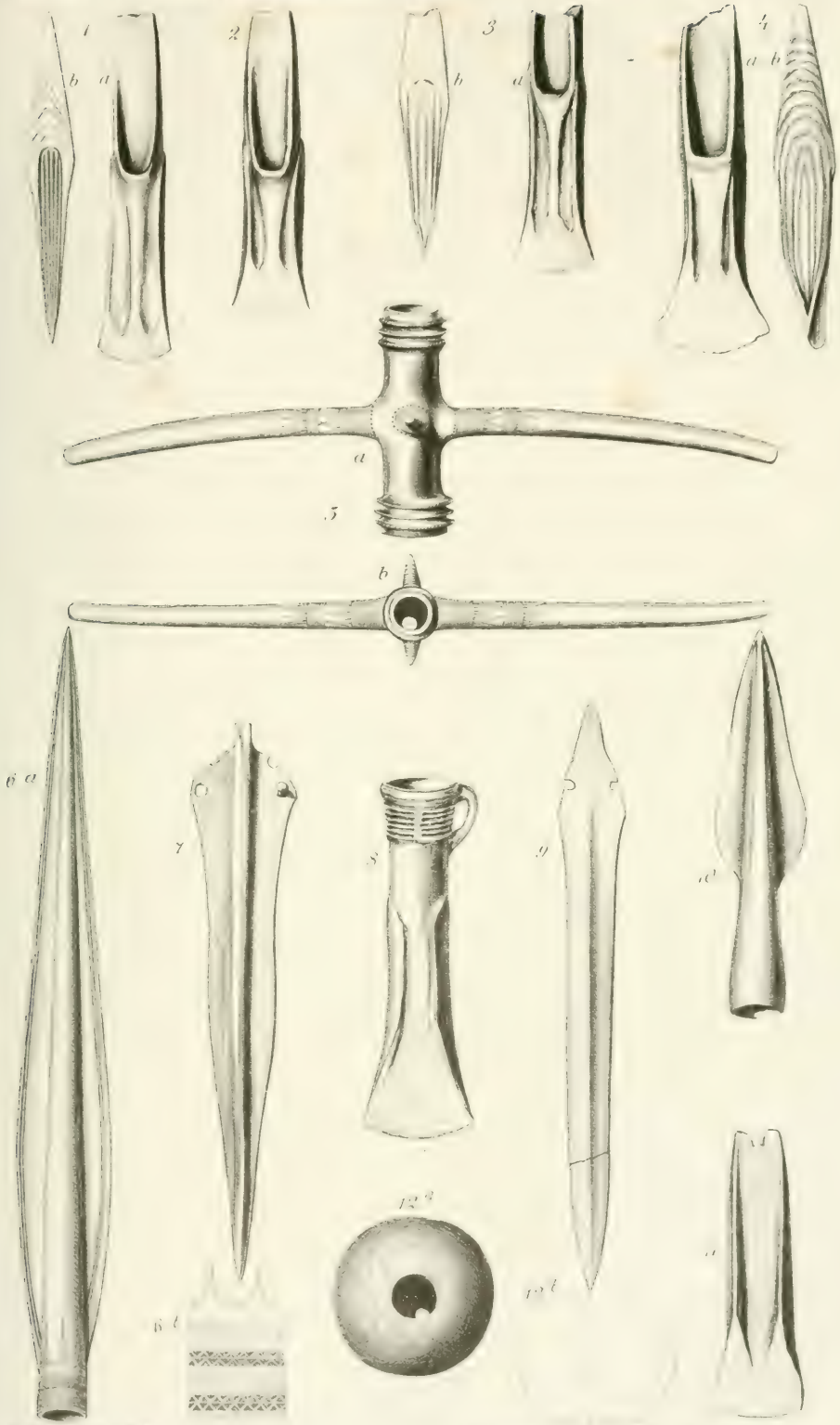
Bronzefund von Spandau.

(Hierzu Tafel XII und XIII.)

Der grosse Schatz, den Sie heute endlich hier vor sich sehen, bildet gewissermaassen die erste Illustration zu der vor Jahresfrist hier von mir näher entwickelten



Verlag von PAUL PAREY in Berlin



Verlag von PAUL PAREY in Berlin

Ansicht, dass die Stelle des heutigen Spandau mit seiner nächsten Umgebung, oder vielmehr die Stelle der Mündung der heutigen Spree in die Havel schon in den ersten Tagen der menschlichen Besiedelung der norddeutschen Tiefebene die Bedingungen zur Bildung eines gewissen Culturcentrums besessen haben muss. Das Glück hat mich in Bezug auf die Herbeischaffung von Beweisen für diese meine Ansicht in unerhörter Weise begünstigt, denn kaum wurde die eine der von mir voraus gekannten und hier erwähnten Militärbauten begonnen, als auch schon Gegenstände von seltenster Kostbarkeit zu Tage gefördert wurden, die lautes und unbezweifelbares Zeugniss ablegten, dass hier in sagenhaften Zeiten Wohnstätten vorhanden waren, bewohnt oder besucht von Menschen, die einer, den von uns gekannten Bewohnern hiesiger Gegend durchaus verschiedenen Rasse angehörten und mit Waffen und Geräthschaften versehen waren, die zwar einer weit entlegenen Periode angehören, doch aber schon eine vorgeschrittene Entwicklung der Kunstfertigkeit ihrer Verfertiger beweisen.

Die vollendeten Formen der Bronzewaffen, ihre auffallend geringe Abgenutztheit, vorzüglich aber ihre ausserordentlich glänzende Farbe, die viel röther war, als sie heute sich darstellt, bargen die Gefahr in sich, dass der ganze Fund beinahe doch noch unbekannt geblieben wäre, weil die Arbeiter, die ein Stück fanden, es für reines Kupfer hielten und lieber sich mit dem Metallwerth begnügt hätten, den sie ohne Umstände durch persönliches Verkaufen erzielen konnten. Erst die Auffindung des ersten und schönsten der Schwerter, mit abnehmbarem Griff, das auch als kupfernes Schwert, gewissermassen als Curiosum, der Commandantur überliefert wurde, lenkte eine grössere Aufmerksamkeit der nächstbetheiligten Beaufsichtiger der Arbeiten auf den Fundort und es wurde von nun an mit dankenswerthester Vorsicht beim Fortschreiten der Ausgrabungen der Boden durchforscht.

Ich darf wohl voraussetzen, dass der grösste Theil der geehrten Anwesenden aus den Mittheilungen unseres Correspondenzblattes über den Congress in Regensburg, woselbst ich die ersten kostbaren Fundobjekte schon der allgemeinen Bewunderung vorlegen durfte, in grösseren Zügen die Geschichte des Fundes und die Aufzählung der Ausbeute bis zur Beendigung der Ausgrabungen kennt. Ich darf das daher hier nicht wiederholen, namentlich da es nach endlosen Zweifeln über die Eigenthumsfrage endlich gelungen ist, die Schätze definitiv dem Königlichen Museum zu überliefern, das Ihnen heute hier freundlichst Gelegenheit bietet, Alles durch eigenen Augenschein kennen zu lernen.

Ich kann mich heute auch nicht darauf einlassen, Ihnen die Zahlen und Maasse der Bodenschichten, welche unseren Fund bargen, oder eine wissenschaftliche Schätzung und Vergleichung der einzelnen Werthstücke vorzutragen. Das wird nachher durch Hrn. Voss geschehen. Sehr zu bedauern bleibt es, dass ein genauerer Bericht bisher noch nicht veröffentlicht ist, doch muss ich mich in diesem Punkte völlig schuldlos bekennen, da die Veröffentlichung schon bei meiner Rückkehr von Regensburg von Seiten der nächstbetheiligten dienstlichen Beaufsichtiger der ganzen Arbeiten geplant und in die Hand genommen war. Text und Zeichnungen waren grösstentheils schon fertig, da wurde Anfangs December der ganze Plan leider aufgegeben.

Meine Aufgabe heute soll es nur sein, eine ungefähre erste Deutung des Fundes zu versuchen, d. h. an der Hand der uns vor Augen liegenden Thatsachen zu erforschen, in wie weit die aufgefundenen Geräthe und der Fundort selbst uns glaubwürdige Mittheilungen über das Leben ihrer einstigen Besitzer machen können.

Was uns bei nüchterner Betrachtung des Sachverhalts entgegentritt und was

ich von den gelehrten Kennern, die in Regensburg versammelt waren, und seither hier erfahren konnte, ist nun Folgendes:

Wir sehen vor uns ein kleines Stück eines weiten moorigen Wiesengrundes, der von mehreren Strassen durchzogen wird, mit Wällen und allerlei Steinbauten schon theilweise besetzt ist und von zwei Flüssen, der Havel und Spree, durchflossen wird, die sich unweit des Fundortes in fast rechtwinkliger Mündung vereinigen. Nur ein Stückchen Landes von etwa 2000 □-Meter Flächenraum, in dem südöstlichen Winkel dieser Mündung gelegen, wird im Anfang des vorigen Sommers behufs eines militairischen Neubau's zufällig für uns aufgedeckt; dieses Stück wird nach dem offenen Winkel hin von einem anderen Wasserlauf begrenzt, der augenblicklich als Befestigungsgraben dient, der aber seit uralten Zeiten als Schlangengraben bekannt und vielleicht in irgend einer Periode einmal der eigentliche Spreelauf gewesen ist. Dieses kleine Bauterrain wird von genanntem Graben durch einen hohen Wall getrennt und ist sonst fast genau begrenzt durch einen Eisenbahndamm, eine Chaussee und einen gepflasterten Weg, der nach einem benachbarten Festungswerk führt.

Von dem gegenwärtigen Lauf der Havel trennt die Baustelle ein Theil der Vorstadt Stresow, von dem der Spree ein grosser Complex meist fiscalischer, militairischer Bauten, die erst seit den letzten dreissig Jahren entstanden sind und bei deren Aufführung man nach mancherlei existirenden Ueberlieferungen auch Verschiedenes gefunden haben soll, was mit unseren heutigen Funden in Verbindung stehen kann und worauf ich später zurückkommen werde. Die Umgrenzung des Bauterrains ist eine sehr beengte und nähert sich den erwähnten Strassen, namentlich dem Eisenbahndamm der Lehrter Bahn so sehr, dass bei dem weichen sumpfigen Boden fast Schutzmittel für dieselbe nothwendig werden, um ein Nachsinken zu vermeiden. 50 *m* in der Länge, 40 in der Breite etwa, wird der nasse Wiesenboden, der eine grosse Zeit des Jahres ganz unter Wasser steht, durch Arbeiter ausgestochen, damit man die darunter befindliche Sandschicht bloslege, auf welche das zu errichtende Gebäude sicher fundirt werden kann. Der zu entfernende nasse Wiesenboden besteht zunächst ganz aus Torf, darunter folgt eine schlammige Thonschicht, darauf in dem grössten Theil der Baugrube eine nach dem erwähnten Walle zu stetig an Mächtigkeit wachsende Schicht eisenhaltigen Sandbodens, und darunter festes, felsartiges Raseneisenerz. Das Streichen der einzelnen Schichten und ihre Mächtigkeit wird später ausführlich erläutert werden, und handelt es sich hier vor allen Dingen nur darum, dass sich die Spuren der menschlichen Thätigkeit an dieser Stelle bis unter die, streckenweise über einen Fuss starke Eisenschicht sicher verfolgen lassen.

Es fanden sich bei der durch fortwährend starken Wasserzufluss sehr erschwerten Arbeit des Moorausstechens in dem ganzen Bauterrain eingerammte Holzpfähle, die da, wo sie die Eisensohle durchdrangen, fester in ihrem Gefüge waren und ziemlich wohlerhalten herausgehoben werden konnten, da, wo sie nur in der Thonschicht steckten, aber von jedem Spatenstich, wie der weiche Thon selbst, zerschnitten und, da sie gleich der Umgebung völlig schwarz gefärbt waren, gar nicht als Holz erkannt wurden. Es sind so zweifellos viele Pfähle der Kenntniss völlig entschwunden und war es bei der stetigen Wassersnoth, die nur durch mächtige, Tag und Nacht thätige Dampfpumpen einigermaassen in Schranken gehalten werden konnte, nicht möglich, während der Arbeit auf Lage und Umgebung jedes einzelnen Fundstückes mit aller erforderlichen Umsicht achten zu können.

Wenn unser berühmtes Ehrenmitglied Hr. Schliemann bei seinen Ausgrabungen mit einer solchen Sorgsamkeit und Vorsicht zu Werke ging, dass wohl

kaum das geringste vorhandene Objekt der Aufmerksamkeit entging, ja sogar Jedes gleich an der Fundstelle seiner Lage nach bestimmt werden konnte, so fehlten an der Spandauer Fundgrube leider alle Bedingungen, ein solches Verfahren zu ermöglichen, und es ist der unausgesetzten Wachsamkeit der Herren Officiere von der Fortification nicht genug zu danken, dass überhaupt so viel und von dem Holzwerk noch so wohl Erhaltenes zu Tage gefördert wurde.

Die wirklich ausgehobenen Pfähle und Pfahlstücke nebst denen, die als solche, im Boden steckend erkannt, aber wegen der ausserordentlichen Weichheit nicht in ihrer Continuität, sondern nur als Brei entfernt wurden, und über deren Stellung eine möglichst genaue Skizze aufgenommen wurde, lassen es nun unzweifelhaft erscheinen, dass sie den Unterbau zu einer menschlichen Ansiedelung abgegeben haben. Die unmittelbar zwischen den Pfählen aufgefundenen Haufen von Schalen verschiedentlicher Muscheln, von Knochen der verschiedensten Haus- und jagdbaren Thiere, die muldenförmig ausgehöhlten grossen Steine, endlich der aufgefundene, wenn auch leider nur in kleinen Bruchstücken erhaltene Einbaum, zeugen, abgesehen von allen anderen Waffenstücken und Geräthen, dafür, dass wir es nicht bloss mit dem brückenartigen Zugang zu einer Ansiedelung, sondern mit einem Theil der Ansiedelung selbst zu thun haben. Und diese Ansiedelung war von Menschen eines, dem heutigen germanischen durchaus nicht ähnlichen Typus, ich will nicht sagen, bewohnt, aber sicherlich besucht, denn der Schädel und die Skelettheile von Menschen, die ebenfalls in dem Moor am Grunde zwischen den Pfählen gefunden wurden, lassen wohl mit ziemlicher Sicherheit darauf schliessen, dass der oder die Menschen, denen sie angehörten, sich lebend dort aufgehalten hatten und dort zu Grunde gegangen waren und nicht etwa später, man kann nicht sagen, in solcher Tiefe vergraben, sondern in den Sumpf oder in das Wasser geworfen worden seien. Ob die Skelettheile, ausser dem Schädel noch bestehend aus zwei Oberschenkeln, einem Vorderarmknochen und einem Stück Schulterblatt, einem oder mehreren Menschen angehörten, ist wie gesagt, leider nicht feststellbar, da nicht einmal sicher bekannt ist, ob die Knochen bei einander lagen, und da sie zu verschiedenen Zeiten, meistens erst beim Ausschütten des breiartigen Bodens aus der Karre, aufgefunden wurden.

Als ich nach Regensburg abreiste, führte ich ausser dem Schädel noch folgende bis dahin gefundene Gegenstände mit mir: Das erste und kostbarste Schwert, einen Dolch, zwei Celte und eine Lanzenspitze, Alles von schönstem Bronzeguss, wie eben erst gegossen. Das gab nun schnell eine ganz bequeme Erklärung, die ich vielfach dort zu hören bekam: Es war einfach ein bewaffneter Krieger und zwar ein sehr vornehmer, auf abenteuerlichen Zügen begriffener Fremder (wegen der Kostbarkeit der Waffen) dort in dem Sumpfe zu Grunde gegangen, ertrunken. Die Waffen entsprachen der vollen Ausrüstung eines Mannes, — ein Schädel war nur da, die Sache war ja zweifellos! Indessen wurde die Einfachheit dieser Erklärung schon am zweiten Tage des Congresses etwas verschoben, ja ich kann sagen, sie wurde richtig verdoppelt, denn ich bekam als ferner erhobene Beute nachgeschickt: wieder ein Schwert, zwei Celte, zwei Dolche und eine Lanzenspitze, letztere von ganz wunderbar schöner Arbeit, wie sich das Bruchstück einer ganz ähnlichen, wenn ich nicht irre, in Copenhagen befindet, ausserdem noch ein Beil von Hirschgeweih und eine durchbohrte Steinkugel. Da hatten wir den zweiten reisenden Ritter der Vorzeit für Jeden, der ihn haben wollte. Doch auch diese Verdoppelung machte keine zu grosse Schwierigkeit. Hr. Dr. Undset aus Christiania gab mir eine sehr schöne poetische Erklärung: nach einer, ich habe leider vergessen welcher, nordischen Sage, wurde jeder Krieger mit dem vollen Schmuck seiner Waffen be-

graben und ihm, ich weiss nicht mehr, ob als Reserve oder als Reisegeschenk für die Götter, noch ein Duplicat jedes Waffenstückes mitgegeben. Die Waffen trügen nordischen Typus, folglich wäre vielleicht hier eine Illustration zu jener alten Sage vorhanden.

Leider, oder ich will viel lieber sagen, Gott sei Dank, blieb es aber nicht bei dieser Verdoppelung. Bei meiner Rückkehr nach Spandau fand ich ein ganzes Arsenal von Bronze- und Hirschgeweih-Waffen und sonst noch allerlei Gegenständen, die unbedingt nöthigten, die Idee von dem einzelnen, reisenden und im Sumpfe verunglückten Wanderer aufzugeben.

Es trat nun eine neue Deutung in den Vordergrund: Schon bei Behandlung der Frage von der Herkunft der Bronzewaffen, die so seltene und heterogene Formen und so über alles Gewohnte vorzügliche Arbeit zeigten, waren in Regensburg die verschiedensten Ansichten geäussert: Einmal sollte phönicischer Ursprung nicht zu verkennen und die Sachen auf dem Seewege über Skandinavien, wo sich die meisten ähnlichen Typen finden, importirt sein. Andere neigten sich dem Landwege durch Ungarn und die Donauländer zu, erkannten etruskische Muster und nahmen an, dieselben seien auf den uralten Bernsteinstrassen nach Norddeutschland gelangt. Ob wir es nur mit Mustern oder mit im Lande hier geschaffenen Nachbildungen zu thun hätten, glaubte Hr. Professor Fraas aus Stuttgart dahin entscheiden zu können, dass er bestimmt äusserte: Das ist Alles in Spandau gemacht, — wo heute die bronzenen Kanonen gegossen werden, war auch einst die alte Bronzegiesserei, die diese Waffen fabricirte.

Dieser Ausspruch fand nicht viele Gläubige und es formirte sich nun als meist vertreten die Idee von einem umherziehenden Händler, der seine Waaren verschiedenster Muster hausirend den Einwohnern des Landes angeboten habe und dabei zu Grunde gegangen, vielleicht seiner Schätze wegen ermordet worden sei.

Diese Idee, wie die früheren, stützt sich wieder hauptsächlich auf die Einheit des gefundenen Schädels, von dem man doch keineswegs behaupten kann, dass er der Einzige geblieben wäre, wenn die Ausgrabungen noch weiter hinaus hätten fortgesetzt werden können. Ja, es wurde mir sogar gleich in den ersten Tagen nach Beginn der Tiefgrabungen noch von einem zweiten gefundenen Schädel, wenigstens von Theilen eines solchen berichtet, die aber trotz aller angewandten Mühe nicht wieder gefunden wurden. Fände man nun bei weiter fortgesetzten Ausgrabungen, die doch in fernerer Zukunft nicht undenkbar sind, wirklich weiter keine menschlichen Gebeine, so wäre es immer doch kein logischer Schluss, zu behaupten, dieser gefundene Schädel gehöre einem Fremdling, nicht den die Ansiedelung bewohnenden Leuten an, weil er mit Dingen zusammengefunden wurde, die von fernher importirt sein müssten. Es wird ziemlich gleichgültig sein und wahrscheinlich nie entschieden werden können, ob der Schädel dem angesiedelten Bronzegiesser oder dem zugewanderten Bronzehändler oder endlich nur dem Träger der erhandelten Bronzewaffen gehörte, es genügt, dass der dazu gehörige Mensch wahrscheinlich in der Nähe der Stelle, wo seine Knochen gefunden wurden, noch gelebt hat und von dem Moore, in das er lebend oder todt versunken war, uns Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende hindurch aufbewahrt wurde. Mehr wird sich auch aus den auffallendsten Merkmalen des Schädels vernünftiger Weise nicht schliessen lassen, bevor nicht noch eine grössere Zahl von Vergleichsobjekten zu Tage gefördert wurde. Aber ausserordentlich auffallende Formen bietet der Schädel dar, und darum ist es um so mehr zu bedauern, dass er der einzige geblieben ist.

Prof. Schaaffhausen aus Bonn hatte die Güte, in Regensburg den Schädel zu messen und folgendermassen zu bestimmen:

„Der Schädel von Spandau gehört jenem Typus an, der uns in den kleinen brachycephalen Schädeln der ältesten scandinavischen Steingräber begegnet und einem den Germanen in Nord-Europa vorausgegangenen Volke zugeschrieben werden muss, welches der lappischen Race verwandt ist. Solche Schädel sind in alten Flussanschwemmungen, wie in denen der Lippe, gefunden; ein in Copenhagen befindlicher liegt in einem Baumsarge der älteren Bronzezeit; sie kommen in keltischen Steingräbern vor, aber auch noch in römischen, wie bei Metz. Der Typus ist von dem germanischen durchaus verschieden.

„Der Schädel ist klein, hoch und rundlich, die Scheitelhöcker treten stark vor, die Stirn ist kurz, aber breit und stark vorgebaut, die Scheitelbeine sind in hohem Masse von vorn nach hinten zusammengebogen, die Nasenwurzel ist tief eingedrückt, die Augenbrauenbogen sind mässig stark, die Linea nuchae ist wenig entwickelt. Die Nähte sind offen, sie sind lang und fein gezackt. Leider fehlen die Kiefer.

„Richtet man den Schädel gerade, mit dem Blick nach vorn, so steht die Ebene des weit nach hinten stehenden Hinterhauptloches nicht nur horizontal, sondern sie ist etwas nach hinten aufgerichtet. Das ist ein bezeichnendes Merkmal primitiver Schädelbildung. Die Schädellänge ist 173, die grösste Breite 153 *mm*. Der Index also 88,4. Die Höhe ist 143, die untere Stirnbreite 105 *mm*. Der Schädel hat die Farbe der Torfschädel."

Hr. Virchow mass den Schädel ebenfalls und habe ich von dieser Messung genau dieselben, wie die eben angeführten Zahlen, notirt, ausserdem noch die Auricularhöhe zu 123 *mm*. Ein Urtheil über den Schädel hat unser verehrter Vorsitzender noch nicht ausgesprochen und dürfen wir wohl hoffen, nun bald ein solches zu erhalten.

Mögen nun fernere Untersuchungen des Schädels und der übrigen aufgefundenen menschlichen Gebeine ganz andere und von dem mitgetheilten abweichende Urtheile hervorrufen, möge der Typus der lappischen Rasse acceptirt oder dafür irgend eine andere endgültig bestimmt werden, was immerhin für die Allgemeinheit bei dem heutigen Standpunkt der Hauptstreiter in dieser Frage zweifelhaft erscheint, — so viel steht unabweislich fest, dass wir es mit einem höchst merkwürdigen, ausserordentlich selten beobachtete Maassverhältnisse darbietenden menschlichen Schädel zu thun haben. Ob er uns Kunde geben wird, dass an der Stelle der heutigen deutschen Reichshauptstadt, des jetzigen Centrums Germaniens, einst vor Tausenden von Jahren (denn die Römer kannten doch vor beinahe 2000 Jahren hier die Germanen) ein fremder nordischer Stamm gewohnt habe, in der Metallindustrie so wohl erfahren und geübt, dass er solche Prachtstücke herstellen konnte, wie die aufgefundenen, ob er mehr dafür Zeugniss geben wird, dass er auf einem jener kühnen Wagehälse sass, die von Beginn der Menschengeschichte an ihr Leben in die Schanze schlugen, um unter Gefahren aller Art Proben der selbst erworbenen Kunstfertigkeit den roheren und ungebildeteren Völkerstämmen im Tauschhandel darzubieten, darüber ist bis jetzt etwas Bestimmtes noch nicht einmal zu vermuthen. Ich glaube und fürchte, es wird in diesen Punkten recht dunkel bleiben, und die Aufklärung mehr oder weniger noch von weiteren Funden abhängen, wozu die Aussichten leider nur sehr gering sind.

Wägen wir nun die Gründe ab, die dafür sprechen, dass wir es bei dem in Spandau aufgedeckten Pfahlbau mit einem kleinen Theil einer grossen, vielleicht sehr weit ausgedehnten und wohl organisirten Ansiedelung zu thun haben, gegen die, die nur für eine vereinzelte menschliche Wohnung mitten in einem unweg-

samen Sumpfe, doch aber mit einem grösseren Depot werthvoller Vertheidigungsmittel oder Handelsartikel sprechen könnten, so scheinen die meisten in der That die erstere Ansicht zu unterstützen.

Die kleine, so beschränkte Baustelle, dass nach unseren heutigen Begriffen nur ein kleines Haus darauf Platz hatte, bietet eine Menge von Fundstücken, die unmöglich zum Gebrauch einer einzelnen oder weniger Personen gedient haben können. Die grosse Menge der aufgefundenen Knochen beweist, dass die Bewohner nicht nur von der Jagd gelebt haben, sondern dass ihnen Viehzucht bekannt und von ihnen geübt war. Von Hausthieren wurde, so viel ich weiss, bis jetzt Pferd, Rind, Schaf, Schwein und Hund festgestellt. Aber auch Ackerbau war den Bewohnern nicht fremd, denn zwei grosse mächtige, muldenförmige Granitsteine mit dazu passenden Reibern deuten mit ziemlicher Sicherheit auf Körnernahrung, die in diesen Trögen gemahlen, gequetscht oder sonst wie zubereitet wurde.

Zum Verkehr unter den einzelnen, durch Wasser von einander getrennten Gehöften dienten Kähne, aus grossen Baumstämmen zugehauen und ausgehöhlt, die auch die Verbindung mit den höher gelegenen und schon trockenen Landstellen, welche eine Bebauung mit Feldfrüchten gestatteten, ermöglichten. Von Gefässen, die zur Aufbewahrung von Vorräthen oder zur Zubereitung von Speisen dienten, sind leider nur ganz minimale Spuren, 3 oder 4 ganz unbedeutende, keinerlei Merkzeichen gebende Scherben gefunden worden. Ist es nun verständiger, anzunehmen, dass überhaupt gar keine Gefässe vorhanden waren, oder dass vielleicht nur gerade in diesem, zufällig unserer Einsicht zugängig gewordenen Gebäude, vielleicht nur einem kleinen, zur Aufbewahrung von Waffen und Geräthen bestimmten Schuppen keine irdenen Gefässe vorhanden waren?

Sollte man nicht wirklich berechtigt sein, aus der wunderbaren Wohlerhaltenheit der Waffenstücke und der theilweise augenscheinlichen Unbenutztheit einzelner der Bronze-Schwerter, Dolche und Celte, wie namentlich auch der zahlreichen Hirschgeweihgeräthe, den Schluss zu ziehen, dass hier wirklich ein gewisses Waffendepot, ich will es ganz preussisch „Landwehrzeughaus“ nennen, vorhanden war, das von einem weisen Heerführer, dessen Commandostab vielleicht dies Haus vor den übrigen auszeichnete, zum Wohle seiner Stammesgenossen angelegt war? Ich will mich solcher phantasiereichen Deutungen enthalten und kann nur wieder auf das vielbetonte „leider“ zurückkommen: leider ist die Ausgrabung so äusserst beschränkt geblieben, dass den Forschungen in dieser Hinsicht schon auf den ersten Schritten schroffe Grenzen entgegenstehen.

Derselbe sumpfige, torfige Wiesenboden erstreckt sich so weit rechts und links von der heutigen Spree, dass noch hunderte von solchen Wohnstätten aufgedeckt werden könnten, ja es ist in diesen Tagen in demselben Terrain, ein Tausend Paar Fuss von der alten Fundstelle entfernt, jenseits der Spree, ein militärischer Bau, unmittelbar vor der Gewehrfabrik begonnen worden, der, wenn er auch nur mit wenigen Betonkasten in die Tiefe gedrungen ist, ohne weiter ausgedehnte Ausstechungen desselben Torfes und derselben Eisenschicht, wie wir sie drüben fanden, nöthig zu machen, doch schon mehrere Knochen von derselben Beschaffenheit, demselben Ansehen, demselben Eisengehalt, und ausserdem ein prachtvolles, ganz erhaltenes Geweih eines Vierzehnenders zu Tage förderte. Liegt doch zwischen diesem Terrain und unserer reichen Fundgrube der Theil des ehemaligen Sumpfes, auf dem die grossen Militairwerkstätten erbaut sind, bei deren Fundamentirung ebenfalls schon viele interessante Objekte gefunden sein sollen, die aber leider (wieder leider) nicht gesammelt und aufbewahrt wurden. Von einem damals gefundenen Einbaum, der lange Zeit irgend wo ohne Schutz gestanden habe und

allmählich zerfallen sei, habe ich authentische Nachrichten erhalten, aber betrachten Sie nur die Bronzenadel, die ich im vorigen Jahre vorlegte, die auf dem Terrain der Artillerie-Werkstätten gefunden wurde und die sich gegenwärtig im Märkischen Provinzial-Museum befindet, ob sie nicht ganz dieselbe Art des Metalls und der Arbeit verräth, wie die in diesem Sommer aufgefundenen Bronze-Waffen! Spricht das nicht Alles dafür, dass wir bei der vorjährigen Ausgrabung wieder nur auf einen ganz kleinen Theil einer grossen ausgebreiteten Ansiedelung stiessen, wie ich sie mir vorgestellt hatte und aus der ein besonderer Glücksfall uns jetzt ausnahmsweise reiche Spuren zur Verfügung stellt? Ich will nicht wieder prophezeien, aber ich glaube, so ganz aus der Luft gegriffen sind die Gründe für meine weiteren Hoffnungen doch nicht! Einen ferneren Grund zu meiner Vermuthung, dass wir nur auf einen geringen Theil der Ansiedelung gestossen sind, bildet der Umstand, dass trotz aller Bemühungen von Hausgeräthen nur ganz minimale, von Schmuckgegenständen nicht die geringsten Spuren aufgefunden wurden. Kennt man Pfahlbauten, die Bronze-Waffen lieferten, ohne zugleich eine Menge von Ringen, Armbändern, Fibeln, Nadeln an's Tageslicht zu fördern? Ich glaube nicht! Hier aber wurde keine Spur eines solchen Schmuckgegenstandes gefunden und die einzige Nadel, die von Funden früherer Jahre zeugt, in Sauberkeit der Arbeit und dem Aussehen des Metalles, ja in der Frische des Gusses den jetzt gefundenen Bronze-Waffen täuschend ähnlich, lag mindestens 500 Schritt von dem diesjährigen Fundort entfernt in demselben Moorboden. Sollen wir da nicht annehmen dürfen, dass die Kostbarkeiten und Schmuckgegenstände der einstigen Bewohner so weit ausgedehnter Ansiedelungen noch wohl erhalten in dem Torfgrunde verborgen gehalten werden und dass vielleicht nur wenige Schritte weiter eine reiche Ausbeute derartiger Gegenstände den Nachsuchenden belohnen würde?

Ebenso steht es mit den Hausgeräthen: wenige kleine Scherben von gebrannter dunkelgrauer Thonmasse, ohne Ornamente, und keine charakteristischen Formen erkennen lassend, wurden gefunden. Das kann uns doch nicht zu dem Glauben verleiten, dass die Leute, die in grossen Mahlsteinen sich die Grundstoffe zu einer vegetabilischen oder gemischten Nahrung zu bereiten verstanden, keine Kochtöpfe oder sonstige Aufbewahrungsgefässe besessen haben sollten! Viel natürlicher erscheint es mir doch, anzunehmen, dass wir sie nicht gefunden haben!

Von den sonst noch aufgefundenen Gegenständen können wir einige der Geräthe aus Hirschgeweih wohl ebenso gut als Werkzeuge (Hammer, Beil od. dergl.), wie als Waffen betrachten. Ferner haben wir ein kleines pfriemenartiges, mit etwa 6 seitlichen Einkerbungen versehenes Instrument, von dem noch nicht festgestellt ist, ob es ebenfalls aus Hirschhorn oder aus Knochen besteht. Die seitlichen Einkerbungen, die sehr seicht sind, können von früher vorhanden gewesenen und durch den Gebrauch abgeschliffenen Widerhaken herrühren; dann wäre das Ding wohl einer Harpunenspitze zu vergleichen. Wahrscheinlicher erscheint es mir, dass es als Pfriemen oder Stricknadel zur Bearbeitung von Häuten oder gewebten Stoffen, auch wohl beim Netzstricken gedient hat und in dieser Verwendung stark abgenutzt ist.

Endlich bleibt die durchbohrte Steinkugel. Hätte dieselbe den drei- bis vierfachen Durchmesser, so würde ich nicht anstehen, zu glauben, sie habe ähnlichen Zwecken gedient, wie diejenige, die wir neulich unter den Geräthen der Süd-Afrikaner hier zu betrachten Gelegenheit hatten. Dieselbe war an einem Stock befestigt, so dass dessen, etwa zwei Hände breit aus der Kugel hervorragende Spitze zum Umbrechen des Bodens, gewissermaassen als Spaten benutzt wurde.

Die Kugel dient so durch ihre Schwere zum tieferen Eindringen der Spitze in den Erdboden, durch ihren grossen Umfang als Hypomochlion zum Aufbrechen des angestochenen Bodens, und sie erscheint so ganz praktisch verwendet.

Aber weder der kleine Durchmesser von 7,5 *cm*, noch das geringe Gewicht unserer, wie es scheint, aus kalkigem Sandstein bestehenden Kugel berechtigen uns dazu, ihr eine gleiche Verwendbarkeit zuzumuthen.

Ich habe seither zwei ganz gleich grosse, gleichgeformte und scheinbar ganz aus demselben Gestein bestehende Kugeln gesehen: die eine in der von Professor Maschka in Salzburg ausgestellten Sammlung seiner Funde aus der Schipka-Höhle, die andere in der Privat-Sammlung des Hrn. von Strasser aus den Funden der wilden Šarka bei Prag. Bei allen dreien findet sich dieselbe saubere, centrische, konisch sich verengende Durchbohrung, die darauf hindeutet, dass sie auf einem ebenfalls conisch verlaufenden Stock verschiebbar angebracht gewesen sei. Auch das Material dieser Kugel ist noch nicht festgestellt, und wäre es von hohem Interesse, zu erfahren, ob ein derartiges Gestein überhaupt in hiesiger Gegend aufgefunden wird, oder ob es auch von auswärts importirt wurde und wo seine Heimath sei.

Meine Herren! Wenn ich meine flüchtigen Betrachtungen hiermit vorläufig abschliesse, erlaube ich mir nur noch eine ganz bestimmte Hoffnung daran zu knüpfen, die sich wesentlich auf zwei Punkte erstreckt:

1. Gebe ich mich der Hoffnung hin, dass ein eingehendes Studium der Fundobjekte, das ja, nun der ganze Schatz sich im Besitz des Königlichen Museums befindet, unzweifelhaft denselben sich zuwenden wird, möglichst reiche Früchte tragen wird nicht nur für die wachsende Kenntniss der Lebensverhältnisse der Urbewohner dieser unserer nächsten Umgebung, sondern auch für die prähistorische Forschung überhaupt.

2. Hoffe ich persönlich für mich, dass die kommende Zeit mir noch mehr und reiche Gelegenheit geben wird, Beweise für die von mir schon öfter vertretene Ansicht zu sammeln, dass die jetzige Gegend der Mündung der Spree in die Havel, von Beginn der Besiedelung Norddeutschlands an, den bevorzugtesten Punkt für höhere Culturentwickelung gebildet hat. Von allen den Orten, die aus dem weiten Wasserbecken der norddeutschen Tiefebene hervortauchten, als sich das Trockene von dem Nassen zu scheiden begann, blieben keinem die vielverzweigten Wasseradern gleichmässig so zugängig, die sich von diesem bevorzugten Centrum so leicht nach allen Himmelsrichtungen befahren liessen.

Die Begründung einer Festung an diesem Ort und die enge Umschliessung des bewohnbaren Terrains durch Festungsmauern und vorgeschobene Werke, in deren nächster Nähe gar nicht, oder nur in leichtem Fachwerk gebaut werden durfte, hat seit Jahrhunderten jedes tiefere Eindringen in den Baugrund verhindert. Die Noth zwang aber jetzt zur weiteren Ausdehnung und es stehen noch lange Zeit hindurch verschiedene, meist militairische Bauten bevor, die nothwendig Landstriche in grösserer Tiefe aufdecken müssen, an die seit unvordenklichen Zeiten nie eine Menschenhand gerührt hat.

Ob mich gleich das Glück in Betreff meiner früheren Vorhersagungen, wie selten Jemanden, begünstigt hat, will ich nicht so vermessen sein, hier wieder noch Prophezeihungen auszusprechen, aber das, denke ich, wird mir selbst der zweifelsüchtigste Beurtheiler nach den Erfolgen des vergangenen Jahres gestatten, dass meine Hoffnung auf weitere Beute sich nicht vermindert, sondern vermehrt hat! —

Hr. Voss: Ueber die Auffindung der vorliegenden zahlreichen Alterthümer, welche Se. Majestät der Kaiser in huldvollster Weise dem Königlichen Museum zu überweisen geruht hat, und um deren Bergung sich ausser Hrn. Dr. Vater die Herren Oberst-Lieutenant Luedecke und Premier-Lieutenant Ecke ausserordentliche Verdienste erworben haben, wurde der Museumsverwaltung nachstehender Bericht eingesandt. Derselbe lautet, soweit er die Fundverhältnisse betrifft folgendermaassen (hierzu die beiden Kartenskizzen auf Seite 123):

„Spandau, den 11. November 1881.

Bericht

über die bei der Fundamentausschachtung für das Kriegs-Pulvermagazin hinter Saillant 3 u. 4 der Stresowbefestigung ausgegrabenen vorgeschichtlichen Funde.

Verfügung der Königlichen 4. Festungs-Inspection vom 20. October 1881. J.-Nr. 1015/81.

Die Baugrube für das auf dem Stresow zu erbauende Kriegs-Pulvermagazin liegt auf dem torfigen Wiesenterrain, welches die Vorstadt und ihre Befestigung zwischen der Spree und Havel umgiebt, und wird durch die Charlottenburger Chaussee, die Lehrter Eisenbahn, den Verbindungswall zwischen den Saillants 3 u. 4, sowie durch den nach der Burgwallschanze führenden Weg eingeschlossen.

Die Bodenschichten zunächst der Oberfläche bestehen hier aus einer etwa 1,50 *m* starken Torfschicht, unter welcher eine schlammartige Masse aus sehr fein vertheilten, sandigen und thonigen Bestandtheilen, mit Untermischung vermoderter Pflanzen und Einschluss grosser Mengen von Schnecken- und Muschelgehäusen, auf dem gewachsenen Sandboden lagert.

In dem südlichen Theile der Baugrube zeigte sich etwa 3,60 *m* unter der Oberfläche eine im Durchschnitt 0,50 *m* starke ausgedehnte Schicht von Raseneisenerz, und an den Fundstätten von Knöchenüberresten eine phosphorsaure Eisenverbindung — Vivianit —, welche eine kobaltblaue Farbe besitzt und hie und da ganze Muschelgehäuse ausfüllt.

In dem erwähnten Schlammboden unter dem Torfe wurden kieferne und eichene Pfähle von 10—20 *cm* Stärke aufgedeckt, welche mit ihren lang zugespitzten Enden in der gewachsenen Sandschicht standen, zwei- und dreireihig gestellt waren, im Allgemeinen jedoch, sowohl nach ihrer Auseinanderstellung, wie nach bestimmten Fluchtlinien eine wenig regelmässige Anordnung wahrnehmen liessen.

Die tiefschwarze Färbung der Hölzer, besonders der eichenen und ihre vorgeschrittene Vermoderung liessen ein sehr hohes Alter des Pfahlbaues vermuthen, wofür eine Bestätigung auch in dem Umstande gefunden wurde, dass die Pfähle in dem südlichen Theile der Baugrube durch den auf dem Sandboden aufliegenden Raseneisenstein hindurchgingen. Da diese Erzschicht eine so bedeutende Festigkeit hatte, dass sie nur mit Brechwerkzeugen zu beseitigen war, so konnten die hölzernen Pfähle nicht durch dieselbe hindurch eingetrieben worden sein, vielmehr musste die Entstehung des Eisenerzes einer späteren Zeitperiode, welche der Torfbildung folgte, oder mit dieser zusammenfiel, angehören.

An einigen Stellen des Pfahlbaues fanden sich Reste von künstlichen Strauchpackungen und auch horizontal liegende Balken oder Holme, doch gelang es trotz der grössten Sorgfalt nicht, die Art der Verbindung des letzteren mit den stehenden Bautheilen zu erkennen, da die Hölzer sich weder durch ihre Farbe von dem Moorboden unterschieden, noch dem Spatenstich widerstanden, und so bei der Ausgrabung meist zerstört wurden; erst in grösserer Tiefe, wo die sandigen Bestandtheile des Schlammbodens allmählig überwiegend auftraten und das Grundwasser

sich abklärte, war es möglich, die Pfahlreste genau zu unterscheiden und bei der Bodenbeförderung zu schonen.

. . . . . Derselbe (der Pfahlbau nehmlich) hat nicht vereinzelt auf der Stresow-Niederung bestanden; aus früheren, erst jetzt bekannt gewordenen Wahrnehmungen und dem Funde eines bronzenen Hohlceltes bei Baggerarbeiten im Kehlgraben der Burgwallschanze lässt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass am rechten Kehlpunkte der genannten Schanze sich auf dem festen Grunde ebenfalls ein noch unerforschter Pfahlbau befindet. . . . . .

gez. Luedecke,
Oberst-Lieutenant und Ingenieur vom Platz."

Die aufgefundenen Gegenstände sind folgende:

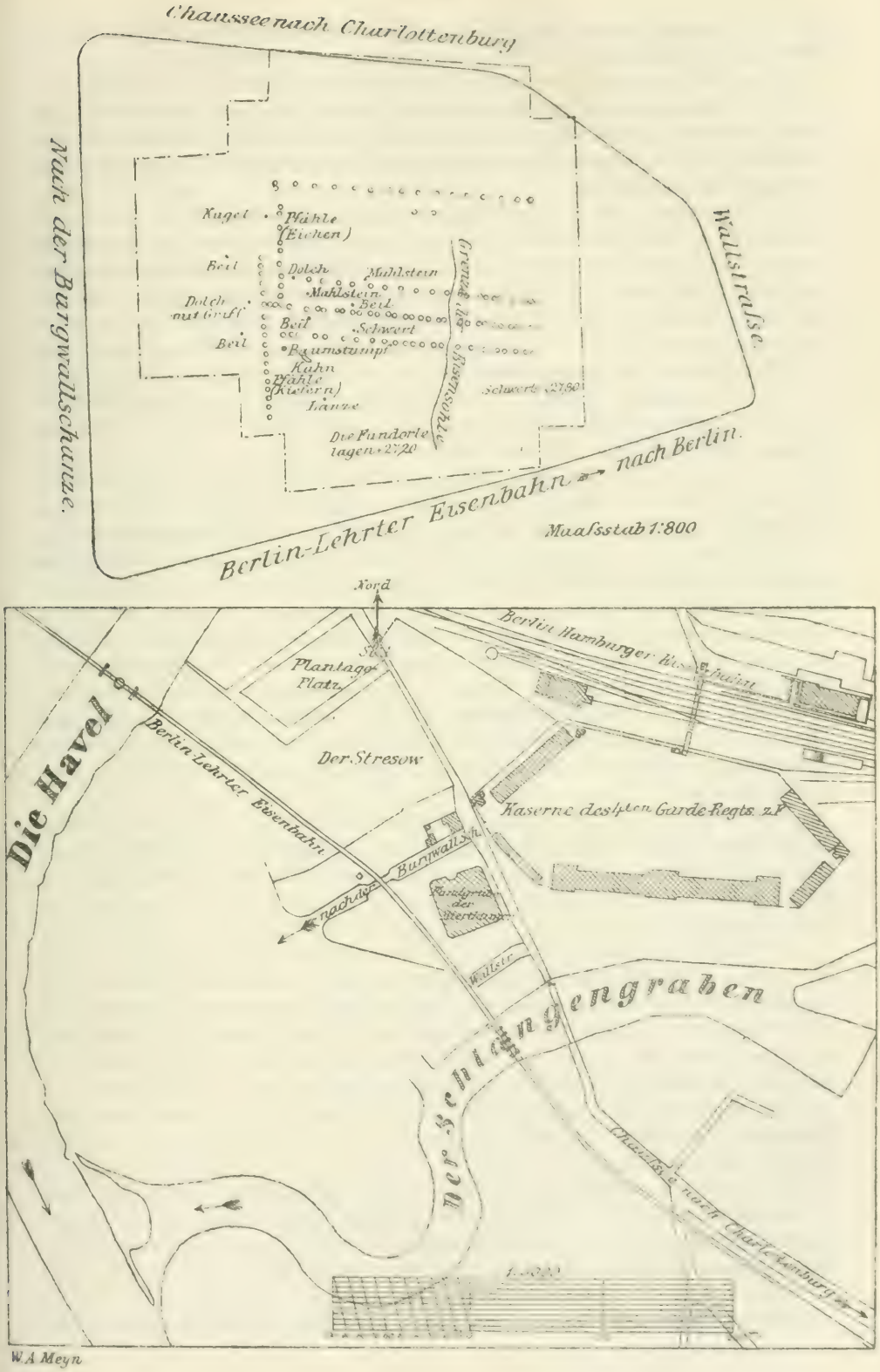
1. Bronzeschwert (Taf. XII, Fig. 1), mit schwach geschweifter, schilfblattförmiger, zweischneidiger Klinge, breiter, mit Nietlöchern versehener, Heftplatte und sehr kurzer Griffplatte, in derem in der Mitte befindlichem Nietloch noch ein Niet steckt und deren ziemlich breite aufrecht stehende Randleisten am Knaufende nach aussen umgebogen sind. Die noch sehr scharfe Klinge ist durch einen kräftigen, von der Spitze bis zur Heftplatte sich erstreckenden Mittelgrat verstärkt. Das Stück ist, wie alle Bronzen des Fundes, ohne Patina, im Ganzen etwas bräunlich gefärbt und stellenweise dunkelbraun gefleckt.

Die Gesammt-Länge des Schwertes beträgt 72 *cm*, die Länge des Griffes mit der Heftplatte 8,5 *cm*, die Länge der Griffplatte 5,8 *cm*, die Breite derselben 2,5 *cm*, die Breite der Heftplatte 5 *cm*, die grösste Breite der Klinge 3 *cm*.

2. Bronzeschwert (Taf. XII, Fig. 2), zweischneidig, mit wenig geschweifter Klinge, deren dachförmiger flacher Mittelrücken sich von der schmalen und noch sehr scharfen Schneide ziemlich stark abhebt. Die etwas verbreiterte, trapezförmige Heftplatte, mit aufrechtstehenden Rändern, zählt an jeder Aussenseite drei, im Ganzen also sechs Nietlöcher, die in der Mitte etwas breitere Griffplatte mit ebenfalls schmalen aufrechtstehenden Rändern deren drei. Den Abschluss der Griffplatte bildet ein von deren Mitte ausgehender, am Ende etwas umgeklopfter Dorn, gleich den beiden Verlängerungen der aufrechtstehenden Randkanten, von denen die eine abgebrochen ist, wahrscheinlich ursprünglich zur Befestigung des Griffknaufes bestimmt.

Gesammtlänge des Schwertes 68,5 *cm*, Länge der Klinge 58,5 *cm*; Breite derselben 3 *cm*; Gesammtlänge des Griffs 10 *cm*; Länge der Heftplatte 3 *cm*; Breite derselben 5 *cm*; Länge der Griffzunge 5,5 *cm*; Breite derselben 2,5 *cm*; Länge des Knaufdornes 1,5 *cm*, mittlere Breite desselben 0,4 *cm*.

3. Zweischneidiges Schwert (Taf. XII, Fig. 3) mit metallenem Griff. Dem röthlichen Aussehen des Metalles nach zu urtheilen sind beide Theile wahrscheinlich aus Kupfer. Die noch sehr scharfe, von dem Grifftheile ab nach der ein wenig defecten Spitze zu allmälig schmäler werdende Klinge ist mit einem von zwei feinen Blutrinnen begrenzten, schmalen Mittelgrat versehen und endigt in einen über den Griff vorspringenden Dorn. Die Blutrinnen verlaufen über den unteren Rand der Heftplatte nach aussen divergirend. Die Heftplatte wird von dem eigenthümlich geformten, einem geöffneten Schnabel ähnlichen, unteren Grifftheil umfasst. Auf letzterem sieht man zwei knopfähnliche Erhabenheiten, welche am Rande durch eine mit einer spitzen Punze punktirten Kreislinie eingefasst sind, und etwas unterhalb und nach aussen von diesen zwei in letztgenannter Weise punktirte kleine Kreise, welche ebenso wie jene Erhabenheiten wahrscheinlich Nietköpfe markiren sollen. Der Griff selbst hat ovalen Querschnitt, ist oben offen und etwas verbrei-


Chausseenach Charlottenburg
Nach der Burgwallschanze.
Wallstrafse.
Kugel
Pfähle (Eichen)
Beil
Dolch
Mahlstein
Mahlstein
Dolch mit Griff
Beil
Beil
Schwert
Beil
Baumstumpf
Kahn
Pfähle (Kiefern)
Lanze
Grenze der Eisensohle
Schwert 27,80
Die Fundorte lagen + 27,20
Berlin-Lehrter Eisenbahn nach Berlin.
Maafsstab 1:800
Nord
Berlin Hamburger Eisenbahn
Plantage Platz
Die Havel
Berlin-Lehrter Eisenbahn
Der Stresow
Kaserne des 4ten Garde-Regts. z. F.
Burgwallsch.
nach der
Wallstr.
Der Schlangengraben
Chaussee nach Charlottenburg
W. A. Meyn

tert. Wahrscheinlich war die Oeffnung durch eine etwas erhabene Platte, welche mittels des vorspringenden Griffdornendes befestigt war, verschlossen.

Gesammtlänge des Schwertes 68 *cm*; Länge der Klinge 55,5 *cm*; Breite derselben 3,5 *cm*; Länge des ganzen Grifftheiles 12,5 *cm*; Länge der Heftplatte 4,2 *cm*; Breite derselben 4,8 *cm*; Länge des eigentlichen Griffes 7,5 *cm*; Breitendurchmesser desselben 2,2; Durchmesser der zur Aufnahme der Knaufplatte bestimmten ovalen Endigung 3,8 und 4,5 *cm*.

4. Bronzene, zweischneidige Schwertklinge (Taf. XII, Fig. 4), schilfblattförmig, noch sehr scharf, mit kräftigem, abgerundetem, von zwei feinen Längsrippen begrenztem Mittelrücken und spitzbogenähnlicher, auf jeder Seite etwas eingezogener Heftplatte, in welcher sich noch die ursprünglich vorhandenen fünf ziemlich kräftigen, an den Enden etwas breitgeklopften Niete befinden. Letztere sind ungleich lang: der obere mittelste ist der längste, die nächstfolgenden beiden seitlichen äusseren sind etwas kürzer und die beiden äussersten die kürzesten.

Länge der ganzen Klinge 55,5 *cm*; Breite derselben 4,1 *cm*; Breite der Heftplatte 4,5 *cm*; Länge derselben 4,5; Länge des längsten Nietes 1,9 *cm*; des kürzesten 1,4 *cm*; Stärke der Niete 0,35 und 0,3 *cm*.

5. Bronzedolch (Taf. XII, Fig. 5a und b), zweischneidig, mit Bronzegriff. Die noch sehr scharfe, etwas geschweifte Klinge, mit flachem, abgerundetem, breitem Mittelrücken ist nach der Spitze zu stark abgewetzt. Die Heftplatte ist durch vier stark geklopfte Niete mit dem unteren Grifftheil verbunden und bogenförmig von demselben umfasst in der Weise, dass die Enden des Letzteren in je zwei schnabelförmige Fortsätze auslaufen, von denen die beiden inneren, längeren, sich kräftig nach innen umbiegen und nahezu ein Oval umschliessen, während die beiden äusseren, kürzeren, sich dem Contour der Heftplatte anschmiegen. Der Querschnitt des eigentlichen Grifftheiles ist oval, ebenso der sehr stark ausladende Endknauf, dessen Oberfläche durch einen von acht Spiralen gebildeten, um einen kleinen halbkugeligen Centralknauf gruppirten, Spiralenkranz verziert ist. Die zwischen den einzelnen Spiralen liegenden Räume sind vertieft und waren ursprünglich vielleicht mit Harz ausgefüllt.

Gesammtlänge des Dolches 25 *cm*; Länge der Klinge 14 *cm*; Breite derselben in der Mitte 2,2 *cm*; Länge der Heftplatte und des unteren Grifftheiles 2,8 *cm*; Breite des letzteren 4,4 *cm*; Länge des eigentlichen Grifftheiles 6,2 *cm*; Höhe des Endknaufes 1,4 *cm*; Durchmesser der Endplatte 4,5 und 4 *cm*; Gesammtlänge des Griffes 10,40 *cm*.

6. Zweischneidige, noch sehr scharfe Bronzedolchklinge (Taf. XII, Fig. 6), am Grifftheil breit, etwas geschweift, mit verhältnissmässig breitem, abgerundetem Mittelrücken, breiter, oben bogenförmig abgerundeter Heftplatte und vier Nietlöchern. In drei der letzten befinden sich noch die an den Enden breit geklopften Niete, von denen die beiden mittleren, die längsten, sehr stark sind, während der äussere, kürzere, bedeutend schwächer ist.

Gesammtlänge der Klinge 24 *cm*; Breite, in der Mitte, 2,5 *cm*; Länge der Heftplatte 3,7 *cm*, Breite derselben 4,3 *cm*, Länge der Niete 1,8 und 1,3 *cm*; Stärke derselben 0,6 und 0,4 *cm*.

7. Bronzedolchklinge (Taf. XII, Fig. 7), schilfblattförmig geschweift, mit verhältnissmässig kräftigem, abgerundetem, auf jeder Seite von einer Blutrinne eingefasstem Mittelgrat und im unteren Theile etwas nach innen geschweifter, oben bogenförmig abgerundeter Heftplatte, in deren beiden Nietlöchern sich noch die kräftigen, an den Enden breitgeklopften Niete befinden.

Gesammtlänge der Klinge 20 *cm*, Breite derselben 3,2 *cm*, Länge der Heft-

platte 2,5 *cm*, Breite derselben 3,4 *cm*, Länge der Niete 1,5 *cm*, Stärke derselben 0,65 *cm*.

8. Bronzeschwertknauf (Taf. XII, Fig. 8), mit ovaler, auf jeder Langseite mit einem Nietloch versehener cylindrischer Griffhülse und breit ausladender, ebenfalls ovaler Endplatte, deren obere Fläche in der Mitte mit einem ovalen, von einer vertieften Linie begrenzten Centralknauf und einem, letzteren umgebenden Spiralenkranz. Der Rand der Platte war auf der Oberseite noch durch ein System concentrischer Linien, von denen nur noch Spuren erkennbar sind, besonders markirt. (Mit Nr. 13 zusammengefunden.)

Gesammthöhe des Knaufes 2,7 *cm*; Höhe der cylindrischen Griffhülse 1,3 *cm*; Durchmesser derselben 2,5 und 2 *cm*; Durchmesser der Knaufplatte 4,1 und 4,5 *cm*.

9. Bronzeschaftcelt (Taf. XIII, Fig. 1a und b), von schlanker Form und mit Schaftlappen, welche von dem sie verbindenden bogenförmigen Quersteg am Klingentheil, wo sie am höchsten sind, auslaufen, gegen das Ende des Schafttheiles hin allmälig niedriger werden und in letzteren schliesslich übergehen. Der Klingentheil ist durch eine Mittelrippe verstärkt, die Schneide bogenförmig, etwas verbreitert. Die Schmalseiten dieses Schaftceltes (Fig. 1b) sind an dem Schafttheil durch flache, nach oben convergirende Schrägfurchen, am Klingentheil durch ähnliche Längsfurchen verziert.

Gesammtlänge des Celtes 16 *cm*; Länge des Schafttheiles 8 *cm*; Breite desselben am oberen Ende 1,7 *cm*; Breite des Klingentheiles am Quersteg 2,3 *cm*; Stärke desselben an dieser Stelle 2,15 *cm*; Breite der Schneide 3,2 *cm*.

10. Bronzeschaftcelt (Taf. XIII, Fig. 2), von ähnlicher Form wie Fig. 1, nur kürzer und gedrungener, auch ist der Quersteg gerade und sind die Schmalseiten nicht ornamentirt.

Gesammtlänge des Schaftceltes 14 *cm*; Länge des Schafttheiles 7 *cm*; Breite desselben am oberen Ende 1,5 *cm*; Breite des Klingentheiles am Quersteg 2,7 *cm*; Stärke desselben an dieser Stelle 2,15 *cm*; Breite der Schneide 3,7 *cm*.

11. Bronzeschaftcelt (Taf. XIII, Fig. 3a und b) von ähnlicher Form, wie die beiden vorhergehenden; das obere Ende des Schafttheiles ist abgebrochen, der Quersteg ist bogenförmig und die beiden Schmalseiten des Klingentheils sind der Länge nach facettirt; die bogenförmige Schneide zeigt Spuren von Hämmerung und ist gegen die Längsaxe des Celtes etwas schräg gestellt. Die innere Oberfläche der Schaftrinne, sowie die beiden Längsfurchen des Klingentheiles zu beiden Seiten der Mittelrippen zeigen feine Schraffirungen, welche wohl die Reste der Gusshaut sind.

Gesammtlänge des Celtes 12 *cm*; Länge des Klingentheiles 8 *cm*; Breite des Schafttheiles am oberen Ende 2,4 *cm*, am Quersteg 2,6 *cm*; Stärke desselben an dieser Stelle 2,2 *cm*.

12. Bronzeschaftcelt (Taf. XIII, Fig. 4a und b) von ähnlicher Form, wie die vorhergehenden. Der Quersteg ist gerade, die Mittelrippe des Klingentheiles sehr breit und flach, die Schneide stark gehämmert, breit, bogenförmig, etwas schräg und ein wenig beschädigt. Das obere Ende des Schafttheiles ist ebenfalls etwas defect. Die Schmalseiten dieses Schaftceltes sind, ähnlich Fig. 1, mit flachen Furchen ornamentirt, welche am Schafttheil concentrische, nach unten offene Bogen bilden und am Klingentheil in Längsfurchen übergehen.

Gesammtlänge des Schaftceltes 16 *cm*; Breite des Schafttheiles am oberen Ende etwa 2,5 *cm*; am Quersteg 2,65; Stärke desselben an dieser Stelle 2,8 *cm*; Breite der Schneide 5,2 *cm*; Länge des Klingentheiles 9 *cm*.

13. Zierwaffe (Taf. XIII, Fig. 5a u. b) von Bronze, bestehend in einer cylin-

drischen Schafthülse, von welcher zwei nach unten gebogene, ebenfalls cylindrische an den Enden fingerförmig abgerundete Seitenarme sich abzweigen. Letztere sind nahe der Schafthülse mit einer umlaufenden punktirten Linie, sowie mit Systemen von umlaufenden feinen Parallellinien und schraffirten, mit der Spitze nach aussen gerichteten Dreiecken verziert. Die Schafthülse selbst ist an den beiden Enden mit je drei umlaufenden hohen und schmalen Rippen, von denen die beiden äusseren auf der Oberkante schräg gerieft sind, sowie in der Höhe der Abzweigung der beiden Seitenarme mit ziemlich hohen quer schraffirten, schlanken Buckeln verziert. Zwei umlaufende punktirte Linien grenzen die Querschraffirung nach oben und unten ab. (Mit Nr. 8 zusammengefunden.)

Länge der Schafthülse 9,2 *cm*; Durchmesser des Schaftloches 2 *cm*; äusserer Durchmesser der Schafthülse am oberen Ende 2,8 *cm*; derselbe, incl. der beiden Spitzbuckel 5,5 *cm*; Breite der ganzen Waffe 19 *cm*.

Ein Stück des Holzstieles wurde in dem Schaftloche steckend mit aufgefunden. Dasselbe ist ausserordentlich stark zusammen getrocknet. Es ist Eschenholz, wie es scheint, und wird noch näher bestimmt werden.

14. Bronzelanzenspitze (Taf. XIII, Fig. 6a u. b) mit bis zur Spitze reichender Schafttülle. Die schmalen Blattflügel, am Rande mit zwei Parallellinien eingefasst, reichen von der Spitze bis nahe zum oberen Ende der Schafttülle, welches mit zwei kleineren Nietlöchern versehen und mit Bogenornamenten, Bändern aus horizontalen und vertikalen Parallellinien, sowie erhabenen Zickzackbändern (resp. vertieften Dreiecken) reich verziert ist.

Gesammtlänge 35 *cm*; Länge des Blattes 32,8 *cm*; Breite desselben 4,2 *cm*; unterer Durchmesser der Schafttülle 2,2 *cm*; Länge des frei hervorragenden Theiles derselben 2,2 *cm*.

15. Bronzedolchklinge (Taf. XIII, Fig. 7), stark geschweift, schilfblattförmig, mit lang ausgezogener Spitze und kräftiger Mittelrippe, welche über die kurze flachbogige Heftplatte fort sich in einen kurzen, abgestutzten Griffdorn fortsetzt. In der Heftplatte selbst sind zwei Nietlöcher, in deren einem sich noch ein schwacher, an den Enden stark umgeklopfter vierkantiger Niet befindet, am Rande ausserdem zwei Ausbiegungen, welche als schlecht gerathene Nietlöcher anzusehen sind, so dass man annehmen muss, dass der Griff ursprünglich mit vier Nieten an der Heftplatte befestigt gewesen sei.

Gesammtlänge der Klinge 25 *cm*; Länge des Griffdornes 1,5 *cm*; Stärke desselben 0,9 *cm*; Breite der Heftplatte 4,7 *cm*, Länge derselben 1,8 *cm*; grösste Breite der Klinge 2,9 *cm*; Länge des Nietes 1 *cm*; Stärke desselben 0,2 *cm*.

16. Bronzehohlcelt (Taf. XIII, Fig. 8), mit einem Oehr, von sehr schlanken Verhältnissen. Die Schafttülle ist am Rande ringförmig verstärkt und aussen mit umlaufenden feinen Parallelrippen, ein bis zum unteren Ende der Oehröffnung reichendes Band bildend, verziert. Der Klingen- oder Schneidentheil ist mit seitlichen, bogenförmigen, schaftlappenähnlichen Erhabenheiten ornamentirt; die Schneide selbst ist schmal und flach bogenförmig.

Gesammtlänge 16 *cm*; Länge des Schafttheiles bis zu den schaftlappen-ähnlichen Erhebungen 5 *cm*; Durchmesser der etwas ovalen Schafttülle im Lichten 1,5 und 1,4 *cm*; äusserer Durchmesser derselben 3,25 *cm* und 4,3 sammt Oehr; Länge des Oehrs, aussen 2,4 *cm*; Weite desselben, im Lichten 0,8 *cm*; Durchmesser des Schneidentheiles an der schmalsten Stelle 2,1 *cm*; Breite der Schneide 4,4 *cm*.

17. Bronzedolchklinge (Taf. XIII, Fig. 9), schmal, mit schwach erhabenem abgerundetem Mittelgrat, langer mit 2 Nietlöchern versehener bogenförmiger Heft-

platte, welche am oberen Ende zungenförmig verlängert ist und eine kurze Griffplatte bildet. Auf der einen Seite scheint man auf der Grenze der Griffzunge und der Heftplatte die Anbringung eines Nietloches beabsichtigt zu haben. Die Klinge ist nahe der Spitze quer durchgebrochen.

Gesammtlänge der Klinge 26,7 *cm*; Breite der eigentlichen Klinge 2,2 *cm*; Länge der Heftplatte 2,5 *cm*; Breite derselben 3,1 *cm*; Länge der Griffzunge 2,2; Breite derselben 1,5 *cm*.

18. Bronzelanzenspitze (Taf. XIII, Fig. 10), kurz, etwas gedrungen, mit geschweiftem Blatt und langer bis zur Spitze reichender Schafttülle, welche am unteren frei hervorragenden Ende mit zwei Nietlöchern versehen ist.

Gesammtlänge 17 *cm*; Länge des Blattes 11 *cm*; Breite desselben 3,8 *cm*; unterer Durchmesser der Schafttülle 2,5 *cm*; des Lumens derselben 2,2 *cm*; oberer Durchmesser derselben, an der unteren Grenze des Blattes, 1,7 und 1,8 *cm*.

19. Bronzeschaftcelt (Taf. XIII, Fig. 11) mit hochstehenden Kanten, ohne Quertheilung. Der obere Rand des Schaftendes zeigt in der Mitte eine nahezu rechteckige Einbuchtung und erhält dadurch Aehnlichkeit mit einem sogenannten „Geissfuss". Die Seiten sind gerade, die äusseren Kanten sind abgeflacht („gefasst"). Die ziemlich gerade Schneide zeigt Spuren von Hämmerung.

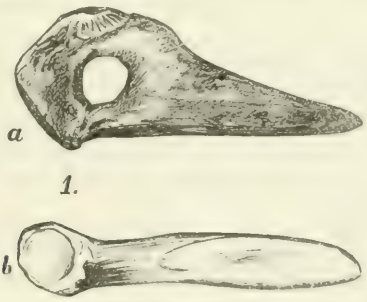
Gesammtlänge 12,8 *cm*; obere Breite des Schafttheiles 2,2 *cm*; untere 3 *cm*; Breite der Schneide 4,1 *cm*; grösste Breite der Längsseite 2 und 2,15 *cm*.

20. Zwei kurze Fäden schmalen, platten Bronzedrahtes.

21. Steinkugel (Taf. XIII, Fig. 12a und b) aus hellgrauem, thonigem Sandstein, sehr glatt, konisch durchbohrt, an den Mündungen der Durchbohrung etwas abgeplattet.

Durchmesser 7,8 *cm* und 6,2 *cm*; Durchmesser des Lumens der Durchbohrung an den beiden Enden 1,4 und 1,8 *cm*.

22. „Hirschhornaxt" (Holzschnitt Fig. 1a und b), schnabelförmig gestaltet.



1.

aus dem unteren Theile eines Hirschgeweihes so hergestellt, dass die Platte der Geweihrose die Endplatte des Bahnendes und die Hauptstange den Schneidentheil bildet. Der Kranz der Geweihrose ist ringsum durch Abhacken entfernt. Das Stielloch bildet eine seitliche Durchbohrung und ist wahrscheinlich eingemeisselt und mit einem Messer nachgeschnitten. Der Schneidentheil ist durch vielfachen Gebrauch so stark geglättet, dass die ebenen Stellen Glanz zeigen.

Gesammtlänge 18,5 *cm*; Breite am Nietloch 6,7 *cm*; Breite des Schneidentheiles 3,2 *cm*, Durchmesser des Stielloches 3 *cm* und 2,6 *cm*.

23. „Hirschhornaxt" (Holzschnitt Fig. 2a und b) mit langem Bahnende und verhältnissmässig kurzem Schneidentheil, krückenförmig gestaltet, aus einer Geweihstange in der Art hergestellt, dass das untere stärkere Ende den Schneidentheil bildet, und die Stelle, an welcher eine Seitensprosse entfernt ist, zur An-

bringung des Stielloches verwendet ist. Die Schneide ist ebenfalls glänzend und scheint Schabespuren aufzuweisen. Das Bahnende ist einfach abgebrochen und zeigt am Rande der Endfläche noch die rohen Bruchstellen. Die glatteren Stellen,

namentlich in der Gegend des Nietloches, sind ebenfalls glänzend. Das Nietloch ist oval, oben etwas enger als unten und oben auch glatt ausgeschnitten, wie gebohrt, unten dagegen unregelmässiger geformt und rauh; die innere Oberfläche ist stellenweise glatt.

Länge 24,5 *cm*; Länge des Schneidentheiles 11 *cm*; Breite am Stielloch 6 *cm*; Breite der Schneide 4,5 *cm*; Breite des Bahnendes 3,2 *cm*; Durchmesser desselben 3,8 *cm*; Durchmesser am Stielloch 3,4 *cm*; Durchmesser des Stielloches unten 1,5 und 2,2 *cm*; oben 1,6 und 1,8 *cm*.

24. „Hirschhornaxt" ähnlich Nr. 20, aber kleiner. Der Kranz der Geweihrose ist nicht entfernt. An vielen Stellen, namentlich an der Schneide ist ebenfalls starke Glättung vorhanden. Das Stielloch ist ziemlich rund, wahrscheinlich eingemeisselt und nachgeschnitten.

Gesammtlänge 14,5 *cm*; Länge des Schneidentheiles 7,5 *cm*; Durchmesser desselben 3,2 *cm*; Durchmesser am Stielloch 5,6 und 3,2 *cm*; Durchmesser des Stielloches 1,8 bis 2 *cm*.

25. „Hirschhornaxt", ebenfalls aus dem unteren Ende eines Geweihes hergestellt. Das seitlich eingebohrte runde Stielloch steht senkrecht zur Schneide und ist verhältnissmässig sehr gross; die Schneide ist ausserordentlich rauh und uneben; die Seitensprosse abgebrochen, die Bruchfläche nicht abgeputzt. Die Oberfläche des Stückes ist im Ganzen rauh und hat ein etwas verwittertes Aussehen.

Gesammtlänge 14,5 *cm*; Länge des Schneidentheiles 8 *cm*; Durchmesser desselben 4,8 und 3,5 *cm*; Durchmesser des Bahnendes 6,8 und 5 *cm*; Durchmesser des Nietloches 2,8 *cm*.

26. „Hirschhornaxt", kurz gedrungen mit stumpfer Schneide, ebenfalls aus dem unteren Theile eines Geweihes hergestellt. Das Bahnende ist am Rande abgerundet und glänzend geglättet, das ziemlich grosse runde Stielloch wahrscheinlich eingebohrt und an den Rändern mit dem Messer beputzt; der Schneidentheil, von dem ein Stück an der Seite ausgebrochen ist, ist sehr kurz; die abgerundet stumpfe, ziemlich gradlinige Schneide hat eine etwas verwitterte Oberfläche, zeigt aber noch Spuren von glänzender Glättung, ebenso einige andere, mehr ebene Stellen. Das ebenfalls seitlich eingebohrte Stielloch steht senkrecht zur Schneide.

Gesammtlänge 12 *cm*; Länge des Schneidentheils 5,5 *cm*; Durchmesser des Bahnendes 6,3 und 5,7; Durchmesser des Schneidentheiles 5,5 und 4,3 *cm*; Breite der Schneide 5,5 *cm*.

27. Knochenplatte (Spinnwirtel?), oval, ziemlich dünn, aus der convexen

Gelenkfläche eines grösseren Knochens hergestellt, auf der einen Seite plan, auf der anderen convex, in der Mitte mit einem an den Ecken abgerundeten viereckigen Loch versehen. Die ebene Oberfläche ist, soweit dies bei der Porosität des Knochens möglich ist, ziemlich stark geglättet.

Durchmesser der Platte 5,3 und 4,6 *cm*; Stärke 1 *cm*; Durchmesser des Mittelloches 1,1 *cm*.

28. Eine Harpunenspitze mit Seitenzacken, aus Hirschhorn, ganz geglättet, ähnlich der bei Montelius a. a. O. Fig. 53 abgebildeten. Leider ist dieselbe, ehe sie in das Königliche Museum gelangte, abhanden gekommen und bis jetzt nicht wieder aufzufinden gewesen.

29. Eine kleine Rehkrone mit stark abgeriebenen geglätteten Zacken, welche vielleicht zu einem vorläufig nicht ersichtlichen Zweck gebraucht wurde.

30. Fünf unverzierte Fragmente von Thongefässen, darunter drei Randstücke. Das grösste der letzteren ist von einem ziemlich dickwandigen, aussen rauhen Gefäss aus sehr grober, mit Quarzkörnern durchkneteter Masse, das zweite, wahrscheinlich von einer kleinen ziemlich dünnwandigen Schale, ist von feinerer schwarzer Masse, innen und aussen glänzend geglättet; das dritte aus etwas gröberer Masse von einem etwas grösseren Gefäss mit dickeren Wandungen ist ebenfalls aussen und innen glatt. Die übrigen Stücke sind von einem innen schwarzen, dickwandigen Gefäss aus grober Masse mit zum Theil rauher, zum Theil geglätteter Oberfläche und von einem dickwandigen Gefässe aus schlecht gebrannter grauer Masse.

31. Zwei Mahlsteine aus grobem Granit mit dazu gehörigem Reibstein.

32. Schädel und Extremitätenknochen von einem menschlichen Skelet.

33. Unversehrte und zerschlagene Knochen von verschiedenen Säugethieren (Hirsch, Reh, Hase, Bär, Rind, Pferd, Schwein, Hund).

34. Fragment eines Einbaumes, in einiger Entfernung von den übrigen Gegenständen gefunden.

35. Ein eisernes Instrument, einem Hohlcelt ähnlich, wahrscheinlich aus einer viel späteren Zeit stammend und vielleicht der Beschlag von einer Flösserstange.

36. Ein Randstück und ein anderes kleineres Stück von grauen mittelalterlichen Gefässen (12. bis 14. Jahrhundert?).

37. Eine grosse Granitkugel von etwa 10 *cm* Durchmesser, wahrscheinlich eine mittelalterliche Kanonenkugel.

38. Eine in der Mitte durchbohrte, flache, runde Thonscheibe aus hart gebrannter Ziegelmasse von 11,5 *cm* Durchmesser. (Netzsenker aus wahrscheinlich ziemlich moderner Zeit).

Da die aus der Baugrube ausgehobene Bodenmasse zum Theil wieder zurücktransportirt werden muss, so ist zu hoffen, dass die Zahl der Fundgegenstände sich noch mehren werde.

Die Verschiedenartigkeit der Fundstücke erfordert, um weitere Schlüsse aus der Betrachtung derselben zu gewinnen, dass wir dieselben nach bestimmten Gesichtspunkten gruppiren. Fassen wir zunächst die hervorragendsten Gegenstände, die Bronzen, ins Auge.

Von diesen werden wir am besten drei Hauptgruppen unterscheiden, je nach den Gegenden, auf welche dieselben als ihren Ursprungsort deuten. Zunächst würden wir eine östliche Gruppe anzunehmen haben und diese den anderen voran stellen müssen, weil das hervorragendste Stück dieser Gruppe zugleich dasjenige ist, von dem am sichersten behauptet werden kann, dass es importirt ist, und dessen Heimath am leichtesten zu bestimmen ist. Es ist dies die Zierwaffe (Taf. XIII, Fig. 5), eine sogenannte Commandoaxt, wahrscheinlich als Würdezeichen oder Häuptlingsabzeichen

getragen. Ein diesem Exemplar ganz ähnliches wurde vor mehreren Jahren mit an deren Bronzen zusammen bei Pilin in Nordungarn gefunden und ist abgebildet: Melléklet az Arch. ért. XIII, K. 3, Szàmàhoz 1879. Diese Gattung von Zierwaffen, von denen auch das Königl. Museum ein bei Andrasfalva, Comitat Liptau, gefundenes Exemplar (II, 10 406), besitzt, kommt in Ungarn so häufig vor und zwar in mannichfachen Varianten und in verschiedenen Stadien der Herstellung (mit Gussnaht u. s. w.), dass man dieselbe wohl ohne Zweifel als eine Specialität Ungarns ansehen kann. Der zweite Gegenstand, der im Norden selten, häufiger dagegen im Osten vorkommt und dessen Verbreitungsbezirk sich bis weit in den Orient erstreckt, ist die durchbohrte Steinkugel (Taf. XIII, Fig. 12). Bei Worsaae (Nordiske Oldsager) und Montelius (Antiquités Suédoises) findet sich dieselbe nicht, dagegen in einem Exemplar bei Madsen (Steenalderen, Taf. 33, Fig. 38) abgebildet. Das Königl. Museum besitzt ein mit Linearornamenten verziertes Exemplar, wahrscheinlich aus Kalkstein gearbeitet, aus Schonen (II, 8544). Es mag jedoch dahingestellt bleiben, ob dieses Stück, da es grösser als die sonst gefundenen ist, denselben Zwecken gedient hat. Ein kleines Exemplar des Königl. Museums aus einem schiefergrauen Gestein stammt aus Hastede, Holstein, (II, 2192, Eltestersche Sammlung). Ein anderes, etwas flach, aus buntem Granit, von Naseband, Kreis Neustettin, Pommern, (II, 3469), angeblich von einem dort belegenen Burgwall. Ausserdem besitzt das Königl. Museum noch ein Exemplar aus grünlichem Granit von Kisbér, Ungarn, (II, 10 604). Das Museum zu Budapest besitzt verschiedene in Ungarn gefundene Exemplare (vergl. die photographischen Aufnahmen von Gegenständen des Museums Taf. V, Fig. 40 und Taf. VI, Fig. 38—40). Auch in Hissarlik fand Schliemann dergleichen, in der dritten Stadt, in einer Tiefe von 32 und 26 Fuss (Ilios, Fig. 635 und 636). Das daselbst ebenfalls gefundene Exemplar mit angefangener cylindrischer Bohrung (a. a. O. Fig. 637) dürfte die Verfertigung dieser Gegenstände an Ort und Stelle wohl hinlänglich bekunden. Ein noch weiter aus dem Osten stammendes Exemplar sah ich in Paris im Louvre unter den dort ausgestellten chaldäischen Alterthümern. Auch der Hohlcelt (Taf. XIII, Fig. 5) scheint auf östlichen Ursprung zu deuten. Unter den zahlreichen Exemplaren des Pester-Museums sind namentlich die a. a. O. Taf. XX, Fig. 41 und 45 ähnlich. Auch bei Worsaae, Nordiske Oldsager, Fig. 193, ist ein ähnliches Exemplar, jedoch mit bedeutend kürzerem Obertheil abgebildet. Zwei letzterem ähnliche besitzt das Königliche Museum von Greifswald (II, 3740 und 3741) und ein solches von Hoyerswerda (II, 11 226), sowie eins von Obbornhofen in der Wetterau (II, 9492). Die Aehnlichkeit der hier angeführten Stücke erreicht jedoch nur einen gewissen Grad, ein ganz gleiches ist mir bis jetzt nicht bekannt geworden.

Die zweite Gruppe, deren Charakter zum Theil ebenso bestimmt ausgeprägt ist, wird von den Gegenständen, welche dem skandinavischen Typus angehören, gebildet. Es sind dies zunächst die Lanzenspitze (Taf. XIII, Fig. 6a und b). Eine ganz ähnliche befindet sich im Museum zu Stockholm (Montelius a. a. O. Fig. 101a und b), einige andere im Museum zu Kopenhagen (Worsaae a. a. O. Fig. 185 und 186 und Madsen, Bronzealderen I, Taf. 13, Fig. 10). Das Königl. Museum besitzt ein ähnliches, aber unverziertes Exemplar von Stöllen, zu dem Schwerterfunde von Stöllen gehörig (Bastian und Voss, Die Bronzeschwerter des Königl. Museums zu Berlin. 1878. S. 75, Kat. Nr. II, 2170). Ob ein im Museum zu Budapest befindliches Exemplar, der Form nach wenigstens, hierher gehört, kann ich nach den mir zu Gebote stehenden Abbildungen nicht entscheiden. Die Flügel des Blattes erstrecken sich nach unten bis nahe dem Rande der Schafttülle. Ob aber Niet-

löcher und den nordischen ähnliche Ornamente vorhanden sind, vermag ich aus der Photographie nicht zu ersehen.

Ein anderes sehr charakteristisches Exemplar des Nordischen Typus ist der Dolch mit Bronzegriff (Taf. XII, Fig. 5 und 5a). Besonders eigenthümlich für die Dolche und Schwerter dieser Gattung ist der untere Abschluss der Einfassung der Heftplatte mit den geschwungenen bogenförmigen Endigungen, sowie die meist mit einem Spiralenkranze oder concentrischen Kreisen verzierte Knaufplatte. Bei dem Spandauer Dolche trifft beides zu und wir finden denn im Norden auch ganz ähnliche Stücke. Bei Madsen, Bronzealderen I, sehen wir unter den vielen dort abgebildeten ähnlichen Exemplaren, Taf. 7, Fig. 26, auch ein solches mit einer ganz ähnlichen Knaufplatte.

Ebenso gehören von dem vorliegenden Funde hierher die Schwertklinge, Tafel XIII, Fig. 4, und der Schwertknauf, Taf. XII, Fig. 8. Letzterem können wir für das bei Madsen a. a. O. Taf. 7, Fig. 29, abgebildete Exemplar als höchst ähnlich an die Seite stellen und von dem Typus der Schwertklinge finden wir Exemplare bei Montelius, Fig. 107a und im Königl. Museum eine Dolchklinge von Güstebiese bei Königsberg i. d. N. (Bastian und Voss a. a. O. Taf. IV, Fig. 17).

Nicht nur dem eigentlichen Norden (Skandinavien) und der nördlichen Elbegegend angehörig, sondern sich zugleich noch weiter nach Westen erstreckend, ist das Verbreitungsgebiet der Schaftcelte Taf. XIII, Fig. 1 bis 4. Sophus Müller (Die nordische Bronzezeit und deren Periodentheilung, Jena 1878, S. 23 ff.) sagt über dieselben: „Die Vorbilder dieser Form findet man im Norden nicht, sie müssen, wie dies bei den meisten Formen des nordischen Bronzealters der Fall, weiter südlich gesucht werden. Wendet man sich nun zu dem Zwecke von Mecklenburg weiter gegen Osten und Süden, so merkt man eine plötzliche Abnahme in der Anzahl der nordischen Typen und, wo man deren antrifft, da stehen sie völlig vereinzelt gleich Fremdlingen, unter den dort in grösserer Anzahl vorkommenden Hohl- und Schaftcelten mit Schaftlappen (Paalstäben), welche dort in grösserer Anzahl vertreten sind. Neben diesen findet man einzelne Exemplare von südlicherem Typus, welche sich dadurch kennzeichnen, dass die Schaftränder nach unten geschlossen sind, das Blatt aber weder erhabene Linien, noch das ringsum laufende Band oder sonstige Ornamente zeigt. Den nordischen Formen zu Grunde liegende ältere Entwickelungsstadien findet man nicht. In Süddeutschland, der Schweiz und Norditalien sind die Schaftcelte mit stark entwickelten Schaftlappen vorherrschend; vereinzelt findet man auch ein Exemplar mit unten abgeschlossenen Schafträndern, aber niemals die flache Mittelrippe oder die nordischen Ornamente. Dieser letzgenannten Form begegnet man dahingegen häufiger in Südfrankreich und am Rhein. Und in denselben Gegenden kommen hier und dort Celte vor, welche, obwohl ein ihnen eigenartiger Styl andeutet, dass sie keine zufälligen „Wanderer" der nordischen Gruppe sind, doch mit dieser in unverkennbarem Zusammenhange stehen und als deren Vorbilder betrachtet werden dürfen. Diese Celte mit erhabenen Linien auf dem Blatte und Ornamenten an dem Mittelstück, welche im westlichen Europa vorkommen, auch mit den anglo-irischen Formen in Zusammenhang stehen, erstrecken sich bis dicht an das Gebiet der nordischen Gruppe. Von der im nördlichen Frankreich häufigen Form mit erhabenen Linien unterhalb des gerundeten Schlusses der Schaftränder, welche den nordischen so nah wie möglich steht, sind sieben Exemplare bei Bremen gefunden. In Hannover findet man beide nordische Formen."

„Es scheint hiernach, dass man die Vorbilder der hier fraglichen nordischen Formen in westlicher Richtung bis in ferne Länder verfolgen kann, während gegen

Osten keine Entwickelungsstadien der südlichen Schaftcelte bekannt sind, welche die den nordischen Formen eigenen charakterischen Kennzeichen besitzen."

Nach Angabe von J. Mestorf (Sophus Müller a. a. O. S. 23 Anm.) befinden sich im Kieler Museum 44 Schaftcelte dieser Form, wovon 15 zu einem grossen Bronzefund gehören. Ebenso besitzt das Königl. Museum hierselbst aus Holstein 9 zusammengefundene Exemplare, zum Theil noch mit Gussnaht von Meldorf (Kat. Nr. II, 9456—9464), sowie ein Exemplar von Egstede, Dithmarschen. Auch finden wir bei Schröder (Friderico-Francisceum Taf. XIII) ein Exemplar allerdings unbekannten Fundortes abgebildet. Aus Hannover bildet Lindenschmit (Die Alterth. uns. heidn. Vorzeit Bd. I, Heft I, Taf. 4, Fig. 26, 27, 28 und 30) Exemplare von Bevensen im Amte Medingen, Suderburg, Ramenz und Wristedt im Amte Bodenteich ab. Das Königl. Museum besitzt aus dieser Provinz je ein Exemplar von Uelzen (II, 9482) und von Bergen a. d. Dumme im Lüneburgischen (II, 11 186). Ferner befinden sich in demselben aus Brandenburg ein Exemplar von Zaatzke bei Wittstock (II, 3414) und ein anderes von Dahme, Reg.-Bez. Potsdam (II, 5521), sowie eins aus der Altmark von Tangerhütte (II, 5565). In England ist dieser Typus auch vertreten (Evans, The ancient Bronze implements etc. London 1881, Fig. 63, Fundort Sunningwell) jedoch mit dem Unterschiede, dass der Schneidentheil an der Grenze des Schafttheiles ein wenig eingezogen ist oder glatt fortläuft und dass die meisten Exemplare auf der einen Seite geöhrt sind, während bei den skandinavischen und norddeutschen Exemplaren der Schneidentheil gewöhnlich ein wenig breiter als der Schafttheil ist. (Evans a. a. O. Fig. 76 und 77). Auch bei Kemble (Horae ferales, London 1863, Taf. IV, Fig. 26) sehen wir ein bei Buckinghamshire gefundenes Exemplar dieses Typus. Eine Bronzegussform für Celte dieses Typus, aber ohne die Mittelrippe des Schneidentheiles, ist ebenfalls in England gefunden. Ausserdem erwähnt Evans (a. a. O. S. 81) bei Gelegenheit der Aufzählung der verschiedenen in England gefundenen Exemplare dieses Typus, dass mehrere in dem rohen Zustande, wie sie aus der Gussform gekommen, gefunden seien. Auch in Frankreich kommt dieser Typus vor. Ein bei Chantre (Etudes paléo-ethnologiques, Age du Bronze, Lyon 1875, Atlas Taf. XXXIV) abgebildetes Exemplar mit kräftiger Mittelrippe und etwas verschmälertem Schneidentheil nebst einem anderen mit weniger kräftiger Mittelrippe, aus dem Gussfunde von Vernaison stammend, zu welchem auch ein No. 19 (Taf. XIII, Fig. 11) ähnlicher Schaftcelt gehört, zeigen sehr nahe Verwandtschaft mit den vorliegenden Schaftcelten. Aus Italien bildet Lindenschmit (Die Alterth. der Fürstl. Hohenzoll. Samml. 1860, Taf. XLII, Fig. 13), ein Exemplar ab mit Quersteg aber ohne Mittelrippe. Ein Exemplar des Budapester Museums hat zwar auch eine Mittelrippe an dem Schneidentheil, letzter ist aber stark eingezogen. Ausserdem theilt sich die Mittelrippe oben gabelförmig, in ähnlicher Weise, wie bei dem bei Evans (a. a. O. Fig. 60) abgebildeten Exemplare.

Die dritte Gruppe würde die übrigen Gegenstände umfassen, welche hinsichtlich ihres Typus nur schwer mit einem bestimmten geographischen Gebiet als Ursprungsort sich in Verbindung bringen lassen. Wahrscheinlich westlichen Ursprunges ist das Schwert Taf. XII, Fig. 3. Es ist ein Unicum und von den bisher bekannt gewordenen Formen durch die eigenthümliche Griffbildung verschieden. Schon die auffallende rothe Färbung des Metalles, welche wohl auf einen sehr grossen Kupfergehalt deutet, ist sehr merkwürdig. Besonders beachtenswerth aber ist der untere Abschluss des Griffes, welcher an die Endigung gewisser Bronze- und Eisenmesser mit massivem Bronzegriff erinnert. Namentlich das Griffende des im Königl. Museum befindlichen Bronzemessers von Schmon (Bastian und Voss a. a. O. Taf. VI, Fig. 8), welches an einen Thierkopf mit aufgesperrtem Rachen erinnert, zeigt eine

gewisse Verwandtschaft, ebenso jenes bei Lindenschmit (Die Alterth. uns. heidn. Vorzeit Bd. I, II, VIII, Taf. 4, Fig. 1) und Schröder (Friderico-Francisceum Taf. XVI, Bd. 5) abgebildete Exemplar von Reckenzin in der Mark Brandenburg (Kr. West-Priegnitz). Diese Messerformen sind südwestlichen Ursprunges, worauf das bei Chantre: Etudes paléo-ethnologiques, Paris 1875, Bd. I, Fig. 60, Fig. 69, abgebildete Exemplar von Auvenay (Côte d'or) im Musée de Cluny, namentlich aber jenes (Chantre, Etud. pal. Lyon 1875, Atlas Pl. LVII, Fig. 1) aus den Pfahlbauten des Sees von Bourguet in Savoyen, sowie das aus den Pfahlbauten der Schweizer Seeen (Keller: Pfahlbauten, I. Bericht, Taf. V, Fig. 4, Sammlung Schwab und Mortillet: Musée préhistorique, Paris 1881, Taf. LXXIX, Fig. 876) hindeuten und was durch die zahlreichen Funde ähnlicher Art in der Schweiz und dem angränzenden Theile Frankreichs, namentlich durch den Gussfund von Larnand bewiesen wird.

Auch jener Schaftcelt mit grader flacher Schaftrinne (Taf. XIII, Fig. 11) hat, wenngleich seine Form weit verbreitet ist, doch namentlich im Westen, besonders in Irland seine weitere Entwickelung gefunden. Auf den Brittischen Inseln bilden sie den Grundtypus für eine in zahlreichen Variationen vorkommende Art von Celten. Wir finden dieselben ausserdem in Skandinavien (Worsaae a. a. O., Fig. 177; Montelius a. a. O., Fig. 142) und ziemlich häufig in Deutschland. Im Königl. Museum befinden sich folgende Exemplare: Kat. Nr. II, 927, von Linden bei Wolffenbüttel; II, 2333, von Hoppenrade bei Oranienburg, bei Kemble: Horae ferales, Taf. IV, Fig. 26, abgebildet; II, 4401, von Wildberg bei Ruppin; II, 5677 und 5678, von Lemmersdorf bei Prenzlau, mit zwei Colliers, bisher sogenannten Diademen, (ähnlich den bei Montelius a. a. O. Fig. 122 abgebildeten) und zwei Bronzenadeln mit grossen gepunzten Platten (ähnlich denen bei Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit Bd. II, Heft III, Taf. 4, Fig. 2 und 4 abgebildeten, von Hannover) zusammengefunden; II, 9892, von Königsberg i. d. Neumark; I. F. 155, von Tegel; II. 10 661, von Allstedt bei Weimar. Ausserdem besitzt das Königl. Museum noch ein Exemplar, dessen Fundort zwar unbekannt ist, welches aber, da es von einem hier wohnenden Aufkäufer alten Metalls erworben ist, auch wohl aus hiesiger Gegend stammt und welches sich diesem Typus nahe anschliesst (Kat. Nr. II, 10 599), nur dadurch verschieden, dass beide Schaftlappen in der Mitte des Blattes durch eine schwache Querleiste verbunden sind, ähnlich wie bei dem bei Evans a. a. O. abgebildeten Exemplar von Trillick (Irland) Fig. 98). Ferner bildet Lindenschmit (Alterth. d. Fürstl. Hohenzoll. Samml. Taf. XLII, Fig. 4), ein bei Inzighofen gefundenes Exemplar ab. Auch in Ungarn kommt dieser Typus vor, wenngleich, wie es scheint, seltener. In Frankreich wurden mehrere Exemplare gefunden (Mortillet a. a. O. Fig. 660 und Fig. 664). In der Auvergne wurden 3 Exemplare zusammengefunden und ein einzelnes im Walde von Compiègne. Ebenso wurde, wie schon oben erwähnt, ein Exemplar, bei Chantre a. a. O. abgebildet, in dem Gussfunde von Vernaison gefunden und ein anderes (das Atlas Taf. III, Fig. 3) bei Vienne. Dafür, dass die eben behandelten beiden Stücke auf Beziehungen zum Westen deuten, dürfte in Betreffs des Schaftceltes einestheils die Zusammensetzung des Fundes von Lemmersdorf, ausserdem aber auch noch Folgendes sprechen. Der sehr ähnliche Schaftcelt des Gussfundes von Vernaison lag mit mehreren, den auf Taf. XIII, Fig. 1—4 abgebildeten, ähnlichen Exemplaren mit Quersteg zusammen. Die bei Spandau gefundenen, von mir der nordischen Gruppe zugezählten Stücke letzter Art sind, wie in der Beschreibung derselben erwähnt wurde, an den Schmalseiten durch Furchenornamente und Facettirung verziert. Es ist dies eine Verzierungweise, welche namentlich dem Westen angehört, mithin die oben angeführte Darstellung Sophus Müller's weiter bestätigt. Wir finden nehmlich bei Chantre (Et. pal. Atl. Taf. XL,

Fig. 1 und 16) einen Schaftcelt abgebildet mit bogenförmigen Schaftlappen und durchlaufender Schaftrinne, welcher in ganz ähnlicher Weise verziert ist, wie der untere Theil des Schaftceltes Taf. XIII, Fig. 4, a und b. Auch die anderen Exemplare Fig. 1 und 3 schliessen sich hier an. Aehnlich ist auch der oben erwähnte Schaftcelt von Tillick (Evans a. a. O.) verziert. Auf den Grossbritannischen Inseln kommt diese Verzierungsweise häufig vor (Evans a. a. O. Fig. 7, 12, 13, 17, 23, 24, 25, 35 bis 38). Ausführlicher handelt hierüber Wilde (A descriptive Catalogue of the antiquities of animal materials and bronze in the Museum of the Royal Irish Academy, Dublin 1861, Fig. 388 ff.). Wir sehen mithin, dass diese eigentlich mehr nordwestdeutschen als nordischen Schaftcelte, sowohl der Form, als der Verzierungsweise sich auf das Engste an die westlichen Typen anlehnen, so dass wir annehmen müssen, dass ihre Formengebung in direktem Zusammenhange mit denselben steht und dass also Beziehungen zwischen den genannten Ländergebieten bestanden haben, welche eine direkte Uebertragung ermöglichten. Was bei dem Schwerte namentlich noch für seinen westlichen Ursprung mitspricht, ist besonders der Umstand, dass die Bildung des unteren Griffttheiles, welche oben als eine thierrachenähnliche bezeichnet wurde, ganz der Form der La-Tène Schwerter entspricht, für welche ja Gallischer Ursprung angenommen wird (Keller: Pfahlbauten, VI. Bericht, Taf. X; Kemble: Horae ferales Taf. XVII, Fig. 2; Pulszky: Die Denkmäler der Keltenherrschaft in Ungarn, Budapest 1879. S. 22 und 23; das bei Hallstatt gefundene, von v. Sacken abgebildete, Eisenschwert mit gravirter Bronzescheide).

Für die übrigen Bronzen hält es noch schwerer bestimmte Beziehungen zu finden, um über ihre Herkunft Anhaltspunkte zu gewinnen. Das Schwert, Taf. XII, Fig. 1, kommt zunächst ähnlich in Ungarn vor. Im Museum zu Budapest befindet sich ein Exemplar, welches im Ganzen ähnlich, aber mit Blutrinnen versehen ist, welche wie bei Taf. XII, Fig. 3, auf der Heftplatte nach aussen zu sich umbiegen und bis an den Rand sich erstrecken. Bei Worsaae a. a. O., Fig. 116 a und b, ist ebenfalls ein ähnliches abgebildet; ebenso befindet sich im Königl. Museum ein ähnliches Exemplar von Schaalby in Schleswig (Kat. Nr. 9608, abgebildet Bastian und Voss a. a. O. Taf. XVI, Fig. 1).

Das Schwert (Fig. 2) erinnert namentlich durch den Dornfortsatz der Griffplatte an gewisse Schwertformen von Hallstatt. Die Klinge mit dachförmigem Mittelgrat stellt eine selten vorkommende Form dar. In der Sammlung zu Landshut in Bayern befindet sich eine solche mit massivem Bronzegriff (Lindenschmit Bd. III, Heft 8, Taf. 1, Fig. 4). Im Königl. Museum hat das Schwert von Stechow bei Rathenow, ebenfalls mit Bronzegriff (Bastian und Voss a. a. O., Taf. XIII, Fig. 5 und Taf. IV, 21) eine ähnliche Klinge, ebenso der Dolch von Rade bei Meldorf, Holstein (a. a. O. Taf. X, Fig. 18). Auch die Klinge des Schwertes von Karlswerk bei Niederfinow (a. a. O. Taf. II, Heft 5 und Taf. XIII, Fig. 4) hat Aehnlichkeit. Ich lasse es dahin gestellt, welcher Region diese Schwertform angehört, vermuthe aber doch, dass der Süden am wahrscheinlichsten der Ursprungsort derselben ist.

Ueber die Dolche lässt sich noch weniger aussagen. Nur der Taf. XII, Fig. 7 abgebildete, kommt in ähnlichen Exemplaren in Ungarn vor. Im Museum zu Budapest befinden sich zwei dieser Art.

Während die Bronzen nach Obigem zum Theil fremden Ursprunges sind, zum Theil solchen muthmassen lassen, gehören folgende Gegenstände sicher der heimischen Industrie an. Erstens die sogenannten Hirschhornhämmer oder Aexte und die Harpunenspitze. Ob erstere als Hämmer oder Aexte gebraucht sind, erscheint für die beiden abgebildeten, sowie das oben unter Nr. 22 beschriebene Exemplar sehr zweifelhaft, da gegen diese Anwendungsweise die schön geglättete Oberfläche spricht. Es

dürfte eher anzunehmen sein, dass dieselben zum Glätten oder in einer ähnlichen mehr streichenden als hiebähnlichen Weise angewendet wurden. Der Gebrauch jenes unter Fig. 2 (Holzschnitt) abgebildeten krückenförmigen Exemplars scheint ein ganz spezieller gewesen zu sein, da auch anderswo ganz ähnliche gefunden sind, z. B. in Hannover im Ihmefluss (Lindenschmit: Alterth. uns. heid. Vorzeit Bd. I, Heft V, Taf. 1, Fig. 1), in Dänemark (Worsaae a. a. O., Fig. 46, mit concentrischen Kreisen verziert; Madsen: Steenalderen Taf. III, Fig. 3).

Ferner gehören hierher die Reste der Thongefässe, welche den in unseren Gegenden gefundenen Exemplaren durchaus entsprechen. Schliesslich die Mahlsteine aus Granit und, wenn er alt ist, der Einbaum.

Die mitgefundenen Thierreste gehören einheimischen, zum Theil ausgestorbenen Arten an; sie stammen vom Hund, Pferd, Rind, Schwein, Hirsch, Reh, Hase, Bär.

Was nun die ebenfalls dort gefundenen menschlichen Skeletreste anbetrifft, so wird erst eine genauere Untersuchung derselben zu zeigen haben, ob dieselben einem Zeitgenossen der Bronzen oder einem in späterer Zeit hier Verunglückten angehören. Dass die Fundstelle noch in später Zeit völlig mit Wasser bedeckt war, beweisen die allerdings spärlichen Funde späterer Zeit, bestehend in einem Netzsenker, einem hohlceltähnlichen Eisengeräth (Schuh einer Flösserstange?) und Topfscherben des 13. und 14. Jahrhunderts. Namentlich würde eine Vergleichung mit den bei Bredow mit Bronzen zusammen gefundenen menschlichen Resten, welche das Königl. Museum der Güte des Hrn. von Bredow auf Bredow verdankt (Bastian und Voss a. a. O. Taf. XI, Fig. 1—9 und S. 46 ff.) von Wichtigkeit sein.

Es bleibt nun schliesslich noch die Frage zu erörtern, welcher Art die hier entdeckte Anlage gewesen sei, ob eine Ansiedelung oder ein Zufluchtsort, also mehr oder weniger ein sogenannter Pfahlbau oder nur ein dem Verkehr dienendes Bollwerk, eine Art Brücke. Dafür, dass hier Menschen Mahlzeiten eingenommen und vielleicht auch bisweilen längere Zeit sich aufgehalten haben, spricht die Auffindung der Mahlsteine und Topfscherben, sowie der Thierreste. Aber diejenigen Funde, welche in ständigen Ansiedelungen sonst so massenhaft gefunden werden, die Reste des Topfgeräthes, auch die Thierreste, sind so ausserordentlich spärlich vertreten, dass an eine solche hier vorläufig wohl nicht gedacht werden kann, es möchte denn sein, dass bei der weiteren Fortbewegung der auf der Fundstelle ausgehobenen Erdmasse Topfscherben und zerschlagene Thierknochen in grösseren Quantitäten gefunden werden. Die Fundstelle liegt an einer für die Passage über die Havel nicht ungünstigen Stelle und es ist deshalb bei der Entscheidung obiger Frage immer der Gesichtspunkt im Auge zu behalten, ob wir nicht die Spuren immerhin sehr alter Verkehrsanlagen vor uns haben. Vorläufig aber werden wir in Betreff derselben noch weitere Resultate abwarten müssen. —

Der Vorsitzende vertagt die weitere Diskussion über diesen Fund auf eine der nächsten Sitzungen, spricht aber schon heute dem in der Sitzung anwesenden Commandanten von Spandau, Hrn. General von Quistorp, sowie dessen Offizieren den ganz besonderen Dank der Gesellschaft für ihre eifrige Mitwirkung bei der Hebung der Spandauer Schätze aus.

(20) Hr. E. Friedel legt verschiedene, bei dem hiesigen Märkischen Provinzial-Museum als Geschenk eingegangene Gegenstände vor, namentlich

Funde aus Berlin und der Umgegend.

I. Eine Steinhacke, 2,4 *kg* schwer, II, 12 034 des Catalogs, aus einem ver-

witterten Gestein, vorn beil-, hinten hammerartig. Auf der einen Seite ist der Versuch gemacht, das Geräth mit dem Hohlbohrer zu durchlochen. Der Stumpf des abgebrochenen cylindrischen Bohrzapfens deutlich im Bohrloch sichtbar. Die Hacke ist 27 *cm* lang, die Schneide 5 *cm*, das Bohrloch 2,6 *cm* Durchmesser und 2 *cm* tief. Auf einem Acker nahe der Görlitzer Bahn bei Königs-Wusterhausen, südöstlich Berlins ausgegraben.

II. Eine Römische Goldmünze des Kaiser Diocletian (284—305 p. C.) Avers: Diocletianus S(emper) Aug(ustus); Kopf des Kaisers mit Lorbeerkranz. Revers: Nackte männliche Figur, in der Linken einen Speer, in der Rechten einen Dreizack (?) haltend; Umschrift undeutlich. Vor Jahren bei Mülrose, Kreis Lebus, ausgegraben. Die Münze, wohl erhalten, ist zum Umhängen durchlocht. Geschenk des Sanitätsraths Dr. Goltdammer hierselbst. Kat. II, Nr. 10049.

III. Unter den herausgegrabenen Fundamenten der kürzlich vom hiesigen Spittelmarkt entfernten St. Gertraudtskirche ist eine[1]) Bronzemünze des Kaisers Marcus Aurelius (161 — 180) im scharfen Sande gefunden worden, desgl. der Eckzahn eines Bären, anscheinend Ursus Arctos L., Märk. Mus., Cat. VIII, Nr. 937.

IV. Hierzu nachträglich bekannt geworden, eine zweite Münze des Marcus Aurelius, Æ., 3 *cm* Durchmesser. Avers: Bärtiger Kopf mit Lorbeerkranz. Schrift undeutlich (Feststellung durch den Numismatiker Hermann Dannenberg). Revers: Mars, in der Rechten die Lanze, die Linke auf den Schild gestützt. Im Felde S. C. Umschrift undeutlich bis auf das Ende: TR. POT. XVIII. IMP. II. COS. III. Beim Brunnengraben auf dem Grundstück des Stadttheils Gesundbrunnen, Stettiner Str. Nr. 49, gefunden. Geschenk des Besitzers Kaufmanns Treptow. Vgl. Cat. II, 12173.

Es sind hiernach aus Berlin 6 römische Münzfunde bekannt:

1. Æ. Domitianus (81—96 p. Chr.), Artilleriestrasse.
2. Æ. Marcus Aurelius (161—180), Spittelmarkt.
3. Æ. ders., Stettinerstrasse 49.
4. Æ. Lucius Verus (161—169), Marschallsbrücke, Spree.
5. Æ. Tetricus (267—273), Chorinerstrasse.
6. Æ. Constantinus Magnus (306—337), Oranienburgerstrasse.

Vergl. meine Schrift: Vorgeschichtliche Alterthümer aus Berlin und Umgegend, wo ad 1 als Tiberius S. 104 bezeichnet ist. Nach Dannenberg wird die sehr verwischte Münze richtiger auf Domitian bezogen.

V. Steingeräth, ausgegraben nahe dem linken Spreeufer in der Villa des Bildhauers Hülker im Schlesischen Busch vor dem Schlesischen Thor:

a) Ein schön gearbeitetes, schwarz glänzendes Steinbeil, II, 11808, nach Feststellung der Königl. Geolog. Landesanstalt aus einem älteren Eruptiv-Gestein (Diorit?) gefertigt, kantig geschliffen, vorn beil-, hinten hammerartig, 11 *cm* lang, Schneide 2,7 *cm*, Bohrloch konisch, 2—2,2 *cm* Durchmesser.

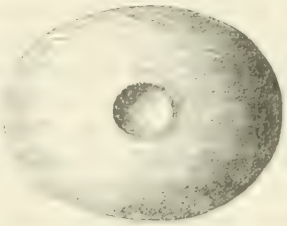
b) Bruchstück eines grossen rothgranitenen Mahltrogs (sogen. Hünenhacke, II, 11811, flach concav ausgeschliffen. Durch die platte Hohlfläche ist ersichtlich in weit späterer Zeit roh eine seichte Rinne ausgemeisselt.

c) Ein zu einem Mahltrog (ad b) gehöriger, 8 *kg* schwerer Mahlstein, II, 11800, Geschiebe, ungefähr in Form eines Mauersteins, die eine schmale Fläche von 15 *cm* Länge und 6 *cm* Breite durch Reiben abgeschliffen. Seltenes Stück, da die Reiber meist sphäroidal und auf einer der Breitseiten abgeschliffen zu sein pflegen.

VI. In der Nähe der Panke auf dem Gerbereigrundstück der Gebrüder Stein-

1) Die Münze ist inzwischen von Hrn. Polizei-Lieutenant Hoppe dem Märkischen Museum übergeben worden und dort unter II, 12648 catalogisirt.

lein, Albrechtstrasse 17, ist ein sogen. Pivotstein, aus einem harten Geschiebe, 805 *g* schwer, von natürlicher, flach eiförmiger Form, ausgegraben, welcher auf der einen Seite eine künstliche seichte kreisrunde Vertiefung, 9 *mm* tief, bei 2,5 *cm* Durchmesser, zeigt. Dergleichen Steine werden noch jetzt von den Naturvölkern beim Durchbohren von Steinen gebraucht, um den Bohrstock oder Bohrcylinder, welcher mittels der Fiedel durch die rechte Hand in schnell rotirende Bewegung



1/3 natürlicher Grösse.

gesetzt wird, das nöthige Gegengewicht beziehentlich die richtige senkrechte Stellung durch die linke Hand, welche den Pivotstein umfasst, zu geben. Das Stück ist bis jetzt für die Provinz Brandenburg ein Unicum und unter der prähistorischen Funden überhaupt sehr selten. Auf der zur Zeit im Kunstgewerbe-Museum befindlichen Indischen Ausstellung findet sich ein eingeborner Handwerker dargestellt, der mit einem solchen Apparat einen harten Stein durchbohrt. Vergl. Cat. II, Nr. 11 298 des Märk. Museums.

VII. Längs der Stadtbahn im Zuge der zukünftigen Lüneburger Strasse, von der Werftstrasse ab, bis zur Spreebrücke der Bahn, haben die Fundamentirungsarbeiten mit ihren ausgedehnten Ausschachtungen in geologischer, wie antiquarischer Beziehung im Jahre 1881 recht interessante Resultate ergeben.

Zunächst zeigte sich im alten Spreebett wieder die altalluviale Süsswasser-Conchylienfauna, welche ich bereits bei ähnlichen Arbeiten gelegentlich des Baues der Kronprinzenbrücke und der Uferquais zwischen dieser und der Marschallsbrücke festgestellt und S. 14 meiner citirten Schrift erwähnt habe, von Muscheln Unio pictorum, Unio tumidus, Cyclas solida, Cyclas rivicola, mehrere Pisidien, unter den Schnecken Neritina fluviatilis u. s. f. Ferdinand Römer sagt im 16. Bande der Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft S. 611: „In jedem Falle ist die Auffindung von Meeresconchylien in dem Diluvium bei Bromberg eine bemerkenswerthe Thatsache, weil sie den Anfang zu der Auffindung der bisher ganz unbekannten marinen Fauna des norddeutschen Diluviums bildet, deren vollständigere Kenntniss allein uns eine genauere Einsicht in die Bedingungen, unter welchen der Absatz jener ausgedehnten und mächtigen Ablagerung erfolgte, gewähren wird.“ Diese Aeusserung des berühmten Geologen mag es rechtfertigen, wenn ich hier des Vorkommens von 2 Schalen (1 zerbrochen) der Herzmuschel, Cardium edule Linné, erwähne, die, durch ein Eisenhydrat verkittet, von mir in dem zur Fundirung eines der Viaduktpfeiler frisch ausgeschachteten Diluvialkies gefunden wurden[1]).

Die Spree bildet hier auf den z. Z. noch als Wiese daliegenden, nördlich an die zukünftige Verlängerung der Lüneburger Strasse anstossenden Terrains bis an das Terrain der ehemaligen Pflug'schen Fabrik Altwasser, zwischen denen sich

1) Ueber diesen und einen früheren ähnlichen Fund auf dem Hippodrom vgl. E. Friedel, Funde aus dem Marine-Diluvium in Berlin. Nachrichtsblatt der Malakozoologischen Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1882.

trockene sandige Erhöhungen hinziehen. Auf zweien derselben zunächst der dereinstigen Kreuzung der Lüneburger Strasse mit der Strasse 15. Abtheilung VII des Bebauungsplans fand ich die vorgelegten dickwandigen, mit Grussstückchen grob gemengten, unverzierten, vorgeschichtlichen Gefässscherben und mehrere, lege artis geschlagene Feuersteinsplitter.

VIII. Fährt man durch die Müllerstrasse nach der Berliner Weichbildgrenze, so gewahrt man rechts, also nordöstlich derselben Dünenketten, welche bis 154 Fuss aufsteigen und in dem blendend weissen Sande hie und da ausgedehnte, für das Auge sofort kenntliche Kohlen- und Aschenschichten bis 10 *cm* Dicke aufweisen, als Spuren überwehter Ansiedlungsstätten aus heidnischer Vorzeit. Es sind dies dieselben Rehberge, welche die Müllerstrasse durchschneidet und welche südwestlich derselben wieder auftreten. Verfolgt man die zukünftige Strasse 29, Abtheilung X[1] des Bebauungsplans, welche sich rechtwinklich von der Müllerstrasse gerade gegenüber dem ehemaligen Steuergebäude abzweigen wird, westlich, so trifft sie Höhenpunkte, welche sich bis zu den Leutenantsbergen der angrenzenden Jungfernhaide erstrecken. In den vorzüglich durch Wirbelwinde ausgehöhlten Kuppen dieser Hügel und am Hange nach dem Langen Fenn treten ganz analoge Aschenplätze von grosser Flächenausdehnung und in der Dicke von 5 bis 15 *cm* wechselnd, auf. In zweien derselben sind zweifellos künstlich geschlagene, zum Theil ersichtlich in Feuersgluth geborstene Flinte, darunter sogen. prismatische Messerchen nicht selten. Am Hange des höchsten Hügels, nahe der Weichbildgrenze, am Rande der Jungfernhaide, lagen die Reste eines zertrümmerten helllledergelb gebrannten, mit Quarzgrus gemischten Gefässes vom Winde freigeweht. (Nachträglich im April d. J. fand ich in einer anderen Höhlung und in einem ähnlichen Aschenplatz in dieser Gegend einen Bronzegussklumpen, ein zerbrochenes Bronzeinstrument zum Schneiden, welches nicht fertig geworden zu sein scheint, und ein kleines, mit Stricheln verziertes, aufgewickeltes Bronzeblech, vielleicht das Beschlagstück eines Riemens.)

IX. Funde aus dem Stadttheil Alt-Berlin. Einen ganz anderen Charakter, den der letzten wendischen Zeiten, trägt endlich eine Reihe von Funden, welche bei Gelegenheit von Privatbauten, sowie bei den städtischen Ent- und Bewässerungsarbeiten meist im Jahre 1881, zum Theil auch bereits vorher gemacht worden sind, und welche bestätigen, dass das eigentliche Berlin nicht etwa eine von Albrecht dem Bären neu und eigens gegründete Kolonie, sondern eine zu seiner Zeit längst in nicht unbeträchtlicher Ausdehnung bestandene, zumeist auf Pfählen im und am Spreefluss angelegte Ortschaft gewesen ist.

Es sind dies Funde in und an der Stralauerstrasse, in der Jüdenstrasse, in der Spandauerstrasse und an der durch den neuesten Börsenanbau kassirten ehemaligen kleinen Heiligen-Geistgasse unweit des rechten Spreeufers.

Bereits vor einigen Jahren gelegentlich der umfassenden Neubauten zu der Landrè'schen Weissbierbrauerei Stralauerstr. Nr 36/37, wurde ich auf die im ehemaligen Spreebett innerhalb des Grundstücks errichteten Pfahlbauten aufmerksam. Es zeigen sich zunächst mittelalterliche Brandschichten von den Feuersbrünsten von 1380 und 1340 herrührend, vermischt mit entsprechendem Hausgeräth. Darunter starke rechteckig behauene. verholmte Hölzer, welche im regelrechten Verbande standen und die frühsten christlichen Gebäude d. h. Holzhäuser getragen zu haben scheinen, meist Kiefernholz, ziemlich wohl erhalten und wenig entfärbt. Darunter und dazwischen aber unsägliche Mengen aufrecht gestellter, meist eichener Spaltknüppel von 3 bis 5 *m* Länge, zum Theil mit Gabeln, Verholmungen und Auflagern versehen, welche Plattformen oder Fussboden, sowie kleine Zwischenbrücken

gebildet zu haben scheinen, daneben an bestimmten Stellen ungeheure Mengen von Wirthschaftsabfällen, besonders von Hirsch- und Rehgeweihen, Schädeln vom Hund, vom Schwein, von zwei Rinderrassen, darunter einen mittelstarken und einen auffallend kleinen mit sehr zarten Hörnern (Brachycerosrasse). Unter den Mittelfuss- oder Mittelhandknochen waren einige zu Schlittknochen verwendet. Die Knochen wie die Spaltknüppel sind vom Moor tiefschwarz gefärbt, die letzteren zerspringen leicht an der Luft in unkenntliche Stücke.

Entsprechende Funde sind Stralauerstrasse Nr. 39 auf dem Grundstück der Gebrüder Wegener gemacht, auf der an die Spree angrenzenden Hinterfläche. Hier wie dort etwa 3 *m* tiefer Moorboden über festerem Thon mit dergl. Pfahlbauten, welche wie eingeschaltet werden mag, nirgends durch Feuer zerstört, vielmehr beim Uebergang der heidnisch-wendischen in die christlich mittelalterliche Zeit allmählich durch festere Pfahl- und Holzbauten ersetzt worden zu sein scheinen, bis schliesslich der durch zahllose Pfähle und Bohlen durchzogene, im Lauf der Jahrhunderte von Abfällen und Schutt ausgefüllte Untergrund die ersten fundamentirten Fachwerks- und Ziegelbauten zu tragen im Stande war.

Zwischen den Pfählen der ältesten Periode neben Wildthierknochen sind hier die hochinteressanten vorgelegten eisernen und stählernen Geräthe und Waffen gefunden. Ich hebe darunter hervor das skramasaxähnliche Hiebmesser, IV, 1930 mit einem merkwürdigen, sehr archaistisch aussehenden Horngriff, der aus zwei

1/5 natürlicher Grösse.

Stücken, dem untern Knopfende und dem eigentlichen Griff mit einer Erweiterung nach oben, wo die Klinge in den Griff eintritt, besteht. Dies zweite Stück ist aus der Schaufel eines jugendlichen Elenthiers geschnitzt und mit sehr primitiven blattartigen, linearen Verzierungen versehen. Das Knopfende ist aus demselben Material. Länge des Griffs 13,5 *cm*, Länge der Klinge 27 *cm*. Eine andere Messer-

1/5 natürlicher Grösse.

klinge (IV, 1939), erinnert in ihrer tauschirten Arbeit an das Dolchmesser, welches Professor Virchow aus dem Burgwall bei Potzlow in der Uckermark mitgebracht hat.

Der Rücken besteht aus Goldbronze, dann folgt angelöthet eine Silberplatte, von der aus dreieckige Silberplättchen, also mit dem Wolfszahnornament, in die stählerne Klinge übergehen; wir haben es hier mit ähnlichen Arbeiten der späten Eisenzeit zu thun, wie sie Virchow in diesen Verhandlungen Jahrg. 1874, S. 114 näher beschreibt und mit orientalischer Kunsttechnik in Verbindung bringt.

Als ältester natürlicher Kern Berlins, als „der Berlin“ im eigentlichen Wortsinne, hat stets der Sandhügel der Nikolaikirche und des Molkenmarkts gegolten, und es ist hoch bedeutsam für die Vorgeschichte unserer Hauptstadt, zu sehen, wie es nun auch gelungen ist, diesen Borchelt mit den Pfahlbauansiedlungen im sumpfigen rechtsseitigen Gelände der Spree durch eine im Moorast schwimmende Holzbrücke, gewissermassen eine Art von „pontes longi“, in Verbindung zu setzen. Der festgewachsene Sandboden, welcher das Plateau jenes ältesten Hügels bildete, und der schon in geringer Tiefe hervortritt, fällt bereits an der Mündung der

Molkenstrasse in den Molkenmarkt nach der Stralauerstrasse zu allmählich ab, so dass er am Anfang der Stralauerstrasse schon gegen 4 *m* tief liegt. In der Tiefe von etwa 3 *m* wurde nun hier der morastige Boden mit einer Querlage von Kiefernstämmen in der Breite eines Fahrweges belegt gefunden, der Länge nach darunter fanden sich sehr starke eichene Stämme, so zwar, dass immer aus einem ca. 30 *cm* Durchmesser haltenden Eichenbaum, 2 halbrunde Hölzer gespalten und neben einander gelegt waren; hierüber, also zu oberst und parallel mit den Kieferstämmen, lagen birkene Knüppel (Rundhölzer) von Armsdicke, noch mit der wohlerhaltenen weissen Rinde versehen. Gegen den Molkenmarkt zu ging der Damm in eine förmliche, aus Bohlen geformte Plattform (platea) über. Auf diese Weise ist die Verbindung zwischen Burgwall und Pfahlbau durch eine schwimmende Brücke hergestellt worden. Es ergiebt sich als wahrscheinlichstes Resultat, dass die wendische Urbevölkerung auf den Pfahlbauten in den Altwässern der rechtsseitlgen Spree wohnte, ihren Verkehr (Commercium und Gerichtsstätte) aber auf dem Hügel „der Berlin" hatte, der später von der deutschen Einwanderung zuerst besiedelt und mit einem anfangs nur hölzernen Gotteshause, der St. Nikolaikirche, bebaut wurde.

Aehnliche Pfahlbauten sind vor Jahren gelegentlich des Hitzig'schen Baus der neuen Börse, Ecke Neue Friedrichs- und Burgstrasse gefunden, aber wenig beachtet worden, wenn auch damals einzelne gefundene Eisensachen an das Königl. Museum gelangten. Dagegen habe ich dem ebenfalls aus vielen Tausenden von Eichenspaltknüppeln mit Gabelästen und Querbalken versehenen Pfahlbau in dem allerneuesten, noch in der Errichtung begriffenen Neubau auf und an der kassirten Heiligen-Geistgasse fortgesetzte Beobachtung geschenkt und auch hier die Systeme denen der Ansiedelungen an der Stralauerstrasse ähnlich gefunden. Unter den Knochen, die auch hier zahlreich vorkamen, starke Hirschgeweihe. Zwei Spinnwirtel, Schärf- und Reibesteine, Kornquetscher, Eisengeräth. Alles, wie die früher beschriebenen Fundstücke, dem Ausgange der Wendenzeit, theilweise vielleicht schon den ersten christlich-deutschen Ansiedlern angehörig. Die Pfähle sind kohlschwarz, zerspringen an der Luft und sind theilweise mit einer dicken grandigen Eisenhydratmasse umgeben. Vergl. Kat. II, Nr. 11 838.

In die gleiche Zeit mögen die Abfallreste gehören, welche neben einer uralten Grabenbrücke in der Jüdenstrasse zwischen Landgericht und Rathhaus gefunden sind. Auch hier Wildthierreste. Zwei Spinnwirtel von gebranntem Thon (II, 11 500 und 11 501), ein Knochenkamm, II, 11 549, ähnlich dem im wendischen Burgwall von Lenzen gefundenen M. M. Kat. II, 5843, sowie den von Lindenschmit, heidn. Alt. II, XI, Taf. 4, Fig. 1—3 abgebildeten Knochenkämmen. Nr. 1 daselbst ist im Museum zu Schwerin, Nr. 2 und 3 sind römisch aus Mainz und nur dadurch ein wenig verschieden, dass die Zähne gleich lang sind, während bei den nordischen Kämmen die Zähne nach den Seiten zunehmen, in der Mitte also am kürzesten sind.

Auf der anderen Seite des Rathhauses beim Abbruch der tiefsten Fundamente der ehemaligen Gerichtslaube aus dem 13. Jahrhundert an der Ecke der Spandauerstrasse wurde einer jener angeblich in Gletscherbächen oder im Gletschereis kantig geschliffenen, glattflächigen Geschiebesteine von Prismenform gefunden, welche namentlich auf den Ausläufern des Hohen Fläming zwischen Niemegk und Belzig gewöhnlich sind, anscheinend harter Quarzit. Die natürlichen Prismenflächen haben Wachsglanz, eine Fläche ist rauh durch menschlichen Gebrauch abgerieben, und mag das Stück als Fauststein zu wirthschaftlichen oder gewerblichen Zwecken bereits in der Vorzeit gedient haben. Kat. II, 11 112.

X. Schliesslich legte der Vortragende noch eine Reihe von Menschen-

schädeln vor, welche gelegentlich der Kanalisation nahe der Nikolai- bezw. der Marienkirche ausgegraben worden sind. Vergl. Kat. VIII, Nr. 975—977, 980—981. Wegen vorgerückter Zeit konnten diese Schädel nicht mehr zur Besprechung kommen.

(21) Hr. Virchow legt einige Berichte vor über den

Bronzefund aus der Duxer Riesenquelle.

Im Anfang d. M. ging die Nachricht durch die Zeitungen, dass man bei der Teufung der Riesenquelle zwischen Dux und Teplitz in einer Tiefe von 5—6 *m* im Letten auf zahlreiche Bronzegeräthe gestossen sei, von denen man vermuthete, dass es Opfer gewesen seien, welche man in die Quelle geworfen habe.

Hr. Pudil berichtet darüber d. d. Bilin, 15. Februar, Folgendes:

„Der Wasserdurchbruch in Dux und die daraus erfolgte Katastrophe der Teplitzer Thermen ist bekannt. Aber auch die sogenannte Riesenquelle (eine warme Quelle in der Nähe von Dux) ist vollständig versiegt. Der Besitzer dieser Quelle, Graf Waldstein, lässt an der Stelle der versiegten Quelle nachgraben und hofft mit der nun begonnenen Verdünnung der Einbruchstelle im Döllingerschachte die Quelle wieder zu gewinnen. Es wird daselbst ein Schacht getrieben, der gegenwärtig etwa 20 *m* tief ist. In der Tiefe, wie man mir sagte und was ich sicher stellen will, von beiläufig 9 *m*, fand man eine grosse Menge Bronzeschmuck, als: Armbänder (für den Unterarm), Fibeln und einige wenige Fingerringe. Die meisten Armbänder sind nur dünn, einige nur aus Bronzedraht geflochten und sehr elastisch. Die Fibeln sind alle gleich construirt, wenn auch verschiedenartig verziert.

„Die grosse Zahl dieser Gegenstände, wohl 2—300 Stücke, ferner die Aehnlichkeit der Construktion, Schärfe der Kanten und Spitzen, das Beisammenliegen etc. schliessen aus, dass diese Gegenstände als Opfergaben, wie sämmtliche Lokalblätter angeben, in die Quelle nach und nach versenkt wurden.

„In der ersten Zeit wurden die gefundenen Sachen wenig beachtet und soll ein Theil von Juden aufgekauft worden sein, so dass mir die genaue Zahl zu bestimmen schwerlich gelingen wird; doch ist wohl der grösste Theile dieses Fundes im gräfl. Waldsteinschen Schlosse in Dux aufgehoben und vor Verschleppung gesichert.

„Der Name Riesenquelle ist nicht alt, er stammt aus dem 13. oder 14. Jahrhundert, wo es zur Mode wurde, statt der alten böhmischen, deutsche Namen den alten Herrensitzen und von da auch den Familien zu geben. Die Besitzer der Burg Osek nannten auf diese Weise ihre Burg „Riesenburg“ und schrieben sich von da an in böhmischen Urkunden „Oseka“, in deutschen „von Riesenburk“. Den älteren Namen dieser, unzweifelhaft schon im grauen Alterthume bekannten Quelle aufzufinden, wird wohl nicht möglich sein.“ —

Auch Hr. Wiechel hat vor wenigen Tagen die Stelle besucht. Er theilt darüber d. d. Dippoldiswalde, 17. Februar, Nachstehendes mit:

„In Folge der Quellencalamität im Teplitzer Thale ist neuerdings die vor etwa 60 Jahren wegen zu reichlichem Fliessen und damit verbundener Schädigung der benachbarten Grundstücke verstopfte Riesenquelle eröffnet und mittelst regelrechter Schachtzimmerung abgeteuft worden. In den ersten Tagen des Februars ist dabei in 6 *m* Tiefe im Letten einer Kluft, welche in ihrem weiteren Theile mit dem Geröll der bei der Verstopfung eingeschütteten Steinmassen angefüllt war, ein Bronzekessel von etwa 50 *cm* Durchmesser, gefüllt mit etwa 4—500 Bronze-

schmuckgegenständen, gefunden worden. Derselbe befindet sich im Schlossmuseum zu Dux. In demselben haben sich vorgefunden:

	durch die Arbeiter verzettelt, ungefähr	im Schlossmuseum, ungefähr
Fibeln	100	150
Nicht ornamentirte Armringe . .	?	100
Ornamentirte Armringe	?	50
Fingerringe	1	3
Bronzedraht-Armbänder	?	30

„Ausserdem sind im Duxer Museum aus dem Riesenquellenschachte deponirt: mehrere Menschenknochen (nach Ausspruch eines Arztes); eine Anzahl scheinbar formloser, schwarz gewordener Holzstücke, beides wahrscheinlich in der Nähe des Kessels gefunden; 1 eiserner stark gerösteter Gegenstand (Schwert?), nähere Angabe über die Fundstelle im Schacht unbekannt; eine bronzene Lanzenspitze, am 7. Februar in 15 *m* Tiefe gefunden.

„Alle Objecte tragen das einheitliche Gepräge des la Tène-Typus, im Detail aber in reicher Mannichfaltigkeit.“ —

Hr. Virchow legt die Zeichnungen des Hrn. Wiechel vor, welche sich hauptsächlich auf die Fibeln und speciell auf die Bügel derselben beziehen. Zwei der vollständigsten Exemplare sind dem prähistorischen Museum in Dresden überwiesen;

Fig. 1.

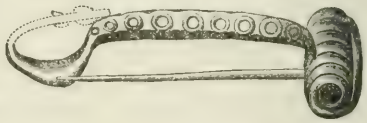


Fig. 2.

sie sind beide nach demselben Typus gebildet, der auch sonst in Thüringen und Böhmen sehr verbreitet ist. Der Draht ist um einen eisernen Stift aufgerollt und schlingenförmig über die Rolle herübergezogen; der breite Bügel, der in Fig. 1 glatt, in Fig. 2 mit Kreisen verziert ist, geht in eine platte Einbiegung zur Aufnahme der Nadel über und ist am Ende zurückgebogen und mit einer runden Scheibe versehen, auf der sich in Fig. 1 wiederum Kreise befinden, während die Mitte derselben durch eine Niete befestigt ist. Im Schlossmuseum zu Dux, welches dem Grafen Waldstein gehört, befindet sich eine grössere Zahl von Fibeln, deren Bügel dem Anschein nach sehr mannichfaltig gestaltet und verziert sind; namentlich sind einige ganz platt und breit.

Mit Recht stellt Hr. Wiechel sie in die ältere Eisenzeit. Leider ist das grössere Geräth aus Eisen nach der Zeichnung schwer zu deuten; man möchte es fast für die Nachbildung einer Krücke halten. Wenigstens läuft der etwa 45 *cm* lange, wahrscheinlich abgebrochene, nach unten sich stark verjüngende Stiel nach oben in zwei gebogene, durch eine einfache Krümmung verbundene, etwas auswärts gerichtete, aber im Ganzen aufgerichtete kurze Arme mit einer lichten Spannung von etwa 20 *cm* aus. Es könnte also immerhin eine Art von Votivstück sein, wie es

Hr. Ascherson in der Sitzung vom 17. October 1874 (Verhandl. S. 184, Taf. XII, Fig. 6), allerdings nur aus Wachs gebildet, von Kevelaer vorgelegt hat.

Der ganze Fund erinnert in hohem Maasse an den berühmten Pyrmonter Fund, den wir auf unserer Ausstellung von 1880 sahen (Katalog S. 593). Bei der Neufassung einiger Quellen hatte man dort gleichfalls eine grosse Zahl von Bronzen gehoben, namentlich weit über 100 Fibeln. Eine Abbildung davon findet sich in Heft V, Taf. 17, des photographischen Albums der Ausstellung. Es ergiebt sich daraus, dass die Form der Fibeln, meist Armbrustform, von den Duxer verschieden ist; gleichwie die gleichzeitig gefundenen Münzen von Domitian, Trajan und Caracalla, sind auch die übrigen Geräthe offenbar römische. Indess zeigt die grosse Masse der Fibeln doch, dass diess ein sehr gebräuchliches Votivgeschenk an Mineralquellen war.

Wegen einer Vergleichung der Duxer Fibelform verweise ich auf die Abbildungen von Ranis und Giebichenstein in dem Album der Ausstellung, Heft VI, Taf. 25 und Taf. 5, welche den Typus recht gut wiedergeben. Noch näher kommen vielleicht die Fibeln aus den Hügelgräbern von Sinsheim, ebendaselbst Heft VII, Taf. 14, welche auch die Scheibe am zurückgeschlagenen Ende zeigen. Bei C. 2708 ist auch der breite Bügel mit Kreisen (Sonnen) verziert.

Sollten alle Fibeln u. s. w. in einem Bronzekessel gelegen haben, so würde dadurch die Deutung der Sachen als Votivgaben allerdings sehr erschwert. Eine weitere Aufklärung ist daher sehr erwünscht.

(22) Hr. A. Nagel in Passau berichtet unter dem 19. Januar über

Gräber von Rössen an der Saale.

Schon seit Decennien wurden bei den Schachtarbeiten im Steinbruche eines Gütlers zu Rössen a. S., Kreis Merseburg, Gegenstände gefunden, die auf eine grössere Grabstätte an genanntem Orte hinweisen. Nachdem ich Kenntniss hiervon erhalten hatte, beauftragte ich meinem Bruder, der Sache eine grössere Aufmerksamkeit zu schenken, und kam in Folge dessen in den Besitz der in meinem Kataloge S. III, Kasten II, Nr. 1—4, Kasten III, Nr. 6 und 7, S. VI, Taf. VII, Nr. 1—10, Taf. VII, S. VII, Nr. 13, 15, 20 und 21, S. IX, Taf. X B Nr. 1—6, sowie Urnen Nr. 1 und 10—20 aufgeführten prähistorischen Alterthümer.

Gelegentlich eines Besuches bei meinen Angehörigen im August v. J. nahm ich den Fundort nochmals in Augenschein und kam hierbei zu der Ueberzeugung, dass immer noch Grabstätten vorhanden seien. Meine Ansicht bestätigte sich durch die weiteren, auf meine Anregung gemachten Funde, welche ich folgen lasse.

Die Grabstätte mag vormals einen Complex von mehreren Morgen eingenommen haben und sind die einzelnen Stätten Reihengräber. Die Art und Weise der Bestattung war bezüglich der Ueberdeckung des Leichnams verschieden. Als ich vor drei Jahren an dem Platze war, konnte ich ganz deutlich Steinüberdeckung constatiren. Die umhüllende Erde besteht in feinsandiger, etwas lehmiger Mergelerde. Das Skelet liegt gewöhnlich $1-1\frac{1}{2}$ *m* tief auf natürlichem Boden, Kopf mit dem Blick nach Osten gerichtet. Die Lage der Arme ist verschieden, die Füsse gestreckt. Metallische Beigaben wurden bisher noch nie gefunden.

Ueber den heute gesandten Fund diene Folgendes: Das Skelet lag in der oben angegebenen Richtung, 5′ tief von der Erdoberfläche, zur Rechten in der Nähe des Beckens befand sich das Beilchen und die durchbohrte Steinaxt. — Das Horn lag an der linken Seite, der längliche Feuersteinsplitter (Messer?) über den Rippen. Der rechte Arm rückwärts nach dem Kopfe zu gebogen, am Oberarm von den Gliedern eines Marmorkettchens umgeben. Der linke Arm war nach dem Kinn

zu gezogen. Das thönerne Stück und die übrigen Gegenstände lagen zerstreut um das Skelet. Steinsetzung keine vorhanden.

(23) Hr. Treichel macht folgende Anfrage, betreffend

Erdeinschnitte an Burgwällen.

In der Sitzung vom 10. December 1880 (Verh. S. 392) legte ich eine Beschreibung von Burgwällen bei Alt-Grabau in W.-Pr. nebst einem Situationsplane des einen, kleineren vor, und erwähnte dabei, dass ausser den Eingangslücken, deren Zweck man sich wohl erklären könne, in schräger Richtung über die Brustwehr ein flacher, aber doch genügsam sichtbarer Einschnitt hinwegginge, welcher auch noch einen in der Mitte des Grabens befindlichen Aufwurf von einer mit der Brustwehr fast gleichen Erhebung an einem Ende streift. Der Zweck dieses flachen Einschnittes war mir unerfindlich. Ein ähnlicher Einschnitt macht sich auch bemerkbar bei der Anlandestelle des Burgwalles bei Neu-Grabau. Bisher hoffte ich vergeblich, dass durch die Schriften der Gesellschaft mir in dieser Beziehung eine Aufklärung und Unterweisung zukommen möchte, so dass ich mir erlaube, diese Frage als eine offene und der Antwort bedürftige besonders hinzustellen, zumal, wie ich später erwähnen werde, mir ein ähnliches Verhältniss aus der Provinz Sachsen bekannt geworden ist. Damit bringe ich in Verbindung eine kurze Besprechung des in der Mitte aufgeworfenen Erdrückens, der ebenfalls im Walle bei Neu-Grabau vorhanden ist.

Dass unter dem Erdeinschnitte eine natürliche Bodenfalte zu vermuthen stände, möchte ich sehr bezweifeln. Wäre selbige bei der Aufwerfung des Walles schon vorhanden gewesen, so müsste sie noch jetzt als Fortsetzung in den beiden angrenzenden Höhenrücken, von welchen dieser Burgwall abgetrennt ist, aufzufinden sein. Das ist aber nicht der Fall. Auch wäre es den Erbauern dieses kleinen Walles wohl zuzutrauen gewesen, dass sie die natürliche Bodenfalte für die Eingangslücken benutzt und offen gelassen hätten; letztere finden sich aber noch daneben. Es gewinnt für mich den Anschein, als ob diese Einschnitte für das Fundament irgend einer Anlage als Einpassung gedient hätten. Vielleicht waren dort Baumstämme eingefügt, auf welchen man von einer Seite des Walles zur anderen hierüber gelangen konnte.

Im Wochenblatte für Neuhaldensleben (Nr. 59 Beil. 1881) in der Provinz Sachsen ist das Protokoll eines prähistorischen Vortrages von Hrn. Maass I. aus Altenhausen über die Uhlenburg bei Ivenrode nebst Situationsplan abgedruckt. Daraus erhellt, dass auch die Uhlenburg einen solchen schrägen Einschnitt aufweist, welcher vom Zugange aus über die unterste, also niedrigste Terrasse des inneren Ringwalles nach einer anderen Richtung auf den äusseren Wall hinauf geht. Durch das Protokoll, sowie nach schriftlicher Anfrage durch Hrn. Maass selbst wird die Sachlage nicht aufgeklärt; Hr. Maass würde den transversalen Einschnitt für einen, wenn auch unmotivirten Forstkulturgraben gehalten haben, da er auf der Seite des stärksten Profils liegt, also nach der Fortsetzung des Rückens hin, senkrecht zur Richtung des Höhenzuges. Doch gesteht er ein, dass er sich keinen Vers darauf machen könne.

Soll ich selbst bei meiner vorher ausgesprochenen Meinung bleiben und selbige für die Uhlenburg anwenden, so möchte ich sagen, dass der Baum, der Balken, das Brett hier deshalb gelegen hat, um von dem niedrigen Zugange aus über diese zugleich als Stützpunkt (so auch bei Alt-Grabau) dienende, unterste Terrasse hinweg möglichst schnell nach der Wallkrone hingelangen zu können, und zwar nach derjenigen Stelle derselben, welche wegen des ihr vorliegenden Höhenrückens,

besonders und zuerst vor dem, auf jenem leichter andringenden Feinde zu vertheidigen gewesen sein musste. Fast ähnlich (wenigstens genau zur linken Hand) wendet sich der Einschnitt beim Walle von Alt-Grabau gegen beide anstossende Höhenrücken.

Jedenfalls bedarf die Sache aber einer näheren Untersuchung, ehe diese ungefähre Meinung als stichhaltig zu befinden ist, und um eine solche Beleuchtung möchte ich gebeten haben.

Bei beiden Schanzen (Grabau und Uhlenburg) kommt auch noch ein in der Mitte befindlicher Hügel oder Erdrücken vor. Hr. Freih. von Bönigk hatte die Freundlichkeit, mir darüber seine Muthmassung mitzutheilen. Derselbe könne aufgeworfen sein, obwohl er für eine ältere Schanze kein Analogon kenne, auch keinen Zweck herausfinde. Ist er vielleicht entstanden, indem hier Fachwerkgebäude abbrannten und das Zusammengestürzte im Laufe der Zeit mit Erde bedeckt wurde? Es deutet darauf hin, dass bei Grabau an dieser Stelle Scherben, Kohlen und gebrannter Lehm gefunden sind. Sei der Erdrücken dafür zu hoch, so sei er vielleicht stehen geblieben, als rings um ihn der Boden ausgehoben wurde, um die Wälle zu schützen. — Der letzteren Meinung stimme ich gern bei, da ja zur Bildung des Walles die Erde sowohl aus dem nassen Graben von aussen rings umher, als auch von der inneren Seite genommen sein kann. Das Bestehen eines Fachwerks, als Bollwerk ausserdem zu benutzen, auf dem Erdrücken, als er schon gebildet war, wäre daneben auch noch möglich, wogegen die Entstehung des nicht kleinen Hügels durch Brand des Gebäudes wegen der geringen Dimensionen der ganzen Anlage ausgeschlossen erscheint, um so mehr, als sich die Erdfalte auch über den Hügel hinwegzieht.

Bei der Uhlenburg scheint die Sache anders zu liegen. Nach gefälliger Mittheilung des Hrn. Maass soll die in der Mitte sichtbare Erhöhung eine natürliche Hügelkuppe sein. Es sei eine Hügelzunge mit einem dreifachen, terrassenförmigen Ringwalle umgeben worden, wie bei dem Schlossberge bei Burg im Spreewalde, das Ganze noch mit einem niedrigen Vorgraben umgeben. Wie bei dem Burgwalle von Alt-Grabau, ist auch hier das vertikale Defilement nach dem angrenzenden Höhenrücken ganz schulgerecht fortificatorisch durch stärkere Wall- und Grabenprofile erreicht. — Jedenfalls ist in der Mitte des Lagerraumes auch hier eine Erhöhung vorhanden, welche, ob nun natürlich, oder aus einer natürlichen durch Kunstbeihülfe geworden, dazu gedient hat, sowohl auf der obersten Terrasse Umschau zu halten, als auch in der untersten einen Stützpunkt zu gewinnen für die Fundamente einer fortificatorischen Anlage. —

Wir schliessen hier den Bericht des Hrn. Maass-Altenhausen in der Sitzung des Aller-Vereins, Althaldensleben, 8. Juni 1881, an, betreffend

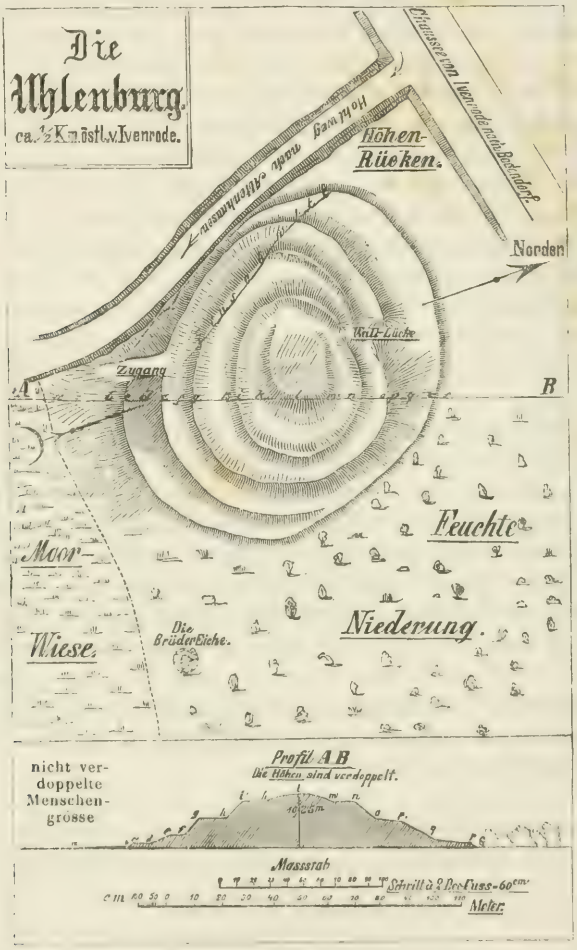
die Uhlenburg bei Ivenrode.

(Hierzu ein Holzschnitt.)

„Als eine Alterthümlichkeit bei Ivenrode ist noch zu bemerken" — lesen wir in der Chronik des Kreises Neuhaldensleben von P. W. Behrends — „eine unfern „vom Dorfe an der Heerstrasse zwischen den Bäumen befindliche Erderhöhung mit „einer Spur von ehemaligem Walle und Graben umher, welche von den Anwohnern „die Uhlenburg oder Eulenburg genannt wird. Eine alte Burg war einst dort sicher „vorhanden. Dass aber, wie die Sage will, dort einst Tempelherren gewohnt haben „sollen, bezweifle ich, weil keine mir bekannte Urkunde davon einen Wink giebt."

Wenn wir nach dieser Beschreibung uns die Uhlenburg als einen kaum noch

bemerkbaren Rest eines Walles und Grabens vorstellen, so werden wir angenehm überrascht, an der vom Chronisten richtig angegebenen Stelle neben der Chaussee östlich des Dorfes auf einem sehr markierten Höhenvorsprunge, der sich fast 40 Fuss hoch aus dem umliegenden feuchten Laubwalde erhebt, drei zwar etwas verflachte, aber überall deutlich erkennbare, den Hügel terrassenförmig umgebende Ringwälle zu finden, deren innerster einen länglichen, unebenen Raum von 90 Schritt Länge und 60 Schritt Breite einschliesst. Ausserdem läuft als vierte Einschliessung um den ganzen Fuss der Höhe noch ein kleiner Wallgraben, der sich nach der Chausseeseite in eine dreifache Zickzacklinie spaltet. Die hierzu beigegebene Grundriss- und Profilzeichnung macht eine speciellere Beschreibung entbehrlich.



Sehen wir uns auf der Höhe des oberen Wallringes nach den Spuren der Burg um, die nach dem Chronisten dort sicher vorhanden gewesen sein soll, so finden wir dort weder Bruchstücke von Mauerwerk oder Ziegeln, noch Brandschutt oder Vertiefungen von ausgebrochenen Grundmauern und dergleichen. Nur eine etwas auffallende Menge kleiner rundlicher Steine und Geschiebe von meist flacher Gestalt liegt hie und da zerstreut, und da auch kein geebneter Platz erfindlich ist, auf dem ein Gebäude gestanden haben könnte, so gelangen wir zu der Ueberzeugung, dass hier eine mittelalterliche Burg nicht gestanden hat. Die Bezeichnung Burg kann daher

dem Platze nur im Sinne einer Befestigung eines geborgenen oder festen Ortes beigelegt sein.

Die geschriebenen Urkunden geben uns über den Ursprung und Zweck der Befestigung keine Auskunft. Wir sind daher genöthigt, uns dieserhalb an die Ueberlieferung im Volksmunde und an die Sagen zu wenden, welche sich an den in der Umgegend etwas gefürchteten Ort knüpfen.

Die Tradition lässt uns leider ganz ohne Fingerzeig. Mit der ehemaligen Tempelherrenburg ist es offenbar nichts, denn die dem angrenzenden Waldreviere beigelegte Benennung „Tempelherrengarten" ist nachweislich erst im Anfange dieses Jahrhunderts entstanden, als man anfing, über den Ursprung der Uhlenburg Vermuthungen aufzustellen, die wahrscheinlich von dem Umstande ausgegangen sind, dass über der östlichen Thür der Kirche im nahen Ivenrode eine Steinplatte eingelassen ist, die eine Zeichnung des Lammes mit der Fahne trägt, ein Zeichen, das sich oft an Gebäuden der Tempelherren findet.

Die Erzählung von einem unterirdischen Gange, der von der Burg Altenhausen nach der Uhlenburg führt, hat ebenfalls wenig Werth. Denn wenn auch dergleichen Rettungsgänge bei verschiedenen Burgen nachgewiesen sind, so ist doch ein solcher bei einer Entfernung von einer Viertelstunde fast eine Unmöglichkeit; auch liegt der Ausgang dann an einem versteckten Orte und nicht an der Heerstrasse.

Nun zu den Sagen und Spukgeschichten. In Altenhausen und Ivenrode erzählt man sich von Hochzeitszügen, die in der Uhlenburg gesehen werden und auf der Höhe verschwinden, und von einem Ritter (Reiter) ohne Kopf, der sie unsicher macht. Am vollständigsten ist folgende Sage: Vor etwa hundert Jahren hörte um die Mittagsstunde ein Junge ein Glöckchen in der Uhlenburg klingen. Als er dem Tone nachging, sah er einen Zwerg, der ihn in eine Höhle führte und ihn einlud, sich an eine reich besetzte Tafel zu setzen und zuzulangen. Der Junge floh aber entsetzt aus der Höhle, und als er anderen Tages zur Mittagszeit sich eines Besseren besonnen hatte, waren Zwerg und Höhle verschwunden.

Diese Sagen haben eine auffallende Aehnlichkeit mit denjenigen, welche unter den Wenden des Spreewaldes verbreitet sind. Der Reiter ohne Kopf ist der wilde Jäger, das Zerrbild des Gottes Wotan, der auf seinem achtfüssigen weissen Rosse Nachts durch die Luft stürmt. Der Zwerg ist der Böse, der die Menschen in seine Netze lockt. Auch das Klingen der Glocke um Mittag finden wir in den wendischen Sagen, die sich an die im Spreewalde zahlreichen Ringwälle und Burgberge knüpfen. Nach Professor Virchow's neuesten Untersuchungen kommen dergleichen Ringwälle nur vor, wo Wenden sesshaft gewesen sind.

Nun haben sich zwar in unserem alten Nordthüringgau die in der Altmark Jahrhunderte hindurch zur Herrschaft gelangten Wenden niemals dauernd ansiedeln können. Aber man konnte sich doch ihrer nur mit dem Aufwande aller Kräfte erwehren; es mussten Landwehren erbaut, Warten errichtet und häufige Angriffe zurückgeschlagen werden. Dass Letzteres nicht immer gelang, dass also auf kürzere Zeit die Wenden rechts der Ohre festen Fuss fassten, geht daraus hervor, dass es in Erxleben ein Hühnerdorf, bei Alvensleben eine Hühnerküche, bei Bregenstedt eine Heidenkrippe giebt, Bezeichnungen, welche nur auf die Wenden bezogen werden können. Die sich an die Heidenkrippe knüpfenden Sagen sprechen direct von einer Schlacht, in welcher dort die eingedrungenen und von der Burg Erxleben zurückgeschlagenen Wenden vernichtet worden sind.

Nach alledem liegt es ziemlich nahe, die Uhlenburg für eine von den Wenden angelegte Befestigung zu halten. Die Wahl des Platzes ist zweckentsprechend. An

der Heerstrasse zwischen den festen Orten Haldensleben und Walbeck, gleich weit von beiden entfernt gelegen, war die Uhlenburg wohl geeignet, einem aus der Altmark in das feste Bördeland vordringenden wendischen Heereszuge als Stützpunkt zu dienen. Denken wir uns die drei über einander gelegenen Wälle mit Pallisaden versehen, auf der obersten Höhe ein Blockhaus aus Stämmen errichtet und die vierte unterste Umfassung mit einem Pfahlwerk besetzt, um Vieh und Wagen zu bergen, so müssen wir gestehen, dass eine solche Feldbefestigung mit einer Besatzung von 300 tapferen Wenden wohl geeignet sein musste, den umwohnenden Deutschen Respekt einzuflössen. Dessen ungeachtet kann der Platz nicht lange im Besitze der Wenden geblieben sein, da sich dort ausser den erwähnten Steinen, die theils als Wurfgeschosse bereit gelegt sein mögen, theils dem Blockhause zur Unterlage gedient haben können, wenigstens einige Ueberreste anderer Art finden müssten.

Jetzt ist die Höhe mit Kiefern bestanden. Um ihren Fuss zieht sich auf zwei Seiten ein feuchter Eichen- und Buchenwald, dessen Grund eine Menge mulden- und kesselförmiger Vertiefungen zeigt, die jedenfalls von Menschenhänden entstanden sind. Die dritte Seite wird von einer moorigen Wiese mit einem Quellensumpfe begrenzt, während die vierte, westliche Seite durch einen tiefen Hohlweg abgeschnitten wird. Nach dieser letzten Seite hin war die Feste durch anschliessende Höhen am meisten bedroht. Daher sind, ganz übereinstimmend mit den Grundsätzen der neueren Befestigungskunst, nach dorthin die Wälle der Burg am höchsten und die Gräben noch am deutlichsten vertieft. Nur ein einziger, lebender Zeuge von der Entstehung der interessanten Burg, des einzigen Ringwalles unserer Gegend, ist noch vorhanden: die 1000jährige, hohle und vielfach mit Blitzrinnen versehene Doppeleiche am Fusse der Burg. —

Hr. Virchow bemerkt, dass er die Meinung niemals vertreten habe, als seien die Burgwälle ausschliesslich wendische. Unzweifelhaft sei die Zahl derselben in slavischen Gebieten eine ungewöhnlich grosse, aber auch hier lasse sich von nicht wenigen und gerade von den grössten nachweisen, dass die erste Anlage einer älteren, also wahrscheinlich germanischen Cultur angehörte. Gerade an dem Schlossberge von Burg sei ihm dieser Nachweis zuerst gelungen. Um jedoch diese Frage zu entscheiden, sei es absolut nöthig, die Ueberreste der alten Bewohner oder Vertheidiger zu sammeln, wobei namentlich das Thongeräth von grösster Bedeutung ist. Auch für die Zeitbestimmung der Uhlenburg würde diess höchst wichtig sein, und Hr. Maass könnte sich durch Ziehung eines Grabens ein nicht geringes Verdienst um diese, für das linke Elbufer fast noch ganz offene Frage erwerben.

Was die von Hrn. Treichel aufgeworfene Frage betrifft, so ist sie wohl kaum allgemein zu beantworten, da es bestimmte Schemata für die Construktion der alten Befestigungen nicht gegeben haben dürfte. Im Allgemeinen lässt sich überall nachweisen, dass man die natürlichen Vortheile der Bodenformation wohl zu benutzen wusste, dass z. B., wenn im Centrum einer Wallanlage eine Anhöhe lag, dieselbe auch erhalten wurde. Dafür bietet die sogenannte Römerschanze bei Potsdam ein nahes Beispiel. Was die Durchschnitte der Wälle angeht, so ist es immer eine schwierige Aufgabe zu ermitteln, welche von ihnen ursprüngliche waren und welche später für die blosse Passage, für Holzabfuhr, Behütung u. s. w. hergestellt wurden. Jedenfalls lässt sich das nur an Ort und Stelle ermitteln. Für Vergleichungen in dieser Hinsicht sind die Skizzen der livländischen Bauerberge in Kruse's Necrolivonica, Tab. 62—66, ganz lehrreich.

(24) Hr. Virchow bespricht die Ausgrabungen des Hrn. Struckmann in der

Einhornhöhle bei Scharzfeld am Harz.

In der Sitzung vom 12. October 1872 (Verhandl. S. 251) erstattete ich der Gesellschaft Bericht über meine Untersuchungen in der Einhornhöhle, welche schon Leibnitz beschäftigt hat. Es ist dies wesentlich eine Bärenhöhle. Es gelang mir damals, in dem Tropfstein, mit dem der Boden der Höhle bedeckt ist, eine alte Heerdstelle aufzubrechen, in der Kohle, Topfscherben und zerspaltene Thierknochen bei einander lagen, indess liess sich mit voller Sicherheit nicht erkennen, ob der Mensch hier gleichzeitig mit dem Höhlenbären gelebt habe. Auch Hr. Dr. Hostmann, der die Güte hatte, die von mir begonnenen Ausgrabungen fortzusetzen, war nicht glücklicher, obwohl er noch in grösserer Tiefe und an einer zweiten Stelle Topfscherben ermittelte.

Hr. Struckmann, der durch die Provinzial-Verwaltung von Hannover mit Geldmitteln ausgestattet war, glaubt aus der Beschaffenheit der Knochen nachweisen zu können, dass der Höhlenbär nicht etwa in der Höhle gelebt habe, sondern dass seine Gebeine von Menschen eingeschleppt und zerschlagen seien. Abgesehen davon, dass er in dem Höhlenlehm einige rohe Topfscherben und Stückchen von Holzkohlen fand, konnte er freilich weitere Beweise nicht ermitteln. Mir scheinen dieselben ungenügend. Alles, was er von den Knochen des Höhlenbären erzählt, trifft auch zu für andere Höhlen, z. B. für die Mammuthknochen in der Balver Höhle, aber meines Wissens ist noch Niemand so weit gegangen, die ganze ungeheure Anhäufung in derselben dem Menschen zuzuschreiben.

Hr. Struckmann berichtet dann weiter (Nordhäuser Courier. 1882. Januar Nr. 13 und 14): „Die sichtbar auswaschenden Wirkungen des Wassers bei der hoch am Berge gelegenen Höhle lassen sich nur dadurch erklären, dass zur Zeit, als der Südrand des Harzes, wie der grösste Theil unserer deutschen Mittelgebirge noch von Gletschern bedeckt war, das Schmelzwasser eines solchen in der Form eines tobenden Gletscherbaches durch die Höhle seinen Abzug nahm. Es werden dadurch auch andere Erscheinungen erklärt, die bei den älteren fossilen Thierknochen hervortreten. Die bisherigen Ausgrabungen sind vorzugsweise in der Capelle, in der grossen Vorhalle, in der Schillergrotte und in der Wolfskammer vorgenommen; in diesem Jahre sollen dieselben auch in den letzten Verzweigungen der Höhle fortgesetzt werden. Der ganze Boden derselben ist bis zur untersuchten Tiefe von 2,5 bis 3 *m* mit einem gelblichen, mit mehr oder weniger Steinen vermengten Höhlenlehm bedeckt; tiefer folgen an den meisten Stellen grössere Steinblöcke, durch welche das weitere Eindringen sehr schwierig wird. Dieser Höhlenlehm ist nun die Fundstelle zahlreicher Knochen und einiger anderer Reste aus grauer Vorzeit. Die unteren Schichten desselben enthalten in allen Theilen der Höhle neben wenigen Knochen des Höhlentigers, ziemlich häufigen Resten des Wolfes, der Fischotter und des Dachses eine überaus grosse Menge von Bärenknochen, und zwar von der längst ausgestorbenen sehr grossen Art, die unter dem Namen des Höhlenbären allgemein bekannt ist. Man findet jedoch nicht die ganzen Skelette oder grössere Skelettheile desselben, sondern, abgesehen von den Wirbeln und Fusswurzelknochen, nur zerschlagene und zerklopfte Knochen: namentlich sind die grösseren Röhrenknochen fast ohne Ausnahme der Länge nach gespalten und in kleine Stücke zersplittert.

„Dasselbe gilt von den Schädeln, die nur in Bruchstücken neben zahlreichen, vortrefflich erhaltenen Zähnen gefunden werden. Es ist dieses nicht etwa ein Zufall oder eine Folge der Verwitterung; vielmehr lässt der Zustand und die gleichförmige Beschaffenheit der Knochen darauf schliessen, dass dieselben absichtlich von Menschen-

hand zerschlagen und zerklopft worden sind. Auch bezeugen einige Topfscherben und Stückchen von Holzkohle die damalige Gegenwart des Menschen. Die Thiere sind nicht etwa in der Höhle gestorben, auch sind die Cadaver derselben nicht eingeschwemmt; vielmehr fielen die Bären der Urbevölkerung der Gegend zur Beute und wurden in die Höhle geschleppt, um bis auf die letzten Reste verspeist zu werden; die Knochen wurden zerschlagen, um das Mark zu gewinnen, welches für einen besonderen Leckerbissen galt. Also war die Einhornhöhle in ältester Zeit bereits bewohnt und zwar vor Tausenden von Jahren, als der Harz noch von Gletschern bedeckt war. Es lässt sich dieses daraus abnehmen, dass viele der zerschlagenen Knochen, namentlich in den hinteren Theilen der Höhle, zugleich deutliche Spuren der Abrollung zeigen; sie müssen daher in der Höhle vom Wasser fortbewegt sein; dieses konnte nur geschehen als noch ein Gletscherbach durch dieselbe floss; vorher musste also die Höhle bereits bewohnt sein, demnach innerhalb der langen Periode, die wir als Eiszeit bezeichnen, und zwar in der Zwischenzeit, während der Gletscher sich zeitweise zurückzog und die Höhle trocken wurde.

„Eine zweite jüngere Culturschicht, die an einigen Stellen der Höhle über dem älteren Lehm entdeckt wurde, liefert den Beweis, dass dieselbe auch nach der Eiszeit bewohnt oder mindestens vorübergehend als Zufluchtsort benutzt wurde. Auch in dieser Ablagerung sind die Knochen des Höhlenbären noch vor allen anderen überwiegend; daneben finden sich auch wieder die Reste des Wolfs und der Fischotter; von besonderem Interesse ist es aber, dass sehr primitive Topfscherben in grösserer Anzahl auftreten, und dass auch das Wildschwein, der Hirsch und das Reh, also echte Waldthiere, erscheinen, ein sicheres Anzeichen, dass das Eis von den Berghängen gewichen ist und sich die Umgegend mit Wald bedeckt hat. Auch in dieser Schicht sind die grösseren Röhrenknochen wiederum sämmtlich aufgeschlagen; von unseren Hausthieren findet sich aber noch keine Spur darunter.

„Diese zweite Culturschicht wird in einem Theile der grossen Vorhalle durch eine stellenweise fussdicke horizontale Tropfsteinplatte nach oben begrenzt; theils auf dieser letzteren, theils auch unmittelbar über dem jüngeren Höhlenlehm, jedoch scharf von demselben abgegrenzt, wurde eine dritte Culturschicht aufgefunden, die sich schon äusserlich dadurch von den älteren Ablagerungen unterschied, dass sie eine dunkle, grösstentheils völlig schwarze Farbe besass, mit Holzkohle und Asche stark vermengt war und völlig den Eindruck einer Moderschicht machte. Dieselbe besass nur eine Mächtigkeit von 0,80 bis 1 *m*, und war nach oben hin theils von Steinschutt bedeckt, theilweise aber auch, namentlich in einigen seitlichen Winkeln der grossen Vorhalle, durch eine schwärzliche Kalksinterdecke abgeschlossen. Die Untersuchung dieser jüngsten, bisher allen Forschern entgangenen Ablagerung führte zu den interessantesten Ergebnissen, die uns einen wichtigen Einblick in die Urgeschichte unseres Landes gestatten. Die ganze Schicht war erfüllt mit Knochenresten von wilden und gezähmten Thieren, von denen ein grosser Theil absichtlich aufgeschlagen ist und deutliche Spuren künstlicher Bearbeitung an sich trägt; viele sind wie von Russ geschwärzt, einige sind calcinirt und lassen die Einwirkung des Feuers wahrnehmen. Zwischen diesen thierischen Resten zerstreut lag eine nicht unerhebliche Anzahl von menschlichen Gebeinen, die erkennen lassen, dass sie mindestens sechs Individuen, und zwar einem dreijährigen und einem siebenjährigen Kinde, einer weiblichen Person, zwei kräftigen Männern und einem alten Manne angehört haben. Viele dieser Knochen sind von Kalksinter dünn überzogen, verschiedene darunter geschwärzt, die grösseren Röhrenknochen meist zerbrochen, und zwar sind die Bruchflächen alt; nur ein einziger ist jedoch so aufgeschlagen, dass die spongiöse Substanz blossgelegt ist.

„Ausserdem wurden in dieser oberen Culturschicht über 400 kleinere und grössere Topfscherben gefunden, die, nach ihrer Form und sonstigen Beschaffenheit zu urtheilen, etwa 95 verschiedenen Gefässen angehört haben. Die meisten sind von ganz roher Arbeit, dickwandig, ungebrannt und unverziert, nur 10 Stück, welche die Benutzung der Drehscheibe bei der Anfertigung erkennen lassen, werden einer neueren Zeit angehört haben und sind wahrscheinlich später zwischen die vorhistorischen Gegenstände gelangt. Die an einer Anzahl von Gefässen vorhandenen Verzierungen sind sehr primitiver Art und meist mittelst der Fingerspitzen und Fingernägel eingedrückt. Viele der Scherben sind von Feuer geschwärzt und offenbar früher als Kochgeschirr benutzt; andere haben, nach ihrer Form zu urtheilen, zur Aufbewahrung theils flüssiger, theils trockener Gegenstände gedient. Daneben wurden einzelne, einer sehr frühen Culturstufe angehörige Geräthe und Schmucksachen gefunden, namentlich zwei rohe Steinhämmer, ein durchbohrter Steinhammer, ein fein geschliffener Steinkeil, ein Schleifstein, ein Schaber von Feuerstein, das Fragment eines sehr rohen Siebes von Thon, eine rohe Thonperle, eine Knochen- und eine Bernsteinperle, ein bearbeitetes Stück Hirschhorn, zwei sorgfältig zugespitzte und geglättete Pfriemen von Knochen, endlich auch einige Gegenstände von Metall, namentlich eine Nadel und eine Spirale von Bronze und eine knieförmig gebogene eiserne Nadel.

„Durch eine sorgfältige Bestimmung der Knochenreste ist es möglich gewesen, das ungefähre Verhältniss der verschiedenen Thierarten festzustellen. Danach kommen auf die Reste des wilden und zahmen Schweines 25 pCt., auf das Schaf 17 pCt., Edelhirsch 16 pCt., eine kleinere und grössere, zahme Rinderrasse 12½ pCt., Ur 2½ pCt., Ziege 12 pCt., Reh 5 pCt., Bär 4 pCt., Haushund 3 pCt, Pferd 1 pCt., Elch ⅔ pCt., Wildkatze ½ pCt., Dachs ½ pCt. und Fuchs ⅓ pCt. Ausserdem wurden noch Knochenreste verschiedener Fledermäuse, kleiner Nagethiere und Vögel gefunden, und zwar von Arten, die noch jetzt in der Gegend leben.

„Zwischen der zweiten und dritten Culturschicht sind also grosse Veränderungen in der Fauna vor sich gegangen. Der Höhlenbär hat dem braunen Bären Platz gemacht; wenigstens sind die Reste des ersteren nicht mehr mit Sicherheit aus der oberen Culturschicht nachgewiesen; neben den Jagdthieren finden sich zahlreiche Reste von Hausthieren. Die Bevölkerung ist demnach in der Entwickelung bedeutend fortgeschritten; sie ist nicht mehr allein auf den Ertrag der Jagd angewiesen; Rind, Schaf, Ziege und Schwein befinden sich im gezähmten Zustande und erleichtern den Bewohnern das Dasein; der Hund ist bereits der treue Begleiter des Menschen auf der Jagd und bei der Heerde, musste aber auch gelegentlich als Nahrung dienen, wie einzelne künstlich aufgeschlagene Knochen desselben beweisen. Die Niederlassung in der Höhle war keine vorübergehende, sondern offenbar von langjähriger Dauer. Die meisten Reste weisen auf die sogenannte jüngere Steinzeit hin; jedoch lassen die einzelnen Gegenstände von Metall, namentlich die eiserne Nadel von sehr charakteristischer Form darauf schliessen, dass die Einhornhöhle vielleicht noch in den ersten Jahrhunderten unserer christlichen Zeitrechnung bewohnt war.

„Ein ungelöstes Räthsel bleiben einstweilen noch die zwischen den Küchenabfällen zerstreuten menschlichen Gebeine; einzelne Umstände legen den Verdacht nahe, dass die alten Bewohner, wie dieses mit grösster Wahrscheinlichkeit auch von einigen anderen Orten nachgewiesen ist, gelegentlich dem Cannibalismus huldigten, jedoch fehlen dafür einstweilen die sicheren Beweise, so dass auch die Möglichkeit in Betracht zu ziehen ist, dass die Leichen der Verstorbenen in der

Höhle begraben und deren Gebeine in späterer Zeit zufällig zwischen die Küchenabfälle gelangt sind. Die Fundgegenstände sind dem hannoverschen Provinzial-Museum einverleibt."

Hr. Virchow fährt fort: Obwohl Hr. Struckmann angiebt, dass die von ihm gefundene jüngste Ablagerung allen früheren Untersuchern entgangen sei, so möchte ich doch bis auf Weiteres glauben, dass er dieselbe oder eine ganz ähnliche Stelle getroffen hat, welche ich vor 10 Jahren explorirte. Freilich habe ich damals keine menschlichen Knochen angetroffen, aber das Uebrige stimmt recht gut überein. In Bezug auf die Menschen erlaube ich mir, vor der, freilich etwas schüchtern vorgebrachten Idee des Cannibalismus zu warnen. So lange keine anderen Beweise beigebracht sind, als sie hier angetroffen wurden, dürfte der Gedanke von einer Beisetzung der Leichen wohl der natürlichere und auch der zutreffende sein.

Von Interesse sind einige der literarischen Angaben, welche Hr. Struckmann macht. Nachdem er die schon von mir angeführte (posthume) Protogaea von Leibnitz und den Handel mit dem sogenannten Unicornu fossile erwähnt hat, sagt er in Bezug auf letzteres: „So erzählt namentlich Behrens in seinem 1703 erschienenen Buche „Hercynia curiosa", dass sein Vater, weiland Rathsapotheker in Nordhausen, einen lebhaften Handel damit betrieben habe. Auch Brückmann, Verfasser der von 1734 bis 1745 erschienenen „Epistola itineraria", besuchte die Höhle und sammelte dort fossile Knochen und Zähne; er erzählt uns ferner, dass Dr. Aug. Scheffer dieselbe bereits im Jahre 1663 befahren und dort schöne Tropfsteingebilde angetroffen habe. Albert Ritter sah um das Jahr 1743 einen Schädel aus der Einhornhöhle, welcher dem eines Bären vollständig glich; auch glaubte er aus einzelnen Zähnen den Tiger zu erkennen."

(25) Hr. Virchow berichtet über eine Anzahl, durch Vermittelung des Hrn. W. Schwartz an ihn gelangter

Schädel von Ulejno, Kažmierz und Pawlowice.

1. Schädel von Ulejno, Kr. Schroda, Posen. Schon vor mehr als 3 Jahren erhielt ich durch Hrn. H. Sarrazin, Rittergutspächter in Tloki bei Wollstein, Theile eines menschlichen Skelets, welche derselbe auf seinem Gute Ulejno bei Schroda hatte ausgraben lassen. In einem Briefe vom 16. December 1878 theilt er darüber Folgendes mit:

„Auf dem Gute Ulejno befindet sich ein ca. 2,5 *m* hoher, ziemlich kreisrunder Hügel, dessen Umgebung jetzt theils aus Wiese, theils aus Ackerland besteht, früher aber wohl einen Sumpf gebildet haben dürfte; nur in östlicher Richtung ist das Terrain etwas höher. Beim Steinesuchen fanden sich dort mehrere Steincanäle mit Urnen darin, die leider grösstentheils von den Arbeitern, die darauf stiessen, zerstört sind. Sämmtliche Urnen sind aus freier Hand geformt. Zwischen zwei solcher Kanäle fand ich bei späterem Nachsuchen das beifolgende Skelet. Ausserdem füge ich ein, auf einer anderen Stelle gefundenes Stück Schädel, sowie ein Steissbein, jedenfalls einem grösseren Skelet angehörig, bei.

„Das Skelet befand sich in horizontaler Lage, auf dem Rücken liegend, an der Südseite des Hügels, es sah mit dem Gesicht nach Osten, mit leichter Neigung des Kopfes nach Süden. Die beiden Steinkanäle liegen etwa in halber Höhe des Hügels an der Südseite, laufen in der ungefähren Richtung von Süden nach Norden und sind 3—4 *m* von einander entfernt. Ungefähr in der Mitte, von beiden Steinkanälen gleichweit entfernt, befand sich in der Richtung von Osten nach Westen

das Skelet in einer Tiefe von 0,7 *m* in freier Erde. Wie mir scheint, ist es ein ganz wohlgebildetes Frauenzimmer gewesen, 126 *cm* gross."

In dem I. Nachtrage zu seinen „Materialien zur prähistorischen Kartographie der Provinz Posen" 1879, S. 10, erwähnte Hr. Schwartz dieses Hügelgrab, und ausserdem „Urnen und Skelette, die ersteren in Steinkanälen mit Platten bedeckt." Auch schickte er mir Schädel, darunter drei aus Steinkanälen, von denen einer ein Messer als Beigabe gehabt hatte (Sitzung vom 12. Juli 1879, Verh. S. 227). Eine genauere Mittheilung über diesen Fund findet sich in dem II. Nachtrage. 1880. S. 12. Darnach liegt das Gräberfeld nordwestlich dicht bei dem Dorfe Ulejno auf einer Erhöhung inmitten von Wiesenland; es enthält sowohl Grabstätten mit Leichenbrand, als auch Skeletgräber, und zwar durch einander. Die Skelette liegen am Südrande. Man fand auch einen blossen Schädel ohne Gerippe, von drei Seiten mit Steinen umstellt, wie in einem Gehäuse. Andererseits stiess man auf grosse, rechteckige Steinkisten mit grossen, schwarzen, bauchigen Urnen, von denen eine einen hutartigen, aussen und innen verzierten Deckel hatte; nur in einer Urne war eine Beigabe, nehmlich eine bronzene Oehse. Zwischen diesen Gräbern lagen in besonderen Steinkanälen ähnlicher Art, in gleicher Tiefe wie die Urnen, 3 Gerippe an verschiedenen Stellen, deren Schädel besonders verwittert waren. Bei dem einen befand sich das erwähnte eiserne Messer, wie in einem Falle von Słaboszewo[1]). — Diese 3 tragen in meiner Liste die Bezeichnungen Nr. 5 bis 7; Nr. 5 ist derjenige, bei welchem das Messer gefunden wurde.

Im Ganzen sind mir 8 Schädel, beziehungsweise Schädelreste von Ulejno zugekommen. Darunter ist nur einer, Nr. 4, fast ganz erhalten; er ist zugleich durch eine persistirende Stirnnaht ausgezeichnet. Alle anderen sind mehr oder weniger verletzt und defekt, so dass sie nur theilweise, einige mehr, andere weniger restaurirt werden konnten. Ganz defekt ist Nr. 7, eine blosse Calvaria, und Nr. 8, Bruchstücke des Schädeldaches und der Kiefer.

Zwei, ein männlicher, Nr. 4, und ein weiblicher, Nr. 2, sind so weit erhalten, dass ihre Capacität genau bestimmt werden konnte: jener fasst 1410, dieser 1260 *ccm*. Ein dritter, Nr. 6, gleichfalls männlich, konnte annähernd bestimmt werden: er giebt 1320 *ccm*. Es sind also Schädel von mittlerer Capacität.

Unter den 6 messbaren sind

3 Dolichocephalen (Nr. 2, 4, 5),
2 Mesocephalen (Nr. 3, 6),
1 Brachycephaler (Nr. 1).

Um einigermaassen den Werth derselben zu übersehen, gebe ich zunächst eine kurze Charakteristik derselben:

---

1) Eine nachträgliche Mittheilung des Hrn. Sarrazin vom 14. Mai 1882 möge hier mitangefügt werden. Er sagt in seinem Briefe über neuere Funde bei Ulejno: „Am Wege nach Schroda wurden in einer Tiefe von nur 0,5 *m* von meinen Arbeitern 2 Skelette gefunden, von denen eines am Kopfe einen Bronzering liegen hatte (das andere vielleicht auch). Die Schädel sollen ganz mürbe gewesen sein. Der Schläfenring ist an mich abgeliefert, ungefähr 3 Zoll lang und von der Stärke eines Streichhölzchens, aber ganz rund. Ein ähnlicher platter Ring wurde auf der Höhe, wo sich die Urnen befanden, auf der Oberfläche des Bodens gefunden. Ausserdem wurde beim Kiesfahren in einer Tiefe von ungefähr 0,7 *m* ein schwarzes Gefäss mit Henkel gefunden, das sich ausserordentlich zum Trinkbecher eignet, von der Grösse einer grossen Kaffeetasse. Ausserdem an einer anderen Stelle auf derselben Anhöhe ein Thongefäss in Grösse einer kleinen Suppenterrine. Dort sind jedenfalls Wohnungen gewesen, da man verschiedene Feuerheerdstellen unterscheiden kann. Dieser Hügel liegt von dem Urnenhügel etwa 1½ *km* entfernt, westlich von demselben."

Nr. 1, an der Basis stark verletzt, jedoch mit erhaltenem Gesicht und Unterkiefer, hat einer älteren Frau angehört. Die Knochen sind durchweg zart. Durch seine braungelbe Farbe und sein frischeres Aussehen unterscheidet er sich von den übrigen. Er ist nicht gross, brachycephal (Index 81,1), scheinbar niedrig, und sowohl am Ober-, als Unterkiefer stark prognath, jedoch bei sehr kurzem (8 *mm*) Alveolarfortsatz des Ober- und niedrigem (20 *mm*) Mittelstück des Unterkiefers. Trotz starker Entwickelung des Hinterhauptes ist er überwiegend breit, aber lang und flach gewölbt. Beiderseits Synostosis spheno-frontalis et -parietalis; dabei compensatorische bombenförmige Auftreibung der Schläfentheile des Stirnbeins. Orbita etwas viereckig, mesokonch (Index 82). Nase niedrig, mesorrhin (Index 48,9), Rücken oben flach gewölbt, unten defect.

Nr. 2, gleichfalls weiblich, ohne Unterkiefer, klein (Capacität 1260 *ccm*), lang und schmal, sehr flach gestreckt, mit langem und vollem Hinterhaupt. Er ist chamaedolichocephal (Längenbreitenindex 74,9, Längenhöhenindex 68,4), gleichfalls mesorrhin (Index 48), dagegen stark chamaekonch (Index 72,5). Nasenrücken etwas eingebogen, breit gewölbt. Zähne stark abgenutzt.

Nr. 3, männlich, an der Basis und beiden Schläfen stark zertrümmert, mit Unterkiefer. Er erscheint gross, breit und hoch, und die Berechnung ergiebt Hypsimesocephalie (Längenbreitenindex 76,9, Längenhöhenindex 76,4). Das Hinterhaupt ist stark entwickelt, aber nicht lang; grosses Schaltbein in dem linken Schenkel der Lambdanaht. Synost. coronaria lat. inf. Dabei ist er mesokonch (80,9), leptorrhin (45,7), orthognath und stark progenaeisch.

Nr. 4, männlich, vollkommen erhalten, verhältnissmässig gross (1410 *ccm* Capacität). Er hat gleichfalls jederseits Synostosis coron. lat. inf., necnon spheno-frontalis et -parietalis mit starker Stenokrotaphie, ist mässig prognath, dagegen stark progenaeisch, das Kinn eckig. In Folge einer Sutura frontalis persistens ist der Vorderkopf sehr voll ausgelegt. Im Ganzen ist der Schädel lang und breit, die Sagittalis einfach, dagegen die Lambdanaht sehr stark gezackt, daher das Hinterhaupt lang und weit vortretend, und auch die Scheitelcurve lang und nicht niedrig. Orthodolichocephal (Längenbreitenindex 74,9, Längenhöhenindex 71,7), leptoprosop (Index 92,1), hyperleptostaphylin (Index 66,0). Die Orbita gross, aber mehr breit (Index 80,0, im Beginn der Mesokonchie), die Nase stark vorspringend und schmal (Index 47,0, leptorrhin).

Nr. 5, aus dem Steinkanal, mit Messer gefunden, anscheinend weiblich, ohne Gesicht und mit Defekt der vorderen Basistheile. Er ist der längste (Index 69,4, subdolichocephal), mit langem Hinterhaupt und seichter Curve. Die Höhe dagegen ist beträchtlich (143 *mm*), so dass der Index orthocephal (74,1) ist. Aber er hat starke posthume Verdrückung der linken Seite erlitten. Sehr einfache Sagittalis, dagegen die Lambdanaht mit einer zusammenhängenden Reihe Worm'scher Beine.

Nr. 6, aus einem Steinkanal, männlich, von mässiger Capacität (etwa 1320 *ccm*), ohne Gesicht und Unterkiefer, das Schädeldach der Länge nach gespalten. Er erscheint lang, breit und nicht hoch; genauer bezeichnet, ist er orthomesocephal (Längenbreitenindex 75,3, Längenhöhenindex 72,6), jedoch steht er dicht an der Grenze der Dolichocephalie; sein Auricularindex (62,1) ist nicht grösser, als der von Nr. 2. Er hat gleichfalls eine Synostosis sphenofrontalis et -parietalis, jedoch ohne Stenokrotaphie; sein Hinterhaupt ist gross, jedoch weniger lang, die Oberschuppe stark vorspringend. Die Lambdanaht voll von Zwickelbeinen.

Nr. 7, aus dem Steinkanal, eine blosse Calvaria, lang, schmal und flach, einiger-

maassen der vom Neanderthal ähnlich: scheinbar fliehende Stirn und kuglig gewölbte Oberschuppe.

Nr. 8. Stück des Daches und der Kiefer. Zähne stark abgenutzt. Oberkiefer sehr prognath.

Die Zahl der brauchbaren Schädel ist zu klein, um ein exaktes Mittel zu bestimmen. Berechnet man die Mittelzahl, so ergiebt sich ein orthomesocephales Maass (Längenbreitenindex 75,4, Längenhöhenindex 72,6). Indess darf dabei nicht übersehen werden, dass unter 6 Schädeln 3 eine Synostosis sphenofrontalis et -parietalis und 1 eine Synostosis coronaria hat. Ohne diesen Zufall würde vielleicht auch das Mittel, welches jetzt dicht an der Grenze der Dolichocephalie steht, wirklich dolichocephal sein. Lässt man den brachycephalen Schädel Nr. 1 weg, dessen mehr modernes Aussehen ich schon angedeutet habe, so erhält man in der That einen mittleren Schädelindex von 74.2. Dem entspricht diejenige Erscheinung, welche sich mit der grössten Constanz vorfindet, nehmlich die grosse, namentlich lange Entfaltung des Hinterhaupts und das starke lambdoideale Wachsthum.

Es liegt auf der Hand, dass sich das Gräberfeld von Ulejno im Ganzen dem Gräberfelde von Slaboszewo anreiht, über welches ich in der Sitzung vom 12. November 1881 (Verhandl. S. 357, besonders S. 362) ausführlich berichtet habe[1]). Auch dort fand sich ein brachycephaler Schädel, der mit einem jüngeren Kirchhofsschädel von demselben Dorfe verwandt erschien. Heute kann ich eine nähere Vergleichung gleichfalls anstellen.

Ich erhielt im Jahre 1873 durch Hrn. Dr. Kapuçinski einige Schädel von einem Kirchhofe zu Schroda, wo nur Polen begraben werden. Nachstehend gebe ich von 2 derselben die Messungen, wobei ich bemerke, dass Nr. 1 gleichfalls eine Sutura frontalis persistens und ausserdem einen Torus palatinus besitzt.

	Nr. 1. ♂	Nr. 2. ♂
Grösste Länge . .	180 *mm*	178 *mm*
Grösste Breite . .	145t „	136p „
Gerade Höhe . .	141 „	125 „
Ohrhöhe	120 „	108 „
Längenbreitenindex	80,5	76,4
Längenhöhenindex	78,3	70,2
Ohrhöhenindex . .	66,7	60,6

Man sieht, dass der eine dieser Schädel (Nr. 2) nahe an den Schädel Nr. 6 von Ulejno herankommt, während der andere (Nr. 1) hypsibrachycephal ist und dem Schädel Nr. 1 von Ulejno sich anschliesst. Dieser Kategorie gehören auch die in der Sitzung vom 21. Januar d. J. (Verhandl. S. 32) besprochenen Schädel von Radojewo und Santomischel an, welche nach meiner Auffassung den modernen Polentypus, wenigstens in seiner gangbaren Form, ausdrücken. Die Mehrzahl der Ulejno-Schädel dagegen schliesst sich jenem Typus der „Reihengräber“ an, den ich in der früheren Sitzung als einen möglicherweise letto-slavischen bezeichnet hatte.

2. Schädel von Kažmierz (Kreis Samter).

Das sehr merkwürdige Gräberfeld von Kažmierz, und zwar auf dem Felde des Vorwerks Gorszewice, NO vom Bythiner See, ist den Mitgliedern der Gesell-

1) Sollte sich der nachträgliche Fund von Schläfenringen auch auf diese Schädel beziehen lassen, so würde die Analogie ganz entscheidend sein.

schaft noch von der prähistorischen Ausstellung her in der Erinnerung (Katalog S. 370). In dem photographischen Album Sect. IV, Taf. 1—3, sind die betreffenden Gegenstände mit dem Fundort Neudorf bezeichnet. Nähere Berichte darüber hat Hr. Schwartz in den Sitzungen vom 16. Februar, 22. Juni und 19. October 1878, Verhandl. S. 51, 275 und 314, sowie in seinem I. Nachtrage S. 7, III. Nachtrag S. 6 und IV. Nachtrag S. 3 geliefert. Obwohl dieses Gräberfeld im Ganzen der älteren Eisenzeit mit Leichenbrand angehört, so war doch schon vor längerer Zeit (Katal. S. 370) ein Grab mit „einem zerfallenen Menschengerippe" und nur Bronze-Beigaben gefunden. Im Jahre 1881 (IV. Nachtrag S. 3) stiess man wieder auf ein Steingrab, welches ein vollständiges menschliches Skelet, das Gesicht nach Osten gewandt, ohne jede Beigabe, enthielt; nächstdem auf ein Steingrab (ebendas. S. 4) mit einem menschlichen Skelet, das Gesicht nach Osten gewandt, die Arme kreuzweise über der Brust, die Unterschenkel gleichfalls gekreuzt, zu Häupten und auf beiden Handgelenken Bronzeschmuck (Nadeln und Armbänder aus mehrfachen Reifen). Hier war also ein ähnliches Verhältniss, wenn auch kein identisches, wie auf dem Gräberfeld von Ulejno. Leider sind die Schädel zerfallen.

Dagegen sammelte der Rittergutsbesitzer Hr. Fehlan 2 Schädel von einem Gräberfelde, dicht an dem neu aufgebauten Gehöft von Gorszewice, wo Gerippe ohne jede Beilage vorkommen. Diese sind mir durch Hrn. Schwartz zugestellt worden.

Ebenso stiess Hr. Fehlan zufällig beim Sandabfahren auf der Feldmark des Vorwerks Kopanino auf eine Gräberstelle, wo Skelette mit Schläfenringen zu Tage kamen (IV. Nachtrag S. 4). Auch von da erhielt ich 2 Schädel und 2 Schläfenringe, deren einer zerbrochen ist, und die sich von den Słaboszewoern nur durch etwas beträchtlichere Grösse unterscheiden. Bis jetzt sind dort etwa 20 Gerippe angetroffen worden.

Die Untersuchung dieser Schädel ergab Folgendes:

a) Der erste Schädel von Gorszewice ist so zertrümmert, dass ausser der Länge kein Maass daran genommen werden konnte. Die Basis und die Seitentheile sind ganz defekt; nur das Schädeldach und einzelne Gesichtstheile sind, jedoch getrennt, vorhanden. Die Länge ist beträchtlich, 195 *mm*; auch erscheint das Schädeldach schmal und hoch. Am Lambdawinkel ein interparietaler Vorsprung. Deutliche Linea semic. occip. suprema. Tiefer Ansatz der Nase, vorspringender Rücken. Orthognathe, hohe Kiefer; leicht progenaeischer Unterkiefer.

b) Der zweite Schädel von Gorszewice ist etwas vollständiger, jedoch fehlt ihm gleichfalls das Gesicht und ein Theil der Basis. Er ist weiblich, orthomesocephal, mit vollem, etwas eckig vorspringendem Hinterhaupt; der Unterkiefer sehr eckig und mit fast geraden Aesten. Nach seiner mehr gelbbraunen Farbe und seiner glatten Oberfläche scheint er jüngeren Datums. Zähne sehr abgenutzt.

c) Der erste Schädel von Kopanino dagegen sieht mehr bräunlich grau und erodirt aus. Er hat einer alten Frau angehört, deren Alveolarfortsätze grossentheils atrophirt sind. Ihm fehlt die ganze Basis und ein Theil der rechten Seite. Er zeigt, wie mehrere Schädel von Ulejno, die Synostosis sphenofrontalis et -parietalis. Trotzdem ist er lang, gestreckt und schmal: der Index von 73,7 charakterisirt ihn als dolichocephal. Die Höhe kann leider wegen Defekt an der Basis nicht bestimmt werden, indess dürfte der Auricularindex von 63,7 auf ein orthocephales Höhenmaass deuten. Der Orbitalindex, 94,4, ist hypsikonch. Am Gaumen findet sich ein breiter, aber flacher Torus palatinus. Der Oberkiefer prognath; der defekte Unterkiefer hat ein rund vorspringendes Kinn.

d) Der zweite Schädel von Kopanino ist grösstentheils gut erhalten. Es ist ein mässig grosser männlicher Kopf von 1330 *ccm* Rauminhalt, sehr glatter Oberfläche und tief gelbbrauner Färbung. Er ist äusserst lang und schmal, mit weit ausspringender Oberschuppe und Protub. externa: chamaedolichocephal (Längenbreitenindex 70,1, Längenhöhenindex 69,0). Die Orbitae sehr niedrig, Index 75,0, chamaekonch, dagegen die Nase oben sehr schmal, im Ganzen aber platyrrhin, Index 57,7. Der Gaumenindex, 63,3, in höchstem Grade leptostaphylin, dabei ein kolossaler Torus palatinus. Der Oberkiefer schwach prognath und übergreifend, der Unterkiefer progenaeisch.

Es ergiebt sich demnach eine grosse Uebereinstimmung zwischen den Schädeln von Kopanino und der Mehrzahl derer von Słaboszewo und Ulejno. Ob die Schädel von Gorszewice derselben Kategorie angehören, ist zweifelhaft, jedoch möglich. —

3. Ein Schädel von Pawlowice bei Rokietnica (Kreis Posen). Ueber fragliche Pfahlbauten daselbst vgl. Schwartz, Materialien, 1875, und I. Nachtrag, S. 9, sowie Sitzung unserer Gesellschaft vom 28. November 1874 (Verhandl. S. 228). Der vorliegende Schädel soll aus einer Urne, welche mit anderen beim Gutshof gefunden wurde, herstammen. Er ist männlich, gross, kurz und breit, hinten fast rund, hypsibrachycephal. Rechts findet sich über der Sutura sphenoparietalis eine tiefe Grube. (Dabei lag ein Hundebecken.) —

Die nachstehende Tabelle giebt eine Uebersicht der Maasse.

I. Zahlen der directen Messung.

Schädel von Posen	Ulejno						Kaźmierz				♂ Pawlowice
							Gorszewice		Kopanino		
	1 ♀	2 ♀	3 ♂	4 ♂	5 ♀	6 ♂	1 ♂	2 ♀	1 ♀	2 ♂	
Capacität	—	1260	—	1410	—	1320?	—	—	—	1330	—
Grösste Länge . .	180	187	182	191	193	190	195	186	190	197	180
Grösste Breite . .	146 pi	140 t	140 pi	143 pi	134 pi	143 tp	—	142 pi	140 pi	138	145,5
Gerade Höhe . . .	—	128	139	137	143	138	—	132	—	136	136
Ohrhöhe	113	116	118	120	119	118	—	113	121	118	120
Stirnbreite	97	98	97,5	94	—	91	—	89	89	100,5	99
Gesichtshöhe (A) . .	97	—	112	118	—	—	—	—	—	110	—
Mittelgesichtsh. (B) .	58	—	66,5	69	—	—	—	—	—	64,5	—
Jugalbreite	—	—	—	128	—	—	—	—	—	—	—
Malarbreite . . .	81	—	96	92	—	—	—	—	—	—	—
Maxillarbreite . . .	84	—	102	104	—	—	—	—	—	92	—
Orbita, Breite . .	39	40	42	40	—	—	—	—	36	44	—
Orbita, Höhe . . .	32	29	34	32?	—	—	—	—	34	33	—
Nase, Höhe . . .	47	52	47	51	—	—	—	—	—	45	—
Nase, Breite . . .	23	25	21,5	24	—	—	—	—	—	26	—
Gaumen, Länge . .	—	—	—	56	—	—	—	—	—	60	—
Gaumen, Breite . .	—	45	33	37	—	—		—	—	38	—

II. Berechnete Indices.

Schädel von Posen	Ulejno						Kaźmierz				Pawlowice
							Gorszewice		Kopanino		
	1	2	3	4	5	6	1	2	1	2	
	♀	♀	♂	♂	♀	♂	♂	♀	♀	♂	♂
Längenbreitenindex	81,1	74,9	76,9	74,9	69,4	75,3	—	76,3	73,7	70,1	80,8
Längenhöhenindex .	—	68,4	76,4	71,7	74,1	72,6	—	71,0	—	69,0	75,5
Ohrhöhenindex . .	62,8	62,0	64,8	62,8	61,7	62,1	—	60,7	63,7	59,9	66,7
Gesichtsindex . . .	—	—	—	92,1	—	—	—	—	—	—	—
Orbitalindex . . .	82,0	72,5	80,9	80,0	—	—	—	—	94,4	75,0	—
Nasenindex . . .	48,9	48,0	45,7	47,0	—	—	—	—	—	57,7	—
Gaumenindex . . .	—	—	—	66,0	—	—	—	—	—	63,3	—

(26) Eingegangene Schriften:

1. Reiss und Stübel, Das Todtenfeld von Ancon. Lief. 5. Gesch. d. Verf.
2. Cora, Cosmos. Vol. VI, Nr. XI, XII.
3. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1882. Nr. 1.
4. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Heft 25.
5. Neues Lausitzisches Magazin. Bd. 57.
6. Nachrichten für Seefahrer. 1882. Nr. 3, 4, 5.
7. Annalen der Hydrographie. Bd. 10, Heft 1.
8. Archiv für Anthropologie. Bd. 13. Supplement.
9. Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 2ª serie. Nr. 7, 8.
10. Bulletins de la société d'anthropologie de Paris. Vol. IV, Fasc. 3.
11. C. von Baer, Ueber das Verhältniss des preussischen Staats zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Gesch. d. Hrn. Künne.

Ausserordentliche Sitzung am 11. März 1882.

Vorsitzender Hr. **Virchow.**

(1) Der Vorsitzende: Am 23. Februar ist eines unserer ältesten correspondirenden Mitglieder und zugleich eines unserer treuesten, Eduard Desor, 71 Jahre alt, in Nizza gestorben. Aus einer französischen Familie stammend, in Deutschland geboren und erzogen, lange in America thätig, endlich in der Schweiz heimisch und von weit reichendem Einflusse, hatte er ganz von selbst eine Art von vermittelnder Stellung erlangt, welche gerade für unsere Bestrebungen von höchstem Werthe war. Er war einer der Begründer der internationalen Congresse für prähistorische Archäologie und Anthropologie, und nicht zum wenigsten seiner mildernden Einwirkung ist es zu danken, dass diese Congresse, selbst in der Zeit der höchsten Steigerung der nationalen Gegensätze, nicht nur möglich blieben, sondern immer mehr befruchtend und versöhnend wirkten. Wie oft sass ich an seiner Seite in diesen Congressen und wie viel habe ich aus seinen gedankenvollen Mittheilungen gelernt! Es ist heute nicht meine Aufgabe, seine Verdienste im Einzelnen zu schildern. Unsere Gesellschaft kennt sie um so besser, als seine Berichte uns stets im Laufenden über seine Arbeiten erhielten. Noch bis in die letzten Monate reichten seine Briefe, und ich persönlich hatte die Freude, ihm noch vor Kurzem in seinen Nachforschungen über einen gelehrten Schweizer des vorigen Jahrhunderts, der in Berlin angesiedelt war, Sultzer, behülflich sein zu können. Schon als ich ihn zuletzt im Herbst 1879 auf seinem einsamen Landsitze im Jura, Combe Varin besuchte und noch einmal mit ihm, Boggia spielend, die berühmte Allee entlang wanderte, wo jeder Baum den Namen eines Freundes trägt, war er hart ergriffen von der schleichenden Krankheit, welche ihn jetzt dahin gerafft hat. Ein Theil seines Körpers nach dem anderen verfiel der Störung, aber auch dann noch, als schon sein Augenlicht schwand, hielt er fest an der Forschung. Sie war sein Trost in allen Leiden, und sie wird es auch sein, welche die Erinnerung an ihn bei allem Wechsel der Dinge in unserer Gesellschaft wach erhalten wird.

(2) Hr. Bastian: Im Anschluss an frühere Mittheilungen über die Rudolf Virchow-Stiftung habe ich mitzutheilen, dass das für die Begründung derselben zusammengetretene Comité seine Thätigkeit beendet hat, und dass die Stiftung jetzt in die Hände desjenigen niedergelegt ist, in dessen Sinne verwandt zu werden sie bestimmt war.

Was kann ich ausserdem hinzufügen? Noch unter dem Eindruck jenes grossartigen Festes, das seines Gleichen nicht gehabt hat, eines Festes, wo aus allen Theilen des Erdballs ein Echo wiederhallte, den zu feiern, den wir als den Präsidenten unserer Gesellschaft verehren dürfen, kann innerhalb dieser Gesellschaft am wenigsten ein weiteres Wort am Platze sein.

Der Bestand der Stiftung beläuft sich auf etwa 78 000 Mark. Die Zinsen werden der Wissenschaft zu gute kommen, so wie es dem Stifter gut erscheint, also zu ihrem wahren Besten.

Dass für solche Förderung unser Präsident zu seinen vielen übrigen Geschäften und Obliegenheiten diese neue übernommen, danken wir ihm das nochmals durch Erhebung von den Sitzen. —

Hr. Virchow spricht der Gesellschaft, aus der hervor der Gedanke der Stiftung entwickelt ist, und allen den zahlreichen Gebern von nah und fern seinen herzlichsten Dank aus für ein so ungewöhnliches Ehrengeschenk, das er nur annehmen könne in der Erwartung, dass dasselbe in dem Sinne der Geber und auch schon zu seinen Lebzeiten unter der Theilnahme eines aus den Kreisen der verwandten Gesellschaften hervorgegangenen Beirathes werde verwaltet werden. Ein Statut, welches dieses ausdrücke, sei schon in der Berathung begriffen und werde hoffentlich bald der Bestätigung der Staatsbehörde unterbreitet werden können.

(3) Hr. M. Elsner von Gronow spricht in einem Schreiben an den Vorsitzenden d. d. Kalinowitz, 5. März, über seine Studien betreffs der

Bedeutung des Ortsnamens Elgut (Lgota).

Ich habe eine Karte der Ortschaften zusammengestellt, welche polnisch Lgota, in schlesisch-polnischer Mundart Ligotta, böhmisch und mährisch Lhota, im Diminutiv Lhotka, deutsch Elgoth oder Elguth heissen.

Ich habe deren bisher 287 ermittelt, durch welche eigenthümliche Verhältnisse klar gelegt werden und ein neues Licht auf die Germania des Tacitus fällt.

Die Lgota's finden sich im Osten zuerst nördlich von Krakau, wo deren auf den eisenerzreichen Lagerstätten von Wolbrow bis Woischnik und von Czenstochau bis Zator noch 12 vorhanden sind. Von dort zieht sich eine Reihe derselben, bei Sternalitz, Gutentag und Kreuzburg auf den reichen Thoneisenstein-Ablagerungen beginnend, auf dem rechten Oderufer hin bis Guhrau und Neumarkt, dem einzigen Ort des linken Ufers für diesen Völkerstrom. Sie passirt den Waldverhau, polnisch przesieka, bei Kreuzburg, polnisch Kluczbork, Waldesschlüssel, von klucz der Schlüssel und bork Wald.

Es sind 22 Ortschaften.

Ein zweiter Strom geht von dem bei Nicolai gelegenen Elgoth (Ligota Rostuchna) aus, siedelt sich auf den Erzlagerstätten des Gross-Strehlitzer und Falkenberger Kreises an und geht bis Frankenstein; er zählt 21 Wohnsitze.

Ein dritter Strom geht von Elgoth bei Bielitz aus; er hinterlässt auf dem erzreichen Gebiet bis Troppau 15 Niederlassungen.

Er setzt sich nach Mähren fort, wo sich an dem westlichen Abhange der Karpathen, am linken Ufer der March, 26 Niederlassungen auf dem Brauneisenstein des Quadersandsteins finden. Im östlichen Mähren befinden sich 17 Niederlassungen.

Dann geht der Strom nach Böhmen hinein und hinterlässt im nördlichen und mittleren Böhmen 167 Niederlassungen. Ich habe noch nicht constatiren können, ob ebenfalls auf Eisenerz haltenden Formationen.

Die Niederlassungen meiden überall das Hochgebirge und das Flachland.

Nun setzt Tacitus hinter die Marcomannen und Quaden im 43. Kapitel der Germania die Marsigni, Gothini, Osi und Burii, von denen die Marsigni und Burii als Sueven bezeichnet werden, also als Germanen.

Gothinos gallica, Osos pannonica lingua coarguit, non esse Germanos. Die Gothinen sind also Gallier; von ihnen erheben die Sarmaten und Quaden Tribut als alienigenis, Fremden, perioiken, wie man einen Judenzins erhebt.

Gothini, quo magis pudeat, et ferrum effodiunt. Sie schmieden Eisen, aber nicht zur eigenen Bewaffnung.

Julius Capitolinus führt unter den Völkern, welche sich im grossen Markomannenkriege gegen die Römer erheben, die Osi und Burii, aber nicht die Gothini auf.

Dio Cassius lib. LXXI, cap. 12, sagt, dass die Κότινοι den Römern im Markomannen-Kriege Hülfe zugesagt hätten.

Später erscheinen die Gothini nicht mehr.

In dem gälischen Dialekt der Insel Man heisst Lhot ein Sitz. Lhota oder Lgota ist also gälisch eine Ansiedlung. Lgotiu ein Ansiedler.

Die Gotinen, wie einige Codices richtig schreiben, nicht Cotinen, wie es andere und die neueren Ausgaben des Tacitus haben, waren also Ansiedler, sesshafte, sedentes, im Gegensatz zu den vagirenden Sarmaten und Germanen.

Der Rest ihrer Niederlassungen sind die nördlich von Krakau noch vorhandenen Lgotas.

Bestätigt wird die Bedeutung von Lgota als Ansiedlung dadurch, dass der Pole dafür Siedlow sagte, von siedzic sitzen, wie dies bei Schedlau im Falkenbergischen urkundlich feststeht.

Bestätigt, dass die Lhota-Bewohner Gälen waren, wird durch den Namen Welsch-Bicken, den eine Ortschaft im Pilsener Kreise trägt, um welche mehrere Lhota's liegen.

Die ohnehin schon tributären Gothinen wurden, weil sie sich im Markomannen-Kriege auf Seiten der Römer stellten, in die Sklaverei geführt und von den Herren als Eisenarbeiter angesiedelt. Alle Lhotas oder Lgotas sind klein geblieben und wenige haben den Rang von Kirchdörfern erreicht.

Lgota, Lhota oder Elgoth heisst nicht nur Ansiedelung, es sind Ansiedelungen von Erzarbeitern, welche aus dem uralten keltischen Wohnsitz nördlich Krakau stammen, und die zerstreuten Ansiedelungen sind, da der Markomannen-Krieg um 180 stattfand, circa 1700 Jahre alt.

Die Burii setze ich bei Ratibor, alt Eburum. Hrad Ibor oder Hrad Ebur ist das Schloss der Burii.

(4) Hr. de Roepstorff übersendet sehr werthvolle

ethnologische Gegenstände von den Shombengs (Nicobaren),

nehmlich verschiedene Geflechte von Pflanzenfasern, sowie eine Halskette, als Frauenschmuck dienend, bestehend aus den Früchten von Coix Lacryma, einer in Ostindien häufig vorkommenden Graminee.

(5) Hr. A. B. Meyer in Dresden berichtet in einem Schreiben an den Vorsitzenden vom 20. Februar über einen

Palau-Schädel.

In der Abhandlung „über mikronesische Schädel“ (Monatsber. d. Königl. preuss. Akad. 1881) geben Sie S. 1132, nach Namhaftmachung zweier brachycephaler Schädel von den Palau-Inseln, auf die Autorität des Hrn. Semper hin an, dass der von demselben von Palau mitgebrachte Schädel „entschieden dolichocephal“ sei.

Ich habe über diesen Schädel, welcher sich im Dresdener Museum befindet (Nr. 1387), bereits im Jahre 1878 eine Notiz veröffentlicht (siehe Verzeichniss der Rassen-Skelette und -Schädel des Dresdener Anthropologischen Museums von Hrn. Tüngel und mir in Mitth. a. d. Königl. zool. Museum zu Dresden III, 334 und 344). Aus derselben ging hervor, dass der Schädel nicht, wie Hr. Semper meint, „entschieden dolichocephal" ist, sondern, mit einem Längenbreitenindex von 75,1 orthocephal oder mesaticephal. Er steht also zu den beiden brachycephalen Palau-Schädeln, welche Sie besprechen, nicht in einem diametralen Gegensatz, sondern nähert sich ihnen um ein Beträchtliches.

Der Schädel war von Hrn. Semper vom Dorfe Aibukit, Insel Babelthaub (neben dem Bai der Rupacks gefunden), mitgebracht worden (s. Semper, Palau S. 363), und ich hatte damals von ihm gesagt:

„Mittelschwerer, gut erhaltener Schädel. Rechts temporaler Schaltknochen. In ziemlicher Ausdehnung verläuft beiderseits, besonders rechts, die transversale Naht des Jochbeins von der Sutura zygomatico-temporalis aus nach vorn. Sonst keine Nahtanomalien. Lineae temporales beide sehr deutlich, der hintere Abschnitt der oberen etwas leistenartig vorspringend, Tuberculum articulare sehr niedrig, geht ziemlich allmählig in die Kiefergelenkfläche über, Conus articularis sehr gross" etc.

Von Maassen recapitulire ich nur folgende:

Capacität	1470
Grösster Horizontalumfang	508,5
Profilwinkel	84°
Länge	185
Breite	139
Höhe	143
Ohrhöhe	127
Breite der Jochbögen	140
Gesichtsbreite	118
Nasenlänge	53
Längenbreitenindex	75,1
Längenhöhenindex	77,3

Höhe und Breite stimmen demnach genau mit denen des Palau-Schädels Nr. 9790 im Museum Godeffroy (143 und 140), während die Länge um 18 *mm* differirt. Hr. Semper meinte, der Schädel „gehöre nicht zu der hypsistenocephalen Gruppe", allein dieses dürfte mit einer Differenz von + 2,2 doch der Fall sein. Er ist hypsimesocephal und prognath.

Man muss bedauern, dass das Material von der Südsee nicht reichlicher fliesst. Kürzlich wurden mir 6 Schädel aus Mikronesien für 200 Mark das Stück angeboten, allein, was schlimmer, keiner trug einen Fundort.

Ich glaube übrigens mit Ihnen, dass Hr. Krause seine allgemeinen Sätze viel zu früh aufgestellt hat. Damit schädigt man nur die kaum flügge Anthropologie, denn die Methode rein zu halten scheint mir erste Pflicht zu sein. Es wird sonst noch lange dauern, bis die neue Disciplin sich ihren Rang als Wissenschaft erkämpft und sie die officielle Vertretung erlangt, welche ihr gebührt. Längst wollte auch ich Einiges gegen Hrn. Krause's allgemeine Einleitung sagen und zwar im Anschluss an die neulich von mir besprochene Lemuriafrage, die auch bei ihm spukt, allein ich kam noch nicht dazu.

(6) Hr. A. B. Meyer schreibt über die

Deformation der Köpfe bei den Malanaus.

In meiner Schrift über „künstlich deformirte Schädel von Borneo“ etc. liess ich es S. 27 etwas unentschieden, ob der von den Malanau's auf Borneo angewandte Apparat zum Kopfdeformiren so angewandt wurde, dass man den Kinderkopf in Kissen gehüllt hineinzwängte. Ich sagte: „So wenigstens scheint mir der Apparat angewendet zu werden“. Professor Winckel hier, dem ich später den Apparat demonstrirte, meinte jedoch, dass Kissen hierzu nicht nothwendig seien, und er suchte mich auch hiervon durch Applicirung des Apparates an dem Kopfe eines wenige Tage alten lebenden Kindes zu überzeugen. Da mir jedoch Zweifel blieben, so schrieb ich desswegen nochmals nach Borneo, indem ich zu gleicher Zeit noch einige Fragen stellte.

Hr. de Crespigny in Saráwak war nun so freundlich, mir eine Antwort zu senden; ich theile Ihnen dieselbe mit, in der Annahme, dass sie von Interesse für Sie ist.

Er schreibt (in der Uebersetzung):

„Man nennt das Instrument dort „Jah“. Ein Kissen oder Polster aus den frischen Blättern einer Art Wasserlilie wird zwischen den viereckigen Theil des „Jah“ und den Kinderkopf gelegt. Diese Blätter sind weich, dick und fleischig. Man wechselt sie täglich. Nur die Köpfe der weiblichen Kinder werden deformirt und auch diese nicht alle, sondern nur etwa die Hälfte.“

Ich hatte Hrn. de Crespigny gefragt, ob man etwas von Vererbung der künstlich acquirirten Kopfdeformation bemerken könne. Er meinte: nein, aber die Malanau's hätten „von Natur“ eine etwas flache und zurückweichende Stirn, und je ausgesprochener dieser Charakter sei, desto schöner finde man das Individuum; daher die Sitte.

Wenn die Beobachtung des Hrn. de Crespigny richtig ist, so könnte man vielleicht doch die Frage aufwerfen, ob die „von Natur flache Stirn“ nicht in Folge der künstlichen Deformirung entstanden und vererbt sei.

(7) Von Hrn. Finsch ist wiederum eine reiche Sammlung von Schädeln, Gypsmasken und ethnographischen Gegenständen aus der Südsee und Torresstrasse eingegangen. In einem Schreiben an den Vorsitzenden d. d. Thursday Island 5. Januar, äussert er sich ausführlicher über

die Rassenfrage in Oceanien.

Ich bin zu Ende des Jahres von der Umgebung Cap York's zurückgekehrt und habe die inzwischen dort und in der Torresstrasse gemachten Sammlungen verpackt. Nach meiner bescheidenen Meinung enthielt diese siebente Sendung eine Menge der grössten Seltenheiten, wozu ich in erster Linie die Schädel und Gypsabgüsse, namentlich der Nord-Australier, rechne. Ich habe hier in der That die letzten der Mohikaner Australiens gesammelt, denn vom Stamme Undújamu leben jetzt noch im Ganzen 30, von den Koriruga ca. 10, von den Gudang ca. 6 Individuen. Diese Stämme bezeichnen allerdings nicht die letzten Reste einer untergegangenen Rasse, da die Leute jedenfalls identisch mit allen übrigen Australiern sind, aber die letzten Reste des am meisten nördlich vorgeschobenen Stammes der Rasse, die namentlich durch die enge Nachbarschaft mit Papuanen besonderes Interesse gewinnt. Ich war selbst auf Morilug (Prince of Wales Isl.), der grössten Insel in der Torresstrasse und auf Mabiak (Jervis Isl.), der nördlichsten, nur 36 Seemeilen von der Küste

Neu-Guineas entfernt, und habe Eingeborne von allen übrigen bewohnten Inseln der Strasse (Badu, Moa, Nagi) gesehen und mich überzeugt, dass sie alle echte Papuas sind, d. h. identisch mit den Bewohnern von N.-Britannien, N.-Irland, Salomons, N.-Hebriden, N.-Caledonien, Loyality, St. Cruz, Banks, Viti etc., mit einem Wort von Allem, was man unter Melanesien versteht. Hierher gehören auch die Eingebornen der östlich von der Torresstrasse gelegenen Inseln, wie Murray, Cocoanut Isl., Darnley und wie sie alle heissen, selbstverständlich auch die Bewohner N.-Guineas, soweit sie jetzt bekannt sind. Für sie alle ist der Hauptcharakter das spiralig gekräuselte, verfilzte, wollige Haar. Die Australier sind schlichthaarig! Das wären die Hauptunterscheidungs-Charaktere, die indess noch keineswegs als diagnostisch gelten können. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich neulich, dass es auch schlichthaarige Melanesier, d. h. Papuanen giebt, die gerade so schlichtes, schwarzes Haar und genau in derselben Anordnung besitzen, als die Europäer. Ich sah solche Leute, und zwar Männer und Frauen von Lifu und Maré, Loyality-Inseln, und erfuhr zu meiner noch viel grösseren Verwunderung, dass fast alle Lifuaner dieses schlichte schwarze Haar haben und das fein kräuslige sehr selten ist, während letzteres wiederum auf Mare vorherrscht. Im Uebrigen (Physiognomie, Bau, Grösse, Färbung) sind die Lifu- und Mareleute vollständig Melanesier und manche Gesichter glaubte ich in Neu-Irland oder Neu-Britannien gesehen zu haben. Ueberhaupt sind alle diese Charaktere: Grösse, Färbung, Mund, Nase, Ausdruck u. s. w. so variabel, dass ich darauf keine Rassen-Charaktere basiren kann, so hübsch sich das auch, z. B. bei Waitz, Meinicke oder Peschel liest. Aber ich wünschte die Herren Anthropologen einmal auf eine Perlstation der Torresstrasse, wo man Eingeborne von fast allen Inseln, von Hawaii und Neu-Seeland bis Singapore und den Philippinen findet, die meist alle in Kleidern, mindestens Lavalava gehen, äusserlich also europäisirt sind. Ich habe mit dem Buche in der Hand die Charaktere der genannten Rassen verglichen und gefunden, dass Alles im Grossen und Ganzen unrichtig ist: es stimmt nicht! Die Herren brauchten blos einmal auf einem so kleinen Kutter mitzugehen, wie der, mit welchem ich nach Mabiak reiste, und auf dem an 20 Eingeborne, diver and sheller, an Bord waren. Ich kann alle unterscheiden, aber nur in drei grosse Gruppen: 1. Hellere Leute mit schlichtem Haar: Polynesier (wozu auch die vertrakten Mikronesier gehören, die von Polynesiern so wenig verschieden sind, als Schwaben von Norddeutschen). 2. Dunkle Leute mit kräusligem Haar: Melanesier[1]). Das Weitere über ihre Herkunft ist mir aber gänzlich unsicher anzugeben, es sei denn, dass sich am Körper irgend ein Zeichen findet. So würde der Neu-Seeländer leicht an seiner Tättowirung, der Marshallaner an seinen riesig ausgedehnten Ohrlappen zu erkennen sein, so wie vielleicht einige andere Stämme. Aber weiter geht es nicht, denn diese Männer haben die Haupttheile des Schmuckes, der sie sonst auszeichnete, abgelegt und nur gewisse Melanesier (z. B. Tannesen, Salomons etc.) lieben es nach wie vor, ihr Haar mit Kalk und Asche zu tractiren, wodurch es oft löwengelb hell wird und durch das stete Aufkrämpeln zugleich eine andere Form annimmt. Die mitgesandten Haarproben werden Ihnen manchen interessanten Aufschluss geben, z. B. die Nr. 23 meines neubritannischen Knaben Ta Winowanne, das 9 Monate alt ist und ohne weitere künstliche Beimischung, Frisur oder dergleichen in der Länge, wie die Probe, heranwuchs. Von schön gehaltenen, löwengelben Haarköpfen ist es nicht leicht, eine Haarprobe zu erlangen; bei den Neu-Seeländern gelang dies

1) Wahrscheinlich ist hier ausgelassen: 3. Dunkle Leute mit schlichtem Haar: Australier. Red.

gar nicht, sie wollen sich den Kopf nicht einmal anfassen lassen. Sie sehen, dass selbst so geringfügige Dinge ihre Schwierigkeiten haben, und werden Nachsicht üben, wenn meine Proben nicht reichlich genug ausfielen, wie ich vermuthe.

Doch zu unserer Gesellschaft auf dem „Lord Loftus“ zurück, wie unser Schinnkel pomphaft hiess. Da ist ein Mann, den ich entschieden für einen Maori halte, er nennt Rarotonga seine Heimath; einen anderen würde ich für den Bruder eines mir bekannten Mannes von Tarowa, Gilberts-Gruppe, halten, er ist aus Alexandrien, weiss Gott von welcher Kreuzung, nennt sich selbst aber einen Araber; dieser schön olivenbraune Mann scheint mir von Samoa, er kommt von Luzon; dieser andere helle Mann von Amboina, ich halte ihn für einen Samoa-halfcast. Und wer wollte erst all die Schwarzen unterscheiden? Das bringt Niemand fertig, ebenso wenig als eine Menge von Vögelarten nicht zu unterscheiden sein würde, wären sie plötzlich alle schwarz gefärbt. Natürlich spreche ich hier nur vom Aeussern dieser Menschen, nicht von ihrer Sprache, denn dazu habe ich zu kurze Zeit unter ihnen gelebt, um in dem colossalen Sprachgewirr (auf dem kleinen Tanna werden z. B. mehrere Sprachen geredet, die so verschieden sind, dass sich die Bewohner der verschiedenen Districte nicht verstehen) mich nur annähernd zu verständigen. Ob daher Einer Guadalcanar oder Savu oder St. Cruz oder Neu-Hannover spricht, das vermag ich nicht zu unterscheiden. Und in Bezug auf das Aeussere geht es mir geradeso: sind die Leute gleichmässig europäisch gekleidet, so ist es mir vielleicht nicht möglich, einen Neu-Britannier von einem Badu-Mann, einen Salomon von einem Tannesen zu unterscheiden, wenn mich auch Leute, die aus 99 Büchern das hundertste machen, bemitleiden würden. Freilich lässt sich nach Büchern die Diagnostik der Rassen („Index so und so, prognath, Brüste schlaff, Gesichtsausdruck heimtückisch“) und wie alle die vagen Kennzeichen heissen, sehr wohl compiliren. Jeder schwört auf ein solches Buch, aber der Reisende mit 5 gesunden Sinnen (ich will mich ja gern nicht Forscher nennen) wird am Ende sich auch sein Urtheil erlauben dürfen, selbst wenn es anders lauten sollte.

Um nochmals auf die Variation gewisser Körpertheile zu kommen. Obwohl unter allen Melanesiern eine flache, breite Nase vorherrscht, findet man auch gebogene, das was ich jüdischen Typus nenne, der auch unter den Australiern vorkommt. Letztere unterscheiden sich von Melanesiern hauptsächlich durch die hageren Glieder, fast wadenlosen Beine, aber derselbe Typus oder doch ein sehr ähnlicher kommt auch in Neu-Britannien vor, sowie auf Neu-Guinea. Obwohl die Färbung im Allgemeinen zur Unterscheidung von Bedeutung ist, so lässt sie doch in unzähligen Fällen im Stich. Im Allgemeinen kann man die Polynesier als hellfarbige (olivenbräunliche), die Melanesier als dunkelfarbige (dunkelbraune bis fast schwarze, nicht „blauschwarze“, wie Peschel irgendwo sagt) Menschen bezeichnen.

Aber es finden sich alle Zwischenstufen, und die Farbentabelle reicht zur Bestimmung bei Weitem nicht aus, sie ist überhaupt ziemlich schlecht (die Färbung der Augen ganz besonders). So giebt es Chinesen, die so dunkel als Gilberts sind (auch haben nicht alle Chinesen stark vorspringende Backenknochen und Schlitzaugen); ich verglich einen Griechen (von Athen), der so dunkel als ein Maori war. Von der hellfarbigen Varietät unter den Melanesiern habe ich Ihnen schon geschrieben von N.-Britannien aus. Es giebt da häufig so helle Individuen, als fast Marshallaner oder Manillaleute, und diese kommen häufig familienweise vor, denn sind beide Eltern hell, so ist das Kind auch hell. Ich habe seither diese helle Varietät aus verschiedenen Gegenden Melanesiens, von Guadalcanar, S. Christoval, Ugi, Tanna, Eromanga, Banks-Gruppe u. s. w. gesehen; sie kommen auch in N.-Guinea vor. Es sind dies die Leute, welche Denkunkundige meist irrig als eine

durch malayischen Ursprung entstandene Mischlingsrasse ausgeben. Dies ist nun nicht der Fall, denn der Mischling von Malayen und Schwarzen (Melanesiern) ist schon an seinem schlichten Haare leicht zu erkennen: diese hellen Melanesier haben das typische kräuslige Haar und die typische Physiognomie des Papua. Ich sage „typische" Haar, was nicht ganz richtig ist, denn ich führte bereits an, dass es auch typische schlichthaarige Melanesier giebt. Wenn Sie sich aber zufällig einen hellfarbigen Lifumann denken mit schlichtem Haar, so würde derselbe alle schönen Charaktere, mit denen ich bisher glaubte, wenigstens Polynesier, Melanesier und Australier unterscheiden zu können, über den Haufen werfen. Ich habe bisher keinen schlichthaarigen hellen Melanesier gesehen, aber sie können und werden ja vorkommen. Bastarde von zwei sehr verschiedenen Rassen lassen sich meist erkennen und schlagen nach dem Vater, so z. B. zwischen Europäer und Marshallerin, Europäer und Samoanerin, Hawaiierin oder Australierin. Sie alle haben mehr europäischen Typus und mahnen oft sehr an gewisse Südeuropäer. Weit schwieriger wird es schon mit halfcast-Samoa-Mutter und weissem Vater, und Bastarde zwischen Schwarzen, z. B. Tanna-Vater, Mabiak-Mutter, sind als solche gar nicht zu erkennen; sie ähneln ihren Eltern, wie ein Ei dem anderen. Nach Allem, was ich bisher an Menschenrassen gesehen habe, in Sibirien, Central-Asien, Nord-Amerika, an Südseeinsulanern, Australiern, Papuanen, Malayen u. s. w., und es sind deren nicht wenige, komme ich immer mehr zu der Ueberzeugung, dass sich dieselben naturhistorisch nicht wohl durch Kennzeichen unterscheiden lassen, sondern so in einander übergehen, dass der Unterschied zwischen Europäern und Papuanen schliesslich ganz unbedeutend wird; ich muss auf Grund meiner Erfahrungen (ich will nicht Studien sagen) annehmen, dass es nur eine einzige Menschen-Species giebt! Ich thue dies nicht der heiligen Schrift, auch nicht Darwin zu Gefallen, ich halte mich nur an die Thatsachen. Uebrigens würde meine Ansicht mit dem Darwinismus, nach welchem sich der Mensch aus irgend einem Affen entwickelte, nicht sehr im Widerspruch stehen. Wenn übrigens Peschel die sämmtlichen Völker Amerikas, Sioux, Botocuden, Feuerländer u. s. w. zu einer Menschenrasse rechnet, dann ist es nicht ungeheuerlich, wenn ich in allen Menschenrassen nur eine Species erblicke! —

In einer Nachschrift vom 8. Januar meldet Hr. Finsch, dass er im Begriff stehe, mit einem kleinen Schiff von 14 Tons nach Neu-Guinea überzusetzen. Er habe auf 4 Monate Provision und werde zunächst Port Moresby aufsuchen.

(8) Hr. Virchow verliest einen, an ihn gerichteten Brief des Hrn. Professor H. Fischer in Freiburg i. Br. vom 10. Februar, betreffend

die Jadeit- und sonstigen Steinbeile.

„Sie waren so freundlich, mir die Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Sitzung vom 16. Juli 1881) zu schicken, worin Ihr Bericht über die Jadeitbeile steht. Ich ersehe daraus, dass Sie trotz Ihrer vielseitigen Beschäftigungen noch Zeit finden, an solche Sachen zu denken, und erlaube mir desshalb, erstlich unter Kreuzband zwei neuere Publikationen, sowie die Liste meiner Publikationen bis auf Nr. 100 zuzusenden[1]); die eine der Brochüren ist schon 101;

1) Ueber die mineralogisch-archäologischen Beziehungen zwischen Asien, Europa und Amerika. Neues Jahrb. für Mineralogie 1881, Bd. II, S. 199. — Vergleichende Betrachtungen über die Form der Steinbeile auf der ganzen Erde. Kosmos 1881, Jahrg. V, S. 117. — Uebersicht der wissenschaftlichen Publikationen des Dr. Heinrich Fischer.

ferner gestatten Sie mir, dass ich an Ihren Aufsatz einige Bemerkungen anknüpfe, die Ihnen zum Theil zur Erläuterung gewisser hierhergehöriger Verhältnisse dienen können. Der Bequemlichkeit wegen citire ich jetzt meine Schriften nur mit der betreffenden Listennummer.

„Hrn. Arzruni habe ich geschrieben, er möchte zur Sicherheit der Diagnose nachträglich von dem Hartmann'schen Beil, wenn er es nochmals bekommen kann, die spectralanalytische Probe auf Natron und die Bestimmung des spec. Gewichts vornehmen; zur Feststellung der Diagnose Jadeit ist das wichtig, weil nördlicher als Freiburg, Nördlingen und Starenberg-See noch keine Nephritbeile in Europa constatirt sind.

„Was Ihren Satz betrifft, man könne vom Standpunkt der Prähistorie die Beile aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit einander parallel stellen, so bin ich wohl insofern damit einverstanden, wenn es sich blos darum handelt, sie allen anderen, deren Material in Europa roh bekannt ist, gegenüber zu stellen. Allein bezüglich der Verbreitung der Nephrit-Objecte vis-à-vis dem Jadeit und Chloromelanit müssen wir pedantisch die Sache auseinander halten, weil die einen zum Theil einen anderen Ausstreuungsboden haben, als die anderen. Wie viel Gewicht wir auf die schiefe Schneide zu legen haben, die wir freilich gelegentlich auch bei gewöhnlichen Dioritbeilen u. s. w. treffen, finden Sie auch in meinem Cosmos-Artikel Fig. 122, Sp. II, wieder betont.

„Was Ihre Farbenangaben für die edlen Beile (S. 284) betrifft, so bezieht sich die weisse Farbe auf Nephritbeile nur dann, wenn die Substanz ganz verwittert ist; roh kenne ich Nephrite aus Turkestan blendend weiss in ganz frischem Zustand. Weisslich trübe Farben kommen sonst nur den Jadeitbeilen zu und letztere haben dann noch, was Ihnen weniger aufgefallen zu sein scheint, oft einen schönen blauen Ton; unter den von Ihnen erwähnten Wiesbadener Beilen sind solche gleichfalls. (Desgleichen sind unter den Mexicaner Jadeitbeilen prachtvoll blaue.) Was die von Ihnen berührte Grösse der Jadeitbeile betrifft contra Nephrit, so hängt dies ganz einfach mit dem im grossen Ganzen jedenfalls noch viel grossartigeren Vorkommniss des Jadeit (in Birmah) zusammen, wenngleich vereinzelt allerdings auch vom Nephrit Klötze von enormer Grösse vorkommen, wie ich einen solchen aus Sibirien 1867 in Paris auf der Ausstellung sah und wie ein solcher aus Neuseeland in Wien liegt. Rohe, fast farblose, gelblich-, graulich-weisse, molkenbläuliche Nephrite aus Turkestan habe ich viel: daraus sah ich merkwürdigerweise niemals ein Beil, mit Ausnahme dessen aus Venezuela im Berliner ethnologischen Museum, dessen Material aber wohl ganz sicher aus Asien stammt. Die dünne, fast platte Beschaffenheit der Jadeitbeile hängt gewiss mit der Art zusammen, wie die Leute den ganz schauderhaft zähen und daneben quarzharten Jadeit zu bewältigen vermochten; derselbe spottet keck unserer besten Stahlhämmer; ich habe manchmal Sägeschnitte auch an Jadeitobjekten beobachtet. Auch bezüglich der Nephritobjecte, ob klein oder gross, möchte ich bezweifeln, dass sie zu grober Arbeit gedient hätten; erstlich ist die Schneide meist sauber, und wenn auch manche von ihnen in den Pfahlbauten in Hornhefte gekittet angetroffen werden, so beobachtete ich dasselbe auch an Jadeit- und Chloromelanitbeilchen, und können damit auch in der Fassung vielleicht gewisse Cultuszwecke vollbracht worden sein, von denen wir noch nichts wissen.

„Der riesige Keil aus Chloromelanit von Kloppenburg ist Chloromelanit (vergl. Nr. 84 meiner Liste); die Gonsenheimer sind (bis auf 1) Jadeite: das Trierer ist richtig das von Pfalzkyll. Bezüglich der grossen Beile im Casseler Museum ist

die Abkunft aus Seeland noch sehr zweifelhaft; so weit hinaus sind wenigstens sonst noch keine edlen Beile constatirt.

„Die in Ihrem Bericht zusammengestellte geographische Verbreitung der edlen Beile finden Sie schon in jenem Aufsatz von mir (Nr. 84) im Correspondenz-Blatt; nur einige der zuletzt von Ihnen erwähnten (Erfurt) habe ich meines Wissens nicht zur Untersuchung gehabt. Dagegen füge ich Ihrem Bericht S. 287 noch ein Chloromelanit-Beil aus der Gegend von Breslau an, das gewiss auch Ihnen interessant ist, da es dort ganz auf der verlorenen Schildwache sitzt (vergl. meinen Aufsatz in Nr. 99. Corr.-Bl. 1881 Nr. 5, S. 35).

„Ich habe schon seit 3 Jahren alle Funde edler Beile (d. h. schon seit der Zeit, als ich mit Damour die Schrift Nr. 71 herausgab und davon dann die deutsche Bearbeitung in Nr. 75 lieferte) auf eine Karte aufgetragen und dieselbe bei der Strassburger Versammlung auf den Tisch des Hauses niedergelegt, auch seither wieder mit Evans und von Tröltsch darüber conferirt. Es ist das Resultat derselben nehmlich schon desshalb merkwürdig, weil eben die Nephrit-Beile nördlich von der Schweiz nahezu aufhören. (Schade, dass das herrliche Blansinger Nephritbeil aus Baden, das unser Museum in Berlin ausstellte, das schönste in Europa gefundene, nicht unter die Objekte — wenigstens meines Wissens — aufgenommen wurde, die in dem illustrirten Werk zur Abbildung kamen.)

„Ferner ist merkwürdig, dass die Verbreitung der Nephrit-, Jadeit- und Chloromelanit-Beile in Europa auch nicht harmonirt mit der Verbreitung der Dolmen, die auf der Karte des Hrn. von Bonstetten verzeichnet sind.

„Sehr erwünscht war es mir zu lesen, dass Sie so ernstlich darauf drangen, man solle über die Art der Funde solcher Beile genauere Rechenschaft geben. Von ganz wenigen Fällen erinnere ich mich gelesen zu haben, man habe sie unter dem Schädel des Skelets oder dergleichen gefunden.

„Gestatten Sie mir noch eine Bemerkung. Aus Ihren Schlusszeilen ersehe ich, wie aus allen anthropologischen Publicationen mit erst wenig Ausnahmen, dass mein Kampf gegen die Idee der paläo- und neolithischen Periode noch nicht aufgegeben werden darf und dass alle meine, auf rein objectiv-mineralogischem Boden geführten Deductionen über die einzig denkbare Bearbeitung der Silex-Beile gegenüber den Beilen aus Silicaten (Felsarten) fortan ignorirt werden, ohne widerlegt zu sein. Sie werden aber andererseits auch sehen, dass ich meinerseits auch nicht im Geringsten gesonnen bin, den Kampf aufzugeben, d. h. Sie werden das ersehen aus dem Schluss meines Artikels im Corr.-Bl. Nr. 2 und 3, 1882; mit dem Todtschweigen ist's jetzt nicht mehr gethan, ich strebe Widerlegung an bis in alles Detail, ich postulire eine Erklärung, dafür unter Anderem, warum — wenn denn das Poliren die höhere Culturstufe repräsentiren soll, was ich hautement für diese Angelegenheit bestreite — warum, sage ich, die herrlichen Silex- und Obsidian-Lanzen- und Pfeilspitzen niemals polirt sind, und das ist doch wahrlich eine feinere Geschichte, als die grossen Beile. Ich habe jetzt ganze Kisten Jaspisknollen gesammelt, eine Kiste mit Feuersteinknollen aus Holstein ist unterwegs, aus diesen lasse ich durch hiesige Techniker zuerst — damit sie es lernen — mit Hämmern, dann ohne Hämmer alle diese prähistorischen Instrumente nachahmen und dann sollen diese Techniker reden!“ —

Hr. Virchow: Die Mittheilungen des Hrn. Fischer waren mir, wie immer, sehr lehrreich. Nicht bloss seine Methode, sondern auch seine Ausdauer in der Aufsuchung und Sammlung des Materials ist des höchsten Lobes werth. So ist es ihm denn endlich auch gelungen, die Originalfundstellen von Nephrit und Jadeit

genau festzustellen. Die Reise des Grafen Szechenyi hat für den Jadeit eine bestimmte Gegend in Birma, nehmlich Mogoung (Mungkong), nördlich von Bhamo, als Fundort ergeben. Von da aus geht namentlich ein reicher Handel nach China den Irawaddy herunter. Hr. Fischer ist geneigt, auch allen prähistorischen Jadeit auf diese Quelle zurückzuführen. Dagegen giebt es hier keinen Nephrit, der nur in Turkestan sicher nachgewiesen ist. Ein natürliches Vorkommen von Chloromelanit ist überhaupt noch nicht bekannt; Hr. Fischer schliesst auf dessen asiatischen Ursprung nur aus dem Umstande, dass ein muhamedanischer Pilger, der aus Innerasien zu dem Grabe des Gul Baba in Budapest gewandert kam, ein Amulet in Beilform aus Chloromelanit mitbrachte.

Der Umstand, dass weder in Europa, noch in America ein natürliches Vorkommen dieser Gesteine ermittelt ist, spricht, wie Hr. Fischer mit Recht erläutert, entschieden für einen asiatischen Ursprung der bearbeiteten Stücke. Freilich ist dieser Punkt noch nicht über jeden Zweifel erhaben. So hat sich herausgestellt, dass ein in einer alten Sammlung von Hrn. Damour aufgefundenes Stück vom Monte Viso (SW von Turin, gegenüber Saluzzo) in der That Jadeit war, aber Hr. Fischer meint, es könne ein in prähistorischer Zeit verschleppter Brocken hinterindischen Ursprungs sein. Diess ist möglich, aber es scheint mir, dass der Monte Viso am Ende doch einmal genauer durchforscht werden sollte.

Auch die neuen Nachweisungen zeigen, dass Nephritbeile nur wenig weit von Süden her in Deutschland eingedrungen sind, und dass auch Jadeitbeile östlich von der Elbe gänzlich unbekannt sind. Nur ein einziges Chloromelanitbeil aus Schlesien ist jenseits dieser Grenze bekannt. Auch im westlichen Russland fehlen diese Stücke gänzlich; ein der Dorpater Sammlung angehöriges Nephritbeil ist seiner Technik nach als ein ausländisches anzusehen[1]). Ich kann daher nur von Neuem betonen, was ich in meiner ersten Besprechung ausführte, dass der Weg, auf welchem diese Stücke zu uns gelangten, nicht von Osten nach Westen, sondern von Süden (oder Südwesten) nach Norden (oder Nordosten) ging. Das hindert natürlich nicht, dass in irgend einer südlicheren Breite der Weg von Osten nach Westen lief, also z. B. über das Mittelmeergebiet nach Italien, aber jedenfalls ging er nicht von Russland nach Deutschland. Vielleicht kann man das noch allgemeiner so ausdrücken, dass er nicht nördlich, sondern südlich vom Kaukasus, wahrscheinlich durch Kleinasien führte.

Die Einwendungen des Hrn. Fischer gegen die Eintheilung in eine paläolithische und neolithische Zeit erkenne ich insofern ganz an, als auch ich der Ansicht bin, dass geschliffene Steine neben geschlagenen vielfach in Gebrauch waren. Ich gehe sogar noch weiter, indem ich auch für unsere Gegenden als bewiesen ansehe, dass sowohl geschliffene, als geschlagene Steine noch in der Metallzeit im Gebrauche waren. Aber es scheint mir nicht richtig, wenn Hr. Fischer, wie es wenigstens aussieht, in Abrede stellt, dass es eine lange, wahrscheinlich unendlich lange Zeit gegeben hat, wo man die Steine nicht polirte. Es mag vom mineralogischen Standpunkte aus richtig sein, dass Schleifen leichter, wenn auch langweiliger, ist, als Schlagen, aber die Geschichte der Technik zeigt uns vielfach, dass die leichteren Methoden oft erst sehr spät gefunden werden. Ueberdiess ist es durch die Feuerländer zu allgemeiner Kenntniss gekommen, wofür freilich auch früher schon manche Thatsache vorlag, dass vieles von dem, was man „geschlage-

1) Hr. Grewingk hat mir nachträglich bei einer mündlichen Unterredung mitgetheilt, dass es ihm gelungen sei, dasselbe als ein modernes Importstück aus Nordwest-America nachzuweisen.

nen“ Stein genannt hat, nicht geschlagen, sondern gebrochen ist, woraus folgt, dass man die einzelnen Gegenstände viel genauer unterscheiden muss, als bisher. Dann kommt man schliesslich auf eine Zeit, wo weder geschliffen, noch gebrochen wurde, und das ist meiner Meinung nach die eigentliche paläolithische Zeit. —

Hr. Jagor übergiebt folgende Notiz aus dem Indian Antiquary Febr. 1880, (Times 15. May 1880):

India Museum, S. Kensington. The Collection of Jade bought from Col. S. Guthrie for £ 6000 . . . no matter of doubt its intrinsic value is not less than £ 70,000 . . . It takes a year or two to bore a single hole, to cut the smallest portion of ornament in jade, and this bowl (a large bowl) with its cover occupied three generations of one family of artists in the employment of the Mogul emperors in its manufacture, and must have cost the emperor Jehangeer, Shah Jehan and Aurungzeb between them not less than £ 6000. It would at this moment fetch probably double that price in China and Japan.

(9) In Bezug auf die schon in der vorigen Sitzung erwähnte

Cueva de Altamira

überreicht Hr. Jagor eine ihm durch die Güte des Professor Vilanova in Madrid zugegangene Brochüre: Breves apuntes sobre algunos objetos prehistoricos de la provincia de Santánder, worin Don Marcelino de Sautuola die Wandbilder und anderen Funde in der von ihm entdeckten Höhle von Altamira beschreibt. Hr. Jagor bemerkt dazu Folgendes:

Die in der letzten Sitzung vorgelegten, in der spanischen Ilustracion 1880, Nr. XXXVII enthaltenen Abbildungen der in jener Höhle entdeckten grossen Wandbilder verriethen zum Theil eine so virtuose Technik, dass es zweifelhaft schien, wieviel davon dem prähistorischen Künstler, wieviel seinem modernen Copisten zuzuschreiben sei? Hr. Vilanova, welcher die Höhle bald nach ihrer Entdeckung besuchte und die Wandbilder für prähistorische, etwa gleich alt mit den dänischen Kjökkenmoddinger hält, erklärt nun, dass die auf Taf. 3 der Brochure gegebenen Bilder, nach welchen die erste der beiden in der Ilustracion enthaltenen

Gruppen offenbar reproducirt ist, ziemlich getreue Nachbildungen der Originale seien. Die veröffentlichten Abbildungen befinden sich alle an der Decke der grossen ersten Höhle; an den Wänden der darauf folgenden Höhlen aber sieht man rohe

Skizzen zu jenen Bildern, welche der Künstler später vervollkommnete (Tafel 4 der Brochure). Von allen Bildern sind die Umrisse mit groben Instrumenten in die Wand eingeritzt und fast alle in der Höhle gefundenen Knochenwerkzeuge zeigen Schrammen, die es wahrscheinlich machen, dass sie zu diesem Zwecke gebraucht worden seien; die benutzten Farben bestehen nur aus verschiedenen Ockern, wie sie in der Provinz gefunden werden, ohne weitere Zubereitung. Herr Vilanova beabsichtigt im Sommer die Höhle noch einmal zu besuchen, um sie in allen Einzelheiten zu beschreiben. Auch will er womöglich Photographien oder, wenn die örtlichen Schwierigkeiten dies unmöglich machen sollten, Abklatsche oder Pausen des Wandbildes anfertigen lassen. Schliesslich berichtet Hr. Vilanova noch, dass in der hintersten der Höhlen, in seiner Gegenwart ein fast vollständiges Skelet des Ursus spelaeus gefunden worden sei.

(10) Hr. Bastian legt ein interessantes Fundstück, übergeben von dem Hrn. Hauptmann a. D. Schlesinger, Bürgermeister in Luckau, vor: ein beim Ausbaggern eines Baches gefundenes Bronzegefäss (mit Zeug darin), das möglicherweise als Schuh einer Lanze gedient hat (das angestopfte Zeug zum Festhalten).

(11) Hr. Bartels übergiebt einen Artikel der Vossischen Zeitung vom 7. März 1881 über

neue Gräberfunde in Corneto

Nachdem ausgeführt worden ist, dass die neuen Gräber von den schon seit längerer Zeit bekannten Gräbern in Corneto (Tarquinii) ganz verschieden seien und wahrscheinlich einer voretruskischen Bevölkerung angehörten, heisst es in dem Artikel:

Die Gräber bestehen aus runden, zwei bis drei Meter tiefen Löchern, die Anfangs mit geraden Wänden abfallen, unten aber sich etwas zusammen schliessen, sämmtlich in einem leicht zu bearbeitenden Kalkstein ausgegraben; unten ist dann ein kleines Loch ausgehöhlt, in welches regelmässig ein Gefäss mit Asche und den Dingen, die überall einem Todten mit ins Grab gegeben zu werden pflegten, gesetzt worden ist; der Deckel des Gefässes ist meist hoch gewölbt und mit einem Knopf als Griff versehen; öfter war die Vase noch in einen aus Stein gearbeiteten Behälter eingesetzt, um noch mehr gegen Unbilden geschützt zu sein. Aber auch wo eine solche steinerne Umhüllung fehlte, war doch durch Darüberlegen eines Schlusssteins das Loch mit seinem Inhalt vor Verletzungen bewahrt. Der darüberliegende Raum war dann wieder durch hineingeworfene Erde gefüllt worden. Die Vasen selbst, in welchen die Asche beigesetzt war, sind zwar regelmässig verziert, aber die Verzierungen sind dürftig und meist auf die einfachsten Linearornamente beschränkt; in Bezug auf ihren Inhalt ist zunächst zu bemerken, dass Gold und andere Metalle ausser Bronce vollständig fehlen; meist finden sich in jedem Grabe ein paar Fibeln, d. h. Nadeln, die zum Zusammenhalten der Gewänder benutzt wurden, ferner halbmondförmige Rasirmesser, wie sie mehrfach auch in unserm Antiquarium vertreten sind, dann noch Spiralen, welche wegen ihres geringen Durchmessers unmöglich als Armketten u. dergl. gedient haben können, sondern die wahrscheinlich zur Befestigung der Locken, nach einer auch bei den Griechen in der homerischen Zeit bekannten Sitte, verwendet wurden; auch in celtischen Gräbern z. B. unter den in Linz befindlichen Alterthümern aus Hallstadt, sind solche Spiralen ganz gewöhnlich. Von ungewöhnlicheren Funden ist vor allem eine einigermaassen glockenförmige, mit Griff oben versehene, ehemals mit Leder gefütterte Bronzehaube

hervorzuheben, in der trotz des gewaltigen Durchmessers doch wohl ein Helm zu sehen sein wird, sowie ein mit eigenthümlichen roh gearbeiteten und unförmlichen Figuren geschmückter kleiner Wagen mit Rädern, sämmtlich aus Bronze.

(12) Hr. Ed. Krause hat aus Obsidian eine Pfeilspitze angefertigt, welche zum Vergleich mit älteren Objecten vorgelegt wird.

(13) Hr. Anger in Elbing übersendet mehrere Briefe, betreffend

Rundmarken an Kirchen und Ausbuttern von Münzen.

1. Brief vom 27. Februar:

Anbei erfolgt abschriftlich ein Brief des Hrn. Rector Frischbier in Königsberg, welcher neues Material zur Lösung der Näpfchenfrage enthält. Ich bitte, auch in Frischbiers „Preussischem Wörterbuch" 1. Lief. Berlin 1882, Verlag von Enslin unter den Worten „ausbuttern" und „anschmeissen" nachzusehen. Nach meiner Meinung enthält der Brief eine runde Bestätigung der Bartensteiner Angaben. Der Unterschied, dass in Bartenstein die Näpfchen an der senkrechten Kirchenmauer, in Königsberg dagegen auf den horizontalen Flächen von Sandsteinstufen ausgebuttert wurden, ist ganz unerheblich. Offenbar ist die ganze Procedur des Ausbutterns der Münzen auf den horizontal liegenden Sandsteinstufen viel bequemer, als an den senkrechten Mauern; freilich machte das Auskratzen des Näpfchens auf dem härteren Sandstein auch mehr Arbeit, als an der weicheren Backsteinmauer.

2. Brief des Hrn. Frischbier, d. d. Königsberg, 26. Februar:

Als Knabe — ich bin jetzt im 60. Lebensjahre — habe ich mir manchen Knopf „ausgebuttert", denn ich war ein eifriger „Anschmeisser". Wir Jungen im Löbenicht'schen Hospital, in dem ich gross geworden, hatten unsere „Ausbutterlöcher"[1]) in die Sandsteinstufen dss hintern Einganges der Hospitalkirche mit einem Holzspan hineingescheuert. Messingknöpfe, deren Oesen wir abgefeilt hatten, oder „Kupferstücke", russische Kopekenstücke, wurden in das Näpfchen, um Ihren Ausdruck zu gebrauchen, genau wagerecht hineingepasst, auf die Mitte des Knopfes oder der Münze wurde eine eiserne Kugel mit der linken Hand gestellt, während die rechte mit einem Stein so lange darauf schlug, bis der „Ausschmiss" hergestellt (d. i. ausgehöhlt, ausgebuttert) war. Mit flachen Knöpfen oder Münzen, wie das anderwärts der Fall ist, haben wir hier nie angeschmissen; auch heute schmeissen die Königsberger Jungen, soweit ich gesehen, nur mit ausgebutterten Knöpfen an. Wie aus Vorstehendem hervorgeht, standen unsere Näpfchen horizontal; sie liegen ja in den wagerechten Treppenstufen, und wir Jungen sassen bei unsrer Arbeit! Näpfchen in Kirchenmauern, also vertikal stehend, habe ich nicht wahrgenommen.

Beim Ueberlesen kommt es mir auffällig vor, dass sich der Sandstein durch einen Holzspan habe bearbeiten lassen, und doch ist mir nur die Hantirung mit einem solchen in der Erinnerung; ich weiss, dass ich mit demselben mein „Butterloch" überaus glatt und wohlgerundet hergestellt hatte, vermag aber nicht mehr anzugeben, ob mir andere Knaben, die mit härteren Instrumenten vorgearbeitet, folgten.

1) Auch wohl „Butterloch", doch ist mir der erste Ausdruck mehr in der Erinnerung.

(14) Hr. Nehring berichtet über

die letzten Ausgrabungen bei Thiede, namentlich über einen verwundeten und verheilten Knochen vom Riesenhirsch.

Im Laufe des Frühjahrs und Sommers 1881 haben in den diluvialen Ablagerungen des Gypsbruches von Thiede bei Wolfenbüttel wieder sehr umfassende und an paläozoologischen Resultaten reiche Abgrabungen (gelegentlich des Gypsbruchbetriebes) statt gefunden, so dass es mir angemessen erscheint, meine früheren Berichte, welche in den Verhandlungen unserer Gesellschaft abgedruckt sind, durch einen neuen Bericht zu ergänzen. Ich selbst habe freilich in Folge meiner Berufung nach Berlin nur einen geringen Theil der ausgegrabenen Fossilreste sammeln können, das übrige Material ist durch einen früheren Schüler von mir, den Oberprimaner August Wollemann in Wolfenbüttel, gesammelt; da derselbe aber mehrere Jahre hindurch an meinen Exkursionen Theil genommen hat und von mir zu einer möglichst sorgfältigen Beobachtung der Fundverhältnisse angeleitet worden ist, so darf ich auch die von ihm gemachten Beobachtungen als durchaus zuverlässig betrachten. Ausserdem bemerke ich, dass ich die wichtigsten Fundobjekte, welche derselbe gesammelt hat, selbst gesehen und bestimmt habe.

Die Ausgrabungen des Jahres 1881 bilden eine directe Fortsetzung derer vom Jahre 1880, über welche ich seinerzeit berichtet habe. Die betreffende Fundstelle liegt im östlichen Theile des Thieder Gypsbruches, wo die Gypsfelsen eine sehr zerklüftete, oft säulenartige Gestalt zeigen und von diluvialen Ablagerungen derartig umgeben und überdeckt sind, dass es bei dem Gypsbruchbetriebe nothwendig ist, jene diluvialen Ablagerungen zunächst wegzuschaffen, ehe man den Gyps gewinnen kann.

Dieses Wegschaffen des Abraums, welcher für uns ein specielles Interesse hat, geschieht im Thieder Gypsbruche nach einem althergebrachtem Usus in der Weise, dass (von der Ackerkrume aus) Terrassen von etwa Mannshöhe nach einander abgegraben werden; dieses Abgraben wird so sauber und regelmässig ausgeführt, dass es bei einer zu wissenschaftlichen Zwecken veranstalteten Ausgrabung nicht besser gemacht werden könnte. Es wird dadurch eine Vermischung der Fundobjekte aus den verschiedenen Niveaux so gut wie vollständig ausgeschlossen.

Die diluvialen Ablagerungen, um die es sich hier handelt, haben an der oben bezeichneten Stelle des Gypsbruches eine Mächtigkeit von 30—40 Fuss. Sie zeigen eine vollständig ungestörte Lagerung; nur diejenige Partie, welche nach Norden zu gelegen ist und in Folge des Gypsbruchbetriebes schon seit Jahren frei dasteht, hat Rutschungen aufzuweisen, ist auch zum Theil mit aufgeschüttetem Erdreich überdeckt worden.

Die Fossilreste, von denen ich berichten werde, stammen sämmtlich aus den ungestörten Ablagerungen, in denen ich trotz achtjähriger Beobachtungen niemals eine Störung oder Vermischung der Hauptniveaux wahrgenommen, in denen ich niemals einen Fossilrest gefunden habe, dessen Erhaltungszustand auch nur den leisesten Zweifel an seinem diluvialen Alter hätte aufkommen lassen. Ich betone diesen Umstand, weil eine derartige Zuverlässigkeit hinsichtlich der Fundobjekte keineswegs an allen Fundorten, welche fossile Knochen zu liefern pflegen, vorhanden ist.

Die letzten Ausgrabungen haben meine, seit 1873 auf Hunderten von Exkursionen gewonnenen, Beobachtungen hinsichtlich der Beschaffenheit der diluvialen Ablagerungsmassen lediglich bestätigt. Es lassen sich drei Etagen in denselben unterscheiden. Die unterste zeigt regelmässige, dünne Schichten, welche abwechselnd

aus grobsandigem, resp. feinsandig-lehmigem Material bestehen; diese Schichten können nur unter wesentlicher Einwirkung von Wasser entstanden sein. Die mittlere Etage tritt zwar als Etage deutlich hervor; dagegen erkennt man innerhalb derselben keine Schichtung. Das Material ist nicht überall gleichartig; an manchen Stellen, und zwar wesentlich da, wo Pupa muscorum, Helix striata, Helix hispida und ähnliche zahlreich vorkommen, ist dasselbe durchaus lössartig, d. h. es ist ein hellgelb gefärbter, poröser, sehr kalkhaltiger, feinsandiger Lehm, der sich von dem typischen Löss kaum unterscheiden lässt und nach meiner Ueberzeugung als subaërische Bildung im Richthofen'schen Sinne anzusehen ist. An anderen Stellen dagegen ist das Material dieser Etage gröber, thoniger, mit zahlreichen Geschieben durchspickt; es macht den Eindruck, als ob es in der Weise entstanden wäre, dass älteres, geschiebereiches Diluvium in der Lösszeit umgelagert und mit lössartigen Ablagerungsmassen vermischt wäre, so dass also der Löss an den betreffenden Stellen nicht rein erscheint. Eine nachträgliche Störung der in dieser Weise abgelagerten Etage ist, wie ich betone, nicht zu beobachten.

Die oberste Etage zeigt humös gefärbte, sandig-lehmige Ablagerungen, deren Kalkgehalt sehr gering ist oder gänzlich fehlt. Was nun die Fauna anbetrifft, deren fossile Reste in den eben beschriebenen Ablagerungen eingebettet liegen, so haben die neuesten Ausgrabungen meine früheren Beobachtungen einerseits bestätigt, andererseits in einigen Punkten vervollständigt. Es hat die tiefste Etage wiederum eine ausgeprägt arktische Fauna geliefert, nämlich den gemeinen Lemming und den Halsbandlemming, mehrere nordische Wühlmausarten, den Schneehasen, das Renthier, den Eisfuchs, das Schneehuhn, sowie einige andere nordische Vögel. In der Tiefe von etwa 8 *m* fand sich eine Stelle, an der die Lemmingsreste ganz ausserordentlich zahlreich waren und, so zu sagen, in einem Haufen zusammenlagen; mein Schüler Wollemann hat an dieser Stelle etwa 200 Unterkiefer von Myodes lemmus gesammelt, während M. torquatus viel seltener (14 Unterkiefer) vorkam. Diese Ansammlung von Lemmingresten an einer bestimmten, räumlich sehr beschränkten Stelle rührt sehr wahrscheinlich von einer Schneeeule her, welche dort ihre Gewölle ausgeworfen hat; sie sind schwerlich vom Wasser an jener Stelle zusammengeschwemmt worden.

Die mittlere Etage, welche in einer ungefähren Tiefe von 3—7 *m* unter der Oberfläche liegt, zeigt uns im Wesentlichen eine Steppenfauna, und zwar eine solche, deren Hauptrepräsentanten heutzutage in den südwestsibirischen Steppen leben. Es zeigten sich bei den letzten Ausgrabungen, welche grade an der Stelle statt fanden, wo das Material der mittleren Etage dem typischen Löss am meisten gleicht, die Reste von 4—5 Zieseln, welche mit Spermophilus altaicus übereinstimmen, ferner Reste des grossen Sandspringers (Alactaga jaculus), Reste von 4 Zwergpfeifhasen (Lagomys pusillus), Reste von mehreren Steppen-Wühlmäusen und von zahlreichen Wildpferden. Daneben kamen Reste von solchen Thieren vor, welche zwar nicht charakteristische Steppenthiere sind, aber doch in den westsibirischen Steppen zahlreich leben und gut gedeihen, als da sind: Iltis, Hermelin, Wiesel, Wolf, Hase, Frosch, Kröte, kleine Landschnecken, wie Pupa muscorum, Helix striata, Helix hispida etc. Ausserdem hat diese Etage, zumal nach ihrer oberen Grenze hin, auch bei den letzten Ausgrabungen wieder zahlreiche und wohlerhaltene Reste von Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus und Felis leo geliefert. Neu oder doch früher nicht constatirt sind die Reste einer grossen Cervus-Art, welche in einem Unterkieferfragment (mit *m* 1, *m* 2, *m* 3), einem Metatarsus, der unteren Hälfte einer Tibia und einigen Fusswurzelknochen bestehen; Geweihreste sind bisher nicht gefunden. Der Metatarsus hat eine grösste Länge von 340, sein oberes Ende

eine Breite von 58, sein unteres von 70 *mm*. Die mit starken Basalwarzen versehenen drei Molaren messen in der Länge 109 *mm*; der Unterkieferknochen ist 38 *mm* dick und sehr rundlich gebildet. Nach letzterem Kriterium, sowie vor Allem nach der Form der Molaren erkenne ich mit Bestimmtheit Cervus euryceros. Wahrscheinlich handelt es sich um ein Weibchen.

Aus der obersten Etage sind mir dieses Mal keine Fossilreste bekannt geworden; ich bemerke jedoch, dass früher Reste vom Edelhirsch und von einer Bos-Art, welche wahrscheinlich mit Bos bison identisch ist, in derselben gefunden sind.

Die Resultate, welche sich aus den faunistischen Ergebnissen der letzten Ausgrabungen hinsichtlich des ehemaligen landschaftlichen Charakters der Umgegend von Thiede ziehen lassen, sind dieselben, welche ich schon früher gezogen habe.[1]) Die rein arktische Fauna der untersten Etage deutet hin auf eine tundraähnliche Vegetation, wie sie auch faktisch (nach den neueren Untersuchungen der tiefsten Schichten in den dänischen, norwegischen und norddeutschen Torfmooren) in unseren Gegenden einst existirt hat und existirt haben muss, wenn wir nicht annehmen wollen, dass diejenigen Thiere, welche wir jetzt als Charakterthiere der Tundra bezeichnen, einst unter wesentlich anderen Vegetationsverhältnissen gelebt haben. Diese Annahme würde ich nur dann gut heissen können, wenn sich bemerkbare Differenzen im Gebiss und in dem Bau der Extremitäten seit jener Zeit herausgebildet hätten, was nicht der Fall ist.

Die mittlere Etage hat bei den letzten Ausgrabungen noch mehr als in früheren Jahren die Reste einer Steppenfauna geliefert; wenn auch Thiede in dieser Hinsicht mit Westeregeln (bei Magdeburg) nicht völlig concurriren kann, so lassen sich doch schon 2—3 Sandspringer (Alactaga jaculus), 6—8 Steppenziesel (Spermophilus altaicus), 6—8 Zwergpfeifhasen (Lagomys pusillus) und zahlreiche Steppenwühlmäuse nachweisen. Es ist in dieser Etage unter den Tausenden von Thierknochen, welche in den letzten 8 Jahren dort ausgegraben sind, nicht ein einziger Rest eines charakteristischen Waldthieres vorgekommen, d. h. noch niemals der Rest eines Eichhörnchens, eines Siebenschläfers, einer Waldmaus, eines Baummarders, eines Edelhirsches, eines Rehes, oder dergl. Den Riesenhirsch betrachte ich nicht als eigentlichen Waldhirsch; mit seinem riesigen Geweih konnte er sich im dichten Urwald garnicht bewegen. Ich halte ihn für einen Bewohner von offenen, grasreichen, zwischendurch mit Buschwerk und lichten Baumgruppen besetzten Gegenden. Dasselbe nehme ich vom Mammuth und von Rhinoceros tichorhinus an.

Da nun die Reste der echten Steppenfauna wesentlich an der unteren Grenze, die meisten Reste von Mammuth, Rhinoceros und Löwe, sowie die des Riesenhirsches in der oberen Hälfte der mittleren Etage gefunden sind, so ergiebt sich der Schluss, dass sich an die tundraähnliche Flora der Eiszeit zunächst eine subarktische Steppenflora von dem Charakter der heute in Westsibirien heimischen angeschlossen, und dass diese Steppenflora im Laufe der Zeit sich mehr und mehr mit Holzpflanzen vermischt hat, so dass gegen Ende der von mir angenommenen und seit 1876 mehrfach vertheidigten Steppenzeit sich ein parkähnlicher Charakter der Landschaft herausbildete, wie wir ihn heutzutage ebenfalls in manchen Distrikten von Westsibirien finden.

---

1) Vergl. z. B. meine Abhandlung „über die geographische Verbreitung der Lemminge in Europa“ in der Gaea. 1879, S. 724 ff., oder meine Arbeit über „Die quaternären Faunen von Thiede und Westeregeln“ im Arch. f. Anthrop. 1877/78, sowie meinen Bericht in den Verh. d. geolog. Reichsanstalt in Wien, 1880, Nr. 12.

Es wäre kühn, auf die Funde von Thiede allein die Annahme einer ehemaligen Steppenzeit Mitteleuropa's zu begründen. Da ich aber die Reste echter Steppenthiere ausser bei Thiede auch bei Westeregeln, Quedlinburg, Gera[1]), Poesneck, Jena, Saalfeld, in Oberfranken, bei Würzburg, bei Eppelsheim, bei Steeten a. d. Lahn, bei Wien, in Ober-Ungarn und Süd-Ungarn nachweisen kann, da Hr. Prof. Woldrich in Wien ebenfalls eine Steppenfauna für Böhmen und Mähren nachgewiesen hat, da ferner viele belgische und französische Fundorte Reste von Steppenthieren geliefert haben, da ausserdem die neueren Untersuchungen Engler's, Blytt's und Anderer die Annahme einer postglacialen Steppenzeit vom Standpunkte der Botanik aus unterstützen, da endlich auch viele Geologen die von Richthofen'sche Lösstheorie für unseren mitteleuropäischen Löss, oder doch für gewisse Lössablagerungen acceptirt haben, so sehe ich nicht ein, warum manche Gelehrte, wie z. B. Hr. Dr. Much in Wien, sich so sehr bemühen, die Annahme einer ehemaligen Steppenzeit Mitteleuropa's zu bekämpfen.[2]) Ist doch der Wechsel von Perioden mit oceanischem und continentalem Klima nebst den entsprechenden Vegetationsverhältnissen für viele Gegenden der Erdoberfläche so sicher nachweisbar, dass Niemand daran zweifeln kann. Much scheint freilich unter Steppe etwas Anderes zu verstehen, als ich; er meint, die Steppe sei an die Ebene gebunden, sie könne wesentlich nur auf ehemaligem Meeresgrunde sich herausbilden, sie entbehre ganz des Baumwuchses und dergl. Man lese doch nur die Reisewerke, welche sich mit den westsibirischen Steppen beschäftigen, und man wird sich überzeugen, dass es dort grosse Steppengebirge giebt, dass Waldinseln und ausgedehnte Complexe mit einzeln stehenden Bäumen (besonders Birken)[3]) und Gestrüpp nicht fehlen, dass Flüsse und Seeen Abwechselung in die Steppe bringen. Es kommt eben auf den Hauptcharakter der Landschaft, auf die vorherrschende Pflanzendecke, auf die bestimmenden Faktoren in der Vertheilung der Niederschläge etc. an; und ich behaupte auch heute noch trotz aller Einwendungen, welche Much dagegen erhoben hat, dass Mitteleuropa und speciell Deutschland in der auf die Eiszeit folgenden Periode ein Klima, eine Vegetation und eine Fauna besessen hat, wie die Steppenbezirke des heutigen Westsibirien sie aufzuweisen haben. Wenn man nun die westsibirischen Distrikte trotz der vorhandenen Gebirge, Waldcomplexe, Seeen und Moore allgemein als Steppenlandschaften bezeichnet, so wird man diesen Ausdruck auch auf die ganz analog gestalteten Landschaften des postglacialen Mitteleuropa anwenden dürfen. Ich werde mir erlauben, an einer anderen Stelle meine Behauptung ausführlich zu beweisen und die Einwendungen Much's zu widerlegen.

Ich bemerke hier nur noch kurz, dass die oberste Etage der Ablagerungen von Thiede mit ihren (früher mehrfach gefundenen) Resten von Edelhirsch und Bison, mit ihrer humösen Färbung, mit ihren häufigen Eichenholzkohlen, mit ihren Urnen, Spindelsteinen, geschliffenen Steinäxten u. s. w. uns die Waldzeit Deutschlands andeutet, von welcher wir durch Caesar und Tacitus geschriebene Beweise besitzen.

Zum Schluss erlaube ich mir noch einige specielle Bemerkungen über die

1) Man vergl. ausser den einschlägigen Publicationen meines Freundes Prof. Liebe in Gera meine „Uebersicht üb. 24 mitteleurop. Quartär-Faunen". (Geolog. Zeitschr. 1880.)

2) Much, „Ueber die Zeit des Mammut" etc. Sep.-Abdr. aus Bd. XI, Heft I d. Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, 1881, S. 60 ff.

3) Die Baraba-Steppe umfasst solche lichte Birkenwaldungen in grosser Ausdehnung, wird aber trotzdem allgemein als Steppe bezeichnet.

Riesenhirsch-Reste. Dieselben sind in einer Tiefe von ca. 15 Fuss zum Vorschein gekommen, nicht weit von Mammuth-, Rhinoceros- und Löwen-Resten. Dieser Fund ist schon in so fern bemerkenswerth, als Ueberbleibsel vom Riesenhirsch in der Umgegend von Braunschweig, so viel ich weiss, bis dahin erst einmal vorgekommen, resp. wissenschaftlich constatirt sind; unser Fund darf aber aus zwei Gründen ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen, einmal wegen des Zusammenvorkommens mit Mammuth und Rhinoceros, und zweitens deshalb, weil der zu den Riesenhirsch-Resten gehörige Metatarsus eine merkwürdige Verunstaltung in Folge einer vernarbten Wunde zeigt, welche wahrscheinlich auf einen

Cervus euryceros (♀?) von Thiede bei Wolfenbüttel.

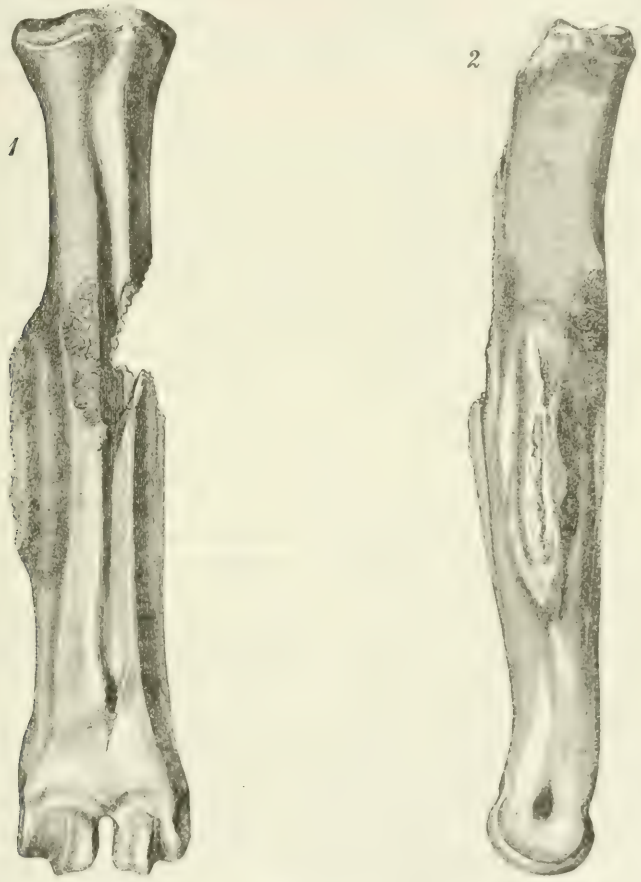


Fig. 1. Vorderansicht. Fast 1/3 natürl. Gr. Fig. 2. Seitenansicht.

Pfeilschuss oder Lanzenwurf zurückzuführen ist. (Vergl. Fig. 1 u. 2). Es ist allerdings möglich, dass die Verletzung des Knochens durch eine andere Ursache herbeigeführt ist, aber die Lage und die Gestalt der Narbe lassen es als wahrscheinlicher annehmen, dass die Verwundung von Seiten des Menschen herrührt. Da nun sonstige Spuren von der Existenz des Menschen in den betr. Ablagerungen von Thiede in Gestalt von paläolithischen Feuerstein-Instrumenten (Schabern, Messern u. s. w.), von zerschlagenen Thierknochen und Holzkohlenstückchen von mir früher mehrfach beobachtet sind, so erscheint obige Annahme nicht allzu kühn.

Es fehlt ja auch sonst nicht an Beweisen für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Riesenhirsch. Dagegen scheint mir die so weit verbreitete Annahme, dass der Riesenhirsch noch bis in die historischen Zeiten hinein Deutschland bewohnt habe und mit dem Schelch der Nibelungen identisch sei, auf sehr schwachen Füssen zu stehen. Mir ist noch niemals ein sicher bestimmter Riesenhirsch-Rest aus Deutschland bekannt geworden, welcher der historischen Zeit zugerechnet werden könnte. Das Moor von Alvesse bei Braunschweig, welches in den letzten 8 Jahren sehr sorgfältig auf fossile Knochen u. s. w. untersucht und ausgebeutet ist, hat zwar zahlreiche Reste vom Elch, Edelhirsch, Reh, Urstier (Bos primigenius), Pferd, Wildschwein, Biber, Kranich, Reste vom sogen. Bronzehund, sowie vom Menschen nebst Hämmern aus Stein und Hirschhorn geliefert, aber nichts vom Riesenhirsch. Ebenso haben sich neben den herrlichen Bronzesachen, welche während des Sommers 1880 im Pfahlbau bei Spandau ausgegraben sind, sehr viele Reste vom Edelhirsch, Reste vom Reh, von Rind und Pferd, vom Wildschwein, vom sog. Torfhund gefunden, aber keine Spur vom Riesenhirsch.

Ich halte nach den mir bekannt gewordenen Funden den Riesenhirsch für eine Species, welche in Deutschland schon während der prähistorischen Zeit ausgestorben oder ausgerottet ist. Vielleicht hängt sein Aussterben oder seine Ausrottung mit der Ueberhandnahme des dichten Urwaldes zusammen; denn, wie ich schon oben bemerkte, konnte der Riesenhirsch im dichten Walde mit seinem riesigen Geweih kaum vorwärts kommen, und er wurde gegen Ende der Steppenzeit mit der fortschreitenden Einengung der für ihn geeigneten Wohn- und Weideplätze eine verhältnissmässig leicht zu erringende und sehr willkommene Jagdbeute der damaligen Bewohner Deutschlands. Auf den grünen Triften Irlands mag er sich länger als in Deutschland gehalten haben. —

Hr. Hartmann bemerkt, dass er gelegentlich ältere Abhandlungen von Schädelverletzungen der Höhlenhyäne und des Urs, welche Soemmerring und Meyer zu Verfassern haben, in der Gesellschaft vorlegen und commentiren werde. Hinsichtlich der vom Hrn. Vorredner dargelegten Ansichten des Verhaltens der Steppenthiere bemerkt derselbe Folgendes:

„Es giebt in Nord-, Ost- und Centralafrika absolute Steppenthiere, welche, wie die Springmäuse (Dipus), die Rennmäuse (Meriones), gewisse Antilopenformen — z. B. die Gazellen, die Springböcke — hauptsächlich nur in dieser Naturformation ihr Gedeihen finden. Andere, wie die Giraffen, wagen sich wohl in jene Dickungen, die einen Uebergang zwischen Grassteppe und Hochwald bilden. Im Allgemeinen aber ziehen sie die auch Buschwerk aufweisenden Gramineendickichte vor, welche die arabisch und abyssinisch redenden Afrikaner Chala, Qwala kennen, der Portugiese als Campina, Campo agreste, Taboleiro bezeichnet. Der Hochwald ist diesen langhalsigen Thieren weniger angenehm. Elephant, Nashorn, Büffel (Bos caffer), gewisse Antilopenarten, z. B. der Agasiën (Antil. strepsiceros), der Buntbock (Antil. picta), der Buschbock (A. scripta) halten sich in Nordost- und Centralafrika lieber in den, auch wiesenartige Lichtungen enthaltenden, verworrenen Hochwäldern, die mehr den Charakter des Mato virgem, des jungfräulichen Waldes, oder der Montaña bewahren, in denen u. A. Baobabs, Urostigmen, Tamarinden, baumartige Tamarisken, Crataeven, Kigelien, Borassus, Baumeuphorbien, Bambus u. s. w. vorherrschende Baumtypen darstellen. Aber selbst der Elephant, das Nashorn, der Büffel wandern öfters in die das Waldgebiet begrenzenden oder die Continuität desselben streckenweise unterbrechenden Steppen aus, bald um an dieselben durchströmenden Flüssen und in ihrem Bereich befindlichen

Regenteichen den Durst zu löschen, bald auch nur um eines Wechsels der (vegetabilischen) Nahrung theilhaftig zu werden. Im Gebiet des weissen Nil, des eigentlichen Bachr-el-Djebel, wandern namentlich die Elephanten und Büffel Tagereisenweit aus den Wäldern und dichteren Buschdickungen des Innern hervor, mitten durch die den Riesenstrom begrenzenden Steppen bis zu dessen Gestaden, um hier an dem köstlichen Wasser des altberühmten Stromes sich satt zu trinken. Unterwegs beeilen sich die Thiere nicht und weiden ab, was selbst das offene Land an mannichfaltigen Gräsern, Stauden u. s. w. darbietet. Auf solchen Wanderungen erlauert der Jäger weisser oder farbiger Haut hinter Termitenbauten, Büschen und Riesengrasbüscheln das gewaltige Geschöpf, um ihm bei guter Gelegenheit die tödtende Kugel oder den nur selten fehlenden Speer zuzusenden, auch wohl um dasselbe bei künstlich veranstalteten Grasbränden umzubringen. Im Uebrigen stimme ich mit den von Hrn. Nehring vertretenen Ansichten über Steppennatur und Steppenthiere so gut, wie buchstäblich überein. —

Hr. Virchow: In den skandinavischen Sammlungen befindet sich eine grössere Anzahl von Thierknochen, an welchen unzweifelhaft Verletzungen durch Steinwaffen, namentlich durch Feuersteinpfeile vorkommen. Ich selbst habe bei Hrn. Steenstrup in Kopenhagen derartige gesehen; in einem Falle steckte noch ein abgebrochenes Stück einer solchen Pfeilspitze in dem Knochen. Fräulein Mestorf hat kürzlich in ihrem vortrefflichen Referate über die skandinavische Literatur (Archiv für Anthropologie Bd. XIII, Supplementband S. 84) über die betreffenden Funde berichtet.

Was das vorgelegte Stück betrifft, so kann kein Zweifel darüber sein, dass es sich um eine pathologische Knochenwucherung in Folge einer Verletzung handelt. Eine breit aufsitzende Masse von neugebildeter Knochensubstanz erhebt sich von der einen Seite der Diaphyse und greift noch über die vordere Fläche bis zur Medianfurche herüber. In der Seitenansicht (Fig. 2) sieht man über die Mitte der Knochenmasse eine längliche, etwas unregelmässige Spalte hinziehen, welche den Eindruck macht, als habe hier eine Verwundung stattgefunden. Ob jedoch in der Tiefe noch ein Ueberrest des verletzenden Körpers enthalten ist, lässt sich nicht erkennen; dazu wäre es nothwendig, das Stück zu durchsägen. So sehr man begreift, dass es ein schwerer Entschluss sein würde, ein so seltenes Präparat zu durchsägen, so wäre es doch im höchsten Grade wünschenswerth, dass es geschähe, und zwar durch einen Querschnitt. Fände sich dabei auch nichts von dem verletzenden Körper, so würde doch wahrscheinlich die Art der Bildung deutlicher werden.

Denkbar wäre es ja, dass die Verletzung auf andere Weise entstanden ist, als durch den Schuss oder Stoss eines Jägers. Wenn zwei Hirsche mit einander kämpfen, so kann durch die Einwirkung einer Geweihzacke eine Wunde hervorgebracht werden, welche ganz ähnlich gelagert ist. Ein länglicher Schlitz, der bis durch das Periost reicht, würde eine Hyperostose ganz derselben Art hervorrufen können.

Ich war vor einigen Jahren in der Lage, eine analoge Frage an einem menschlichen Oberschenkel zu erörtern, den mir Hr. Lisch zur Prüfung übersendet hatte. Mein Bericht darüber ist in den Meklenb. Jahrb. 1873, Jahrg. 38, S. 126, abgedruckt worden. Das Stück war mit zahlreichen zerschlagenen Thierknochen und Feuersteinkeilen im Müllermoor von Redentin bei Wismar gefunden und insofern von dem hier vorliegenden abweichend, als der Knochen über der Mitte der Diaphyse gebrochen war; dagegen fand sich am oberen Bruchrande eine 2 *cm* lange, klaffende Spalte, welche der Längsaxe des Knochens fast parallel verlief. Ich kam damals

zu dem Schlusse, dass der Oberschenkelknochen durch einen Lanzenstoss verletzt und gebrochen worden sei. —

Hr. Bartels hält in dem vorliegenden Falle eine Verwundung durch Menschenhand für wahrscheinlich, wenn auch nicht gerade für strikt bewiesen. Ein Mr. Wilson in Canada sei für die Coexistenz von Mensch und Riesenhirsch eingetreten. Mr. John Hart in Dublin habe im Jahre 1825 einen Fall veröffentlicht, in welchem eine Rippe des erwähnten Thieres mit einem Lochschuss versehen sei, wobei die compacte Rindensubstanz in die Wunde hineingedrückt erscheine. —

Hr. Virchow erinnert daran, dass er in seinem Vortrage über Renthierfunde in Norddeutschland (Sitzung vom 12. Februar 1870, Zeitschrift für Ethnol. Bd. II, S. 163) eine Mittheilung des Hrn. Münter über die paläontologischen Wiederkäuer des Greifswalder Museums angeführt habe, wonach darunter Stücke vorkämen, welche dem Riesenhirsch zugeschrieben würden. —

Hr. Nehring bemerkt, dass der Eigenthümer des vorgelegten Knochens bis jetzt nicht gestattet habe, denselben zu zersägen.

(15) Hr. Joest spricht über

die Ainos auf der Insel Yesso.

Als ich nach längerem Aufenthalt auf Yesso nach Japan zurückkehrte, hatte ich die Absicht, eine ausführlichere Abhandlung über die Ainos zu schreiben; da aber Hr. v. Siebold seine Arbeit über dieselben gerade beendet hatte, Dr. Scheube in Kioto mit einer solchen beschäftigt war und zur selben Zeit Miss Birds „Unbeaten Tracks in Japan“ erschien, so ist dieselbe heute überflüssig geworden, und ich werde mir in den folgenden Zeilen erlauben, nur das von den Sitten, Gebräuchen und Anschauungen der Ainos anzuführen, was von den oben genannten Beobachtern noch nicht eingehend beschrieben und darum vielleicht noch nicht allgemein bekannt ist. Sollte es dabei vorkommen, dass ich gewisse Eigenthümlichkeiten der Ainos, die schon Siebold erwähnt, nochmals betone, so wäre es nur die Folge davon, dass diese braven, harmlosen Wilden auf verschiedene Reisende an verschiedenen Orten denselben Eindruck gemacht haben, und wenn unsere Beobachtungen und Ansichten harmoniren, so kann der Leser desto eher den Schluss daraus ziehen, dass sie richtig sind.

Wie viele Naturvölker, leiten auch die Ainos ihren Ursprung von dem Sprössling eines Hundes und einem Weibe ab. Sie erzählen, eine vornehme Japanerin sei einst an die Küste von Yesso verschlagen worden und habe sich, nachdem sie mit einem Hunde den ersten Aino erzeugt, dermassen geschämt, dass sie einen Aermel ihres Gewandes abgerissen habe, um damit ihr Haupt zu verhüllen, und seit jener Zeit trügen die Ainos ihre eigenthümlichen Kapuzen. Im Uebrigen haben sie keine Traditionen, sie wissen nicht, ob sie jemals in einem anderen Lande gelebt haben oder nicht, und ihr einziger Heros ist Yoschitsune. Als Russland den südlichen Theil von Sachalin gegen die Kurilen an Japan austauschte, wanderten die meisten Ainos von Sachalin nach Yesso aus und wurden an der Nordküste oder bei der Hauptstadt Sapporo angesiedelt; dennoch glaube ich, dass heute kaum 20000 Ainos mehr auf Yesso leben, zumal die Dörfer sich meist nur an der Küste befinden, wo die Bewohner zu gleicher Zeit durch Fischfang und Jagd ihren Lebensunterhalt suchen.

Die Behaarung der Ainos ist häufig übertrieben worden, bleibt aber immerhin, zumal bei der ersten Begegnung mit denselben, überraschend.

Auch über die Körperbehaarung der Frauen bin ich in der Lage, Mittheilung zu machen. Wenn dieselbe unter den Armen und auf der Brust auch nicht bedeutender ist, wie bei mancher Europäerin, so fand ich an den Geschlechtstheilen bis über die Lenden und gegen den Nabel hin, einen dichten Pelz, der sich zwischen den Beinen durch Schmutz vollkommen verfilzt hatte. Eine Aino wäscht sich bekanntlich nie, auch nicht bei der Menstruation. Die mächtigen Bärte der Greise werden nie weiss, sondern bekommen durch Schmutz und Rauch eine gelbliche Farbe.

Dabei ist es auffallend, dass gerade diese geistig so tief stehenden asiatischen Urmenschen, deren Verstand kaum so entwickelt ist, wie der eines japanischen Kindes, die voller Schmutz und Ungeziefer bei ihren Festen Blut trinken und rohes Fleisch fressen, dass grade diese, die eigentlich das „missing link“ zwischen den hoch civilisirten Ostasiaten und ihren simiaden Vorfahren repräsentiren müssten, uns Europäern am ähnlichsten sind.

Mongolischen Typus besitzen sie sicher nicht, und ich habe keinen Aino gesehen, der nicht ein verkommener russischer Bauer hätte sein können; denken Sie sich einen Sarastro oder heiligen Petrus und Sie haben einen schönen Aino. Sie leiten ihre Abstammung von einem Hunde ab und haben wirklich etwas vom Neufundländer an sich. Gross, haarig, plump und oft gefährlich aussehend, sind sie die ehrlichsten, gutmüthigsten Kerle von der Welt, dabei treu und gehorsam, aber da, wo sie mit Japanern in Berührung gekommen sind, auch hündisch-kriechend und misstrauisch. Der wilde, beinahe erschreckende Eindruck, den Ainos beim ersten Begegnen machen, wird rasch gemildert durch ihr höfliches, bescheidenes Wesen, ihre leise Stimme und den sanften Ausdruck ihrer dunkelbraunen Augen. Auch die Frauen und Mädchen sind eigentlich nicht hässlich zu nennen, wenn man sich einmal an den blauen Schnurrbart gewöhnt hat; sie haben gesunde Zähne und zumal schöne Augen, wobei allerdings die Schwärze der Lider nur Folge des ewigen Schmutzes ist. Unter den Kindern findet man häufig wirklich hübsche Exemplare, auch sie zeichnen sich durch schöne Augen aus und da sie nackt gehen und häufig durch Regen abgespült werden, so ist ihr Schmutz nicht allzu erschreckend. Das Benehmen der Kinder ist stets bescheiden, dabei sind sie aber vergnügt und zutraulich und häufig, wenn sie in der ernsten gemessenen Weise ihrer Alten grüssen oder zu den Göttern trinken, von überwältigender Komik.

Die Ainos, Männer sowohl wie Frauen, tragen das Haar hinten nicht nur kurz geschnitten, sondern die Frauen rasiren auch den Nacken, indess findet man diese Mode nicht auf der ganzen Insel verbreitet. Wohl aber ist ein allbeliebter Zeitvertreib, sich gegenseitig die Läuse abzusuchen und diese todtzubeissen. Während die Männer nach chinesischer und japanischer Sitte ihr Kopftuch vor einem Vorgesetzten herunterziehen, würde dies bei Frauen für unpassend gelten.

Die Männer leiden häufig an einem Ausschlag der Kopfhaut, verbunden mit Ausfallen der Haare, eine Folge des rohen Fisch-Essens, und beinahe alle Frauen und Mädchen fand ich mit Krätze behaftet. Sie kratzen sich den ganzen Tag, theils mit den Nägeln, theils mit Holzstückchen und bekommt ihre Haut dadurch etwas fischhautartiges. Ich wollte mehrmals Mädchen verleiten sich zu waschen, um sie dann mit peruanischem Balsam einzureiben, aber stets hiess es: „Wir dürfen uns nicht waschen, das ist gegen Aino-Gebrauch.“ Auch eine alte Frau, deren Augen durch Schmutz und Kohlenrauch beinahe vollkommen erblindet waren, erwiderte mir: „Ich will mich nicht waschen, sonst bekomme ich Prügel vom Otonna“ (Häuptling).

Eigenthümlicher Weise unterscheiden sich verheirathete Frauen äusserlich in Nichts von jungen Mädchen.

Die Manier des Sitzens der Ainos ist vollkommen verschieden von der der Japaner: während letztere de facto auf ihren Fusssohlen hocken, sitzt der Aino wie der Türke mit untergeschlagenen Beinen. Die Frauen dagegen spreizen die Beine nicht, sondern knien nieder und setzen sich dann rechts oder links neben ihre Füsse. Die Kinder werden meist auf dem Rücken in einem kleinen Trapez getragen, dessen Halter die Mutter über der Stirn befestigt, sonst steckt man sie auch nur nackt unter den Rock.

Die Art der Begrüssung der Ainos, zumal das seltsame Nasenstreichen der Frauen ist zu bekannt, um sie hier anzuführen: ich bemerke nur, dass man gern ein leises Räuspern beim Bartstreichen hören lässt.

Da es unhöflich ist, unaufgefordert eine Aino-Hütte zu betreten, so meldet man sich von Aussen ebenfalls durch Räuspern und Hüsteln an. Als Zeichen des Dankes erheben sie einen erhaltenen Gegenstand mit beiden Händen bis zur Stirn und verbeugen sich dabei. Hieraus möchte die japanische Manier des Dankes entstanden sein. Wenn Ainos in all ihren Bewegungen meist höchst gravitätisch und würdevoll sind, so bemerkte ich doch mehrmals als Zeichen des Verneinens ein heftiges seitliches Abwenden des Kopfs mit Ausstossen des Zungenlaut tz, auch wiesen sie Gegenstände zurück durch die bekannte Handbewegung der Romanen.

Die Beschreibung der Häuser und Vorrathskammern setze ich als bekannt voraus und erwähne nur, dass man beim Bau einer Hütte über das Dachgerüst ein altes Fischnetz spannt und dies dann von beiden Seiten mit Stroh bepolstert. Ihre Vorrathshäuser schützen sie ganz sinnreich vor Mäusen und anderem Ungeziefer dadurch, dass sie das obere Ende der Pfosten, auf denen das taubenschlagähnliche Häuschen ruht, durch concav geschnitzte Holzteller für die Thiere unpassirbar machen. Frägt man einen Aino, woher seine japanischen Schätze, Lackschachteln, Schwerter und dergl. stammen, so wird er immer antworten, es seien Geschenke irgend eines Daimio an seinen Urgrossvater. Ich bezweifle indess sehr, dass es jemals einem Daimio eingefallen sei, einem armen Aino ein Geschenk zu machen, und glaube viel eher, dass die Ainos erwähnte Curiositäten von Samurais gegen Felle, Geweihe und dergl. eintauschten. Dieselben stehen auf einer Erhöhung in der Nordostecke der Hütte, zusammen mit vielen Inaos, sowie Wolf-, Fuchs- und Seehundschädeln, Köpfen von Enten und anderen Wasservögeln und einmal fand ich sogar einen eingetrockneten Rehfötus. Ich glaube nicht, dass der Aino eine spezielle Holzart für seine Inaos auswählt, die meisten der in meinem Besitz befindlichen, sind aus einem Weidenstock geschnitzt, andere aus Kirschholz und dergl.

Man nimmt zum Schnitzen den Stock in die linke Hand, schneidet erst die obere Rinde ab und hobelt dann mit einem kleinen japanischen Messer, dessen Spitze in ein Querholz gesteckt ist, auf sich zu, wobei mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand die Stelle festgehalten wird, bis zu welcher die Spähne gehobelt werden sollen. Der Japaner würde diese Bewegung entgegengesetzt ausführen, wie er ja auch von sich ab sägt, umgekehrt wie der Europäer.

Ich hatte so viel von der Unreinlichkeit der Ainos gehört, dass ich eigentlich angenehm enttäuscht war, als ich zuerst eine ihrer Hütten betrat, ich muss sogar gestehen, dass diese, oft elenden Strohhütten reinlicher waren, als meine Cabine erster Classe des japanischen Dampfboots, auf dem ich nach Yesso fuhr und ich möchte jedem Europäer, der das Mährchen von der japanischen Sauberkeit glaubt, rathen, sich einmal ein solches Boot anzusehen.

Ebenso unrichtig ist die Bemerkung, dass die Ainos eins der unreinlichsten Völker der Erde seien, es sind wahre Elegants im Vergleich mit Giljaken oder Orotschonen. Ich habe manchen Tag in Ainohütten gesessen und häufig in solchen übernachtet, ohne allzusehr von Schmutz und Ungeziefer zu leiden, wobei ich allerdings beifügen muss, dass während meines Aufenthalts im April der Schnee noch fusshoch lag und Wanzen und Flöhe sich wohl in die warmen Felle und Lagerstätten der Ainos zurückgezogen hatten. Am angenehmsten berührt indess das anständige, höfliche Benehmen der Ainos, die viel weniger neugierig und zudringlich waren, wie etwa Japaner oder Chinesen in Gegenden, wo man früher noch keine oder wenige Europäer gesehen hatte. Sie lieben es eigentlich nicht, wenn man sie in ihren Hütten besucht, da sie sich ihrer Armuth schämen, indess wird man stets von allen Anwesenden höflichst begrüsst, sofort schleppt ein Kind die beste Matte heran, der Hausherr breitet sie aus und weist Einem den Ehrenplatz oben an der Feuerstelle an, streng nach der Rangordnung setzt man sich nieder, die Pfeifen werden angezündet und mit unermüdlicher Geduld beantwortet man die Fragen des Reisenden. Die Frauen lassen sich in ihrer Arbeit nicht stören, sie nähen oder weben emsig weiter oder rühren den Kochkessel; die Mädchen lachen und kokettiren wie andere Evastöchter; die Kinder knabbern an irgend einem alten Fischkopf oder Schwanz, oder sehen den Eindringling verwundert mit den grossen schönen Augen an, und wenn der Fremde nichts spricht, dann geht auch der Hausherr wieder an seine Arbeit, flickt sein Netz oder schnitzt einen Bogen, und die ganze Familie thut eben vollkommen, als ob der Fremde gar nicht vorhanden wäre. Wie würde es wohl einem Aino ergehen, der plötzlich in einem europäischen Bauernhause erschien?

Das Benehmen der jungen Mädchen war häufig äusserst komisch. Begrüsst man sie oder scherzt man mit ihnen, so werden sie verlegen, halten sich den Aermel vors Gesicht, beissen in denselben, wissen nicht, wohin sie sehen sollen, und drücken sich in ihrer Unbeholfenheit so lange in einer Ecke herum, bis sie plötzlich in grossen Sätzen nach der Thür und ins Freie eilen.

Weniger anziehend sind die jungen Männer, deren glattrasirte Gesichter mit dem grossen breiten Mund, den dicken Lippen und der platten Nase, häufig einen einfältigen, unverschämten Ausdruck besitzen und deren Neugierde mir zuweilen lästig war. Es bedurfte übrigens nur eines Worts des Hausherrn, um sie sofort zu bewegen, die Hütte bis auf Weiteres zu verlassen. Man könnte es ja diesen Leuten, die vielleicht nie ein Bleichgesicht gesehen haben, nicht verübeln, wenn sie den Fremden bezupften und betasteten oder immer aufs Neue bäten, ihnen seine Uhr oder Revolver zu zeigen, aber Ainos besitzen eben zu viel angeborenen Anstand dazu, sind aber desto dankbarer, wenn man ihnen freiwillig einen fremden Gegenstand zeigt oder in die Hand giebt. Sie empfangen ihn mit Zeichen des tiefsten Respekts, heben ihn bis zur Stirn und fragen immer, ob sie ihn ihrem Nachbar weitergeben dürfen; Frauen und Kinder dürfen überhaupt nur ansehen, nichts anfassen. Die Herren der Schöpfung ignoriren im Allgemeinen in nicht grade höflicher Weise ihre schöneren Hälften, ohne sie indess schlecht zu behandeln, dieselben erfreuen sich im Gegentheil einer ziemlichen Unabhängigkeit, so behielten auch Mädchen z. B. immer das Geld für Gegenstände, die sie mir verkauften, für sich und mehrmals sagten mir Ainos, sie könnten mir dies oder das nicht verkaufen, „denn das gehöre ihrer Tochter."

Den Kuss kennen übrigens Ainos nicht, wie ich im Gegensatz zu Miss Birds etwas romantischen Schilderungen bemerke. Die Männer beschäftigen sich mit Jagd, Fischfang, Schnitzerei, dem Fällen von Bäumen, dem Einbrechen von Pferden,

oder sie liegen auf der Bärenhaut und trinken Meth; die Frauen fertigen Kleider an, weben, kochen, beschäftigen sich etwas mit Ackerbau oder tättowiren sich und ihre Kinder. Der Bogen des Aino ist wirklich erbärmlich, indess braucht der vergiftete Pfeil das Thier blos zu ritzen, wobei das Fleisch eigenthümlicherweise nicht verdirbt, denn wenn man auch die brandige Wunde ausschneidet und selbst nicht geniesst, so fressen doch die Hunde das vergiftete Fleisch ohne üble Folgen davon zu verspüren. In allen Dörfern sieht man spielende Knaben sich im Speerwurf für das Lachsstechen dadurch üben, dass sie Stöcke nach einem kleinen rollenden Reifen schleudern, wobei die Väter oft wohlgefällig zuschauen. Frühere Reisende wissen viel von dem Pferdereichthum auf Yesso zu erzählen; leider starben aber im vorigen Frühjahr in Folge des aussergewöhnlichen strengen Winters viele Tausende von Pferden an Mangel von frischem Futter und ich selbst sah hunderte Mal mehr todte wie lebende Pferde, die dann noch so schwach waren, dass sie sich kaum auf den Beinen halten konnten, und meine ganze Reise auf Yesso musste ich durch tiefen Schnee zu Fuss zurücklegen.

Der Kochkessel, der über dem stets brennenden Feuer hängt, wird morgens mit gestampfter Hirse, Rüben, Kürbissen und allerhand Wurzeln, Hirschfleisch, Bärenfett, Wasser und Salz gefüllt und kocht den ganzen Tag über. Man nimmt meist 2 Mahlzeiten, wobei man seine Portion mit grossen Löffeln aus dem Kessel in Holzteller schaufelt und dann mit Stäbchen isst. Dazu werden getrocknete Fische verzehrt und möglichst viel Sake vertilgt. Frische Fische werden ohne Salz an Stäbchen im Feuer geröstet oder roh genossen, wie ja auch Blut und Theile des Bären roh verzehrt werden. Das Verfertigen der Kleider ist Sache der Frauen; sie reissen die aufgeweichte Rinde des Atsni[1]) Baumes in dünne Streifen und drehen diese zu Fäden, indem sie ein Ende in den Mund nehmen und mit beiden Handflächen den Streifen in jeder beliebigen Dicke zur Spirale drehen, grade wie Japaner ihre Stroh- oder Papierfäden machen. Die Frauen benetzen beim Weben fortwährend ihre Hände, daher der neue Stoff denn auch auffallend rein ist. Die Muster, mit denen sie nachher durch Nähen die Kleider besetzen, sind ebenso originell und geschmackvoll wie die Zeichnungen, in denen die Männer all ihre hölzernen Löffel, Ikubaschi, Tabaksdosen etc. verzieren. Das Tätowiren findet trotz aller Verbote der japanischen Regierung noch immer in der bekannten Weise statt. Nur einmal sah ich eine Frau, deren Brust durch in der Mitte konvergirende Striche verziert war. Die Kleidung der Ainos ist oft beschrieben worden, im Winter trägt man Schuhe aus Salmhaut oder Rehfell und bedient sich auch der Schneeschuhe. Bei festlichen Gelegenheiten und Trinkgelagen liebt man alte, möglichst bunte japanische Kleider. Seit einigen Jahren besteht in Tokio ein Colonisationsdepartement (Kaitakŭschi), dessen Zweck ist oder sein soll, Yesso, das officiell Hokkaido genannt wird, zu kolonisiren resp. seine Bewohner zu civilisiren. Bis jetzt hat man allerhand kostspielige landwirthschaftliche und Colonisationsversuche gemacht, dabei Yesso sogar mit einer 10 Meilen langen Eisenbahn (mit Schlafwaggons) beglückt, aber das ganze Resultat der Kaitakŭschi scheint das zu sein, dass viele Millionen aus dem überdies sehr bedürftigen japanischen Staatssäckel in Privattaschen verschwunden sind. Wie ich inzwischen erfahre, soll man in Tokio beabsichtigen, die Kaitakŭschi zur Veränderung wieder aufzuheben und eine andere Art der Verwaltung in Yesso einzuführen. Die officielle Angabe der Bevölkerung Japans ist entschieden unwahr und die häufig ausgesprochene Ansicht, dass Japan ein stark oder gar übervölkertes Land sei, eine eben so verkehrte; und

1) Ulmus montana.

durch Auswanderer von dem so schwach bevölkerten Japan aus will man jetzt Yesso kolonisiren, und legt dazu amerikanische Musterfarms mit arabischen Zuchthengsten und dergl. an. Ebenso eigenthümlich geht man mit der Civilisirung der Ainos vor, die seit Jahrhunderten von den Japanern misshandelt und unterdrückt worden sind.

Der traditionell so höfliche Japaner ist der frechste, herrischste Tyrann, sobald er mit Leuten in Berührung kommt, denen er überlegen zu sein glaubt, oder die sich das überhaupt von ihm gefallen lassen. So behandelt er denn auch den dummen, gutmüthigen Aino in empörender Weise und die Furcht, die diese vor dem Yakunin haben, mag nur zu berechtigt sein. Ueberall hörte ich Klagen über die Härte und Habsucht der japanischen Beamten und stets bat man mich, dem Yakunin nur ja nicht wiederzusagen, dass sie mir Sachen verkauft oder mit mir Sake getrunken hätten. Oft war ich Zeuge wie so ein engbrüstiger Sohn des Reichs der aufgehenden Sonne, dem körperlich so kräftig entwickelten Aino seine Abstammung vom Hunde vorwarf, wozu das Wort Aino leicht Anlass zu einem billigen Wortspiel giebt, und ich selbst schritt einmal ein, als Japaner ein Ainobootmädchen nicht nur nicht bezahlen wollten, sondern sie zu misshandeln begannen.

Die Aino wählen sich selbst ihren Häuptling, Otonna, der von der japanischen Regierung bestätigt wird und dafür als Gehalt jährlich 3 ganze Papieryen (Dollar) erhält. Dagegen muss aber der Aino jährlich $7^1/_2$ Yen für jedes Fischerboot, dann 60 cts. Grundrente für jede Strohhütte, ferner 50 cts. für je 75 Baumstämme bezahlen, die er an die Kaitakŭschi verkauft und ausserdem den zehnten Theil seines ganzen Fischfanges an die Regierung abgeben, eine Massregel, die bei der durchgehenden Ehrlichkeit der Aino durchaus nicht schwer durchzuführen ist. Da der Aino natürlich kein baares Geld hat, resp. solches mit der Sorglosigkeit eines Kindes sofort in Sake anlegt und schleunigst vertrinkt, so zahlt er meist die Hälfte der Steuer in geräucherten Salmen, getrockneten awabi (Haliotis tuberculata), und muss sich die andere Hälfte baar von japanischen Wucherern borgen, die er dann wieder in Salmen abzahlt. Wenn der Aino bei seiner Trunksucht auch nie ein Capitalist würde, so muss man die Leute doch bedauern, die ihr Leben lang nur für die Taschen einiger japanischer Spitzbuben arbeiten, denn von den Steuern gelangt natürlich nie ein Cent nach Tokio. Zum Eintreiben dieser stehen dem Beamten und seinen Gesellen, den Wucherern, alle gesetzlichen und ungesetzlichen Mittel zur Verfügung. Steuern, Sake und etwa noch Syphilis sind übrigens so ziemlich die einzigen Gaben japanischer Civilisation an die Ainos. Glücklicherweise machen diese sich wenig Gedanken über irgend etwas in der Welt und leben weiter, so wie es ihre Vorväter thaten. Eigenthümlich ist die Sitte, dem neugeborenen Kinde 24 Stunden lang der Mutter Brust vorzuenthalten und ihm als Ersatz ein Stück trockenen Fisch oder eine Hand voll Hirse in den Mund zu stecken. Der Eintritt in die Pubertät wird bei beiden Geschlechtern nicht gefeiert, nur wenn den Mädchen im 6. oder 7. Jahre die ersten Tättowirschnitte beigebracht werden, nimmt man diese Gelegenheit wahr, sich auf Kosten des Vaters zu betrinken. Polygamie ist zumal dem Otonna erlaubt, doch begnügen diese sich häufig mit nur einer Frau, „da sie nicht stark genug für mehrere seien." Sie glauben, dass Kinder, um Mitternacht geboren, besonders gesund und kräftig werden.

Ehebruch kann mit einigen Fässern Sake gesühnt werden, doch erhält der Ehebrecher meist noch eine Tracht Prügel vom Otonna. Ainomädchen gehen gerne als Frauen und Concubinen zu Japanern, wodurch die Ainorasse nicht gerade verbessert wird; Prostituirte giebt es nicht.

Vergehen kommen sehr wenige, Verbrechen gar nicht vor. Auf meine Frage, welche Strafe auf Mord und Todtschlag stände, antwortete man mir: „Das gäbe es nicht.“ Ich drang weiter und sagte: „Gesetzt den Fall, einer von Euch erschlüge im Zorn oder in der Betrunkenheit einen Anderen, was würdet ihr thun“: Sie überlegten eine Zeitlang und gaben dann einstimmig das Votum ab: „Wir würden ihn auch todtschlagen.“

Sollte Einer in der Betrunkenheit Händel suchen, ein Fall, der übrigens selten vorkommt, so sperrt man ihn in sein Haus und lässt ihn austoben, oder seinen Rausch ausschlafen. Leistet er Widerstand, so wird er mit vereinten Kräften durchgeprügelt. Sollte ein Aino in einem Dorfe, wo er nicht zu Hause ist, Unfug treiben, so begiebt sich der Otonna zu seinem Collegen in die Heimath des Delinquenten, der dann sofort in sein Haus in Untersuchungshaft eingeschlossen wird. Ein Schöffengericht tritt unter Vorsitz des Otonna zusammen und bestimmt die Strafe, die, meist in irgend einer japanischen Curiosität bestehend, dem Otonna des fremden Dorfes ausgehändigt wird. Auch hierbei werden Prügel nicht gespart.

Dass eine Ainoseele auch zarteren Regungen zugänglich ist, dass man Scham und Liebe kennt, beweist folgender Vorfall, der sich während meiner Anwesenheit ereignete. Eine Frau erfuhr den Tod ihres Mannes, der durch den vergifteten Pfeil einer Bärenfalle verletzt worden war und gerieht durch Schmerz und Schreck dermaassen in Aufregung, dass sie momentan den Verstand verlor und tanzend, singend und ihre Maultrommel spielend auf der Strasse herumlief. Als sie am nächsten Tage ruhiger geworden war, schämte sie sich so sehr über ihr Benehmen, dass sie sich erhing. Fälle treuer Liebe, wie auch von Selbstmord aus Scham oder Verdruss kommen bei Ainos viel häufiger vor, wie man bei einem Naturvolk vermuthen sollte. Am angenehmsten berührt, ausser der einfachen Gastfreundschaft, ihre unerschütterliche Ehrlichkeit. Es ist für den Reisenden ein äusserst wohlthuendes und zumal, wenn er lange unter Japanern, dieser verlogensten aller asiatischen Rassen, die mit ihrer ersten Lüge betreffs des Schogun Jahrhunderte lang die ganze Welt düpirt haben, gelebt hat, langentbehrtes Gefühl, einmal einem Menschen aufs Wort glauben zu können. Ich habe Vieles von Ainos gekauft, bin nie betrogen oder überfordert worden, wenn ich auch manchen ganz werthlosen Gegenstand, der aber für Ainos vielleicht einen hohen Werth hatte, verhältnissmässig theuer bezahlen musste. Bestohlen wurde ich nie, ja zweimal brachten mir Ainos mein Geld zurück, „da sie sich überlegt hätten, dass sie für den Bogen oder dergleichen zu viel verlangt hätten.“ Wenn ich ihnen, um ihre Freundschaft zu gewinnen, Geld schenkte, so boten sie mir jedesmal Fische oder ein Huhn als Gegengabe; leider werden sie durch die Berührung mit Japanern auch diese Eigenschaft bald verlieren. Der Grund der Ehrlichkeit, die von Japanern natürlich ausgenützt wird, mag in ihrer Einfalt, oder besser, Dummheit liegen, und führe ich zum Beweis dieser letzteren Eigenschaft an, dass sich einst ein Aino lange sträubte, mir seinen elenden Bogen zu verkaufen, „denn,“ sagte er, „Du gehst damit nach Hause und zeigst den Bogen Deinen Landsleuten und dann kommen die nach Yesso herüber und schiessen alle Ainos todt.“

Wenn Ainos überhaupt eine Idee von einer Seele oder von einem Leben nach dem Tode haben, so ist dieselbe, meiner Ansicht nach, auf buddhistischen Einfluss zurückzuführen. Wir finden bei ihnen allerdings Glauben an böse Geister und die Sitte, das Haus eines Verstorbenen niederzubrennen, mag mit der Furcht vor Geistererscheinungen zusammenhängen. Man setzt hie Inaos auf das Grab des Verstorbenen, wohl aber einen Pfahl, der aus einem Pfosten seines zerstörten Hauses geschnitzt ist; man legt dem Manne seine Waffen und Tabakspfeifen, der Frau

Lackschalen und einen (zerbrochenen) Kochkessel auf das Grab, nicht, weil man glaubt, der Verstorbene brauche jene Gegenstände in einem besseren Jenseits oder sein Geist erschiene bei Nacht, um sich zu stärken, denn dann würde man höchst wahrscheinlich Nahrungsmittel oder Sake beilegen, sondern weil, wie mir einst ein Aino-Collegium nach längerer Berathung sagte: „Jene Sachen dem Verstorbenen gehört haben."

Von einer Post-mortem-Resektion des Hinterhauptlochs habe weder ich, noch frühere Reisende auf Yesso je etwas gehört. Der Todte wird so rasch wie möglich begraben und ein Besuchen des Grabes oder auch nur Annähern an dasselbe wird aufs Peinlichste vermieden. Das Ausgraben und Stehlen von Schädeln oder Skeletten ist allerdings mit Gefahr verbunden, aber man kann es selbst einem Aino nicht übel nehmen, wenn er es nicht gerne sieht, dass man ihm den Schädel seines Vaters oder Grossvaters entführt, ohne ihm dafür den Glauben an eine Auferstehung des Fleiches substituiren zu müssen. Ein alter Mann gab mir einst auf meine Frage, ob er an ein Leben nach dem Tode glaube, die sehr vernünftige Antwort: „Wie können wir darüber etwas wissen, bis heute ist noch Niemand wieder lebendig geworden, um uns zu sagen, wie es ihm nach dem Tode ergangen ist." Was die übrigen religiösen Anschauungen der Ainos betrifft, ihren Glauben an Himmel und Hölle oder gar die Classificirung ihrer Kamoi (Siebold), so schreibe ich dieselben ebenfalls buddhistischem Einfluss zu. Schon das Wort Kamoi ist durch seine Verwandtschaft mit dem japanischen Kami viel zu verdächtig, um als einem Ainohirn entsprossen zu gelten. Der Aino fasst die Welt auf, so wie sie sich ihm bietet und was er nicht erklären kann, das sieht er als einen Kamoi an. Zur Veränderung tritt dann statt des Kamoi manchmal Yoschitsune ein, ohne dass dieser darum als ein Gott verehrt wird, und sobald der Aino im Gefühl der eigenen Schwäche oder der Unfähigkeit des Erkennens vor einem Räthsel steht, muss der Kamoi aushelfen. Als Symbol des Kamoi, an den er sich nicht in einem Tempel oder durch Vermittlung von Schamanen, Medizinmännern oder Priestern wendet, dient ihm sein selbstgeschnitzter Inao. Wenn er zuweilen vergisst, dass der Inao nur ein Symbol ist, wer sollte es ihm verübeln? Besitzen wir doch auch unsere wunderthätigen Kreuze und Lämmer Gottes.

Auf hunderte meiner Fragen: woher stammt das? wer hat Euch das gelehrt? warum dürft Ihr das nicht thun? lautete stets die Antwort: Kamoi brachte uns dies. Kamoi zeigte uns das. Kamoi hat es verboten (z. B. Ehe unter Geschwistern, aber auch leider das Waschen).

„Was ist die Sonne, der Mond, Bär, Wolf, Feuer und Meer u. s. w." — stets hiess es Kamoi. „Wer lehrte Euch in Frieden leben, Bogen schiessen, Häuser bauen, Fische fangen u. s. w.?" „Yoschitsune zeigte uns das," war die einstimmige Antwort. „Was thut Ihr nun, wenn Ihr zu Eurem Kamoi betet?" „Wir danken ihm für seine Gaben und wir bitten ihn, auch fernerhin uns gewogen zu bleiben."

Und in diesem Danken und Bitten liegt die ganze Religion des Aino, zu der noch die drei moralphilosophischen Gesetze kommen: Du sollst nicht stehlen, Du sollst Vater und Mutter ehren (ohne weitere Verheissung) und Du sollst die Wahrheit reden. — Auf meine Frage: „wenn nun der Bär Euer Kamoi ist, warum schlagt Ihr ihn todt und esst ihn auf," antworteten sie: „Wohl tödten wir ihn, dafür beten wir aber nachher seinen Schädel an". Bekanntlich befindet sich der heilige Zaun voller Bärenschädel vor jeder Hütte und geniesst der Bär oder wenigstens sein Schädel hohe Verehrung, eine Sitte, die wir ja auch bei den Giljaken, den Ostjaken und einigen Stämmen des Hudsonsbay finden. Dr. Scheube hat eine detaillirte Beschreibung eines Bärenfestes veröffentlicht, wozu ich bemerke, dass die

Frau, so lange sie den jungen Bären säugt, mit ihrem Mann nicht geschlechtlich verkehren darf, sowie dass die Art, den Bären zu erwürgen, in verschiedenen Theilen Yessos auch eine verschiedene ist. Wenn der Bär auch nur des Ainos grösster Feind wäre, der ihm seine Jagd und Felder ruinirt, der ihm seine Pferde und womöglich ihn selbst auffrisst, dürften wir uns nicht wundern, wenn er ihm göttliche Verehrung erwiese, finden wir doch bei anderen Völkern dasselbe Verhältniss zu dem Krokodil oder Haifisch, dem Tiger oder der Schlange. Aber der Bär liefert ihm ausserdem den Pelz zu warmer Kleidung und saftigsten Braten zur Nahrung, neutralisirt also durch den Tod seine guten und schlechten Eigenschaften; wenn ihn der Aino dann noch später in seinem Schädel als Kamoi verehrt, zumal wenn er womöglich mit Ainomilch gross gefüttert worden ist, so sühnt das seiner Ansicht nach vollkommen die kurze Todesqual.

Auch die Art seines Gottesdienstes, um diesen nicht ganz passenden Ausdruck zu gebrauchen, hat sich der Aino so zurecht gelegt, wie es ihm am besten convenirte: Er trinkt zu den Kamoi. Der Güter Höchstes ist für ihn das Feuerwasser, das er allerdings nur in verdünnter Form von Sake kennt. Kamoi lehrte seinen Vorfahren diese aus Hirse zu bereiten, bis Yoschitsune das verbesserte Verfahren der Reisbrauerei einführte. Wie kann er also seine Kamoi besser verehren, als indem er möglichst grosse Quantitäten dieses Göttertranks vertilgt und dabei immer einige Tropfen an die Kamoi oder die Symbole derselben, die Inaos opfert, und je mehr er opfert resp. trinkt, für desto gottgefälliger hält sich der Aino, der seinem Noah oder Gambrinus viel zu dankbar ist, um ihn jemals bei einer Kneiperei zu vergessen. Die Sonne, dies leuchtende Gestirn, der Freund jedes denkenden und nicht denkenden Wesens, die den Schnee zerschmelzen macht und die Saat aus dem Boden ergrünen lässt, die Licht und Wärme spendet, sie ist ein Kamoi. Ihr ist das östliche Fenster, durch das sie zuerst den Aino begrüsst, geweiht, und kein Sterblicher darf durch dasselbe hineinschauen, nichts darf aus der Hütte durch dieses hinaus geworfen werden. Der Mond, der dem Jäger den Pfad durch den Wald weist, ist ein Kamoi, nicht aber die Sterne, deren Schein in der nordischen Zone Yessos nur dürftig leuchtet. Der Kamoi soll die ganze Familie gesund erhalten, darum sind alle Wände des Hauses voll Inaos gesteckt; gebirt die Frau, so beginnt der Gatte flugs einen Inao zu schnitzen, um ihn nach glücklicher Geburt sofort dem Kamoi zu dediziren; wird ein Mitglied der Familie krank, so muss ein Inao oder Kuwasaki helfen und hilft Beides nicht, so war es eben anders bestimmt in Gottes Rath. Die Quelle bietet dem Aino Labung und Erfrischung, darum steckt er einen Inao neben ihr in den Boden; der Kamoi möge ihm helfen, reich beladen mit Jagdbeute heimzukehren, darum schmückt er seinen Bogen mit Inaos und zum Danke später auf den Schädel der erlegten Thiere; der Kamoi soll ihm die Netze füllen, darum bindet er Inaos an sein Fischerboot. Das Feuer wärmt den Aino täglich und kocht ihm seine Suppe; der Kamoi sorgt dafür, dass der Kessel stets voll ist, darum bekommt die Feuerstelle und der Kochkessel seine Inaos, kurz durch die ganze religiöse Anschauung des Ainos und durch all sein Thun und Treiben webt sich die Grundidee vom Dank und der Bitte.

Zum Schluss noch ein Wort über die hauptsächliche, wenn nicht einzige Leidenschaft des Aino, seine Trunksucht Damit der Leser nicht glaube, der Aino verlöre hierbei seine Selbstbeherrschung oder seine Ruhe, will ich mir erlauben, eins der Trinkgelage zu beschreiben, deren Zeuge ich so häufig war.

Bei allen Naturvölkern beinahe finden wir die Neigung zu geistigen Getränken und sind es ja leider die sogenannten civilisirten Nationen, die ihnen das Gift bringen, eine Rolle, die in den meisten Welttheilen wir Europäer spielen, während

dieselbe auf Formosa in Händen der Chinesen, auf Yesso in denen der Japaner liegt. Der Aino sinkt indess nie so tief wie die Rothhaut oder der Kaffer, dass er um Schnaps bettelt und sich, wenn er welchen besitzt, beeilt, den Uebergang vom Menschen zum Vieh möglichst schnell an sich zu bewerkstelligen; im Gegentheil, er trinkt allerdings so lange, bis er bewusstlos umfällt, aber ein Jahrhunderte alter Comment schreibt ihm ganz genaue Formen vor, die er selbst in der schlimmsten Betrunkenheit nicht vernachlässigt.

Sake ist ein Gebräu aus fermentirtem Reis, eher ein Wein wie Branntwein, und der Aino trinkt mit Vorliebe den billigen, aus den Fässern abgezogenen Bodensatz, der nicht unangenehm säuerlich schmeckt, auf europäische Mägen allerdings sehr abführend wirkt, der aber, da er kalt genossen wird, nicht stark berauscht, es sei denn, man tränke Aino-Quantitäten. Guter japanischer Sake, den man heiss geniesst, ist ein sehr annehmbares Getränk und wirkt merkwürdig erwärmend und erheiternd, wie ich oft bei meinen Wanderungen durch das winterliche Japan empfand.

Ich bitte jetzt meine Leser, mir vor die Hütte eines Aino zu folgen, dem ich einige Fässchen Sake verehrt habe, damit er mit seinen Freunden zu den Kamoi trinke und wir die Gebräuche der Aino kennen lernen. Wir räuspern uns mehrmal mit einem hörbaren Ruck, bis der Otonna erscheint und uns bittet, näher zu treten. Er hat sich festlich geschmückt, ein grosser von Russ geschwärzter Kranz aus Weidenzweigen mit Inaos und Bärenklauen verziert, schmückt sein mächtiges Haupt, von dem lange schwarze Locken und ein imponirender Patriarchenbart herabwallen; über seinen besten Rock trägt er einen alten seidenen japanischen Kimono und man sieht ihm an, wie sehr er sich in seiner Würde fühlt. Wir treten durch eine niedrige Thür erst in den zu jedem Hause gehörigen Vorbau und dann in die Hütte selbst, wo ernst und würdig zu beiden Seiten der Feuerstelle in zwei Reihen ca. ein Dutzend Ainos hocken, die sich bei unserm Eintritt verbeugen, die Hände erheben und unter leisem Räuspern die Bärte streichen, eine Ceremonie, die wir natürlich erwidern. Man weist uns Sitze an der vom Eintritt rechten Seite der Feuerstelle auf einer neuen Matte an, denn den eigentlichen Ehrenplatz oben am Feuer wird heute ein höherer Gast, der Sake, einnehmen; vor je zwei einander gegenüber sitzenden Gästen steht auf einem Lackteller eine japanische, ziemlich mächtige Schale, über die eine geschnitzte falzbeinartige Holzleiste gelegt ist. Die Frauen, Mädchen und Kinder hocken im Hintergrunde und eines der letzteren ist gerade auf dem Bauche herangekrochen, um meine Stiefel genauer zu inspiciren, wird aber von der Mutter abgefasst, am Fusse schleunigst herangezogen und bricht in Folge dessen in lautes Geschrei aus, bis sich die Mutter mit ihrem Sprössling auf einen Wink des Häuptlings entfernt. Mir zur Rechten sitzt einer der ältesten Männer des Dorfs, ein vorzügliches Modell zu einem Apostel, mit unaussprechlich gutmüthigem Gesicht, trotz seiner Mähne und seines Riesenbarts. Seine Augen glänzen vor Durst und freudiger Erregung, von Zeit zu Zeit blinzelt er mir lächelnd zu und streicht seinen Bart. Ich bediente mich im Verkehr mit Ainos stets eines japanischen Dolmetschers, indess kann man leicht eine Anzahl Wörter und Redensarten der Ainosprache erlernen. Dabei haben Ainos eine eigenthümliche Manier zu sprechen, zumal durch Dehnung der Endlaute, etwa als sei der Redende äusserst verdriesslich oder könne sich vor Erstaunen gar nicht fassen.

Unterhalb des der Sonne geweihten Fensters steht eine Batterie von Fässchen oder Eimern voll des köstlichen Nasses und eben füllt eine der Frauen einen Kübel von der Grösse eines Fussbades, den sie auf den Ehrenplatz stellt. Aus

dieser schöpft sie wieder eine kleinere Schale und eine Kanne voll, setzt beide vor sich hin, grüsst feierlichst, fährt mehrmals mit dem Zeigefinger unter der Nase her und kauert nieder, bereit, die Männer zu bedienen. Der feierliche Moment ist gekommen, vollkommene Stille herrscht für einige Augenblicke. Dann faltet der Häuptling und mit ihm alle Anderen die Hände, reibt die Handflächen an einander, etwa wie wir es thun, wenn wir vergnügt sind, aber langsam und gemessen; a tempo heben sie die Hände 3—4 mal zur Stirn empor, alle verbeugen sich tief zu Boden, streichen sich die Locken aus dem Gesicht, vergessen natürlich den Bart nicht und sitzen wieder unbeweglich wie Automaten. Dann ergreift der Häuptling mit leiser Stimme das Wort und sagt Folgendes (ich bemerke hierbei, dass ich mich ganz genau über Reden und Gebete instruirt habe): „Die Fremden hier haben uns Sake gespendet, damit wir zu den Kamoi trinken können; wir danken ihnen dafür."

Wiederum werden die Hände gerieben und Bärte gestrichen und Jeder verbeugt sich tief vor uns. Nach einer weiteren Pause beginnt der Häuptling eine neue Ansprache, deren Sinn hauptsächlich der ist, dass alle Ainos den Kamoi für Vieles zu danken, aber auch noch Vieles von ihnen zu erbitten hätten, dafür wollten sie heute zu ihnen trinken, damit sie freundlich gesinnt blieben. Abermals tritt eine Kunstpause ein, während welcher mein Nachbar mir einschärft, ja aufzupassen, damit ich zu Hause wieder erzählen könne, wie die Ainos zu den Göttern trinken. Die blauschnurrbärtige Hebe ist indessen vorgerutscht, reicht jedem unserer vis-à-vis den erwähnten Teller mit der Lackschale, den diese mit beiden Händen anfassen, mit dem Falzbein von links nach rechts quer darüber, und feierlichst zur Stirn erheben.

Dann tritt die Frau hinter die Reihe und füllt die Schalen bis zum Rande. Ist Jeder bedient, so erhebt er das Gefäss wiederum ehrfurchtsvoll und reicht es seinem vis-à-vis, der es mit denselben Ceremonien in Empfang nimmt.

Wiederum sitzen alle bewegungslos, die Schale vor sich haltend, dann ergreifen sie nach Vorbild des Häuptlings das geschnitzte Holz (ikubaschi) mit der rechten Hand, tauchen dessen Spitze langsam und feierlich in den Sake, und leise Gebete flüsternd, lassen sie Tropfen für Tropfen ins Feuer fallen, oder sie winken nach dem Sonnenfenster, wobei sie sich tief verbeugen, oder opfern nach der Nordostecke hin, oder weihen einen Tropfen dem nächsten Inao, — kurz, dieses Beten und Opfern dauert bestimmt 5 Minuten, dann erst werden die Schalen langsam zum Munde geführt, mit dem ikubaschi hebt man den den Mund beschattenden Schnurrbart in die Höhe und in langen Zügen leert man die gewiss 1 Liter fassenden Schalen bis zum letzten Tropfen. Ein allgemeiner tiefer Athemzug der Erleichterung folgt, der Schnurbart wird abgeleckt, die Schale von der Sakespenderin wieder gefüllt und nach allen Regeln des Ainoanstandes reicht man sie seinem Gegenüber. Auch diese machen dann dieselben Förmlichkeiten bis zum Ausleeren durch und Jeder scheint nun freier zu athmen.

Ich habe diese Ceremonie des Trinkens absichtlich so ausführlich beschrieben, damit der Leser sehe, wie sehr der Aino im Stande ist, seine Leidenschaft zu beherrschen und mit welcher Zähigkeit er an seinen althergebrachten Gebräuchen hängt, die ihm alle japanischen Gesetze nie nehmen werden. Nach dem ersten Becher kann Jeder nach Belieben trinken, aber nie, ohne vorher gebetet und geopfert zu haben; auch darf er nicht 2 Becher hintereinander leeren, sondern muss denselben stets vorher für einen Anderen füllen lassen. So betet und opfert man dann bis zur totalen Bewusstlosigkeit. Einer nach dem Anderen erhebt sich und geht mit seiner Schale in die Nordostecke der Hütte, wo er mit zitternder,

näselnder Stimme die Kamoi ansingt, sie um glückliche Jagd und reichen Fischzug bittet und jedem Inao einen Tropfen Sake spendet. Auch die Frauen und Kinder werden nicht vergessen, oft nippen die Männer nur an der Schale und reichen dann dieselbe ihren schöneren Hälften, die nach heftigem Nasenstreichen der Sonne, den Inaos opfern, auch den Kochkessel nicht vergessen und den Kamoi um Kindersegen, um gute Erndte, vielleicht auch um ein Paar neue Ohrringe anflehen.

Auch die Mädchen besitzen einen recht guten „Zug", schütteln sich aber jedesmal, als tränken sie den Sake nur mit Widerwillen, während die leere Schale meist in die Hände der lieben Jugend wandert, welche dieselbe schleunigst spiegelglatt ausleckt. Es war wirklich hübsch zu sehen, mit welchem Ernst und welch innerer Ueberzeugung kleine Jungen den Kamoi opferten und sie um Erfüllung ihrer kindlichen Wünsche baten, — wenn sie nachher tranken, dass ihnen die Augen überliefen, war der Anblick weniger erfreulich. So wandert ein Eimer nach dem anderen die durstigen Kehlen hinunter, bis der Sake allmählich zu wirken anfängt; die Stimmung wird gehobener, die Augen leuchten und zumal mein Nachbar wird sehr vergnügt. Er hält mir längere Vorträge, von denen mein Dolmetscher nicht die Hälfte versteht, und versichert mir fortwährend, ich sei ein reizender Mensch, er würde mir wirklich ungeheuer gern seine Pfeife schenken, wenn er nicht ganz genau wüsste, dass Yoshitsune schon daraus geraucht hätte; für 150 Yen würde er sie nicht verkaufen, er verkaufe überhaupt nichts, das habe er gar nicht nöthig, er sei zwar ein armer Aino, aber er thäte, was er wolle, er brauche sich gar nichts gefallen zu lassen und nun grade schenke er mir seinen Rauchapparat. Ich halte den Zeitpunkt für geeignet, Gesang und Tanz vorzuschlagen, und mein Antrag wird durch Akklamation genehmigt. Ainos besitzen ein einziges musikalisches Instrument, die Maultrommel (Mokori) ganz in derselben Form, wie ich sie bei den Chinwan auf Formosa und an andern Orten gefunden habe, indess wird dieselbe nicht zur Begleitung der Gesänge benutzt, sondern ist mehr ein Spielzeug. Die Tänzer und Tänzerinnen stellen sich am östlichen Fenster in einer Reihe so auf, dass sie sich den Rücken zuwenden und während die Zuschauer in langsamem Takt in die Hände klatschen und bei jedem vierten Schlage einen Ton ausstossen, den meine Landsleute mit „Schlicks" (englisch Hiccup) bezeichnen, beginnen Erstere in denkbar ungraziösester Weise ein Bein aufzuheben, dann, sich langsam weiterbewegend, von einem Bein aufs andere zu hüpfen. Diese Bewegung ist so unschön wie möglich, aber zugleich unsäglich komisch, zumal die Tänzer dabei die Augen zukneifen, Gesichter schneiden, als müssten sie Latwerge hinunterwürgen u. s. w. und einen aus Rülpsen, Schlucken, Würgen und stossweisem Näseln bestehenden Gesang anstimmen. Mein Nachbar zur Rechten ist sehr aufgeregt und hat schon mehrmals versucht, sich zu erheben, um mitzutanzen, seine Beine schiessen aber stets in diagonaler Richtung unter ihm weg. Endlich gelingt es ihm, er schimpft und schreit so lange, bis die Anderen aufhören und er ein Solo beginnen kann. Er lässt mir noch sagen, ich solle ja gut aufpassen, denn so etwas sähe ich nicht alle Tage, schliesst dann die Augen und beginnt mit der Grazie eines Bären von einem Bein aufs andere zu hüpfen, seine dicke rothe Nase leuchtet aus den wirren Locken und dem gelblich weissen Bart hervor, seine Inao-Krone ist auf die Seite gerutscht und erhöht dadurch den komischen Eindruck, kurz, in seinem langen rothen Rock wankend und schwankend, schluckend und stöhnend, singend und Gesichter schneidend, bildet er die denkbar gelungenste Carrikatur eines mit Seekrankheit kämpfenden Meergreises.

Es begann zu dunkeln in der Aino-Hütte, das Heerdfeuer beleuchtete nur

spärlich die Tänzer, deren Bewegungen bald einen obscönen Charakter annahmen, wobei die Männer wieherten wie Hengste; die Frauen waren beinahe, die Männer ganz betrunken, mechanisch, aber unaufhörlich opferten und tranken sie, schwankend beteten sie zu ihren Göttern, während Andere in vollkommener Bewusstlosigkeit, da, wo sie grade hingefallen waren, ihren Rausch auszuschlafen begannen.

Mit dieser Scene wollen wir Abschied nehmen von den Ainos, nachdem wir flüchtig gesehen haben, dass diese physisch so gut entwickelte Rasse, der leider der Trieb und vielleicht auch die Anregung fehlt, sich herauszuarbeiten aus ihrem Schmutz und ihrer Verkommenheit, eigentlich keine Laster besitzt, als die Trunksucht, aber auch keine Tugenden, ausser Ehrlichkeit und Gastfreiheit; der Aino wird weiter vegetiren, Kinder erzeugen und sterben, ohne jemals eine bleibende Spur seines Daseins zu hinterlassen. Die Berührung mit Japanern kann nur schlechten Einfluss auf seinen Charakter ausüben, er wird lügen und betrügen lernen, wie diese, und mit zunehmender Einwanderung von Japan her, wenn er von der Küste zurückgedrängt wird ins Innere und der Colonist seine Wälder und Jagdgründe niederbrennen wird, dann muss auch die Zeit kommen, wo der letzte Aino hingehen wird zu seinen Vätern.

Wiederum müssen wir fragen: warum ziehen nicht christliche Missionäre nach Yesso und versuchen es den Aino zu civilisiren? Alle Vorbedingungen dazu sind so günstig wie möglich vorhanden. Es wird leicht sein, den Aino zum Ackerbauer zu erziehen; der Missionär soll ihn lehren, Kartoffeln und Weizen zu bauen, er soll ihm körperliche Reinlichkeit beibringen, ja, selbst das Evangelium allein würde schon einen heilsamen Einfluss auf den Aino ausüben, um ihm den Wahn zu nehmen, dass ein Gott durch Branntwein verehrt werden kann. Wenn die Missionäre, statt in Hakodate oder den treaty ports von Japan zwar herrlich und in Freuden, dabei aber in stetem Unfrieden mit ihren übrigen Landsleuten und unter einander zu leben, es unternähmen, den Aino zum Menschen zu machen; wenn sie, statt Kirchen und Schulen, die Niemand besucht, zu bauen, statt den auf ihre Bildung und Jahrtausende alte Geschichte stolzen Japanern einen fremden Glauben aufoctroyiren zu wollen, dem Aino praktische, nützliche Gaben europäischer Civilisation zubrächten, dann könnten sie auf Yesso in kurzer Zeit mehr Seelen vor ewiger Verdammniss retten, wie sie es in Japan erreicht haben und je erreichen werden. —

Hr. Virchow legt drei von Hrn. Joest gesammelte Ainoschädel vor und behält sich eine nähere Besprechung dieser höchst dankenswerthen Erwerbung für die nächste Sitzung vor.

Sitzung am 18. März 1882.

Vorsitzender Hr. **Virchow**, später Hr. **Bastian**.

(1) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Anthropologischer Verein zu Feldberg in Meklenburg-Strelitz.
Hr. Fabrikbesitzer Max Schemel in Guben.
Hr. Lederfabrikant Reinhard Herrmann in Guben.
Hr. Dr. Clemens Kantecki in Posen.

(2) Hr. Worsaae meldet das am 11. November v. J. zu Kopenhagen erfolgte Ableben des Secretairs der K. Nordischen Alterthums-Gesellschaft, Prof. C. Engelhardt und die Uebertragung des Secretariats an Dr. Sophus Müller.

(3) Die geographische Gesellschaft zu Greifswald zeigt ihre Constituirung an.

(4) Baron Andrian-Werburg zu Wien berichtet, dass die anthropologische Gesellschaft daselbst es übernommen hat, die Veröffentlichung der vom statistischen Bureau veranlassten und nunmehr abgeschlossenen Schulerhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut in Oestereich durchzuführen, und dass sie beabsichtigt, ohne Verzug an die Herausgabe zu schreiten.

Der Vorsitzende begrüsst diese sehr dankenswerthen und viel ersehnten Aufnahmen mit Freude.

(5) Die Direktion des märkischen Provinzial-Museums hierselbst berichtet unter dem 8. d. M., dass der Hr. Cultusminister unter dem 2. d. M. von den, bei Gelegenheit der fiscalischen Nachgrabungen auf dem hiesigen Schlossplatze gewonnenen Fundstücken dem Museum aus den verschiedenen Interims-Särgen und Kisten mit theils zusammenhängenden, theils verstreut aufgefundenen Gerippen, Schädeln u. s. w. eine nach Benehmen mit den Herren Virchow und Bastian zu treffende Auswahl überwiesen hat. Die Auswahl wird demnächst vorgenommen werden.

(6) Hr. Dr. Jentsch in Guben berichtet über

eine Bronzefibel und eine Urne von Starzeddel und eine mit Sonnen (Kreisen) verzierte Hirschhornzacke aus dem Bett der Unterneisse bei Guben.

1. Auf dem Urnenfelde bei Starzeddel, Kr. Guben, (vergl. Verh. 1881. Decbr.) sind bis jetzt im Ganzen etwa 40 grössere und kleinere Gefässe gefunden worden, wovon sich 8 in der hiesigen Gymnasial-Sammlung befinden. Das auffälligste unter diesen letzteren (Fig. 1) ist 19 *cm* hoch, hat in der weitesten Ausbauchung 18 *cm* Durchmesser im Lichten und ist ungleichmässig gearbeitet. Die Ausbauchung geht

allmählich in den Hals über, der ziemlich hoch ist (8 *cm*) und in der Mitte sich in einer mässigen Wölbung ein wenig verengt. Ueber der weitesten Stelle sitzen 2 Oehsen. Ueber diesen läuft ein Ornamentstreifen um das Gefäss: vier unregelmässig, ziemlich tief gezogene Linien, über und unter denen mit gleicher Unregel-

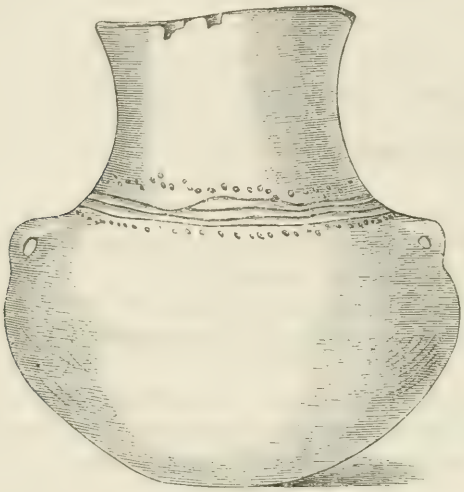


Fig. 1.

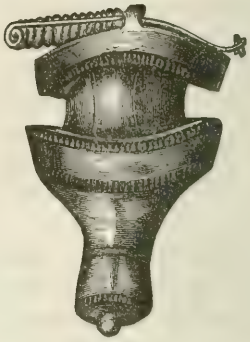


Fig. 2.

mässigkeit je eine Reihe von Punkten schräg eingestochen ist. Erinnert dies Ornament an das von Burgwallscherben, so unterscheidet sich das Gefäss, abgesehen von den Oehsen, auch durch das Material und die graugelbe Färbung von den letzteren. Von Metallgegenständen ist bis jetzt nur eine Bronzefibel (Fig. 2) gefunden worden, deren Form einigermaassen an die von Montelius im Katalog des Stockholmer Alterthumsmuseums, Uebersetz. 1876, S. 53 (ältere Eisenzeit) Fig. 65, annähernd auch an die bei Sadowski, Handelsstrassen der Griechen und Römer, Uebersetz. S. 127 (Zeit Vespasians) Taf. IV, Fig. 54, abgebildete erinnert: eine Armbrustfibel von 4 *cm* Länge (direkt gemessen), hochgewölbt, mit 2 Sprossen von 22 resp. 24 *mm* Breite, die mit Stricheindrücken und schräg eingepressten Punktreihen an den Längskanten verziert sind. An dem aufgebogenen schmalen Ende der Fibel tritt ein runder Knopf hervor. Die eine Hälfte des Spiralgewindes, sowie der Dorn und ein Theil des unter dem schmalen Ende angebrachten Dornhalters sind abgebrochen. Auf der Innenseite verläuft schräg über die Wölbung eine fadenartige Erhöhung. Diese Seiten und ein Theil der äusseren Oberfläche zeigen eine hellgrüne Patina. — Das Stück ist das erste derartige, das aus unserem Kreise, in welchem Metallfunde im Ganzen allerdings nur spärlich vorkommen, mir bekannt geworden ist; namentlich hat das verhältnissmässig am reichsten ausgestattete, freilich auch am genauesten untersuchte Reichersdorfer Urnenfeld kein derartiges Schmuckstück enthalten, dagegen eine grosse Zahl von Nadeln mit verschieden gestalteten Knöpfen. Auch aus den bisher veröffentlichten Angaben über Funde in den Nachbarkreisen wird nicht ersichtlich, dass dort ähnliche Fibeln, vielleicht sogar in grösserer Zahl, vorgekommen wären.

2. Das in Fig. 3 abgebildete Horn ist bei Guben im Bett der Unterneisse, als diese in Folge Ablassens der Oberneisse sehr seicht war, hinter dem Hause Alte Poststrasse 16, am 4. September 1877 gefunden und 2 Tage später der Gymnasialsammlung übergeben worden. Es ist ein Seitenstück zu dem in den Verh. 1875, S. 125, besprochenen Hirschhornzacken aus Stargard in Pommern (Zeitschr. Bd. 7,

Abbild. Taf. XI, Nr. 1), von dem es sich in Grösse und Ornamentik nicht wesentlich, vielmehr hauptsächlich nur dadurch unterscheidet, dass es an beiden Enden wohlerhalten und nicht durch eine Längsfurche geöffnet ist. Länge im direkten Abstande an der concaven Seite gemessen 15,5 *cm*, an der convexen Seite 18 *cm*.

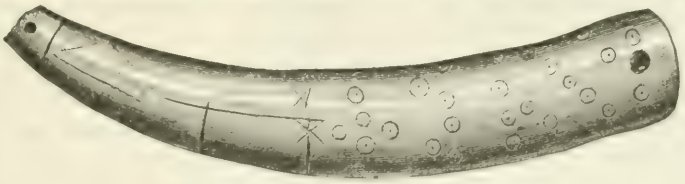


Fig. 3.

Beide Enden sind glatt abgesägt; Durchmesser des stärkeren 24 und 27 *cm*, des schwächeren 7 und 8 *cm*. Die Farbe ist fast weiss, leicht ins Gelbliche schimmernd, die Oberfläche spiegelglatt. Um das schmale Ende läuft in einem Abstande von 6 *mm* ein einfacher, etwas unsicherer Einschnitt; 1,5 *mm* von diesem an der convexen Seite glatten, im Uebrigen und namentlich an der concaven Seite ein wenig ausgebröckelten Rande befindet sich eine Durchbohrung von 2,5 *mm* Durchmesser. Dass eine übergreifende Hülse nicht über diesem Theile befestigt gewesen, ist ersichtlich; dass ein Stiel in das Horn gesteckt gewesen sei, ist nicht ausgeschlossen: im Mark befindet sich eine 3 *cm* lange, mehr zu der convexen Seite hinneigende Oeffnung von etwa 4 *mm* Durchmesser, die sich aber schnell auf 2 *mm* verengt. 6 *mm* von dem stärkeren Ende entfernt befindet sich gleichfalls eine Durchbohrung von 5 *mm* Durchmesser; auch hier ist auf mindestens 10 *cm* Länge das Mark ausgestossen, geradlinig in die convexe Seite hinein. Auch auf der Reststrecke von 4,5 *cm* besteht eine Communication, da man leicht durch das Horn hindurchblasen kann, wobei in Folge des langen Liegens im Flussboden noch jetzt ein modriger Geruch bemerkbar ist. — Um das stärkere Ende läuft in einem Abstande von 8 *mm* von dem völlig glatt erhaltenen Rande zunächst eine Linie von 8 eingedrückten Kreisen mit einem Punkte in der Mitte (Sonnen), deren 2 zur Hälfte von der Durchbohrung zerstört sind. Ob diese sämmtlich völlig gleichmässig geformten Kreise eingebohrt oder eingebrannt sind, wird nicht ersichtlich: an einer Stelle (in Fig. 4 mit einer Linie umzogen) ist nur der Punkt eingebohrt.

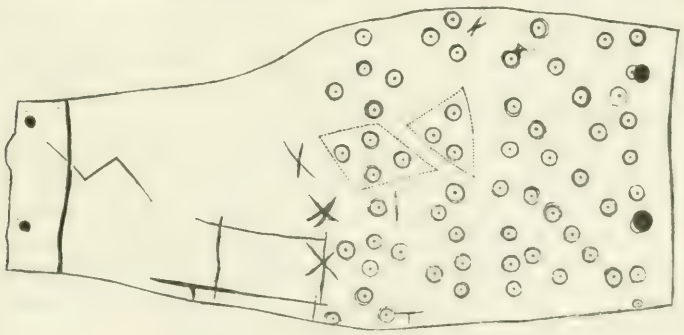


Fig. 4.
Ornament des Hirschhorns, aufgerollt gedacht. Grösse 1/2.

An jene erste Reihe schliessen sich auf einer Strecke von 4 *cm* Länge 25 Sonnen, die im ganzen etwa spiralig, doch nicht regelmässig angeordnet sind, weiter herunter folgen 12, in 4 gleichseitige, mit der Spitze dem schmalen Ende des Horns

zugewendete Dreiecke geordnet; endlich in vier Rhomben gestellt 16, zu denen eine isolirte tritt in der Höhe des ideellen Mittelpunktes dieser Vierecke. Auf der convexen Seite sind die Kreise etwas verwischt, vielleicht durch die Benutzung. Zwischen diesen Kreissystemen und dem schmalen Ende ist ein Rechteck nicht tief, aber völlig deutlich erkennbar eingeschnitten, dessen Längsseiten nach diesem Ende hin über die Ecken fortlaufen; ferner sind schräg über das Horn in nicht ganz gerader Richtung 3 Kreuze eingeschnitten: eines derselben fast in der einen Ecke des Rechtecks, — für eine Hausmarke wohl eine etwas zu complicirte Figur. Am dünneren Ende sind einige feine Risse. — Das Geräth könnte nach Allem ebensowohl ein Handgriff gewesen sein, in welchem mittelst Stifte ein oder selbst zwei Gegenstände befestigt waren, als durch die beiden Durchbohrungen (oder bei dem Stargarder Exemplare in die Längsfurche gelegt) eine Schnur, ein Riemen gezogen werden konnte, mittelst deren man bequem ein Gefäss mit Oehsen oder dergleichen tragen konnte. Für eine Hypothese über die Entstehungszeit fehlt jede Anknüpfung.

3. Bezüglich der Stregaer Funde (Verhandl. 1881, S. 255 ff.) bemerke ich, dass die nicht der Gubener Gymnasialsammlung übergebenen Stücke in die Sammlung des Hrn. Rentier Ruff zu Cottbus übergegangen sind.

(7) Hr. Schierenberg übersendet d. d. Frankfurt a. M., 17. März, Bemerkungen über

alte Blasehörner.

Zu dem Bericht des Hrn. Worsaae über die Goldhörner in Schleswig, und dem der Herren Wetzstein und Steinthal über den Schofar der Juden (Berliner Zeitschrift 1880, S. 63 ff. und S. 414) erlaube ich mir zwei Bemerkungen, indem ich darauf hinweise:

1. dass diese Hörner auch in der Edda eine grosse Rolle spielen, und
2. dass die Schleswigschen Goldhörner zu dem Schofar der Juden in naher Beziehung zu stehen scheinen.

Zu dem ersten Punkte will ich auf Gylfaginning 27 verweisen, wo es heisst: „Heimdall hat eine Posaune, die Giallarhorn heisst“ (hefir hann luthr er Giallarhorn heitir). Hier ist das Wort „luthr“ von hervorragender Bedeutung, denn dass es eine Posaune (Tuba) bedeutet, ist ja nicht zweifelhaft.

Nun kommt es aber in verschiedenen Liedern der Edda vor, wo es stets anders erklärt wird; bald soll es „Boot“ bedeuten, Vafthrudnismal 35; bald Futteral, Fiölvinsm. 30; bald Mühle, Mühlstein oder Mühlkasten, nehmlich im Grottenliede, wo das Wort 5 Mal sich findet: 2, 3, 5, 20, 22[1]).

Wenn man in Lüning's Ausgabe der Edda S. 495/496 die Noten nachliest, welche er zu diesen beiden Strophen giebt, so sieht man leicht, dass die Erklärer völlig rathlos vor diesem Worte (luthr) dastehen, das meiner Ansicht nach weder ein Boot, noch einen Mühlstein, noch ein Futteral bedeutet, sondern überall auf das Giallarhorn hindeutet, das ja Völuspá 47 auch von Heimdall geblasen wird, zum Zeichen, dass nun Ragnarök, d. i. die sog. Götterdämmerung beginnen soll, was ich freilich auf die Varus-Schlacht deute.

1) Grogaldr Str. 11 macht Lüning sogar den Schlauch des Aeolus aus „luthr“, da doch der Sinn ist: Sturm und Fluth sollen Dir zum „Psalter“ (zur Jubelhymne) werden, dem Du entgegen jauchzest, „wie die Lerche du da droben“! wie Goethe in „Wanderers Sturmlied“ Str. 1 singt.

Zu dem zweiten Punkte will ich darauf aufmerksam machen, dass der Umstand, dass es zwei Sôfars gab, der eine aus dem Horn des Steinbocks, der andere aus dem des Widders gemacht, doch zu denken giebt, wenn man berücksichtigt, dass nach Worsaae's Angabe auf dem einen Goldhorn Walhalla, auf dem anderen die Unterwelt abgebildet ist, „mit dem Baldermythus als Grundlage". Denn am 21. September, wenn die Juden Neujahr feierten (S. 73 nach Angabe Hrn. Steinthal's), stieg Baldur, gleichwie auch Osiris, in die Unterwelt hinab, wo beide, wenn die Sonne in den Steinbock tritt, auf ihrem tiefsten Standpunkt angelangt sind, um beide durch das Zeichen des Widders wieder erlöst zu werden. Im September aber feierten ja auch die alten Sachsen das Todesfest Balders, und der Einzug der Mutter Erde (Nerthus), den Tacitus beschreibt, fiel doch auch wohl mit seiner (Balders) Rückkehr zusammen (mit Ostern), am Tage der Frühlingsnachtgleiche? Hr. Steinthal sagt: der Sôfar hat nur religiöse Bedeutung und es hat sich daran eine weite Symbolik geknüpft (S. 73).

So ist es auch in der Edda, und luthr hat nur religiöse Bedeutung gleich Schofar. Die Uebersetzung von „Bergelmir â var luthr um lagithr" durch: Balder wurde in ein Boot gelegt" (Simrock) hat keinen Sinn und ist falsch. „B. war stets Posaunen umlagert" heisst: „er erhielt göttliche Verehrung", denn B. war das Element des Feuers, und dessen Verehrung ging der späteren Anschauung voraus, wo man die Weltordnung verehrte, wie in der Lehre Zoroasters, mit der die deutsche Mythologie aus ein und derselben Wurzel erwuchs. Ormuzd ist der dreieinige Thor, den auch Worsaae erkannt hat; Odin ist der dreieinige Mithras, und Ahriman (die Macht der Dunkelheit und des Winters) ist vertreten durch die Vanen Nördr und Freyr: sie sind als nothwendiger Bestandtheil der Weltordnung in sie aufgenommen. Darum heisst Nördr der Unheilsgesell = mein = svani (Grimnism. 16). Im Zendavesta heisst Ahriman = Anra Mainyu.

Darin pflichte ich Hrn. Worsaae vollständig bei, dass die deutsche Mythologie nicht, wie Bugge und Bang wollen, im Mittelalter entstanden ist, sondern dass sie aus der asiatischen Urheimath stammt. Das Lied Wafthrudnismal giebt uns Auskunft. Die 4 Elemente verehrte man zuerst: Wasser, Ymir oder Elivagar, die Urwogen; die Erde, aurgelmir; Luft, Truthgelmir, und Feuer, Bergelmir. Aber von Bergelmir heisst es, dass er „Posaunen umlagert" war, luthr um lagithr. Str. 33. Ihm unter den Händen erwuchs dann der sechsgehäuptete Sohn und die dreigehäuptete Tochter. Dass die Tochter dreigehäuptet war, meldet uns Str. 49 ausdrücklich, denn sie sagt, dass es nur drei Huldinnen auf Erden giebt, und dass sie in Thiodas thorp wohnen, d. i. Theotmalli, und gleichen Stammes, wie die Asten sind, mit ihnen erzeugt (alask). In zahllosen Steinbildern an den römisch-deutschen Grenzländern finden wir sie als matres oder matronae, stets zu drei auf den Matronensteinen, und der sechsgehäuptete Sohn findet sich als Deus sexarbor[1]) oder Dii sexarbores. Sehr erfreulich war es mir zu sehen, dass auch Hr. Worsaae die Dreieinigkeit Thors und Odins aus den Steinbildern erkannt hat. Mithras Triplasios ist Odin, Baldr und Heimdallr, Licht, Wärme und Feuchtigkeit. Ahura mazda ist Thor, er steht im Steinbock am Steuer der Welt, die gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Forseti und Vali sind Emanationen von ihm, sie stehen in der Wage und den Fischen an den Nachtgleichen. Die

---

1) Bonner Jahrbücher XXVI, S. 82/83, von Jac. Becker, sowie die Feen von Schreiber S. 48/56; Lamey, acta, und Freudenberg in den Bonner Jahrb

Erdgöttinnen Saga, Freya und Skathi sind Isis, die auch in Denderah 3 Tempel halte, die dreieinige Isis, Venus Urania, Venus genitrix und Ceres oder Artemis.

Wie in Delphi die steinerne Schwelle den Griechen der „Nabel der Erde“ war, so auch der Externstein bei den Deutschen. Hier hatte der Sternencultus seinen Sitz, denn hier thronte Urania auf den alten Felsengipfeln (fornar toptir) ihres Vaters Thiassi (Tuisco).

Als die Paderborner Mönche den Fels 1093 ankauften, übersetzten sie seinen Namen, der Eghe-steren-steyn lautete, in rupes picarum und davon heisst Ostara, die in den Liedern der Edda nicht mit ihrem rechten Namen genannt werden durfte, nun die Elster — skathi — in der Edda. Denn die Lieder der Edda, die drei ersten, welche hauptsächlich nur Werth für uns haben, sind nach 1093 erst entstanden, und aus Grimnismal sehen wir, dass Odin, Heimdall und Skathi am Externsteine wohnten. Noch hängt der Würger (vargr) vor dem westlichen Thore, noch fliesst der heilige Meth dort at veum, den Heimdall fröhlich trank, noch haftet der Name himinborg hier, wo er die Brücke zu bewachen hatte, und noch sieht man von himinborg aus die Brücke bilfrost hoch oben in der Luft schweben, wo die Asen den letzten Kampf gegen Surtur, d. i. Carl d. Gr., kämpften. Nur weil es galt, ein unvergleichliches Heiligthum den heidnischen Göttern zu entreissen, konnte man auf den Gedanken kommen, über und mit Hülfe dieser Brücke eine christliche Capelle auf unzugänglicher Höhe in ödem Lande zu bauen. Hier aber ist der „graue Fels“ mit der Grotte, auf den sich das Grottenlied bezieht; zur Zeit des Kaisers Augustus und als Christus geboren ward, so meldet das Lied, mussten zwei Riesentöchter, die an göttliche Verehrung (at luthri leiddar, Str. 2) gewohnt waren, hier Sklavendienste verrichten, bei der fremden Göttin, da bliesen sie die Posaune (luthr), und ein Heer kam, den König Frothi zu vernichten. Die Mühle ist nur der bildliche Ausdruck für Mägdedienst. Auch in Fiölvinsmal bezeichnet das Wort luthr nicht einen Sack, in dem die blanke Waffe verborgen werden soll, sondern unter dem Vorwande eines religiösen Festes soll man gewaffnet erscheinen, um den Dränger mit seiner schwarzen Schaar zu verderben, die nach Fiölvinsmal im Waffenglanze sich im Heiligthum niedergelassen hat. Vithofnir ist König Frothi.

(8) Hr. Missionar C. T. Nauhaus liest über

Familienleben, Heirathsgebräuche und Erbrecht der Kaffern.

Wenn wir die Karte von Süd-Afrika ansehen, so finden wir in der Mitte vom Cap der guten Hoffnung bis zur Delagoabay den Fischfluss. Vom grossen Fischfluss bis ziemlich zur Delagoabay hinauf in nordöstlicher Richtung finden wir die Kaffern als Eingeborne. Nach der unter ihnen vorhandenen Tradition haben sie nicht immer hier gewohnt; ihre Erinnerungen weisen nach dem Norden. So weit Nachforschungen geführt haben, darf man annehmen, dass die Kaffern vor etwa 350 Jahren angefangen haben, ihre jetzigen Wohnsitze den Buschmännern und Hottentotten abzuerobern; der letzte dieser Kämpfe fand statt ums Jahr 1780, als die eine Hälfte der Amaxosa, die Amararabe, den Hottentotten das Land zwischen Kayfluss und Kayskama abnahmen.

Die Leute nun, welche wir mit dem gemeinsamen Namen Kaffern bezeichnen, haben unter sich keinen Gesammtnamen, sondern nennen sich je nach den verschiedenen Stämmen, in welche sie zerfallen, von Nordost nach Südwest gezählt: Amaswazi, Amazulu, Amampondo, Amapondomizi, Amabaca, Abatembu und Amaxosa.

Jeder dieser Stämme hat seinen eigenen Häuptling und die Regierung derselben ist vollkommen unabhängig von der des Nachbarstammes.

Der Kaffer ist ein wohlgeformter Mensch. Gewöhnlich ist er gross, ohne korpulent zu sein, stark, muskulös, dazu aufrecht in der ganzen Haltung. Die Farbe ist braun, wie die des gebrannten und gemahlenen Kaffee's, sein Haar dicht und schwarz, ganz wollig. Der Bartwuchs ist nur unvollkommen; wenige Männer haben einen stärkeren, dichten Bart, dessen Farbe immer schwarz ist.

Die geistigen Fähigkeiten des Kaffern sind von nicht gewöhnlicher Art, besonders ist seine Beurtheilungs- und Unterscheidungsgabe sehr ausgebildet. Er ist stolz im Betragen und besitzt eine gute Portion Eitelkeit, die er zeigt im Gebrauch von Schmuksachen, sowie in Gang und Auftreten.

Die Sprache des Kaffern ist sehr reich an Formen und Worten und musikalisch im Ton, was besonders vom häufigen Gebrauch der Vocale herkommt, ein rechter Gegensatz z. B. zur polnischen Sprache, in der man vor Consonanten die Vocale kaum vernehmen kann. Der Bau der Sprache hat gar keine Aehnlichkeit mit europäischen Sprachen und es hat darum lange gedauert, bis man die grammatischen Gesetze derselben kennen lernte. Um so mehr erstaunt man nun über den festen, symmetrischen Bau der Sprache, — einer Sprache, die durch Jahrhunderte hindurch ohne Schriftzeichen, geschweige denn Literatur, sich so rein erhalten hat. — Es macht dem Kaffer keine Schwierigkeit, die abstraktesten Ideen auszudrücken. Daneben besitzt er ein grosses Geschick, sich in gleichnissartiger Rede zu bewegen; — man kann oft von ihm sagen, er besitze die Sprache, um vermittelst ihrer seine Gedanken zu verbergen, wozu ihn häufig sein Talent für freie Rede verleitet. — andrerseits aber kann er auch sehr geschickt seine wahre Meinung sagen.

In der Zeitrechnung kommt der Kaffer über Tag, Monat und Jahr nicht hinaus. Das Alter eines Menschen zählt er nie; er merkt nur das Geburtsjahr nach irgend einer grossen oder bekannten Begebenheit. Z. B. Ich bin geboren im Jahre des Todes des Königs Hintsa; oder im Jahr der Beschneidung dieses oder jenes Häuptlings oder im Jahre dieses oder jenes Krieges.

Jahreszeiten berechnen sie nach verschiedenen Sternbildern, von denen sie eine grosse Zahl mit Namen nennen.

Von der Grösse der Sonne, der Erde, des Mondes und deren Entfernungen von einander haben sie keinerlei Vorstellung. Das Meer nennen sie einen sehr grossen, breiten Fluss.

Wenn sie unberührt von Weissen leben, so kleiden sie sich mit Decken, die sie aus Thierfellen bereiten, deren Gerbung sie sehr gut verstehen. Die Häuptlinge tragen Decken aus Tigerfellen, die anderen Männer aus anderen Fellen. So eine Decke misst 7—8 Fuss im Quadrat. Die Frauen tragen von den Hüften an abwärts Kleider aus Rinderfellen, die sehr gut gegerbt sind und von den Männern, seltener von Frauen, sehr sauber genäht werden. Das Gerben besorgen die Männer.

Wenn es warm genug ist, so gehen Männer und Kinder beim Hause ganz nackend, Frauen dagegen gehen immer bekleidet. Zu Tänzen und anderen Festlichkeiten schmücken sie sich gern mit reichem Glasperlenschmuck, den sie mit vielem Fleiss bereiten; man muss sich oft über die Nettigkeit und Verschiedenheit der Muster verwundern.

Die Röcke der Frauen, welche auch oft aus baumwollenen Decken hergestellt sind, besetzen manche Mädchen und jüngere Frauen so reichlich mit Perlen und Litzen, dass sie Livreen kaiserlicher Lakaien nicht unähnlich sind. Ein Mädchen

in solchem Anzuge, mit entsprechend reichem Halsgeschmeide und Kopfputz ist sicher, die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu ziehen.

Auch die jungen Männer schmücken sich zu festlichen Gelegenheiten reichlich mit Perlenschnüren am Halse, um den Kopf herum und über Brust und Rücken; vor der Stirn tragen sie eine grosse Rosette, aus Vogelfedern zusammengesetzt, auf dem Kopfe Haarbüschel und sehen in ihrer Weise dann festlich und nobel aus.

Als einen besonderen Schmuck tragen die Frauen einen langen Mantel, der bis über die Knöchel herabreicht und vorne offen ist, um den Perlenschmuck, der über Hals und Brust herabhängt, sehen zu lassen. Dieser Mantel ist aus Fellen gemacht, sehr weich gegerbt und auf der Fleischseite braun gefärbt mit dem faulen Holze eines bestimmten Baumes. Der Mantel hat einen kleinen überfallenden Kragen, welcher in einen langen Schwanz ausläuft und auf dem Rücken bis zur Erde hinabreicht. Dieser Schwanz ist dicht besetzt mit gelben Messingknöpfen, ausserdem ist der Mantel, besonders nach vorne zu, mit langen feinen Ketten behängt, die beim Gehen, besonders beim Tanzen ihren Klingelton hören lassen. Eine Frau, also ausgeputzt, sieht als Kafferfrau nicht übel aus. Ebenso sind die Handgelenke mit Ringen und Kettlein behängt, gerade wie unsere hiesigen Damen sich damit behängen und meinen, das sei sehr kleidsam. Zum Tanze schminken sich die Schönen in der ausgesuchtesten Weise, besonders färben sie die sonst dunklen Lippen, die Augenlider und die Schläfen. Das Haar wird frisirt, mit der rothen Schminke und mit Fett eingerieben, dazu mit reichlichem Perlenschmuck behängt, auch wohl mit Glimmerstaub bestreut.

Fast alle Kaffern tragen von Jugend auf Amulette um den Hals. Diese bestehen zum Theil aus Stückchen Holz, Stückchen Wurzel oder aus einer kleinen viereckigen Tasche, einen Zoll in Quadrat, aus Leder gemacht, die dann mit Medicinen gefüllt sind. Mädchen und Frauen tragen vielfach eine Schnur wohlriechender Beeren um den Hals. Männer tragen Ketten oder Schnüre um den Hals, an denen die Klauen von Tigern oder sogar von Löwen befestigt sind. Häuptlinge tragen meistens ein Löwenklauenhalsband.

Schmuck der Ohren wird sehr geliebt als Ohrbommeln, theils aus Kupfer oder Messing, theils aus Perlen bereitet. Männer tragen oft als Stammesabzeichen kleine Bündel grosser Perlen in einem Ohr. Die Zulukaffern durchbohren den Ohrlappen, die Oeffnung wird allmählich erweitert durch immer stärkere Pflöcke, bis eine kleine Schnupftabacksdose aus Rohr gefertigt, reichlich $^1/_2$ Zoll im Durchmesser, darin getragen werden kann. Auch grosse Knöpfe trägt man wohl in dem also erweiterten Ohrlappen.

Da die Kaffern mehr nackend als bekleidet gehen, so bedienen sie sich zum Schutz gegen Wind und Hitze einer rothen Schmierfarbe, die sie von rothem Bolus gewinnen, welchen sie zum Theil mit Fett vermischen und damit den ganzen Körper einreiben, so dass sie nackend, wenn frisch geschmiert, feuerroth aussehen.

Die Kaffern wohnen zusammen als Familien, das heisst der Vater mit seinen Kindern und seinen verheiratheten Söhnen wohnt beisammen und bildet ein Dörfchen oder Kraal. Die Wohnstätte ist umzäunt mit einem starken, 6—8 Fuss hohen Zaun aus Zweigen und Gestrüpp oft so sauber hergestellt, wie eine mit der Scheere verschnittene Gartenhecke, (manchmal liederlich). Der Zaun wird in Kreisform gemacht. Innerhalb wird ein kleinerer Kreis eingezäunt für das Vieh. Zwischen diesem innern Viehkraal und dem Umfassungszaune stehen die Häuser. Die Zahl der Wohnhäuser richtet sich nach der Zahl, nicht der verheiratheten Männer, sondern der verheiratheten Frauen. Der Kaffer hat häufig 2, 3 oder noch mehr Frauen,

von denen jede einzelne ihre eigene Häuslichkeit besitzt. Oft hat man ausser den nöthigsten Wohnhäusern noch Häuser für erwachsene Kinder, Logirhäuser für Reisende und auch Fruchthäuser, Scheuern.

Die Häuser werden gebaut in runder Form und sehen dem alten deutschen Bienenkorbe ähnlich, sind aber breiter als hoch. Sie bestehen in einem sehr starken Flechtwerk aus jungen Bäumen, so dick wie unsere Bohnenstangen. Diese werden dicht an einander in die Erde gesteckt und oben von 6 Fuss über der Erde an zusammengebogen; dies geschieht so sorgfältig, dass der ganze obere Theil wie ein geschickt gemustertes Korbgeflecht aussieht. Innerhalb des Geflechtes stehen, je nach der Grösse des Hauses, 4 bis 20 Stützen. Die innere Höhe beträgt meistens $7^1/_2$ bis 11 Fuss. Eine ungeheure Menge Gras wird auf das Dach gedeckt, an den Aussenwänden deckt man dünner. Das Gras wird von aussen befestigt durch Taue, welche man aus Schlingpflanzen macht, ähnlich wie man Wurzeln der Kiefer hier zu Korbgeflechten verwendet. Diese Taue bilden aussen ein Netz über dem Grase. Innen werden die Wände bis 6 Fuss hoch mit Lehm beworfen und glatt gestrichen. Oft werden auch die Aussenwände bis 6 Fuss hoch mit Lehm angetragen. An diesen Lehmwänden beweisen die Kaffernweiber oft ihr Geschick in Verzierungen, die sie im Putz anbringen; zuweilen bemalen sie auch die Wände. Gewöhnlich haben die Häuser einen Durchmesser von 18—20 Fuss; doch giebt es auch Häuser mit einem Durchmesser von 30 Fuss. — Der Fusboden wird gemacht wie eine Scheunendiele aus dem Lehm der Termitenhaufen. Eine gute Kafferfrau wendet auf den Fussboden unausgesetzt grosse Mühe, indem sie denselben beständig in Ordnung hält durch Bestreichen mit Kuhdung, der im Wasser aufgelöst wird. — Der Fussboden ist in guten Häusern abgetheilt für die verschiedenen Haus- und Wirthschaftsgeräthe. Da ist ein Raum für Küchengeschirr, ein anderer für Mundvorräthe, ein anderer für Schlafutensilien. In der Mitte der Hütte ist der Feuerheerd, umgeben von einem dicken, zierlich aus Lehm gearbeiteten Rande. Um den Feuerplatz versammelt sich das ganze Hauspersonal, platt auf der Erde sitzend oder hockend.

Der also am Fussboden befindliche runde Heerd verursacht oft Verbrennungen der Kinder, wenn sie noch klein sind. Die kleinen Menschen lernen laufen, balanciren dann oft verkehrt und fallen dabei zuweilen ins Feuer. Ich glaube, es giebt keinen einzigen Kaffer, der nicht Narben von Brandwunden aus frühester Jugend hat. Einen Jungen kenne ich, dessen beide Hände elend verbrannt und desshalb ganz verkrüppelt sind. Er fiel als Kind ins Feuer und konnte sich allein nicht heraushelfen; bis Hülfe kam, waren die Hände fast verkohlt.

Zur Nachtruhe rollt man die Schlafmatten, die aus Binsen geflochten sind, auseinander und das Lager ist fertig. Mit derselben Decke, welche der Kaffer des Tages trägt, deckt er sich zu des Nachts, oder vielmehr wickelt er sich in dieselbe ein. Als Kopfkissen hat er eine Sorte Fussbank, nur schmaler als diese, welche er unters Genick legt. Der Kaffer geht früh schlafen, steht aber auch früh auf.

Die Thür des Kafferhauses ist recht niedrig, höchstens 2 Fuss hoch, sodass man hinein- und herauskriechen muss. Diese niedrige Oeffnung wirkt auf den Rauch des Feuers und treibt ihn etwas in die Höhe. Uebrigens wird die Thür des Hauses nicht soviel benutzt wie bei unsern Häusern; denn nur bei stürmischem oder bei regnigtem Wetter benutzt man das Haus auch bei Tage, — bei gutem Wetter sucht man es selten anders als zur Nachtzeit auf.

Wie der Hausbau, so ist auch der Ackerbau Arbeit der Frauen. Jedes Haus hat vom Häuptling ein Stück Gartenland gewissermassen zu Lehen. Die Frauen bearbeiten das Gartenland mit der Hacke oder Picke, erst in neuerer Zeit fängt

man auch an zu pflügen. Es geschieht aber, da es schlecht ausgeführt wird, meistens zum Schaden der Gartenbesitzer. Der Kaffer baut Mais, Kafferhirse und eine Art Zuckerrohr, daneben Kürbisse, eine Art Wassermelone und Flaschenkürbisse. Auf die Reinhaltung der Gärten halten die Frauen mit grosser Sorgfalt, auch die Männer helfen zuweilen beim Reinigen der Gärten. Die Gartenarbeit wird zu gleicher Zeit begonnen, die Ernte zu gleicher Zeit beendigt. Der Anfang des Ackerns wird vom Häuptling bestimmt, — wer ausser dieser Zeit ackern wollte, findet keinen Schutz vor dem herumstreichenden Vieh. Ausser der Ackerzeit ist auch das beackerte Land Weide, das Vieh wird dann fast nicht gehütet, sondern nur zum Melken eingetrieben.

Der Vorrath an Mais und Kafferkorn wird aufbewahrt in Gruben, welche man im Viehkraal macht in Form einer Birne, so dass der Eingang etwa 10—12 Zoll beträgt und die Grube sich dann weitet bis zu 4 Fuss bei einer Tiefe von etwa 5 Fuss. Diese Gruben sind eine künstliche Arbeit. Die kleine Oeffnung, durch welche eben nur ein nackter Mensch hindurch kann, verdeckt man mit einem platten Stein, nun kommt der Mist des Kraales darüber. Während der Eigner die Stellen seiner Gruben genau kennt, weiss der Fremde sie nicht zu finden. In diesen Gruben verliert das Korn seine Keimkraft und nimmt einen ranzigen Geschmack an. Dem Kaffer ist dieser Geschmack lieb. Wenn so eine Korngrube geöffnet wird, so durchdringt der scharfe Geruch dieses Korns die Luft weithin. Im Winter, wenn dies fast auf allen Kraalen geschieht, riecht die Luft oft meilenweit säuerlich.

Den Mais und das Kafferkorn wissen sie auf verschiedene Weise zu schmackhafter Kost zu bereiten. Aus Mais kochen sie auch eine Sorte Brot, welches besonders auch als Reisekost gern gebraucht wird. Aus dem Kafferkorn wird auch Bier bereitet; nachdem es ausgekeimt ist, mahlt man es auf dem Mahlstein und kocht es zu Bier. Das Zuckerrohr wird ausgekaut. Die Kürbisse kochen sie mit Mais zusammen zu einem wohlschmeckenden Gericht. Aus den Flaschenkürbissen bereiten sie allerlei nützliche Gefässe, Schöpflöffel und Dosen.

Die Erntearbeit wird meistens von den Frauen geleistet. Gewöhnlich ernten sie gemeinsam Garten vor Garten, den Ertrag tragen sie auf den Köpfen nach Hause, indem sie die Maiskolben zu ungeheuren Bündeln zusammenlegen, ebenso die Aehren des Kafferkorns; diese Bündel laden sie auf den Kopf und bringen sie so, eine hinter der andern gehend, in die vorher bereiteten Kornhäuser. Im Laufe des Winters dreschen die Weiber das Korn aus, wobei sie sich ebenfalls gegenseitig helfen. Zur häuslichen Beschäftigung der Frauen gehört auch die Herbeischaffung des Wassers für den Hausbedarf und die des Brennholzes. Beides wird auf dem Kopf getragen, wie überhaupt alle Lasten. Sie tragen Holz im Gewicht von mehr als 200 Pfund bis 2 deutsche Meilen weit. Die Weiber sind überhaupt die Lastträger, während der Mann, vielleicht los und ledig, neben ihnen hergeht. Obwohl sie so schwer tragen, sind sie der Bildung des Kropfes gar nicht ausgesetzt.

Zur Beschäftigung der Frauen gehört die Herstellung aller Matten, die sie sehr sauber zu flechten verstehen, und die Töpferei. Auch Körbe und Gefässe flechten sie; einige davon sind wasserdicht. Sie bereiten den Töpferthon sehr sorgfältig ohne Ermüden zu, und bauen endlich den Topf auf, indem sie erst den Boden machen und auf denselben den ersten Ring für die Seitenwände legen. Ist der erste Ring ein wenig betrocknet, so wird der zweite darauf gelegt und so weiter, bis der Topf fertig ist. Man macht Töpfe in der Grösse einer Portionstasse und bis zu einer Grösse,

die 5—8 Eimer Wasser fassen kann. Sie brennen die Töpfe in ausgehöhlten Termitenhaufen. —

Die Bereitung der Speisen liegt der Frau ob. Es wird zwei Mal des Tages Mahlzeit gehalten, Vormittags zwischen 9—10 Uhr und nach Sonnenuntergang. Die Frau thut das Essen auf eine Matte, die isitebe, 1½—2 Fuss im Quadrat, — oder neuerlich in eine Blechschüssel und setzt es dem Hausherrn vor, der zuerst allein oder mit seinen männlichen Gästen isst. Nachdem er gegessen, setzt er die Kost der Frau hin, welche nun ebenfalls allein oder mit anderen Frauen isst, wobei die herumstehenden kleineren Kinder ab und zu einen Löffel voll erlangen. Ist sie fertig, so wird das Essen den Kindern zugeschoben, die dann sehr gründlich aufräumen. Man bedient sich beim Essen entweder der Finger, mit denen man den Brei nimmt, oder eines gerade daliegendes Spanes oder in neuerer Zeit auch eines Löffels. Während dieses Essens stehen die vielen Hunde um die Essenden, lüstern nach einem Bischen Kost, auch wohl laut klagend oder bellend vor Hunger. Sie werden beständig zurückgewiesen, bekommen aber doch ab und zu ein wenig ab. Sind die Kinder mit dem Auslecken der Geschirre oder Ablecken der Matte fertig, so fallen die Hunde einander anknurrend und beissend darüber her und nehmen den letzten Schimmer einer Spur der vorhanden gewesenen Kost weg. Sie thun dies so gründlich, dass die Kafferfrau glaubt, die Hunde haben das Geschirr bereits gewaschen; sie findet also keine Veranlassung, es auch noch zu thun.

Nur zuweilen schlachtet der Kaffer Ziege, Schaf oder Rind, während er Vögel, Hasen oder sonstiges kleines Wild, welches er beiläufig erlegt hat, beim ersten besten Feuer, an dem er vorbei kommt, bratet und verzehrt. Wird ein Rind geschlachtet auf einem Platze, so ist das ein Ereigniss, zu welchem sich in unsaglich kurzer Zeit eine Menge Leute aus der Nachbarschaft versammeln. Gewöhnlich isst man 3 Tage an einem Rind, — doch wird es auch schneller beseitigt, wenn der Zulauf sehr gross ist. Man isst in solcher Zeit eben nur Fleisch. Alles Fleisch wird gekocht oder gebraten, roh wird nichts gegessen, ausser einem bestimmten Darm des Rindes und dem Blättermagen. Die Brühe wird als Leckerbissen von den Vornehmsten in der Gesellschaft getrunken. Die Knochen werden gekocht, das Mark ausgesogen; die Kinder zerschlagen auf Steinen die Knochen zu einem Brei und saugen ihn gründlich aus.

Aus dem Erdreich graben die Kaffern, besonders die Kinder, eine Menge Knollengewächse und Wurzeln, die ihnen zur Nahrung dienen; — in den Gebüschen finden sie eine sehr grosse Verschiedenheit von essbaren Beeren.

Zu den Genüssen, welche der Kaffer gern hat, gehört ganz besonders der Taback: sie rauchen ihn, Männer, Weiber und Kinder, zum Theil schnupfen sie ihn, besonders thun letzteres die Zulukaffern. Der Zulu bereitet den Schnupftaback selber und verstärkt seine Wirkung durch Zuthat der Asche eines Aloeblattes. Er trägt den Schnupftaback theils um den Hals in zierlichen Dosen, oder in ganz kleinen Dosen, die er im durchbohrten Ohrläppchen trägt. Neben der Dose hängt um den Hals der Schnupflöffel, womit er den Taback zur Nase führt und auch die Nase reinigt, um Raum zu schaffen für neue Zufuhr. Er nimmt die Prise nicht beiläufig, sondern setzt sich bequem hockend dazu hin, er stopft soviel ein, dass er durch den Mund athmen muss, und die Wirkung des Tabacks sind reichliche Thränen, denen er mit dem Nagel des kleinen Fingers die Strasse vorzeichnet, ebenso starkes Niesen, dem er sich mit geöffnetem Munde behaglich hingiebt. Nachdem er diesem Genusse 5—10 Minuten gewidmet, wendet er sich wieder anderen Dingen zu.

Neben dem gewöhnlichen Taback raucht der Kaffer auch wilden Hanf und zwar in der Wasserpfeife, die er aus einem Rinderhorn herstellt. Dieser Genuss wirkt sehr berauschend und beeinflusst nachtheilig die Verstandeskräfte.

Doch es wird Zeit, auch auf die Beschäftigungen der Männer zu kommen. Während die Frauen für Haus- und Gartenarbeit aufkommen, beschäftigen sich die Männer mit dem Rindvieh, den Schafen, Ziegen, den Pferden, mit der Jagd, dem Kriege, und im Frieden mit ihren Volks- und Rechtsangelegenheiten, sowie einigen Handarbeiten.

Der Kaffer liebt besonders das Rindvieh. Das Hüten und Melken ist Sache der Männer so sehr, dass die Frauen nicht einmal den Viehkraal betreten dürfen; nur die Wittwe des verstorbenen Mannes, die zugleich Mutter des grossen Sohnes des Verstorbenen ist, darf in den Viehkraal gehen.

Die Milch der Kühe macht einen bedeutenden Theil der Nahrung aus. Man giesst sie, wie sie von der Kuh kommt, in den aus Fell gearbeiteten Milchsack, worin sie bald sauer wird; nur sauer wird sie genossen. Solche saure Milch mit aller Sahne, ganz körnig geschüttelt, schmeckt nicht schlecht. Nur ein dazu bestimmter männlicher Hausgenosse darf die Milch ausschenken und muss sie zugleich credenzen. Durch beide Bestimmungen wird der Verschwendung der Milch und der Gefahr der Vergiftung durch dieselbe vorgebeugt.

Kälber werden nicht geschlachtet, sondern mit der Milch der Kuh gross gezogen, indem das Kalb saugt, daher eine einzelne Kuh dem Menschen wenig zu melken übrig lässt.

Eine grosse Freude hat der Kaffer an seinen Ochsen, von denen er einige immer zu Rennochsen abrichtet, denn Ochsenwettrennen ist ein Nationalvergnügen und die Freude an einem guten Rennochsen ist beim Kaffer wohl kaum geringer, als bei einem Engländer an seinem guten Rennpferde. Solche Ochsen werden besungen, gepriesen und nie verkauft.

An Waffen, sowohl für den Krieg wie für die Jagd, hat der Kaffer den Wurfspiess, den schwereren Stichspiess, den Kirrie, einen kurzen Stock mit faustdickem Knauf, und den gewöhnlichen Stock von 3—4 Fuss Länge, deren er meist mehrere hat. Im Gebrauch dieser Waffen ist er sehr geschickt. Er muss ja mit denselben dem Feuergewehr weichen — aber im Handgemenge ist der kurze Stock mit dickem Knauf unersetzlich, wie erst die Schlacht bei Isandlwana im Zululande neuerlich gezeigt hat. — Die Jagden werden gewöhnlich durch Jagdpartien ausgeführt und dann die Beute getheilt. Bei derselben benutzt man eine Unzahl von Hunden. Doch kommt auch die Einzeljagd vor. Ich habe es selbst erlebt, dass ein einzelner Kaffer einen Tiger erlegte mit der erwähnten Keule. Mit derselben erlegt er auch den Vogel im Fluge. Den Wurfspiess wirft er mit Geschick und Sicherheit auf 150 Fuss Entfernung.

Vor der Berührung mit europäischen Händlern waren die Kaffern geschickt in mancherlei Gewerben. Sie verstanden es z. B. Eisen zu schmelzen in primitiven Hochöfen, Schmiedekohlen zu bereiten und Eisen zu schmieden zu Waffen und Hacken zum Landbau und andere Dinge.

Die Männer verstehen es, Holzschnitzarbeiten zu machen, welche die Bewunderung Sachkundiger hervorrufen, zumal sie alles mit so einfachen Geräthschaften herstellen: Löffel, Schüsseln, Teller, Töpfe, Pfeifen, Spazierstöcke bereiten sie in den verschiedensten Formen und mit gutem Geschmack.

Auch findet man unter ihnen Leute, die sich vorzugsweise mit Anfertigung von Schmucksachen beschäftigen, die aus Eisen, Kupfer, Messing und Knochen

hergestellt werden. Ein besonderes Geschick erfordert es, die beliebten Messingringe um den Arm zu legen (worüber ich früher bereits referirte).

So geschickt die Kaffern offenbar zu allerlei Arbeit sind, so sind sie nichts weniger als arbeitsam. Den grössten Theil seiner Zeit bringt der Kaffer hin mit Liegen in der Sonne, mit ewigem Erzählen, mit Besuchen seiner Freunde.

Wenn der Kafferjüngling 15—18 Jahre alt ist, so wird er beschnitten und tritt durch diesen Act in den Kreis der Männer ein. Verbunden mit dieser Ceremonie sind viele Tänze und Festlichkeiten, an denen besonders die Weiber und Mädchen lebhaften Antheil nehmen. Fünf Monate lang dauern die damit verbundenen Ceremonien. Während dieser ganzen Zeit gehen die jungen Leute in einem, mit weissem Thon beschmierten Leibe einher, so dass sie fast unkenntlich sind und wie die Teufel aussehen. Sie bilden in dieser Zeit eine festgeschlossene Gemeinschaft und wohnen abseits von Dörfern in einem eigens für sie erbauten Hause; denn sie werden unrein geachtet. Durch besonders dazu bestimmte Instructoren werden sie in allen männlichen Künsten geübt; — einestheils werden sie sehr hart gehalten, viel geschlagen und gequält, wogegen sie lernen müssen, unempfindlich zu thun; anderentheils dürfen sie, besonders zur Nachtzeit, jeglichen Muthwillen ausüben, selbst Vieh stehlen, es mit Gewalt nehmen und für sich schlachten. Den Schluss dieses Novitiats bildet folgende Ceremonie: Alles, was sie bisher besassen an Kleidung und Schmucksachen, wird in dem Hause gelassen, welches sie bisher bewohnten. Darauf laufen sie nackend zum nächsten Flusse, um sich zu waschen. Am Flusse haben sich zur selben Zeit die Väter und Angehörigen versammelt, welche den Jünglingen neue wollene Decken gekauft haben und diese für sie bereit halten, sie den Gebadeten umhängend. Sind alle also neu bekleidet, so wird zu gleicher Zeit das Haus, in welchem sie bisher gewohnt haben, mit allem seinem Inhalt angezündet. Man bildet am Flusse einen Zug und geht im Zuge nach Hause; die jungen Männer aber dürfen keinen Blick auf das brennende Haus zurückwerfen, weshalb sie die neuen Decken über dem Kopfe tragen und vor dem Gesicht zusammen halten. Ist der Zug zu Hause angekommen, so werden die jungen Männer „enthüllt“ und erhalten neue Namen, nach denen sie fortan genannt werden (will man einem Manne eine Kränkung zufügen, so darf man ihn nur nach dem Namen seiner Kindheit nennen), weiter werden ihnen von den älteren Männern alle möglichen Ermahnungen ertheilt, wie sie sich als Männer zu betragen haben. Sie haben jetzt auch Sitz und Stimme in der Versammlung der Männer und die Erlaubniss, sich jeder fleischlichen Lust hinzugeben.

Wächst das Mädchen zur Jungfrau heran, so wird sie in den Kreis der Frauen eingeführt durch eigenthümliche Ceremonien roher und gemeiner Art, die ich hier nicht näher beschreiben will. Die sonst in grosser Unterordnung lebenden Frauen sind bei diesen Festlichkeiten zu allen möglichen Freiheiten berechtigt und benutzen dieselben in tollster Ausgelassenheit.

Das Verlöbniss kommt auf 2 Wegen zu Stande, je nachdem die Anregung dazu ausgeht vom Bräutigam oder von der Braut.

Da der zweite Weg der häufigere ist, so rede ich erst von ihm.

Wenn ein Kaffer eine Tochter oder Töchter hat, so gehen von frühe an seine Gedanken darauf, die Töchter so gut als möglich zu verheirathen, d. h. soviel Rinder als möglich für sie zu bekommen. Er richtet seinen Blick also auf die reichsten Männer, zu denen sein Stand ihm erlaubt aufzuschauen. Zuweilen verlobt er seine Tochter 8—10 Jahr alt bereits irgend einem reichen Polygamisten.

Hat eine so frühzeitige Verlobung nicht stattgefunden, so wird dieselbe auf folgende Weise eingeleitet.

Der Vater des Mädchens sendet einen Mann zu der Wohnung des ausersehenen Schwiegersohnes. Der Gesandte kommt als Reisender zur Nachtzeit. Beim Gehen lässt er ein Geschenk zurück, was er unbeachtet und ganz heimlich an einer Stelle des Hauses niederlegt, bestehend in Schmucksachen. Wenn diese Sachen entdeckt werden, so erkennt man, dass irgend Jemand die Absicht habe, eine Tochter nach dem Dorfe hin zu verheiraten. Niemand weiss aber, von wem dieses Geschenk, welches man „Mund“ (umlomo) nennt, gekommen ist. Doch der Ueberbringer hat vielleicht in der Nachbarschaft Auskunft zurückgelassen über den „Mund“, oder auch scheinbar zufällig kommt ein Reisender auf den beschenkten Kraal. Man erzählt sich alle möglichen Neuigkeiten. Der Fremde weiss die Rede auf die Sache zu bringen. Beiläufig hat er gehört auf seiner Durchreise, der so und so wünsche eine Tochter hier in der Nachbarschaft zu verheirathen. Man erinnert sich sogleich des „Mundes“, fragt nach dem Manne, nach der Tochter, und zufällig kennt der Reisende das Mädchen und verfehlt nicht, ihr Lob zu singen, obgleich er thut, als wäre er völlig uninteressirt bei der Sache.

Man weiss nun wenigstens, von woher man Weiteres zu erwarten hat.

Ist der ins Auge gefasste Mann willensfest, die Verbindung abzulehnen, und meint er, keine schlimmen Folgen befürchten zu brauchen, so sendet er den „Mund“ zurück und dankt für die ihm zugedachte Ehre. Wird der Mund, dieses einleitende Geschenk, nicht zurück gesandt, so finden sich nach einiger Zeit zur späten Abendzeit zwei oder drei Personen, gewöhnlich Frauen, auf dem Kraal des Beschenkten ein. Sie setzen sich unbemerkt an die Seite eines Hauses und warten, bis sie bemerkt werden. Gefragt, woher und wohin? geben sie allerlei erdachte Auskunft über ihr Kommen und Wandern. Man ladet sie ein, über Nacht zu bleiben; sie aber weigern sich. An dieser Weigerung erkennt man, dass sie Leute sind, die vom Brautplatze kommen als Spione, um auszukundschaften, wie die Verlobungssache gehen werde. Man räumt ihnen nun ein Haus ein zum Wohnen. Wochenlang bleiben sie nun, ohne allzuviel mit den Bewohnern des Kraales zu verkehren, sie beobachten mehr. Ihre Nahrung wird ihnen gastlich dargereicht. Von Zeit zu Zeit geht einer der Leute nach Hause. Er muss ganz heimlich gehen und muss ebenso heimlich wiederkommen. Er hat zu Hause Bericht erstattet über den Fortgang der Sache. Endlich macht man sich schlüssig auf dem Dorfe des Bräutigams, die angebotene Braut anzunehmen, und über die Wege, wie man die Morgengabe bezahlen wolle, und die Spione werden aufgefordert, nach Hause zu berichten, dass man die Braut erwarte.

Eine Anzahl Männer, Jünglinge, Frauen und Mädchen sammt der Braut machen sich auf zum Dorfe des Bräutigams. Alle sind im schönsten Schmuck, den sie besitzen. Aber trotz der geschmückten Leute gleicht so ein Zug mehr einem Trauerzuge als einem Hochzeitszuge. Bei diesem Scheiden aus der Mutter Hause weint und schreit die Braut in markdurchdringenden Tönen und wird darin unterstützt durch die anderen Mädchen, die sie begleiten. Ein Fremder könnte meinen, eine Todtenklage zu hören. Doch glaube ich nicht, dass dies Geschrei immer der Ausdruck ihrer Gefühle ist, sondern vielmehr Forderung der Sitte.

Angekommen auf dem Bräutigamskraal wird diesem Zuge die bisher von den Spionen bewohnte Hütte angewiesen. Nach einiger Zeit sendet man Botschaft, die Braut solle kommen, um besehen zu werden.

Die Männer des Kraales haben sich versammelt auf einem Platze und die Braut tritt vor sie hin, kniet nieder, entblösst sich bis auf den Leib, und hört schweigend zu, wie die Männer laut, ohne irgend einen Ausdruck zu scheuen, ihre Vorzüge und ihre Fehler beurtheilen. Sie steht dann auf, lässt auf der Stelle, wo

sie gekniet hat, ein Geschenk von Perlen zurück und begiebt sich zu den versammelten Frauen, die sie ebenso frei taxiren nach ihrer Schönheit oder Hässlichkeit. Auch ihnen lässt die Braut ein ähnliches Geschenk zurück und begiebt sich wieder in die angewiesene Hütte.

Deputirte aus dem Brautzuge und Deputirte des Bräutigams verhandeln nun mit einander über die Kazi, Morgengabe, Preis der Braut. Diese Besprechungen nehmen zuweilen Tage in Anspruch.

Der Preis schwankt bei gewöhnlichen Leuten zwischen 8—20 Rindern, bei Vornehmen steigt die Zahl der Rinder auf 50 und sogar bis auf 100.

Nachdem man sich geeinigt, werden die Männer des Brautzuges nach dem Viehkraale gerufen. Hier sehen sie schweigend zu, wie ein Ochse gefangen und geschlachtet wird. Sie ziehen sich in die Hütte zurück und erwarten für die ganze Brautpartie die Uebersendung vom Fleisch des Ochsen. Beide Parteien essen also von dem Fleisch und befestigen auf diese Weise die geschehene Verabredung, — die Verlobung ist geschlossen.

(Bemerken muss ich, dass bei Verheiratungen der Häuptlinge die ersten einleitenden Schritte wegfallen; der ankommende, oft kaum geahnte Brautzug leitet die Verlobung und Hochzeit ein.)

Anders gestaltet sich die Verlobung, wenn ein Mann ein bestimmtes Mädchen zum Weibe begehrt, was zuweilen bei jungen Männern vorkommt. Der Vater solches jungen Mannes oder der junge Mann selber sendet einen oder zwei Freunde zum Vater des Mädchens und bittet sie zur Frau für seinen Sohn. Kommt man über den Preis zu Stande, so beginnen die Hochzeitsfeierlichkeiten.

Bisweilen kommt es vor, dass zwei junge Männer ein Mädchen begehren. Dann sucht einer den andern zu überbieten. Die als Bezahlung für das Mädchen angebotenen Rinder werden auf den Kraal des Brautvaters gesandt. Oefter wird dem Mädchen die Entscheidung überlassen. Da jedes Mädchen ihren Stolz darin setzt, theuer bezahlt zu werden, so entscheidet sie sich meistens für den, der am meisten geboten hat. Die Rinder des andern werden zurückgesandt. Die Braut selbst, im höchsten Schmuck, begleitet sie und treibt sie in den Viehkraal des verachteten Mannes und straft somit auf empfindliche Weise den Geiz des Freiers.

Neigung oder Abneigung des Bräutigams zur Braut und der Braut zum Bräutigam kommt selten in Betracht. Am wenigstens fragt der Vater des Mädchens danach. Ihm liegt nur daran, für seine Tochter den höchsten Preis zu bekommen. Kann er diesen erlangen von einem alten Polygamisten, der kaum noch kriechen kann und bereits 10 Weiber und 10 Kebsweiber hat, so wird er sein Kind dahin geben.

Die entsetzlichsten Scenen spielen sich dann zuweilen ab. Ein Mädchen mag sich weigern, wie sie will, der Vater, ja selbst die Mutter dazu, wissen sie durch die schrecklichsten Martern zu zwingen, zu dem Manne zu gehen, der für sie die höchste Zahl von Rindern bezahlt hat.

Unter den Zulukaffern habe ich es erlebt, dass einmal ein Mädchen mit halbverbrannten Händen zu ihrem alten Bräutigam kam; — ein anderes Mädchen ersäufte sich lieber, als dass sie sich zu der ihr aufgedrungenen Lage bequemte; — ein andere junge Frau vergiftete bald nach der Hochzeit den ihr aufgedrungenen Mann.

Unter den Xosakaffern erlebte ich es zweimal, dass junge Männer sich standhaft weigerten, die für sie von ihren Angehörigen gekaufte Braut anzunehmen. In beiden Fällen wurden die Hochzeiten ohne den Bräutigam gefeiert. Der eine von ihnen setzte es nach 2 Jahren durch, das Mädchen seiner Wahl zu bekommen.

Wenn der Verlobungsochse geschlachtet ist, so bringt die Brautpartei die Geschenke des Brautvaters an den Bräutigam. Dieselben richten sich zum Theil nach dem Preise der Braut, zum Theil nach dem Wohlstande des Brautvaters, auch wohl nach den zarteren väterlichen Gefühlen zur Tochter. Bei armen Leuten bestehen diese Geschenke in einer milchenden Kuh, — bei reichen in 2—4 Kühen, bei Häuptlingstöchtern wohl in 10 und mehr Kühen, — damit es dem Milchsacke des Hauses der jungen Frau nicht an Milch fehle! Auch wird wohl ein Rind gegeben, dass der neue Ehemann seiner jungen Frau aus dem Felle ein neues Kleid gerbe und nähe, — die Haare des Schwanzes dieses Rindes muss der neue Ehemann als ein Geflecht um den Hals tragen, als eine Art Zaubermittel.

Ist so die Verlobung geschlossen, so sendet man Boten aus, um die Gäste zur Hochzeit zu laden. Die Hochzeit wird immer auf dem Kraale des Bräutigams gefeiert. Sehr zahlreich versammeln sich die Gäste. Bei Häuptlingshochzeiten ladet man Häuptlinge ein, zwei, drei Tagereisen weit ab, und Hunderte und Tausende versammeln sich aus dem Volke. Eine Einladung zur Hochzeit ausschlagen, wird als grosse Beleidigung angesehen. Bei gewöhnlichen Leuten dauert die Hochzeit drei Tage, bei Häuptlingen währt sie bis zehn Tage. Zu solchen grossen Hochzeiten bringt man selbst Milchkühe mit, um in den Tagen der Hochzeit nicht Mangel zu leiden.

Als besondere Ceremonien werden folgende Dinge beobachtet:

Am Morgen des zweiten Hochzeitstages ziehen sich alle zum Brautzuge gehörigen Personen in den Busch zurück und bleiben daselbst bis etwa 3 Uhr Nachmittags. Der Bräutigam und seine Männer erwarten den Zug in ruhiger sitzender Haltung. Die Braut tritt, begleitet von 2 Mädchen, hervor und hält eine Anrede an den Bräutigam. Es ist ihr erlaubt, zu reden was sie will, so beleidigend sie will, — endlich bittet sie den Bräutigam, sie wohl zu brauchen. Darauf tritt sie auf den Bräutigam zu, zieht ihm aus seinem Kopfschmuck eine Feder und steckt sie sich an, damit ist sie seine Frau.

Eine andere Ceremonie folgt. Von des Bräutigams Sitz aus begiebt sie sich, ebenfalls begleitet von zwei Mädchen, zum Eingang des Viehkraals, in der Rechten trägt sie einen Wurfspiess. Vor ihr her gehen mehrere junge Männer, um ihr jeglichen, im Wege liegenden Stein wegzuräumen. Feierlich und langsam schreitet sie daher und angekommen am Eingang des Viehkraals, wirft sie den Spiess hinein, dass er feststeckt im Miste des Kraals.

Dies nennt man ukutshata, und nach dieser Ceremonie wird die Verheirathung ukutshata genannt. Damit soll wohl angedeutet werden, dass sie als Weib des Mannes Theil habe an seinem Besitz und ihn nöthigenfalls vertheidigen wird. Sie kehrt feierlich daherschreitend zum Bräutigam zurück. Die Weiber des Platzes treten auf diesem Gange zwischen sie und den Bräutigam und stellen stillschweigend alle Obliegenheiten der Frauen dar, Wasser holen, Holz holen, Feuer machen, Häuser bauen, Land beackern u. s. w.

Angekommen vor dem Bräutigam, erheben nun verschiedene Männer aus des Bräutigams Umgebung ihre Stimmen, um einer nach dem anderen die junge Frau zu ermahnen. Hier werden ihr keine Schmeicheleien gesagt, im Gegentheil wird ihr ihre Stellung als Frau aufs klarste eingeschärft und ihre Pflichten ihr vorgehalten, oft in der gröbsten und unflätigsten Form. Sie hört schweigend allen Reden zu.

Am Schluss dieser Reden führt man die junge Frau in das für sie hergerichtete Haus.

Sie hat während der Hochzeitstage noch eine absonderliche Aufgabe. Sie muss

jeden Abend suchen zu entfliehen zu ihrem Vater zurück. Gelingt ihr die Flucht, so muss ihr Mann an den Schwiegervater noch ein Rind bezahlen, gleichsam zur Strafe, dass er seiner jungen Frau nicht genugsam geachtet hat. Zuweilen entsteht hieraus blutiger Zusammenstoss. Die Männer und Jünglinge des Brautzuges suchen die Flucht der Braut zu decken und zu befördern, die Genossen des Bräutigams sie zu verhindern. Man setzt der Entflohenen und ihren Helfern nach und beim Zusammenstoss giebt es dann, — freilich ohne kriegerische Absichten, sondern im freundlichen, scherzenden Handgemenge, blutige Köpfe und zerschlagene Glieder.

Das Hochzeitsvergnügen besteht in den gewöhnlichen Tänzen, wobei natürlich aller Staat entfaltet wird. Jedes Geschlecht tanzt für sich im Angesicht des anderen; aber dennoch tanzt man sich in eine schreckliche Erregtheit der Sinnlichkeit hinein. Je näher der Nacht, desto heftiger ertönt der Gesang, desto aufgeregter wird der Tanz, desto phantastischer die Gestikulationen der Tänzer und Tänzerinnen, und die Leute erscheinen unser einem viel mehr wie eine toll und rasend gewordene Menge, denn als Menschen, die sich ein Tanzvergnügen gewähren. Während die Geschlechter getrennt tanzten, — erhascht man sich am Schluss des Tanzes gegenseitig und bringt die Nacht zusammen zu. Alle Schranken fallen, da ist nicht mehr die Rede von Ehemann und Eheweib, da ist vollste Freiheit der Wahl, da ist die Schande zur Sitte geworden.

Den Schluss jeder grösseren Hochzeit macht ein grossartiges Ochsenwettrennen, zu welchem ein jeder Besucher seine besten Rennochsen herbei geholt hat.

Man hat wohl gemeint, die Polygamie bestehe unter heidnischen Völkern, um in ihr der Sinnlichkeit besonders zu fröhnen. Je länger ich unter solchen Völkern gelebt habe, um so mehr habe ich erkannt, dass diese Meinung ein Irrthum ist. Der Kaffer und Mosutho, welcher viele Weiber hat, trägt an ihnen dieselbe Last, wie Jacob, Isaaks Sohn, sie getragen hat an seinen Lea, Rahel, Bilha und Silpa; die meisten verwünschen ihren polygamischen Stand, denn ihr Hausfriede ist dahin und ihr gemüthliches Leben hat ein Ende mit dem Eintritt der zweiten Frau. Allein die Vielweiberei gehört zum Volksleben. Durch dieselbe zeigt man seinen Reichthum, in derselben wird man reich durch Töchterverkauf und durch sie gelangt man zur höchsten Mannesehre. Und was in aller Welt geht doch dem Manne über die Ehre!? Um der Ehre willen nimmt der Häuptling es auf sich, 10, ja 20 Weiber zu haben, zur beständigen Plage seines Herzens.

Allein wenn man auch unter Kaffern und Basuthos nicht um der Sinnlichkeit willen Polygamist ist, so ist damit nicht gesagt, dass die Sinnlichkeit nicht vorhanden wäre unter diesen Völkern. Leider ist sie vorhanden, ungezügelt und unbeschränkt; und da sie zum weitaus grössesten Theile den socialen Standpunkt dieser afrikanischen Völker bedingt, so erlauben Sie mir noch einige Worte über den dunklen Punkt zu sagen.

Der Kaffer ist ganz Naturmensch und denkt vornehmlich auf die Befriedigung seiner thierischen Triebe. Dazu genügt ihm die Ehe, auch in der erweiterten Form der Vielweiberei, nicht. Der vermögende Mann hält sich neben seinen Weibern noch Concubinen, die den Eheweibern im Range nachstehen, — doch sind ihre Kinder legitim. Allein auch sie genügen dem Kafferfürsten nicht; er weiss noch andere Wege, um seine Lüste und die der ihn umgebenden Männer seines Hofhaltes zu befriedigen. Er sendet diese Männer aus auf upundlo, d. h. auf Mädchenjagd. Man hält diese Mädchen Tage lang auf dem Häuptlingsplatz und jeder der anwesenden Männer hat Theil an der Beute, und schon um dieser Sitte willen drängt man sich zum

Hofedienst. Für die Mädchen ist das keine Schande, man redet darüber, wie über Wasser schöpfen oder sonst etwas.

Daneben besteht die schändliche Sitte eben als Sitte, dass ein Mann mit dem anderen die Weiber austauscht auf zeitlang. Und wenn dies auch heimlich geschieht, so geschieht es doch häufig.

Ferner ist es den jungen Männern gestattet, gegen Nachtzeit auf ein Dorf zu ziehen und die Mädchen des Dorfes für sich zu verlangen und zu bekommen.

Der reisende Mann wird freundlich aufgenommen nach der Sitte der Gastfreundschaft, ihm wird Speise und Trank dargereicht, — aber auch für die Nacht ein Weib.

Die Leute des einen Dorfes helfen denen des anderen Dorfes ernten. Abends gehen die Helfer nicht nach Hause zurück, sondern bleiben als Gäste, um in der Nacht in unbeschränkter Freiheit des Fleisches zu verkehren mit ihren Gastgebern.

Alles und jedes Gefühl und jeder Sinn für gute Sitte und Anstand ist verloren gegangen; die gräulichste Unsitte ist die Praxis des täglichen Lebens geworden.

Der verheirathete Mann ist seinem Weibe gegenüber nie ein Ehebrecher. Schuldig ist nur das Eheweib, wenn sie gegen den Willen ihres Mannes sich einem anderen ergab; schuldig ist nur der Mann, der gegen die Erlaubniss eines anderen Mannes dessen Weib berührte; schuldig nur das Mädchen, dem die heimliche Anwendung der beständig im Gebrauch stehenden Abortivmittel nicht half; schuldig nur der Mann, der, was sehr selten vorkommt, sich eines Mädchens bemächtigte, bei der er an die unrichtige gerieth und von ihr denuncirt wurde bei ihrem Vater.

So wie nun alte Culturvölker, wenn sie sich unsittlichen Ausschweifungen ergaben, zu Grunde gegangen sind, — so werden auch Naturvölker, lebend in den Gräueln der Unsittlichkeit, nur erst dann eine Empfänglichkeit für Cultur, für bessere sociale Stellung in der Welt zeigen können, wenn sie durch ein höheres Licht erleuchtet, anfangen, sich aus dem Dunkel der Sinnlichkeit heraus zu arbeiten.

Sieht man den angedeuteten sittlichen Stand des kafferischen Volkslebens an, so könnte es scheinen, als müsste sich unter diesem Volke das Familienleben und das Erbrecht in einem äusserst confusen und ungewissen Zustande befinden. Allein das ist nicht der Fall.

Wunderbar fest geordnet sind die ehelichen Verhältnisse nach ihrer praktischen Seite hin. Selten kommt eine Ehescheidung vor. Der Mann, obgleich der Herr des Weibes, muss sich doch sehr hüten, der Despot des Weibes zu werden. Die Frau lässt sich wenig gefallen. Sieht sie sich schlecht behandelt, so flieht sie zu ihren Eltern oder nächsten Verwandten zurück. Der Mann muss dann in eigener Person erscheinen, um sie wieder zu erlangen. Kommt er an auf dem Platz des Schwiegervaters, so wird er von den Weibern des Platzes empfangen und vorgenommen; sie halten ihm, sogar handgreiflich ihn kneifend und kratzend, wogegen er sich nicht viel wehren darf, seine Sünden, gegen seine Frau begangen, vor, während er seine Frau selbst nicht zu Gesicht bekommt; — und der Schwiegervater oder dessen Erbe dictirt ihm zu, welche Busse er zu erlegen hat. Gewöhnlich besteht diese in einem Rinde. Bringt er diese geforderte Sühne bald, so geht seine Frau im Frieden wieder heim; sie hat die Genugthuung, gesühnt zu sein, — er hat die Erkenntniss gewonnen, er müsse mit seinem wieder gefundenen Schäfchen säuberlich verfahren.

Will eine Frau durchaus nicht zurück zu ihrem Ehemann, so muss der Vater die für sie bezahlten Rinder herausgeben. Hat die Frau dem Manne bereits Kinder

geboren, so bleiben dieselben des Mannes Eigenthum. Da nun die Mütter gewöhnlich sehr an den Kindern hängen, so kehrt in den allermeisten Fällen die Frau zum Manne zurück. Kann der Mann die Frau nicht ausstehen, so sucht er sich dadurch zu helfen, dass er eine zweite Frau zu gewinnen sucht; die unliebsame straft er, soweit es irgend die Sitte erlaubt, mit Verachtung.

Jede der Frauen eines Mannes hat ihre besondere Hauseinrichtung und ihren eigenen Garten. Die Milchkühe sind den einzelnen Häusern der Frauen zugetheilt. Hat ein Mann drei Frauen, so heissen ihre Häuser: 1. Haus der grossen Frau, 2. Haus der Frau der rechten Hand, 3. Haus der Frau der linken Hand. Wenn er nur zwei Weiber hat, so wird dennoch diese Ordnung inne gehalten. Hat er mehr als drei Frauen, so werden dieselben den einzelnen der genannten Häuser zugetheilt, ebenso werden die Kebsweiber oder Concubinen nebst ihren Kindern dem einen oder andern der drei Haupthäuser zugetheilt; von diesen Häusern sind sie im Gebrauch der Milchkühe und Gärten abhängig.

Zuweilen ordnet der Kaffer vor seinem Tode seinen Nachlass. Derselbe besteht in Rindern, Weibern und Töchtern. Die Frauen und Töchter erben ein für alle Male nichts, sondern sie werden vererbt. Jeder älteste Sohn des einzelnen Hauses erbt den Besitz des Hauses seiner Mutter, ihm liegt dann aber auch die Sorge für alle Familienglieder ob.

Hat der Vater den Nachlass nicht geordnet, so erbt der älteste Sohn des grossen Hauses den ganzen Besitz des Vaters, auch die ältesten Söhne der anderen Häuser sind ihm unterstellt und seiner Fürsorge anheim gegeben.

Wenn ein Mann keinen Sohn hat, so beerbt ihn zunächst sein Vater, wenn derselbe noch am Leben ist, nach diesem sein Bruder aus demselben Hause, dem der Verstorbene angehörte. Hat er aus seiner Mutter Hause keinen Bruder, der ihn beerben könnte, so ist der älteste Sohn des grossen Hauses zunächst der Erbberechtigte. Und so geht das Erbrecht weiter auf das je nächste männliche Glied der Häuser des Verstorbenen.

Wenn in der ganzen Familie kein männlicher Erbe ist, so geht das ganze Eigenthum des Verstorbenen an den Häuptling über; er erbt also auch die Weiber und Töchter des Verstorbenen und verkauft sie zu seinem Vortheil, gleich wie seine Töchter.

Der Erbe erbt also auch die Weiber seines Vaters oder Erblassers. Der Sohn berührt die Weiber seines Vaters nicht; aber er kann sie andern Männern geben, gewissermassen ausleihen und die in solchem Verhältniss gezeugten Kinder sind *seine*; — sie werden als Kinder des Verstorbenen angesehen, die also sein Erbe erbt. Wenn eine Wittwe sich zu verheirathen Gelegenheit hat, so wird sie vom Erben verkauft, — ihre bisher schon gebornen Kinder muss sie dem Erben ihres Mannes zurücklassen, sie sind dessen Eigenthum. Da aber die Mutter sich nur schwer trennt von ihren Kindern, so bleiben die Wittwen meistens unverheirathet als — Jedermanns Weiber, — was keine Schande für sie ist, — und gebären dem Hause des Erben ihres verstorbenen Mannes Kinder.

Das von einem Manne und dessen Weibern occupirte Gartenland bleibt nur so lange im Besitz der Familie, als es von ihr bearbeitet wird. Jeder unbenutzte Garten fällt zurück an den Lehnsherrn, den Häuptling und er disponirt ferner darüber.

Von den Söhnen eines Mannes muss immer der älteste erst verheirathet werden, keiner der jüngeren Brüder darf ihm zuvorkommen. Hat er jedoch sein Haus gegründet, so können die andern heirathen, wie die Gelegenheit es ergiebt, ohne die Reihenfolge der Geburt inne zu halten.

Stirbt Jemand, so sind alle Angehörigen unrein für mehrere Tage. Die Frauen des verstorbenen Mannes müssen sich mehrere Tage im Gebüsch verbergen und werden nach dieser Zeit mit neuen Kleidern beschenkt. Alle Angehörige scheeren den Kopf kahl. Nach dem Tode des Mannes nimmt man die Stützen innerhalb seiner Häuser heraus, damit die Häuser fallen und verderben; — kein Grashalm davon darf angerührt, kein Stückchen Holz davon darf verbrannt werden, — alles muss umkommen, wie der Hausherr in seinem Grabe. So schnell als möglich verlässt man den bisherigen Wohnplatz und baut sich in einiger Entfernung neu an.

Das Grab des Häuptlings wird ein ganzes Jahr lang bewacht und die Wächter geniessen bis an ihr Ende Ansehen und besondere Freiheiten. Das Häuptlingsgrab gilt als Freistatt, zu welcher Verbrecher fliehen können, und dadurch der Strafe entgehen. Es ist immer an der linken Seite des Eingangs zum Viehkraal. Dornen werden um das Grab gelegt und die Kälber müssen in dieser Umzäunung hausen; sie bedecken es mit ihrem Mist und nach Jahr und Tag ist die Stätte fast vergessen. Der junge Häuptling baut sich gewöhnlich ganz wo anders an.

Früher begruben die Kaffern ihre Todten in sitzender Stellung, nachdem sie die Kniee gegen die Brust gebunden hatten; jetzt meistens in liegender Stellung. Alles, was der Kaffer sein Eigenthum nannte, an Kleidung, Waffen und andern kleinen Sachen, wird mit ihm begraben oder auch verbrannt, nur das Geld, welches er vielleicht in seinem aus einem Ziegenfell bereiteten Sacke, den er beständig über der linken Schulter bei sich trägt, verborgen hatte, nimmt man aus demselben heraus; ebenso entgehen Sattel und Zaum der Vernichtung. — Die Todtenklage ist oft herzzerreissend mit anzuhören; ist sie beendet, so wird des Verstorbenen wenig gedacht.

Viel wäre noch zu sagen von den religiösen Vorstellungen des Volkes. Ich füge aber nur noch hinzu, dass die Kaffern nicht glauben an einen persönlichen Gott, auch kaum an eine Fortdauer der Seele. Sie fürchten nur Geister ihrer alten verstorbenen Vorfahren, die früher Seelen hatten. Diese Geister zu versöhnen durch oft reichliche Opfer, um in diesem Leben vor Schaden bewahrt zu bleiben, das ist das, was man als religiöse Lebensäusserung bei ihnen bezeichnen könnte.

(9) Hr. E. Friedel übergiebt folgende Mittheilung über

das Vorkommen des Riesenhirsches in der Mark.

Die in der Mark gefundenen Reste des Riesenhirsches (Megaceros hibernicus Owen, Cervus megaceros oder euryceros) entstammen, so weit bekannt, dem unteren Diluvium und zwar bei Berlin einer dem unteren Diluvialmergel mit Paludina diluviana Kunth auflagernden Grandschicht. Ein Geweihstück vom linken Geweih mit Rosenstock von Rixdorf bei Berlin ist besprochen von G. Berendt und W. Dames in der Zeitschrift der deutschen geologischen Ges. 1875, Bd. XXVII, S. 481 und von K. A. Lossen: Der Boden der Stadt Berlin, 1879, S. 985. Zwei weitere Geweihstücke und ein Unterkieferfragment mit drei Backzähnen vom Berliner Kreuzberg erwähnt Dames in der geognostischen Beschreibung der Umgegend von Berlin. 1880. S. 73. Im Sitzungsbericht der Berl. anthrop. Ges. vom 16. December 1876 machte ich auf ein Geweihstangenbruchstück aufmerksam, welches nahe Oderberg in der Mark im unteren Diluvium mit Mammuth und Rhinoceros tichorhinus zusammen gefunden und im Märkischen Museum (Kat. VIII, Nr. 745) verwahrt ist. Im Februar d. J. erhielt das letztere ein

neues Geweihbruchstück des Riesenhirsches von Hohensathen bei Oderberg (Kat. A I, Nr. 1183), ebenfalls im untern Diluvialgrand ausgegraben.

Vor Kurzem sind Reste des Megaceros, unweit Hohensathen bei Oderberg in ähnlicher Lokalität gefunden, in der deutschen Geolog. Ges. besprochen worden.

Bei meinen Reisen in Irland habe ich dem Megaceros besondere Aufmerksamkeit gewidmet und das vorhandene Material, namentlich bezüglich der Gleichalterigkeit des Thiers mit dem Menschen beachtet (vgl. E. Friedel: Thierleben und Thierpflege in Irland, in Bd. XIX, (1878) S. 340 flg. und Bd. XX, (1879) S. 314. Gewöhnlich ist die Vorstellung, aber keineswegs zutreffend, dass die in Irland nicht seltenen Riesenhirschgerippe im Torfmoor gefunden würden: sie werden vielmehr unter dem Torfmoor in Wiesenkalkschichten gefunden, über denen sich erst allmählich jene wundersam mächtigen Torfschichten gebildet haben, aus denen, vermöge Auslaugung, die Knochen des Hirsches freilich eine torfbraune Farbe anzunehmen pflegen. Dies geologische Vorkommen würde allerdings für ein geschichtlich, nicht geologisch gesprochen, hohes Alter der Reste zeugen, welches aber keineswegs an das Alter der Eingangs erwähnten norddeutschen Funde anstreift. Hiermit stimmt, dass, während z. B. Mammuthreste nicht gerade selten sind, sie niemals in jener Wiesenkalkschicht unmittelbar unter dem Moor vorkommen.

Nun fand ich in der Sammlung der Royal Academy in Dublin Knochen, zweifellos von Megaceros hibernicus, mit eben so zweifellos künstlichen Schnitten und Vertiefungen. Die Knochen wurden bei Athlone nahe Marl unter 15 engl. Fuss Torf von E. J. Foot (Geol. Survey) gefunden und sind von Mr. J. Beete Jukes im Journal der Dubliner Geolog. Ges. Bd. V, 10 p. 127 beschrieben. Aus den in der Sammlung mit A und C bezeichneten Stücken sind Theile herausgeschnitten, aus dem Stück B herausgesägt, auch haben die Schnittflächen dieselbe bräunliche Farbe, wie die übrigen Theile, sind also zweifellos sehr alt. Beachtenswerth ist, dass bei der Auffindung diese Knochen noch thierische Materie enthielten.

Von einer degenerirten, anscheinend jüngeren Spielart sagt W. R. Wilde in dem Kataloge der Dubliner Alterthümer aus thierischer Materie und Bronze (Dublin, 1861) p. 249. „Von dem Hirschgeschlecht ist unser riesiges irisches Elch, der Cervus megaceros, das edelste derartige Thier, von dem wir Ueberreste besitzen, aber ob es gleichalterig war mit dem Menschen, ist eine streitige Frage. Wir haben keinen irischen Namen für dies ausgestorbene Thier. Dass eine kleine und wahrscheinlich entartete Spielart mit der menschlichen Rasse in Irland vorhanden war, mag aus dem Umstande, dass die Reste eines Thiers im Torf über dem Lehm gefunden sind, gefolgert werden; und andere mögen in ähnlichen Schichten gefunden sein". Vergl. Proceedings of the R. Ir. Ac. vol. VII, p. 198. — Dr. Arnold von Lasaulx „Aus Irland" Bonn 1878, S. 14 sagt, indem er von den Irischen Pfahlbauten, Crannoges, spricht: „Ihre Bewohner waren schon die Zeitgenossen des kurzhörnigen Ochsen und des gewaltigen Riesenhirsches." Es ist dies, wie mir Hr. Prof. v. Lasaulx früher schrieb, ihm von Prof. Hull mündlich mitgetheilt und seitdem veröffentlicht in dessen Physical Geol. and Geogr. of Ireland p. 270, dgl. von John Evans in Adress in the Department of Geology, Aug. 15, 1878 in Dublin.

In Bezug auf die bekannte Erwähnung des Schelch im Nibelungenliede schreibt Dr. Edmund Veckenstedt in der Berliner Zeitschrift „Der Bär" 1878, S. 110, dass das Wort Schelch in die Kategorie der aus dem slavischen übernommenen Lehnwörter gehöre: „Das wendische Lexicon von Pastor Zwahr giebt folgende hier einschlagende Worte: to schélé, Kalb, Dimin. schéletko und ten schélz, das Ochsenkalb. Ich denke es unterliegt keinem Zweifel, dass dieser slavische Schelz eben

unser Schelch des Nibelungenliedes ist. Ist das aber der Fall, so hat Siegfried einen Wiesent erlegt, einen Elch, vier Auerochsen und einen grimmen jungen Stier."

Neuerdings mehren sich die Angaben, dass Reste vom Riesenhirsch auch im mittleren und nördlichen Deutschland als altalluvial, folgeweise menschlicher Zeit angehörig, gefunden sein sollen; es ist eine sehr mühevolle Arbeit, zu der ich augenblicklich keine Zeit habe, diese sehr verstreuten Notizen herauszuklauben und zusammen zu stellen. Hoffentlich werden Prof. Nehring's sachkundige und interessante Mittheilungen Anlass geben, dass alle Forscher, welche von dergl. Material zur historischen Kunde des Riesenhirsches etwas wissen, dasselbe Hrn. Nehring zugänglich machen.

Nur zwei mir sehr merkwürdige Fundstücke im Greifswalder Museum, welche Hrn. Nehring vielleicht nicht bekannt sind, erwähne ich schliesslich um deswillen besonders.

Die Stücke sollen aus dem Rosenthal, einem noch jetzt sehr sumpfigen Bruch am linken Ufer des Ryck's dicht bei Greifswald, und zwar aus einer Mergelschicht stammen. Beide Fragmente, von Münter in seinem Artikel „Ueber subfossile Wirbelthierfragmente von theils ausgerotteten, theils ausgestorbenen Thieren Pommerns" (Mitth. aus dem naturwissenschaftlichen Vereine von Neu-Vorpommern und Rügen, III. 1871, S. 24 flg.) Taf. II, Fig. 21 und 22 abgebildet, gehören zwei verschiedenen Geweihschaufeln an, welche weder auf Elch noch auf Damwild passen und auf eine andere Hirschart nicht füglich zu beziehen sind. Es sind dies altalluviale Funde und das Stück Fig. 21 anscheinend in uralter Zeit von Menschenhand abgeschnitten. In derselben Gegend des Rosenthals finden sich altalluviale Mud- und Klaischichten mit zahllosen Resten von Meereskonchylien, welche zum Theil in der Ostsee bei Greifswald ausgestorben sind. Die Leitmuschel ist Scrobicularia piperata Bellonius, nach der ich die betreffenden, übrigens auch mit menschlichen Artefakten (Pfählen, Feuerstein- und Knochengeräthen) ausgestattete Schicht Scrobicularienschicht genannt habe. Diese Scrobicularia ist im Greifswalder Bodden und Umgegend nicht mehr lebendig. Ebenfalls kommt in der Schicht vor Ostrea Hippopus Lamarck, die Pferdefussauster, und die Schnecken Litorina litorea Linné, Litorina obtusata Linné, Litorina rudis Maton und Trochus cinerarius Linné, 5 Species, welche im Greifswalder Bodden nicht mehr leben (Ostrea und Trochus überhaupt nicht mehr in der eigentlichen Ostsee). Vergl. Näheres hierüber in „E. Friedel: Erläuterungen zu einer Sammlung urgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Gegenstände aus der Umgegend von Greifswald. Mitgetheilt für die Fischereiausstellung zu Greifswald am 11., 12. und 13. März 1881," (Greifswald 1881). — In der Gegend des jetzigen Rosenthals scheint sich das Aestuarium eines grösseren, später verschlammten Flusses befunden zu haben, dessen altalluviales Bett, wie die altalluviale Schicht des Meeres zunächst seiner Mündung, theils festländische, theils fluviale, theils meerische Thierreste enthält. Möglich, dass jene Riesenhirschfragmente der mit jener marinen Scrobicularienschicht gleichalterigen fluvialen Mergelschicht angehören. In ähnlichen altalluvialen Mergelschichten von Grimmen in Neu-Vorpommern an bis nach Bütow in Hinterpommern ist übrigens aus einer ganzen Reihe von Fundstellen Cervus Tarandus Linné, das Renthier, bekannt, dessen Vorkommen im Alluvium und dessen Gleichalterigkeit mit dem alluvialen Menschen in Norddeutschland (Meklenburg, Pommern, Brandenburg) lange Zeit ebenfalls zweifelhaft gewesen ist.

(10) Hr. Virchow berichtet über ein, gegenwärtig im Panopticum des Hrn Castan ausgestelltes

Zwergenkind.

Augenblicklich befindet sich in unserer Stadt ein, der Angabe nach 9 Jahre altes und aus Holland gebürtiges, allerliebstes Zwergenkind, welches ich, einer Einladung des Hrn. Castan folgend, dieser Tage besichtigt habe. Die kleine Dame, Prinzessin Pauline genannt, macht in der That den Eindruck einer Spielpuppe, so zierlich sind ihre Verhältnisse und so puppenhaft sind auch ihre Bewegungen und Handlungen. Ich habe einige Maasse genommen, welche ich als Anhalt für die Beurtheilung mittheile:

Ganze Körperhöhe . . .	538	*mm*
Klafterlänge	536	„
Länge des Kopfes . . .	134	„
Breite des Kopfes . . .	107	„
Ohrhöhe	82	„
Kopfumfang	363	„
Umfang des Vorderarms .	60	„
Umfang der Wade . . .	105	„
Länge der Hand	63	„
Länge des Fusses . . .	78	„

Das Körpergewicht soll gegen 8 Pfund betragen.

Im Ganzen stellt sich eine gute und typische Bildung heraus. Längenbreitenindex 79,8, Auricularindex 61,1, also holländischen Verhältnissen entsprechend. Die Länge des Fusses ist 6,8mal in der Körperhöhe (Länge) enthalten.

Das Kind ist ungemein lebendig, sehr heiter und angeregt, spricht sehr lebhaft und drückt sich mit einer grossen Geläufigkeit, freilich in ganz kindischer Weise aus. Seine Funktionen sind geordnet, höchstens hat sich durch die einigermaassen bedenkliche Nachgiebigkeit der Angehörigen (falls sie es sind) eine gewisse Gefrässigkeit entwickelt. —

Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf eine Mittheilung des Hrn. Schaaffhausen in der Sitzung der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde vom 9. Januar aufmerksam machen. Dieselbe betrifft das Skelet eines Zwerges von 61 Jahren, der 94 *cm* hoch gewesen war. Das Os femoris maass 22, die Tibia 16,20 *cm*, was den Grössenverhältnissen eines $4^1/_2$jährigen Kindes entspricht. Das Hirngewicht betrug 1183,33 *g*, die Capacität des Schädels 1390 *cm*. Nur die Zähne und die Gehörknöchelchen hatten die Grösse von erwachsenen. Die Synchondrosis spheno-occipitalis war noch offen. Hr. Schaaffhausen schliesst daraus, dass es sich um ein Stehenbleiben auf kindlicher Bildungsstufe handelte. Der Mann stammte aus einer Familie (Lehnen), in der 8 Brüder und 1 Schwester waren: von den 8 Brüdern waren 4 Zwerge und ausserdem waren 2, welche schon im Alter von 6 Jahren starben, klein geblieben.

(11) Hr. Virchow zeigt

Steinwerkzeuge aus Kaukasien.

Vor zwei Tagen sind endlich meine in Transkaukasien gemachten Sammlungen eingetroffen. Indem ich mir vorbehalte, daraus der Gesellschaft später noch Verschiedenes vorzulegen, beschränke ich mich für heute darauf, einige jener sehr groben, aber doch schon sehr typischen Steinwerkzeuge zu zeigen, welche seit längerer Zeit aus der Umgebung des Ararat, namentlich aus den dortigen

Steinsalz-Bergwerken, bekannt geworden sind. Ein Paar Hämmer von Kulpi sind dargestellt in: Objets d'antiquité du Musée de la Société des amateurs d'archéologie au Caucase. Tiflis 1877. Pl. VIII, Fig. 1—2. Eine sehr eigenthümliche Form hat Hr. Ernest Favre (Recherches géologiques dans la partie centrale de la chaîne du Caucase. Génève, Bâle, Lyon 1875, p. 108) abgebildet: es war ein grosser Steinhammer aus grünem Porphyr aus den Salzminen von Nachitchewan, der sich namentlich durch seitliche, sehr weit vortretende Vorsprünge, nahe der Mitte, auszeichnete.

Die hier vorgelegten Stücke erhielt ich durch die Güte des Hrn. Weidenbaum in Tiflis; sie stammen aus den Salzwerken von Kulpi. Es sind grosse, schwere Stücke aus Trachyt und Diorit, die zunächst geschlagen sind, aber auch eine Art von roher Politur zeigen, vornehmlich an den tiefen und breiten Querfurchen in der Nähe des hinteren Endes, durch welche sie eine gewisse Aehnlichkeit mit nordamerikanischen Steinhämmern erlangen. Da das vordere Ende zugeschärft oder selbst zugespitzt und an einigen mit besonderer Sorgfalt angeschliffen ist, an zweien (Fig. 1 und 2) übrigens an der Spitze grössere oder kleinere

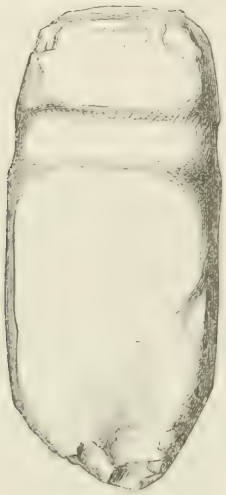


Fig. 1.

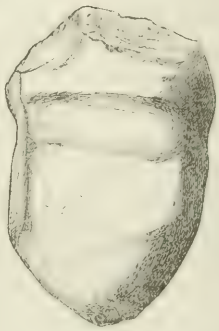


Fig. 2.

Absplitterungen zeigt, so kann man wohl kaum daran zweifeln, dass es nicht Streit-, sondern Arbeitshämmer waren, zum Zerkleinern von Gestein bestimmt. Denkt man sich dieselben an der Querfurche durch umgelegte Stricke oder Gurte befestigt, so konnten sie als eigentliche Hämmer benutzt, aber auch recht gut zu einer Art von primitivem Pochwerk verwendet werden.

Die Grösse meiner Stücke beträgt

	Länge	Breite	Dicke	Schwere
Nr. 1	18,5 *cm*	8,5 *cm*	6,0 *cm*	1785 *g*
„ 2	12,0 „	8,0 „	5,7 „	996 „
„ 3	12,0 „	8,5 „	6,0 „	1088 „

Sie sind im Allgemeinen platt viereckig, an den Seiten unregelmässig gerundet, hinten ganz breit und zerschlagen. Nur an einem Stück, Nr. 3, läuft auch über die hintere Fläche eine breite Querfurche herum.

Aehnliche Stücke sind auch in den Salzburger prähistorischen Salz- und Kupferwerken gefunden. Indess wäre immer noch zu untersuchen, ob die vom Ararat im engeren Sinne prähistorisch sind; möglicherweise könnten sie auch in späterer Zeit noch fortgesetzt im Gebrauche geblieben sein.

Ich wurde sehr lebhaft an eine solche Möglichkeit gemahnt, als ich bei einer Excursion, die wir von Suchum Kale aus in das Gebirge zur Aufsuchung einer klimatischen Station machten, die häusliche Einrichtung eines Colonisten bewunderte, der sich daselbst frisch angesiedelt hatte. Das Land hatte früher den Abchasen gehört, war aber durch die Auswanderung derselben ganz verödet. Auf eine lange Strecke trafen wir in dem hochaufgeschossenen Walde nur von Zeit zu Zeit regelmässige Lücken, an denen noch Obstbäume, Feigen, angepflanzte Weinstöcke als Zeichen früherer Ansiedelung stehen geblieben waren, im Uebrigen aber jede Spur von Wohnungen verschwunden war. Endlich überstiegen wir die Wasserscheide, hinter welcher in einem prächtigen Querthal ein tief eingeschnittener kleiner Fluss sich seinen Weg gebahnt hatte. Die Terrasse vor dem Flusse war weit und breit mit hochstaudigem Mais bestanden, und bald ritten wir in ein Dörfchen, Gum genannt, ein, dessen Bewohner aus Einwanderern sehr verschiedener Art, namentlich

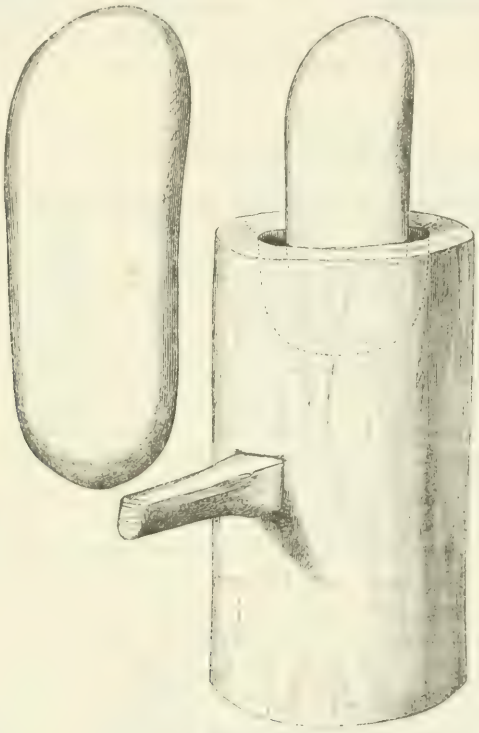


Fig. 3.

aus kleinasiatischen Griechen bestanden. Das letzte Haus war dasjenige, welches meine Aufmerksamkeit hauptsächlich fesselte. Es war eine viereckige, ganz aus Strauch geflochtene und überall durchsichtige Hütte, welche aus 3 Abtheilungen bestand. Von der Strasse aus trat man in einen länglichen Raum, etwa 3—4 *m* lang und 1,5 *m* tief, welcher gewissermaassen den Flur darstellte. Es war der Koch-, Arbeits- und Schlafraum. In der Mitte desselben war die Lehmplatte, auf welcher das Heerdfeuer brannte und über welcher der eiserne Kessel aufgehängt war. Hinter diesem Raum lagen noch 2 kleinere, durch geflochtene Scheidewände getrennt: der eine rechts enthielt die Produkte der Ernte, hauptsächlich Mais, der andere links diente als Speisekammer und Geräthraum. Da war eine grosse Schüssel mit frisch gekochtem Mais und in einer Holzmulde auch ein ganz mit

Wespen bedecktes Stück Fleisch. Beim Mustern der Ausstattung blieben meine Blicke plötzlich an einem ganz prähistorischen Geräth haften: es war, wie sich ergab, der Mörser zum Zerstampfen des Salzes (Fig. 3). Mein stets liebenswürdiger Freund, Hr. Dr. Remmert, erwarb denselben sofort für mich und ich habe ihn trotz seiner Schwere und Unbehülflichkeit glücklich nach Hause gebracht.

Sie sehen ihn hier vor sich. Der Mörser besteht aus einem, 24 *cm* langen und 13,5 *cm* dicken Abschnitt eines runden Baumstammes, dessen eines Ende 6,5 *cm* tief ausgehöhlt ist; seitlich ist ein vierkantiger hölzerner Stiel als Handhabe angefügt. In den Mörser passt ein länglicher, schwach gebogener Rollstein aus Diorit, dessen eines Ende durch den Gebrauch schon ganz abgerundet und fast wie geschliffen ist. Der Stein ist 1419 *g* schwer, 17 *cm* lang und 5,5 auf 6,5 *cm* dick; für sich betrachtet sieht er ganz prähistorisch aus. Als der Mann gefragt wurde, ob er ihn nicht verkaufen wollte, sagte er sofort mit Vergnügen zu; „ich finde unten am Bache bald wieder einen ähnlichen, warum sollte ich das Geld nicht nehmen?“

Möge er nun in unseren Sammlungen Zeugniss davon ablegen, wie noch in unserer Zeit und unter relativ civilisirten Verhältnissen die Steinzeit ihre Vertreter findet.

(12) Hr. Virchow bespricht neue Funde aus

brasilianischen Muschelbergen der Provinz Sta. Catharina.

(Hierzu Taf. XIV.)

Schon wiederholt hatte ich Gelegenheit, der Gesellschaft über die sogenannten Sambaquis oder Casqueiros, hauptsächlich aus Muscheln bestehende Hügel in den brasilianischen Küstengegenden, Mittheilungen zu machen. Zuerst in der Sitzung vom 11. Mai 1872 (Verh. S. 189) bei Gelegenheit einer Sendung von Fundstücken aus Dona Francisca, welche wir der Güte des Hrn. Kreplin verdankten; sodann in der Sitzung vom 10. Januar 1874 (Verh. S. 5), als uns Hr. Schmidt von der Insel San Amaro einen Schädel und ein Steinbeil übersendete. Da auch in der ersten Sendung ein erträglich zu restaurirender Schädel enthalten war, so konnten wir auf diesem sehr kargen Gebiete ganz ungewöhnliche Fortschritte verzeichnen.

Auf der Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Dresden behandelte der verstorbene Andrée denselben Gegenstand; ich bin um so mehr verpflichtet, darauf hinzuweisen, als mir Hr. Andrée 3 grosse colorirte Tafeln mit Zeichnungen dort gefundener Gegenstände als Geschenk für unsere Gesellschaft übergab, welche ich bei dieser Gelegenheit von Neuem vorlege.

Seitdem ist der Gegenstand von Hrn. C. Wiener (Archivos do Museu Nacional do Rio de Janeiro. 1876. Vol. I. p. 1) erörtert worden, nachdem derselbe in Gesellschaft mit Hrn. Fritz Müller von Blumenau eine besondere Reise zur Erforschung der Sambaquis unternommen hatte. Anscheinend hatte keiner der Herren Kenntniss von unseren Arbeiten.

In den letzten Tagen sind mir von zwei verschiedenen Seiten neue Beiträge zugegangen. Zunächst übersendet der erste Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, Hr. Essenwein folgende Abhandlung des jetzt in Brasilien wohnenden Dr. A. von Eye:

„Wer die Naturverhältnisse des nördlichen Theiles der südbrasilianischen Provinz St. Catharina näher ansieht, dem werden bald die kuppelförmigen Hügel auffallen, welche oft bis zu 25 *m* aufsteigend, sich über dem angeschwemmten, mit Mangrovebäumen bestandenen Küstensaume erheben und gegenwärtig mit dichtem Wald bewachsen, sich wie Naturgebilde und letzte Ausläufer des nahen Urgebirges, der in

phantastischen Zacken hoch aufragenden Serra do mar, ausnehmen. Sie führen im Munde des Volkes den Namen „Kalkberge“ und bestehen aus lockeren Anhäufungen bestimmter Muschelgattungen, die, wie auch anderswo, zu Kalk verbrannt werden und so zu jenem Namen Anlass gegeben haben. Der Besitzer eines dieser Kalkberge, Hr. Krelling zu Joinville in genannter Provinz, gestattete mir die genauere Untersuchung eines solchen, bereits zum Theil abgetragenen Hügels und ich überzeugte mich bald, dass man es hier mit einem Gebilde von Menschenhand zu thun habe, welches nur nach der Oertlichkeit abweichend, sonst in allen Stücken den bekannten prähistorischen Küchenabfällen der nordeuropäischen Küsten gleicht.

„Der Muscheln sind hauptsächlich dreierlei. Man findet eine grosse Art von Austern und jene kleine, welche noch heute als Auster von St. Catharina sehr geschätzt wird; ausserdem kleine Herzmuscheln, wie sie ähnlich auch am Strande der Nordsee vorkommen, deren Inhalt von den sparsam umherwohnenden Halbindianern, den Caboclos, noch genossen werden soll. Der Untergrund dieser ungeheuren Schalenanhäufungen ist felsig und man könnte sie für Anspülungen des Meeres halten; doch müssten sie dann nicht nur ebenso auf den kleinen Inseln vorkommen, welche die benachbarte schöne Bai von Saguassu malerisch beleben, sondern auch mit dem Meeresschlamm untermischt sein, der rings umher die Fluthregion anfüllt. Von diesem ist aber kaum die geringste Spur zu bemerken; die Muscheln sind in auffallender Reinheit gelagert und jeder neue Anbruch des Berges zeigt sich in blendender Weisse. Zwar erscheinen schichtenweise gereiht und mit der Höhe aufsteigend, horizontalliegende erdige Stellen von nicht grossem Umfange, die bei näherer Untersuchung sich als ehemalige Feuerstellen erweisen. Die sie bildende Masse besteht ausschliesslich aus Asche und Kohlen, und ist stark mit Fischgräten untermischt. — Dass Menschenhände an der Erhebung dieser Hügel betheiligt gewesen, beweisen mehr noch die in grosser Menge vorkommenden Steinwerkzeuge, welche ziemlich mit denen der ältesten Pfahlbauten in Europa übereinstimmen. Als Material sind die hier vom Meere ausgespülten, schon vorweg gerundeten Kiesel benutzt, doch eine grünlich graue, feinkörnige Steinart bevorzugt. Die Schärfe ist oft nur nothdürftig angeschliffen; die Bahn unregelmässig zugehauen. Von Bohrlöchern ist keine Spur zu merken, doch sind bei breiteren Werkzeugen unterhalb der Bahn schräglaufende Rinnen eingeschliffen, ohne Zweifel um den die Steine umfassenden Holzstäben einen besseren Halt zu geben. Bisweilen finden sich die Rinnen nur an einer Seite. Grösse und Formen dieser Steinwerkzeuge sind sehr verschieden. Die kleineren, scharfgeschliffenen mögen zum Oeffnen der Muscheln gedient haben; die grösseren gingen offenbar über diesen Zweck hinaus. Der angebundene Stiel war dazu vollends unnöthig.

„Fragen wir aber nach der Bestimmung der hie und da sehr umfangreichen Streitäxte, so gerathen wir in Verlegenheit, wenn wir über blosse Vermuthungen hinaus einen Anhalt der Erklärung an Ort und Stelle selbst suchen. Denn hier finden sich ausser Muschelschalen und Steinen nur noch Knochen, und zwar ebenfalls in grosser Anzahl. Eine nähere Untersuchung derselben würde wahrscheinlich auf das Wild des benachbarten Festlandes weisen. Doch sind menschliche Gebeine darunter auch dem Laienauge leicht erkennbar. Sie kommen ebenfalls häufig vor, liegen zerstreut umher und sind zerschlagen und vermorscht. Die Schädelknochen sind zum Theil von ausserordentlicher Dicke, die Kinnladen zeigen grosse, wohlerhaltene, doch sehr abgekaute Zähne; die Markknochen sind, wie dies auch in der alten Welt bei ähnlichen Funden sich zeigt, stets aufgeschlagen. — Die Vermuthung, dass hier einst kanibalische Mahlzeiten gehalten worden, tritt somit nahe. Doch findet sich nichts bei den umwohnenden Indianerstämmen, was auf

das ehemalige Vorhandensein einer solchen Sitte schliessen liesse, auch wo sie in ihren unzugänglichen Wäldern vor jeder Einwirkung europäischer Gesittung sich abgeschlossen haben. Und doch möchte man diejenigen, welche vor Zeiten diese Muschelberge aufgethürmt, einfach für Vorfahren der jetzt noch, allerdings sehr spärlich vorkommenden Urbevölkerung halten, da auch nicht die geringste Spur einer geschichtlichen Einwirkung bei ihnen zu entdecken ist, wie sonst doch jeder bedeutende Wechsel des Aufenthaltes, feindlicher Zusammenstoss u. s. w. sie nachzulassen pflegen. — Bemerkt sei noch, dass die Schleifsteine, auf welchen die genannten Werkzeuge ihre Form und Schärfe erhalten, sich ebenfalls an Ort und Stelle finden, zum Theil in sehr beträchtlicher Grösse abgeschliffenen Felsblöcken ähnlich.

„Ueber die Entstehungszeit dieser Muschelberge wird sich schwer etwas feststellen lassen. Ein riesenhafter Knochen, der darin gefunden, dürfte wohl einer der grossen Fischarten zuzuschreiben sein, die sich noch an diesen Küsten finden. Die nahe wohnenden Botokuden und Corroados bedienen sich heute noch der Steinwerkzeuge, doch weichen diese wesentlich von den beschriebenen ab. Sie sind gestaltloser, man möchte sagen, moderner. Hängen dennoch beide zusammen, würde sich auch in diesem entlegenen Falle die Wahrnehmung bestätigen, dass das Stylgefühl der Menschheit schwindet.“ —

Fast gleichzeitig erhielt ich auf Veranlassung des Hrn. Dr. Jannasch den Besuch des Hrn. Stegemann, der einige Zeit in Joinville, Provinz Sta. Catharina, thätig gewesen war. Derselbe hat die grosse Güte gehabt, mir eine umfangreiche Sammlung von Gegenständen aus einem Sambaqui in der Nähe von Joinville, vielleicht demselben, dessen Hr. von Eye Erwähnung thut, zu übergeben und noch Weiteres in Aussicht zu stellen, da der jetzige Besitzer des Muschelberges, ein Deutscher, denselben nach und nach abträgt, um daraus Kalk zu brennen. Ich will die einzelnen Bestandtheile dieser Sammlung der Reihe nach kurz besprechen:

1. Steine und Steingeräthe bilden den grössten Theil der Sammlung. Hr. Stegemann hat mit Recht bemerkt, dass die alten Bewohner für die Herstellung ihrer Steingeräthe solche natürlichen Stücke, hauptsächlich Rollsteine, ausgewählt hatten, welche schon in ihrer Form eine gewisse Bequemlichkeit für die Bearbeitung darboten, so dass nur eine geringe Nachhülfe nöthig war. Er hat eine sehr grosse Zahl solcher gewissermaassen prädisponirter Stücke zusammengebracht, wie sie übrigens auch bei uns in ganz ähnlicher Weise vielfach gefunden werden und benutzt worden sind. Soviel ich ersehen kann, ist es dasselbe grossentheils dioritische Gestein, welches wir aus den früheren Sendungen kennen gelernt haben, untermischt mit einzelnen Stücken von Quarz, Quarzit, Porphyr, Gabbro u. s. w. (W. Reiss.)

Bei einzelnen Stücken kann es zweifelhaft erscheinen, ob dieselben überhaupt bearbeitet sind. Es gilt diess hauptsächlich von einigen grossen plattrundlichen oder platteiförmigen Steinen, welche eine so glatte Oberfläche haben, dass man glauben könnte, sie seien absichtlich polirt. Indess ist es auch wohl möglich, dass es natürliche Fundstücke sind. — Dasselbe gilt von ein Paar kleineren, ziemlich dicken, plattrundlichen Steinen, von denen der kleinere (aus Hornblendegneiss) auf jeder der Plattseiten, der grössere nur auf einer Seite, eine fast trichterförmige centrale Vertiefung besitzt, die allerdings mehr künstlich aussieht, möglicherweise aber auch natürlich sein könnte. Diese Steine mochten theils zum Werfen oder Schleudern, theils zu Unterlagen zu drehbaren Hausgeräthen oder zum Feuermachen dienen.

Was die bestimmt bearbeiteten Stücke anbetrifft, so sieht man leicht, dass nur geringe Arbeit angewendet worden ist, um sie aus ihrer natürlichen Vorform in die technische Gestalt überzuführen. Sie sind zu diesem Zweck zunächst geschlagen

und dann der Mehrzahl nach theilweise geschliffen, namentlich um ihnen scharfe Schneiden zu geben. Bohrlöcher sind an keinem derselben vorhanden, auch sehe ich nirgends jene eingeschliffenen Rinnen, wie ich sie eben an Steinhämmern des Ararat zeigte, indess scheinen sie nach der Angabe der Herren Wiener (l. c. p. 13. Est. I, Fig. 2—4) und von Eye zuweilen vorzukommen. Die am vollständigsten bearbeiteten 10 Stück, von denen ich auf Taf. XIV die hauptsächlichen Typen in Flächen- und Seitenansicht in $^1/_3$ der natürlichen Grösse habe abbilden lassen, sind von sehr verschiedener Grösse. Das umfangreichste hat 21,5 *cm* in der Länge, 11,5 in der Breite und 4,5 in der Dicke. Fast alle sind schwere, plattviereckige, zuweilen mehr abgerundete Flachäxte, meist mit einer scharfen, zugeschliffenen, flachgerundeten Schneide versehen, jedoch einzelne auch ringsum geschlagen; am hinteren Ende sind sie in der Regel stumpf. Der Vorform entsprechend, sind manche schief oder an den Rändern gebogen, ohne dass ein Versuch gemacht ist, sie in regelmässige Gestalt zu bringen. Sie können ebensowohl Waffen, als Arbeitsäxte gewesen sein.

Hr. Stegemann hat auch einen grossen, offenbar zum Schleifen der Aexte benutzten dioritischen Stein mitgebracht, der 87 *cm* lang und bis 21 *cm* breit ist; seine eine Fläche ist der Länge nach tief ausgerundet und geschlagen, die andere ganz eben und glatt, offenbar lange benutzt.

Endlich ist auch ein ganz kleiner (40 auf 40,5 *cm*), viereckig zugeschnittener, platter Schleifstein aus Talk mit ganz ebenen Flächen und schräg abgeschliffenen Rändern vorhanden, der offenbar benutzt ist. Aber ich kann mich einer gewissen Besorgniss nicht erwehren, dass das Stück nicht alt sei.

2. Thierische Ueberreste. Unter ihnen dominiren bei Weitem die Muscheln. Hr. von Martens hat die Güte gehabt, dieselben zu bestimmen; sein Bericht darüber lautet, wie folgt:

„Die Conchylien gehören folgenden Arten an:

Bulimus ovatus Müller, die einzige Landschnecke unter denselben.
Vermetus glomeratus Orbigny.
Fissurella (wahrscheinlich exquisita Reeve).
Ostrea cornucopiae Chemnitz.
Arca auriculata Lamarck.
Cardium muricatum Linné.
Lucina Jamaicensis Chemnitz.
Venus Brasiliana Gmelin.
Tellina semiplanata Spengler (T. operculata Gmelin).

„Mehrere der Stücke sind grösser, als ich die Art bis jetzt gesehen hatte, so namentlich Ostrea cornucopiae, Tellina semiplanata und Arca auriculata.

„Den Bulimus ovatus habe ich auf dem Victualienmarkte in Rio de Janeiro als Esswaare feilbieten sehen; Venus Brasiliana, der Stückzahl nach die häufigste unter den zugesandten Conchylien, wird auch jetzt noch viel gegessen, es ist dieselbe Art, über welche ich in den Sitzungsberichten der naturforschenden Freunde in Berlin 1880, S. 123, nach einer Zusendung von Fritz Müller, berichtet habe.

„Mit Ausnahme von Vermetus glaube ich für alle zugesandten Arten mit Wahrscheinlichkeit annehmen zu können, dass sie den Menschen als Speise dienten, und was Vermetus betrifft, so ist zu berücksichtigen, dass er sich öfter auf andere Conchylien festsetzt, — das vorliegende Stück zeigt kleine Stücke von Austern als Basis und so mag das Ganze vielleicht auf einem grösseren Conglomerat von Austern ursprünglich aufgewachsen gewesen sein. So lässt sich vielleicht das Vorkommen des Vermetus unter lauter essbaren Conchylien erklären, während er selbst doch

die Mühe des Hervorholens des kleinen fleischigen Theiles aus den verwickelten Röhren zum Zweck des Essens kaum lohnen würde. Dass Land- und Meer-Conchylien zusammen vorkommen und von ersteren nur die eine, grosse, factisch als Esswaare geltende, nicht auch kleinere Arten, lässt sich auch als Wahrscheinlichkeitsgrund dafür anführen, dass man es hier mit Resten von menschlichen Mahlzeiten zu thun habe, wenn es auch nicht einen vollen Beweis giebt.

„Alle Arten sind solche, welche jetzt noch lebend in der Nachbarschaft, d. h. bei Desterro oder Rio de Janeiro, nachgewiesen sind; nur die Auster ist mir in annähernd ähnlicher Grösse nicht aus Südamerika bekannt."

Zwischen den Muscheln befinden sich einzelne Stücke von Krebsscheeren und Fischknochen, namentlich Ephippus und eine Reihe ganz kleiner und ganz grosser Wirbel. Von Säugethieren treffen wir einige Schwanzwirbel vom Delphin und eine Reihe von Walfischknochen. Einige Extremitätenknochen konnten vorläufig nicht bestimmt werden. Den Kiefer eines kleinen Nagers hält Hr. Nehring für Phyllomys (dasythrix) Hensel. Im Ganzen sind wenig Gegenstände von Wirbelthieren vorhanden.

3. Menschliche Ueberreste. Obwohl kein einziger, vollständig erhaltener Theil, mit Ausnahme von 2 Zehenknochen, darunter ist, so lassen sich doch Ueberreste von mindestens 3 Menschen unterscheiden. Darunter sind Stücke von Schädelknochen, von Ober- und Unterkiefern, von Rippen und Wirbeln, sowie von langen Knochen der Extremitäten. Die Mehrzahl derselben zeigt schon alte Brüche. Unter den Schädelfragmenten sind einzelne ungewöhnlich dick und auffällig dicht spongiös. Von den Kiefern ist einer ein jugendlicher mit noch nicht ausgetretenen Prämolaren. Ein halber Unterkiefer hat stark abgeschliffene Zähne und ist sehr dick und kräftig ausgebildet: der Ast hat eine Breite von 35 *mm* und der Gelenkfortsatz ist unter einem Winkel von 120° angesetzt. An einer linken Oberkieferhälfte ist der II. Prämolare an die hintere (innere) Hälfte des Alveolarrandes gestellt; vor ihm liegt ein 5 *mm* breiter Saum poröser Knochensubstanz. Der Alveolarfortsatz des Oberkiefers ist schwach prognath, der des Unterkiefers allem Anschein nach orthognath. Die eine Rotula am Oberarm ist durchbohrt, die anderen sind es nicht. Auch sonst habe ich keine besonders abweichenden Eigenschaften bemerkt. Nur sind die Knochen sämmtlich verhältnissmässig stark und kräftig.

Zu den menschlichen Ueberresten möchte ich noch einige Gegenstände stellen, welche auf die Benutzung von Farben zum Bemalen hindeuten. Da ist zunächst eine grosse, 18 *cm* lange Austernschale, welche innen ganz mit einer braunrothen Farbe bedeckt ist. Mehrere Stücke von dunkelrothem Eisenglanz, vielleicht oberflächlich etwas gebrannt, entsprechen in der Farbe diesem Braunroth vollständig. Auch findet sich ein grosses Stück von bräunlich gelbem Ocker. Sowohl das Roth, als das Gelb färbt sehr leicht ab.

Anderweitige Geräthe, namentlich aus Knochen, sind nicht in der Sammlung. Insbesondere fehlt jede Spur von Topfgeschirr. —

Nach diesen Fundstücken wird das Bedenken, welches früher, besonders in den Mittheilungen des Hrn. Kreplin, über die Entstehung der Muschelberge bestand, als seien sie eine Art von natürlicher Bildung, wohl definitiv aufgegeben werden müssen. Wir erfahren aus den vorliegenden Berichten, was ich schon in meiner ersten Besprechung vermuthete, dass der Kern des Hügels eine natürliche Erhöhung, wahrscheinlich eine alte Insel in der Alluvion ist. Der Hügel selbst aber, auch wo er sehr hoch ist, — Hr. Stegemann giebt dem Sambaqui von Joinville eine Höhe von 80 Fuss, — muss als ein durch Menschen erzeugter, wenn auch nicht im strengen Sinne künstlicher, aber doch als das Produkt seiner Thätigkeit

angesehen werden, ein Kjökkenmödding im strengsten Sinne des Wortes. Offenbar muss der Gesammteindruck des Sambaquis genau derselbe sein, den ich in der Sitzung vom 20. November 1880 (Verh. S. 340) von den Muschelbergen Portugals, namentlich dem Cabeço da Arruda geschildert habe.

Leider ist noch immer keine vollständige Uebersicht der Lebensverhältnisse jener alten Bevölkerung zu gewinnen, da die bisherigen Sendungen durchweg mit zu geringer Aufmerksamkeit und Kenntniss veranstaltet worden sind. Insbesondere ist die Sammlung der Ueberreste des Menschen und der Wirbelthiere zu wenig sachverständig gemacht worden, als dass man übersehen könnte, was eigentlich vorliegt. Die Frage der Anthropophagie und des Cannibalismus liegt an sich ja nahe genug, und die Thatsache, dass bis jetzt so wenig zusammenhängende Knochenfunde vom Menschen gemacht worden sind, scheint dafür zu sprechen, dass die Menschen, deren Knochen sich finden, nicht in dem Casqueiro bestattet, sondern auf demselben verspeist wurden. So hat denn auch Hr. von Eye die schon von Hrn. Wiener weitläufig erörterte Hypothese des Cannibalismus wieder aufgenommen. Ich muss jedoch auch diessmal vor einer vorzeitigen Entscheidung warnen. Gewiss sind die menschlichen Knochen, die mir in grosser Zahl vorgelegen haben, fast ausnahmslos zertrümmert, aber sie sind nicht so zertrümmert, wie es bei dem Zerschlagen von Thier- oder Menschenknochen zum Zweck des Aussaugens des Markes geschieht. Kein einziges Stück, welches mir vorgelegen hat, trägt eine Schlagmarke oder hat die Zeichen einer künstlichen Eröffnung der Markhöhle. Dazu kommt, dass Hr. Kreplin ganz bestimmt von der Existenz ganzer Gerippe spricht, und dass ich sowohl durch ihn, als von San Amaro wirklich Schädel erhalten habe. Ich kann daher nur dringend die Localforscher auffordern, auf diesen Punkt eine grössere Aufmerksamkeit zu verwenden und die Gelegenheit zu einer persönlichen Prüfung der Lagerungsverhältnisse, so oft sie sich bietet, möglich schnell selbst zu benutzen.

Von den Thierknochen gilt dasselbe. In allen meinen Sendungen finden sich von Fischen und Säugethieren nur ganz spärliche Reste, ja von Landthieren überhaupt so wenig, dass man über die Ausdehnung, in welcher die Jagd betrieben worden ist, kein Urtheil gewinnen kann. Von Hausthieren scheint bis jetzt keine Spur sichergestellt zu sein. Und doch ist es höchst unwahrscheinlich, dass nicht irgend ein domesticirtes Thier bekannt gewesen sein sollte. Auch in dieser Beziehung sind grössere Sammlungen dringend wünschenswerth.

Da Asche und Kohlen vielfach gefunden werden, so sollte man erwarten, dass sich unter den Kohlen hie und da auch die Reste vegetabilischer Nahrungsstoffe in erkennbaren Formen erhalten haben müssten. Darnach zu sehen, wäre um so mehr von Wichtigkeit, als der Nachweis einer wenn auch vielleicht noch sehr niedrigen Stufe des Ackerbaus von grosser Wichtigkeit für die Erledigung der Frage wäre, in welchem Zustande von Trockenheit sich das Land zu jener Zeit befand, als die Muschelhügel aufgehäuft wurden.

Vor allen Dingen wären menschliche Ueberreste mit höchster Sorgfalt zu sammeln. Die früher von mir beschriebenen Schädel haben dargethan, dass man es mit einer brachycephalen Rasse zu thun hat, welche, soweit sich bis jetzt übersehen lässt, von den jetzt lebenden Stämmen der Nachbarschaft sich wesentlich unterscheidet. Da wenigstens die Möglichkeit vorliegt, dass wir hier der ältesten Bevölkerung des Landes gegenüberstehen, so sind auch geringe Beiträge von erheblicher Bedeutung. Es war jedenfalls eine kräftige Rasse, welche hier wohnte; ihr Schädel- und Gesichtsbau ist soweit entwickelt, dass von einer niederen Entwickelungsstufe im Sinne der physischen Anthropologie nicht gesprochen werden kann. —

(13) Hr. Virchow demonstrirt

Aino- und prähistorische Schädel mit Occipitalverletzungen.

Hr. Joest hat von seiner Expedition nach Yeso, über welche er in der vorigen Sitzung berichtet hat, 3 vortrefflich erhaltene Aino-Schädel mitgebracht, leider ohne Unterkiefer, aber dafür aus gut bestimmten Gräbern. Dieselben haben für mich einen besonderen Werth, insofern von meinen früheren 3 Aino-Schädeln, über welche ich seiner Zeit der Gesellschaft berichtet habe, 2 von der Insel Sachalin sind und nur einer von Yeso stammt.

Ich bemerke in Bezug auf letzteren, dass Hr. Georg Schlesinger, der denselben von den Versuchsfeldern (Kairakuyen) bei Sapporo in der Nähe von Hokkaido mitgebracht hatte, mir nachträglich eine Zeichnung von dem äusseren Aussehen der Grabstelle übergeben hat, von der ich einen Holzschnitt beifüge. Ein

Fig. 1.

hölzerner, am oberen Ende federbuschartig geschnitzter und mit etlichen schmalen Bast- oder Leinwandstreifen umwickelter, etwa 5 Fuss hoher Speer war an dieser Stelle in den Boden eingesteckt, wie schon in der Sitzung vom 19. Juni 1880 (Verh. S. 207) berichtet ist. Die Abbildung illustrirt das Verhältniss in recht charakteristischer Weise. Hr. Scheube hat seiner Abhandlung über die Ainos im 26. Heft der Mitth. der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. 1882. Taf. VI, ganz ähnliche Abbildungen beigegeben; daraus geht hervor, dass das von Hrn. Schlesinger geöffnete Grab ein männliches war.

Die neuen Schädel, von denen ich einen (a) als männlich, zwei (b und c) als weiblich betrachte, stehen in Bezug auf Capacität zwischen den beiden früheren Gruppen von Yeso und Sachalin. Der männliche erreicht mit 1500 *ccm* ein recht hohes Maass, indess auch die weiblichen mit 1440 und 1360 *ccm* gehen nirgends bis auf die niedrigen Zahlen der Weiberschädel zurück, wie ich sie neuerlich der Gesellschaft so oft vorgeführt habe.

Hr. Kopernicki (O kosciach i czaszkach Ainosów. Krakowie 1881. p. 42) hat neulich die Maasse von 8 Sachalin-Schädeln gegeben, welche darthun, dass dort im Ganzen niedrigere Maasse bestehen. Er fand im Mittel von 5 männlichen Schädeln 1427, von 3 weiblichen nur 1181 *ccm*. Es scheint also fast, als ob die Ainos von Yeso einen etwas kräftigeren Schlag darstellen, denn ich erhalte als Mittel meiner 4 Yeso-Schädel, obwohl die Hälfte davon weiblich ist, 1452 *ccm*, also ein höheres Maass als das der männlichen Sachalin-Schädel. Die von Hrn. Kopernicki mitgetheilten Zahlen des Hrn. Anutschin gehen freilich bei Weitem darüber hinaus, denn er fand bei 2 männlichen Sachalin-Schädeln 1620 und 1530 *ccm*, indess, wenn man die Zahlen der Yeso-Schädel von Barnard Davis hinzunimmt, so bleibt doch bis jetzt der Vorzug auf der Seite der Leute von Yeso.

In Bezug auf die Indices hatte sich bisher ein einigermaassen schwankendes Verhältniss herausgestellt. Von meinen früheren Schädeln waren 2 (1 von Sachalin und 1 von Yeso) brachycephal, 1 von Sachalin dolichocephal, aber letzterer hatte gleichfalls eine Synostose der Sagittalis. Barnard Davis hatte von 4 Yeso-Schädeln 3 mesocephal und 1 dolichocephal, aber allerdings hart an der Grenze zur Mesocephalie (75) gefunden. Damit stimmt die Angabe des Hrn. Anutschin, der einen mesocephalen (77) und einen dolichocephalen (75) Schädel von Sachalin untersuchte. Hr. Kopernicki war der erste, der eine grössere Harmonie constatiren konnte; von seinen 8 Sachalin-Schädeln erwiesen sich alle 6 männlichen und 1 weiblicher als dolichocephal und nur 2 weibliche reichten mit einigen Zehnteln in das mesocephale Gebiet hinein (75,4). Die neuen Yeso-Schädel sind wiederum mehr discordant, indem der eine weibliche (c) mesocephal (76), die beiden anderen Schädel dolichocephal sind. Von letzteren ist aber wiederum einer, der weibliche b, mit einer Synostosis sagittalis versehen.

Stellt man Alles zusammen, so ergiebt sich, die Uebereinstimmung der Messmethoden vorausgesetzt, für

	Yeso	Sachalin	Zusammen
Dolichocephale .	2 (3)	8 (9)	10 (12)
Mesocephale . .	4	3	7
Brachycephale . .	1	1	2
In Summa	7 (8)	12 (13)	19 (21)

Daraus geht allerdings hervor, dass die Brachycephalie nicht der typische Charakter des Aino-Schädels sein kann, dass derselbe vielmehr hauptsächlich zwischen Dolicho- und Mesocephalie schwankt. Ich möchte es vorläufig dahingestellt sein lassen, welche dieser beiden Kategorien als die richtigere zu bezeichnen ist: da auf Yeso die Mesocephalen, auf Sachalin die Dolichocephalen prävaliren, so liegt die Vermuthung nahe, dass dort eine Beimengung von kurzköpfigen Elementen in grösserer Ausdehnung erfolgt ist. Man sieht daraus nur, dass wir immer noch zu wenig Material zur Vergleichung haben.

Glücklicherweise hat neulich Hr. Scheube eine Reihe von Messungen an 7 Lebenden und zwar an älteren Personen (6 Männern und 1 Weibe) ausgeführt, welche die Messungen an Schädeln ergänzen. Er berechnet daraus wesentlich

mesocephale Indices, nehmlich 6 mesocephale und 1 dolichocephalen (zu 74,2). Das Mittel der Mesocephalen beträgt 77,1; darunter sind 2 Fälle von 79,5 und 79,9, also hart an der Brachycephalie. Da auch diese Angaben sich auf Bewohner der Insel Yeso beziehen, so scheint es mir, als seien die Angaben des Hrn. Kopernicki in der That nicht ohne Weiteres auf die Gesammtheit der Ainos anwendbar.

Da ich zufälligerweise durch Hrn. Umlaufft in Hamburg einen Schädel erhalten habe, der als Goldi bezeichnet ist und seinen Eigenschaften nach als solcher anerkannt werden darf, so werde ich meinen Maasstabellen am Schlusse auch noch die Angaben über diesen Fall beifügen. Ich bemerke nur, dass derselbe ausgezeichnet hypsibrachycephal ist, und sich in jeder Beziehung von den Aino-Schädeln unterscheidet.

In Bezug auf die Höhenindices will ich nur kurz bemerken, dass von meinen 6 Schädeln 4 orthocephal und 2 hypsicephal sind. Indess behalte ich mir eine weitere Besprechung dieser weiteren Verhältnisse für eine andere Gelegenheit vor.

Dagegen muss ich noch einige Worte über die Sutura transversa zygomatica persistens hinzufügen. In der Uebersicht, welche ich in meiner Abhandlung über die ethnologische Bedeutung des Os malare bipartitum (Monatsberichte der Königl. Akademie 1881. Febr.) gegeben habe, hatte ich nachgewiesen, dass in der That dieses Verhältniss bei Ainos sehr häufig vorkomme, zum mindesten in 44,4 pCt. Allerdings liess sich dabei die unvollständige Persistenz nicht ausschliessen. Bei den 3 neuen Schädeln ist diese letztere constant vorhanden: bei den Schädeln a und b ist jederseits eine 4—10 *mm* lange hintere Spalte vorhanden, bei c findet sie sich rechts, während sie links fehlt. Zugleich bildet die Jochbogennaht an der Abgangsstelle der Spalte oder Ritze einen starken Winkel. Dadurch steigt das Procentverhältniss gegen die frühere Berechnung beträchtlich. Da Hr. Kopernicki unter 8 Schädeln nur einen fand, der Spuren der Naht darbot, so stellt sich auch hier ein auffälliger Gegensatz heraus.

Die Form der Orbita, in welcher ich in meiner früheren Abhandlung einen auffälligen Gegensatz gegen die Japaner gefunden hatte, ist bei den neuen Schädeln etwas mehr wechelnd, und das Mittel der Orbitalindices (83,9) ist nicht unbeträchtlich höher, als das früher (a. a. O. S. 257) von mir ermittelte (79,4). Indess bleibt es doch immer noch erheblich hinter dem Mittel der Japaner (87,0) zurück.

Auch die Nasenindices sind sehr variabel, insofern a platyrrhin, b leptorrhin und c mesorrhin ist. Das Mittel der 3 Schädel ist, wie das meiner früheren Schädel, mesorrhin, indess sind unter den 6 Schädeln 3 platyrrhine, 2 mesorrhine und 1 leptorrhiner. Die grosse individuelle Variation zeigt sich übrigens auch in der Gestalt der Nase: bei dem alten männlichen Schädel b sind die Nasenbeine synostotisch und sehr klein, so dass die Leptorrhinie darin ihre Erklärung findet und offenbar pathologisch ist, während die Nase bei a und c lang und gut gebildet ist.

Ich will endlich noch bemerken, dass sowohl bei a, als bei b Zeichen von Arthritis deformans an den Gelenkfortsätzen des Hinterhaupts vorhanden sind, und dass b ausserdem noch eine anomale Gelenkfläche für den wahrscheinlich vergrösserten Processus odontoides am vorderen Umfange des Hinterhauptsloches und elfenbeinerne Hyperostosen längs der Ränder des Alveolarfortsatzes besitzt. —

Ein ganz besonderes Interesse knüpft sich jedoch noch an eine Eigenthümlichkeit, auf welche Hr. Kopernicki zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt hat und über welche ich in der Sitzung vom 21. Mai 1881 (Verh. S. 191) nach seinen vor-

läufigen Mittheilungen berichtete. Er fand nehmlich an 5 seiner Aino-Schädel eine, wie er sagt, „posthume Resection des Hinterhauptsloches," von der er annahm, dass sie nach dem Tode ausgeführt sei, um Amulette zu gewinnen. In seiner grösseren Abhandlung sind die sämmtlichen betreffenden Schädel auf Taf. 5 abgebildet.

Ich konnte damals nur auf einige Parallelen bei anderen Völkern verweisen, da die 3 Aino-Schädel, welche ich besass, nichts von der sogenannten Resection darboten. Dagegen fand sich unter meinen Goldi-Schädeln ein entsprechendes Stück, und ich durfte an gewisse „Trinkschädel" erinnern, welche ich früher besprochen hatte. Indess lag es auf der Hand, dass hier an Trinkschädel nicht wohl gedacht werden konnte, da die Schädel aus Gräbern entnommen waren, und ich verzichtete daher vorläufig auf jede Deutung.

Nun hat sich jedoch unter den neuen Schädeln von Yeso in der That wiederum ein Schädel gefunden, der dieselbe Verletzung zeigt. Zugleich erinnerte ich mich daran, dass mir schon früher aus einem Gräberfelde unserer Nachbarschaft ganz ähnliche Verhältnisse vorgelegen hatten. Ich habe darüber in der Sitzung vom 18. October 1873 (Verh. S. 160) berichtet. Es handelte sich um ein Gräberfeld bei Platiko in der Nähe von Müncheberg; dasselbe gehört der Zeit der sogenannten Schläfenringe an, würde also nach der jetzt herrschenden Meinung als ein slavisches zu betrachten sein. Unter den dort gewonnenen 4 Schädeln befanden sich 2, von denen ich sagte, die Vergleichung werde dadurch gestört, dass sie eine ganz gleich-

Fig. 2.

Fig. 3.

Schädel von Platiko.

artige alte Verletzung am hinteren Umfange des grossen Hinterhauptsloches trügen, welche den hinteren Rand dieses Loches weggenommen habe; „die Verletzung mache ganz den Eindruck, als sei durch einen scharfen Hieb oder Stoss von hinten her, welcher bis an die Gelenkhöcker reichte, der Tod der Individuen herbeigeführt."

Mir war diese Beobachtung ganz aus dem Gedächtniss gekommen. Indess wird man sich leicht davon überzeugen, dass sie mit den Verletzungen sowohl des neuen Aino-Schädels, als des Goldi-Schädels ganz übereinstimmt. Was von der einen gilt, muss nothwendigerweise auch von den anderen gelten. Nun stammt der Goldi-Schädel von einem Stamme am Bolonsee, links vom Amur (Sitzung vom 12. Juli 1873. Verh. S. 136), also wenigstens nicht allzuweit von Sachalin und Yezo, so dass man allenfalls an gewisse Verwandtschaften denken kann, aber die alten Slaven von Platiko dürften doch wohl weder mit den Golden, noch mit den Ainos etwas zu thun haben.

Je häufiger ich nun über diese sonderbare Verletzung nachgedacht habe, um

so zweifelhafter ist mir die Hypothese des Hrn. Kopernicki von der Fabrikation von Amuletten geworden. Ganz abgesehen von der Beschaffenheit der Verletzung, spricht schon der Umstand dagegen, dass man diese Schädel in Gräbern gefunden hat. Man müsste also entweder annehmen, dass man die Gräber geöffnet, die Schädel herausgenommen und resecirt, dann aber wieder an ihre Stelle zurück-

Fig. 4.
Aino-Schädel.

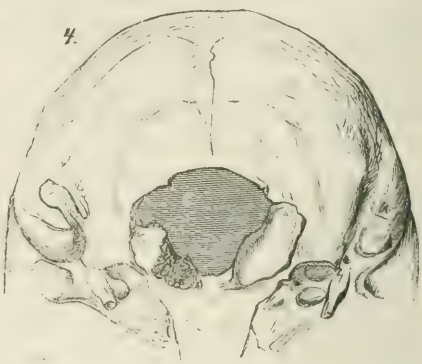


Fig. 5.
Goldi-Schädel.

gelegt habe, oder dass man schon vor der Beerdigung die Köpfe abgeschnitten und resecirt und dann wieder dem Rumpfe zugefügt habe. Beides ist gleich unwahrscheinlich. Es kommt bei unserem Schädel b, einem weiblichen, hinzu, dass gerade bei ihm die erwähnte Articulationsstelle mit dem Zahnfortsatz des Epistropheus am vorderen Umfange des Hinterhauptsloches befindlich ist; eine Ablösung dieses Kopfes würde also an sich fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet haben.

Aber auch die Verletzung selbst hat eine Besonderheit an sich, die mir von grosser Bedeutung zu sein scheint. Mit wenigen Ausnahmen haben alle Schädel Defekte mit überwiegend querer Richtung des längsten Durchmessers. Nur Nr. 6 und 7 bei Kopernicki haben mehr rundliche Defekte, dagegen seine Nr. 1, 2 und 4, sowie sämmtliche 4 Schädel bei mir zeigen die quere Richtung der Hauptverletzung. Zuweilen, z. B. in Fig. 2 und 3 meiner Platiko-Schädel, laufen die Defekte mindestens nach einer Seite in eine Art von Spitze aus; bei dem Goldi, Fig. 5, findet sich statt der Spitze eine etwas breitere Ausbuchtung; bei dem Aino, Fig. 4, ist jederseits eine Ausbuchtung, aber die auf der linken Seite greift scharf hinter den Gelenkfortsatz ein. Die Erwägung dieser Besonderheit hatte mich bei den Platiko-Schädeln auf die ganz unbefangene Vermuthung geführt, dass der Tod der Individuen durch einen scharfen Stoss oder Hieb von hinten her erfolgt sei. In der That ist diess genau die Stelle, wo man Thiere durch den „Genickstich“ tödtet.

Bei genauerer Betrachtung scheint mir aber noch eine andere Möglichkeit vorzuliegen. Vor wenigen Jahren ging die Notiz durch die Zeitungen, dass die Bauern, wenn ich nicht irre, in Galizien an Vampyre glaubten und dass es wiederholt vorgekommen sei, dass man die Gräber solcher Todten, die man für Vampyre hielt, geöffnet und den Kopf derselben durch einen Stich getrennt habe. Freilich erinnere ich mich nicht, ob die Leiche dabei auf den Bauch gelegt sei, indess wäre diess an sich sehr natürlich, da von vornher eine solche Operation ungleich schwieriger sein würde.

Welche von beiden Erklärungen die richtigere ist, wage ich nicht zu sagen.

Aber jede von beiden scheint mir mehr Wahrscheinlichkeit darzubieten, als die Hypothese von den Amuletten. Es wird aber darauf ankommen, den Gebräuchen der Leute nachzuforschen, und dazu dürften sich die Ainos ganz besonders eignen. In den bisherigen Berichten habe ich nichts angetroffen, was auf Vampyr-Aberglauben hinwiese, aber bekanntlich werden solche Vorstellungen überall geheimgehalten und es würde erst darauf ankommen, dieselben hervorzulocken. Jedenfalls hoffe ich, dass meine Mittheilungen die Aufmerksamkeit der Aino-Forscher anregen und vielleicht zur Lösung des Räthsels beitragen werden.

I. Messzahlen.

	Aino (Joest)			Goldi (Hamburg)
	a ♂	b ♀	c ♀	♂
Capacität	1500	1440	1360	1490
Grösste Länge	200	182,5	183	181
Grösste Breite	148 p i	135 p i	139 p i	153 t
Gerade Höhe	142	141	135	139
Ohrhöhe	123	118	112	123
Stirnbreite	99	93	92	90
Temporalbreite	117	122	112	124
Gesichtshöhe (A)	—	—	—	121
Gesichtshöhe (B)	72	65	66	71
Jochbreite	146	136	128	144
Malarbreite	105	97	98	117
Unterkieferbreite	—	—	—	111
Orbita, Höhe	35	33	34	23
Orbita, Breite	44	41	37	40
Nase, Höhe	52	49,5	50	55
Nase, Breite	29	23	25	27
Gaumen, Länge	58	50	51	49
Gaumen, Breite	35	40	38	42
Gesichtswinkel	70	70	68	76

II. Berechnete Indices.

Längenbreitenindex	74,0	73,9	76,0	84,5
Längenhöhenindex	71,0	77,2	73,8	76,8
Ohrhöhenindex	61,5	64 6	61,2	68,0
Orbitalindex	79,5	80,4	91,8	57,5
Nasenindex	55,7	46,4	50,0	49,0
Gaumenindex	60,3	80,0	74,5	85,7

(14) Hr. Jagor liest eine Abhandlung über

die Naya-Kurumbas im Nilgiri-Gebirge und die Kader aus den Anamally-Bergen.

(Hierzu Taf. XV.)

I. Naya Kurumbas.

Im November 1875 begab ich mich von Ootacamund, dem Hauptorte des Nilgiri-Gebirges, nach dem Helen-Estate, einer im Ochterlony-Thale belegenen Kaffeepflanzung, in deren Nähe ich eine Gruppe schwarzer, kraushaariger, zwerghafter Wesen antreffen sollte. Hr. Wabshare, der Pflanzer, nahm mich freundlich auf und begleitete mich am folgenden Morgen zu den Naak- oder Naya-Kurumbas, die in einer 2 Miles entfernten Waldlichtung hausten. Früher führten sie ein nomadisirendes Leben, kampirten in Höhlen, auch auf Bäumen im Walde. Bei Gelegenheit einer Jagd war man mit ihnen zusammengetroffen, und durch verständige, wohlwollende Behandlung war es gelungen, die anfänglich ungemein scheuen, misstrauischen Menschen so zutraulich zu machen, dass sie jetzt in kleinen, für sie errichteten Hütten wohnten und mit den Leuten der Pflanzung verkehrten. Die Männer waren abwesend, wir trafen nur ein altes Weib, zwei junge Frauenzimmer und zwei kleine Kinder an. Die Alte, zierlich gebaut, kaum mehr als 4 Fuss hoch (1305 *mm*) [1]), ist in hohem Grade lebhaft und manierlich. Ich sage ihr durch den Dolmetscher, sie müsse früher eine grosse Schönheit gewesen sein. „Ja freilich", antwortet sie hoch erfreut, „ich war das schönste Mädchen im ganzen Stamm." Die kleine Schmeichelei hatte ihr Herz gewonnen, mit grossem Selbstbewusstsein gab sie uns ihre Lebensgeschichte zum Besten. Sie hatte ihre Eltern früh verloren, ihr mütterlicher Oheim nahm sich ihrer an, sein ältester Sohn wollte sie heiraten und bot ihr ein Stück Kattun zum Geschenk, so schön und so gross (sie reckte beide Arme weit aus), wie man noch nie gesehen. Viele Monate lang hatte der arme Bursche Honig gesammelt und sich von den giftigen Bienen stechen lassen, um es zu erwerben. Aber sie wies ihn zurück. — „Warum denn"? — „Weil er hässlich war." Sie ging mit seinem jüngeren Bruder in den Wald, kam als seine Gattin mit ihm zurück und behauptet nie mit einem anderen Manne Umgang gehabt zu haben. Die Alte erzählt ungemein lebhaft. Verneinen drückt sie durch Kopfschütteln aus, indem sie zugleich die Augen zukneift und mit der Zunge schnalzt; statt mit dem Finger zu zeigen, spitzt sie die Lippen zu und streckt den Kopf vor.

Auch von den beiden jüngeren Weibern wurde mir ein Streich erzählt. Sie hatten vor längerer Zeit eine grosse Menge Seifennüsse (Sapindus detergens) gesammelt, Reis dafür eingetauscht und sich in einer Höhle verborgen, um den Leckerbissen allein zu verschmausen. Erst nachdem ihre Genossen sie fünf Tage lang vergeblich gesucht, wurde ihr Aufenthalt durch eine aufsteigende Rauchsäule verrathen.

Gegen die Hüttenwand lehnten einige geräumige Bambusrohre als Behälter für Wasser oder Hirse, andere, von denen ein Längsstreifen abgespalten, lagen am Boden; die Oeffnung nach oben gerichtet, werden sie als Schüsseln, umgedreht als Kopfkissen verwendet. Einige Töpfe, eine hölzerne Schüssel, eine Axt, ein Beil, ein Messer, sämmtlich durch Tausch erworben, einige Körbe, ein Vogelbauer für einen Papagei, der aber sehr zahm ist und frei herumflattert, Cocosschalen als Becher und Löffel, eine grosse Trommel, bestehend aus einem ausgehöhlten Holzklotz (einem Stück Baumstamm), mit ungegerbtem Hirschfell bespannt, alles von den Männern

1) Auch die anderen Individuen waren sehr klein. Siehe Messungen an lebenden Indiern in Zeitschrift für Ethnologie, 1879. S. 55.

Verlag von PAUL PAREY in Berlin

angefertigt, und endlich ein Töpfchen mit Bombax-Baumwolle gefüllt, bildeten den Hausrath. Die Wolle dient als Zunder bei dem Feuermachen durch Reiben; Reibhölzer waren aber nicht vorhanden, schwedische Zündhölzchen hatten sie verdrängt. Auf dem Boden lagen einige Handvoll Schilfgras ausgestreut.

Die beiden jungen Weiber hatten im Walde Kräuter gesammelt, sie verlesen sie sorgfältig, dämpfen sie in einem irdenen Topfe ohne Zusatz von Wasser, und verzehren sie alsbald mit den Kindern ohne irgend welche Zuthaten. Das Sammeln essbarer Wurzeln und Kräuter ist eine Hauptbeschäftigung der Weiber, sie bauen aber auch etwas Ragi (Eleusine coracana) und einige Hirse neben ihren Hütten. Die Männer sammeln wilden Honig und Wachs, die sie durch Erklettern hoher Bäume erlangen, wilden Ingwer, Seifennüsse, Harz, Gerbe- und Färbestoffe, wilde Brodfrucht; und fangen Hirsche und andere Thiere in Fallen und Schlingen. Die Brodfrüchte und das Fleisch der Thiere dienen den Naak zur Speise, die übrigen Gegenstände, auch die Hirschfelle und Hörner, als Tauschmittel im Verkehr mit den Leuten der Pflanzung und den Moplahs (Mohamedanern der Malabar-Küste), von welchen letzteren sie arg übervortheilt und betrogen werden. Die Weiber geniessen dieselben Speisen wie die Männer, mit Ausnahme der Brodfruchtkerne, deren Genuss angeblich die Milch der Mutter verderben würde. Die Brodfrüchte werden frisch verzehrt, die Kerne aber, nachdem sie in irdenen Pfannen geröstet worden. Die Leute haben im Laufe der Jahre bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht. Die Weiber sind wie arme Indierinnen gekleidet, deren abgelegte Gewänder sie eintauschen. Sie tragen Halsschnüre von Glasperlen und kleinen cylindrischen (7 bis 8 *mm* langen, 3—4 *mm* dicken) Holzstückchen, 2 *mm* dicke, einfach aus Stroh zusammengedrehte Armbänder und in den künstlich erweiterten Ohrläppchen Spiralen von Blättern der Palmyra-Palme.

Ein Säugling trägt an einer vierfachen Schnur von Glasperlen an seinem nackten Leibe zwei Kaurimuscheln und fünf Glöckchen. Ein dreijähriger Knabe ist bei unserer Ankunft mit Essen beschäftigt, er kauert am Boden und wendet uns den Rücken zu: mit der rechten Hand ist er in einen grossen Topf gefahren, und wagt nicht sie wieder herauszuziehen, wie versteinert verharrt er während unserer, mehrere Stunden dauernden Anwesenheit in dieser Stellung.

Um so zutraulicher und redseliger ist die kleine Alte. Die Anerkennung ihrer Schönheit hatte sie so freundlich gestimmt, dass ich später in ähnlichen Fällen dasselbe Mittel und nie ohne Erfolg wiederholte. Die Alte erzählt nicht nur, sie begleitet ihre Beschreibungen mit lebhaften Gebärden: Bei der Geburt sitzt das Weib, ihr helfen Weiber; die Nabelschnur wird unterbunden und mit einem Messer oder einem scharfen Bambusspan durchschnitten. Einen halben Tag später werden Mutter und Kind mit warmem Wasser gewaschen. Etwa eine Woche darauf verrichtet die Wöchnerin wieder ihre gewohnten Arbeiten. Besondere Ceremonien finden nicht statt. Das Kind erhält seinen Namen von der Mutter, gewöhnlich zwei Wochen nach der Geburt. Womöglich findet dabei ein Schmaus von Ragi, Honig und Wurzeln statt. Zugleich durchbohrt die Mutter die Ohrläppchen des Kindes. Bei dem Mädchen werden die Oeffnungen allmälig so erweitert, dass sie Palmblattspiralen von zwei Zoll Durchmesser aufnehmen. Der Kopf des Kindes wird wochenlang bei dem Baden stark gepresst, „damit er nicht zu dick werde"; die Mutter taucht ihre Hände in lauwarmes Wasser, drückt den Kopf und knetet die übrigen Gliedmaassen. Das Haar des Knaben wird nicht geschoren, sondern mit einem Messer kurz abgeschnitten. Zur Vertilgung des Ungeziefers wird auch der Absud einer Pandanus-Frucht benutzt.

Bei der Eheschliessung sollen früher besondere Ceremonien stattgefunden

haben. Jetzt geht das neue Paar in den Wald und verkündet nach der Rückkehr den Genossen, dass sie Mann und Weib sind. Die Ehe ist übrigens nur so lange bindend, als es beiden Theilen beliebt. Bei der Trennung bleiben die Kinder bei der Mutter. Ehebruch ist häufig und wird nicht bestraft.

Ueber ihre Religion waren natürlich bei unserem kurzen Besuch keine brauchbaren Mittheilungen zu erlangen. Wir erfuhren nur, dass sie einen Gott „Marama" haben, der in Form eines Steines auf einem Felsen thront, dem die Männer, wenn sie eine Gunst von ihm verlangen, Honig opfern, Weiber aber nicht nahen dürfen. Derselbe Stein soll auch von der Chettie-, einer Sudra-Kaste, verehrt werden.

Sehr eigenthümlich ist die Leichenfeier; sie findet nicht bei der Beerdigung, sondern später, zuweilen ein Jahr nachher statt, wenn Reis, Honig und andere Vorräthe in hinreichender Menge zu einem Feste aufgesammelt worden. Ein Oel und Wasser enthaltender Bambuscylinder wird auf den Boden gestellt, rings um denselben steckt man Grashalme in die Erde. Die Anwesenden bilden einen Kreis um denselben. Nachdem die Flüssigkeiten im Bambusrohr eine Stunde lang umgerührt worden, zermalmt man einige Frösche, jeder nimmt etwas von dem Fleischbrei auf das Handgelenk, riecht daran und schleudert es an die Erde, worauf der Bambus zertrümmert wird. Der Geist des Verstorbenen geht dann zu seinen Vätern, — bis dahin treibt er sich bei den Wohnplätzen umher. Die Alte, welche die Beschreibung der Ceremonie mit lebhaften Gesten erläuterte, weigerte sich, aus abergläubischer Scheu das Beriechen der Hand nachzuahmen.

Gesicht und Gehör sind namentlich bei den Männern ausserordentlich scharf. Wie könnten sie auch sonst, ohne alle Waffen, von wilden Thieren umgeben, im Walde leben? Kurz vor meiner Ankunft hatte einer der Anwesenden zwei Pflanzer Nachts durch den Wald geleitet, auf jedes Hinderniss, jede schlüpfrige Stelle aufmerksam gemacht, nichts war seinem scharfen Auge entgangen. Eben so geschickt sind sie im Auffinden von Spuren. Mein Gastfreund, ein tüchtiger Jäger, der in Europa gewiss für einen geübten Spurfinder gelten würde, hatte seinen Hund verloren, es war ihm nicht möglich seine Spur zu entdecken, der Naak fand sie sogleich und verfolgte sie mehrere engl. Miles weit mit Sicherheit bis zur Stelle, wo die Reste des von einem Panther verzehrten Thieres lagen.

Das Verhör war sehr unergiebig, zum Theil wohl durch die Schuld des Dolmetschers: Es schien aber auch, als wollten die Leute, die sich jetzt durch ihre guten Beziehungen zur Kaffeepflanzung in einer verhältnissmässig sehr behaglichen Lage befanden, von ihrem früheren Treiben nicht reden; sie mochten auch nicht gerne Kurumbas, sondern einfach Nayas oder Naaks genannt sein, wahrscheinlich wegen des Abscheues, den der Name Kurumba den übrigen Bewohnern der Nilgiris einflöste, und der gerade zur Zeit meiner Anwesenheit solche Höhe erreichte, dass er zu Massenmorden führte.

In Kotagherry erklärten die Kotas, die einzigen Handwerker im Gebirge, ihren Entschluss, die Gegend für immer zu verlassen, wenn man sie nicht gegen die Kurumbas beschützte. Es waren kurz nach einander mehrere Kotas gestorben, deren Tod den Zauberkünsten der Kurumbas zugeschrieben wurde.

Wenige Tage später wurden in der Nähe meines damaligen Aufenthaltes in einer Nacht die Bewohner einer Kurumba-Niederlassung, 9 an der Zahl, grausam ermordet. Die Ursache war folgende. Etwa ein Jahr zuvor hatte man den Leichnam eines erschlagenen Kota-Häuptlings unter den Trümmern seiner niedergebrannten Hütte gefunden; die Urheber des Verbrechens waren nicht ermittelt worden, man schrieb es jenen Kurumbas zu. Furcht und Hass schwollen allmälig zu solcher Höhe, dass mehrere Todas, Kotas, Badagas gemeinschaftlich die Hütten der Kurumbas

überfielen und die Bewohner niedermachten; nur eine für todt gehaltene alte Frau kam mit dem Leben davon und half zur Entdeckung der Mörder. Hr. Metz erzählt, dass um das Jahr 1845 sechzig oder siebzig im Verdacht der Hexerei stehende Kurumbas grausam umgebracht wurden, die Mörder aber unentdeckt blieben [1]).

Am folgenden Morgen besuchten uns die Frauen, von zwei Männern begleitet, im Bungalow; alle liessen sich messen und zeichnen, einen der Männer ausgenommen, der sich hartnäckig weigerte und auch die anderen abzuhalten versuchte.

Ich kann nicht unterlassen, hierbei auf einen eigenthümlichen Umstand aufmerksam zu machen. Ich fand nämlich später im Journal R. Asiatic Soc. einen Aufsatz über die Bergvölker in den Wäldern von Cochin [2]), mit einem nach einer Photographie ausgeführten Holzschnitt, angeblich sechs männliche Mulchers darstellend, unter welchen ich zwei, wenn nicht gar drei meiner Nayas aus dem Ochterlony-Thale wiederzuerkennen glaube. Gegenstände, die man mit Aufmerksamkeit zeichnet, pflegen sich dem Gedächtnisse fest einzuprägen. Den Beweis zu führen, dass meine Annahme wirklich richtig sei, vermag ich freilich nicht; dafür sind meine Zeichnungen, welche nur Umrisse geben, und der Holzschnitt zu unvollkommen, und zwischen beiden Aufnahmen liegt ein Zeitraum von wenigstens acht Jahren. Auch sind die Personen in sehr verschiedener Grösse und nicht in derselben Stellung aufgenommen. Ich will also, da ich es nicht beweisen kann, nicht behaupten, dass einige der im Holzschnitte abgebildeten Individuen mit meinen Nayas identisch seien; dass aber die Aehnlichkeit in der That auffallend ist, darf ich wohl aussprechen. Ich will auch hinzufügen, dass ich zwei der sechs angeblich männlichen Mulchers für Weiber halte, nehmlich die hockende Person und die, welche die Hand an das Kinn legt. Es wäre nun aus mehreren Gründen sehr interessant, wenn es gelänge, die Richtigkeit meiner Vermuthung festzustellen. Denn erstens ist der Aufsatz sammt dem Bilde aus dem Journal der R. As. Soc. auch in das Journal der Ethnol. Ges. in London [3]), das Bild auch unter dem Titel Südindische Urrasse in Hrn. Schlagintweit's Indien in Wort und Bild übergegangen; zweitens soll Professor Huxley, wie es in dem Aufsatz heisst, in den, dem Holzschnitte zu Grunde liegenden Photographien eine frappante Aehnlichkeit mit den Eingeborenen Australiens entdeckt haben: derselbe Umriss, die überhängende Stirn, das glatte, schwarze, glänzende Haar (the smooth black shining hair), „nehmt ihnen die Kleider, und der Australier steht vor Euch"; während ich, an den nur mit einem Lendentuch bekleideten Individuen eine frappante Aehnlichkeit mit den Naya-Kurumbas entdecke, derselbe Umriss, dieselbe Stirn und, oder vielmehr aber, dasselbe krause buschige Haar [4]). Auf Seite 43 citirt auch Hr. Schlagintweit Professor Huxley's Ausspruch, verdeutscht ihn aber folgendermaassen: sie haben dasselbe weiche schwarz scheinende Haar (!). Ich finde eine auffallende Aehnlichkeit der Person, welche die Hand an das Kinn legt, mit der von mir geschilderten freundlichen Alten und des Mannes, welcher den Korb trägt, mit dem Spurfinder, der sich nicht zeichnen lassen wollte.

Drittens wäre es noch aus einem speziell für unsere Gesellschaft interessanten

1) The Tribes inhabiting the Neilgherry Hills: their social customs and religious rites from the rough notes of a German missionary edited by a friend. Mangalore 1864. 2 ed. p. 117.

2) A few words concerning the Hill-People inhabiting the Forests of the Cochin State by Capt. G. E. Fryer. Journ. R. As. Soc. Lond. 1868. N. Ser. Vol. 3, Pt. 2. p. 478—480.

3) Journ. Ethnol. Soc. London 1868/1869, p. 80.

4) Eines der jungen Weiber, das ich zeichnete, hat welliges Haar, vielleicht als Ergebniss grösserer Pflege.

Grunde wünschenswerth gewesen, festzustellen, ob die im Holzschnitte abgebildeten Leute der von mir im Ochterlony-Thale angetroffenen Naya-Gruppe angehören. Mein Begleiter, Hr. Wabshare, theilte mir nehmlich mit, dass die älteste Frau der Sippe etwa ein Jahr vor meinem Besuche gestorben und begraben worden sei; ich bat ihn, wenn es ohne Aergerniss zu geben, geschehen könne, mir das Skelet zu verschaffen; er erfüllte meine Bitte und ich hatte das Vergnügen, es Ihnen mitbringen zu können. Ueber die Herkunft desselben besteht kein Zweifel. Ich gestehe aber, dass ich gehofft hatte, es würde mir gelingen, durch Correspondenz zu ermitteln, ob das Skelet nicht etwa von der im Holzschnitt hockend abgebildeten Person herrühre. Dies wäre um so interessanter gewesen, als unser Vorsitzender jenes Skelet in einem in der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrage besprochen hat[1]). Der zu dem Zwecke geführte Briefwechsel hat aber nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Hr. Wabshare, mein Begleiter, ist als Pflanzer nach Neuseeland übersiedelt. Der Verfasser des Aufsatzes, Capitän, jetzt Lt.-Colonel Fryer ist in Birma Resident von Manlmein und Hr. Kohlhoff, von dem er die im Holzschnitt reproduzirten Photographien erhielt, ist todt. Auf eine Anfrage, welche Dr. Bidie, der Direktor des Madras Central-Museums, an Col. Fryer richtete, antwortete derselbe wie folgt: „Ob die in dem J. R. A. S. abgebildeten Mulchers im Ochterlony-Thale wohnten, kann ich nicht angeben; Hr. Kohlhoff sagte mir, dass die in dem Aufsatze mitgetheilten Photographien von zehn Männern (Mulchers) herrührten, welche in den Pulapully Bergen in Cochin wohnen und ich habe keinen Grund, seine Angabe zu bezweifeln."

Dr. Bidie schreibt, indem er mir Col. Fryer's Brief übersendet: „Ich habe einen sehr starken Verdacht, eben so wie Sie, dass die dargestellten Leute dieselben Eingebornen sind, welche Sie im Ochterlony-Thale sahen, da Hr. Kohlhoff in den Nilgiris lebte und starb[2]).

Aus der Correspondenz ergiebt sich also nur mit Sicherheit, dass Col. Fryer keinen persönlichen Verkehr mit den Leuten gehabt hat, was er auch durchaus nicht behauptet. Er will in seinem Aufsatze nur einige Worte über die Bergvölker sagen, welche in den Wäldern Cochins hausen und in den verschiedenen Lokalitäten, die sie bewohnen, verschiedene Namen führen, als „Kardars, Mulliyars, Kannekarens; auch würden sie Mulchers genannt." Seine Mittheilungen sind in der Allgemeinheit, wie er sie giebt, ganz zutreffend, ebenso sind die abgebildeten Personen unzweifelhaft typische Repräsentanten jener Urrassen, deren Ueberbleibsel sich noch bis heute in abgelegenen Orten Südindiens erhalten haben. Zwischen den einzelnen Gruppen bestehen indessen so grosse Verschiedenheiten, schon in ihrem Aeussern, dass sie selbst dem flüchtigen Reisenden, der mit ihnen in Berührung kommt, nicht entgehen können. Nicht minder verschieden scheinen die Sitten und Gebräuche der einzelnen Stämme zu sein. Schon aus den kurzen Aufzeichnungen, die ich bei oberflächlichem Verkehr mit einigen derselben zu machen Gelegenheit hatte, tritt dies deutlich hervor; ebenso aus den sehr unvollkommenen, mit Hülfe der Camera lucida aufgenommenen Umrissen.

Die Mulchers (gewöhnlich Mulcers, auch Malsers, Malsars, Malasirs, Mulliars, Malassers, Malyassers geschrieben), welche ebenso wie die Kaders, (Kardars, Cadars, Kardah, Cowder), Kanikarens (Kanikar) und andere, eine besondere Gruppe bilden,

1) R. Virchow, Ueber die Weddas von Ceylon und ihre Beziehungen zu den Nachbarstämmen. Berlin 1881. S. 121.

2) Nach neueren Nachrichten soll Hr. Kohlhoff aber auch eine Zeit lang in Cochin gelebt haben.

wohnen vorzugsweise im Anamally-Gebirge, im Coimbatore-Distrikt. Ich hatte später Gelegenheit, mit ihnen zu verkehren, und kann einige Abbildungen derselben vorlegen, die, wie mir scheint, eine deutlich ausgesprochene Familienähnlichkeit unter einander und eine nicht minder deutliche Verschiedenheit von den Naya-Kurumbar erkennen lassen. Zu demselben Ergebniss kommt man, wenn man die Kaders und die Kanikars untereinander und mit den andern Gruppen vergleicht[1]).

Aber nicht nur unter den verschieden benannten schwarzen Rassen, auch unter den verschiedenen Zweigen der Kurumbar scheinen grosse Unterschiede zu bestehen[2]), wie schon aus meinen Zeichnungen, noch überzeugender aus den Photographien im VIII. Bd. von The People of India, zu erkennen ist, welche auf drei Tafeln (430—32) Individuen zwei verschiedener Kurumbar-Gruppen darstellen[3]).

Von der ersten derselben sagt der amtliche Bericht: „Madeo und Kali, seine Schwester, resp. 5′ und 4′ 8″ hoch. Sie gehören zur Betra oder Botra-Kurumba-Gruppe, welche am Nordabhang der Nilgiris an der Grenze von Coorg wohnen. Sie machen Körbe, Matten und Sonnenschirme, verehren Kali und leben im dichtesten Walde. Sie sehen sehr wild aus, breite Gesichtszüge, hohe Wangenbeine, hervorragende Lippen, ihre Farbe ist dunkelbraun bis schwarz. Eine andere Abtheilung des Stammes sind die Jena-Kurumbar, welche ebenfalls in der Wildniss leben und von Ort zu Ort wandern. Ihre Hauptbeschäftigung ist das Einsammeln von wildem Honig.“ Von den beiden anderen Gruppen, Nr. 431 Mann und Frau, Nr. 432, zwei Weiber darstellend, wird nur gesagt, dass sie bessere Exemplare desselben Stammes zu sein scheinen.

Dass auch die Sitten und Gebräuche der einzelnen Kurumbas sehr differiren, werden folgende kurze Auszüge zeigen.

Hr. Metz, der 13 Jahre lang als Missionär unter den Stämmen der Nilgiris lebte, und unser korrespondirendes Mitglied, Dr. John Shortt dürften wohl, als gute Beobachter, bei langem persönlichem Verkehr, am besten über die Lebensweise der Kurumbas unterrichtet sein. Ersterer hat seine Beobachtungen in dem bereits citirten Buche niedergelegt. Dr. Shortt's Buch führt den Titel The Hillranges of South India. Hr. Metz berichtet von den Kurumbar (lc. cit. 115): Sie leben nicht auf dem Plateau, sondern auf den Abhängen der Berge, an den ungesundesten Stellen, stehen aber in beständigem Verkehr mit den oben im Gebirge wohnenden Badagas und Todas. Ein Kurumba-Dorf, Motta genannt, besteht nur aus wenigen Hütten mit etwas Ackerland in der Nähe. Die Todas theilen die Kurumbar in drei Klassen: Mulla-Kurumbar, Naya-Kurumbar und Panias; die beiden letzteren wohnen in Wynad. Die Panias gelten nicht als Zauberer, wie die beiden anderen Abtheilungen, sie sind hauptsächlich Feldarbeiter der Badagas in Wynad[4]). Jedes Badaga-Gebiet hat seinen eigenen Kurumbar-Priester, der unter anderem, wenn das Getreide auf den Feldern von Insekten angefallen wird, wie ein Kalb zu blöken hat, wodurch das Ungeziefer, wie die Bada-

1) Ueber die Kanikars s. Verhandlungen d. Berl. Anthr. . Ges. vom 15. Februar 1879.

2) Sir Walter Elliot sagt zwar: they agree remarkably in character, while distinguished from all their neighbours and especially from the Pariah race. — (On the Characteristics of the population of India. Journ. Ethnol. Soc. London 1868/69, p. 104.)

3) Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, dass die auf Tafeln 434 und 436 desselben Bandes gegebenen Bezeichnungen falsch sind. Statt Kota-women muss es heissen: Toda-women und umgekehrt.

4) Das von den Nayas bewohnte Ochterlony-Thal liegt im NW der Nilgiris, nach dem Wynad zu. Die Panias vielleicht = Panirs? Die Beschreibung passt auf die Panirs, die ich kennen lernte, sie sahen aber den Kurumbas nicht ähnlich.

gas glauben, getödtet wird. Die Mullar- und Naya-Kurumbas sollen im Stande sein, Menschen durch Zauberei umzubringen, und sind so gefürchtet, dass, wenn ein Badaga einem Kurumba allein im Walde begegnet, der blosse Schreck nicht selten den Tod des ersteren zur Folge hat. Sie selbst nähren die abergläubische Furcht, aus der sie Vortheil ziehen[1]).

Dr. John Shortt sagt von den Kurumbas (lc. cit.): Einige derselben wohnen im tiefen Walde, Feldbau treiben sie in der Regel nicht; sie streuen aber, was sie sich von Sämereien verschaffen können, auf den kaum zubereiteten Waldboden aus. Ist ihre Pflanzung in einiger Entfernung von ihrem Wohnplatz, so begiebt sich die Familie zur Zeit der Fruchtreife sammt ihren Freunden dorthin. Man erntet nur für den unmittelbaren Verbrauch, zermalmt das Korn zwischen Steinen und kocht Brei oder backt Kuchen daraus. Das Korn wird nie aufbewahrt, sondern auf der Stelle verschmaust. Zuweilen begiebt sich die ganze Sippschaft auf die Pflanzung einer Familie, und zieht, wenn alles aufgezehrt ist, nach einer andern Pflanzung, und so fort. Nachdem sie die ganze Ernte vertilgt haben, zerstreuen sie sich und leben vom Ertrage der Wälder. Sie sind geschickt, Thiere in Fallen, Netzen und Schlingen zu fangen. Einige behaupten, dass sie Siva verehren; auch einen Stein beten sie an, als Hira deva (nach Sir W. Elliot Bira, Bhyra, Baeiava)[2]). Dr. Shortt's Bemerkung, dass bei diesem zersplitterten Volkstamme die Sitten und Gebräuche wahrscheinlich in jedem Motta verschieden sind, hat viel für sich, reicht aber nicht aus, um die Widersprüche zu erklären, in welchen sich die verschiedenen Autoren bei Schilderung der Kurumbas befinden, wenn man auch dem Umstande Rechnung trägt, dass die verschiedene Lebensweise, welche die einzelnen Gruppen, als landbauende Sklaven, als freie Nomaden, als Schäfer oder als Zauberer führen, ihre Sitten sowohl, als ihre äussere Erscheinung im Laufe der Zeit merklich beeinflusst haben muss. Die meisten Autoren stellen sie als grausam und boshaft dar. Oftmals ist Hr. Metz, bevor man ihn genauer kannte, von den Todas und Badagas ersucht worden, ihnen durch Vertreibung der Kurumbas einen Beweis seiner Freundschaft zu geben.

Sir Walter Elliot dagegen, einer der gediegensten Kenner der Völker Indiens, unter denen er vierzig Jahre verweilte, schildert die Kurumbas als still, harmlos, ehrlich und aufrichtig. „Wahrhaft wie ein Danghar" (Danghar ist, nach ihm, der Mahratta- oder Hindi-Name für Kurumbar) ist sprichwörtlich; ein Kurumba redet immer die Wahrheit. Sir Walter schliesst sogar aus diesen Eigenschaften, Wahrheitsliebe etc., welche allen andern Stämmen fehlen, und nur ihnen und den Sontals (Sonthals, Santals am Rajmahal-Gebirge, Bengalen) eigen sind, dass sie von gleicher Abstammung seien.

1) Ebenso stehen die Wald- und Bergmenschen Orang-utan, Orang-bukit, Orang-mintra, Yakun etc. etc. der malayischen Halbinsel bei den civilisirten Malayen im Rufe, Zauberer und Giftmischer zu sein.

2) Ihr Aeusseres schildert Dr. Shortt, wie folgt:

. . peculiar physiognomy, wild matted hair . . peculiar wedge-shaped face, thin facial angle, prominent cheek-bones, slightly pointed chin, eyes moderately large, frequently bloodshot . . . nose, deep indentation at the root, about 1¾" in depth . . . hair long and black, grown matted and straggling, somewhat wavey, scarcely moustache or whiskers. They are as a body, sickly looking, pot-bellied, large-mouthed, prognathous; prominent, outstanding teeth and thick lips, frequently saliva dripping from their mouths. The women have much the same features . . . small pugnose, surly aspect . . hair tied at the back, carelessly devided in the centre. Some women of small stature, coarsely built, others smaller and of delicate make.

Dr. Cleghorn giebt aber den Kaders dasselbe gute Zeugniss (s. w. unt. S. 241).

Buchanan traf mehrere Abtheilungen Kurumbas an; „eine derselben, die Kad-Kurumbas oder Wald-Kurumbars, sind äusserst arm und elend, von zwerghaftem Wuchs, sehr treu und voll Muth“. Sie haben keine andere Waffen als brennende Fackeln, mit denen sie sich auf die Elephanten und wilden Thiere stürzen[1]). Auf die Naya-Kurumbar, mit denen ich verkehrte, scheint mir diese und Dr. Shortt's Schilderung noch am besten zu passen.

Der Missionär Kittel erwähnt Kurumbas als Schaf- und Ziegenzüchter; auf der Hochebene lebend, als solche auch Halu-Kurumbar (Milch-Kurumbas) genannt; und Betta-Kurumbar (Berg-Kurumbas), in den Wäldern lebend, die Körbe und Matten flechten, in Waldlichtungen etwas Kornbau treiben, aber häufig ihre Niederlassung wechseln. Endlich Jene — Kurumbas, die besonders Honig ausnehmen und daneben als Kulis dienen.

Den ausführlichsten Bericht über die Kurumbas giebt Breeks[2]) mit Benutzung des Materials seiner Vorgänger. Hier nur einige kurze Auszüge: Die Gesammtzahl der auf den Abhängen der Nilgiris lebenden Kurumbas beträgt 613 (330 ♂, 283 ♀). Jedes Badaga-Gama mit seinen Dörfern hält einen Kurumba-Priester (Kani-Kurumbar) der zur Saat- und Erntezeit religiöse Ceremonien zu vollziehen hat. Von den Bauern umgeben, schneidet er einer Ziege oder einem jungen Büffelstier den Kopf ab, (es wird kein Wort gesprochen), spritzt das Blut nach O. W. S., und auf ein Steingerölle, das als Lingam (= Phallus) dient; faltet dreimal die Hände, ruft do, do, do und verneigt sich gegen die Mutter Erde. Zur Erntezeit sammelt der Kurumba die ersten Früchte und bindet eine Guirlande an die vier Pfähle vor dem Badaga-Tempel. Vor Zeiten scheinen die Kurumbas in der Geschichte des südlichen Indiens eine nicht unbedeutende Rolle gespielt und Tondamandalam, welches die Seeküste von Pulicat bis Cuddalore und westlich bis nach Mysore begreift, besessen zu haben. Sie waren Schafzüchter und Weber, hatten ihre eigenen Könige, gründeten Städte und Festungen und trieben Seehandel von befestigten Küstenplätzen aus. Ihr Gebiet hiess Dravida-Desam. Die in jener Gegend gefundenen grossen Urnen mit Knochen, so wie die Dolmen und Cairns werden u. a. auch den Kurumbas zugeschrieben. Allen Ueberlieferungen nach war dieses Volk wegen seiner Grausamkeit verhasst. Eine Kurumba-Dynastie soll sich bis 1508 in Visaya-Nagar erhalten, dann aber von Nara-Sumba-Rayar überwunden worden sein, dessen Sohn die Kallan, Vedas und Kurumbas ausrotten liess. Von ihrer ehemaligen Grösse ist keine Spur geblieben als der traditionelle Hass, der im modernen Indien, wie im alten Aegypten, der Schäferkaste den Stempel des Abscheues aufdrückt.

Nach Dr. Caldwell sind die Kurubars (canaresisch), Kurumbar (tamil), herumziehende Schäfer, gelegentlich von kühnen Jägern im dichtesten, tiefsten Walde angetroffen[3]). Eine bestimmte Ueberlieferung meldet, dass die Bewohner desjenigen Theiles des Chola- oder Sora-Landes, welches zwischen Madras und den Ghats, mit Arcot als Mittelpunkt, liegt, noch mehrere Jahrhunderte nach Christus Kurumbas oder wandernde Schäfer waren, vielleicht die Sorae des Ptolemaeus[4]).

1) A journey from Madras through the Countries of Mysore, Canara, Malabar. 3 vols. II. 128.

2) An Account of the primitive tribes and monuments of the Nilgiris. London 1875. Chapt IV. 48. (Das Buch ist nicht im Handel.)

3) Caldwell, Dravidian Grammar. S. 38.

4) ibid. 592. Der also umschriebene Theil des Chola-Landes entspricht genau Breeks' Tondamandalam.

Hr. Metz hält für sehr wahrscheinlich, dass die Kurumbas ehemals das Bergplateau der Nilgiris innehatten und von den Todas vor etwa 800 oder 900 Jahren von dort verdrängt wurden. In einer von den Kotas bewahrten Tradition sei dies deutlich ausgesprochen. Er ist der Meinung, dass die in verschiedenen Theilen der Nilgiris vorhandenen Cairns und Cromlechs, wenn nicht von einem erloschenen Volksstamme aufgeführt, wahrscheinlich den Vorfahren der Kurumbas zugeschrieben werden müssen. Die Todas zeigen nicht das geringste Interesse für die Cairns, welche überdies häufig Geräthschaften des Ackerbaus enthalten, die Todas aber waren nie Ackerbauer. Die Badagas und Kotas andererseits haben eine gewisse abergläubische Scheu vor den Cairns. Von einem Cairn erfuhr Hr. Metz, dass der Gott der Kurumbas darin hause und dass diese häufig aus ihrem Dorfe heraufkämen, um den Gott ihrer Vorfahren zu verehren. Bei den Todas, Badagas und Kotas geht die Sage, die Cairns seien die Gräber eines sehr boshaften Volkes, sehr klein von Wuchs, aber von gewaltiger Stärke, und dass Gott sie wegen ihrer Bosheit vertrieben habe, was wohl auf die Kurumbas passe.

Nach Dr. Shortt[1]) verbrennen einige Kurumbas ihre Todten, andere begraben sie, indem sie einen Steinkreis um das Grab legen. Früher pflegten die Kurumbas kleine Cromlechs zu errichten, drei aufrechtstehende Steine und eine Deckplatte, worin die Asche des Todten beigesetzt wurde. Diese Gewohnheit scheint aber aufgegeben zu sein.

Im Zusammenhange mit dieser Angabe gewinnt nachstehende, dem Indian Antiquary[2]) entnommene Notiz über die Art, wie im Kaledj-Distrikt[3]) die Schäferkaste der Kurubhars ihre Todten begräbt, ein besonderes Interesse: „Neulich stiess ich auf eines ihrer Gräber, es war erst vier Jahre alt, ein vollständiger Miniatur-Dolmen, er mass nach allen Seiten 18 Zoll und bestand aus vier Steinplatten, eine jederseits, eine hinten, eine als Decke. Den innern Raum nahmen zwei faustgrosse, roth angestrichene Steine ein; darunter ruhte der Todte in der Erde.“ Der Einsender der Notiz bemerkt, dass alte Dolmen in jenem Distrikte nicht bekannt seien.

So weit die Auszüge. Wie man sieht, gehen sie beträchtlich auseinander. Da Kurumba Schafhirt heisst, so darf man vielleicht annehmen, dass unter dieser Benennung herumziehende Hirtenstämme verschiedener Nationalität begriffen sind, deren ursprünglich schon verschiedene Sitten sich in der langen Abgeschiedenheit noch weiter differenzirten? Darauf scheinen auch die verschiedenen Beinamen als Mulla, Naya, Pania, Betta, Betra, Botra, Haly, Jena hinzudeuten. Die Kurumbas, welche einen Staat gegründet und bis in das 16. Jahrhundert behauptet haben sollen, müssen doch in ihren Fähigkeiten wesentlich verschieden von den in der Wildniss lebenden Kurumbas gewesen sein; vielleicht aber nicht mehr, als in Europa, die gebildeten Mittelklassen von den Tagelöhnern in abgelegenen ländlichen Distrikten.

Jedenfalls zeigen obige, den Werken von Männern entnommene Notizen, welche den besten Theil ihres Lebens unter den Dravidiern zugebracht haben, wie viel noch zu thun bleibt, um Klarheit in die verwickelten, ethnographischen Verhältnisse des südlichen Indiens zu bringen. Nirgends vielleicht bietet sich ein reicher lohnendes Feld für einen mit gründlichen Vorkenntnissen ausgestatteten Forscher,

1) Nach einem Auszuge aus seinem oben citirten Werke, in The People of India. VIII, 430.

2) The Indian Antiquary, Bombay 1877, pag. 230.

3) Der Kaledgi (Kaladgi)-Distrikt liegt in der Präsidentschaft Bombay, südlich vom Bhima-Fluss.

als dort, wo sich bis auf den heutigen Tag unverfälschte lebende Beispiele von untergegangenen Völkerschaften und von Civilisationen erhalten haben, die allen Entwicklungsstufen, welche die menschliche Gesellschaft im Laufe der Jahrtausende durchmachte, entsprechen. Welche Rolle bei der Klärung dieser verwickelten Fragen, an welcher sich bisher vorzugsweise nur Philologen betheiligten, gerade der Anthropologie vorbehalten zu sein scheint, ergiebt sich zur Genüge aus der bereits citirten Abhandlung unseres Vorsitzenden: Ueber die Weddas von Ceylon.

II. Kader.

Im Anschluss an die Mittheilungen über die Naya-Kurumbas lasse ich hier das Wesentlichste dessen folgen, was ich über die Sitten und Gebräuche der Kader erfragte, die ich in Coimbatore zu messen und zu zeichnen Gelegenheit hatte.

Die Kaders leben in den Anamally-Bergen, besitzen weder Feld noch Garten, haben aber das von der Regierung anerkannte Recht, im Walde Cardamom, Ingwer, Turmerik, Rotang, Honig, Wachs etc. zu sammeln; sie verkaufen diese Produkte an Händler, die ihnen in der Regel Vorschüsse an Kleidern, Reis, auch Geld machen und sie dadurch in Abhängigkeit erhalten[1]); sie wohnen in temporären Hütten von Bambus und Palmblättern.

Der Besitz geht zu gleichen Theilen an die Kinder über, doch pflegen verheiratete Kinder nicht mit zu theilen. In neuerer Zeit werden die Kaders vielfach im Dienste der Forstverwaltung verwendet und erweisen sich sehr nützlich.

Die Niederkunft der Wöchnerin findet in einer besonderen, für den Zweck erbauten Hütte mit Hülfe verwandter oder befreundeter Weiber statt. Mutter und Kind werden mit warmem Wasser gewaschen. Bei dem Kinde wird die Waschung einen Monat lang täglich zweimal wiederholt. Das Kind wird mit kahlem Kopf geboren. Ceremonien zur Abwehr böser Geister oder gegen das böse Auge finden nicht statt, erkrankt das Kind, so holt man einen Sterndeuter aus der Ebene, um Mantras (mystische Gebete) zu lesen. Das erste Familienfest findet statt, wenn die Zähne durchbrechen, dann wird der Kopf des Kindes geschoren: nur auf der Stirn bleibt eine Locke (wie bei den Tiers und Nayer) stehen. Die Freunde der Familie werden bewirthet, wobei, wie bei allen andern Mahlzeiten, Männer und Weiber getrennt sitzen. Für gewöhnlich isst die Ehefrau nach dem Manne aus demselben Geschirr, nachdem sie es gewaschen; ohne es zu waschen, wenn sie zärtlich ist. Mutter und Schwester essen zuweilen gleichzeitig mit dem Hausherrn, aber aus besonderen Gefässen und nicht neben ihm sitzend. Das Kind erhält erst im 5. oder 6. Jahre einen Namen, gewöhnlich den eines Vorfahren. Bis dahin wird es Tuve, Kind, genannt.

Tätowiren ist nicht üblich, aber wenn die Kinder zu laufen beginnen, werden ihnen Nase und Ohren durchbohrt. Knaben sowohl als Mädchen tragen Ohr- und Nasenringe. Aeltere Männer, Väter mehrerer Kinder, pflegen diesen Schmuck abzulegen; auch in Gegenwart höherer Personen werden die Nasenringe in der Regel abgenommen. Es gilt für ein gutes Zeichen, wenn das erste Kind ein Mädchen ist (man glaubt dann auf viele Kinder rechnen zu dürfen); später werden Knaben

1) Nach Buchanan (A Journey through Mysore. London 1807. II. pag. 234) sammeln die Cadar, ein Bergvolk, die Waldproducte in den Anamalaya-Bergen und liefern sie an den Dorfhäuptling, der das ausschliessliche Recht des Einsammelns von der Regierung pachtet. Sie erhalten dafür täglich eine Ration Reiss, etwa 3 d. (= 25 Pf.) im Werth und am Ende des Jahres eine Vergütung für den nach diesem Maassstabe taxirten etwaigen Mehrwerth des Gesammelten.

vorgezogen. Man wendet aber keine Mittel an, um das Geschlecht des Kindes zu beeinflussen.

Träume werden sehr beachtet, ihre Deutung hat sich aus alter Zeit durch Tradition fortgepflanzt. Träumt man z. B. vom abnehmenden Monde, so bedeutet es Tod in der Familie. Besondere Traumdeuter giebt es nicht. Die Kaders sind, wenige Vishnaviten ausgenommen, Sivaiten. Aber auch Sonne und Mond werden als Gottheiten verehrt; man opfert ihnen, wenn die Mittel dazu vorhanden sind, einmal im Jahre, an einem Montage, durch einen besonderen Priester, Reis, Cocos, Bananen, Zucker, Campher, Areca, und wirft sich dann vor der Sonne nieder. Schon früh wird den Kindern die Ehrfurcht vor der Sonne beigebracht; bei Verrichtung der Nothdurft dürfen sie der Sonne nie den Steiss zeigen. Diese Vorschrift scheint bei vielen südindischen Volksstämmen zu gelten.

Während der ersten Menstruation verbleibt das Mädchen in einer besonderen Hütte, die nur Frauen betreten dürfen; am letzten Tage wird sie im Teich gebadet, und den eingeladenen Gästen vorgestellt. Die Heirat findet nicht wie bei den Hindus vorher, sondern nachher, oft ein Jahr später statt, obwohl die Kaders Hindus, d. h. Sivaiten oder Vishnaviten sind, und es bei den meisten Hindus Sünde ist, ein Mädchen erst nach der Reife zu verheirathen.

Der Bräutigam muss sich seine Braut selbst verdienen, da er dem Brautvater durch eigenen Fleiss erworbene Gegenstände oder Geld im Werthe von 20 Rupies und 100 Maass Reis zu geben hat. Dennoch sollen die Ehen nicht sowohl aus Neigung, als nach dem Gesetz, oder dem Willen der Aelteren geschlossen werden. Hat der Mutterbruder eine Tochter, so muss der Sohn, ihr Vetter, sie heiraten; wenigstens darf er ohne Einwilligung des Mutterbruders keine Andre heiraten. Bei der Hochzeit, im Hause der Braut, bindet der Bräutigam selbst das Tali um den Hals der Braut und verspricht vor den geladenen Gästen, sie zu beschützen. Er führt die Braut heim und lebt von nun an getrennt von seinen Eltern. Einige Linderung erhält dies Gesetz durch die Vorschrift, dass die Braut jünger sein muss als der Bräutigam, während der Kallan seine Muhme heiraten muss, selbst wenn er 15, die Muhme 40 Jahre alt ist (s. Madura Manual).

Nach der Heirat lässt sich der Mann die Zähne, nicht wie mehrfach angegeben wird, spitz feilen, sondern behauen. Zu dem Zweck legt er sich nieder, der Zahnkünstler setzt eine Federmesserklinge gegen den Zahn und sprengt, indem er mit einem Hämmerchen dagegen schlägt, kleine Stückchen der Zahnsubstanz von den Vorderzähnen des Oberkiefers, seltener auch des Unterkiefers ab.

Bei den Kaders ist weder Polygamie noch Polyandrie üblich[1]), ein Wittwer darf heiraten, eine Wittwe nicht. Bei Krankheiten wendet man sich zunächst an den Priester; er setzt sich vor den Kranken, reibt ihm heilige Asche auf die Stirn, lässt ihn davon einnehmen und betet innerlich. Hilft das Mittel nicht, so wird auch wohl ein eingeborener Arzt aus der Ebene geholt.

Erkrankt eine Frau, so sucht man zuerst aus der Art, wie die Krankheit sich äussert, zu ermitteln, ob sie auf natürlichem Wege entstanden oder durch einen Teufel veranlasst ist. In letzterem Falle holt man einen Mulcer oder Pulayer (Poliar), der durch seine Zauberkünste ergründen muss, ob und von welchem Teufel die Frau besessen ist. (Männer sollen der Gefahr nicht ausgesetzt sein.) Er plagt das arme Weib so lange, bis es sich auf dem Boden wälzt und der Teufel durch

1) Nach Buchanan l. cit. 238 herrscht Polygamie, und können Wittwen heirathen. Eine Ehebrecherin wird vom ganzen Stamme ihrem Geliebten übergeben, der dem Ehemann Strafe zahlt und sie heirathet.

ihren Mund seinen Namen nennt, und die Ursache, warum er in das Weib gefahren; dann folgen Versuche, ihn auszutreiben.

Bevor die Seele den Körper verlässt, wird dem Sterbenden Reis und Wasser eingegeben. Die Verwandten sitzen um den Todten, die Weiber heulen und singen aus dem Stegreif seine Verdienste. Die Leiche wird gewaschen, mit einem neuen Tuche aus grobem Stoff bedeckt und nach vierundzwanzig Stunden begraben. Der Schmuck, der nur aus Messing besteht, wird nicht abgenommen. Mit der Leiche des Mannes wird eine eiserne Stange, eine Art Brecheisen, ein Waldmesser und ein Feuerzeug begraben, drei Gegenstände, ohne welche der Kader nie in den Wald geht; kein anderes Geräth; man stellt aber einige neue Töpfe auf das Grab. Die Leiche der Frau wird in ihren Kleidern bestattet, aber ohne Hausgeräth. Die Leiche des Priesters wird verbrannt.

In einem Vortrage (1861) sagt Dr. Cleghorn, ehemals Direktor des Forstwesens in der Präsidenschaft Madras, von den Kaders[1]): Drei Stämme bewohnen die Anamalai-Berge, Kaders, Paliars, Malsars. Die Kaders verrichten keine niedrige Arbeiten; wie ihr Name andeutet, sind sie die Herren der Berge. Sie tragen Lasten aus Gefälligkeit, sind ausgezeichnete Führer und Gehülfen des Jägers, fühlen sich aber tief gekränkt, wenn man sie Kulis nennt. Sie sind wahrhaft, zuverlässig und gefällig, und haben einigen Einfluss über die Malsars und Paliars. Sie sind klein von Statur, sehen Afrikanern ähnlich, haben lockiges (curly), hinten in einen Knoten zusammengebundenes Haar und feilen die vier Vorderzähne des Oberkiefers spitz.

Aehnlich hatte Lieutenant P. E. Connor[2]) die Cowder geschildert: „Platte Nasen, robuster Körperbau, dunkle Hautfarbe, zuweilen lockiges Haar und grosse weisse, sägenförmig gefeilte Zähne geben ihnen ein afrikanisches Ansehen.“

Während mehrere Autoren die Dravidier ohne Weiteres von Mongolen abstammen lassen, andere in den wilden Stämmen deutlich Negerblut erkennen, erklärt Sir Walter Elliot (l. cit. 121), dass er während seines vierzigjährigen Aufenthaltes in Indien niemals Anzeichen ächt mongolischer Züge, noch weniger Negerblut wahrgenommen habe. Aehnlich spricht sich Bischof Caldwell aus. Ich freue mich, dass meine eignen Wahrnehmungen, soweit sie reichen, mit denen dieser beiden grossen Autoritäten im Ganzen übereinstimmen; auch ich habe nie in der Bevölkerung der Ebene mongolische oder Neger-Gesichtsbildung wahrgenommen. Einzelne Ausnahmen in abgelegenen Localitäten scheinen aber doch vorzukommen: man vergleiche die Zeichnungen, einen Kader und eine Cherumar-Frau (Sklaven-Kaste in Malabar) darstellend, Taf. XV, deren Aussehen an eine Chinesin erinnert, während die Photographie, P. of India VIII, Nr. 430, wie mir scheint, eine Aehnlichkeit mit den Negritos der Philippinen andeutet.

Ich erlaube mir noch zu bemerken, dass die Kaders, die mich, Dank der freundlichen Vermittelung des Hrn. Mackenzie, in Coimbatore besuchten, durch ihr breites, flaches Gesicht, die weit- und bei manchen Individuen schiefstehenden Augen viel eher an Mongolen, als an Afrikaner erinnerten, vergl. Taf. XV; lockig liess sich ihr Haar allenfalls nennen, wellig wäre aber eine mehr zutreffende Bezeichnung; endlich sind ihre Zähne, von denen ich theils Zeichnungen, theils Wachsabdrücke nahm, nicht spitz gefeilt, sondern nach dem oben beschriebenen Verfahren durch Behauen verziert, auch ist die Behandlung nicht auf die vier

1) Forests and Gardens of South India 297; die Stelle ist auch im Auszuge im Imperial Gazetteer of India I, 191, enthalten.

2) On the hill-tribes of Travancore, Madras Journal of Science and Literature 1833, 1.

Vorderzähne des Oberkiefers beschränkt (s. Fig. 1, 2, 3 und 4a und b nach Zeichnungen, und Fig. 1a u. b, 2a u. b, 3, 4, 5 und 6 nach Wachsabdrücken).

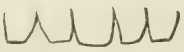
Fig. 1. 

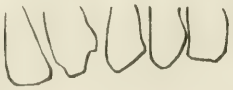
Fig. 2. 

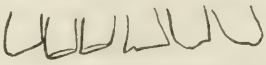
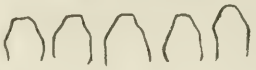
Fig. 4a.  Oberkiefer.

Fig. 4b.  Unterkiefer.

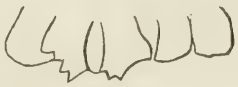


Fig. 3.

Fig. 1a.

Fig. 1b.

Fig. 2a

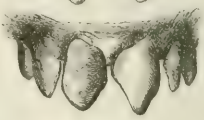
Fig. 2b 

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Die Mulcers, die mich zugleich mit den Kaders in Coimbatore besuchten, liessen sich zwar messen und zeichnen, es gelang mir aber nicht, zuverlässige Nachrichten über ihre Sitten von ihnen zu erhalten. Den ausführlichsten Bericht über sie finde ich in Buchanan loc. cit. II, 383, auf den ich hiermit verweise.

Dr. Day (The Land of the Permauls, Madras 1863, pag. 330) erwähnt die Mulcers Kardah (Kaders) nur beiläufig.

Im Imperial Gazetteer of India I, 191, heisst es von den Malassers (Mulcers), sie seien leichter, als die übrigen Stämme der Anamallyberge, der Civilisation zugänglich, und gingen gelegentlich zum Feldbau und zum sesshaften Leben über.

Dr. Cleghorn (l. cit. 298) schildert sie als sehr geschickt im Erklimmen hoher Bäume und steiler Felswände. Sind keine Aeste vorhanden, so treiben sie Bambusspliesse in den Stamm und bilden so eine Leiter. Eine steile Wand erklimmen sie mittelst einer aus Rotang-Ringen gebildeten Kette, die oben festgemacht, zuweilen 50 bis 80 Fuss tief an der Wand herabhängt.

(15) Hr. Treichel-Hoch-Paleschken übersendet folgende Mittheilung über

Volksheilmittel gegen die Wasserscheu.

Da ich in meinen Nachträgen zu den Tolltafeln (Sitzung vom 16. Juli 1881) als Volksmittel dagegen nachträglich das Mittel anfügte, dass im Mai gesammelte

Käfer in Spiritus aufbewahrt und dann mit Butter eingegeben werden, den Käfer jedoch laut Ueberlieferung einen Maikäfer benannte, so bin ich darüber von verschiedenen Seiten rectificirt worden und kann zur Sicherstellung der Wahrheit also nicht umhin, zu erklären, dass die in Gebrauch genommene Coleoptere nicht der Maikäfer (Melolontha), sondern der Maiwurm, auch Oelkäfer, Meloë proscarabaeus L. (M. majalis) ist, der früher häufig auch in Apotheken (teste Stadtrath Helm in Danzig) verkauft wurde, indessen schon 1835 nach A. E. Preuss (Preuss. Landes- und Volkskunde, Königsberg, S. 211) seinen übergrossen, früher auch in naturgeschichtliche Werke (vergl. Ph. Jac. Beumer's Naturgeschichte) übernommenen Kredit als Heilmittel gegen die Wasserscheu verloren hatte.

Dass sein abusiver Gebrauch nicht bloss in Westpreussen (von hier erfuhr ich noch, dass ein Maiwurm für einen Knaben von etwa 10 Jahren schon zu viel sei, da er davon wie todt hinfalle und nur durch Milch als Gegenmittel zu retten sei) und Posen gilt, sondern auch in Nieder-Schlesien, bezeugte mir Hr. R. G. B. Schuch in Alt-Grabau. Der Wurm wird in ein Gefäss mit Oel zur Aufbewahrung hineingethan, wo er natürlich sofort stirbt und sich allmählich auflöst, und dann von dem Gemenge dem Gebissenen löffelweise eingegeben.

Nach einem Pommerschen Recepte (teste Prediger Freitag) muss der Maiwurm in Honig getödtet werden, der auf dem Lande ein ohnehin viel gebrauchtes Heilmittel (Halsleiden, eiternde Wunden und Geschwulst) ist.

Dieser dunkelblaue, stahlglänzende Käfer mit sehr dickem und weichem Hintertheile, das die kurzen Flügeldecken nicht einhüllen, sondert beim Berühren aus den Gelenken einen gelben Saft aus, der am Ende, weil er etwas ätzend ist, für heilsam gehalten wurde. Beim Einfangen ist deshalb Vorsicht anzuwenden, damit dieser Saft nicht verloren gehe. Der Käfer wird als häufig für Westpreussen angegeben, jedoch bemerkte ich ihn hier niemals und Hr. Schuch nur zwei Male, in Kartoffelfeldern und auf der Brache. Seine Larven klettern an den Pflanzen bis zur Blüthe empor, klammern sich an die Honig suchenden Bienen an und werden so in deren Stöcke getragen, um sich's dort bis zur Verpuppung wohl sein zu lassen.

Uebrigens soll es die Larve von Meloë variegatus Donov. sein, welche den Bienenthieren Schaden und Tod verursacht, wie grössere Bienenzüchter beobachteten und in Zeitschriften berichteten, nicht der Maiwurm. (Vergl. Preuss. Bienen-Zeitung 1881, Nr. 8).

Da die in meinem Nachtrage gegebenen Anfügungen als Volksheilmittel einen ethnologischen Platz beanspruchen konnten, so füge ich hier sogleich ein anderes, ebenfalls spruchloses Volksheilmittel hinzu. Es ist das ein **Tollstein**. Leider kann ich über dessen Wesen nichts beibringen, da ich ihn niemals zu Gesichte bekam. Doch mag die folgende Geschichte, welche ich der Mittheilung von Hrn. Lehrer Uthke in Neu-Kischau verdanke, für seinen Gebrauch sprechen.

In Grunau, hinter Konitz, wurde vor etwa 25 Jahren eine Frau (Nimtz) derartig von einer tollen Katze in die Backe gebissen, dass letztere erschlagen und in ihren einzelnen Theilen mit Brecheisen entfernt werden musste. Da sich im Besitze eines Mannes (Mantei) in Lobsens „der Tollstein" befinden sollte, so wurde dieser geholt und an die Backe gelegt, woran er sich gänzlich festsog und nach 32stündigem Festsitzen alles Gift herausgezogen hatte, so dass jene Frau noch heute ganz gesund am Leben ist.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Tollstein ein ebenso poröser Stein sein, wie der Blutstein, welchen das Volk innerlich gegen das doch mehr äusserliche Uebel des Verhebens gebraucht.

Nach einer früheren Mittheilung des Hr. Ober-Postsecretairs R. Schück,

jetzt in Breslau, entsinne ich mich, von einem ähnlichen Steine gehört zu haben, der sich im Besitze einer hochadeligen Familie in Schlesien befinden und schon oft Heilung, namentlich in Fällen der Tollwuth, gebracht haben soll.

Als ich mich kürzlich an den genannten Herrn wandte mit der Bitte um genauere Auskunft, was er Weiteres über diese Sache gehört habe, war er anstatt dessen so freundlich, mir die folgenden, diesen Gegenstand mit betreffenden Auslassungen aus Rübezahl (Schlesische Provinzialblätter, Herausg. Theod. Oelsner) zur Orientirung zu übersenden, welche jedenfalls die Unschädlichmachung des Giftes, wie des tollen Hundes, so der Otter, behandeln.

Schlangenstein, Giftstein. (N. F. Jahrg. IX. 1870. S. 352.)

„Gelegentlich der Berichte, welche kürzlich die Zeitungen über ministerielle Nachforschung wegen der Geheimmittel gegen den Tollhundsbiss brachten, Folgendes:

Es ist ein weit verbreiteter Glaube, dass es Schlangensteine giebt, auch Giftsteine genannt, die, wenn man sie auf eine durch Schlangenbiss oder durch Biss eines tollen Thieres entstandene Wunde legt, das Gift daraus in sich saugen und somit unschädlich machen. Sie saugen sich fest, bis sie ihr Werk gethan, dann fallen sie ab. Ein angeblich solcher Stein befindet sich seit Jahren in meinem Besitz: ein oben zum Ringstein facettirt geschliffener, linsenförmiger, augenscheinlich metallischer Körper, auf der Schlifffläche silberweiss, mit einem Schein in's Gelbliche, unten matt und rauchgrau. Hat sonst Jemand einen sogenannten Schlangenstein gesehen, stimmt diese Beschreibung mit ihm überein, oder ist jener nur ein beliebiges Stück Metall? Was weiss man überhaupt Genaueres von dem Gegenstande, woraus besteht der sogenannte Schlangenstein, woher stammt der Glaube an ihn? Mit dem meinigen, der übrigens aus dem Nachlass eines Chirurgus alter Schule herrührt, Versuche zu machen, habe ich glücklicherweise keine Gelegenheit gehabt, und mich seinetwegen experimentell von einer *Coluber berus* beissen zu lassen, spürte ich keine Neigung; das Opfer für die Wissenschaft dünkte mich bei der Unsicherheit des Ausganges zu wenig homöopathisch. Oe. (Theod. Oelsner †.)

Erste Antwort. (Ebenda S. 403.)

Schlangen- oder Giftsteine. Bezugnehmend auf die Frage im Juliheft erlaube ich mir Folgendes mitzutheilen:

Der Graf Sandretzky-Sandraschütz (Grundherr von Langenbielau) befand sich vor etwa 20 Jahren im Besitz sogenannter Giftsteine, die jedes Gift, selbst das von tollen Hunden, unfehlbar und gänzlich entfernten. Die Kurmethode war die allereinfachste: Ein Stein wurde auf die Wunde gelegt, er saugte sich dort fest, und fiel ab, sobald er vom Gifte gesättigt war; man ersetzte ihn dann durch einen anderen so lange, bis keiner mehr haftete, was das Zeichen war, dass kein Gift im Körper mehr weiter vorhanden. Die giftgetränkten Steine wurden in lauwarme Kuhmilch gelegt, dadurch schied sich das Gift wieder aus. Der Graf führte alle Kuren meist selbst aus und vertraute seine Steine nur höchst selten anderen Händen an. Diese Steine sollen von Missionären aus Ostindien mitgebrachte „Cobrasteine“ sein, und sollen sich die kleinen, schwarzen, runden Steine, wie die Eingebornen behaupten, im Kopfe der Brillenschlange, Cobra capello, befinden; einer anderen Angabe zufolge sind sie ein Gemisch heilsamer Arzneistoffe, deren Combination ein Geheimniss der Braminen und der Franziskaner auf Manilla sei. Neuerdings behauptet man, dass sie aus dem Inneren des Horns des Rhinoceros gewonnen seien.

Die gräflich Sandretzky'schen Giftsteine habe ich nicht zu sehen Gelegenheit gehabt, habe aber einen anderen, im Besitz des Gerichtsscholzen Hrn. Junge zu

Wüstewaltersdorf befindlichen Schlangenstein in Augenschein genommen. Dieser Stein sieht aus wie ein kleiner, schwarzer Kiesel mit einigen weissen, bandartigen, schmalen Streifen; er ist etwa so gross wie ein Taubenei und nur zum Theil glatt und rund, die eine Stelle ist Bruchseite und lässt den Durchschnitt deutlich sehen, der die weissen Quarzstreifchen ebenfalls zeigt. Das Gewicht erreicht das eines Kieslings von gleicher Grösse nicht. Der letztgedachte Stein hat in hiesiger Gegend, überall wo er angewendet wurde, geholfen. Hr. Junge giebt ihn gegen eine Empfangsbescheinigung der Ortsbehörde aus. Das Verfahren bei Anwendung ist dieses: Zuerst wird die Wunde gereinigt; blutet sie nicht, wird die Blutung durch einen kleinen Einschnitt bewirkt. Erst dann wird der Giftstein aufgelegt, welcher an der Wunde fest hängen bleibt und nicht eher abfällt, als bis er vollgesogen ist. Ist dies geschehen, wird der Stein in warme Ziegenmilch gethan, wo er sich reinigt, d. h. das eingesogene Gift von sich giebt. Nachdem dies geschehen, wird er wieder angelegt, und wird so lange in dieser Weise fortgefahren, bis er nicht mehr hängen bleibt. Alljährlich kommen solche Fälle vor, wo der Junge'sche Stein aufgesucht wird, besonders bei den im Gebirge so häufig eintretenden Otterbissen. Da ist nun der qu. Stein stets ein probates Mittel gewesen. (F. Zeh, Lehrer in Alt-Friedersdorf bei Wüstewaltersdorf).

Zweite Antwort. (Ebenda S. 562.)

Ein solcher befand sich im Besitz der Frau Gräfin Eloise von Matuschka in Pitschen bei Ingramsdorf und kam zuweilen in Anwendung. Ob eines der Kinder der vor einigen Jahren verstorbenen Gräfin den Stein geerbt hat, ist mir unbekannt. T.

Dritte Antwort. (N. F., J.-G. X. 1871. S. 186.) Giftsteine, Schmucksteine, Schlangensteine.

„Die sogenannten Giftsteine, welche man früher als Schmuck auf Schnallen u. s. w. trug, sind Schwefelkies, welcher einen schönen Glanz hat, wenn er geschliffen ist. Schlangensteine sind solche, welche das Gift von Schlangen- oder Otterbissen aus der Wunde ziehen; sie werden, nachdem sie das Gift an sich gesogen, in Milch gelegt, welche ihnen das Gift wieder entzieht und sie zu neuem Gebrauch befähigt. Dergleichen Steine werden hier fast alle Sommer von den beim Holz- oder Beerensuchen von Ottern Gebissenen benutzt und retten dieselben jedesmal, selbst wenn die betroffenen Glieder schon sehr geschwollen sind. Dergleichen Steine befinden sich in mehreren herrschaftlichen Familien Schlesiens, so beim Hrn. Grafen Sandreczki auf Langenbielau, wo sie viele Personen geheilt haben.

(16) Hr. Treichel schickt Beiträge

zur Prähistorie des westpreussischen Kreises Carthaus nach den Akten des dortigen Landrathsamtes.

Für die damals noch vereinigten Provinzen Ost- und Westpreussen erliess von Königsberg aus am 29. Juni 1825 der damalige Ober-Präsident von Schoen ein gedrucktes Circular an alle Landrathsämter seiner Provinz, nach welchem es für die älteste Geschichte und Landeskunde Preussens von grosser Wichtigkeit sei, zu wissen, wo ausser den bekannten Ordensburgen in den verschiedenen Landschaften Preussens auch noch andere, besonders heidnische Burgen oder alte Verschanzungen befindlich gewesen sind. Es sei bekannt, dass man öfters noch sehr kenntliche Spuren von solchen alten heidnischen Burgen, sonstigen Befestigungen und Verschanzungen vorfindet und sie gewöhnlich mit dem Namen Schwedenschanzen

bezeichnet. Es sei wünschenswerth, genaue Angaben über diesen Gegenstand zu erhalten, und würden demgemäss die Herren Landräthe ersucht, sich der Ermittelung derselben in ihren Kreisen gefälligst zu unterziehen und sich bei der Sammlung ihrer Nachrichten die nachfolgenden Punkte zur Richtschnur dienen zu lassen:

1. Bei welcher Stadt oder Dorf oder an welchem See sich eine solche Befestigung befinde und wird die Angabe dieser Lage so genau als möglich gewünscht, um zur historischen Benutzung dienen zu können.
2. Wie die jetzige Beschaffenheit ist oder wie sie nach „aufbehaltenen" örtlichen Nachrichten früher gewesen, z. B. ob Mauerwerk, Graben u. dergl. vorhanden gewesen.
3. Wie die örtliche Beschaffenheit in der Umgegend der Burg oder Befestigung ist, ob in der Nähe ein Berg, Fluss, See u. dergl. vorhanden ist oder früher dagewesen.
4. Welche Nachrichten sich über den Zweck und die Beschaffenheit solcher Befestigungen, ausser etwaigen schriftlichen Nachrichten, im Munde des Volkes erhalten haben.

Es ist klar, dass bei diesem Appell an das Volk via Landrath und Gutsherrschaft sich dasselbe nach seiner Weise und Auffassung geäussert haben wird. Aus seinem Munde wird durch Zudichtung von einer Sache mehr gemacht worden sein, als nöthig war, oder auch je nach Fleiss und Befähigung des lenkenden Individuums öfters ein weniger gegeben worden sein.

Mir liegt heute ein Fascikel aus den Akten des Landrathsamtes des westpreussischen Kreises Carthaus vor, dessen damaliger Landrath von Groddeck von seiner Residenz Fitschkau aus, einem Dorfe in jenem Kreise, wo es noch heute keine Stadt giebt, sich der angestrebten Sache ersichtlich mit allem Eifer angenommen (10. Juli 1825) und auch selbst den Entschluss zur persönlichen Inaugenscheinnahme nach geschehener Meldung gefasst hatte.

Da in diesem Aktenstücke trotz der reichen historischen Vergangenheit, die sich namentlich um die Klöster Zuckau und Carthaus als Mittelpunkte gruppirt, nur verhältnissmässig wenige Antworten eingegangen sind, welche ausserdem, eigentlich vom gesteckten Ziele abweichend, sich auch mit Herzählung von Urnenfunden beschäftigten, so mag eine Sichtung des vorliegenden Materiales nach dieser prähistorischen Seite hin von einiger Bedeutung erscheinen, so dass ich mich dieser gern unterziehe, um damit einen Beitrag zu liefern für die damalige Auffassung dieses Wissenschaftszweiges und somit zur Geschichte der Prähistorie. Auch glaube ich damit nichts Altes zu geben, weil, soweit mir bekannt, diese damaligen Angaben wohl noch immer im Königsberger Archive schlummern. Angedeutete Historica, falls sie im Gemenge liegen, werde ich, wenn angebracht erscheinend, ebenfalls mit in den Kauf geben müssen. Die beregten Schanzen, wozu ich die im Originale beigefügten Originalzeichnungen zu copiren versuchte, bedürfen noch weiterer, späterer Untersuchung, da sie vielleicht älterer Zeit angehören mögen.

Hinzufügen will ich noch, dass dem Fascikel mitten eingeheftet vier Halbbogen vorgefunden wurden, auf welche ich zuerst als auf den eigentlichen Kernpunkt durch Güte des zeitigen Landraths, Freiherrn von Schleinitz, aufmerksam gemacht worden war, weil sie am Ende einen Theil der vom letzten Carthäuser Prior Georg Schwengel abgefassten historischen Niederschriften bilden möchten, wovon das erste Blatt in lateinischer Sprache die angefangene Ausarbeitung der für Preussen wichtigen Kriegsjahre um 1734, die übrigen drei Blätter jedoch allem Anscheine nach nur die hingeworfenen Grund-

lagen zu einer Geschichte der früheren Jahre des vorigen Jahrhunderts in deutscher Sprache enthalten, eine Art Chronik für die Carthause, woraus, neben begangenen Grausamkeiten und Kriegsräubereien, besonders starke Erpressungen von allen kriegführenden Mächten und Parteien, Freunden, wie Feinden, hervorgehen, so dass die Carthause zu Bereza, wie sie sich auffälliger Weise hier nennt, wahrlich immer nur im feindlichen Gebiete gelegen haben muss. Scriptor constatirt noch die besondere Thatsache, dass im Laufe des Jahres 1707 (oder 1706) dort die drei Könige Carl XII. von Schweden, Stanislaus I. Leszczinski und August II. von Polen gewesen seien. Obschon es unerfindlich erscheint, wie diese vier Halbbögen in jenes Aktenstück hineingekommen, wird man wohl leicht das Richtige treffen mit der Annahme, dass diese Blätter, ihren klösterlichen Ursprung vorausgesetzt (allerdings sind Schrift und Ausdrücke alt!) bei Abgabe der anderen archivalischen Bestände nach Königsberg aus Versehen zurückblieben, im Amte aufbewahrt und damals in dies die Antiquitäten behandelnde Aktenstück mit eingeheftet wurden. Ueber diesen historischen Fund soll an einer anderen Stelle gesprochen werden.

Zuerst wandte sich nun der Landrath an Personen aus seinem Kreise, von welchen ihm einschlägige mündliche Mittheilungen schon früher gemacht worden waren oder welche Güter mit ihm selbst bekannten Verschanzungen besassen. Hören wir die abgekürzten Antworten!

Hr. Dannehl aus Buschkau (21. VIII. 1825) hat drei Urnen (dieser Ausdruck war also schon bekannt!) auf seinem Felde beim Aufräumen von Steinen gefunden. Selbige sind bis auf eine an Dr. Diesburg in Danzig überlassene zerbrochen. Die Form war die bekannte Kaffeekanne, wie auch aus der Zeichnung hervorgeht. Ihre Höhe betrug 10 Zoll und die Breite im Bauche 6 Zoll. Darin befindlich waren verbrannte Knochen und Grand (also Erde). Sie lagen 1½ Fuss tief in der Erde unter Steinen. Ihre Lage war durch keine Merkmale in der Umgebung kenntlich gemacht und nur Zufall liess sie finden.

Hr. Gericke aus Gross-Czapielken (28. VIII. 1825) schreibt, er habe mehrere mit Steinen rund umfasste Grabmäler, eine Ruthe im Durchmesser breit, auf seiner Feldmark vorgefunden, aber der Kosten wegen noch keine derselben aufgraben lassen.

Hr. N. aus Zalenze (14. IX. 1825) antwortet nach früheren und jetzigen Nachforschungen, dass weder die ältesten Einsassen von ihren Eltern irgend Etwas über dortige Burgen, Schlösser und Verschanzungen gehört haben, noch sich auch jetzt selbst in Waldungen Spuren davon bemerkbar machen. Doch habe vor ungefähr 30 Jahren ein 80jähriger Mann dort gelebt und nach Relationen von seinen Voreltern ziemlich umständlich von einer einstmals bei Mehlke (wohl Mahlkau?), Exau und Seefeld zwischen Schweden und Polen vorgefallenen Schlacht erzählt, was sehr viel Wahrscheinlichkeit habe, weil, wie allgemein bekannt, an einer dicht an der sog. Mirchauer Landstrasse belegenen Anhöhe früher eine Menge Menschenknochen, selbst ganze und halbe Menschenschädel sichtbar und dann ein oder mehrere Male aufgelesen und im Knochenhause zu Seefeld aufbewahrt wurden. Auch jetzt noch würden öfters durch starke Regengüsse dergleichen Menschenknochen von Neuem ausgespült. — Gerade über dieser Anhöhe, dicht an dem Mühlenflusse zu Mehlke, ist eine wahrscheinlich durch Menschenhände aufgeworfene Erhöhung noch vorhanden, welche wegen ihrer Regelmässigkeit für eine sehr starke Schanze zu achten ist, zumal sie die vorher erwähnten Anhöhen wo nicht ganz dominirt, so doch wenigstens vollkommen im Gleichgewichte hält. Der Kern dieser Schanze wird jetzt als Acker benutzt, aber nicht die Böschungen, weil diese zu steil sind. — Autor erinnert sich der Vorweisung eines Manuscripts über die Ent-

stehung der Kirche jener Gegend durch den damals noch lebenden Carthäuser Prior, worin vielleicht mehr zu finden. Auch weiss Autor den Aufenthalt König Carl's XII. von Schweden (Hauptquartier) und des Stanislaus I. (Zuflucht) in Carthaus, aber nur als Sage.

Da ausser diesen wohl mit besonderer Zuschrift bedachten Herren alle weiteren Stimmen auf die landräthliche Verfügung vom 10. Juli schwiegen, so erging denn am 9. September 1825 nochmals eine besondere Doppel-Currende an alle adeligen Dominien herum, (die eine cursirt vom 17. IX. bis mindestenz 2. X., die andere vom 16. IX. bis 27. IX.: ein Zeichen der Zeit!), aus welcher ich noch von den dort marginaliter notirten, oft ebenso wundersamen, wie auch verwundernden, oft stereotypen Vermerken die folgenden hervorhebe.

Während Mariensee (? hier ist später sehr viel gefunden), Rheinfeld, Krissau, Bortsch, Fitschkau (auch der Herr Landrath will später einreichen!), Slawkau, Brodnitz, Borszistowo, Czeszenie, Koszitzkau, Mehsau, Kobissau, Czettschau, Warzenko, Mieschau, Pempau, Leesen, Borkau, Neu-Glintsch jede beanspruchte Auskunft über hergehörige und nicht hergehörige Antiquitäten verneinen, antworten thatsächlich hergehörig unterm 19. IX. nur:

1. Lappin: das (herrschaftliche) Wohnhaus, ein Landsitz der alten Ritter, trägt Merkmale alter Befestigungen vom 15. Jahrhundert hinaus.

Nach Hirsch a. a. O. S. 67 gehörte das seinen Panen um 1429 vom Orden genommene Rittergut Lappin dem St. Elisabeth-Hospitale in Danzig und wurde nebst den anderen hergehörigen Gütern Fidlin und Mankeczin vom Hofe zu Lappin aus von einem, vom Ordens-Spittler eingesetzten Hofmeister mit einem reichen Inventar von Acker- und Wirthschaftsgeräthen, sowie von Viehbestand (um 1450 sehr reichlich mit 36 Zugpferden, 31 Kühen, 43 Rindvieh, 60 Schweinen) bewirthschaftet.

2. Fidlin (A. Hohnfeld): vor etwa 2 Jahren, beim Grabenziehen um den Kirchhof, fanden sich Spuren alter, heidnischer Grabmäler, die in thönernen Urnen bestanden, welche aber an der Luft zerfielen.

Exau und Tokar (Lesse) wollen besonders berichten, ohne dass aber ihr etwaiges Schriftstück bei den Akten liegt. Das aufgeforderte Nestempol berichtet später. Von den Bauerdörfern berichtet einzig nur der Schulze aus Kaminitza (Bernath) und verfehlt nicht, ganz gehorsamst anzuzeigen, dass dort sich — keine alten Verschanzungen befinden.

Intendantur Carthaus (Kohtz?) antwortet (17. IX.) nach Hörensagen: 1. Es soll hinter dem Grzybnoer See in gerader Richtung zum hiesigen Kloster eine Schwedische Schanze gewesen sein und denkt man sich noch Rudera davon; indessen ist darüber selbst im hiesigen Kloster-Archive nichts vorzufinden. 2. Auch soll auf einer kleinen Insel, welche in dem Radaune-See neben dem Dorfe Chmielno gelegen ist, vor mehreren hundert Jahren eine Burg gestanden haben, dessen Bewohner die Kirche zu Chmielno fundirten; es sollen dort auch noch alte Mauerwerke auf einigen Stellen vorgefunden werden, woraus gefolgert wird, dass diese Insel bebaut gewesen sein muss; aber auch dieses sei nur eine Volkssage.

Es ist zu verwundern, dass im Anschlusse an diese sog. Sagen aus weiteren Gebieten nicht als allernächstes der bei Carthaus gelegene Spitzberg mit der alten, noch darauf befindlichen, aber stark verfallenen Kapelle und gerade als alte Baulichkeit das dortige Kloster aufgeführt wurde. — Ueber die Schanze bei Chmielno folgt später ein anderer Bericht. — Uebrigens ist Näheres darüber in einem Aufsatze des verstorbenen Prof. Hirsch: Geschichte des Carthäuser Kreises (erschienen in Zeitschr. des westpr. Gesch.-V. Heft VI, Danzig 1882) zu finden, welcher im

ersten Abschnitt auch die prähistorischen, hier also unterdrückten Funde dieser Gegend bis auf seine Zeit ausführlich behandelt und natürlich darin selbst viel von denjenigen Ortschaften her kennt, deren Abweisungen wir oben gelesen haben. Mit der Zeit, bei stärkerem Suchen und mit geübteren Augen ist aber die Ausbeute eine grössere geworden und wird auch noch mehr ergeben!

Dominium Wyczechowo (gewiss identisch mit Fitschkau, dem damaligen Landrathssitze, also v. Groddeck, 20. IX.) schreibt: In der Mitte einer ganz ebenen Wiese, hart am Radaune-Strome, liegt eine unnatürliche, einer Schanze sehr ähnliche Erhöhung mit Gängen und Abstufungen. Dieser Berg wird von den alten Leuten die Schwedenschanze, auch Schlossberg genannt. Nachgrabungen sind bis jetzt nicht veranlasst worden, sowie es nicht gelang, etwas näheres über den Zweck des Berges zu ermitteln.

Diese Localität hatte ich noch niemals als Besonderheit nennen gehört und muthmaasse deshalb, dass hier noch Vieles zu machen sein wird.

Aus einem Original-Vermerke des Landraths v. Groddeck (21. X.) ersehe ich, dass er auf eine ebenfalls Schwedenschanze genannte, sehr starke Erhöhung bei Tuchlin, wovon ihm doch inzwischen Kunde gekommen sein muss, lossteuert und sich deshalb an den damaligen Besitzer v. d. Marwitz mit einer Einladung zur gemeinsamen Ocular-Inspection wendet. Indessen findet sich weiter kein Bericht bei den Akten, sondern nur eine Zeichnung, auf deren Abklatsch ich ver-

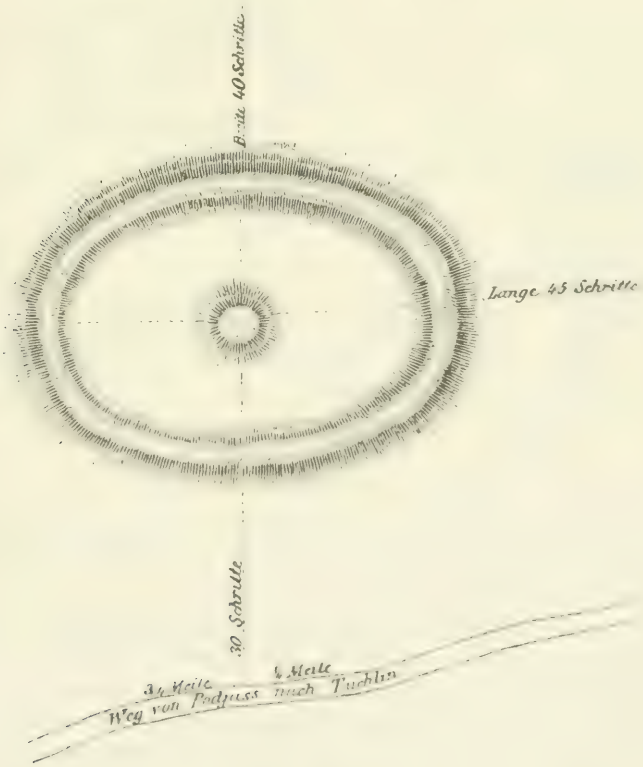


Fig. 1.

weise. (Holzschn. Fig. 1.) Ganz in der Nähe liegt jetzt das Gütchen Tuchlinek, eine Attinenz. Auf dem Berge soll nach Aussage ältester Leute früher eine hölzerne

Kirche oder Kapelle gestanden haben und mögen sich Ziegelspuren wohl auch noch jetzt vorfinden.

Am 8. X. reicht Nestempohl (v. Wolski) seinen Bericht ein. Bei der dortigen Attinenz Richtowo, unweit des Radauneflusses, befindet sich ein runder, hoher, unbewachsener Berg, Schlossberg genannt, auf welchem oben eine Tiefe befindlich, als von einem Keller. Nicht mit schriftlichen Beweisen belegt, sondern nur eine Sage längst verstorbener Menschen, von denen Schreiber es hörte, ist's, dass vor einigen hundert Jahren, vielleicht noch zu heidnischen Zeiten, auf diesem Berge ein Schloss soll gestanden haben, in welchem das Gericht abgehalten wurde. Es ist das aber auch wahrscheinlich, weil auf diesem Berge noch Grundmauern von etwaigen Gebäuden vorhanden und zu sehen sind, nehmlich gemauerte Fundamente von Feldsteinen mit Kalk und Stücke von alten, grossen Ziegeln, mit Erde be-

Fig. 2.

wachsen. Die Wahrscheinlichkeit dieser Sage kann man sich aus der Benennung dieses Grundstückes, welches Richthof heisst, und aus der Benennung dieses Berges, welcher Schlossberg genannt wird, leicht bestätigen.

Wie wahr und schlussrichtig hat dieser Mann geschrieben! Freilich giebt's viele Schlossberge, ohne dass gerade auf ihnen Schlösser gestanden und in diesen Gericht gehalten wurde, aber die Bestätigung seiner Folgerung liegt mit Recht gerade in dem Namen Richthof, gleich dem polnischen Richtowo, das noch jetzt existirt. Es ist aber auch geschichtlich bestätigt und erfahren wir aus der oben angeführten Arbeit (S. 33) von Prof. Hirsch, dass in der Zeit der Verwaltung des Deutschen Ordens als Lokale des Gerichts ausser Mirchau und Putzig auch Sulmin genannt wird, Zulmin aber nur der pomerellische Ausdruck für das deutsche Wort Gericht gewesen zu sein scheint; vergl. die Verleihung des jetzt zu Nestem-

pol gehörigen Vorwerks Rechtowo (Gerichtshof) 1526 durch König Sigismund I. zu Polen: curiam nostram Solemyn (germanice Rechtowo).

Eine zweimalige Zeichnung (Fig. 2), wohl von kundiger Hand nach genommenem Augenscheine entworfen, ist als Belag den obigen Auslassungen in dem Aktenstücke beigegeben. Darauf nun finde ich noch die folgenden Notizen.

Der Schlossberg ist ohngefähr 30 bis 40 Fuss hoch und hat von der einen Seite die Form eines stumpfen Kegels. Die Seite nach dem Walde zu hat kein Thal, sondern es stösst die obere Fläche unmittelbar mit dem Felde zusammen. Dieselbe enthält im Durchmesser etwa zwischen 24 bis 30 Schritte.

Da nun die Carthäuser Intendantur auf Chmielno aufmerksam gemacht hatte, so wendet sich der Herr Landrath flugs (wir entnehmen daraus seine eigene Animosität und scheinbar starke Vorliebe für die Sache selbst!) nach dem alten und in unserer Districtsgeschichte oft und mit Ruhm genannten Chmielno (Chmiel = Hopfen), und natürlich an wen anders, als an den dortigen Pfarrer, Namens von Tempski, der aber seinerseits (7. XI.) einem nach seiner Wissenschaft bereits abgeschickten Specialberichte eines Rittmeisters von Malottki zu Czeszenie nichts Weiteres hinzufügen zu können erklärt.

Hören wir also die von Letzterem, der, obschon von militairischem Standpunkte richtig urtheilend, ebenfalls Amateur gewesen zu sein scheint, wiedergegebenen Auslassungen (15. X.), soweit sie uns angehen.

Dicht an dem Dorfe Chmielno, Intendantur Carthaus, ist eine kleine Insel, auf der vor alten Zeiten ein Schloss gestanden hat. Diese Insel liegt zwischen dem Biala- und Klodno-See, ist ungefähr 300 Schritte lang und 120 oder auch 180 Schritte breit. Sie besteht aus zwei Abtheilungen, welche in früherer Zeit durch Wall und Graben abgesondert waren. Soviel sich noch ungefähr erkennen lässt, war auf der von Chmielno aus (eine Karte liegt nicht vor!) ersten und grösseren Hälfte nicht nur der Waffenplatz, sondern auch ein Teich, auf der anderen, kleineren Hälfte ist noch die Spur eines Brunnens, sowie Kohlen und altes Eisenwerk von Aexten, Beilen, Nägeln u. s. w. gefunden worden. Die Insel ist an sich nicht so hoch gewesen und nur durch Kunst und Menschenhände erhöht worden. Nach der Tradition werden selbst noch diejenigen Stellen bezeichnet, woher die betreffende Erde hinzugenommen wurde.

Zu der Zeit, als noch kein Pulver und keine Kanonen waren, hat dieses Schloss vermöge seiner guten Lage zu den festesten Plätzen des Landes gehört und konnte nur durch die grösste Anstrengung und durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden.

Nach der Tradition haben die heidnischen Pomesanen das erste Schloss ungefähr zu Ende des 12. Jahrhunderts zerstört, welches wohl zur Zeit des Polnischen Königs oder Herzogs Boleslaus und der Ankunft des Heil. Albrecht um 1190 geschehen sein kann.

Die Tochter des Fürsten Swentopolk, Damroca, stiftete 1220 unfern der Burg die noch jetzt befindliche Kirche, ging in's Kloster zu Zuckau und starb daselbst 1223.

Fürst Mestwin II. bestätigte und schenkte im Jahre 1283 nicht nur die Kirche und das Dorf Chmielno, sondern auch die Mühle Saworry, Remboszewo, Smentowo u. s. w. dem Kloster Zuckau.

Die 1220 erbaute Kirche, obgleich selbige ganz von Holz ist, steht noch (stand bis 1841) und ist dieselbe bei Vermehrung der Gemeinde durch Anbau vergrössert worden, und zwar:

1. Der Thurm zu Anfang des 15. Jahrhunderts; drei Pfeiler davon sind von

Eichen und einer von Kiefern, aber alle aus einem Stücke, und trotzen sie noch dem Zahne der Zeit.

2. Das Presbyterium, woselbst jetzt der Hochaltar ist, im siebenzehnten Jahrhunderte.
3. Die Kapelle im Jahre 1788.

Dass auf dem Schlosse zu Chmielno einst Fürsten gehauset haben, ist ganz ausser Zweifel, und dass die umliegende Gegend darnach benannt wurde, beweiset eine alte Lehnsurkunde vom Jahre 1354 (? 1358), worin der Comthur und die Ritter zu Danzig das Gut Czeschin im Lande Chmielno an p. p. verliehen. Mehrere Jahre später ist nach einer anderen Urkunde dasselbe Gut Czeschin im Lande Chmielno durch den Comthur und die Ritter von Löwenburg (Lauenburg!) verliehen.

Der hochverdiente Prior Schwengel zu Kloster Carthaus hat viele Notizen über die hiesige Gegend gesammelt und niedergeschrieben, so dass vielleicht aus dessen Schriften, sowie aus dem Archive des Klosters Zuckau noch mehr zu entnehmen wäre.

Allem Anscheine nach ist Berichterstatter, wegen des historischen Theiles seiner Expositionen, den ich nicht näher prüfen will, einer älteren Quelle gefolgt, wahrscheinlich irgend einer historischen Niederschrift des angeregten Priors Schwengel selbst, da Aehnliches sich ergiebt aus E. Strehlke's Abhandlung, Alterthümer des nördlichen Pomerellens in Neue Preuss. Prov.-Bl. A. F. VIII, 1855, S. 49 ff., auch mit übernommen in S. S. Schultze: Beiträge zu einer geographischen und naturgeschichtlichen Beschreibung des Kreises Carthaus (im Programm der Johannisschule zu Danzig 1869).

Hirsch a. a. O. (S. 24) stellt die richtige Verbindung zwischen Prähistorie und Historie her, indem er sagt, dass neben den anderen kleinen Burgen, die hier und da in dieser Gegend angelegt waren, der Hauptort Chmielno eine namentlich hervorgehobene Burg (Urk. 1295 Castrum de Chmelno, noch 1378 Chmelno cum monte castri) gehabt habe, deren Spuren noch heute in der angedeuteten Weise in Erdwällen, welche einen ziemlich kreisrunden Raum umschliessen, sichtbar sind, und welche noch die heutigen slavischen Umwohner Grodzisko nennen.

Es ist richtig, dass in Urkunden von einem Lande Camollen oder Chmelno und von einem Districtus Chmelnensis gesprochen wird.

Jedoch streifen wir hier schon stark in das Gebiet der Geschichte hinüber und müssen also mitsammt den Akten hier den Schluss machen. Nachdem am 9. IX. Ausstand erbeten, scheint endlich nach dem Monitum vom 18. XI. der einschlägige Bescheid auf die allgemeine Juni-Aufforderung an das Ober-Präsidium der Provinz abgegangen zu sein.

Dem Fascikel angeheftet sind Aufforderungen gleicher Art von neuerem Datum, so von 1858 (Regierungs-Verfügung, betreffend Baudenkmäler), von 1874 (Ober-Präsidium zu Gunsten der Sammlungen der Prussia in Königsberg, Ostpr.) und von 1880 (Staatsarchiv zu Königsberg, betreffend Privat-Urkunden), worauf nichts weiter erfolgte, was auch, wenn es erfolgte, für unseren näheren Zweck kaum von Interesse wäre.

(17) Eingegangene Schriften:

1. Beiträge zur Anthropologie Bayerns. Band 4, Heft 4.
2. Foreningen til Norske fortidsmindesmerkers bevaring. Aarsberetning for 1880.
3. N. Nicolaysen, Kunst og Handwerk fra Norges Fortid. Heft 1.

4. Nachrichten für Seefahrer. 1882. Nr. 6, 7, 8, 9.
5. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1882. Nr. 2.
6. Annalen der Hydrographie. 1882. Heft 2.
7. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Bericht 46, 47.
8. Notulen van het Bataviaasch Genootschap. Vol. 19, Heft 2.
9. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde. Vol. 27, Heft 1, 2 und 3.
10. Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap. Vol. 42, Heft 1.
11. Virchow, Die letzten Schicksale und der Tod des Reisenden Johann Maria Hildebrandt. Monatsber. der Akademie. Geschenk des Verfassers.
12. Nicolucci, Sul peso del cervello dell'uomo. Napoli 1881. Geschenk des Verfassers.
13. Atti della R. Accademia dei Lincei. Vol. 6, Fasc. 7.
14. A. L. Pinart, Coleccion de Linguistica y Etnografia Americanas. Vol. IV. S. Francisco. 1882. Geschenk des Verfassers.

Sitzung am 22. April 1882.

Vorsitzender Herr **Virchow**.

(1) Die Gesellschaft hat aus der Zahl ihrer correspondirenden Mitglieder eines der am meisten hervorragendsten verloren, dessen Verdienste zu schildern einer späteren Zeit vorbehalten bleiben muss. Charles Darwin ist ziemlich unerwartet aus seiner reichen Thätigkeit dahingeschieden. Sein Andenken wird für immer unverloren sein.

Am 11. d. M. ist hochbetagt, im 87. Lebensjahre der Hofrath Dr. M. F. Essellen in Hamm gestorben, der unermüdliche Erforscher des Lippe-Gebiets, namentlich der Gegend der Varus-Schlacht.

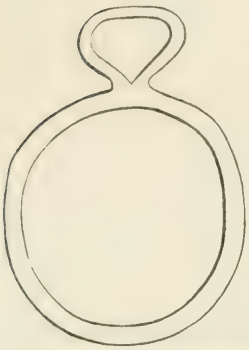
Als neue Mitglieder sind angemeldet:
Hr. Kaufmann A. Nagel, Passau.
Hr. Bauführer Weissstein, Berlin.

(2) Fräulein J. Mestorf übersendet eine Mittheilung

über gewisse typische Bronzeringe.

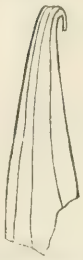
Das Museum vaterländischer Alterthümer in Kiel besitzt eine Anzahl eigenthümlicher Bronzeringe, deren einstmalige Nutzanwendung noch nicht klar liegt. Es sind dies gegossene Ringe von verschiedener Grösse (innerer Durchmesser 5 bis 7,5 *cm*) und mit einer angegossenen, dreieckigen oder bogenförmig gerundeten Oehse, die etwa zum Durchziehen eines Riemens taugte. Das einfache Modell scheint aus Thon hergestellt zu sein, indem derselbe zu einer dünnen Stange ausgerollt und diese zu einem Ring zusammengebogen wurde. Aus einem zweiten Stückchen wurde die Oehse gebildet, indem man die Enden etwas abspitzte und an den Ringkörper andrückte. Bei einigen Exemplaren lässt sich dies deutlich beobachten. Fast sämmtliche Ringe zeigen Spuren von Abnutzung durch Reibung, indem die Stärke des Ringkörpers ungleich und sichtlich an der inneren Seite ausgeschlissen ist. Unter den 16 schleswigholsteinischen Ringen, die mehr oder weniger vollständig im Kieler Museum bewahrt werden, unterscheiden sich zwei holsteinische Exemplare (Fig. 6 und 7) nicht nur durch ihre Dimensionen und sorgfältigere Arbeit, sondern namentlich auch dadurch, dass die Oehse nicht, wie oben beschrieben, angegossen, sondern an einem wagerecht gelochten Fortsatz lose um den Ring hängt und sonach verschiebbar ist. Von einer Löthung ist keine Spur; es liegt also in diesen Ringen wieder eines jener Gusskunststücke vor, deren wir bereits mehrere unter den alten Bronzen kennen. Bei einem Exemplare (Fig. 3) sieht man zu beiden Seiten der Oehse kleine ringförmige Vorsprünge; da nun an den Bruchstücken, Fig. 4 und 5 gleiche Ringelchen angegossen sind, darf man diese wohl als Decorativ betrachten.

Fig. 1



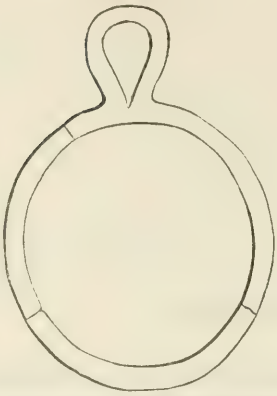
K. S. 4716. 1/2 Gr.

Fig. 1a.



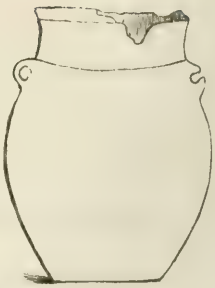
K. S. 4716. 1/2 Gr.

Fig. 2.



K. S. 4767. 1/2 Gr

Fig. 2a.



1/10 Gr.

Fig. 2b. 1/2 Gr.

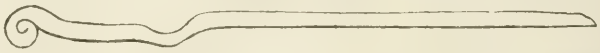
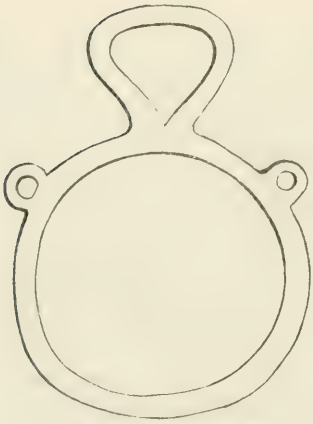


Fig. 3.

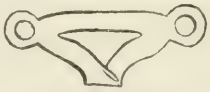


K. S. 4823. 1/2 Gr.

Fig. 4.

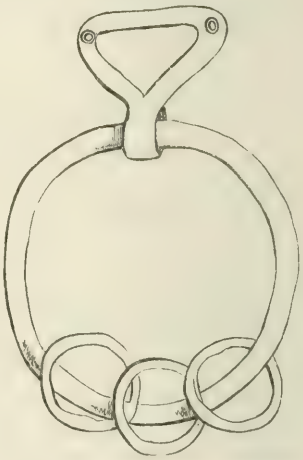
K. S. 1/2 Gr.

Fig. 5.



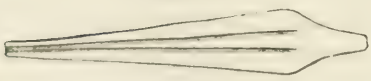
K. S. 1/2 Gr.

Fig. 6.



K. S. 1043. 1/2 Gr.

Fig. 6a.



1/1 Gr.

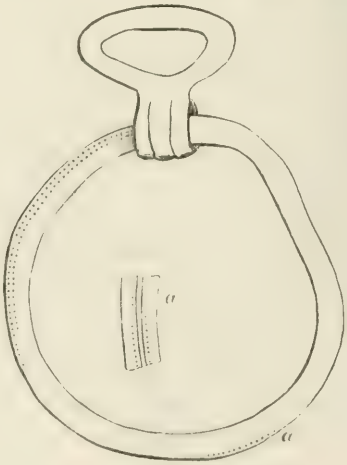


Fig. 7. K. S. 2519. 1/2 Gr.

Wozu diese Ringe gebraucht wurden, ist noch unbekannt. Im handschriftlichen Kieler Accessionsverzeichniss ist ein Exemplar als „Steigbügel" aufgeführt, ein anderes als „Bügel an einer Tasche". Die Auffassung als Steigbügel ist mehrfach laut geworden. Meiner Ansicht nach können sie als solche nicht gedient haben, weil bei einigen der mir bekannten auswärtigen Exemplare der Durchmesser im Lichten nur 30—34 *mm* beträgt, was sich für die genannte Verwendung selbst dann als zu klein erweisen würde, wenn es auch hier, wie anderorts, Brauch gewesen wäre, beim Reiten nur die grosse Zehe auf den Steigbügel zu stützen[1]). Auch die an dem Exemplar Fig. 6 hängenden drei Ringe sprechen dagegen, die ebenso Spuren von Abnutzung zeigen, wie der grosse Ring, was dahingegen bei der angegossenen Oehse weniger bemerkbar ist. Eher liesse sich vermuthen, dass diese Ringe zu einer Riemenverkoppelung am Pferdegeschirr dienten. Dies würde auch die Ausnutzung derselben an der inneren Seite erklären und zugleich, angenommen, dass die Oehse in ihrer ganzen Breite durch einen Riemen ausgefüllt war, auch die geringere Ausnutzung letzterer. Ich muss freilich erwähnen, dass keiner der mir bekannten Ringe dieses Typus mit anderen Theilen von Pferdegeschirr gefunden ist, dahingegen mehrere mit Gegenständen, die zur persönlichen Ausschmückung dienen.

Eine zweite Frage ist die, welcher Zeit diese Ringe angehören. Von einem Exemplare des Kieler Museums (K. S. Nr. 2849) sagt das handschriftliche Accessionsverzeichniss, es sei „in einem Hünengrabe" bei Nienrade gefunden. Von Fig. 6 (K. S. Nr. 1043) heisst es ibid., es sei mit einem Messer (Nr. 1041) in der Nähe von Heide (Dithmarschen) in „einem Hünengrabe" gefunden. Das Object, welches die Nummer 1041 trägt und von jeher neben dem Bügelringe gelegen hat, ist ein unvollständiger Bronzedolch (Fig. 6a). Obwohl dieser Fundbericht nicht verbürgt ist, schien es doch bei der Neuordnung der Sammlungen (die mit meinem Dienstantritt zusammen fiel) berechtigt, den Fund von Heide in die Abtheilung für die alten Bronzen zu legen. Dahingegen konnte ich nicht dafür stimmen, dass auch die übrigen Oehsenringe dort aufgestellt wurden, die alsdann in der Abtheilung für die ältere Eisenzeit untergebracht wurden. Nun hat das letztverflossene Halbjahr unverhofft vier sichere Gräberfunde zu unserer Kenntniss gebracht, die für die Zeitstellung dieser Ringe Anhalt geben.

Aus einem leider zerstörten Urnenfriedhofe bei Mehlbek (Kreis Itzehoe, Holstein) erhielt das Kieler Museum eine Urne von ähnlicher Form, wie Fig. 2a, doch etwas gedrückter, mit dem Bronzeringe Fig. 1 (K. S. Nr. 4716) und einem nur als Bruchstück erhaltenen eisernen Gürtelhaken, Fig. 1a. — Bald danach wurde die Urne Fig. 2a (K. S. Nr. 4767) aus Perbüll (Ksp. Klipleff, Kreis Apenrade) eingesandt mit dem Ringe Fig. 2 und zwei an einander gerosteten Schmucknadeln von Eisen, von denen Fig. 2b die eine darstellt. Die Urne war beim Pflügen eines Ackers gefunden. Ein flacher Stein deckte das mit Geröll umgebene Gefäss. Von einer Bodenerhöhung ist nicht die Rede; es wurden keine anderen Urnen in der Nähe gefunden. — Alsdann erschien ein dritter Fund aus dem in der Nähe von Rendsburg gelegenen Dorfe Rade: die Scherben eines „nahezu cylindrischen" Gefässes, das sich leider nicht wieder herstellen liess, der Ring Fig. 3, ein kleiner eiserner Ring mit dem Ansatz einer Zwinge (zu einem Gürtelhaken gehörend?), eine zerbrochene eiserne Nadel ohne Spitze und Kopf und ein pincettenförmig zusammengebogenes schmales Stück Eisen. Die Urne nebst Inhalt (verbrannte Knochen und die genannten Beigaben) war in dem Hausgarten eines Insassen des

1) Vergl. Dr. Gross im Anzeiger f. Schweizerische Alterthumskunde. 1879. S. 909.

Dorfes zu Tage gefördert worden; mehrere Urnen waren in der Nähe nicht bemerkt.

Der vierte Fund wurde kürzlich von dem höchst wichtigen Urnenfriedhof bei Dockenhuden (in der Nähe von Altona, Holstein) eingesandt: eine Urne mit verbrannten Gebeinen und einem wohlerhaltenen Bronzeringe mit angegossener Oehse, ähnlich wie Fig. 1, und einem nur in Bruchstücken und zwar zum Theil halbgeschmolzenen Stücken eines gewundenen Halsringes von Bronze[1]).

Diese vier sicheren Gräberfunde werfen Licht auf die Culturperiode, welcher diese Ringe angehören. Die Urnen zeigen noch Bronzealterformen, die sich auch zu Anfang der vorrömischen Eisenzeit noch im Gebrauch erhielten. In dieselbe Zeit weisen die eisernen Gürtelhaken und Schmucknadeln mit der charakteristischen Ausbiegung am Halse. Die ringförmigen Vorsprünge an Fig. 3, 4, 5 erinnern, als Decorativ betrachtet, an gewisse la Tène Formen, und die von Lindenschmit: Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, II, VI, Taf. I, Fig. 9—11, abgebildeten Gürtelhaken scheinen dies zu bestätigen. Seitdem nun Dr. Undset nachgewiesen hat, dass es Einwirkungen der la Tène Cultur waren, die den Grund zu der ersten Eisenzeit in Norddeutschland legten, trage ich kein Bedenken, die hier in Rede stehenden Bronzeringe der Zeit zuzusprechen, wo Bronze- und vorrömische Eisenzeit sich berühren und letztere das Terrain behauptet.

In diese Zeit fällt auch, so weit ich bis jetzt zu urtheilen vermag, die erste Anlage des Friedhofes bei Dockenhuden, der in seinen jüngsten Gräbern bis an die Zeit des römischen Einflusses herabreicht.

Hinsichtlich der örtlichen Verbreitung dieser Ringe lassen sich bis jetzt nur Vermuthungen aussprechen. Auf den dänischen Inseln und auf der skandinavischen Halbinsel scheinen sie unbekannt zu sein. Im Stockholmer Museum sind sie nach einer freundlichen Mittheilung des Hrn. Dr. Montelius nicht vertreten, und Hr. Dr. Undset kennt sie auch in Norwegen nicht. Im altnordischen Museum in Kopenhagen liegen fünf Exemplare, von denen mir durch die Güte des Hrn. Dr. Sophus Müller Zeichnungen nebst Fundbericht vorliegen. Vier derselben (Kopenh. Mus. Nr. 8066) sind mit anderen Bronzeringen bei Sal in Jütland, beim Torfgraben zu Tage gefördert, der fünfte (Nr. 25887) ist bei Ringkjöbing (Jütland) gefunden. Die vier Ringe von Sal sind sowohl hinsichtlich der Grösse als der Form der angegossenen Oehse verschieden; der Ring von Perbüll steht ihnen in der Aehnlichkeit am nächsten. Zwei Exemplare haben einen Durchmesser im Lichten von 32 und 33 *mm*.

Von den sechszehn mehr oder minder vollständigen Exemplaren im Kieler Museum sind mit Sicherheit fünf aus Holstein, eines aus Schleswig, zehn sind mit Privatsammlungen erworben. Zählen wir dazu ein Exemplar in der Sammlung des Hrn. Amtsgerichtsrath Westedt in Meldorf, so sind dies siebenzehn Ringe der beschriebenen typischen Form aus Schleswig-Holstein.

Im Museum zu Schwerin befindet sich laut freundlicher Mittheilung des Fräul. Buchheim nur ein Ring dieses Typus, nach der gesandten Zeichnung zu schliessen, mit angegossener, hoch gezogener Oehse und 40 *mm* Durchmesser, (30 *mm* im Lichten) und sichtlichen Spuren von Abnutzung. Dieser Ring wurde dem grossherzoglichen Museum mit einem Bronzemesser und einem kleinen offenen Bronzearmringe mit anschwellenden Endstücken als „Inhalt verschiedener Urnen“ aus Kegelgräbern

1) Diesen beachtenswerthen Fund werde ich in einer projectirten Beschreibung der schleswig-holsteinischen Urnenfriedhöfe eingehender besprechen.

bei Karstädt eingesandt (Mecklenb. Jahrb. XXVI, S. 136, wo Lisch bereits auf die starke Abnutzung des Ringes aufmerksam macht).

In meinen Aufzeichnungen in der Anthropologischen Ausstellung in Berlin 1880 finde ich nur zwei Ringe der fraglichen Form: einen aus Hannover, den anderen unter den Funden von Giebichenstein[1]), wie ich meinte, im Besitze des Hrn. Dr. Caro in Dresden. Dies war indess, nach freundlicher brieflicher Mittheilung des Hrn. Dr. Caro, ein Irrthum. Der Ring dürfte zu der Sammlung des Hrn. Ober-Postdirectors Warnecke gehört haben, die sich jetzt im Museum zu Halle befindet. Eine von dorther erbetene Auskunft ist z. Z. noch nicht eingetroffen, ebenso fehlen noch die erbetenen Nachrichten über den Ring aus Hannover. Ich meine annehmen zu dürfen, dass er sich in der Sammlung des Hrn. Thierarzt Ehlers in Soltau befindet.

Von den mir bekannten 25 Ringen der beschriebenen Hauptform kommen somit 22 auf die kimbrische Halbinsel, die übrigen 3 auf südlich oder südöstlich angrenzende oder nah liegende Länder. Es wäre übereilt, wollte man aus der geographischen Vertheilung der bis jetzt bekannten Exemplare den Schluss ziehen, dass sie eine locale Specialität seien. Es ist deshalb wünschenswerth, über die weitere örtliche Verbreitung dieser typischen Ringe Kenntniss zu erlangen[2]). —

Nachträglich wurde mir Auskunft über noch einige Exemplare dieses Typus, die zum Theil lehrreich sind und die Zahl der auf der kimbrischen Halbinsel gefundenen Ringe um vier vermehren.

Eine freundliche Zuschrift des Hrn. Dr. Opel in Halle bestätigt, dass der von mir erwähnte Ring in der Warnecke'schen Sammlung wirklich von Röderberg (Giebichenstein) herrührt. Die Oehse ist stark nach innen gedrückt, was auf gewaltsamen Druck schliessen lässt.

Hr. Dr. Rautenberg in Hamburg lenkte meine Aufmerksamkeit auf drei Ringe der fraglichen Art in der dortigen Alterthümersammlung, von welchen einer bei Witzhave (Sachsenwald), zwei bei Bordesholm (Holstein) gefunden sind.

Der Ring von Witzhave wurde nebst einer Bronzefibula (wie Hildebrand: Spännets Historia 144, C. 1) in „einem Hünengrabe" gefunden. Er ist zart, ich möchte sagen, der eleganteste von allen, die ich gesehen, und hat einen inneren Durchmesser von 6,3 *cm*.

Die beiden anderen, in Bruchstücken erhaltenen Ringe sind, laut einem Begleitschreiben des Hrn. Senator Biernatzky vom 23. December 1857, bei Bordesholm in einem Grabhügel gefunden, mit einer Anzahl anderer Sachen, welche die Auffassung des Fundes etwas erschweren.

Ein unter denselben befindliches Stück von einem menschlichen Schädel und einige Steingeräthe lassen vermuthen, dass der Hügel am Boden ein Grab der Steinzeit in sich barg und seitlich Urnengräber aus späterer Zeit. Von einigen Eisenfragmenten heisst es ausdrücklich, dass sie in einer Urne lagen. Die übrigen Sachen sind folgende. Von Bronze: eine Schmucknadel mit breit geschlagenem und lose umgerolltem Kopfende und der charakteristischen Ausbiegung unterhalb desselben, ein flaches Messerchen, ein Pfriemen, zwei kleine geschlossene Ringe, eine Niete und ein Endstück von einem Armringe. Von Eisen: ein

1) Muthmaasslich die im Katalog der Berliner anthropologischen Ausstellung 1880, S. 515 sub 19, angeführten Funde von Röderberg.

2) Den von Dr. Gross im Anzeiger für Schweiz. Alterth. 1879, S. 909, Taf. 2, Fig. 1, veröffentlichten Ring und einen zweiten im Szekler Museum mit den obigen zusammenzustellen, trage ich noch Bedenken.

zarter Gürtelhaken (in Bruchstücken), zwei Nadeln, die eine mit quergereiftem Kopfende, die andere in Bruchstücken, und einige Eisenfragmente, die, wenn sie von einem Schwerte herrühren, auf eine breite schwere Klinge schliessen lassen.

Im Besitz des culturhistorischen Museums in Lübeck befindet sich ferner ein kleiner Oehsenring von 4 *cm* Durchmesser im Lichten, aus einem Grabhügel bei Waldhusen, Forstort Donnersrehmen. Derselbe zeigt keine Spur von Gebrauch, scheint auch schwächer im Guss, als die übrigen, da er nach aussen sich abflacht, wodurch ein birnenförmiger Durchschnitt entsteht. Dieser wohl erhaltene Ring wurde beisammen gefunden mit einem eisernen Ringe mit angerosteten Knochensplittern, von ca. 7 *cm* Durchmesser, einem grossen eisernen Messer mit langem Griffdorn und stark ausgebröckelter, nur in einem Bruchstück erhaltener Klinge, einem Bruchstück von einem Bronzearmband und Bruchstücken von zwei Bronzenadeln, die an einem Stück Holz (Rinde?) festgerostet sind. — In einem Nebenhügel wurde ein eisernes Schwert nebst einer Bronzenadel mit „eichelnapfförmigem" Kopf und einem unbestimmbaren Stückchen Bronzeblech gefunden. Das Schwert ist in so hohem Grade vom Rost angegriffen, dass man es nicht aus dem Schranke herunterzunehmen wagt; doch sieht man, dass die Klinge breit und schwer ist, weshalb sie an die Bordesholmer Fragmente erinnert.

Wir finden nach obigem die genannten Ringe von Bordesholm, Waldhusen und Witzhave in Begleitung von Gegenständen, welche die von mir angenommene chronologische Stellung derselben bestätigen. Beachtung verdient, dass bei dem einen der Bordesholmer Ringe die Oehse hochgewölbt und sichtlich stark ausgeschlissen ist, was sich dadurch erklären dürfte, dass der durchgezogene Riemen nicht fest anlag, wodurch die Reibung eine stärkere war. Das auffällige Verbiegen und Zusammendrücken der Ringe und zum Theil auch der Oehsen lässt auf eine gewaltsame Behandlung (durch Zerren oder Druck) schliessen, was, namentlich da, wo die übrigen Beigaben unbeschädigt sind, für die von mir ausgesprochene Vermuthung bezüglich ihres Gebrauches wohl stimmen könnte.

Der Umstand, dass die beiden Ringe der Hamburger Sammlung bei Bordesholm gefunden sind, macht es wahrscheinlich, dass die drei Exemplare der Kieler Sammlung, welche mit der Privatsammlung des Drechslers Ballie in Bordesholm an das Museum übergegangen sind, ebenfalls aus der Umgegend des genannten Ortes herstammen. — Da hätten wir fünf Oehsenringe aus der Umgegend eines Ortes, und nunmehr im ganzen 26 von der kimbrischen Halbinsel. Von wo aus mögen nun diese Ringe die Elbe herabgekommen sein und sich vorzugsweise über die nördlich derselben sich erstreckenden Halbinsel verbreitet haben?

(3) Hr. W. Reiss übergiebt mit Beziehung auf die Darstellung des Hrn. Charnay (Zeitschrift für Ethnologie 1882, S. 10) einen für dieselbe in hohem Maasse ungünstigen Auszug aus einem zeitgenössischen Bericht

über die Alterthümer von Yucatan.

Das erste Heft der Zeitschrift bringt eine Bearbeitung des Aufsatzes, in welchem Hr. Charnay seine Ansichten über das Alter der Baudenkmale in Yucatan niedergelegt hat. Hr. Charnay nimmt an, dass diese Gebäude von den Tolteken herrühren und zur Zeit der Eroberung noch im Gebrauch gewesen seien. Abweichend hiervon spricht sich ein Zeitgenosse der Eroberer aus, dessen in den Cartas de Indias versteckte Angabe ich mir erlaube nachfolgend mitzutheilen:

Carta de Fray Lorenzo de Bienvenida à S. A. el Príncipe Don Felipe, dandole cuenta de varios asuntos referentes à la provincia de Yucatan. — 10 de Febrero de 1548.

. . . . Es sind jetzt 7 oder 8 Jahre, dass dieses Land Yucatan erobert wurde, denn war es auch das erste Festland, welches in Indien nach Espaniola entdeckt wurde, so war es doch das letzte, welches erobert worden ist. Schon vor 14 oder 12 Jahren war das Land einmal von Spaniern besiedelt; der Mangel an Silber und Gold, die Neuigkeit von den Reichthümern Peru's und die geringen Fähigkeiten des Gouverneurs Montejo veranlassten die Auflösung der Niederlassung. Jetzt, Dank sei Gott, ist das Land besiedelt und besitzt schon 3 Städtchen (villas) und eine Stadt. Das eine Städtchen liegt am Hafen, hat 20 Anwohner und heisst Villa de San Francisco: das ist der wenigst gute Theil des Landes. Die Stadt liegt 33 Leguas landeinwärts und heisst Ciudad de Merida. Diesen Namen erhielt sie wegen ihrer stolzen Gebäude, wie ähnliche im ganzen bis jetzt entdeckten Indien nicht bekannt sind. Die Gebäude bestehen aus Hausteinen; die Steine sind gross und gut bearbeitet, aber Niemand weiss, wer sie aufgeführt hat. Uns will es scheinen, als seien sie vor der Geburt Christi errichtet worden, denn der darüber wachsende Wald war ebenso hoch, wie im umgebenden Lande. Es sind Hügel von 5 Mannshöhen, aus Trockenmauern, auf welchen die Gebäude sich finden, bestehend aus 4 Zimmern, in Zellen wie für Mönche abgetheilt, 20 Fuss lang und 10 Fuss breit. Alle Hauptfassaden bestehen bis zur Höhe der Thüre aus einem Stein und sind die Gebäude gewölbt, und deren giebt es viele in allen Theilen des Landes. Die Eingebornen bewohnten sie nicht, sie errichten ihre Häuser nur aus Holz und Stroh, obgleich sie mehr Kalk und Steine zur Hand haben, als in den übrigen neu entdeckten Ländern. In diesen Gebäuden haben wir Mönche uns niedergelassen, und sie so in das Haus des Heiligen Francisco verwandelt; gerecht ist, dass das, was dem Teufel geweiht war, Tempel sei, in welchem Gott gedient wird. . . . . .“

Cartas de Indias p. 70, 71.

(4) Hr. Dr. Behla berichtet über

eine prähistorische Stelle aus slavischer Zeit an der Wierigsdorfer Wassermühle bei Luckau.

Dicht neben der Wierigsdorfer Wassermühle war der Besitzer derselben, Hr. Schrebler, beim Ackern und Anlegen von Kartoffelgruben seit längerer Zeit auf eine Menge schwarzerdiger Brandstellen gestossen. Ich untersuchte dieses Terrain zu wiederholten Malen und constatirte Folgendes: Auf einer Ackerfläche von ca. 6 — 8 Morgen findet sich eine grosse Menge schwarzer Brandstellen. Die Entfernung derselben von einander schwankt. Manche sind 1 *m*, manche weiter von einander entfernt. Um ein Uebersichtsbild zu gewinnen, grub ich an den Wänden der bereits angelegten Kartoffelgruben in weiterer Ausdehnung einige Fuss glatt herunter, so dass an der vorliegenden senkrechten Erdwand, welche aus ca. ½ Fuss Humus, darunter aus Kies besteht, sich die erwähnten Brandstellen deutlich markirten. Sie machen so im Allgemeinen, gleichsam auf der Schnittfläche gesehen, den Eindruck eines Dreiecks, dessen Spitze nach unten gerichtet ist. Die Tiefe dieser Brandstellen beträgt durchschnittlich 2—2½ Fuss, die Breite einen Meter, zum Theil mehr, zum Theil weniger. Nachdem ich mich so über die Entfernung, Breite und Tiefe dieser Brandstellen hinreichend informirt hatte, untersuchte ich eine grössere Zahl derselben von oben herab. Ich bemerke, dass auf dem

beackerten Theil des Feldes die schwarzen Stellen zum Theil noch sichtbar sind. Auf dem unbeackerten Theil hält es nicht schwer, nach einigen Probestichen bald eine Brandstelle zu finden; ich habe desshalb eine grosse Zahl derselben in Betreff des Inhaltes genau durchgraben. Die Erde ist von oben herab schwarz und kohlehaltig. Ungefähr 1—2 Spatenstich tief, findet man eine horizontal ausgebreitete Steinschicht, die Steine liegen dicht neben einander; über einander gepackt fand ich sie nicht. Es sind unsere gewöhnlichen Feldsteine von Kindskopfgrösse, zum Theil grösser. In den Fugen zwischen den Steinen ist schwarze Erde bemerkbar von derselben Beschaffenheit, wie die der Brandstelle selbst. Die Steine sind sehr mürbe und machen durchaus den Eindruck, dass sie im Feuer gelegen haben. Am Felde liegen Haufen von Steinen, welche denselben Eindruck machen. Unter den Steinen ist wiederum Branderde in verschiedener Tiefe. In den Brandstellen selbst fand ich nur einige Knochen von Schwein und Rind. Topfscherben finden sich mehr als Knochen doch auch nicht in allen Brandstellen. Manche Brandstellen ergaben trotz minutiöser Durchsuchung weder Scherben noch Knochen. Die hier zu Tage tretenden Scherben erwiesen sich insgesammt als slavische. Ich schicke einige charakteristische Scherben ein; Henkel fehlen vollständig. Der eine beiliegende Scherben zeigt die Wellenlinie, der Topfboden zeigt unten das Stempelkreuz. Häufig sind Scherben, welche concave parallele Kreise am Bauche des Gefässes tragen, ich habe eine Probe davon miteingesandt; ich bemerke noch, dass auch an dem Topfbodenscherben diese parallelen Kreise, welche wahrscheinlich das ganze Gefäss umkreisten, undeutlich zu sehen sind. Im Allgemeinen muss ich betonen, sind die Scherben auf dem ganzen Felde nicht sehr zahlreich; Knochen, wie gesagt, nur vereinzelt. Da ich nun Gewissheit darüber haben wollte, ob sich in einer einzigen Brandstelle alle zu einem Topfe zusammengehörigen Scherben würden herausfinden lassen, so sammelte ich dieselben aus je einer Brandstelle. Das Resultat war jedoch ein negatives. Mit Bestimmtheit kann ich sagen, dass wohl nirgends ein ganzer Topf in einem Brandheerd intact eingestellt und nachher erst entzwei gesprungen sei. Die Scherben liegen auch durchaus nicht so beisammen, wie z. B. auf Urnenfeldern, wo man zuweilen die zersprungenen Theile eines intact eingegrabenen Gefässes wieder zusammenlesen kann. Hier in unseren Brandstellen sind nur einzelne Scherben hier und da zerstreut. Dieser Befund zeigt sich auch an Stellen, welche dem Ackerfeld angrenzen und nicht beackert sind, eine Zerstörung durch den Pflug ist hier also auszuschliessen. Ich bemerke schliesslich noch, dass der Besitzer ausser den erwähnten Sachen nie etwas anderes gefunden hat, namentlich nie Stein- oder Metallgeräthe. Die ganze Stelle liegt dicht neben einem Quell und vorbeifliessendem Graben.

Was haben wir hier vor uns?

1. Es könnte ein planirter slavischer Burgwall sein. Dafür aber liegt kein Anhaltspunkt vor. Ein alter Wallrest oder eine runde Erhöhung ist nicht erkennbar. Zwischen den einzelnen Brandheerden ist der Boden unberührt. Auch zieht sich die ganze, mit Brandstellen übersäete Fläche mehr in die Länge als Breite.

2. Man könnte ferner an ein Gräberfeld denken. Hr. Oberlehrer Tschiersch, der vor mir auf dem Felde gewesen ist, hielt die Stelle für ein Urnenfeld. Gegen dasselbe aber spricht das gänzliche Fehlen von Menschenknochen, die grosse Zahl der Steinheerde; nie ist auch ein ganzes Gefäss gefunden worden. Auch habe ich nirgends eine Art Steinpackung in senkrechter Stellung constatiren können.

3. Ebensowenig zulässig ist die Hypothese, dass es eine längere Ansiedlung, eine alte Dorfstätte gewesen sei. Dagegen spricht der Mangel an sonstigen Culturresten, das enge Aneinanderliegen der Heerde, die Kleinheit der Brandstellen.

Ich neige der Ansicht zu, dass hier eine Menschenmenge ein Mal vorübergehend gelagert hat; die vielen Brandstellen fasse ich als Kochstellen auf, die horizontal gelagerten Steine als kleine Heerde. Ich erhielt im Grossen und Ganzen folgenden Eindruck. Man grub ein Loch in die Erde, machte darin Feuer und stellte sich darin durch einfaches Aneinanderlegen von Steinen einen provisorischen Heerd her, auf dem die Gefässe beim Kochen zu stehen kamen. Die Knochen rühren nach meiner Ansicht von geschlachtetem Vieh, die Scherben von zersprungenen Gefässen her.

Was aber diese Stelle besonders charakterisirt, sind die slavischen Topfscherben. Ich fasse desshalb die ganze Stelle auf als einen Lagerplatz, vielleicht Heerlagerplatz, aus slavischer Zeit.

Im Anschluss hieran bemerke ich, dass mir Landleute schon öfters von derartig eng aneinander liegenden Brandstellen Mittheilung gemacht haben. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, solche Stellen näher zu untersuchen, werde jedoch denselben, sobald es angeht, grössere Aufmerksamkeit schenken und über das Resultat Bericht erstatten.

(5) Hr. Dr. Anger übersendet folgenden Bericht des Hrn. Pfarrer Wandke, d. d. Mohrungen, 11. April, betreffend die

Kirchenmarken.

Mit grossem Interesse las ich die Mittheilungen im „Archiv für die Baukunst“ von Prüfer, Berlin, II. Jahrgang, 4. Heft, 1877, S. 56 ff. über Backsteine mit Näpfchen und Rillen von Ernst Friedel, aber abgesehen von der Bedeutung, die man mehr als natürlich auf dieselben gelegt hat, ist weder von der Art ihrer Herstellung, noch von ihrem Zwecke das Richtige angegeben worden. Folgendes kann ich nunmehr feststellen, erlaube mir aber, den ganzen Erfahrungshergang mitzutheilen.

Wie schon mitgetheilt, gehöre ich zu den ältesten Personen der Stadt, die von Jugend auf hier gelebt haben. Da erinnerte ich mich unlängst des hiesigen Windmühlenbesitzers und Tischlermeisters Jungius, eines 73jährigen achtbaren Mannes, mit dem ich hier zusammen eingesegnet worden bin von meinem Schwiegervater im Jahre 1823, und fragte ihn, ob er dieser Näpfchen sich erinnere und etwas darüber wisse. Er wurde sehr verlegen und sprach endlich:

„Herr Pfarrer, Sie werden mir gewiss nicht Unannehmlichkeiten bereiten, ich bitte Sie, mich doch nicht in Strafe bringen zu wollen, ich will Ihnen alles gestehen, — ich habe sie, freilich nicht alle, aber viele gemacht, ich werde sie Ihnen zeigen,“ — und wir gingen an die westliche Giebelthüre der Kirche, wo sie ja dutzendweise vorhanden sind. Auf die Frage, wie er sie aber gemacht habe, antwortete er: „Sehen Sie, Herr Pfarrer (und hierbei nahm er aus seiner Hosentasche ein mehrklingiges Zulegemesser mit einem Feuerstahle und abgerundeten Charnieren an beiden Enden), mit solchem Messer, wie ich es seit meiner Jugend stets bei mir trage, habe ich sie gemacht, und zwar als wir beide Confirmanden waren (i. J. 1823), ich that es aber im Geheimen, weil es doch ein Frevel an der lieben Kirche war“. Auf meine derfalsigen Beruhigungen, und auf Bitte, nunmehr in meiner Gegenwart jene Knabenspielerei hier vorzumachen, fertigte er ein untadeliges Näpfchen mit seinem Messer, indem er das zugelegte Messer mit dem Ende, also mit dem abgerundeten Charnier, auf dem Ziegel ansetzte und nun hin und her bohrend verfuhr.

Aber wie machten Sie auch grössere Näpfchen? „Ganz gewiss, — das war ja eben das Vorzügliche dabei, und darauf setzten wir Jungen den Hauptwerth, wer es am grössten machen könne.“ — Ich bat ihn, auch dieses mir vorzumachen. Es geschah, indem er das Messer immer schräger und mehr nach der Peripherie hin drückte und so weiter fortarbeitete. Es gehörte dazu mehr Ausdauer, und darum galten diese grösseren Näpfchen für besser, und thaten sich die Jungen auf diese etwas zu gut.

Wesshalb solche Näpfchen von den Jungen gemacht wurden?

Antwort des alten Jungius: „Wir hatten gar keinen Zweck, es war dumme Spielerei“. Ich fragte ihn, ob er etwas davon wüsste, dass man Knöpfe u. dergl. in den Näpfchen rundete —, davon wusste er nichts (an anderen Orten mag es immerhin vorgekommen sein).

Die weite Verbreitung dieser Näpfchen erklärt sich damit leicht, dass es überall Jungen mit Messern giebt und diese allerlei, auch ähnliche und gleiche Allotria treiben können zu allen Zeiten.

Ueber die Rillen konnte mir Jungius keine Auskunft geben — und ich darnach auch nicht, da hier sich keine finden.

Am östlichen Portale des hiesigen Rathhauses fand ich ein (sage 1) Näpfchen, mehr nicht. —

Hr. Anger bemerkt dazu Folgendes:

Offenbar hat Hr. Jungius eine gewisse Anzahl von Näpfchen gemacht, aber der eigentliche Zweck, zu welchem dieselben eigentlich und ursprünglich dienten, ist ihm verborgen gewesen. Er ist nur ein Epigone der klassischen Näpfchenverfertiger gewesen; er trieb mechanisch und zwecklos, was vor ihm andere mit guten Gründen gethan hatten. Weit entfernt, dass Hrn. Wandke's Mittheilungen meine Ansicht entkräften, sind sie vielmehr eine reine Bestätigung meiner Ansicht: alle Spiele der Jugend haben ursprünglich einen bestimmten Zweck und um denselben zu erreichen, müssen gewisse Manipulationen vorgenommen werden. Mit der Zeit aber stumpft sich das Interesse ab, und Langeweile trägt dazu bei, das Mittel zum Zwecke zu machen. So auch hier: das Näpfchenmachen selber wurde Spiel, daher die grosse Zahl derselben, daher auch die verschiedenen Höhen. Ein Knabe macht ein Näpfchen hoch, der andere sucht ihn zu überbieten.

(6) Hr. Treichel schickt nebst Brief vom 19. v. M. das Original einer hölzernen Tolltafel, welches dem Königlichen Museum übergeben wird, und folgende

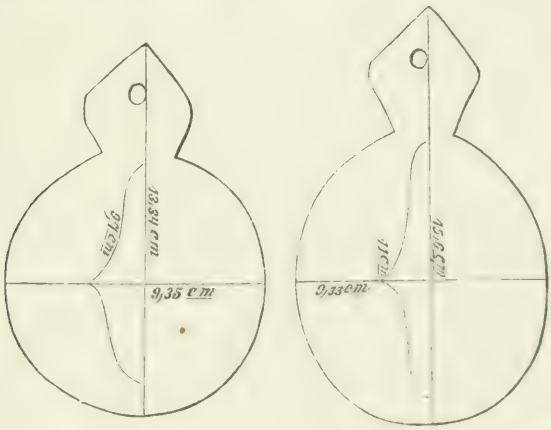
Beiträge zur Satorformel und zur Tolltafel.

In der Monatsschrift für die Geschichte West-Deutschlands (Herausgeber Rich. Pick; Trier 1881, S. 270) finden wir einen Aufsatz von Jos. Pohl: Buchstaben zur Abwehr der Pest. Dieser, zur Nachforschung über unsere vorliegende Formel verlockende Titel bringt nun allerdings nichts, was dahin gehören oder darauf führen könnte; allein wir entnehmen daraus doch die zutreffend ähnlichen Thatsachen, dass bei der zur Pestabwehr gebräuchlichen Formel die Kreuzzeichen in der geheimnissvollen Siebenzahl ebenfalls eine grosse Rolle spielen, dass es sich bei dem Gebrauche ebensowohl um Heilung, als auch um Vertreibung (Verhütung) der Pest handelt, sowie dass die Einzelbuchstaben der Formel die Initialen eines lateinischen Gebetes oder von Versen aus dem Alten oder Neuen Testament sein sollen; an und

für sich wäre es ja auch nicht schwer, denselben alsdann andere Bibelverse oder Gebete verwandten Inhalts unterzulegen. Die Buchstaben werden auch in die Hausthüren eingeschnitten und die Veranlassung zu ihrer Anbringung ist für die Rheinlande vielleicht in der Erinnerung an die grosse Pest zu suchen, welche dort 1666 zu wüthen begann.

C. Michael in: Opfer des Aberglaubens, Irrthums und Wahns (Otto Spamer's Neue Volksbücher, Nr. 6. Leipzig und Berlin, 1880, S. 70) kennt, obwohl ein neuerer Schriftsteller, ebenfalls die Satorformel, ohne dass er die Quelle angiebt, aber, auf Papier geschrieben, als Kugelsegen für Soldaten und Schützen, welchen ein sächsischer sog. Kastenmann oder Tabuletkrämer für zwölf Pfennige feilbietet, der neben diesem lateinischen aber auch noch einen deutschen Kugelsegen anzupreisen vermag, welcher lautet, in Majuskeln geschrieben: „Clara — Legal — Agent — Range — Alter", aus welchen Worten eben recht der offenbare Unsinn hervorgeht.

Inzwischen hat sich mir die Kenntniss einer anderen Tolltafel (auch Tollbrett genannt) erschlossen, welche mir durch Hrn. Gutsbesitzer Drews in Wulfen bei Schöneck bekannt wurde. Als ich meine überall erneuerte Petition auch hier anbrachte, bekam ich bei Seite den noch vollen Glauben daran voraussetzenden Ausruf des Schreckens zu hören: Herrje, ist denn dort einer toll? Ob sie einmal geholfen hat, konnte ich nicht erfahren; jedoch fand ich noch ansitzende Spuren von Backwerk. Die Anwendung geschah nach dem bekannten Recepte. Um zur näheren Beschreibung überzugehen, so ist diese Tolltafel insofern befremdend und abweichend, als sie rund ist und castagnettenartig aus zwei einzelnen Theilen besteht, welche durch ein, durch Oehsen geschlungenes Band ge-



halten werden. Es ist eine grössere und eine wenig kleinere Platte. Die kleinere hat 9,35 *cm* im Durchmesser und 13,3 *cm* in der grössten Längenausdehnung, die grössere ebenso 9,33 und 15,6 *cm*. Beider Holz ist vom Birnbaum. Jede von ihnen ist beiderseits eingeschnitten und jede hat den bekannten Satorspruch, in der Negative gehalten, in den vier Himmelsrichtungen mit eben so viel stehenden Kreuzen versehen. Das S in Rotas schwebt, wie die spanische Tilde, allerdings unter dem überstehenden A, in der Luft oder schlängelt sich aalartig in ein Bein davon ein. Der Buchstabe A hat in dieser Formel hier überall die Form $\bar{A}$; sonst ähnelt die eingeschnittene Schrift sehr derjenigen auf der Tafel von Wahlendorf.

Meine betreffenden Lesestudien habe ich in angefeuchtetem Sande sehr gut machen können. Einige wenige Wurmstichlöcher finden sich vor.

Nun hat diese Tafel das weitere Auffällige, dass ein anderer Spruch auf der anderen Seite jeder ihrer beiden Hälften eingeschnitten ist; weshalb, ist mir unergründlich. Die grössere Schnelligkeit in der Herstellung des Backwerkes konnte nicht den Grund abgeben, da jede Kuchenform immer nur einmal backt. Wenn aber das Backwerk auf beiden Seiten und noch dazu mit einem verschiedenen Spruche verziert war (ähnlich backt man ja auch wohl die Waffeln im sog. Waffeleisen?), so versprach man sich davon vielleicht einen stärkeren Zauber. Die grössere Tafel zeigt den rückseitigen Einschnitt quer gehalten zur Satorformel, die kleinere antipodisch, eine Abwechselung, die bei dem Gläubigen wieder grössere Bewunderung hervorrufen musste. Die grössere Tafel zeigt die Inschrift, nach dem wirklichen Vorkommen die vierte Formel:

M A X
E D E M
A X E X E
Y M A X E

Die kleinere Tafel schreibt denselben Hokuspokus also:

M A +
E D E M
A + E + E
I M A + E
1 7 8 0

Unverständlich, wie Alles, ist auch dieser Spruch, welcher wegen des häufigeren Vorkommens der Buchstaben E und M eine gewisse Aehnlichkeit mit der Formel von Neu-Paleschken besitzt (vergl. Sitzung vom 15. October 1881). Das X der grösseren Tafel, falls es ein Buchstabe sein soll, kommt die beiden ersten Male (namentlich zu allererst) in der Form eines richtigen wendischen Hakenkreuzes vor, verwandelt sich aber in den beiden letzten Malen ersichtlich in ein X der deutschen Schreibschrift. Diese Abwechselung sollte ebenfalls Staunen erregen, könnte man sagen, wenn nicht derselbe Buchstabe auf der kleineren Tafel sich direct in ein stehendes Kreuz verwandelt hätte. Eine ähnliche Verwandelung geht mit dem ypsilonähnlichen, fraglichen ersten Zeichen der letzten Reihe der grösseren Tafel zur Majuskel I, ebenda bei der kleineren Tafel vor sich.

Zur Vollständigkeit gehört auch noch die Erwähnung, dass, wie bei der kleineren Tafel auf der Sator-Seite neben den anderen Obligat-Kreuzen oberhalb der Oehse ein weiteres Kreuz eingeschnitten ist, auf der MA-Seite, wo wir ja eben die Kreuzes-Substitution mitten im Texte erwähnten, Nichts ausser einer Längsrille unterhalb der Oehse, dagegen bei der grösseren Tafel (die Sator-Seite zeigt hier keinen Ausputz) auf der MAX-Seite, wo also im hakenkreuzartigen X und im Deutschen X das Kreuz nicht so recht rein zum Ausdruck gekommen ist, ausser der Längsrille unterhalb der Oehse, oberhalb derselben (eine Cumulation!) ein veritables Kreuz sich vorfindet: also auf jeder Seite eine Abweichung! — Ganz von selbst springt bei der kleineren Tafel die sonst noch niemals vorkommende Jahreszahl in die Augen, welche trotz der sonderbaren Form des zweitstelligen Zahlzeichens offenbar für 1780 zu lesen ist. Ist hiernach diese dualistische Tolltafel auch über hundert Jahre alt, so spreche ich doch dem Stettiner Tollholze ein höheres Alter zu. Immerhin aber ist die gefällige runde Form dieser Tolltafel, sowie ihre Doppelung, noch dazu beiderseits eingeschnitten, ein bemerkenswerthes Vorkommniss! —

Dem Tollsteine als Volksheilmittel ist noch das Folgende anzufügen:

Nachdem ich wegen des Tollsteines der Wittwe Manthey in Lobsens fast an Ort und Stelle um weitere Auskunft erbeten, schreibt mir Hr. Lehrer H. Randt aus Neu-Lubcza darüber:

Der „Tollstein" ist im Besitze der 84jährigen Wittwe Manthey in Lobsens, welche keine Anfrage über den Fund und die Behandlungsweise des Steines bei Patienten beantworten will, bis sie den Stein verkauft hat. Mehrere Patienten sind mit Erfolg geheilt. Der Stein hat die Gestalt eines Feuersteines, ist glatt und von bläulicher Farbe und hat die Grösse einer völlig ausgewachsenen Walnuss.

Des vorgerückten Alters wegen gedenkt die Manthey den Stein zu verkaufen; über den Preis kann sie aber, laut ihrer Aussage, erst nach Ostern d. J. Auskunft geben.

(7) Hr. W. Dolbeschew übersendet d. d. Wladikawkas, 29. März, einige von ihm gesammelte

Sagen der Tschetschenen.

Die Riesen.

Lange, lange, als wir noch nicht geboren waren, sogar als noch unsere Väter und Grossväter nicht lebten, lebte auf einem Berge ein Mann, der Gowdah hiess. Er war so stark, dass Niemand von seinen Nachbaren es wagen durfte, ihn zu beleidigen oder mit einem unvorsichtigen Worte zu berühren. Er wurde aber mit der Zeit übermüthig und fing an sich zu rühmen, dass es auf der Welt keinen Menschen gäbe, der mächtiger wäre, als er. Seine Frau hörte oft diese Prahlreden schweigend an, aber endlich verlor sie die Geduld und sagte ihm: „Du rühmst dich vergebens, Gowdah, ich habe gehört, dass es auf der Welt Menschen giebt, die viel stärker sind, als du." Das ärgerte den Gowdah, und er befahl seiner Frau, die nöthigen Vorbereitungen zu seiner Abfahrt zu treffen. Er wollte herumreisen, die ganze Welt abreisen und sehen, wer ihm sich zu widersetzen im Stande wäre. Die Frau sattelte ihm das Pferd, überreichte ihm seine Waffen und so ritt er ab.

Lange, lange ritt Gowdah; wie lange, das konnte er selbst nicht sagen. Endlich kam er zu einer Stadt. Im äussersten Gehöfte dieser Stadt erblickte er mitten auf dem Hofe einen Pfosten mit Ringen, zum Anbinden der Pferde, an dem schon 7 Pferde angebunden standen. Gowdah ritt heran, stieg ab, band sein Pferd an einem Ring an und schritt dem Empfangshause[1]) zu. Kaum aber hatte er einige Schritte gethan, als aus dem Empfangshause ihm entgegen sieben Riesen kamen; die waren so gross, wie dem tapferen Gowdah nie geträumt; einer von ihnen nahte sich ihm, packte ihn wie einen Spahn und warf ihn dem folgenden zu, der ihn auffing und zum dritten hinüberwarf, der dritte dem vierten u. s. w., bis Gowdah in die Hände des siebenten Riesen gerieth. Dieser betrachtete ihn von allen Seiten und rief den anderen zu: „Schön! jetzt brauchen wir nicht mehr für unseren Imbiss zu sorgen, — er ist selbst zu uns gekommen! Macht schnell ein Feuer an, wir wollen uns ein Frühstück bereiten." — Diese Riesen waren Götzendiener und Menschenfresser. Zum Glück für Gowdah bemerkte ihn die Mutter der Riesen und erbarmte sich seiner. Sie kam herzu, riss ihn aus den

1) Im Orient ist es Sitte, für Gäste und jeglichen Besuch ein kleineres Gebäude zu haben, das abgesondert von dem Hause sein muss, wo der Eigenthümer seinen Haushalt und seine Familie hat. Gast heisst Kunak. Das Empfangsgebäude führt darnach seinen Namen: Kunak = Gastzimmer oder -Haus.

Händen ihrer Söhne und hiess ihn flüchten, sonst würden sie ihn auffressen. Gowdah liess sich nicht lange bitten, sprang auf sein Ross und jagte fort. Bald aber vernahm er hinter sich Pferdegetrampel; er sah sich um und erkannte die sieben Riesen, die ihrem Frühstücke nachjagten. Gowdah erschrak heftig und spornte sein Ross an, aber die Riesen blieben nicht nach und hätten ihn gewiss eingeholt, wenn er nicht plötzlich im Walde einen anderen Riesen getroffen hätte. Der war blind und schien, aus langer Weile, sich damit zu beschäftigen, dass er mächtige Bäume mit den Wurzeln aus dem Boden riss und sie an einander reihte, um sich einen Schutz vor der Sonnenhitze zu schaffen. Gowdah stürzte zu ihm und flehte ihn um Schutz gegen die Riesen-Menschenfresser an. Es that dem blinden Riesen leid um das winzige Männlein. Er bückte sich, hob es auf und steckte es sammt Pferd und Rüstung in seine Tasche. Inzwischen waren auch die Menschenfresser da und befragten den Blinden um den Flüchtling. Der blinde Riese sagte ihnen, dass er allerdings einen fortgallopirenden Reiter vernommen hätte, und wies den Verfolgern eine erdachte Richtung, die er eingeschlagen haben sollte. Die Verfolger ritten sofort in der Richtung ab. Als sie fort waren, zog er den Gowdah aus seiner Tasche heraus, stellte ihn auf seine flache Hand hin und befragte ihn, wer er sei und was ihm widerfahren wäre. Gowdah erzählte ihm alles treuherzig her, nannte seinen Aul[1]) und wie er ausgezogen sei, um seines Gleichen aufzusuchen. — Der Blinde lächelte und sagte ihm: „Wir waren sieben Brüder und wir dachten auch, dass es keine so kräftige und mächtige Leute auf der Welt gäbe, wie wir. So zogen wir, wie auch du, aus, um unseres Gleichen zu suchen. Wir kamen in eine Stadt und fanden dort solche Riesen, vor denen wir Kinder waren. Die Riesen fingen uns alle auf und wollten uns tödten, aber während sie darüber berathschlagten, sprangen wir auf unsere Pferde und jagten fort. Die Riesen ritten uns sofort nach und hätten uns sicherlich eingeholt, wenn wir zu unserem Glücke nicht einen Kopf auf der Steppe bemerkt hätten. Wie in ein Thor ritten wir in die geöffneten Kinnladen hinein und verbargen uns mit unseren Pferden so gut, dass die Riesen uns nicht fanden. Lange fürchteten wir den Kopf zu verlassen, da wir immer dachten, die Riesen seien noch nicht fortgezogen, und sassen still in unserem Verstecke. Gegen Abend hörten wir ein Geräusch und die Worte eines herannahenden Hirten: „Was für ein schöner Schädel! Den muss ich mir doch mitnehmen und vor meiner Ssakle[2]) aufhängen!“ — Darauf fühlten wir, wie eine gewaltige Hand den Schädel vom Boden hob, wie einen kleinen Stein, und mussten es uns gefallen lassen, eine lange Zeit so herumgetragen zu werden, bis endlich der Hirt, unseres Schädels überdrüssig, denselben von sich warf. Er zersprang in tausend Stücken, sich an einem Stein stossend. Sechs meiner Brüder nebst allen unseren Pferden fanden hier ihren Tod und mir wurden die Augen von Knochensplittern oder Steinen ausgeschlagen. „Also, Freundchen“, so schloss der blinde Riese seine Erzählung, „giebt es auf der Welt viele mächtige Riesen, sehr viele! Wisse das und prahle nicht mehr mit deiner Stärke.“

Nach diesen Worten stellte der blinde Riese unseren Helden auf den Boden und entliess ihn. Gowdah bedankte sich unterthänigst und jagte nach Hause rascher als ein Hirsch, der von Wölfen verfolgt wird, und war froh, dass er am Leben geblieben war, und rühmte sich seiner Stärke nie mehr.

Die drei Brüder.

In früheren Zeiten lebte in einem Aul ein Mann, der drei Söhne hatte. Er

1) Dorf. — 2) Hütte.

fühlte, dass er bald sterben müsse und berief seine Söhne zu sich und sagte ihnen: „Ich fühle, liebe Kinder, dass ich bald sterben werde; nach meinem Tode verpflichte ich Euch, mir auf meinem Grabe ein Denkmal aufzustellen und jede Nacht, nach der Reihe, dort Wache zu halten."

Als der Alte gestorben war, erfüllten die Söhne seinen Willen, stellten ihm ein Denkmal und verabredeten sich unter einander, dass die erste Nacht der älteste, die zweite der mittlere und die dritte der jüngste Wache haben sollte. Es kam die erste Nacht: der älteste Bruder bewaffnete sich und ging auf den Kirchhof. Er setzte sich neben den Denkmal hin und wachte. So sass er bis Mitternacht. Um diese Zeit kam auf den Kirchhof eine furchtbare Finsterniss[1]). Der älteste Bruder erschrak und floh ohne sich umzusehen. Gegen Morgen kam er nach Hause und erzählte den Brüdern, dass er die ganze Nacht Wache gestanden, aber nichts Besonderes gesehen habe. Die zweite Nacht brach an und der zweite Bruder ging Wache halten. Bis Mitternacht geschah Nichts, aber um Mitternacht kamen zwei furchtbare Finsternisse angeflogen. Der zweite Bruder erschrak heftig und floh vom Grabe wie ein erschrecktes Pferd und am Morgen erzählte er den Brüdern, dass er die ganze Nacht gewacht hätte, aber nichts Besonderes passirt sei. Die dritte Nacht brach an und der jüngste Bruder ging Wache halten. Er setzte sich zum Denkmal hin und sah, wie um Mitternacht drei Finsternisse angeflogen kamen, in Gestalt von drei Pferden, einem Rappen, einem Fuchs und einem Schimmel. Der jüngste Bruder kroch vorsichtig bis zu den Pferden hin und mit Hülfe seines Arkan[2]) fing er alle drei ein. Die Rosse fingen an ihn zu bitten: „Höre! Gieb uns unsere Freiheit wieder, wir werden dir nützlich werden. Wenn du willst, reisse von jedem von uns drei Haare und verwahre sie. Wenn dir irgend ein Unglück widerfährt oder du hättest sonst grosse Noth, so wirf nur drei Haare ins Feuer und das von uns, von dem sie wären, erscheint vor dir in demselben Augenblicke". Der jüngste Bruder willigte ein, nahm von jedem Rosse drei Haare und gab sie frei.

Zu der Zeit lebte in einer Stadt ein reicher Fürst, der drei Töchter hatte, alle drei wunderschön. Einst liess dieser Fürst seine Sklaven einen tiefen und breiten Graben graben und drei grosse Schafböcke in denselben thun. Als dieses fertig war, sandte er nach allen Aulen und Meiereien, die unter seiner Macht standen, und forderte, dass alle seine Unterthanen zu ihm kämen, bewaffnet und beritten. „Wer sich aber erdreistet", lautete noch der Befehl „nicht zu kommen, dem lasse ich den Kopf abhauen." Er versammelte aber sein Volk, um ein Wettrennen anzustellen: jedem der Reiter, der in vollem Laufe einen Schafbock aus dem Graben hole, wolle er eine seiner drei Töchter zur Frau geben. — Das Gerücht davon ging weit und breit durch alle benachbarten Länder, auch unsere drei Brüder bekamen davon zu hören. Die beiden älteren trafen sofort Vorkehrungen zur Abreise und beabsichtigten Theil am Wettrennen zu nehmen. Der jüngste Bruder bemerkte es und bat die älteren, sie sollten ihn mitnehmen. „Wo willst du Dummkopf hin?" riefen ihn die älteren Brüder an. „Sitze hübsch zu Hause am Feuer und wenn du lange Weile hast, so reinige[3]) dein Hemd." — Sie aber bestiegen ihre Pferde und ritten fort. Sobald sie ausser Sicht waren, warf der jüngste drei Rosshaare ins Feuer und in demselben Augenblick erschien vor ihm ein prachtvoller Rappe, gesattelt und mit einem reichen Anzuge

1) Finsterniss = Tma, die unreine Gewalt.

2) Lasso.

3) Es ist bei den Tschetschenen gebräuchlich, auf diese Art eine Masse von Insekten zu vernichten.

und Waffen für einen Reiter. — Der jüngste Bruder kleidete sich an, bestieg das Ross, war in einem Augenblicke am Graben und brachte alle dort versammelten Reiter und das Volk durch sein Ross und seine Waffen in Erstaunen.

Indessen begann das Rennen auf Befehl des Fürsten. Die Reiter sprengten über den Graben, um den Schafbock herauszuholen. Es waren da viele prächtige Renner und viele geschickte Reiter, aber keinem gelang das Stück. Nach allen sprengte der jüngste Bruder zum Graben, setzte im Nu über und hatte den einen Schafbock an den Hörnern herausgezogen. Das Volk lobte den Braven für seine Gewandtheit und der Fürst vermählte ihn mit seiner ältesten Tochter und entliess ihn, reich beschenkt. Unser Held nahm seine Frau, setzte sich auf's Pferd und ritt nach Hause. Dort angekommen, verbarg er alles, entliess das Pferd, zog wieder seine alten Kleider an und setzte sich in den Winkel seiner Hütte nieder, in Erwartung seiner älteren Brüder. Als sie angekommen waren, fragte er sie, wer die älteste Tochter des Fürsten zur Frau bekommen hätte. Er bekam nur eine grobe Antwort und wurde weiter keiner Aufmerksamkeit gewürdigt.

Den Tag darauf zogen die älteren Brüder wiederum zum Fürsten auf's Wettrennen um die zweite Fürstentochter. Der jüngste Bruder bat sie wiederum, ihn mitzunehmen. Sie schalten ihn aus und liessen ihn wiederum zu Hause. Sobald sie fort waren, nahm er drei andere Haare und warf sie ins Feuer. Sofort stand vor ihm ein Schimmel, noch prächtiger als der Rappe, mit noch prächtigerem Sattel, Kleidern und theueren Waffen. Der Jüngste that Kleider und Waffen an, setzte sich auf den Schimmel und sprengte nach dem Graben. Als er ankam, hatten schon alle den Versuch gemacht, den Schafbock herauszuholen, aber es war Niemandem gelungen. Der Jüngste (Bruder) stiess nur einen Aufmunterungsschrei aus: „Hi!“[1]) und sein Schimmel fuhr wie ein Pfeil dem Graben zu, setzte leicht hinüber, indess der Reiter den zweiten Schafbock, ihn am Halse haltend, herausholte. Das Volk schrie vor Verwunderung und der Fürst vermählte seine zweite Tochter mit dem jungen Helden und entliess ihn reich beschenkt nach Hause, wo er alles, Frau, Sattel, Kleider und Waffen an einem sicheren Orte verbarg, seine alten Kleider wieder anzog und sich in den Winkel am Feuer setzte, um auf die älteren Brüder zu warten. Die kamen auch bald, und als der Jüngste sie wiederum fragte, wer die zweite Fürstentochter bekommen habe, wurden sie so unwillig darob, dass sie auf ihn losschlugen und ihn arg beschimpften.

Es brach der dritte Tag an und die älteren Brüder ziehen zum dritten Male zum Fürsten, um seine jüngste Tochter zu erwerben. Ihr jüngster Bruder bittet sie wiederum ihn mitzunehmen, aber vergebens, denn ausser Scheltworten haben die älteren nichts für ihn. Sobald die Brüder fort sind, wirft der Jüngste die übrig gebliebenen Rosshaare ins Feuer und vor ihm steht ein prächtiger Fuchs, prächtiger als der Rappe und der Schimmel, mit noch prächtigerem Sattel und Saumzeug, mit noch prächtigeren Kleidern, Zierrathen und Waffen. Unser Held thut Kleider, Zierrathen und Waffen an, besteigt den Fuchs und erscheint bald vor dem Graben, wo auf einem freien Platze viele Hunderte prächtiger Pferde stampften und viele Tausende geschickter und beherzter Reiter sich einfanden. Dennoch gelang es keinem einzigen, den dritten Schafbock herauszuheben beim Satze über den Graben. Unser Held aber, ebenso wie die beiden ersten Male, setzte im Nu über den Graben, wobei er den Bock um den Leib gefasst, herausholte, wodurch er im Volke ein noch grösseres Erstaunen und tiefe Bewunderung erweckte. Der

1) Diesen Schrei bringen die meisten Bergvölker des nördlichen Kaukasus, wenn sie den Feind angreifen, hervor, er gilt theils dem Rosse, theils auch als Kriegsruf.

Fürst vermählte ihn mit seiner jüngsten Tochter und entliess ihn mit sehr grossen Geschenken nach Hause. Er sprengte früher als alle anderen nach Hause, verbarg wieder Alles und erwartete seine Brüder in seinem Winkel und in seiner abgerissenen Alltagstracht. Als sie ankamen, fragte er sie wiederum: „Wer gewann die jüngste Tochter?“ Das machte die Brüder so wüthend, dass sie sich auf ihn warfen und ihn halbtodt prügeln wollten, aber diesmal gab's der Jüngste nicht zu, sondern eröffnete ihnen sein Geheimniss, d. h. dass Niemand anders als er, der jüngste Bruder alle drei Frauen besitze, die Töchter des Fürsten, und damit die Brüder nicht daran zweifelten, führte er sie hin und zeigte ihnen die drei Fürstentöchter, die Waffen, die Kleider und die Geschenke des Fürsten.

Stark wunderten sich die älteren Brüder und schämten sich ihres Benehmens gegen den Jüngeren, der Ihnen sagte: „Tröstet Euch, Brüder, wenngleich Ihr mich gering schätzt, so hat mich Allah nicht verlassen und gab mir seine mächtige Hülfe.“

Aber die Brüder konnten dennoch ihr Benehmen nicht verschmerzen und sie schämten sich überdies noch dessen, dass ihr jüngster Bruder sie hintergangen hätte, auch waren sie neidisch darauf, dass er drei wunderschöne Fürstentöchter zu Frauen habe, auch so prachtvolle Waffen und Kleider. Sie brüteten insgeheim und wollten ihn desswegen vertilgen und darnach seiner Frauen Herren werden. — Da kamen sie einst zu ihm und sprachen: „Du, unser Bruder, bist der kühnste von uns, reite also in jene Welt zu unserer verstorbenen Mutter und frage sie, wo sie vor ihrem Tode das Geld verbarg, das uns der Vater hinterliess? Und wenn du es erfahren hast, komme zu uns zurück, wir suchen alsdann das Geld auf und theilen es und werden reicher, als alle auf der Welt sein.“

Der jüngste Bruder willigte ein und ritt. Lange ritt er so hin, bis er die Spur eines Zobels fand. Dieser Spur folgte er, ohne nach rechts oder nach links abzuweichen, und kam richtig in jene Welt, wo er sofort seiner verstorbenen Mutter begegnete. Die fragte ihn, was er haben wolle. Unser Held antwortete ihr, dass er von seinen Brüdern geschickt sei, sie zu fragen, wo sie des Vaters Hinterlassenschaft, ihr Geld, verborgen hätte. „Oii! Deine Brüder führen ihr Leben in Trug und Lug,“ sagte ihm die Mutter, „nicht desswegen haben sie dich zu mir geschickt, sondern desswegen, um dich zu vertilgen und sich alsdann alles dessen zu bemächtigen, was du besitzest. So sollen sie dafür kein Glück haben.“ Dann setzte sie noch hinzu: „Kehre zurück, mein Sohn, nach Hause und wenn du da bist, so wühle die Erde vor dem Kamin auf in der Ssakle: da wirst du einen Krug finden, voll Gold und Silber. Das Gold und das Silber nimm Du für Dich und den Brüdern sage: „Es vergehen Eure Gesichte!“ Dann werden sie zu Stein und Du wirst glücklich leben.“ —

Wie ihm die Mutter befohlen, so that er, — er fand den Schatz, seine Brüder wurden zu Steinbildern und er lebte glücklich und lange fort. — Von diesem Falle hörte mein Grossvater von seinem Grossvater, dem wiederum dessen Grossvater dieses erzählte. Mein Vater hält es vom Grossvater und ich habe es von meinem Vater[1]).

Sage von einem Tschetschenischen Helden und einem Nogaiischen Riesen.

Seit sehr langer Zeit lebte in einem Aul ein frommer Greis, der drei Söhne und drei Töchter hatte. Seine Töchter hatte er verheirathet: die älteste an einen

1) Letzteres ist Wort für Wort der gewöhnliche Schluss, obgleich nicht verständlich.

Adler, die mittlere an einen Falken und die jüngste an einen Hirsch. Als der Alte fühlte, dass er sterben müsse, berief er seine Söhne zu sich und sagte ihnen Folgendes: „Nach meinem Tode, wenn unser Volk Krieg führen sollte, sollt ihr alle drei Theil nehmen auf guten Rossen und mit guten Waffen."

Bald darauf starb der Alte und das tschetschenische Volk begann einen Krieg wider ein anderes, benachbartes Volk.

Den Befehl des Vaters erfüllend, machten sich die Brüder auf, bewaffneten sich, setzten sich auf gute Rosse und ritten ab. Sie ritten den ganzen Tag und kamen gegen Abend an einen Ort, wo sie sich ein Nachtlager einrichteten. Sie wollten ein Feuer anmachen, aber Feuer hatten sie nicht mitgenommen. Da sprach der Aeltere und rief dem Jüngsten zu: „Junger Mann! Sitze auf und siehe mal zu, wo du Feuer bekämest!" Der Jüngste folgte. Lange ritt er umher und bemerkte endlich in der Ferne ein Feuer. Er ritt hinzu und fand einen mächtigen Scheiterhaufen, um den schweigend drei bildschöne Jungfrauen sassen. Etwas hinter den Jungfrauen stand der böse Geist und liess kein Auge von ihnen ab. Ohne sich lange zu besinnen, sprengte der jüngste Bruder auf ihn los, schwang seinen Säbel und tödtete ihn auf der Stelle. Dann nahm er die drei Schönen, nahm auch etwas Feuer mit und ritt zu seinen Brüdern zurück. Dort angelangt, rief er seinen Brüdern zu: „Da hat mir Gott gute Beute geschickt, — empfangt sie!" Als sie so schöne Jungfrauen erblickten, schrien sie vor Verwunderung auf. Jeder nahm sich sofort eine zur Frau und sie heiratheten sie auch sofort und machten auch desswegen einen Schmaus mit Tänzen und Schiessen und Gesang.

Indessen kam zu ihnen ein mächtig grosser, starker, einäugiger Nogaie[1]) auf einem dreibeinigen Rosse angeritten. Dieses Ross rannte so schnell, wie ein abgeschossener Pfeil fliegt. Der Nogaie begrüsste die muntere Gesellschaft und setzte sich zum Feuer, als ob er sich wärmen und an dem Jubel Theil nehmen wolle, passte aber einen Augenblick ab, packte die Frau des Jüngsten und sprengte im Nu mit ihr davon auf seinem dreibeinigen Rosse. Als die Brüder dessen gewahr wurden, war der Nogaie schon ausser Sicht. Der jüngste Bruder besann sich nicht lange, warf sich auf seinen Renner und sprengte dem Räuber nach. Ob er lange oder nicht lange geritten ist, wissen wir nicht, aber endlich kam er an einen Bach, wo sein Pferd hinfiel und vor Mattigkeit verendete. Er nahm Sattel und Saum ab und setzte sich an's Ufer des Baches in der Erwartung der Hülfe Gottes. Er sass dort eine gute Weile und sah endlich ein schönes Weib, das zum Bache kam, um Wasser zu holen. Er erkannte bald in ihr seine älteste Schwester, die den Adler geheirathet hatte. Die Schwester erkannte ihn auch, war sehr froh und lud ihn zu sich zu Gaste ein. Da gingen sie ins Haus des Adlers. Hier erzählte ihr der Bruder, was ihm widerfahren sei, sie aber bewirthete ihn und legte ihn schlafen, sie selbst aber wartete auf die Ankunft ihres Gemahls. Um Mitternacht erscholl ein starkes Geräusch über der Wohnung und gleich darauf flog der Adler hinein, mit reichlicher Beute schwer belastet. Sowie er da war, rief er: „Wer ist bei Dir, Weib? Ich wittere einen widerlichen Geruch, der nicht von uns ist!" Die Frau antwortete: „Zürne nicht, mein Herr! Ich habe meinen leiblichen Bruder aufgenommen, dem ein grosses Unglück widerfahren ist" — und sie erzählte ihm die Begebenheit. Der Adler beruhigte sich, ass sein Abendessen und legte sich zur Ruhe, des Morgens aber gab er seinem Schwager sein gutes Pferd und dieses sprengte wieder los, den Nogaien zu verfolgen. Er ritt den ganzen Tag und Abends kam er an einen Bach, wo

1) Völkerschaft, nördlich von den Tschetschenen, Nomaden.

sein Pferd hinfiel und vor Müdigkeit verendete. Er nahm Sattel und Zaum ab und setzte sich wiederum an's Ufer, Gottes Hülfe erwartend. Wiederum sieht er ein schönes Weib, das an den Bach kam, um Wasser zu holen. In dem Weibe erkennt er seine zweite Schwester und wird von ihr ebenfalls erkannt, in's Haus ihres Mannes eingeladen, bewirthet und zur Ruhe gelegt. Sie aber wartet auf die Ankunft ihres Mannes — des Falken. Um Mitternacht erschallt ein grelles Pfeifen und der Falke kommt herangeflogen, mit reichlicher Beute schwer beladen. Sofort wittert er den Fremden und befragt hierüber seine Frau. Diese sagt ihm, wen sie beherbergt habe, und erzählt ihm auch, welches Missgeschick ihren Bruder verfolge. Der Falke legt sich zur Ruhe. Morgens darauf gab er seinem Schwager ein gutes Pferd und dieser setzte seine Verfolgung wieder fort. Auch dieses Pferd fiel vor Mattigkeit und auf ähnliche Weise kam er zu seinem dritten Schwager, dem Hirsche, der seine jüngste Schwester zur Frau hatte und der ihm ein noch schöneres Pferd, wie es in der Kabarda nicht einmal zu finden wäre, gab. Der jüngste Bruder setzte seine Verfolgung fort.

Wie lange er jetzt geritten, wissen wir nicht, endlich aber erreichte er den Wohnort des Nogaien im Steppenlande. Ohne sich ihm zu zeigen, sattelte er ab und liess sein Ross weiden in Erwartung der Nacht. Als die Nacht angebrochen war, besah er vor allem seine Waffen; dann kroch er vorsichtig zur Wohnung des Nogaien und sah hinein: ausser seiner Frau war Niemand da. Ohne sich lange zu besinnen, nahm er sie und sprengte heim. Den anderen Tag Abends kehrt der Nogaie in seine Wohnung zurück und findet die Frau nicht. Er sucht überall herum und findet nichts. Wüthend wie ein Wolf besteigt der Einäugige sein dreibeiniges Pferd, das ihn schon erwartete und ihm sagte: „Ich weiss, was dich so ärgert, dein Weib ist fort. Es ist von ihrem früheren Besitzer gestohlen: die Richtung, in der sie geflohen sind, kenne ich.“ Der Nogaie nahm seinen schweren Hammer, setzte sich auf sein Ross und befahl ihm, die Flüchtlinge einzuholen. Es verging nicht mehr Zeit, als man bedarf, um den Namas[1]) zu verrichten, so hatte der Nogaie sie schon eingeholt und schwang seinen Hammer, den er auf den Kopf des Jüngsten (Bruders) mit furchtbarer Wucht niederliess. Der arme Mann zerfiel in Stücke, wie eine zerschlagene Tasse. Darauf nahm der böse Nogaie das Weib und wollte mit ihr fort. Sie aber warf sich ihm zu Füssen und flehte: „O, mein furchtbarer Gebieter! Was liegt dir daran, dess die Knochen meines ersten Mannes von Wölfen und Raubvögeln verschleppt werden? Erlaube mir, sie zusammenzulesen und mit Erde zu bedecken!“ — Dem Einäugigen that es Leid um das Weib und er liess es thun. Aber anstatt die Knochen zu begraben, legte das Weib sie in einen Sack, band den Sack an den Sattel des ledig grasenden Rosses des Erschlagenen und ging dann zum furchtbaren Nogaien. Sie ritten fort, das Pferd aber des Erschlagenen ging nach einer Weile zurück, dahin von wo es her war, d. h. zur Wohnung des Hirsches. Es blieb am Pfosten stehen mitten auf dem Hofe, wo es sonst gewöhnlich angebunden wurde. Als die Frau des Hirsches das Pferd sah, lief sie hin, um ihren Bruder zu begrüssen, aber anstatt seiner fand sie am Sattel den blutigen Sack und im Sacke Theile eines menschlichen Körpers. Da wurde ihr klar, dass ihr Bruder von des Nogaien Hand gefallen sei, und sie sagte es ihrem Manne. Beide waren tief betrübt über das Unglück des Verwandten und wussten nicht, was sie thun sollten. Zum Glück lebte in demselben Aul eine Hexe, die mit ihren Beschwörungen Verstorbene beleben konnte. Der Hirsch ging zu ihr, bat sie, den Verwandten wieder ins Leben zu bringen, und versprach, sie reichlich

1) Waschen vor dem Gebete.

zu beschenken dafür. Die Hexe willigte ein, belebte den Todten und sagte ihm: „Am Meeresufer weidet eine geflügelte Stute, die bringt jeden Freitag ein geflügeltes Füllen zur Welt. Ziehe hin und erwarte den ersten kommenden Freitag: sowie die Stute das Füllen gebiert, lass es die Mutter drei Mal saugen und dann nimm es fort. Auf dem Füllen kommst du zum Wohnort des Nogaien und dann wirst du im Stande sein, dem Einäugigen deine Frau zu entwenden.“ —

Unser Held bedankte sich schönstens, zog zum Meere und that, wie ihm die gute Zauberin befohlen. Er erwartete die Geburt des Füllens, liess es drei Mal saugen und setzte sich auf dasselbe. Das war schon kein Füllen mehr, sondern ein prachtvolles geflügeltes Ross. Er hiess es, ihn zum Nogaien zu tragen. Der Geflügelte schwang sich in die Lüfte und war im Nu beim Nogaien. Der war wieder nicht zu Hause. Unser Held nahm seine Frau, setzte sich mit ihr auf sein geflügeltes Ross und verschwand.

Abends, als der Nogaie zurückgekommen und durch das dreibeinige Pferd von dem Vorfall in Kenntniss gesetzt worden war, sprengte er sofort wieder in der Richtung fort, in der die Flüchtlinge verschwunden waren.

Ob er lange ritt oder nicht, können wir nicht sagen, endlich aber holte der Dreibeinige den Geflügelten doch ein, nur Eines war dem Ersteren ungünstig. Das Pferd des Nogaien lief auf dem Boden und das Pferd unseres Helden zog durch die Lüfte, ohne einmal die Verfolgung zu bemerken. Als es aber doch endlich bemerkte, dass der Nogaie auf seinem dreibeinigen Pferde ihm auf der Erde nachjagte, so schoss es, wie ein Adler auf seine Beute, aus den Lüften auf den einäugigen Hund hinunter und gab ihm einen solchen Hufschlag, dass er in tausend Stücke zerfiel . . . . . Darauf erhob sich das geflügelte Ross wieder in die Luft und zog weiter. Bald kam es zur Stelle, wo die beiden älteren Brüder den Jüngsten noch immer erwarteten. Hier liess sich das geflügelte Ross wieder auf die Erde herunter, legte seine beiden Reiter ab und verschwand augenblicklich.

Die Brüder freuten sich ausnehmend über die glückliche Rückkehr des Jüngsten mit seiner Beute. Den Tag darauf ritten sie alle drei nach ihrem Aul ab. Dort angelangt, gaben sie einen Schmaus, wie Niemand ihn vorher oder nachher gegeben hat. Mich vergass man auch nicht, oder richtiger, ich vergass mich selbst nicht und bewirthete mich köstlich mit fettem Schöpsenbraten und Araka (Branntwein).

(8) Hr. Virchow zeigt ein schönes Exemplar einer

fossilen Terebratel aus einem Indianergrabe des westlichen Iowa,

welche ihm kürzlich Hr. Dr. Park im Namen des Dr. Ernst Schmidt von Chicago überbracht hat. Dieselbe wurde mit einer Anzahl ähnlicher, durchbohrter Stücke, welche wahrscheinlich als Halsschmuck dienten, zusammen gefunden. Der Eisenbahn-Ingenieur, der den Fund machte, liess durch die vorhandene Oeffnung einen goldenen Bügel ziehen und trug sie an seiner Uhrkette, bis Dr. Schmidt sie ihm abnahm.

(9) Hr. Virchow berichtet über

Flachbeile von Jadeit und edlen Gesteinen in der Pfalz und dem Elsass.

Während einer Reise, die ich in den Osterferien jenseits des Rheins machte, stiess ich auf eine Reihe mir bis dahin unbekannter Funde von Flachbeilen, welche ich im Anschlusse an meine Mittheilungen in den Sitzungen vom 16. Juli 1881

(Verhandl. S. 283) und vom 11. März d. J. (Verhandl. S. 168) kurz besprechen möchte.

In Dürkheim, wo ich das Vergnügen hatte, am 12. d. M. die Versammlung der Geologen des Oberrheins und bei dieser Gelegenheit auch Hrn Fischer zu treffen, war sowohl die in wenigen Jahren zu einem recht achtungswerthen Bestande angewachsene Sammlung der Pollichia neu geordnet, als auch aus Privatsammlungen der Herren Mehlis und Gernsheim manches schöne Stück ausgestellt. Hr. Gernsheim hat die grosse Gefälligkeit gehabt, mir colorirte Abbildungen aller einschlägigen Stücke zu übersenden, welche ich hier vorlege. Darunter befinden sich

I. 3 prächtige, grosse Flachbeile von Jadeit
   1. eines aus dem Alsenzthal, Hrn. Gernsheim gehörig,
   2. ein etwas kleineres von Leistadt, gleichfalls aus der Sammlung Gernsheim,
   3. ein etwas dickeres und mehrfach verletztes von Imsheim.
      Wahrscheinlich in dieselbe Kategorie gehörig.
   4. ein kleiner Keil von Friedelsheim, S. G.
   5. ein Miniaturkeil von Niederkirchen, S. G.

II. Nephrit
   6. ein grösseres, etwas schiefes Flachbeil von Dürkheim, S. G.

III. Chloromelanit
   7. ein grösseres Flachbeil von etwas dickerer Gestalt aus der Brunhildis- oder Hessenhöhle bei Weissenheim a. B., S. G.
   8. ein kleines Beilchen (Keil) von mehr gerundeter Form vom Limburger Berg bei Dürkheim, S. G.

Ein Hrn. Mehlis gehöriges schwarzes, schön polirtes Steinbeil, welches auf einer Seite eine stark convexe Fläche besitzt, ist mit einem ziemlich gut erhaltenen Schädel bei Kirchheim am Eck gefunden worden.

Wenn man bedenkt, dass noch vor wenigen Jahren kein einziges Stück dieser Art aus der Pfalz bekannt war, so ist es in der That überraschend zu sehen, wie viel selbst in unserer Zeit bei geschärfter Aufmerksamkeit geleistet werden kann.

Eine weitere Ueberraschung wurde mir, als ich am 15. d. M. das schöne Museum Engel-Dolfuss in Dornach bei Mühlhausen besuchte. Ich traf daselbst ausser 7, im Elsass gefundenen, allem Anschein nach aus Jadeit bestehenden Beilen eines aus Heliotrop von Belmont, eines aus Chalcedon von Diebolsheim und eines aus Eupholit von Ehl, letztere beide aus der Sammlung Nicklès.

Auch im Museum Unterlinden zu Colmar giebt es zwei schöne Flachbeile. Von dem einen, welches sich im Besitz des Dr. Riche befindet, gefunden bei Westhofen, ist allerdings nur eine Nachbildung in Gyps vorhanden; das andere, originale, aus Eupholit bestehend, von Pulversheim, ist gebohrt und an der Bohrstelle gebrochen.

Gegenüber einem solchen Reichthum ist der Mangel analoger Funde diesseits der Elbe doppelt merkwürdig. Der Weg des Imports vom Süden und Westen her, auf den ich schon früher hinwies, wird dadurch von Neuem in klares Licht gestellt.

(10) Hr. Ingenieur Carl Biefel in Kremsier übersendet mit einem an den Vorsitzenden gerichteten Schreiben vom 15. December

Abbildungen in Olmütz ausgegrabener Topfscherben.

Hr. Virchow erinnert an die Mittheilungen, welche er in der Sitzung vom 14. Mai 1875 (Verhandl. S. 96) über die Töpfereitechnik von Olmütz gemacht hat.

Er hielt sie der Hauptsache nach für slavisch, obwohl der Burgwalltypus daran nicht rein vertreten war. Damals hatte er schon Gelegenheit gehabt, eine Sammlung des Hrn. Biefel zu sehen. Die jetzige Einsendung, welche sich auf neuere Funde bezieht, bringt allem Anschein nach Geräth, welches einer späteren slavischen Zeit angehört. Alle Muster sind mehr entwickelt, namentlich die Ränder und Halstheile sind besser stylisirt, auch die eingeritzten oder eingedrückten Verzierungen mehr zusammengesetzt. Sie machen daher den Eindruck, dass sie einer späteren Culturperiode angehören.

(11) Hr. Göppert hat dem Vorsitzenden unter dem 20. d. M. einen Bericht übersendet, betreffend die

pfahlbauartige Grundlage der Dominsel in Breslau.

Schon seit einigen Decennien war es bekannt, dass 3—4 Fuss unter der Oberfläche der grossen Domstrasse sich schwarze Moorerde finde, aber erst 1875 stiess man bei einem Neubau in der Nähe des botanischen Gartens in 18—20 Fuss Tiefe auf grosse Mengen von Knochen, Asche und Kohlen, und auf gut gebrannte Topfscherben, welche auf Brettern von Kiefernholz lagen, die wieder durch eichene Pfähle von 4—12 Zoll Stärke gestützt wurden. 1—2 Fuss unter den Brettern kam der reine Odersand. Bald nachher, 1879, stellte es sich heraus, dass diese Schicht sich unter der ganzen Dominsel fort erstreckte. Die gefundenen Knochen gehörten meist Hausthieren (Rind, Schwein, Hund) an, doch kam auch Wild (Reh, Hirsch und ein Oberarmknochen vom Auerochsen) vor. 8 — 10 Schlittknochen (Schlittenkufen) wurden gefunden. Hr. Göppert weist die Anlage etwa dem 8. bis 9. Jahrhundert zu und ist der Meinung, dass diese Stelle als der älteste Theil von Breslau anzusehen sei. —

Hr. Virchow erinnert an die prähistorische Ansiedelung auf der Oder-Insel bei Glogau, über welche er in der Sitzung vom 24. Juni 1871 (Verhandl. S. 112) berichtet hat.

(12) Der Vorsitzende macht Mittheilungen aus mehreren Briefen des Hrn. Schliemann über seine neuen

Ausgrabungen in der Troas.

1. In einem Briefe vom 6. März schreibt Letzterer:

„Mit aller Kraft arbeite ich daran, den ganzen übrigen Theil des Burgberges, schichtweise von oben, bis zur verbrannten Stadt abzugraben. Auch fing ich heute die Ausgrabung des Theaters an. Ich werde sehen, was ferner zu machen ist. Ich habe auch noch Dr. Dörpfeld engagirt, den ich in nächster Woche erwarte. Das Wetter herrlich bei Südwind, nach dreimonatlichem unausgesetztem Nordwind. Die Vegetation erwacht erst soeben aus dem Winterschlafe und alles ist noch kahl. Noch keine Frösche oder Störche. Die Troas ist in Folge der mehrjährigen Verheerungen durch die Heuschrecken verarmt."

„Wir hatten heute schon 16° C. im Schatten."

2. Unter dem 8. April berichtet Hr. Schliemann, dass er in den Ostertagen, wo die Griechen nicht arbeiten, durch Türken grosse Gräben durch die Agora habe ziehen lassen. Dabei seien 4 Säulen von Syenit und ein korinthisches Kapitäl aus weissem Marmor zu Tage gekommen.

3. In einem ferneren Briefe vom 14. April heisst es:

„Endlich bin ich mit den Eigenthümern der Tumuli von Patroklos und Achilleus

dahin übereingekommen, dass ich ihnen £ 3 türk. (also ca. 55 Mark) für die Erlaubniss beider zahlte, anstatt £ 100, die mir vor 3 Jahren für das Achilleusgrab allein abgefordert wurden. Vor 3 Tagen fing ich die Ausgrabung beider systematisch, durch Abteufung eines 10 Fuss breiten und langen Schachtes von oben, in der Mitte, an und kann Ihnen schon zu meiner Freude melden, dass der von Choiseul Gouffier (Voyage Pittoresque de la Grèce II) gegebene Plan der auf seine Kosten von einem Juden gemachten Ausgrabung des Achilleus-Grabes eine grobe Lüge ist, denn diese Ausgrabung war lediglich auf den unteren Theil des südlichen Abhanges beschränkt und blieb gar weit von der Mitte des Tumulus entfernt, was unmöglich deutlicher bewiesen werden könnte, als durch die an allen 4 Seiten meiner in der Mitte gegrabenen Schachte ganz regelmässig auf einander folgenden Schuttschichten, die seit Anlegung des Grabhügels nie von Menschenhand angerührt sein können. Die viele, bis jetzt gefundene Topfwaare ist nicht vorhistorisch, sondern archaisch-hellenisch, theils monochrom schwarz oder roth, theils hellgelb mit rothen oder schwarzen Streifen; ich kann dieselbe unmöglich früher oder später ansetzen, als in das 9. Jahrhundert v. Chr. Dies Grab scheint daher jedenfalls ungefähr aus Homer's Zeit zu stammen, wo es Sitte gewesen sein muss, solche Tumuli über der Asche der Verstorbenen zu errichten, und hoffe ich daher höchst wichtige Aufschlüsse darin zu finden. Einliegend die Abbildung einer darin gefundenen bronzenen oder kupfernen Pfeilspitze. Wie nichtig Choiseul Gouffier's angebliche Entdeckungen sind, das beweist Ihnen unter Anderen auch der Granitfels, auf den er in diesem Grabe gestossen sein will. Wie Sie wissen, ist hier nur Kalkfels.

„Auch unser Freund Frank Calvert, der vor ca. 20 Jahren 2 Arbeiter zum Tumulus des Patroklos geschickt hatte, ist von diesen hintergangen worden, denn, wie die Schuttschichten in meinem 10 Fuss langen und breiten Schacht beweisen, ist sein Einschnitt nur 7 Fuss tief eingedrungen, da die darauf folgenden, regelmässigen, steinharten Schichten augenscheinlich seit Jahrtausenden nicht von Menschenhand angerührt worden sind. Ich erwarte daher auch hier sehr wichtige Funde. Topfscherben kamen dort bis jetzt nicht vor. Nach diesen Tumuli nehme ich sofort den grossen Tumulus des Protesilaos im thrakischen Chersones, und nach und nach 10 andere der Troas vor. In Hissarlik und der unteren Stadt gehen die Ausgrabungen ununterbrochen fort, jedoch ist uns der fortwährende furchtbare, kalte Nordsturm gar sehr hinderlich.

„Die Kraniche erschienen am 7., die Störche am 17. März, die Pelikane am 13. April. Wo nisten letztere? Hier sind sie nicht zu Hause."

(13) Hr. Künne zeigt

Topfscherben von der Rohrinsel bei Schmökwitz.

Diese Scherben, welche deutlich den slavischen Typus tragen, wurden ziemlich oberflächlich auf der bisher noch gar nicht untersuchten Insel in der „wendischen" Spree gefunden.

(14) Hr. Ascherson zeigt einen

Bronzecelt und einen scheinbar bearbeiteten Stein von Spremberg.

Hr. Arzruni erklärt den Stein für eine wahrscheinlich natürliche Bildung, nehmlich eine Geode aus Chalcedon oder Achat.

(15) Hr. Beyrich übergiebt im Namen des Hrn. Schweinfurth

ägyptische Steinsachen.

1. Zersplitterte Kiesel aus dem Kalkstein, Schicht C von Gebel-el-Sef (gesammelt 1877).

2. Kiesel-Nuclei, „dufr-el-Homār" (d. i. Eselshüfe). Formationsbildend in der obersten Nummulitenschicht. Ursprung des Wadi Uarāg (gesammelt 1877).

3. Einige fossile Seeigel, an denen durch theilweise Absplitterung dreieckiger Facetten stellenweise vertiefte Figuren entstanden sind, welche auf den ersten Blick tauschend wie Keilschrift aussehen und, wie es scheint, von einem fremden Gelehrten auch dafür gehalten worden sind.

(16) Hr. Müller-Beek hält einen Vortrag über

Korea.

(17) Hr. Woldt berichtet über den

II. Geographentag in Halle

und übergiebt seine Berichte über denselben.

(18) Hr. Bastian überreicht, im Anschluss an einen früheren Vortrag (October 1881) sein neues Werk über „den Buddhismus in seiner Psychologie".

(19) Hr. Bastian spricht, unter Vorlage zahlreicher Gegenstände, über

die Haida's.

Wie sehr die kritische Sachlage, in welcher sich die Ethnologie (betreffs ihrer Begründung als Wissenschaft überhaupt) befindet, mit jedem Momente der Gegenwart, so zu sagen, eine bedenklichere wird, lässt sich durch ein schlagendes Beispiel bei hier gebotener Gelegenheit vor Augen stellen.

Wie viel bereits unrettbar verloren gegangen, ist bekannt, und jede Möglichkeit eines etwaigen künftigen Ersatzes fällt aus bei dem rein Ephemeren psychischer Schöpfungen unter einfachen Naturstämmen, welche der Schrift sowohl entbehren, wie dauernder Monumente, die in späteren Ausgrabungen wieder zu Tage gefördert werden könnten. Bei ihnen heisst es: Jetzt, im Augenblick des Daseins flüchtiger Existenz, — oder nie und niemals wieder, — und wenn zu Grunde gegangen, ehe ihre Typen noch in den Ethnologischen Museen fixirt, wird dann auf immer in dem statistischen Ueberblick des Globus eine unausfüllbare Lücke klaffen und die Arbeit der Induction erschweren. Für diese bedarf es der Thatsachen, als erstes Material zur Fundamentirung, für schriftlose Völker also der ethnologischen Sammlungen. Insofern sind die ethnologischen Museen mit den naturwissenschaftlichen zusammenzustellen, nicht so sehr mit den kunstgeschichtlichen, in welchen archäologische Sammlungen gewissermaassen nur einen Hülfsapparat liefern zu den Texten der Classiker, auf welchen das Studium in voller Breite basirt; und so sucht man die Monumenta Germanica weniger in den Museen, als in den Bibliotheken. Anders dagegen in der Ethnologie, deren Sammlungen für die ganze Zahl der Naturstämme die eigentlichen Documente selbst gewähren, so dass ihr Wegfall auch das des wissenschaftlichen Studiums involviren würde, da solches an Ort und Stelle nur selten gründlich in die Hand genommen worden ist, die in erblich fortgepflanzter Tradition abgeschlossene Weltanschauung in einzelnen Ausnahmsfällen kaum, unter

den Zufälligkeiten günstiger Combinationen, intact zu erlangen war, und was von gelegentlich oberflächlichen Reisenotizen zurückgebracht werden mag, allzu häufig eher dazu angethan ist, weitere Verführungen zu liefern, um den naheliegenden Hang zu theoretischen Ausmalungen mehr und mehr in Irrgänge zu verstricken.

So gestaltet es sich zur dringendsten Pflicht, jeden der kurzen Augenblicke, der in dem, überall auf dem Erdenrund, rasch (und bei dem mit jedem Jahr des letzten Jahrzehnt gesteigerten Verkehr, rascher und rascher) dahinebnenden Leben der Naturvölker noch übrig sein mag, möglichst auszunutzen, um, was zu retten übrig sein sollte, ohne Zögern in Sicherheit zu bringen. Wir haben die psychische Welt, wie sie sich im organischen Wachsthum des Geistes, für jedes ethnische Centrum[1]), aus der Monde ambiante reflectirt, zu reconstruiren. Als Abdruck des Milieu wird sie diesem entsprechend variiren. Oft finden sich, wie in zoologischen und botanischen Provinzen, weite Flächen gleichförmig gedeckt, mit monotonem Monotheismus vielleicht auf religiösem Gebiet, dann wieder eine Fülle der Variationen im Detail zusammengedrängt auf eng beschränktem Terrain. Die vollendetsten Productionen müssen sich, wie überall im organischen Wachsthum, dort ergeben, wo in gesteigerter Mehrzahl die Reize accumulirend zusammentreffen, und darin markiren sich dann eben die historischen Localitäten auf der Erde als begünstigte, gleich denen des Mittelmeeres, des Mutter-Heerdes unserer eigenen Cultur.

In dieser Hinsicht nun giebt es kaum ein topographisch[1]) bedeutsameres Areal auf dem Erdenrund, als dasjenige, wo die beiden grossen Continente selbst, aus östlicher und westlicher Hemisphäre bis auf nächste Annäherung zusammentreffen; der americanischen Nordwestküste folgend, wird das Auge, bei einiger ethnologischer Schulung, sich sogleich getroffen fühlen von den günstigsten Bedingungen für Entwickelung eines reichen Völkerlebens bei dieser in Buchten und Zacken zerrissenen Küste, ihren Strassen und Sunden mit vielgestaltigen Inseln, und auf dem Festland gleichzeitigem Zusammentreffen vier grösster Völkerfamilien: der durch die ganze Breite des Continentes erstreckten Athabasken (durch die Tinneh

1) Die Bedeutung jedes ihrer Areale bedingt sich für die Ethnologie nach der geographischen Configuration, und je reicher, solcher gemäss, je mehr und ausgiebiger verschiedenartige Reize in einem concentrirenden Mittelpunkt zusammenfallen, desto reicher und vielgestaltiger wird sich das psychiche Leben entwickeln. Dieses aber bildet den maassgebenden Gesichtspunkt, denn während in der sog. Weltgeschichte (welche es von ihrem Standpunkt in gewissem Maasse auch immer bleiben wird) noch das praktische Interesse an den mitspielenden Völkergruppen hinzutritt, fällt dieses bei der Mehrzahl der Naturstämme (von Colonial-Interessen und internationalen Beziehungen abgesehen) an sich fort, und die Bedeutung der Ethnologie als Wissenschaft liegt eben in der Erforschung des psychologischen Wachsthumsprocesses der Gesellschaft als solcher, im Völkergedanken. Numerische Zahl der räumlichen Ausdehnung besitzt deshalb nur relative Werthabschätzung, da der Entwickelungsgang auch im engsten Kreise, wenn aus begünstigenden Verhältnissen dort gerade deutlichst erkennbar, dann dort auch gleiche Wichtigkeit oft beanspruchen kann, im Vergleich mit weit glänzenderen Phänomenen (besonders wenn in dem bereits voll angebrochenen Licht derselben erbleichende Vorstadien schärfer illustrirend). Ein bunt gebrochenes Terrain, in Vielheit kleiner Völkergruppen zersplittert, bietet oft, in der Differenz der Localvariationen, reichste Ernte für die Ethnologie, wogegen grössere Völkermengen, über gleichmässig weite Flächen wandernd, meistens rasch erschöpfte Einförmigkeit zeigen, während bei ihnen wieder, als in mächtiger Masse die Resultate der klimatischen Umgebung auf die Durchschnittsnorm der physischen Erscheinung zeigend, die Anthropologie fester gesicherte Beweisstücke sammeln wird für Feststellung primärer Gesetze, als unter den in fortdauernder Mischung bereits eingeleiteten Uebergangszuständen.

in den Ausläufern der Tacullies), der mit Flatheads und Verwandten von jenseits der Rocky Mountains zusammentreffenden Blackfeet (unter den vom Missisippi bis zur Ostküste sich erstreckenden Beziehungen), sowie Berührung mit den durch Sonora in aztekischen Zwischenstufen bis Central-Amerika weiterführenden Shoshonen, während an dem durch die Cascade-Mountains abgeschlossenen Küstensaum auf die Thlinkithen die unter dem Namen der Haidah oder nach Nutka, Puget u. s. w. bezeichneten Stämmen folgen, in wechselnd unbestimmten und ungewissen Eintheilungen, welche keine besseren sein können, weil es sich bis dahin eben um ein noch fast völlig Unbekanntes handelt. Das Wenige, was hie und da aus diesen Gegenden bekannt geworden, frappirte stets durch curiose Ueberraschungen, in sonderbarer Incongruenz mit sonstiger Umgebung, ohne dass sich bei zusammenhangloser Abgerissenheit dieser Notizen ein einigermaassen befriedigendes Gesammtbild hätte gestalten lassen.

Auch geographisch gehört dieser Theil der Erde zu denjenigen, welche als letzte in unsere Kenntniss[1]) eingetreten sind. Die kurz nach der Conquista von Cortez ausgeschickten Schiffe gelangten nur bis Californien, und nach dem Anlaufen Drake's an die von ihm als Neu-Albion bezeichnete Küste wäre mehr als ein Jahrhundert hindurch, unter de Fuca's Vorgang, nur von Schiffermährchen über die Anian-Strasse u. s. w. zu erzählen; selbst Behring's Entdeckungen (seit 1728) wurden so langsam erst in ihrer vollen Tragweite bekannt, dass auch nach Juan Perez Fahrt (1774) Cook bei der Landung an Cape Flattery (1778) noch immer den Ruhm des Entdeckers beanspruchen darf. Nach Regelung mit Spanien auf Nutka durch Vancouver, den Umschiffer der nach ihm benannten Insel, folgt dann, auf Mackenzie's Uebersteigung der Felsgebirge, der Zug Lewis und Clarke's (1805), der gewissermaassen als Entdeckung einer in ethnologischer Hinsicht neuen Welt betrachtet werden kann, mit reicher Mannichfaltigkeit in eigenartigen Farben schillernder Stammeszersplitterungen, unter dafür begünstigster

1) Von den wenigen Schiffen, die bis Ende des vorigen Jahrhunderts die Küste überhaupt besucht haben, ist fast jedes Einzelne bekannt, und meist auch dadurch bekannt, weil durch sie nichts Wesentliches bekannt wurde. Auf Ulloa (1537) folgte Alarçon (1540), dann Corillo (1542), Valerianos (1552), Juan de Funca (1596) und Maldonado (1588), Drake (1578) in New-Albion, Cavendish (1587), Viscaino (1607) in Monterey, de Fuente oder de Fonte (1640) und die Veröffentlichung (1708), dann trat mit Bering (1728) der Angriff von der anderen Seite hinzu, worauf, nachdem Krupishoff oder Krupischew (1732) die „Grönländer" der gegenseitigen Küste getroffen, Steller den Berg Elias beschreiben konnte (1741), gleichzeitig mit Tschirikows Anlaufen, während Dauerkin über das Eis passirte und Hedenström das neue Sibirien suchte, sowie Schelichoff's Compagnie (1785) die kaiserliche Bestätigung (1799) erhielt (für die Ansiedelung auf der Insel Kodiak) bis auf Sitka (1804). Nach Vila (1769), Ayala (mit Bodega und Quadra) oder Aguilar (1775), Arteaga (1779), begann dann der wissenschaftliche Erforschungszug mit Cook (1778), Martinez und Hara (1788), Malespina (1790) u. s. w., und bald auch der Handelsverkehr aus Canton durch Hanna (1785), aus Macao durch Peters (1786), aus Boston durch Gray (1788), Meares (1789), Marchand u. s. w., wobei dann wie Juan Perez (1774), auch Lowrie und Guise, von Bombay aus (1786) die Queen-Charlotte-Inseln kennen lehrten, sowie (1787) Portland und Dixon (dann Funter, Douglas, Ingraham, Caamano u. s. w.) die Queen-Charlotte-Küste besuchte, als Inseln seit Colnett und Duncan (1788). Diese kurze Entdeckungszeit fand ungefähr mit Vancouver (1792) ihren Abschluss, da seitdem kaum Nachrichten vorliegen bis auf den durch das californische Goldfieber angeregten Besuch Mitchell's (1852), das Suchen nach Kohlen durch Downie, oder Poole's Expedition für Kupferminen in Lyndon's Ausgabe (1872), sowie Swan's Nachrichten von Fort Simpson (auf dem Festland), und jetzt neuerdings Dawson's geologischer Bericht.

Umgebung, und in bunter Zahl selbständiger Individualisirungen differenzirt. Von Allem diesem haben wir Nichts, oder nur das Minimalste, den Wissensfächern einfügen können, denn es handelt sich hier um Oregon, wo, obwohl auch die Gründung von Astoria noch ziemlich spurlos vorüberging und die Colonisation erst mit den vierziger Jahren begann, doch ihr rasches Anschwellen mit der Goldentdeckung Californiens genügt hat, innerhalb kaum 30 Jahren jede Spur, so zu sagen, der Indianer zu verwischen, unter dem mächtigen Aufblühen einer fremden Cultur, vor deren gewaltiger Wucht die einheimischen Pflänzchen des Bodens rasch erlagen[1]) oder in letzten Trümmern nach entfernten Reservationen verdrängt sind.

Mit Einführung des von Gray (1792) benannten Columbia in die geographische Kenntniss zeigt sich sein Flussgebiet grade als ein Boden[2]), auf welchem das Indianerleben[3]) reicher entwickelt erschien, als irgendwo sonst, wobei für die Abschätzung das Numerische allein nicht das entscheidende Gewicht abgiebt, und geringe Bevölkerung in der Mitgliederzahl kleiner und schwacher Stämme der Ethnologie a priori ebenso wenig entgegengehalten werden darf, wie es für sie andererseits nicht zulässig wäre, sich auf die räumliche Ausdehnung ihrer Gebiete als durchschlagendes Argument berufen zu wollen. Ein durch specifisch markirte Eigenthümlichkeiten characterisirtes Object in Zoologie oder Botanik kann für physiologische Betrachtungen denselben Werth[4]) besitzen, ob isolirt oder heerdenweise

1) „In 1810 the first house was built in Oregon by Capt. Winship", damals noch ohne bedeutsamere Folgen, denn es dauerte noch bis 1838, dass „the first printing press arrived at Oregon" und erst „1846 the first newspaper was started". Die Zeitung bedeutet den ersten Pulsschlag des americanischen Lebens, das also 1846 begann, aber 1869 bei Anlegung der Eisenbahnen mit den Indianern bereits ziemlich reine Bahn gemacht hatte. Jetzt ist von demselben Nichts mehr übrig.

2) Appropriately named „the garden of the North-west". None of the famous valleys of the Old or New World, not even that of the Sacramento, San Joaquin, or Santa Clara Valleys in California surpass it, in fertility and salubrity: in beauty of scenery its equal is not to be found anywhere (the Williamette-Valley). „The acknowledged garden of the Pacific coast."

3) The nations, who inhabit this fertile neighbourhood are very numerous, bemerken Lewis und Clarke on „Willamette Valley" über „the great Multomah nation" (auf Wappatoo-island) mit den Clackstas, Cathlacumup, Cathlanahquiah, Cathlacomatup, Clannahminamun, Clahnaquah, Towahnahiook, Quathlapatle, Shoto, dann (an der Confluenz des Clackamos) die Clackamos und weiter folgen die Cushook und Chaheowahs bis zu den Calahpoewah, „a very numerous people" (1806). Seitdem: The race of the Chinook is nearly run (*Swan*). The Willopah may be considered as extinct (*Stevens*). Und so mit allen Anderen: Whole tribes have been exterminated (am Columbia) and in the few miserable remnants collected on the reservations or straggling about the Oregon towns, no trace is apparent of the independent, easy living bands of the remote past (s. *Bancroft*). Their county has been settled by white much more thickly, than regions farther north (1875), aber seitdem haben die Ansiedelungen am Puget Sound ebenso gewirkt, mehr noch die Goldentdeckungen am Frazer, und besonders seit der neuesten Cession an die Union, mit jährlich zunehmendem Verkehr überall. The Indians of this country are wasting away and that the time is probably not very far remote, when they will be extinct, war (nach *de Harley*) von Oregon zu sagen im Jahre 1855. Fast Alles ist jetzt dahin, und gerade da, wo vor Allem tiefgehende Einblicke hätten gewonnen werden können. There are no two nations in Europe so dissimilar as the tribes to the north and those to the south of the Columbia (s. *Domenech*). *Sproat* unterscheidet nations (in Vancouver) „almost as distinct as the nations of Europe" (viertach). Welches Feld also für differentiale Vergleichungen ist hier verloren gegangen!

4) Der Naturforscher setzt keine Rangordnung unter den Geschöpfen voraus, die er betrachtet, alle sind ihm gleich lieb und werth. So auch der Naturforscher der Menschheit (s. *Herders*. Und praktische Erfolge bleiben ebensowenig aus, weder bei mikroskopischen

vorkommend. Vielfach wird mit dem Eindringen in Details eben erst, mit localen[1]) Variationen unter differentialen Vergleichungen (wie sie bei den Forschungen auf den Gallopagos und sonst geeigneten Oertlichkeiten die neueste Reform der Naturwissenschaft vorbereiteten) das Studium zuerst festen Boden unter den Füssen fühlen, in den Augen dessen wenigstens, der in allgemein unbestimmten Zügen (wie über Oregon Indianer, z. B. in den Lehrbüchern mit ungefähren Umrissen gezeichnet) noch nicht das „Wesentliche" erfasst zu haben meint.

Neben Vancouver's Küstenfahrt, den gelegentlichen Bemerkungen Puget's, Whidley's, Broughton's, wären noch Franchère, Cox, de Smet zu erwähnen, bis auf Gibbs, der neben seinen eigenen Vocabularien die Tolmie's und Mengarini's giebt, sowie im Anschluss an das von Hale gesammelte Material die Bearbeitungen Gallatin's und dann die noch fernere Beiträge versprechenden Gatschet's.

In Lewis und Clarke's Aufzählung finden sich:

Die Clatsop (in Oregon) reside on the southern side of the bay and along the seacoast, on both sides of Point Adams; die Killamuck am (Killamuck bay oder) Nielee-Fluss mit den gleichsprachigen Lucton benachbart, sowie die verwandten Lickawis, Youkone, Necketo, Ulseah, Youitt, Shiastuckle, Killawat; die Cookoosen erstreckten sich von der Küste auf den Bergen, den Shalalah benachbart, und dann folgen Luckasos, Hannakalal u. s. w. Nördlich vom Columbia berühren sich die Chinook mit „the Killaxthokle (on the coast). To these succeed: the Chilts (above Point Lewis), the Clamoitomish, the Potoashees, the Quinults, the Chillates, the Calasthorte, the Quinnechant etc. A particular detail of the characters manners and habits of the tribes, must be left to some future adventurers, who may have more leisure and a better opportunity than we had to accomplish this object. Those who first visit the ground, can only be expected to furnish sketches rude and imperfect".

Die hier ausgesprochene Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Alle die genannten Stämme, und viele andere noch im Anschluss, gehören einer unwiederbringlichen Vergangenheit an, ausgetilgt aus der Existenz auf dem Antlitz der Mutter-Erde. Ihre Spur ist nicht mehr, und sie lassen sich für Identificirung der einzeln zukommenden Physiognomien ebenso wenig fixiren, wie die Namenlisten, welche durch die klassischen[2]) Schriftsteller von den Stämmen Thracien's oder Illyrien's

---

Untersuchungen von Parasiten für Landwirthschaft oder Medicin, noch bei ethnischen der Völkergedanken für Heilung socialer Schäden.

1) In der eigenen Heimath „a description of the manners and customs of the Highlanders of Scotland would not be correct of the inhabitants of Kent, nor would it be right to use a description of either as applicable to the people of Great Britain generally. This has, however, often been done with regard to New-Guinea (*Turner*), und überall in der Ethnologie, bei Localitäten, bereits weit länger bekannt und näher (nächste selbst) Twenty five different languages are certainly spoken on the 300 miles of coast, extending from Yule Island to China Straits (s. *Lawes*). Und dann in America (bei *Adams*) die Zahl de langues absolument et radicalement dissemblables (s. *Vinson*)

2) Welch' unschätzbaren Werth besitzt die einzige Monographie über die mit Ausbreitung des Römerreichs nothwendig in ihrer Originalität untergehenden Volksstämme Europas, die über die Germanen, und dies selbst nur ein kleines Bruchstück. „O, dass wir den Tacitus ganz hätten" (ruft *Herder*), und welch andere Anschauungen über die Vergangenheit unseres Erdtheils, wenn nun noch Illyrier, Sarmaten, Celtiberer, Lusitaner u. s. w. gleiche Specialbehandlung erhielten. Aehnliche Verluste sind in der „unmittelbaren Umgebung, in den Marken und Pommern zu beklagen, wo die Namen des Landes, der einzelnen Ortschaften, der Familien, nebst vielem anderen Sprachlichen und Sachlichen, von einem slavisch redenden Stamme

registrirt sind. Während wir hier nun aber uns mit demjenigen zu begnügen und beruhigen haben, was man uns zu überliefern vergönnte, können wir in dem anderen Falle von Verantwortlichkeit nicht frei gesprochen werden, da die Naturvölker vor unseren Augen zu Grunde gingen, und noch jetzt tagtäglich, jede Stunde, jeden Augenblick selbst, immer reissender und reissender dahin gerissen werden, von wo keine Wiederkehr. Wer das Tragische[1]) derartiger Katastrophen herauszufühlen beginnt, der wird, da die Sprache kaum Ausdrücke besitzt, (gleichwerthig mit dem, was sich zum Ausdruck drängt), wegen oratorischer Verwendung derselben weit weniger ängstlich sein, als wegen einstiger Trauer über, dann als zu spät erkannten, Verlust, zumal wenn es sich, wie etwa bei Polynesien, um einen hochbegabten Theil der Menschenfamilie handelt, auf einer Oberfläche von ca. 70 Breitegraden, oder wie hier bei der Nordwestküste Americas, um eine durch die geographische Configuration vorzugsweise bedeutungsvolle Provinz der Ethnographie, in der Grösse von 20000 bis 30000 □-M. oder mehr. Und dennoch kann oftmals, wie verschiedentlich erwähnt, in der gegenwärtigen Krisis ein Jahr mehr oder weniger, ein Monat vielleicht, den ganzen Unterschied bedingen zwischen Sein oder Nichtsein, ein Retten des Materials, für seine letzten Reste wenigstens, oder ein Ausfall des, als jedesmal original mitsprechenden, Factors aus den Rechnungen der Induction, für immer ohne Ersatz, unter entsprechender Schädigung der aus statistischer Umschau zu gewinnenden Resultate.

Bereits in dem bei Rückkehr von der letzten Reise veröffentlichten Buche (1880) findet sich, bei Berührung eines Ausflugs nach Oregon[2]), Erwähnung meiner

herrühren, ohne dass dessen Beschaffenheit, sowie die Zeit seines Auftretens und Verschwindens nachweisbar wäre. Wir empfinden diese bedauerliche Lücke in unserem ethnologischen Wissen offenbar durch die Schuld der süddeutschen Bekehrer dieses Stammes, welche zuletzt noch um 1124 alles dort Vorgefundene, als heidnisches Wesen, ebenso unbeachtet und unbeschrieben gelassen und nur auszurotten gesucht haben, wie später die Spanier alle maurischen Sitten in einem anderen Theile der Erde" (s. *Erman*). Und eine „bedauerliche Lücke in unserem ethnographischen Wissen" betreffs des für inductive Bearbeitung erforderlichen Gesammtüberblicks des Globus, wird (bei fortgesetzter Gleichgültigkeit gegen die in dieser letzten Stunde vor unseren Augen verschwindenden Reste der Naturstämme) von den Nachkommen einst empfunden werden „offenbar durch die Schuld" der Gegenwart, d. h. der unsrigen, vor Allem, wenn man meint, dass „alles Wesentliche" bereits gesichert sei, während wir kaum zu verstehen erst anfingen, was überhaupt als das Wesentliche zu betrachten ist, und nach dem Verwehen bisheriger Theorie dann mit den ernstlich ersten Sammlungen erst zu beginnen hätten. Wenn nicht überhaupt bereits zu spät! In den Sagen von Palau (s. *Semper*) „liegt ein solcher Schatz von Erinnerungen abgebildet, dass ein wirklich genaues Studium derselben (keine blosse Deutung, sondern wirkliche Erklärung durch die Mittheilungen der Eingebornen) uns eine Fülle des interessantesten psychologischen und mythologischen Materials liefern würde. Leider ist zu seiner Hebung nicht die mindeste Aussicht vorhanden" (1873).

1) „Ad tragoediam nostram explicandam", wie für Ekkehard, Mönch von St. Gallen, die seinige, in einer für die Geschichte des Klosters schicksalreichen Zeit (XI. Jahrh.).

2) Oregon und mehr noch das Washington Territorium, vor Allem aber das erst im Jahre 1867 von Russland erstandene Alaska-Gebiet galten und gelten theilweis heute noch in Europa für die Ultima Thule der neuen Welt; der Dampf, der grosse Culturverbreiter des XIX. Jahrhunderts, sollte auch hier fördernd eingreifen (H. G. Müller). In what at that time was known as the „Far West", hörte Nesmith (nach seiner Bemerkung im Jahre 1876) von Oregon (1840) as a „terra Incognita", somewhere upon the western slope of the continent. Für die Rapidität des Umschwungs, wie hier und aus anderen Kreisen in der Gegenwart vorliegend, giebt es keine Parallele in der Weltgeschichte, und kann es eine solche auch nicht geben, wie sich aus den Verhältnissen als selbstverständlich ergiebt. The rapid

Erfahrungen dort, und diese, wie ich nicht verhehlen kann, liessen mir seitdem keine Ruhe, ängstlich darüber, wie es mit den weiter nordwärts angrenzenden Stämmen stehen möge. Gerade sie mussten, — nach allem dem, freilich nur allzu Wenigem, was von ihnen bekannt geworden, — wie von jeher die Neugierde reizen, so jetzt nachdenkliche Aufmerksamkeit fesseln, und desto schmerzlicher deshalb empfand sich der weisse Fleck, an Stelle ihrer Vertretung, in den ethnologischen Sammlungen. Was sich in amerikanischen Museen etwa zusammengefunden, liess um so bedauerlicher die Armuth der europäischen hervortreten, und die sporadischen Stücke, wie sie sich antreffen mochten, stammten mehr aus peripherischer Nachbarschaft des Gebiets, als aus dem eigentlichen Herzen desselben. Ein Entschuldigungsgrund lag in der schwierigen Zugänglichkeit, die anderseits dann allerdings auch wieder bessere Wahrung zu versprechen schien, gegen vorzeitige Schädigung.

Indess in diesem Zeitalter der Dampfboote und Telegramme ist nirgends mehr zu trauen, und dass diese Landstriche nach der Cedirung der russischen Besitzungen an die Go-ahead Yankee nicht lange in bisherig abgeschlossener Unberührtheit zurückbleiben würden, liess sich voraussehen[1]). Und so ist es geschehen. Schon wie jetzt die Nachrichten lauten, strömt es dort von Touristen, welche die letzten Originalitäten der Eingebornen aufkaufen, um sie als „curios" zu zerstreuen und zu vertrödeln, ehe sie als Bausteine einer künftigen Wissenschaft den Museen haben eingefügt werden können. Die Eingebornen, wie immer, sind im Momente des Contactes mit der Civilisation, vom Todeshauch getroffen, und schmelzen rasch dahin, für ihre psychischen Eigenthümlichkeiten jedenfalls, und schon beginnt auch die der einheimischen Manufacturen, weil bereits für das Angebot verfertigt, zu verschwimmen, durch die fremden Ideen und Vorstellungen zersetzt. So lauten übereinstimmend alle neueren Veröffentlichungen, und so auch diejenigen Antworten, welche ich in meiner privaten Correspondenz von den durch Autopsie bestvertrauten Autoritäten erhielt. Auch hier also wieder würde sich binnen weniger Jahre das Sein oder Nichtsein wissenschaftlicher Existenz für einen Theil der Menschheitsfamilie entscheiden, deren räumliches Terrain sich auf etwa 9000 □-M. oder, in weiteren Beziehungen, auf 30 000 □-M. und mehr veranschlagen liesse.

Derartige Katastrophen mögen, bei dem Entlegenen und soweit Ungewohnten ethnologischer Betrachtungen, vorläufig noch kalt lassen; in späteren Zeiten, wenn die hier als unersetzlich erlittenen Verluste in ihrer ganzen Schwere zur Realisirung kommen müssen, wird sich, wie bereits bemerkt, eine Tragik in ihnen malen, bei der in Uebertreibungen nicht geredet werden könnte, da Worte zu schwach sind, dem, der sich hineindenkt, Ausdrücke zu leihen, um seinen Gefühlen, gerecht zu werden, — den Gefühlen völliger Machtlosigkeit, den hier drohend heranziehenden Gefahren noch vorzubeugen.

Für diejenigen, die bei Verwaltung ethnologischer Museen inmitten der brennenden Fragen stehen, die ihr Brennen tagtäglich fast empfindlichst spüren, aus den,

growth of the colonies of British Columbia and Vancouver's Island (s. Barrett-Lenard) „will ever be remarkable" among the achievements of our ages (1862). Seit Aljaska in amerikanischen Besitz übergegangen, ist das spurlose Verschwinden aller dort ursprünglich ethnographisch-anthropologischen Erscheinungen unausbleiblich (s. Erman). Im Zeitalter des Dampf's und der Electricität rechnet aber die Zeit nach den dadurch eingeführten Reductionen, so dass jetzt oft in Einem Jahre vollzogen ist, was sich früher ein Jahrhundert hätte hinziehen können.

1) Am Frazer-River begann die Zersetzung mit dem officiellen Bericht (1856) über die Goldentdeckung (1853) und dann „the progress of the Gold fever" (1858). In Mitchell Harbour war der Besuch der Goldgräber nur ein vorübergehender (1862).

in allseitig erforderter Correspondenz, von allen Theilen der Erde gleichlautend einlaufenden Jammerberichten, aus ihrer neuerdings jede Berechnung übereilenden Verschlimmerung zumal, bei Vergleichung mit den, aus den Akten „guter alter“ (und jedenfalls weniger aufregender) Zeiten (alter Ethnologie) entnommenen Ueberschlägen, — für diejenigen dann, die, wenn auf ihren Wanderungen über die Unermesslichkeit der ethnologischen Territorien von der Unermessbarkeit bereits der vorliegenden Aufgaben getroffen, bald erkennen mussten, dass beim Eindringen in Detail jeder weitere Schritt vorwärts zunächst nur weitere Arbeit bringen werde, — für uns (Wenigen und Schwachen), die wir für activ practische Hilfedienste in der Ethnologie gerüstet stehen, wird nichts willkommener sein, als freundlich gewährte Unterstützung durch gelehrte Schulmänner in Verarbeitung des heimgebrachten Materials, aber nichts erstaunlicher zugleich, als die Ansicht, dass wir bereits etwas wissen[1]) könnten, ehe solches Material[2]) gesammelt, (komisch fast, wenn nicht bedenklich traurig für momentane Verzögerung vielleicht, wo kein Moment selbst mehr im Zögern verloren werden darf, da jeder zählt).

Missgestimmter Entrüstung könnte es nach dem Wunsch klingen, mit der traurigen Berühmtheit eines Herostratus in den Annalen der Ethnologie fortzuleben, wenn versucht wird, die nach jahrelangen Mühen endlich ein wenig angeregten Sympathien wieder abzuschwächen: da die Ethnologie schon im alten Besitzstand sei, was brauche sie denn mehr? Allzu viel mehr wird sie allerdings auch kaum noch erhalten, da das Meiste längst zerstört ist, aber in abgelegenen Winkeln des an allen vier Ecken auf den ethnologischen Arealen brennenden Gebäudes finden sich hie und da noch kostbare Schätze, und wenn aus ihnen ein ganzes Völkerleben hervorgezogen, oder der verheerenden Zerstörung im letzten Moment entrissen werden kann, um künftigen Studien bewahrt zu bleiben, so dürfte sich das einiger Mühe doch verlohnen.

Freilich ist mit idealen Wünschen, mit schönen Redensartsn, wie hier, und auf gar manchen Druckbogen schon, verschwendet leider, nicht eben viel geschehen in unserer praktisch nüchternen Welt; ohne den bekannten nervus rerum regt sich bekanntlich keine Hand, und trotz der erfreulich begonnenen Förderung des ethnologischen Museums kann mit diesem Beginnen desselben noch nicht für die Gesammtheit der von allen Seiten so plötzlich und unvermittelt heranstürmenden Ansprüche gleichzeitig vorgesehen sein[3]).

1) Wer die Ernährung aus eigenen Hirnfäden vorzieht, wird sich schon mit der Rolle eines Monophagos zufrieden geben müssen, denn unsere Zeitgenossen gewöhnen sich allzu sehr an substantielle Kost, um theoretischen Auflauf, und andere Schaugerichte noch, viel zu goutiren.

2) Mit derartigem Ausspruch gerade jetzt, wo in ein paar Jahren mehr mit Eröffnung des neuen Museums für Ethnologie die Bedeutung dieser Wissenschaft durch Ocular-Demonstration jedem klar sein wird, der Augen zu sehen hat, — mit diesem Ausspruch jetzt, im Jahre 1882, würde sich in der Geschichte der Ethnologie die Ironie wiederholen, wie sie in der Astronomie eingeschrieben steht, mit dem Aufsteigen jenes Sterns am 1. Januar 1801, gerade zur Beantwortung der Dissertation de orbitis planetarum, der Inauguraldissertation für den Stern am Himmel der Philosophie. Aber was hilft's? Trotz aller Berufungen auf Prof. Titius u. s. w. trafen damals in Krönung der Anstrengungen Schröter's die Vorhersagungen Bode's zu, und noch jetzt stehen wir mitten darin, in der Vermehrung des Materials (ein Asteroid nach dem andern).

3) Bei der Uebertüllung der Räumlichkeiten, die kaum noch ein Magaziniren gestatten, würde Schluss derselben bis zum Ausbau des neuen Museums nahe liegen, wenn für die Existenz der Naturstämme nicht jedes Jahr mehr oder weniger zählte. — Man könnte (besonders für die vulcanischen Erscheinungen) den Mangel naturwissenschaftlicher Studien (bei Wenia-

Um so dankenswerther ist deshalb die Hülfe, welche in der Noth dieses Uebergangsstadiums nicht versagt wurde. Schon aus früheren Erfahrungen war den mit den Bestrebungen wissenschaftlicher Gesellschaften Vertrauten bekannt, dass wir uns hier in Berlin grosssinniger Männer rühmen dürfen, welche berechtigten Klagen (wie in der „Vorgeschichte der Ethnologie" kürzlich ausgesprochen) ihr Ohr nicht verschliessen, und so sind jetzt auch wieder solche zusammengetreten, um aus dem durch private Beiträge begründeten Capital eines Ethnologischen Comités die beschränkten Mittel der Ethnologischen Abtheilung zu ergänzen. Im Herbste vorigen Jahres wurde unser Reisender ausgesendet, und hier sehen Sie jetzt vor sich, was es ihm, bei seiner rührigen Thätigkeit, möglich gewesen ist, eben vor Thorschluss von diesen, mit einem Fuss bereits im Grabe stehenden Völkern zu retten[1]). Die Eigenartigkeit des Typus, der hier hervortritt, braucht nicht erst erklärt zu werden, da der erste Augenschein sie lehrt. Eine neue Gedankenwelt liegt enthüllt vor uns, ein neues Problem, das zwar bereits längst gestellt war, das indess jetzt erst die ersten Handhaben erhält. Es handelt sich, neben Stämmen von der Küste British Columbien's und Vancouver's, besonders um die Haidah der von Dixon (1775) benannten und von Duncan dann in ihrem insularen Charakter erkannten Gruppe der Queen-Charlotte-Inseln, deren Dörfer bei Lord Dufferin's Reise (s. St. John) den Eindruck eines „Niniveh und Babylon" hinterliessen, freilich aber auch die Ueberzeugung, dass sie gezählt seien, die Tage dieser von der Natur in vieler Hinsicht bevorzugten Rasse, der einst gefürchteten Wikinger jener Gewässer, die in der Hauptstadt einer englischen Colonie[2]) dem Gouverneur selbst bis zur Herbei-

---

minow) bedauern, bemerkt v. Baer, „allein man hätte Unrecht", da er „von dem, was am raschesten sich verändert, Kunde gebracht" (dem Zustand des Menschen). „Sehr bald wird dieser verwischt sein. Die Natur aber verändert sich sehr viel langsamer" (1839). The rapid diminution and threatened extinction of the primitive inhabitants of the American continent and the islands of the Pacific is a fact of melancholy interest to the Christian philantropist and the man of science (s. *Macfie*). Der ganze Stamm Casenove's (the chief of the Klackatack tribe) war (in Vancouver) untergegangen (zu *Wilkes'* Zeit), „they all died within three weeks" (many others have been swept off entirely), das Aussterben der Willopah, Klatskanai, Staktamish (s. *Gibbs*), der Mamnit neben Kaltamininim (zu *Gardner's* Zeit); the Indians of British Columbia and Vancouver will be numbered by as many dozens, as they counted thousands (s. *Poole*) u. s. w. *Jomard* (en faveur de sa conception ethno-géographique) rattachait à la geographie, et non plus à l'archéologie (s. *Hamy*) die ethnologischen Sammlungen, die das von *Abel-Rémusat* 1831 bereits verlangte „Dépôt ethnographique" jetzt im Trocadero erhalten haben, in einer ihrer grossen Aufgabe würdigen Umgebung und Verwaltung.

1) Bei Lord *Dufferin's* Besuch des Haidahdorfes (mit „huge carved images, such as those which one associates with Niniveh and Babylon"), *St. John* (1877) „can hardly exaggerate the surprise which was generally felt at this unexpected spectacle" (strange, that a place of so much interest should have escaped the notice). The early visits of the Queen Charlotte-Islanders to Victoria gave them a taste for the debauchery of civilization, to which they have yielded themselves unreservedly, and before which they will go down like withered reeds (1877). In a few years little of the original aspect of these villages will remain (bei den Haidah) 1878 (*Dawson*). Bereits *Swan* sah die beginnende Zerstörung, und *Sproat* beschreibt das psychische Aussterben, wenn auch physisch manche der kräftiger angelegten Stämme genügende Resistenz besitzen mögen, zu überdauern (wenigstens in Mischungen).

2) Threatened to take the colony (s. *Molyneux*). It became necessary to send down to Esquimalt for a detachment of Marines (und dann für „the steamfrigate Tribune). The Hydahs of Queen Charlotte-Islands are a fierce and turbulent nation and the most feared of any natives on those coasts, they build enormous sea canoes, capable of holding 30–40 warriors, and with their fleets used to sweep all the North Pacific coasts as far as Vancouver's Island and the posts of the Hudsons Bay Company (1879).

rufung eines Kriegsschiffes zu trotzen wagten, und, der Schrecken der Küste ringsum, den Sklavenhandel trieben nach, wie vor. — hervorragend aber zugleich durch kunstvolle Geschicklichkeit, wofür sich im nördlichen America keine gleichwerthige Parallele bietet, weder für die mechanische Geschicklichkeit (bis zur versuchten Herstellung eines Dampfschiffes)[1]), noch für stylvolle Vollendung in der Ausführung der hier vorgelegten Gegenstände. Es tritt zugleich der Zusammenhang hervor mit dem gespenstischen Dämonendienst, der sich mit dem der Polarstämme berührt, die Beziehungen zu den Geheimorden und ihren Mysterien bei Aht u. s. w, bis zu den Excentritäten religiösen Wahnsinns in den Tyas, den Priesterbundschaften der Menschen- und Hundefresser, denen einige der hier vorgelegten Masken angehören, den mythologischen Stammbäumen, wie in den Pfosten repräsentirt u. s. w. Doch wird das weitere Eingehen darauf besser bis zum Eintreffen[2]) der übrigen Kisten verschoben werden, deren Absendung bereits angezeigt ist. Diese werthvollste Bereicherung der Königlichen Sammlungen, wie sie in diesen Sendungen vorliegen, kann nicht hoch genug geschätzt werden. Aber zugleich wird zu bedenken sein, ob dergleichen hochwichtigste Interessen auch ferner noch von reinem Zufall abhängig bleiben dürfen, oder ob nicht vielmehr ohne jeden Verzug die nöthigen Vorkehrungen zu treffen seien für das der Ethnologie jetzt vielleicht noch, später aber nicht (und dann nie) mehr Beschaffbare.

Auch ohne besonderen Hinweis wird sich von selbst bereits die Aufmerksamkeit auf einen Punkt gelenkt haben, der wieder klarlegt, wie rasch mit einer einzigen Thatsache manchmal eine Entscheidung herbeigeführt ist, in Fragen, die in endlos theoretischen Erörterungen oft mehr ver- als entwirrt worden sind. Sie sehen mit einem Blick, dass es sich hier im Grunde weniger um Amerika, als um Polynesien handelt, dass Züge aus diesem oceanischen Continente her tief in dem Küstensaum[3]) des Festlandes eingebettet liegen, und zwar in solchen Formen gerade, wie

1) Die Belbellah (in Millbank-Sound). In diesem prächtigen kleinen Dampfschiff in Miniatur soll (nach einem Augenzeugen) Alles perfect gewesen sein, bis auf den Dampfkessel selbst. Doch meinten sie beherzt, dass sie das auch wohl noch herausbekommen würden (mit Zeit und mit Geduld). The Tshimsian (in former days) have even got up such things as an artificial whale, in some way formed on a canoe. This appeared suddenly on the bay, seemingly swimming along with a little child on its back (s. *Dawson*). Dann „a peculiar and very ingenious speaking-doll" (at Skidegate), also bereits „l'homme machine" (im Anbruch der Aufklärung).

2) Bis jetzt sind drei Sendungen angefügt, eine neue so eben angelangt, und die grösste noch unterwegs. Statt einiger verirrter Stücke, des bisherigen Bestandes von unserem, dem ältesten der Ethnologischen Museen, haben wir jetzt hunderte von Nummern (bald bis an 1000) zum Ueberblick, und mit jeder derselben fast verknüpft sich eine lange Reihe neuer Ideenverkettungen, die allmählig zur systematischen Verarbeitung zu kommen haben, nach einander (in den nächsten 100 Jahren, oder so).

3) *Gibbs* bringt die Unterscheidungszeichen der Tilamuk, wie ihrer indianischen Nachbaren, in Verbindung mit dem in den Traditionen von Nehalen überlieferten Schiffbruch, als einer japanischen Dschonke (probably a japanese junk, several of which have from time to time been cast away on the coast). In Anbetracht der Kürze europäischer Kenntnissnahme von der Küste des nordwestlichen Amerika ergeben die Aufstellungen sicher constatirter Fälle eine bereits nicht unbeträchtliche Zahl (wie verschiedentlich erwähnt, vergl. Culturländer des Alten Amerika, Bd. II, S. 446). It seemed as if the parentage of the carving may have been in China (*St. John*) bei den Haidah (1876). In attempting from any parts of Polynesia to reach America, a canoe would naturally and almost necessarily be conveyed to the northern extreme of California (*Pickering*) unter weiterer Erforschung der Strömungen der Hydrographie. A distinct correspondence in style of art is traceable, between the ancient

sie nach diesem vorläufigen Eindruck schon, unter den labyrinthischen Fäden wiederzuerkennen sind, die sich aus mexikanischer Vorgeschichte, wie es die in unseren Museen niedergelegten Materialien den Augen vorführen, bis an die Ostküste des Continentes schlängeln. Die Folgewirkungen aus dem jetzt Hinzugewonnenen werden deshalb voraussichtlich schon bald unvermuthete Streiflichter auf manches Dunkel werfen, vielleicht bis auf jenseitige Küsten, die durch die Meeresströmungen mit bestimmten Anlandungsplätzen an der amerikanischen fest verbunden sind.

Hierauf bezüglich wäre freilich, jetzt sogleich, jedes weitere Wort zu viel, denn höchstens darf (und noch nichts darüber hinaus) gesagt werden — nichts mehr, als: dass in dem jetzt dem Museum Zugegangenen die ersten Bausteine vorliegen, die ersten und (wie ausgesprochen werden kann) die einzig zuverlässigen, die leider vielleicht auch (was dann ferner hinzuzufügen) die letzten bleiben werden, — aber doch Bausteine wenigstens nun, mit denen ein ernstgemeinter Bau in seiner Fundamentirung beginnen kann, eine Basis, die vorher gebreitet sein muss, für den Fortbau später. Und je später, je mehr, werden sie in den kommenden Zeiten mehr und mehr im Charakter unschätzbar werthvollster Reliquien geehrt werden, weil dann einer völlig dem Untergange verfallenen Vergangenheit angehörig, — als letzte und einzige Zeugen ihrer Träger, die dann längst aus dem Buche der Lebenden ausgestrichen sind (für ihre psychische Originalität, auf die es der Geisteswissenschaft ankommt, um die Geschichte der Menschheit zu schreiben).

Wenn solche Bereicherungen der Wissenschaft markirend, wird der beste Dank [1])

---

paintings and sculptures of Mexico and Yucatan, and the carved stone pipes of Northwest-America (s. *Pickering*). Die Tsimpsean (unlike Chippewas or Indians of the plains) have more the appearance of the Islanders in the South-Seas, than that which is generally supposed to distinguish the Indians (s. *Molyneux*, *St. John*). „How like the South-Sea islanders", war der Eindruck, den die Eingebornen nördlich von Californien auf der Expedition Brackenridge nach Oregon machten, und ausserdem „Polynesian analogies" (s. *Pickering*). In der Sprache von Mount Elias bis zur Fuca-Strasse trifft man Aehnlichkeit mit dem Mexicanischen (nach *Galatin*). *Anderson* findet in der Sprache des Nutka-Sund „the most obvious agreement" (mit Mexicanischem). Als Schlussergebniss der Untersuchungen (*Vater's*) scheint „auf der noch wenig bekannten Nord-Westküste von America ein Centralpunkt wenigstens recht vieler Völker America's vor uns zu stehen, von wo wahrscheinlich die Bevölkerung vieler Länder dieses Welttheils erfolgte" (1810). An der Nordwestküste America's wurden alte Gemälde gesehen, die „rappellent ces grands tableaux, ces peintures emblématiques, ces hieroglyphiques qui tenaient lieu d'histoire écrite aux Peuples de Mexique (dann Etagengebäude, Tempel, Skulpturen, Grabmäler u. s. w.). La transmigration a du commencer à s'opérer sur les parties du Nord de l'Amérique occidentale (bis nach Mexico) und „lorsque la terreur, qui marchoit devant Cortés, venu de l'Orient, chassa les Mexicains du centre de l'Empire vers les points de la circonference", käme (bei *Marchand*) die Rückwanderung (auf vormals angezeigten Wegen), in Bewahrung der Sprachverschiedenheit (bei Tchinkitane, Nutka, auf Queen-Charlotte-Insel u. s. w.) *Vater* fand mexicanische Beziehungen (wie in der Sprache der Thlinkiten) in der Nutka-Sprache, und auch *Humboldt's* Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, doch ist die Aehnlichkeit mit dem Aztekischen oder Mexicanischen („in einem bedeutenden Theil" der Nutka-Sprache) eine täuschende (nach *Buschmann*), obwohl „die ihr schon früher gewidmete Aufmerksamkeit vollständig gerechtfertigt" wird (in solchem Bezug).

1) Um so herzlicheren Dank also für diese erste Antwort auf die Klage, „dass keine Hand sich rege". Diese, eine private Initiative, ist desto anerkennenswerther als solche, aber diejenige Organisation, welche irgendwie dem Umfang des hier vorliegenden Arbeitsreviers entsprechen würde, fehlt noch gänzlich. Dass es in den letzten zehn Jahren fortwährend besser geworden ist, das haben wir Alle, in ethnologischen und anthropologischen Kreisen, selbst mit durchlebt; wer jedoch meint, dass damit das Genügende schon geschehen sei, dem

gesagt sein, der in diesen Sendungen bethätigten Förderung der Ethnologie, und wenn dieselben (wie hoffentlich jetzt bald) in dem neuen Museum in ihrer vollen Bedeutung zur Ausstellung gelangen, werden sich dann für immer die Namen derjenigen, denen die Beschaffung zu danken war, in dauernder Erinnerung erhalten in der Geschichte der Ethnologie[1]).

---

mangelt soweit schwächster Schimmer einer Ahnung von dem, was die Ethnologie will und wollen muss, mangelt die Vorstellung über den Umfang der Materialien, deren sie bedarf, um für den inductiven Ausbau auch die ersten Fundamente nur zu legen. Die Vereinigten Staaten beginnen ihr weites Terrain jetzt systematisch zu erforschen, und in den letzten halben Decennien sind aus einzelnen Bezirken auch für die Ethnologie werthvolle Früchte dabei erwachsen in den Monographien *Matthew's*, *Powers*, *Gibbs*, *Powell's* u. s. w. Aehnlich hat Australien, gerade in der elften Stunde, noch Manches glücklich gerettet, und vielleicht ist Hoffnung (nach neuesten Nachrichten), dass aus Brasilien, im grossen Kaiserstaat, Aehnliches zu erlangen sein mag (wie auch in Sibirien die Erinnerungen an *Pallas* und *Gmelin* durch *Middendorf*, *Schrenck* u. s. w. belebt wurden). Aber bis jetzt, wie aus der Kürze der Zeit schon natürlich, kann Alles das nur als ein Tropfen im Meer betrachtet werden. Und so mit den Resultaten der Reisenden, unter denen gerade die, mit wohlverdientem Ruhmesglanz hervorstrahlenden, oft für die Ethnologie am wenigsten leisten konnten, da sie, als bahnbrechende Pionire auf den weiten Flächen, die in kurz beschränkter Zeitspanne zu durchwandern waren, andere dringlichere Sachen zu thun hatten, als dass sie die Einzelheiten in denjenigen Details studiren konnten, wie statistische Ueberschau verlangt. Hierüber, für das, was im Besonderen von Deutschland geschehen, findet sich die beste Uebersicht hier in Berlin, in dessen Museum die Sammlungsobjecte aus der Mehrzahl der Reisen Epoche machender Art, während der letzten Jahre ausgeführt, niedergelegt sind, und sich jedes darüber zu sagende Wort mit Daten und Zahlen beweisen liese, zumal kaum einer der neuen Reisenden fortgezogen ist ohne Instructionen von hier aus. War es ja auch gerade einer der maassgebenden Gesichtspunkte bei Begründung der afrikanischen Gesellschaft, der Ethnologie gleichfalls zu helfen, und die Resultate, wenn auch (wie immer bei jedem Anfang) noch nicht ganz so, wie erwünscht, haben nicht gefehlt. Bei vergleichender Zusammenfassung ist dann aus derartig secundären Quellen zu schöpfen, von den activen Mitarbeitern sowohl, wie von den Theoretikern zu Hause, denen, wenn die Gelegenheit, selbst primitives Material zu sammeln, gefehlt hat, daraus kein Vorwurf gemacht werden kann, wohl aber, wenn aus Unkenntniss der Detailcomplicationen die Einbildung besteht, diese durch ein paar luftige Generalisationen beiseite schieben zu können. Wie viel grundlegend dauernde Werke, die als normgebende fortdauern werden in der Ethnologie, finden sich denn bisher in der Literatur? Fast liessen sie sich an den Fingern abzählen. Schätzbarste Fundgruben bilden die auf den Arbeitsfeldern selbst erscheinenden Zeitschriften, das Journal of the As. Soc. Beng., die batavische Tijdschrift u. A. m., weil oft durch eingehend, während eines Lebensalters, gewonnene Sachkenntniss ein bestimmt umschriebenes Local erschöpfend, aber auch hier wäre die Liste bald fertig, und dann mögen die als ergründet anzusprechenden Plätzchen auf einer Landkarte, den demgemäss markirten Punkte nach, mit den noch weiss bleibenden abgezählt werden. Wie oft bereits gesagt, stehen wir eben erst an der Schwelle des unübersehbar seiner Erforschung harrenden Gebiets, das aber vorher der Erforschung in sämmtlichen Einzelheiten bedarf, ehe daran gedacht werden könnte, die Ethnologie als bereits genügend ausgerüstet zu betrachten für einen Ausbau der Wissenschaft von Menschen.

1) Es gereicht mir zur besonderen Freude hier eine zweite Danksagung zufügen zu können an unseren Landsmann, Hrn. P. Schulz in Portland, der nicht nur, dem mir bei dortiger Anwesenheit gegebenen Versprechen gemäss, das Museum mit werthvoller Sammlung bereichert hat, sondern auch der durch die verdienstvolle Thätigkeit der Geographischen Gesellschaft in Bremen abgesandten Expedition, auf meine dahin ausgesprochene Bitte, wichtigste Unterstützung gewährt hat, um den Herren Krause ihre Forschungen zu erleichtern, und werden die von diesen Gelehrten gewonnenen Resultate bei der bevorstehenden Verarbeitung der eingelaufenen Sammlungen eine höchst schätzbare Hülfe bilden, wie nicht besser

Voraussichtlich wird jetzt, mit der durch unseren Sammler gegebenen Anregung, noch manches aus den Ueberbleibseln des ursprünglichen Indianerlebens von dort nach Europa kommen, — ähnlich wie seitdem durch S. M. S. Gazelle die von der Admiralität den ethnologischen Interessen gewährte Eröffnung der (bis dahin, als gefährlich, vermiedenen) Inselgruppen von Neu-Britannien und Neu-Irland effectuirt war, die wunderbaren (über das ethnische Verständniss ganz Oceanien's unverhofftes Licht verbreitenden) Sammlungen, welche damals, als erste in den Museen überhaupt, in das unsrige gelangten, seitdem viele Nachfolger erhalten haben. Je mehr Material dann vorliegt, desto besser für comparatives Studium, obwohl von den ersten Originalsendungen abwärts die späteren mit zunehmenden Cautelen zu benutzen sind, weil durch den Tauschhandel selbst und die dadurch veranlassten Nachahmungen bald mit fremdartigen Zügen durchsetzt, die irre leiten könnten, wenn nicht gültige Musterbilder zur Rectification vor Augen stehen. Laut genug klingt der Warnungsruf, der jedes Zögern zu verbieten scheint, aus denjenigen Stücken her auch schon, die sich deutlich als bereits influencirte beweisen, so dass die erste Vertretung, die als ächte und treue aus jener Menschenwelt zu uns herüberkommt, mit eigenem Munde bereits das Ableben [1]) derselben verkündet. Glücklicherweise war in dem Reisenden Jacobsen der rechte Mann am rechten Ort. Ohne sich in der Nähe der europäischen Ansiedelungen aufzuhalten, wo wir die Fälschungen für den Markt schon aus früheren Berichterstattungen kennen, suchte er die abgelegenen Indianerstämme in ihren Wohnsitzen auf und vertraute sich den Haidah selbst und ihren Böten an, um die Küsten jener Inseln zu betreten, die mit Ausnahme der in kleinster Zahl der Literatur bekannten Besucher, fast als noch jungfräulich gelten könnte (bis jetzt erst, nach Poole, durch Dawson beschrieben). Unser Sammler [2]) hat sich in jeder Weise brav und tüchtig bewiesen, und dass bei ernstlichem Streben der Erfolg nicht ausbleibt, zeigt sich auch hier.

---

zu wünschen, als hier durch zusammenstreffende Vereinigung günstiger Verhältnisse geboten.

1) Der rapide Aussterbeprocess in Oregon übertrifft Alles Aehnliche, und obwohl die erste Colonisation dort kaum viel früher begonnen, als in Californien, dürfte doch bereits der kleinste Rest dahin sein, für solches Material selbst, wie es *Powers* in letzter Stunde noch im Nebenstaate dem Untergang entrissen hat. Im Jahre 1863 prophezeite *Poole*, dass 20 bis 30 Jahre später „the Indians of British Columbia and Vancouver will be numbered by as many dozens, as they counted thousands" (als er sie zuerst gesehen). Im Allgemeinen scheinen indess die bevorzugteren Stämme des Nordens ihre physische Existenz zu wahren befähigt zu sein, nicht jedoch ihre psychische, da dies unter dem Eindruck stärkerer Ideen im Contact mit der Civilisation an sich unmöglich ist, und lässt sich der Fortgang des Zersetzungsprocesses in den, unter eingehenden Beobachtungen über die Aht gegebenen Darlegungen verfolgen. Among the Tschimsian at Port Simpson most of the original carved posts have been cut down, as missionary influence was spreading among the people, bemerkt *Dawson* in seiner Arbeit über die Queen-Charlotte-Inseln aus dem Jahre 1878 (welche jetzt eben erst, bei verspäteter Veröffentlichung, in Europa zugänglich geworden ist).

2) Die vorliegenden Resultate liefern in Ocular demonstration den Beweis, was auch jetzt im letzten Augenblick noch geschehen kann, wenn ernstlich am rechten Ende angefasst. Seit dem Bestande unseres Ethnologischen Museums (das weiter zurückreicht, als andere) war das ungeheure Gebiet, um welches es sich hier handelt, eines der ethnologisch wichtigsten in der Ethnologie (von Californien bis zur Behringstrasse), durch ein paar sporadische Nummern vertreten. Jetzt, beim energischen Angriff, sind wir mit langen, zum Theil methodisch angelegten, Serien versehen, durch eine Thätigkeit weniger Monate, und gerade eben vor Thoreschluss, da verschiedene der Stücke bereits mit dem Merkzeichen des Untergangs beschrieben sind. Hier also gilt es letzte Rettung aus der Feuersbrunst, denn sonst bleibt nichts übrig, da die übrigen Museen, wie ihre Cataloge beweisen, keinen Ersatz liefern können aus bisherigem Inventar,

Um freilich der Grösse der Gefahr gerecht zu werden, die hier droht, ist es mit der Arbeit des Einzelnen nicht gethan, da das Rettungswerk auf allen Punkten gleichzeitig in die Hand genommen werden müsste, weil auf allen Punkten gleichzeitig benöthigt.

Die mit den Aspecten ethnologischer Umschau Vertrauten haben diese Katastrophe, ihr unheimliches Heranziehen, längst vorausgesehen, denn die Vorboten derselben standen allzu deutlich abgezeichnet, um verkannt zu werden. Leider erhallten sie umsonst, als Stimmen in der Wüste, die wiederholten Alarmirungen[1]) Jomard's, von Baer's, Middendorf's u. A. m., zu einer Zeit[2]), wo noch reiche und ausgiebige Ernten mit verhältnissmässiger Leichtigkeit heimzubringen gewesen wären.

Meine eigenen Erfahrungen in diesen Punkten erhielten ihre praktisch bedauerlichen Bestätigungen, wenn sich für die Verwaltung der Sammlungen die Aufgabe ihrer Vermehrung von Jahr zu Jahr erschweren musste, wiewohl allerdings mit den klar hervortretenden Zeitanforderungen auch manche Erleichterungen dementsprechend geschaffen wurden. Bei dem Ueberblick der von 1850—1880, in ungefähren Intervallen von 10 zu 10 Jahren, unternommenen Reisen trafen die accumulirend gesteigerten Progressionen fortschreitender Zerstörung mit schmerzlichster Ueberraschung besonders bei den zuletzt empfangenen Eindrücken[3]), als neben den aus Californdem nur aus Amerika ein paar Sammlungen zu nennen wären (darunter hervorragend die aus *Dall's* Reisen in der Smithsonian Institution zu Washington).

1) Es wird eine Zeit kommen, und sie ist nicht mehr gar fern, in welcher von allem Reichthum der Literatur derjenige als der köstlichste erscheinen wird, der uns menschliche Zustände, vor der Einimpfung der allgemeinen Civilisation, mit Unparteilichkeit und nach langem Umgang schildert; noch haben wir dergleichen sehr wenige (1839). Es scheint unbegreiflich „wie Regierungen, Akademien und Individuen nicht eifriger darauf bedacht sind, solche Verhältnisse einzuleiten, um reichere Materialien für die Geschichte der Menschheit zu sammeln". (Man schickt mit grossen Kosten Schiffe aus, um irgend eine unbekannte Küste zu verzeichnen. Das ist sehr löblich — aber diese Küste, wenn sie uns sonst nicht näher anging, hätte auch später untersucht werden können, denn sie bleibt; der Mensch aber, der die Küste bewohnt, wird bald ein anderer sein). Gegenüber raschen Erdumsegelungsreisen („die überall Felsstücke, trockene Pflanzen und Thierbälge mitnehmen") „wie wenige, die den ersten Stufen der Entwickelung des Menschen eine gründliche Untersuchung widmen" (*von Baer*). Selbst in einem den Studiensitzen nächst liegendem Gebiete musste nur allzu treffend bemerkt werden, dass, wir bis dahin die Mäuse desselben besser kannten, als die Menschen, die es bewohnen (s. *Middendorf*). Und von den Samojeden dann weiter durch weites Sibirien hin.

2) Wenn (wie bald) die ganze Erde von Dampf und sonst mechanischen Kräften durchzogen sein wird (als „ein grosses Arbeitshaus), „dann muss man mit eben der Begierde nach einer treuen und wahrhaften Schilderung von der behaglichen Sorglosigkeit des sogenannten Wilden sich umsehen, wie jetzt unser Philologe und Historiker begierig wäre, zu beobachten, wie ein Atheniensischer oder Römischer Bürger vom Lager sich erhob, ass und trank, seine häuslichen und öffentlichen Geschäfte des Tages betrieb, und durch diese Ansicht mehr gewinnen würde, als durch ein Dutzend Beschreibungen von Schlachten und glänzenden Festen" („weder die bis gegen den Schluss des vorigen Jahrhunderts gebrauchte Brille, die in nicht civilisirten Menschen nur Gräuel fand", noch „die während der französischen Revolution Mode gewordene Brille, welche den Menschen nur im Naturzustand achtungswürdig fand," genügt). Bei der Einsicht, „dass die Erkenntniss menschlicher Zustände eine ebenso würdige, als nutzreiche Aufgabe der Forschung ist", hat die Wissenschaft in ihre Vorrathskammern aufzuspeichern, was eine unabweisbare Nothwendigkeit ihr immer mehr entzieht" (*v. Baer*). Upon intercourse with civilized men (*Sproat*) „the unfortunate savage becomes more, than ever, a creature of instinct, and approaches the condition of an animal" (bei den Aht).

3) „Seit die Grossväter dieser verkommenen Ureinwohner Oregon's bei Astoria, das von unserem grossen Landsmann Johann Jacob *Astor* im Jahre 1811 gegründet wurde, an der Mündung des Columbia zuerst mit den Weissen in nähere Berührung kamen, sind kaum zwei

nien[1]) bereits familiären die aus Oregon hinzugekommenen, und es waren die von dort als letzte mitgebrachten, die mich, wie schon gesagt (in diesem zufällig gegebenen Falle), zunächst an die Haidah denken liessen. Aber wie manch' andere Expedition wäre ohnedem noch auszusenden, und ebenfalls ohne Zeitverlust. Es handelt sich hier um die alte oder um die neue Ethnologie, ob wir uns, wie bisher, mit jenen Ergänzungen zu geographischen und historischen Lehrgebäuden bescheiden wollen, die man als ethnographische zu bezeichnen pflegte, oder ob wir es werden wagen dürfen, an das von jeher aus der Ferne leuchtende Ziel zu denken, an die Wissenschaft vom Menschen. Soll sie auf der Breite des Menschengeschlechts in sämmtlichen seiner Wandlungen auf der Oberfläche der Erde mit den von der Ethnologie gelieferten Materialien durch die vergleichende Psychologie zum Ausbau kommen, so wird dies, der anthropologisch-naturwissenschaftlichen Zeitströmung gemäss, einzig und allein auf inductivem Wege geschehen können, nur durch die Induction.

Und damit ist dann die Kluft eingetreten, welche fortan die frühere Ethnologie trennt und trennen muss von derjenigen, die angestrebt wird, eine Kluft, ebenso unüberschreitbar, wie diejenige, welche die auf das inductive Feld übergeleitete Physiologie dann plötzlich radical abtrennte von der alten, als sich „beim Umschwung der deutschen Medicin" (1841) unumwunden die Forderung stellte, „dass mit den geläufigen Vorstellungen gebrochen werde, und durch eine andere, der Physiologie sich anschliessende Methode eine geläuterte Grundlage für die Erfahrung gewonnen werden müsse", und „verstanden oder unverstanden breitete sich das Gefühl, dass man in eine neue Zeit getreten sei", — damals die Physiologie für die Medicin, jetzt die Ethnologie auf psychologischer Grundlage. „Wie die Chemie sich aus der Alchemie, aus der Apothekerkunst, hat aufwinden müssen, so ist auch der Anthropologie Aehnliches beschieden gewesen" (Nasse) und mit der „totalen Umgestaltung" (Wunderlich) „gestaltete sich die ganze Terminologie der Wissenschaft neu" (in der Biologie), so dass es den Ethnologen, die der naturwissen-

---

Menschenalter vergangen, und nach aber zwei Menschenalter wird kein Mensch mehr nur noch des Namens des Stammes sich erinnern, der einst am Columbia seine Krieger nach Tausenden zählte, während von Astor noch manch steinernes Zeugniss reden wird in New-York, und seines Namens am Pacific noch nach Jahrhunderten gedacht werden wird" (so die Sprache der neuen Zeit im Goldland Californiens). Vae Victis, nach dem .Gang der Geschichte, der seinen Lauf zu nehmen hat, aber um so mehr die Wissenschaft erinnernd, wenigstens hier jetzt einmal, für das Studium menschlicher Entwickelung, die Vorstadien vorher zu fixiren, an welche man bei den Geschichtsvölkern überall erst denken konnte, wenn sie schon längst überwunden, und als also untergegangen, damit verloren waren. In Oregon hat sich (1872) die „Pioneer Association" gegründet, für „facts relating to the Pioneers and history of the Territory of Oregon" (im Jahre 1848, dann 1859 „admitted into the Union as a sovereign State"), aber ohne Verbindungsglied mit der indianischen Vorzeit, oder höchstens durch Mr. *Mc. Kinzie* (one of the Astor partner's), who, with so much pomp, took for his wife the Princess Chowa, daughter of old king Comcomby, the celebrated Chinook chief (s. *Rees*).

1) Noch in spätester Stunde hat uns *Powers* ein Schatzkätzchen letzter Reliquien aus dem prähistorischen Californien geschenkt, eine jener werthvollen Fruchtgaben, die aus der Regierungsaufnahme der Union, in jüngster Zeit auch besonders der Ethnologie zu Gute gekommen sind und um so dringender den Wunsch empfinden lassen, dass die letzten Momente, die für ethnologische Sammlungen nur noch gewährt sein könnten, möglichst ausgenutzt werden möchten. Zu *Swan's* schätzbarer Monographie über Cape Flattery (und die Makah), und, allen voran zu nennen, *Sproat's* Vancouver, ist nun als erste Auskunft über die Queen Charlotte Islands in die Literatur (von *Poole's* Erzählungen über die Kupferminen abgesehen) *Dawson's* Rapport gekommen, als erster, und bis dahin einziger, im Jahre 1880.

schaftlichen Richtung der anthropologischen Studien nur zögernd folgen, ebenso gehen mag, wie den „Aerzten der alten Schule", die oft nicht mehr im Stande waren, „selbst bei aller Einsicht, bei aller Kenntniss und beim besten Willen, in der neuen Richtung sich zurecht zu finden", es wurde ihnen ebenso schwer, „anatomisch denken zu lernen", wie manchen Ethnologen, sich an den Völkergedanken zu gewöhnen.

Die Ethnologie kann von dem Decennium seit 1870 sagen, was die Physiologie 20—30 Jahre früher:

„Es bilden diese zehn Jahre eine Epoche in unserer Wissenschaft, wie sie kaum eine andere Disciplin aufzuweisen hat, im Rückblick auf die Geschichte. Die Physiologie in diesem Zeitraume führt eine Reihe so gewaltiger, sich drängender Umgestaltungen, so glänzender neuer Entdeckungen und Lehren, so entschiedener Siege über eingerostete Irrlehren und Anschauungen der Vorzeit vor unseren Augen vorüber, dass wir mit stolzer Verehrung der Urheber der neuen Physiognomie, den neuen Geist unserer heutigen Wissenschaft anstaunen dürfen, ohne den Koryphäen der früheren und der klassischen Grundlage, welche wir ihr verdanken, Unrecht zu thun (1854). Und noch immer ist „kein Stillstand, keine Remission, noch immer treibt die Physiologie rastlos vorwärts" (Funke).

Ja rastlos vorwärts, vor Allem in der Ethnologie, bei dem noch ganz unabsehbaren Umfang ihrer Arbeit, für welche wir die ersten Materialien[1]) kaum zu-

1) Die Sammelwerke *Rudolphi's* und *Burdach's* mussten vorangehen, ehe Joh. *Müller's* Handbuch der Physiologie den „Beginn einer neuen Epoche der deutschen Physiologie" bezeichnen konnte. Das erste Erforderniss (in pragmatischer Psychologie) „ist das Erwerben der Thatsachen, diese müssen jedenfalls die tiefste Grundlage bilden, welche durch Nichts zu ersetzen ist" (*Beneke*). Diese bereits bei der individuellen Psychologie erkannte Vorbedingung wird nun, beim Ausgang des Zoon politikon, durch die Ethnologie erfüllt werden können, in dem Gesellschaftsgedanken. „Es war nöthig, dass man bereits eine grosse Menge einzelner Krankheiten kannte, ehe man eine klare Definition von dem Wesen der Krankheit aufstellen konnte" (beim Diagnosticiren einer Krankheit gleich der Erkennung einer Pflanzenart), im Fortschritt von der speciellen Pathologie zur allgemeinen Pathologie, während man früher über die letztere speculative Systeme aufstellte, „die selbstverständlich zusammenbrechen mussten, als bald unter dem Licht neuer Thatsachen die specielle Pathologie ein ganz verändertes Aussehen bekam" (*Cohnheim*). Dass also, sofern ein inductiver Aufbau beabsichtigt ist, auch die ethnische Psychologie zunächst ihre Materialien zusammenzutragen hat in soliden Bausteinen, dass sie, wenn ermüdet, in luftigen Hirngespinnsten zu wandern, vorerst nur sammeln und aufspeichern muss, — das sollte doch aus dem Sachverhalte selbst einige Entschuldigung beanspruchen dürfen für solche Bücher, die beim Anstreben, um solchem Zweck gerecht zu werden, die technischen Schwierigkeiten, mit welchen bei der Herstellung zu kämpfen ist, zur Schau tragen müssen. Im Uebrigen wäre es nur wünschenswerth, dass die durch den Anstoss an unbequeme Bücher beständig Verletzten, statt Wiederholung der etwas monotonen Klagen darüber, praktischen Rath geben wollten für Bessermachen, und würde jede Belehrung darüber dankbarst entgegengenommen werden. Dass bei der in dem Fortschritt der Naturwissenschaften angedeuteten Absicht die Induction auch in der Psychologie, auf Basis der ethnologischen Thatsachen, zur Verwendung zu bringen, vorherige Ansammlung des Materials für den statistischen Ueberblick eine unerlässliche Vorbedingung bildet, bleibt als Prinzipientrage vorauszusetzen. Wenn also dies, wie haben wir vorzugehen? Die Ethnologie, mit den Zeichen einer künftigen Wissenschaft, ist erst in unserer Generation geboren, wir stehen also noch mitten drin in dem Process der Entwickelung, und also (wie bei jeder Entwickelung) in successiv fortschreitender Accumulation. Demnach, wie im Wort selbst ausgedrückt liegt, konnte auch das Zusammentragen des Materials nur ein successives sein, und wie, als dasselbe in den fünfziger Jahren begann, bereits dasjenige hätte gegeben werden sollen, was seitdem in sol-

sammenzutragen beginnen, — rastlos vorwärts vor Allem, und insbesondere bei der Kürze der uns noch übriggebliebenen Arbeitszeit. Jede Minute, jeder Augenblick ist

---

chen Massen, und noch jetzt alljährlich, hinzukommt, — das mögen die Deuter der Sphinx-Räthsel oder sonst mit der Geistesschärfe eines Oedipus Begabten vielleicht besser wissen. In meinem Kopf will sich nichts darüber zurecht legen lassen, zumal uns deutschen Gelehrten nicht die Mittel zu Gebote zu stehen pflegen, wie manchmal in England. Als *Herbart Spencer*, etwa 10 Jahre später (1867), dieselbe Nothwendigkeit erkannte und der dringenden Zeitaufgabe durch umfassende Organisation gerecht zu werden suchte, hat es ihm, wie er leider bei Aufgabe seines Plans erklären musste, einen Verlust von 3000 £ (60 000 ℳ) gekostet. „In going through his accounts, Mr. *Spencer* finds that during the fourteen years, which have elapsed since the undertaking was commenced, the payments to compilers, added to the costs of printed, have amounted to £ 4425, 15 ℔, and while up to the present time the returns (including those from America) have been £ 1054, 12 ℔, 1 d.) — returns which, when they have been increased by the amount derived from the first sales of the part now issued will leave a deficit of about £ 3250" (1881). Da mir nicht gleiche Mittel, und nicht einmal genügende Zeit, zu Gebote stehen, werde ich also auf dem einmal für den gemeinsamen Zweck meinerseits eingeschlagenen Weg zu verharren haben, mit der Hoffnung, durch Herstellung eines allgemeinen Index den Gebrauch der nach einander (von 1859—1881) veröffentlichten Bücher, deren Mängel in der Zwischenzeit von mir selbst am meisten bedauert werden, dann handlicher und zugänglicher machen zu können Wer indess einigermassen zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird Manches bereits fertig finden, aus unbeeinflussten Thatsachen des Sachverhalts fester inandergelegt, als durch subjectiv hineingetragene Ansichten. Erst in solchen Ergebnissen natürlicher Wahlverwandtschaft ergiebt sich die Controle für gesicherte Resultate. — Die Schwierigkeiten, sich in die neuen Auffassungen der Ethnologie hineinzufinden, liegen besonders darin, dass diese früher, als, wie alle Wissenschaften, auch die naturwissenschaftlichen, eine deductive Behandlung erfuhren, besondere Erleichterung und Verführungen dafür bot in allgemein interessirender Unterhaltungslectüre. Obwohl es indess anziehender sein mag, *Schulze's* bezauberte Rose zu lesen oder sonst sinnige Blumengedichte, wird der auf wissenschaftliches Studium hingewiesene Botaniker sich doch durch dicke Bände der Systematiker (wie *Dietrich*, *Hill*, *Buchoz* u. s. w.) hindurcharbeiten müssen, und so wenig er vor ihrer Trockenheit zurückzuschrecken pflegt, so wenig können in der Ethnologie, wenn solche einst, nicht länger nur als Nebenbeschäftigung, sondern als Lebensstudium herantritt, die bei jetziger Ungewohnheit endlos erscheinenden Sammelwerke erspart bleiben. Einen ὁδὸς βασιλικός giebt es nun einmal nicht in der Induction, sondern nur saure Arbeit, die sich dann in den Hoffnungen auf Erfolge versüsst. Wie die Botanik vor *C. Gessner* nur aus medicinischen Gesichtspunkten betrachtet wurde, so die Ethnologie vorwiegend in den Beziehungen zur Geographie und Geschichte, aber obwohl diese für sie ebenso wichtig bleiben, wie die medicinischen in der Botanik, wird sie sich doch zugleich als selbstständige Wissenschaft zu constituiren haben, wenn überhaupt den Charakter einer solchen anstrebend, und wenn wir uns zur Zeit *Meiners* etwa noch, mit der Geschichte der Botanik verglichen, in der Epoche *Brunfels* fanden († 1534), sind wir bis jetzt noch nicht zu genügender Klärung für Aufstellung eines Systems, gleich dem *Linné's* (1732), gelangt; dann aber erst konnte die physiologische Arbeit beginnen, mit *Treviranus*, *Rudolphi* u. s. w. bis zur mikroskopischen Physiologie. Wie in der Botanik die Floren vorherzugehen hatten, Deutschland's (durch *Roth*, *Schrader*), der Schweiz (durch *Haller*), der Niederlande (durch *Kops*), Frankreich's (durch *Bulliard*), England's (durch *Smith*, *Curtis* u. s. w.), so Monographien in der Ethnologie, und wie es der Herbaria viva, in botanischen Gärten Padua's (1533), Bologna's (1547), Zürich's (1566), Montepellier's (1568), Leiden's (1577), Kew's (1612), Paris' (1626), Jena's (1631), Berlin's (1715) u. s. w. bedurfte, so der Museen vorher für die Ethnologie. Was in der verwandten Wissenschaft Jahrhunderte zum Auswachsen verlangte, kann in der Ethnologie ebensowenig momentan hervorgezaubert werden, und wenn es in unserer rascher beflügelten Gegenwart auch rascher gehen mag, sind die ersten Decennien doch noch allzu kurze, um für Unvollkommenheit nicht Nachsicht beanspruchen zu dürfen. Nur nach vorher streng wissenschaftlicher Durchbildung der Botanik konnten als gesichert die praktischen Hülfen gewährt werden, welche Medicin oder Land-

kostbar, und deshalb bleibt kein weiterer für Polemik zu sparen bei Angriffen über Principienfragen, die sich in der Geschichte der Wissenschaft entscheiden müssen nach der organischen Entfaltung derselben, und in der Zwischenzeit auch bereits thatsächlich entschieden haben, so dass es keiner Anwaltschaft mehr bedarf.

Es könnte gesagt werden, dass sich in der Culturgeschichte niemals noch eine bedenklichere Krisis zugespitzt hat, als in diesem Moment, da es binnen weniger Jahre zur Entscheidung kommen muss, ob es möglich geworden, für ein künftiges Studium des Menschen, nach den Grundsätzen der Induction, die erforderlichen Materialien beisammen zu haben, oder ob etwa für immer darauf zu verzichten ist. Indem der statistische Ueberblick über das Menschengeschlecht in seiner Vertheilung durch die geographischen Provinzen, besonders auch das beste Theil, die psychische Hälfte, zu fixiren haben wird, so bedarf es bei den schriftlosen Völkern, mit den oft erörterten Schwierigkeiten objectiv reiner Aufnahmen [1]), zunächst wenigstens derjeniger Gedankenverkörperungen, wie sie sich in den ethnologischen

wirthschaft ihr jetzt zu danken haben, und so wird einst die Ethnologie in bedeutungsvollster Weise in das sociale Leben der Völker eingreifen nach dem inductiven Aufbau des Völkergedankens, aber freilich erst nach solch naturwissenschaftlich natürlicher Begründung, und da Verführung zu vorschnell unreifen Hypothesen, die Alles in gefährlichste Verwirrung bringen würden, auf diesem schlüpfrigen Speculationsfelde allzu nahe liegt, bleibt bei Hinweis auf den mühsam langen Weg, der noch vor uns liegt, der Rückschlag ernüchternder Abkühlung für Hitzköpfe und Heissporne nur erwünscht. Aus amerikanischem Alterthum kannten wir in den Museen bisher nur Mexico und Peru, jetzt sind im ersteren für die typischen Stylarten auch die bisher nur literarisch bekannten Scheidungen hinzugetreten, zeitlich nach Tolteken, Chichimeken, Azteken, räumlich nach Totonaken, Zapoteken, Tarascos u. s w., dann der Quiché's mit Vorschichtungen in Guatemala, Mayas mit Honduras, Nicaragua u. s. w., (in langen Stammeslisten), wie in Südamerika nicht nur die Differenzirungen der zur Zeit der Conquista im Inca-Reich absorbirten Culturcentren der Chimus, Cunchucos (und Verwandten in Huaraz), der Huancas, Aymaras u. s. w., sondern, neben den Scyri in Quito, die unbeeinflusst erhaltene Cultur der Chibchas, und was sich im Caucathal aus eigenthümlichen Funden auf hier und da erhaltene Namen bezieht. Jede einzelne dieser Aufgaben wird im Laufe der Zeit dieselbe peinlich sorgsame Behandlung zu erfahren haben, wie wir es in klassischen Studien gewöhnt sind, und wie weit sind selbst diese noch von überall festen Anhaltspunkten bei den rhodischen oder cyprischen Problemen in Griechenland entfernt, oder in Italien für feste Scheidungsmerkmale zwischen dem, was typisch den Samniten zuzusprechen wäre, oder den Volskern, Sabinern, Etruskern mit Vorgängern u. s. w. Ars longa, vita brevis, aber unentmuthigt muss wenigstens ein Anfang gemacht werden. Alle solche Fragen sind in ethnologischen Museen, seit den Vorbereitungen für systematische Anlagen, erst in den letzten paar Jahren unvermittelt und plötzlich aufgetaucht, und wenn Fernerstehende, die von derartigem Detail keine Kenntniss haben (und schon deshalb nicht haben können, weil es eben in den letzten Tagen erst in Kenntniss getreten), sich dennoch absprechende Urtheile gestatten, könnten Spötter darin die Absicht versteckt meinen, die bevorstehende Arbeitslast annulliren zu wollen, obwohl das, nachdem die Stücke in den Schränken des Königlichen Museums einmal fixirt sind, sich als ausführbar wohl nicht erweisen dürfte.

1) S. Heilige Sage der Polynesier S. 13 über die Schwierigkeiten, die sich einem tieferen Verständniss entgegenstellen (so besonders für Polynesien, wo man meist auf oberflächliches Volksgerede hingewiesen war bei dem Versuche, eine Mythologie herzustellen), und ähnliche Beobachtungen bei *Gibbs*. On the externals of savage life on the Oregon coast, there are many graphic and full accounts, but insight into their minds is not so easy to reach, and those who have most carefully sought it, are likely to be most doubtfull of their sucess (*Gibbs*). Betreffs der religiösen Darstellungen der Haidah „it is difficult to ascertain exactly what they are, owing to the reticence observed by natives in speaking to whites of those of their customs or beliefs, which they fear may be ridiculed" (*Dawson*). Und so überall.

Museen localisiren lassen. Ob nach dem ästhetischen Kanon hässlich oder schön, kommt selbstverständlich naturwissenschaftlich ebenso wenig in Frage, wie für den Entomologen etwa die Krummbeinigkeit eines Käfers, den er trotzdem mit gleicher Liebe in seinen Sammlungen hegen und pflegen wird. Sein Anspruch auf das ihm zukommende Plätzchen ist ein im Interesse der Wissenschaft verlangtes, wenn er auch als Zerrbild [1]) erscheinen möchte im Vergleich mit Edelhirschen und stolzen Rossen, wie mancher arme Naturstamm im Lichte unserer mit alten Culturen strahlenden Civilisation. Da solch mächtiger Lichtglanz zugleich alles das tiefer und niedriger Stehende, worauf er fällt, nothwendig zersetzen oder in seiner Eigenthümlichkeit vernichten muss, ist nun eben ein Abdruck dieser, ehe für ewige Zeit im Nichtsein erloschen, mit seinen charakteristischen Formen im sicheren Schätzeverschluss niederzulegen, um bei dem an spätere Geschlechter herantretenden Studiengang diejenige Spiegelung vorzuführen, unter welcher, als der für die jedesmalige geographische Provinz [2]) originalen, der Menschheitsgeist sich manifestirt hat, ehe er in unsere eigene Geschichtsströmung, die in Kurzem den ganzen Globus überfluthet haben wird, mit hineingezogen wurde. Bis so lange also (aber auch bis so lange nur) wird der Stoff [3]) geboten sein für comparative Behandlung, für jene Vergleichungen, die der inductiven Methode ihr Grundgerüst herstellen, zum Aufbau eines in sich controlirten und controlirbaren Systems. Das Eine bedingt das Andere, und fallen die Unterlagen aus, wie in der Beschaffung des primären Materials, so wäre damit wieder auf die Hoffnungen zu verzichten, wie sie mit der Aussicht auf naturwissenschaftliche Durchbildung der Psychologie erweckt worden sind.

Dass wir von der Ethnologie vorderhand gar Nichts wissen, noch Nichts wissen können und dürfen im Sinne naturwissenschaftlicher Induction, das lehrt doch wahrlich ein einziger Blick auf die Karte und Abwägen des ethnologischen Dilettantismus gegen klassische Gelehrsamkeit (der hier als voranleuchtendes Muster nachzustreben ist) mit ihren Jahrtausenden der Forschungsarbeiten [4]), verglichen mit dem Jahrzehnt der Ethnologie. Wer bereits Positives zu wissen vermeint, hat mit Formulirung solcher Weisheit dann noch die Wahl, seinen Namen solcher Liste einzuschreiben, wie man sie mitunter von denen der Virorum obscurorum des jedesmaligen Jahrhunderts aufzustellen Anlass finden mag, — solcher nämlich,

1) Der Prototyp der Menschheit liegt nicht in einer Nation unseres Erdstrichs, er ist der abgezogene Begriff von allen Exemplaren der Menschennatur in beiden Hemisphären (s. *Herder*).

2) The hypothesis, which is offered in explanation of facts, must of course be considered a mere speculation (bis zur Gewinnung sicherer Materialien), bemerkt *Hales* (über die Vertheilung der Indianer-Stämme an der Nordwestküste America's). Auf die Kygahni (Haidah) bezieht sich *Dall* „with doubt" (only provisionally), and „the Nasses and adjacent Chimsyan and other tribes are in so much confusion, from an ethnological point of view", dass sie besser bei Seite blieben (1877).

3) Jede Nation muss einzig auf ihrer Stelle, mit Allem, was sie ist und hat, betrachtet werden (s. *Herder*). „Am wenigsten kann unsere europäische Kultur das Maass" abgeben, in jenen theoretischen Erörterungen, durch welche man sich die primitiven Religionsvorstellungen hat zurecht legen wollen (ehe noch das Material für das objective Verständniss vorhanden war). Jedes Volk hat seine eigenthümliche Bewegung, aber der Fortgang aller Völker unterliegt gewissen allgemeinen Gesetzen der Entwickelung (s. *Rossbach*), und diese gilt es unter vergleichender Umschau zunächst zu studiren (im organischen Wachsthum des Völkergedankens).

4) In solchen Sachen muss Jeder wissen, was er zu thun hat, und wer sein eigenes Urtheil schreibt, überhebt sich der, manchmal peinlichen, Pflicht, es auszusprechen, zumal wenn so, bei Ersparung der Polemik, zugleich für Ersparung kostbaren Zeitverlustes gedankt werden kann, unter Vermeidung persönlichen Anstreifens.

denen das bisherige Halbdunkel heimischer war, obwohl schon das Licht neuer Epoche zu tagen begann. Ueber derartig anachronistische Proteste pflegt dann freilich die Geschichte (die hier am ehesten noch eine Weltgeschichte genannt werden könnte) zur Tagesordnung überzugehen, und laut genug, selbst für taube Ohren (sollte man denken) ist die Antwort gegeben in der Schöpfung von Anthropologischen Gesellschaften, (seit der ersten im Jahre 1869) 22 an Zahl. Für die Ethnologie, die bis dahin kaum in Raritätenkammern[1]) bedacht war, beginnen sich jetzt stolze Prachtbauten zu erheben in den ihr gewidmeten Museen. Mögen also, um sie zu füllen, Sammlungen noch viele folgen, reich und kostbar wie die hier vorgelegte.

Nicht jeder würde es wagen dürfen, wie Aeschylus (bei Chamäleon) seine Werke dem Kronos zu widmen (Kronouoo oder chronoo), denn gewaltig rauscht der Zeitstrom dahin, von neuen Ideen geschwellt, und fortgerissen wird ungesehen, auch von dem bereits Fixirten Manches, wenn nicht gigantisch emporragend in den vereinsamten Heroengestalten der Geistesgeschichte. Nur das thatsächliche Material mag als bescheidener Baustein verbleiben, wenn an richtiger Stelle eingefügt, wogegen die prätentiösen Theorien[2]) (alter Ethnologie und anderer Logoi) in eitel Luft verpuffen werden, gleich dem Astralgeist (bei Paracelsus), oder etwa wie die Astrologie vor der im Glanz des Fixsternhimmels hervorstrahlenden Astronomie[3]) (auch die Alchymie vor inductiv geklärter Chemie, auf ihren Elementen gefestigt, wie die künftige Wissenschaft vom Menschen einst auf den Primärgedanken).

Doch genug der Worte. Freuen wir uns zunächst über das thatsächlich Erlangte, wie es vor uns liegt, fruchtbar schwellend für Belehrung. Was die religiösen Ideen betrifft, die hier zu Grunde liegen, so dürfen sie nicht, wie bisher zu oft bei den Naturvölkern, unter der Brechlinse unserer Culturanschauungen verzerrt werden, sondern sind nach der Eigenthümlichkeit des ursprünglichen Bodens, auf dem sie erwuchsen, zu betrachten, da der leitende Gedankengang, nur wenn wir uns unbeeinflusst hineingedacht haben, nachgedacht und richtig ausgedacht werden kann. Neben den oben bereits erwähnten Mysterienculten und sacramentalen Mahlen werden jetzt eine Menge thatsächlicher Aufklärungen gewährt, auch über die an das „Lichtschlucken" der Aleuten anschliessende Sonnenschwängerung des in der Einsamkeit weilenden Priesterfürsten zur Verjüngung der Natur, über das Haschen und Flicken der Seele und all die auf bunt verwirrten Kreuzungen dämo-

1) Wie die Thaumatanthropologie, vera pariter atque ficta tractatus historico-physicus (*Calovius'*) mehr Reiz hatte (im XVII. Jahrhundert), als die trockene Wissenschaft, so bedurfte es eines Durchgangsstadiums in den Curiositätenkabinetten, mit allmähliger Ansammlung des Materials, um zur Möglichkeit ethnologischer Sammlungen (und dann der Museen) zu führen.

2) In der Ethnologie kann gegenwärtig um so weniger Viel gerade gelehrt werden, weil man noch nicht einmal daran gedacht, sich hineinzudenken in den Gedankengang der Naturstämme, und deshalb aus ihrer Mythologie nur wunderlich monströse Popanzen zusammengeflickt hat, die, unter der Brille des Culturvolks gesehen, desto fratzenhafter erscheinen.

3) Auf *Bode's* Anregung hatten sich unter *Schröter's* Vorsitz 24 Astronomen verbunden, den neuen Stern der Verheissung zu suchen, — aber derselbe war weder erforderlich, noch zu erwarten, wie der Philosoph ex cathedra erklärte. Ob indess wünschenswerth oder nicht, am ersten Tage des neuen Jahres stieg er am Horizont empor. So scheint auch unseren Wohlweisen, die mit ihren Theorien bereits fertig sind, neues Material, weil durch neue Umarbeitungen störend, unbequem zu sein und besser abzuweisen. Solche Wünsche nun freilich werden nicht Viel helfen, denn hier waltet im geschichtlichen Process jene organische Entwickelung, welche hinweg zu decretiren ebenfalls beliebt gewesen wäre. Sie wird sich schon ihr eigenes Recht verwahren, auch ohne Anwalt, welches Amt's der Einzelne kaum würdig zu halten ist.

nischer Welten, je nach Kampf oder Sühne, buntest hervortretenden Spiele der Maskereien.

In dem (durchweg im Styl der Verzierungen) bemerkbaren Auge liegt, wie in „the eye of Osiris or symbolic eye (uta)“, die tausendfache Hütung eines Argus ausgedrückt, gegen das „evil eye“ (der Schotten) oder den bösen Blick, wogegen (als Mal ochio in Italien) sich der Spanier durch die Higa schützt, und andere durch andere Embleme (phallischer Art und sonst).

Alles dies wird seine weitere Behandlung finden in einer mit Abbildungen vorbereiteten Publication[1]).

(20) Hr. Virchow bespricht, unter Vorlegung des betreffenden Stückes,

den Unterkiefer aus der Schipkahöhle bei Stramberg.

Der Vortrag wird in erweiterter Form in der Zeitschrift für Ethnologie erscheinen.

(21) Hr. Virchow macht, im Anschlusse an seine kürzlich in den Abhandlungen der Akademie erschienene Monographie, weitere Mittheilungen über

die Weddas auf Ceylon.

Mit einer gefälligen Zuschrift des deutschen Consuls Hrn. Freudenberg, d. d. Colombo, 22. Februar, ist mir Abschrift eines sehr freundlichen Schreibens des Secretairs des dortigen Museums, Hrn. Richard van Cuylenberg vom 9. Februar zugegangen, vermittelst dessen einem Wunsche von mir entsprochen wird, den ich allerdings schon vor längerer Zeit, als ich beabsichtigte, meine Schrift über die Weddas abzufassen, geäussert hatte. Obwohl diese Schrift inzwischen erschienen ist, bin ich doch für die weitere Information sehr dankbar, und ich denke, auch die Mitglieder der Gesellschaft werden sich mit mir freuen, dass in eine so dunkle Materie nach und nach etwas Licht gebracht wird.

Der erste Theil der Sendung besteht in einem Berichte des Regierungsagenten in Batticaloa, Mr. G. E. Worthington vom 10./13. December v. J. an den Colonialsecretär von Ceylon. Darin wird zunächst angeführt, dass die Zahl der damals in der dortigen Provinz lebenden Weddas (Veddahs) 1500 — 2000 betrage. Sodann heisst es:

„In Bezug auf die Hautfarbe scheinen sie etwas dunkler, als die gewöhnlichen Sinhalesen, aber nicht so dunkel, als die Tamilen, zu sein. In der Augenfarbe, sowie der Gestalt der Nase und der Lippen dürfte kaum ein Unterschied von den Sinhalesen zu bemerken sein (there would appear to be little of anything at all to distinguish them from the Sinhalese), nur dass das Auge, wie bei ihrer Art zu leben zu erwarten steht, leuchtender und klarer ist (is more bright and clear). Dem Bau und Wuchs nach sind sie graciler (slighter) und kürzer. Die Leichtigkeit, mit der sie sich ihren tamilischen und sinhalesischen Nachbarn assimiliren, je nachdem sie vermöge der Nähe von Dörfern mit der einen oder der anderen Rasse in Beziehungen treten, scheint der allgemein angenommenen Meinung, dass

1) Da eine kürzlich eingetretene Erörterung über die für ethnologische Studien gültigen Principien es angezeigt erscheinen liess, das in der vorliegenden Sammlung thatsächlich gegebene Beispiel zur Erläuterung von Einzelnheiten zu benutzen, — für diejenigen Gesichtspunkte, welche den Museen als leitende zu gelten haben werden, — so ist dem Vortrage nach dieser Richtung hin eine nachträgliche Ausführung gegeben. B.

sie einer besonderen Rasse angehören, entgegenzustehen, zumal da die wenigen vorhandenen Unterschiede auf die natürlichen Wirkungen ihres einsamen Waldlebens und dessen Beschwerlichkeit (and its hardships) bezogen werden können. Nur die Sprache — ein Gemisch von Elu, Pali und Sanskrit — bildet einen wichtigen Unterschied, wenngleich auch in dieser Beziehung ihre Assimilation nicht minder rapid vor sich geht, indem je nach Umständen Tamil oder Sinhalesisch angenommen wird."

Leider sind diese Mittheilungen etwas aphoristischer Natur. Soviel ich weiss, hat eine neuere Eintheilung der administrativen Bezirke auf Ceylon stattgefunden, und es ist mir zweifelhaft, ob der jetzige Bezirk oder die „Provinz" von Batticaloa mit den früheren sich deckt. Die früheren Angaben über die Zahl der Weddas habe ich in meiner Schrift S. 9 zusammengestellt: so wenig sie unter einander übereinstimmten, so wenig harmoniren sie mit der jetzigen Angabe. Nach den früheren Daten schien es, als seien die Weddas schon viel mehr zusammengeschmolzen und nahe am Aussterben; hier wird ihre Zahl noch auf 1500—2000 veranschlagt. Es wäre recht wünschenswerth, zu wissen, ob diese Angabe sich auf die Gesammtheit, einschliesslich der „zahmen", oder nur auf die eigentlich „wilden" bezieht.

Was die Sprache betrifft, so berührt der Bericht die von mir (S. 101) besonders betonte Frage nicht, ob die Weddas ausser Elu, Pali und Sanskrit noch eigenthümliche, nur bei ihnen gebräuchliche Worte besitzen. Dieses zu wissen, wäre gerade die Hauptsache. Dr. Burnell hat in einer sehr freundlichen Besprechung meiner Schrift in The Academy vom 27. Mai (Nr. 525, p. 372) sich dahin ausgesprochen, dass die Wedda-Sprache ein indischer Dialekt, voll von unverkennbar sanskritischen Ableitungen, sei, der jedoch auch einige dravidische Worte enthalte. Indess gesteht er zu, dass die bis jetzt gewonnene Kenntniss eine lückenhafte und zum Theil ungenaue sei. Er hält dafür und findet in meinen Erörterungen über die physische Beschaffenheit der betreffenden Stämme eine Stütze für die Ansicht, dass, gleichwie die nordindische Civilisation durch eine Vermischung arischer Stämme mit niederen Rassen vor sich gegangen sei, dieser Prozess, der sich noch jetzt in Malabar vollziehe, sich nicht bloss über das dravidische Gebiet, sondern auch über den malayischen Archipel und Ceylon ausgedehnt habe. In dem Tamil-Gebiete sei derselbe jedoch zum Stehen gekommen und so hätten sich die Tamilen zu einer besonderen Rasse entwickelt; man ersehe dies daraus, dass das Tamil, im Vergleich mit dem Malayalam, der Sprache von Malabar, eine verhältnissmässig geringe Beimischung von Sanskrit-Worten enthalte. Primitive Spuren seien aus keiner der „wilden" Sprachen von Indien und Ceylon bekannt: so sei z. B. die Sprache der sonderbaren Todas in den Neilgherry-Bergen von Süd-Indien ein wunderlicher (uncouth) Dialekt von Tamil mit einer reichlichen, bis über 4 pCt. gehenden Beimischung von Sanskrit-Worten.

Dass die Weddas, wo sie mit mehr civilisirten Nachbarn in anhaltenden Contakt kommen, deren Sprache annehmen, war schon früher bekannt. Namentlich sind grosse Theile des alten Wedda-Landes tamilisirt, und die Sprache auch der wilden Weddas scheint reiche Bestandtheile von Elu und nicht ganz wenige von Sanskrit zu enthalten. Um so mehr aber sollte man sich beeilen, vollständige Vocabulare aufzunehmen und die grammatikalischen Formen zu fixiren, bevor das Volk ausgestorben sein wird. Sollte sich dabei herausstellen, dass wirklich idiognomonische Worte und Formen nicht existiren, so würde es doch wenigstens dringend wünschenswerth sein, dass die in der Sprache enthaltenen dravidischen Ueberreste festgestellt und mit anderen dravidischen Dialekten verglichen würden.

In einem mir gleichfalls zugegangenen Ausschnitt einer Zeitung findet sich eine weitere Besprechung meiner Schrift in der Royal Asiatic Society, Ceylon Branch. Der (nicht genannte) Berichterstatter erwähnt, dass eben ein Artikel des Mahâ Mudaliyâr de Zoysa unter der Presse sei, worin derselbe über die Bedeutung des auch von mir (S. 23) erwähnten Wortes Pulinda handle, welches Wort im Mahavanso gebraucht wird, um die Nachkommen des Sohnes und der Tochter des Wijayo und einer Yakkho-Prinzessin zu bezeichnen. Während ich unter den Pulinda einen besonderen Stamm verstanden hätte, zeige der Mahâ Mudaliyâr, dass damit die Weddas gemeint seien und dass daher diese keineswegs als eine dravidische oder prädravidische Rasse von reinem Blut angesehen werden könnten. Da mir die Originalarbeit nicht vorliegt, so vermag ich diesen Punkt gegenwärtig nicht zu diskutiren. Ich will nur darauf aufmerksam machen, dass nach einer von mir (S. 111) citirten Angabe des Mr. Bailey Pulindas auch in Orissa, auf dem vorderindischen Festlande, ziemlich weit gegen Norden, sich vorfinden, dass also der blosse Name schwerlich etwas entscheiden wird.

Die auch von mir hervorgehobene Aehnlichkeit zwischen Weddas und Sinhalesen lässt sich in doppelter Weise deuten. Man kann die Weddas für einen Mischstamm halten, der sinhalesisches oder nordindisches Blut in sich aufgenommen hat, oder umgekehrt, man kann die Sinhalesen für einen Mischstamm erklären, der Wedda-Blut zu einem ursprünglich nordindischen Grundstock hinzugefügt hat. Ich hatte in meiner Schrift das Letztere für das mehr Wahrscheinliche erklärt, da die Weddas mehr von den Nordindiern abweichen, als die Sinhalesen. Die Angaben des Mr. Worthington, der meine Nachweise noch nicht kennt, stehen in einem nicht geringen Widerspruch zu den Mittheilungen sehr competenter Beobachter, z. B. des Sir Emerson Tennent. Gerade in der Bildung des Gesichts, namentlich der Nase und der Lippen, sowie in der Beschaffenheit des Haares sehen diese Beobachter die hauptsächlichen Unterscheidungsmerkmale.

Die Direktion des Colombo-Museums hat die grosse Güte gehabt, mir auch noch 3 photographische Gruppen-Aufnahmen von Weddas zu schicken. Alle 3 sind in Cabinetsformat, die eine von A. W. Grigson, die beiden anderen von W. L. H. Skeen in Colombo aufgenommen. Alle drei betreffen dieselben 6 Personen, 3 Männer und 3 Weiber, von welchen ich schon früher durch Hrn. Bastian eine Photographie erhalten hatte, aus der ich 3 Personen in einem Holzschnitt meiner Schrift (S. 44) habe abbilden lassen. Allem Anschein nach wurden die Photographien zur Zeit des Besuches des Prinzen von Wales auf der Insel angefertigt.

Nun möchte ich glauben, dass schwerlich jemand diese Personen für Sinhalesen ansehen dürfte. Abgesehen von ihrer geringen Grösse und ihrer hageren Gestalt ist der Kopf doch recht verschieden. Es mag sein, dass der Prognathismus weniger ausgeprägt ist, als man nach den Schilderungen der Reisenden hätte erwarten sollen, aber die Lippen sind voll und treten, wenigstens bei den jüngeren Personen, recht stark hervor. Ganz besonders aber ist die Nase mit ihren breiten Nüstern und ihrem tief liegenden, eingebogenen Rücken charakteristisch. Dazu kommt die Beschaffenheit des Haares, über welche ich schon in meiner Schrift ganz ausführlich gehandelt habe. Es scheint daher, dass die Weddas doch manche charakteristische Besonderheit besitzen. Wenn Mr. Worthington ihre Hautfarbe als weniger dunkel, als die der Tamilen, bezeichnet, so ist das eine Neuigkeit, die ich mit besonderer Anerkennung hervorhebe.

Durch die Güte des Hrn. Consul Freudenberg sind mir endlich mittelst einer besonderen Sendung noch 2 neue Wedda-Schädel, leider beide ohne Unterkiefer, zugegangen, welche ich kurz besprechen will.

Im Allgemeinen kann ich sagen, dass beide Schädel den früher von mir nachgewiesenen Verhältnissen entsprechen. Obwohl der eine derselben (A) ein weiblicher, der andere (B) ein männlicher ist, sind doch beide von geringer Capacität (1135 und 1200 *ccm*) und von derselben Dolichocephalie, welche die frühere Untersuchung ergeben hatte. Der weibliche ist sogar hyperdolichocephal (Index 69,6) und von äusserster Schmalheit (grösste Breite 124 *mm*). Der männliche erreicht ein etwas höheres Maass, indem bei ihm die Tubera parietalia stark entwickelt sind und der Tuberaldurchmesser (133 *mm*) zugleich das grösste Breitenmaass repräsentirt. Die Höhe ist auch hier grösser, als die Breite, jedoch wird das Maass der Orthocephalie von keinem der Schädel überschritten.

Ungleich mehr schwanken die Gesichtsverhältnisse, indem der männliche Schädel mehr gedrückte, niedrigere und breitere, also wahrscheinlich mehr typische Formen zeigt. Der Mittelgesichtsindex des weiblichen Schädels ist leptoprosop, der des männlichen fast chamaeprosop; dem entsprechend ist der erstere fast hypsikonch (Index 85,0), der zweite chamaekonch (Index 75,0). Gerade entgegengesetzt verhalten sich die Nasenindices, indem die weibliche Nase trotz ihrer Höhe platyrrhin ist, während die männliche auf der oberen Grenze der Leptorrhinie steht. Nur die Kieferbildung ist beidemal leicht prognath und leptostaphylin, wozu freilich die durch krankhafte Verhältnisse der Alveolarfortsätze veränderte Breite des Gaumens wesentlich beiträgt. So wenig demnach die Gesichtsverhältnisse der beiden Schädel genügen würden, um daraus den eigentlich typischen Zustand zu erschliessen, so hat doch auch meine frühere Untersuchung ähnliche Variationen ergeben. Im Grossen harmoniren die Befunde soweit mit dem früher Gefundenen, dass die Gesammtmittel dadurch nicht alterirt werden.

Im Einzelnen bemerke ich Folgendes:

Der weibliche Schädel (A) zeigt noch anklebende Reste von Gewebsstücken am Jochbein. Er ist verhältnissmässig klein, leicht und zart. Die Zähne sind leider bis auf den rechten Prämolaris I sämmtlich verloren gegangen; letzterer ist so tief abgeschliffen, dass daraus auf ein höheres Alter der Frau geschlossen werden kann. Die unteren seitlichen Theile der Kranznaht sind beiderseits synostotisch. Der Schädel ist lang und schmal, namentlich die Seitenflächen ganz abgeplattet. In der Seitenansicht erscheint die Stirn niedrig, ein wenig zurückgelegt, mit seichter Glabella, mässigen Stirnwülsten und sehr breitem (23 *mm*), vortretendem Nasenfortsatz. Die Plana temporalia hoch, bis über die Scheitelhöcker hinaufragend. Ala temporalis links sehr breit ausgelegt, rechts mit 2 über einander stehenden grossen Epipterica überdeckt, durch welche der Angulus parietalis gänzlich verkümmert ist. Das Hinterhaupt schmal und weit vorgeschoben, besonders in der Basilaransicht. In der Norma occipitalis erscheint der Umriss hoch und schmal, oben regelmässig gewölbt. Schwache Protuberanz, steile Oberschuppe, volle Cerebellarwölbungen. Grosse Warzenfortsätze. — Das Gesicht etwas breit, die Jochbogen aber angelegt. Sutura zygom. temp. winklig vorspringend. Die Augenhöhlen weit, hoch, schwach eckig, in der Diagonale nach unten und aussen ausgebuchtet. Die Nase oben breit, mit vortretender, aber abgeflachter Wurzel, eingebogenem und flach gerundetem Rücken, unten ausgebrochen, die Apertur fast dreieckig. Der Alveolarfortsatz gross (18 *mm* hoch) und prognath. Der Gaumen tief, durch Caries und Ausweitung der molaren Alveolen verschmälert. Die Platte des Os palatinum sehr breit; Spina nasalis post. sehr kurz.

Der männliche Schädel (B) ist schwer, wenngleich auch nicht besonders gross. Die allein vorhandenen Molaren gross und stark abgenutzt. Auch er ist lang, aber wegen der stark vortretenden Scheitelhöcker ungleich breiter. Die Stirn schräg,

aber höher, mit sehr starkem Stirnnasenwulst und breitem (24 *mm*) Nasenfortsatz; die Tubera frontalia undeutlich. Links eine Synostosis coronaria inferior. Lange, etwas niedrige Scheitelcurve, welche weit nach hinten reicht; hinter der Tuberallinie erfolgt ein schneller Abfall des Hinterhaupts bei steiler Oberschuppe. Hohe Plana temporalia, welche weit über die Tubera parietalia hinaufreichen. Unter der Gegend der letzteren beginnt eine breite Querfurche, welche auf die Hinterhauptsschuppe übergeht; da, wo sie die Lambdanaht kreuzt, liegt diese stark vertieft. Die Hinteransicht hat daher etwas Peruanisches. Die Cerebellarwölbungen an der Unterschuppe treten stark vor; eine Protub. occipitalis ist nicht vorhanden. Dagegen ist die Linea semicirc. superior sehr stark. In der Basilaransicht erscheint der Schädel hinten breit und eher kurz. Die Warzenfortsätze sehr stark. Apoph. basil. platt. — Das Gesicht niedrig, mit anliegenden Jochbögen, vortretenden Wangenbeinen, breiten und niedrigen Orbitae. Nase im Ganzen schmal, die Stirnnasennaht sehr tief liegend, der Rücken vortretend, breit gewölbt, etwas eingebogen, dagegen die Apertur schmal und hoch. Der Oberkieferfortsatz etwas kurz, ungefähr 15 *mm*, aber prognath. Zähne sehr gross; der linke Eckzahn und der rechte Molaris I seit langer Zeit ausgefallen und ihre Alveolen obliterirt. Gaumen tief, schmal (wegen der veränderten Alveolen); die Platte des Os palatinum sehr breit. Kurzer hinterer Nasenstachel. Lamina externa proc. pteryg. sehr gross, ebenso der Hamulus pteryg. und der Proc. styloides kräftig entwickelt.

Die Uebersicht der Maasse und der berechneten Indices giebt die Tabelle.

Vergleicht man die neuen Schädel mit den früheren in Bezug auf die in meiner Schrift S. 114 gegebenen Linearzeichnungen der Orbital- und Nasenverhältnisse, so ergiebt sich kein abschliessendes Urtheil. Gerade in Bezug auf die Bildung dieser Theile und namentlich in Bezug auf die Configuration der Interorbital-Gegend sind beide Schädel unter einander so verschieden, dass es schwer ist zu sagen, was hier das mehr Charakteristische ist. Der weibliche Schädel hat einen viel breiteren und mehr vortretenden Ansatz der Nasofrontalnaht, als der männliche, wo die Naht wegen der starken Entwickelung der Stirnhöhlen tief liegt und zugleich schmaler ist. Andererseits sind die Orbitae bei dem letzteren viel niedriger und viel mehr den auf S. 114 abgebildeten sinhalesischen ähnlich, während die weibliche Form mit der Abbildung der Wedda-Orbitae stimmt. Es wird daher immer noch neuer Untersuchungen und weiteren Materials bedürfen, ehe ein endgültiges Urtheil gesprochen werden kann, und ich würde den Herren auf Ceylon, die mich bisher so gütig unterstützt haben, in hohem Maasse dankbar sein, wenn sie ihre freigebige Hand nicht von mir abziehen wollten. —

I. Messungen.

Weddas	A ♀	B ♂
Capacität	1135	1200
Grösste Länge	178	178
Grösste Breite	124 pi	133 tu
Grösste Höhe	129	135
Ohrhöhe	109	110
Gesichtshöhe, Mittel	69	65

Weddas	A ♀	B ♂
Jugalbreite	121	129
Malarbreite	95	96
Orbita, Höhe	34	30
Orbita, Breite	40	40
Nase, Höhe	49	48
Nase, Breite	26	23
Gaumen, Länge	53	52
Gaumen, Breite	34 (Caries)	31 (Obl. alv.)

II. Berechnete Indices.

Längenbreitenindex	69,6	74,7
Längenhöhenindex	72,4	75,8
Ohrhöhenindex	61,2	61,7
Gesichtsindex	57,0	50,4
Orbitalindex	85,0	75,0
Nasenindex	53,0	47,9
Gaumenindex	64,1	51,6

(22) Eingegangene Schriften.

1. Annales du Musée Guimet. Tome 2, 3.
2. Revue de l'histoire des Réligions. Tome 3, Fasc. 3, 4, 5.
3. Nachrichten für Seefahrer. Nr. 10, 13.
4. Bulletins de la société d'anthropologie de Paris. Tome IV, Fasc. 4.
5. Mantegazza, Archivio per l'antropologia. Vol. XI, Fasc. 3.
6. Amtliche Berichte aus den Königlichen Kunstsammlungen. Jahrg. 3, Nr. 2.
7. Kreitner, Report of the third international geographical Congress. Geschenk des Verfassers.
8. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1882. Nr. 3.
9. Verhandlungen der Berliner medicinischen Gesellschaft. Bd. 12.
10. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Bericht 48.
11. Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. Jahrg. 10. Heft 3.
12. Junker von Langegg, Segensbringende Reisähren. 3 Bde. Geschenk des Verfassers.
13. Schriften der Kaiserl. Naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Moskau. Vol. 37, Lief. 1, Suppl. 2, Vol. 41, Lief. 1, Vol. 42.
14. Journal of the North-China Branch of Royal Asiatic Society Vol. 16.
15. Atti della Reale Accademia dei Lincei. Vol. 6, Fasc. 9.
16. Schrenk, Die Völker des Amurlandes. Geschenk des Verfassers.
17. Cora, Cosmos. Vol. 7, Nr. 1.
18. Hamy, Revue d'ethnographie. Vol. I, Nr. 1.

19. Giglioli, Annotazioni fatte in alcuni Musei Antropologici. Geschenk des Verfassers.
20. Treichel, Volksthümliches aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreussen. Botanische Notizen. Zoologische Mittheilungen. Geschenk des Verfassers.
21. Mittheilungen der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Heft 26.
22. Sammlung von Mittheilungen aus dem Kaukasus. Band 3—7. Geschenk des Hrn. Virchow, dem es Namens des Statthalters des Kaukasus durch den General Staroszelski übermittelt wurde.

Sitzung am 20. Mai 1882.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Wiederum ist eines unserer correspondirenden Mitglieder, General v. Kaufmann, der Eroberer von Turkestan, gestorben. Die von ihm erschlossenen Länder werden noch lange eine Quelle der wichtigsten Ermittelungen für die Geschichte der arischen und turanischen Wanderungen sein.

Zu correspondirenden Mitgliedern werden erwählt die Herren:

Ernest Hamy in Paris,
Sophus Müller in Kopenhagen und
Gustaf Retzius in Stockholm.

Als Stellvertreter des Ausschussmitgliedes Hrn. Nachtigal, dessen Rückkehr von Tunis noch im Laufe dieses Jahres erfolgen kann, wird Hr. Dr. Reiss bestellt.

Als Mitglied des wissenschaftlichen Beiraths des märkischen Provinzialmuseums wird, an Stelle des verstorbenen A. Kuhn, Hr. Director W. Schwartz delegirt.

Als neue Mitglieder werden gemeldet die Herren:

Oberlehrer Dr. Schwebel, Berlin.
Dr. Jannasch, Berlin.
Dr. med. Beyfuss, z. Z. Berlin.
Consul Gaertner, Berlin (wieder eingetreten).

(2) Hr. Virchow macht folgende Mittheilungen aus Briefen des Hrn. Schliemann über seine neuen

Ausgrabungen in der Troas.

1. In einem Briefe vom 26. März heisst es:

„Der wohlbekannte Architekt W. Dörpfeld hat die merkwürdige Entdeckung gemacht, dass die ungeheure trojanische Ziegelmauer vom Punkte T auf Plan I in „Ilios“ auch in nordöstlicher Richtung fortläuft. Wir erwarten daher, dass sie noch ziemlich wohl erhalten in den Tiefen des grossen Schuttberges vorhanden ist, und teufen daher jetzt einen 12 *m* tiefen, 7 *m* breiten Graben vom Punkte K in der Richtung auf L und T ab, um nicht nur diese Mauer, sondern auch die Fortsetzung der grossen, unter Nr. 2 auf Seite 29 in „Ilios“ abgebildeten, cyklopischen Mauer der zweiten Stadt ans Licht zu bringen. — Da die armen Leute jetzt Geld zu Ostern gebrauchen, so ist es mir möglich geworden, die Zahl meiner Arbeiter bis auf 164 zu erhöhen, und beschäftige ich ausserdem mehrere Pferdekarren. — Ausser dem bereits erwähnten grossen Graben arbeite ich auch von P P einen ca. 20 *m* breiten Graben in D hinein, um noch eine Menge trojanischer Bauten an's Licht zu bringen. — Da Sie meine Apollo-Metope so sehr bewunderten, so bin ich auch damit beschäftigt, nördlich von V die ungeheure, vor 10 Jahren auf den Abhang geworfene Schuttmasse wieder abzugraben, sowie auch den Abhang selbst aus-

zugraben, um zu versuchen, ob ich nicht Ihr ethnologisches Museum mit mehr Kunstschätzen dieser Art bereichern kann. Gleichzeitig grabe ich auch das Theater aus, habe aber wenig Hoffnung, dort etwas Wichtiges zu finden, weil es aus römischer Zeit ist. Sobald ich hiermit fertig bin, und zwar schon vor Ostern, mache ich es mir zur Aufgabe, durch Abteufung von 250 Schachten und Gräben die unterirdische Topographie der unteren Stadt gründlich kennen zu lernen; erforsche aber dann gleichzeitig alle noch übrigen Heldengräber der Troas, sowie die Höhen von Bunarbaschi, Kebrene, sowie Dardania, welches ich auf dem Berge von Kurschunlu, nur 2 Stunden von Efjilar, wo Sie und ich in der Wassermühle das herrliche Nachtquartier genossen, vermuthe. Auch habe ich eine Menge anderer Punkte aufgezeichnet, die ich vor meiner Abreise von hier gründlich untersuchen möchte, so z. B. Calvert's Ophrynium und das meinige."

2) Unter dem 24. April schreibt Hr. Schliemann:

„Wir haben hier furchtbares Wetter gehabt und sehr schwer leiden müssen. Nur in den ersten 3 Tagen des März hatten wir Südwind, darauf aber bis Mitte April unausgesetzt kalten Nordsturm, darauf einige warme Tage bei West- und Südwind, seit 4 Tagen haben wir aber wieder kalten Nordsturm, der uns seit 3 Tagen sogar gezwungen hat, in den Ausgrabungen an den dem Winde ausgesetzten Stellen die Arbeiten einzustellen. — Von Eisen haben wir auch in dieser Campagne in keiner der unter den griechischen Schuttschichten gelegenen prähistorischen Trümmerlagen die geringste Spur gefunden; dagegen kam ein eiserner Nagel im Grabe des Achilleus vor, und macht mich derselbe stutzig, ob ich dies Grab wirklich in's 9. Jahrhundert v. Chr. hinaufrücken darf, was die darin vorkommenden archaisch-hellenischen Topfscherben zu fordern scheinen. Ich fand in diesem Tumulus den Urboden in einer Tiefe von fast 9 *m*, aber keine Spur von jenem Mauerwerk, welches nach Choiseul-Gouffier's Angabe auf dem Grunde desselben errichtet war. Mein grosser Schacht bleibt offen, damit sich auch alle künftigen Generationen von der Wahrheit meiner Aussagen überzeugen können. Auch des Genannten Aussage, dass der Grund des Grabes aus Granitfelsen besteht, ist natürlich eine Lüge, denn derselbe besteht aus dem gewöhnlichen Kalkfels. In der Stunde des Empfangs Ihres Briefes habe ich, um ihren Wünschen zu entsprechen, 19 Arbeiter daran gesetzt, die ganze Gegend um den Ihnen bekannten hellenischen Brunnen herum bis auf den Fels, den die ersten Ansiedler betraten, auszugraben, und alle darin vorkommenden ganzen oder zerbrochenen Knochen zu sammeln, die Ihnen demnächst zugehen werden. Auch von Topfscherben der ersten Stadt erhalten wir dabei eine reiche Ernte. Sobald das Museum fertig ist, möchte ich gerne grosse Sortimente merkwürdiger Topfscherben aus den verschiedensten Gegenden darin aufstellen, wie z. B. von Mykene, Orchomenos, Motye, und von jedem einzelnen der von mir ausgegrabenen trojanischen Heldengräber, deren Zahl sich bald bis ungefähr 20 steigern wird; obgleich noch lange nicht damit zu Ende, zögere ich doch keinen Augenblick, das von der Tradition des ganzen Alterthums dem Protesilaos zugeschriebene, unweit des Leuchtthurmes am jenseitigen Gestade des Hellesponts gelegene Heldengrab als das merkwürdigste von allen zu erklären. Denn nicht nur ist dasselbe mit zahllosen Bruchstücken schönster glasirter vorhistorischer Topfwaare, vollkommen ähnlich jener, die hier ausschliesslich in der ersten Stadt vorkommt, bedeckt, sondern auch mit vielen Steinwerkzeugen, unter denen ich auch eine Streitaxt aus Diorit fand. Unerklärlich ist es mir, wie sich der weisse Stoff, den Sie für Kreide halten, in den Verzierungen sogar jener Topfscherben erhalten hat, die seit mehr als 3000 Jahren an freier Luft lagen. Noch viel interessanter sind natürlich die in meiner $1^1/_2$ Tag

lang in diesem Grabe fortgesetzten Ausgrabung gefundenen Sachen, unter denen auch durchbohrte Kugeln von Serpentin vorkommen. Unbegreiflich ist es mir, wie man dies Grab, welches wahrscheinlich älter als 2000 v. Chr. ist, dem Protesilaos und das andere mit archaisch-hellenischen Topfscherben, das frühestens aus dem 9. Jahrh. v. Chr. stammen kann, dem Achilleus zuschreiben konnte. Meine Arbeiten in diesem Tumulus wurden leider vom Militär-Gouverneur in den Dardanellen suspendirt, doch habe ich gleich an die deutsche Gesandschaft in Constantinopel telegraphirt und hoffe bestimmt, in einigen Tagen ungestört mit der Erforschung aller übrigen Heldengräber fortschreiten zu können. In dem Patroklosgrabe fand ich nur sehr wenige, aber vollkommen ähnliche Topfscherben, wie in dem Tumulus des Achilleus, und muss dasselbe also aus gleicher Zeit stammen.

„Ihren Vortrag über Ihre Reise im Kaukasus habe ich natürlich mit höchstem Interesse gelesen und eine Copie der kaukasischen Fibula an Calvert eingeschickt, ihn bittend, mir beide bei Ine gefundene Fibulae zu verkaufen, obgleich ohnehin schon die eine derselben mein Eigenthum ist, da er die Ausgrabungen mit meinem Gelde gemacht hat. Diese Fibulae sollen auch die trojanische Sammlung bereichern. — Morgen Abend hoffe ich mit der Fortschaffung jener 6000 *cbm* Schutt vom Nordabhange V fertig zu werden, habe aber leider ausser einem kleinen Marmorkopf dort nichts von jenen 27 Metopen gefunden, die ich dort zu finden erwartete.

„Bei der Erforschung einiger alter türkischer Friedhöfe, wie z. B. dessen von Kum-Kioi, haben meine ausgezeichneten Architekten mehrere schöne Sculpturen gefunden, z. B. zwei Hälften von Metopen, und sollen Sie davon haben, was nicht ins Museum von Constantinopel wandert. Auch wegen Erlaubniss zur Exploration der Kirchhöfe, wohlverstanden nur zur Auffindung der auf denselben befindlichen alten Sculpturen, behufs Theilung mit dem Kaiserl. Museum in Constantinopel, bin ich bereits bei der deutschen Gesandtschaft eingekommen.

„In dem grossen Graben (von K nach L), der zum Urboden geführt werden soll, finden wir, dass auch die östliche Vorstadt der gebrannten Stadt von einer colossalen Ziegelmauer eingeschlossen ist, hinter welcher sich keine Hausmauern mehr vorfinden. Sie sollen nächstens Näheres darüber erfahren."

3) Am 1. Mai berichtet er:

„Noch nie ist Ihre Gegenwart so nothwendig gewesen, als jetzt hier, denn meine beiden Architekten haben gefunden und mir bewiesen, dass die 3 grössten Ziegelsteinblöcke H auf Plan I nicht Stadtmauer der dritten, sondern Mauern zweier riesiger Gebäude der zweiten Stadt sind, die ausserdem nur noch 5 oder 6 viel kleinere Gebäude hatte, daher die Pergamos war und eine untere Stadt haben musste; ferner dass das Gebäude Nr. 188 zur winzigen dritten Stadt gehörte und dass das alte gewaltige Königshaus unter demselben liegt; auch dass ich, nothwendigerweise, alle Schätze im Schutte der zweiten Stadt, der von den Erbauern der kleinen dritten Stadt gar nicht weggeräumt war, finden musste. Ferner dass die zweite Stadt in einer noch schrecklicheren Feuersbrunst unterging als die dritte; auch dass die vermeinte Strasse d nur die Fundamente einer Ziegelwand des einen der grossen Gebäude bildet; dass Burnouf's trichterförmige Steinmassen q auf Plan III und andere bloss die Säulenpfeiler eines der grossen Gebäude sind; dass die Hallen der letzteren eine Breite von 10 *m* hatten und die Decken derselben auf Säulen (wohl von Holz) ruhten, deren Basen auf vielen Stellen nachweisbar sind. Die Topfwaare der zweiten und dritten Stadt kann ich nicht trennen; sie muss vereint gegeben werden. Die meteorologischen Beobachtungen mache ich für Sie."

„Die ungeheure verbrannte Schicht enthält jene 2 Städte, deren unterste colossale, die oberste aber kleine, winzige Häuser hat. Die erste Stadt, wovon ich jetzt, auf Ihren Wunsch, mehr als 1000 *cbm* zwischen A Z, e und f f abgrabe, muss eine sehr lange Existenz gehabt haben, da ihr Schutt 23 Fuss tief ist."

Hierzu war folgender Bericht der Architekten vom 30. April beigefügt:

„Die erste Stadt, deren Mauern aus kleineren Steinen errichtet sind, bildete nur eine kleine burgähnliche Niederlassung; sie muss aber sehr lange Zeit bestanden haben, da sich der Boden nur allmählich angehöht hat. Als die zweite Stadt erbaut wurde, lag die erste Stadt in Trümmern. Der lange Zeit hindurch unbewohnt gebliebene Schutthügel wurde von den zweiten Ansiedlern vollständig planirt und als Akropolis für ihre grosse Niederlassung benutzt. Auf dem Burghügel selbst erbauten sie nur wenige grosse Wohnhäuser und die Tempel; die Unterstadt, welche vielleicht nur vorübergehend eine grössere Ausdehnung hatte, schloss sich nach SW. und SO. an. Von den Gebäuden auf dem Burghügel sind bisher ausgegraben:

1) Wohnhaus C. Die etwa 1 *m* tiefen Fundamente, aus grösseren Steinen bestehend, bilden mehrere rechtwinklige Zimmer, deren Fussboden, aus Lehmestrich oder Kieselmosaiks gebildet, noch an einigen Stellen unter den Mauern der dritten Stadt erhalten ist.

2) Thor D mit nur einem Verschluss, weil es wahrscheinlich nicht direct nach Aussen, sondern zunächst in die Unterstadt führte.

3) A, grosses Gebäude, 10 *m* innere Breite, Länge vielleicht 30 *m*. Die Mauern, von Ziegeln in einer Stärke von ca. 1,20 *m* erbaut, ruhen auf sehr stattlichen Fundamenten von etwa 3 *m* Tiefe. (Seine SW.-Mauer ist auf dem Burnouf'schen Plane als „Strasse" (d) bezeichnet.) Wandputz, sowie Fussbodenestrich sind noch in sehr guter Qualität erhalten. Das Innere enthält einen sehr grossen Raum mit einspringenden Wandpfeilern, deren Zahl noch unbestimmt.

4) B ist ein ähnliches, etwas später errichtetes Gebäude, welches noch fast ganz unter den kleinen Wohnhäusern der dritten Stadt verborgen liegt. Die Construction ist ähnlich wie bei A, nur haben die Fundamente eine geringere Tiefe. Die südwestliche Längsmauer von B und die NO.-Mauer von A sind durch einen ca. 0,50 *m* breiten, jetzt mit Ziegelschutt ausgefüllten Zwischenraum getrennt und wurden bisher irrthümlich zusammen als Umfassungsmauer der III. Stadt bezeichnet. A und B können Wohnhäuser sein (soweit überhaupt schon jetzt ein Urtheil gestattet ist) oder Tempel; für letzteres spricht: a. die Stärke der Mauern, welche grösser ist als am Wohnhause C, und b. der Umstand, dass beide Bauwerke keine gemeinsame Scheidewand, sondern getrennte Umfassungsmauern haben.

„Sämmtliche Mauern der vorgenannten Gebäude, ganz vorzüglich construirt und daher mit den primitiven Mauern der anderen prähistorischen Städte gar nicht zu vergleichen, wurden beim Untergang der II. Stadt gänzlich zerstört. Nur die Fundamente und bei A und B auch Reste der Obermauern sind erhalten.

„Die Festungsmauer der zweiten Stadt war in ihren Untertheilen aus grossen Steinen, oben aus Ziegeln construirt; ihre Ausdehnung lässt sich noch nicht vollständig bestimmen.

„Nach Zerstörung der zweiten Stadt erbauten die neuen Ansiedler über der etwa 1 *m* hohen, aus Holzkohlen und Ziegelschutt bestehenden „verbrannten" Schicht eine nur den Flächenraum der Akropolis der zweiten Stadt einnehmende dritte Stadt, zu deren Haus- und Festungsmauern sie die Bausteine der Unterstadt der zweiten Ansiedler als Material verwendeten. Daher wird auch von dieser Unterstadt nichts weiter gefunden, als Topfscherben, welche an allen Stellen des neuen Grabens

entdeckt wurden. Die Festungsmauer der dritten Stadt bestand ebenfalls aus Ziegeln, ist aber nicht so gut gebrannt als diejenige der zweiten Stadt; sie ist mehrmals reparirt worden. Das Thor C wurde verstärkt und mit einem dreifachen Verschlusse versehen, weil es in der dritten Stadt Aussenthor war.

„Zwischen der nur reparirten Festungsmauer und dem sog. Königshause der dritten Stadt war der Schutt der zweiten Stadt ganz unberührt liegen geblieben, und daher sind gerade dort die Schätze gefunden worden. Einige Goldsachen werden allerdings die dritten Ansiedler bei der Erbauung ihrer Häuser in der „verbrannten", zur zweiten Stadt gehörenden Schicht gefunden haben."

4) Am 3. Mai heisst es:

„Einliegend die Zeichnungen der gewaltigen bronzenen oder kupfernen Nägel und Bolzen, die wir, zusammen mit grossen Stücken ungebrannten Fichtenholzes, in einem der grossen Tempel fanden. Auch die Zeichnung eines schönen Werkzeugs aus pechschwarzem Porphyr, sowie eines Wirtels mit Einritzungen, die Schriftzeichen sein mögen.

„Wir vermuthen, dass das, unterhalb des aus dem Erdblock G' hervorhangenden grossen Marmorblocks in grosser Tiefe befindliche, die furchtbarste Gluth zeigende, auf jeder Seite mit einem grossen Thurm versehene Gemach nichts anderes ist, als ein zweites Thor der Pergamos, welches nur für die Tempel diente, zu denen man auf einer Treppe emporstieg."

5) Am 4. Mai:

„Denken Sie sich, die bolzenartigen kupfernen Nägel, von denen Sie gestern eine Abbildung erhielten, kommen jetzt häufig in den beiden Tempeln vor, und zog ich selbst einen (in der Bolzenform ohne Kopf) heraus, der genau 1 *kg* wiegt. Darnach können Sie die Grösse des Bau's beurtheilen. Wie ich bereits schrieb, habe ich die 6000 *cbm* von der Nordseite (V) ganz vergeblich umgegraben, denn ich fand dort kein weiteres Triglyph für Sie. Leider habe ich dabei so viel kostbare Zeit verloren, dass ich jetzt selbst mit der allergrössten Anstrengung nicht bis zum 1. August fertig werde. Die Ausgrabungen werden jetzt höchst interessant."

6) Am 10. Mai:

„Ich bin mit 150 Mann eifrigst mit der Ausgrabung der Ruinen der zweiten Stadt, des vermeinten merkwürdigen Thors, des Schutthügels westlich vom alten Thor u. s. w. beschäftigt und hoffe bald interessante Meldungen machen zu können. Leider heute keine Zeit.

Einliegend Zeichnung einiger Sachen der zweiten Stadt, deren Topfwaare mit der der dritten identisch, nur noch mehr in der grossen Feuersbrunst gebrannt ist, die hier noch gar viel stärker gewüthet hat, als in der dritten.

Wegen der grossen anderen Arbeiten ist die Ausgrabung in der ersten Stadt aufgeschoben; übrigens grabe ich neben dem Thor in derselben und sammele Scherben und Knochen. Heut Morgen 11°, Mittags 27° C."

(3) Der Vorsitzende hat Briefe des Hrn. Finsch erhalten über seine

Reise nach Neu-Guinea.

Der erste Brief ist aus Port Moresby auf Neu-Guinea vom 30. Januar:

„Da einer der Herren Missionäre, Hr. Chalmers, versuchen wird, nach Thursday Island zu gehen, was bei dem jetzt herrschenden NW.-Monsun noch nicht ganz sicher scheint, so beeile ich mich, Ihnen meine glückliche Ankunft hier mitzutheilen. Wir

hatten eine sehr stürmische und im Hinblick auf die geringe Grösse des Schiffchens sehr unbequeme Ueberfahrt, und wurden in den 9 Tagen kaum ordentlich trocken.

„Ich bin sehr zufrieden, trotz aller Hindernisse den Plan, Neu-Guinea zu besuchen, doch noch durchgeführt zu haben, denn diese Papuas sind eine ganz andere Rasse, als ich sie mir vorstellte, und ihr Studium wird eine grosse Lücke in meinen bisherigen Beobachtungen der Südseevölker ausfüllen. Wir konnten im Papuagolf, widriger Winde halber, nicht landen und sprachen zuerst an der Küste gegenüber Jule Island vor. Wie erstaunte ich, hier eine Menschenrasse zu finden, die mehr an Mikronesier (z. B. Gilberts) erinnerte, als an die Melanesier, wie ich sie bisher in den Inseln östlich von Neu-Guinea gesehen. Diese Papuas werfen alle schönen Theorien von spiralig kräusligem Haar, dunkler, fast schwarzer Haut, vollständig über den Haufen. Die Leute ähneln mehr Gilberts-Insulanern, denn Neu-Britanniern, Neu-Irländern, Salomons u. s. w. Ich schrieb Ihnen bereits, dass die Leute von Lifu, Loyality, meist schlichtes Haar haben; hier finden Sie alle Gradationen von ganz schlichtem (sehr häufig) bis gedrehtem Papuahaar; Lockenköpfe, darunter rothblonde sind häufig, japanische und Juden-Physiognomien nicht selten, Männer mit Adlernasen, die an Rothhäute erinnern u. s. w. Ebenso verhält es sich mit der Hautfärbung. Die Leute sind im Allgemeinen heller als Neu-Britannier (ich habe noch keinen Schwarzen gesehen), aber die helle Varietät, wie ich sie auch in Neu-Britannien beobachtete, ist ungleich häufiger und darunter so helle Individuen, dass sie fast als sonnverbrannte Weisse erscheinen. Ich werde anfangen, genauere Studien zu machen, kann aber schon so viel sagen, dass von einer Mischung mit Malayen nicht die Rede sein kann. Ich habe bereits erfolgreich mit Gypsabgüssen begonnen, aber es wird schwierig, Haarproben zu sammeln, da die Leute ihren colossalen Haarwulst als den grössten Schmuck betrachten. Soviel ich bis jetzt erkundete, werden Schädel kaum zu haben sein."

In einem zweiten Briefe von Anuapata vom 20. Februar schreibt der Reisende:

„Das Schiffchen hat, wie zu erwarten, Thursday Island nicht erreichen können, will es aber nochmals versuchen, ob mit besserem Erfolg, ist sehr fraglich. Im NO.-Monsun wird die Fahrt in 5 — 6 Tagen gemacht, im NW. bleibt sie allemal zweifelhaft, schon der heftigen Strömungen in der Torresstrasse halber.

„Nach meinem bescheidenen Dafürhalten habe ich in dem Monat, dass ich hier bin, mit ziemlichem Erfolg gearbeitet. Ich habe 27 Gesichtsmasken zusammen, die 5 verschiedene Sprachstämme, westlich bis Maclatchie-Point, und im Innern bis zum Fuss des Owen-Stanley und der Astrolabekette repräsentiren, also aus dem Inlande ungefähr so weit, als bisher Weisse vordrangen, und weiter, als ich selbst zu kommen hoffen darf. Es ist keine kleine Aufgabe, Leuten, mit denen man absolut nicht sprechen kann, begreiflich zu machen, was man will, und ich rechne mir es quasi als ein Talent an, dass ich es in den meisten Fällen fertig brachte. Natürlich denken die Leute immer, dass es ihr Leben kostet, und die Hauptschwierigkeit ist, den Ersten zu bekommen. Oft müht man sich mit Cajoliren eines schmutzigen Niggers einen halben Tag erfolglos ab. Ich denke, meine Gypsabgüsse von Papuas werden die ersten von dieser Menschenrasse und daher besonders interessant sein, wie meine Sammlung in dieser Richtung überhaupt wohl als einzig dastehen dürfte. Mein Gyps ist übrigens bald zu Ende. Freilich habe ich in Thursday Isl. noch ein ganzes Fass, ich konnte es aber nicht mitnehmen und habe sogar einen grossen Theil meiner Provisionen, darunter 400 Pfund Biscuit, zurücklassen müssen.

„Ausser den Gypsmasken ist es mir gelungen bereits 30 Haarproben zu sammeln, 12 Umrisse von Händen und Füssen und 25 Körpermessungen zu machen. Das sieht nicht viel aus, allein es macht in vielen Fällen grosse Schwierigkeiten, von

denen man sich zu Haus oft nicht träumen lässt. Schädel sind leider nicht zu haben, weil die Eingebornen ihre Todten gerade vor dem Hause begraben, und da ist selbst an nächtliche Ausgrabungen nicht zu denken. Selbst wenn dies möglich wäre, wäre es unklug, sich mit den Eingebornen auf den Kriegsfuss zu setzen. Ich brauche die Leute noch als Träger für das Innere, wenn es die Verhältnisse (Regenzeit) allemal gestatten, dorthin zu gelangen, und so muss ich stets auf gutem Fuss mit ihnen leben. Das ist überhaupt stets das Beste für einen Reisenden. Diese Papuas stehlen wie die Raben, trotzdem lasse ich sie massenhaft bei mir verkehren, denn ich finde stets etwas zu notiren und denke, dass meine Notizen das Material zu einer Monographie der hiesigen Papuas geben werden. Tättowirung durch sehr correcte Zeichnungen habe ich von allen Theilen fertig, sogar mich selbst ein Bischen tättowiren lassen, damit Sie sehen können, wie es in der Ausführung aussieht. Auch sonst habe ich an 20 charakteristische Skizzen fertig und oft halbe Nächte gearbeitet. Denn mit Photographiren werde ich leider aufhören müssen, da die Eingebornen eine Flasche mit Fixir-Magnesium stahlen, das hier nicht zu ersetzen ist. — Sonst habe ich eine Menge Notizen gesammelt über die so interessante Töpferei, die gerade hier in Schwung ist. Jeder, der hier war, wird Ihnen von Pfeilgift erzählen, an das ich bei allen Melanesiern nicht glaube, denn keiner, den ich frug, wusste mehr, als dass es eine Pflanze sein sollte. Hier erfuhr ich Näheres. Die Pflanze heisst Tuba und soll sehr giftig sein. Ich kaufte einen Hund und liess die Eingebornen nach ihrer Weise verfahren. Das Resultat war, dass der Hund circa 25 Minuten sehr elend war, nach einer Stunde bereits wieder frass und jetzt nach wie vor unter den concertirenden Hunden mitwirkt. Also mit diesem Gift ist es nichts! Freilich sagt man, dass die Papuas ihre Pfeile in Leichen stecken, aber Keiner hat es gesehen. Es würde mir lieb sein, von Ihnen zu erfahren, ob Leichengift stets bei Verwesung sich bildet und ob es aufgetrocknet an Pfeilen noch für lange Zeit seine Wirkung behält? — An Ethnographica habe ich eine anständige Sammlung von circa 500 bis 600 Stücken, darunter an 100 Steinäxte und Meissel zusammen, sowie vieles andere, was Andere überhaupt nicht sammeln. Die grosse Frage wird nur sein, wie die Sachen wegzuschaffen? Denn was nützen mir die 15 leeren Kisten in Thursday Island? Hier habe ich keine und sie sind ebenso wenig wie Bretter zu haben. Selbst Bambus wächst hier nicht. — Ich habe hier noch alle Hände so vollauf zu thun, dass ich noch nicht nach dem Innern gehen konnte, wozu es mir bisher auch an Trägern etc. fehlte. Doch schadet das nicht. Es kommt mir vor Allem darauf an, die Küstenbevölkerung so gründlich als möglich zu studiren; dann kann ich viele Wiederholungen vermeiden. Soviel ich bis jetzt von Leuten aus dem Innern sah, so sind dieselben von denen der Küste nicht verschieden, vielleicht durchgehends mehr dunkle Individuen, allein es giebt auch helle, so hell als an der Küste. Jedenfalls sind diese Papuas Melanesier, aber die helle Farbenvarietät ist viel häufiger als in Neu-Britannien, ausserdem giebt es hier noch hellere Individuen. Beide helle Farbenvarietäten sind, wenn sie schlichtes oder lockiges Haar haben, von Polynesiern (ich meine die West-Polynesier, die sogenannten Mikronesier) nicht zu unterscheiden. Und Lockenköpfe sind sehr häufig, dagegen das echte melanesische feinspiralig gekräuselte Haar die Ausnahme. Sie werden es an meinem Jungen am besten sehen. Schade, dass ich Ihnen nicht das ganze Kopfhaar eines Papuamädchens bringen kann, sie steckt wie in einer Bärenmütze; ich habe ihr vergeblich 3 Aexte für das Haar geboten. Auch die grossen Töpfe werde ich leider nicht mitbringen können, weil ich keine Kisten habe. 1,60 *m* Umfang! wie soll ich sie transportiren?

„Es ist furchtbar heiss: 26° R. im Schatten und kein Luftzug!

Ugero, Schönheit von Anuapata, ungefähr 15 Jahre alt.

„Ich untersuchte einen Albino Papua: ganz wie ein Europäer, ebenso weiss als ich, blondes Haar, hellbraune Augen! Eigentlich kein Albino, denn er kann am Tage sehr gut sehen.“

Ein dritter Brief, gleichfalls von Anuapata, 21. März, lautet:

„Ich schreibe mit demselben Schiffchen zum dritten Mal, da dasselbe die Fahrt nach Thursday Island versuchen will. Ich wünsche dies sehr, denn sowohl mein Gyps als Spiritus sind zu Ende, und was für mich gerade so wichtig ist, der Zwieback geht auf die Neige, das Mehl auch! Und von was soll man in diesem Hungerlande leben, wo die Leute in dieser Jahreszeit Mangroveblüthen verzehren!

„Ich habe inzwischen ununterbrochen weiter gearbeitet und zwar fast ausschliesslich in Anthropologie und Ethnographie, da sich in dieser Jahreszeit in Zoologie absolut nichts thun lässt. Ich habe geordnete druckfertige Notizen über die hiesigen Papuas von Freshwater bis Keppel-Bai fertig, die ich Ihnen mit der ersten besseren Gelegenheit senden werde, aber ich mag sie dieser Nussschaale nicht anvertrauen.

„Ich habe trotz der schlechten Jahreszeit im offenen Boot eine Küstenfahrt bis Keppel-Bai gemacht, die sehr erfolgreich war. Sehr interessant sind die wahren Pfahldörfer, z. B. Hula, die permanent unter Wasser sind, und die grossen Landdörfer, wie Maupa mit seinen 250 Häusern, Strassen etc., — eine kleine Stadt. Es baumelten hier 21 Schädel auf dem Tanzplatze, aber ich konnte leider keinen bekommen. Ich habe sehr viel Interessantes an Notizen, Skizzen und Sammlungen mitgebracht. Ich

entdeckte in einem Dorfe ein Albino-Geschwisterpaar (ganz weisse mit braunen Augen) von dunklen Eltern, mit dunklen Geschwistern, und werde Ihnen genaue Beschreibnng senden. Im Ganzen fand ich bis jetzt 4 Albinos. — Sehr interessante Streitäxte mit verstellbarer Klinge, die die Eingebornen lieber als eiserne brauchen. Doch ich muss schliessen, da das Schiff jeden Augenblick in See gehen kann.

„Ich habe eine Topfsammlung von 53 Stück zusammen; wie sie heimschaffen, ist freilich die Frage? Meine Ethnographica zählen an 1200 Nummern. 70 Haarproben; kurzum, ich bin nie müssig und arbeite meist von ½6—11 und 12 Uhr Nachts. Das ist für Tropen sehr anständig und dabei magere Kost! Ich habe seit Europa 40 Pfund an Gewicht verloren."

(4) Hr. A. v. Horn v. d. Horck berichtet in einem Briefe aus Hongkong an den Vorsitzenden, dass er beabsichtige, seine Rückkehr nach Europa durch China und die Tartarei zu unternehmen.

(5) Hr. Schweinfurth übersendet die Photographie des Hintertheils eines Kriegscanoes der Maori.

(6) Hr. R. Andrée berichtet über den

Schulzenstab.

Die Schulzenstäbe, welche Hr. A. Treichel in diesen „Verhandlungen" 1881, S. 11 ff., unter dem Namen Klucke und Kriwule beschreibt, lassen sich in ganz ähnlicher Weise vielfach in Ostdeutschland und benachbarten Landstrecken nachweisen, theils noch aktiv, theils erst vor Kurzem ausser Gebrauch gekommen.

In der sächsischen Oberlausitz war dieser Stab, wie ich dort von alten Leuten erfuhr, noch in den zwanziger Jahren im Gebrauch. Der Schulze (šolta) lud dort zu den Gemeindeversammlungen ein, indem er das Krummholz (kokula) oder den hölzernen Gemeindehammer (hejka), an welchem eine schriftliche Einladung angeheftet war, umhersandte. Selbst zu Begräbnissen wurde auf diese Weise eingeladen, nur trat dann an die Stelle der Kokula der „schwarze Stab" (čorny kij). „Ging der Stab herum", so erzählte mir ein alter Bauer in Krischa bei Weissenberg, „und hiess es: heja wokoło dji, so wusste man, dass die Steuern wieder fällig waren." Man identificirte den Stab geradezu mit den Steuern.

In der preussischen Niederlausitz scheint sich der Brauch länger erhalten zu haben. Wenigstens erfuhr ich in dem Dorfe Müschen bei Vetschau, dass dort bis in die vierziger oder fünfziger Jahre noch zwei „Hämmer" im Gebrauche waren. Sie bestanden aus Holz mit kurzem Stiele und grossem, würfelförmigem Schlägel daran. Auf einem derselben stand in deutscher Sprache „Schulgeld und Klassensteuer", auf dem anderen „Contribution und Kriegssteuer". Mit diesen gmejnske klapacy (Gemeindehämmern) berief man auch zur gromada, der Gemeindeversammlung.

Wie ich einer Notiz im „Globus" XX, S. 320, entnehme, sind solche hölzerne Hämmer in der Gegend von Oschatz (Königreich Sachsen) unter dem Namen „Kloppe" noch jetzt im Gebrauch. Die Kloppe stammt dort noch aus der Feudalzeit, wo der Lehens- und Grundherr durch Schläge an das Hofthor mittelst einer solchen die Bauern zur Frohnarbeit berief. Später war in jeder Gemeinde ein Mann angestellt, der ebenfalls durch Schläge an das Thor Communearbeit, Steuern

u. dergl. verkündigte. Heute werden diese Bekanntmachungen, auf die Kloppe geklebt, umhergeschickt; das Recht, sie umherzusenden, steht dem Gemeindevorstand zu. In der Nossener Gegend ist statt des Hammers der „Stempel“ im Gebrauch, ein zwei Ellen langer, gedrechselter Stab, oben mit einem Brette versehen, zum Anheften der Gemeindeanzeige. In der Umgebung von Grimma, Wurzen, Leissnig hat man zu diesem Zwecke „Eisen“ von Hufeisenform; im Altenburgischen den „Klippel“.

Am ausgebildetsten und auf alten Rechtsgebrauch zurückweisend war dieses Instrument in Handform. Auch davon haben sich Reste erhalten. Hr. Dr. Th. Distel, Archivar beim Hauptstaatsarchiv in Dresden, hat (Anz. f. d. Kunde der deutschen Vorzeit 1881, Nr. 8) zu Geising bei Altenburg eine solche messingene Gerichtshand aufgefunden, ein altes Inventarstück sächsischer Justiz, welches als Eidesinstrument und als Züchtigungswerkzeug diente. Mit dem Holzgriff misst die Hand 33 *cm*. Eine zweite solche Gerichtshand, 28 *cm* lang, und kunstvoll in Holz geschnitzt, fand Dr. R. Stache im Erbgericht, dem jetzigen Gasthof zu Niederottendorf bei Neustadt in Sachsen (a. a. O. 1882, Nr. 3). Auch im Museum des hiesigen Geschichtsvereins befindet sich ein aus dem 16. Jahrhundert stammender, massiver gegossener Richterstab.

Scheinbar führen uns diese „Gerichtshände“ von unserem Gegenstande ab. Ihr Zusammenhang mit demselben wird uns aber klar, wenn wir sehen, dass in Böhmen der Gebrauch, die Gemeinde mit solchen Symbolen zu berufen oder ihr Nachrichten kund zu thun, erst im Jahre 1848 mit Aufhebung der Patrimonialgerichte eingegangen ist. Ein halbes Stündchen entfernt von dem jetzt vielfach wegen seiner vorgeschichtlichen Funde genannten Stradonice, im Dorfe Otročín bei Beraun, habe ich im Jahre 1859 eine solche Hand noch gefunden. Sie bestand aus einem etwa 66 *cm* langen, rundgedrehtem Holzstabe, oben mit der gegossenen und geschlossenen Hand, welche ein Stäbchen umfasste. Man bezeichnete sie als palička (Keule) oder auch kurzweg als právo (das Recht). An diese Hand nun band der Gemeindevorsteher den Zettel mit seinen Bekanntmachungen, und so wanderte sie von Haus zu Haus, von einem Nachbarn dem anderen zugestellt. Bei der Gemeindeversammlung lag die Palitschka als Zeichen des Präsidiums vor dem Gemeindevorsteher.

Auch in deutsch-böhmischen Dörfern gingen früher die gegossene Hand und der hölzerne Hammer herum, wenn der Gemeindevorsteher die Insassen zur Besprechung berief. „Der Hammer geht herum“, hiess es im Saazer Lande (Mitth. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen III, 92).

Es gehört hierher wohl auch noch der Thingwall oder „Buerstock“, ein gedrechselter Stab, an dem sich ein geschriebener Befehl befand, der von Haus zu Haus geschickt wurde, wenn die friesischen Harden zu Beschluss oder Gericht versammelt wurden. Aehnlich auch der „Budstock“ in Skandinavien.

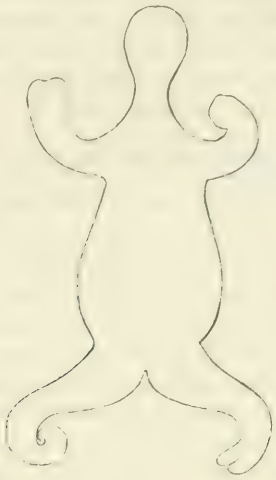
In ihrem rechtlichen Ursprunge mögen wohl die „Gerichtshand“, als Zeichen der richterlichen Gewalt, und der „Hammer“, als Zeichen der Executive, auseinander zu halten sein; später aber sind sie in der Praxis zusammengeflossen.

(7) Hr. Virchow macht weitere Mittheilungen über

eiserne Kröten.

In der Sitzung vom 21. Januar (Verh. S. 22), bei Gelegenheit einer Mittheilung über Krötenfibeln, erwähnte Hr. Handelmann auch der Votivbilder aus Kröten, welche man in niederbayrischen Leonhardskirchen finde, und gab die Ab-

bildung einer solchen. Ich wurde sehr lebhaft an die letztere erinnert, als ich in den letzten Osterferien dem Museum Engel-Dolfuss in Dornach (bei Mülhausen im Ober-Elsass) einen Besuch abstattete und folgende eiserne Kröte in einem der



Schränke bemerkte. Sie trägt die Nr. 1731 und ist auf dem Vitsberg bei Zabern gefunden. Daraus scheint sich also eine Verbreitung des Aberglaubens auch nach dem Elsass zu ergeben.

Hr. Dr. Schricker aus Strassburg, dessen Begleitung ich mich zu erfreuen hatte, erinnerte sich, dass er wächserne Kröten als Votivbilder in Kirchen am Starnberger See gesehen habe. Auf meine Bitte um weitere Mittheilung hat er mir folgenden Bericht (d. d. 27. April) zugehen lassen:

„Was die eiserne Kröte betrifft, so habe ich darüber in Altbayern Erkundigungen eingezogen, und bin erfreut, dass dieselben mit den Mittheilungen, die ich in Mülhausen aus dunkler Erinnerung heraus gab, übereinstimmen. Die eiserne Kröte ist also ein Sinnbild der Gebärmutter.

„Ich sagte in Mülhausen, ich erinnerte mich, die Kröten als ex voto Darbringungen in den Kirchen an der Ostseite des Starnberger Sees und gegen Benediktbeuren hinüber gesehen zu haben. Aus München wird mir geschrieben, dass die eiserne Kröte besonders in Leonhardskirchen neben dem eisernen Rösslein vorkomme. In jenem Gau, den ich bezeichnete, sind nun aber die Leonhardskirchen nicht selten.

„Leonhard ist der bajuvarische Ehe-, Haus- und Vieh-Heilige, und hat im christlichen Himmel die Functionen eines depossedirten Heidengottes, vielleicht des Freyer übernommen. Dem heiligen Leonhard reist man heutzutage noch zu mit allem Vieh des Hauses, vor allem mit den Pferden, die dann auch den Segen empfangen.

„Wie das Volk darauf kam, die Kröte bei Unfruchtbarkeit, bei Krankheiten des Uterus zu opfern? Wahrscheinlich führte der Anblick der tausende von Kröteneiern im Laich, die ungemeine Fruchtbarkeit des Thieres darauf und eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Gegenstand, auf den es ankam. Die Kröte ist bei uns zu Hause ein populäres Thierchen und heisst „die Gredl“. —

Hr. Virchow hofft, dass die in mehrfacher Beziehung noch recht unklare Angelegenheit in Folge der geschehenen Anregung weiter aufgeklärt werden werde.

(8) Hr. Pastor Becker in Wilsleben bei Aschersleben meldet in einem Briefe an den Vorsitzenden vom 10. d. M., dass er die in der Sitzung vom 20. November 1880 (Verh. S. 297) besprochene Hausurne dem Königl. Museum übergeben habe. Er berichtet ferner über neue Urnenfunde aus der Nähe von Wilsleben, sowie über eine auf dem Stenderkloben bei Königsaue ausgegrabene Urne von 17 *cm* Höhe und 23,5 *cm* Querdurchmesser mit weiter Oeffnung, engem Boden, ohne Hals und Henkel. Er fügt in Bezug auf letzteren Fund folgende Abschrift eines alten Fundberichts bei, welcher dasselbe Landstück betrifft:

Ausgrabung auf dem Stenderkloben.

Aus Caspar Abel's Stifts-, Stadt- und Land-Chronik des Fürstenthums Halberstadt, erschienen im Jahre 1754:

S. 612: „Man hat daselbst (auf dem Stenderkloben im resp. bei, dem jetzigen Dorfe Königsaue) 1737 einen grossen Stein aus der Erde gepflügt, in welchem ein liegender Ochse gar kenntlich abgezeichnet war, welchen ich selbst auf dem Amte Winningen in Augenschein genommen; von dannen er nach Hötensleben (liegt bei Schöningen, unweit Schöppenstedt) der damals daselbst wohnenden verwittweten Landgräfin von Hessen-Homburg zugeschickt worden."

Im Vorbericht heisst es weiter:

„Zuvörderst will ich dem curiösen Leser einen zuverlässigen Bericht von dem heidnichen Monument, dessen ich beim Jahre 1752 gleichfalls im Vorbeigehen gedacht, vor Augen legen, welchen mein Vetter Chr. L. Behrens, damaliger Informator auf dem Amte Winnigen und jetziger Prediger zu Gr. Schierstädt, auf mein Anrathen zu Papier gebracht. Der Ort, wo es gefunden worden, war ein mittelmässiger, doch ziemlich langer Berg über dem ehemals wüsten, nun aber wieder aufgebauten Dorfe Hargisdorf und dem Ascherslebischen See, genannt der Stein- oder eigentlich Stenderkloben. Was ein Kloben bedeute, ist den Ackersleuten bekannt, nämlich ein Stück Feldes, das, von anderen abgesondert, von der Höhe sich herunterzieht und in einen stumpfen Winkel endet. Er wurde insgemein der Steinklobe benannt, weil er vordem ganz mit grossen aus der Erde hervorragenden Steinen besetzt gewesen, von denen aber die meisten mit der Zeit ausgerodet und Acker daraus gemacht worden. Ein Theil aber von der Höhe blieb unbestellt liegen und war voll grosser Steine, die theils neben, theils über einander lagen und solche Kränze oder Kreise vorstellten, als man um und auf heidnischen Grabhügeln zu erblicken pflegt, dass also nicht daran zu zweifeln, dass auch daselbst ein heidnischer Begräbnissplatz gewesen, ja weil der Steine so sehr viele waren, musste nach Arnkiel's Urtheil in Cimbr. Begräbn. I, 2, c. 4, § 5, wohl gar ein Treffen daselbst geschehen sein, welches auch nach Calvört's alt Nieder-Sachsen p. 61, eine alte Tradition von dem Lübbensteine bei Helmstädt vorgiebt. Dieses Ackerfeld gehörte nun zwar nach Aschersleben, weil es aber zu weit von der Stadt entlegen, so war es an das Amt Winningen verpachtet. Da nun die Amtsknechte sich beschwerten, dass sie durch einige noch in der Erde steckende grosse Steine im Pflügen sehr verhindert würden, so ward ihnen erlaubt, sie auszugraben, welches sie den 9. Juli 1737 thaten, erst etliche Steine an der Seite herausbrachten, darauf aber zwischen den Steinen einen Todten-Körper nebst einer Urne antrafen. Das Grab ging von Norden gegen Süden, wie nach Arnkielen I, 1. c. 14, § 2, der Cimbern Gräber zu gehen pflegen, es war mit grossen theils Sand-, theils harten Steinen ausgemauert, und sie mit dem festesten Kalke zusammengefügt. Ein jeder Sandstein aber von den untenliegenden war so zubereitet, dass ein jedes Glied des Körpers

in einer besonders dazu gemachten Höhlung lag. Am Kopfe, an den Seiten und zu den Füssen war die Mauer in die Höhe geführt, woraus genugsam anzunehmen, dass kein Gemeiner daselbst begraben wäre, weil nach Arnkiel Cimbr. relig. c. 42 allein der Vornehmen Gräber ausgemauert worden. Der Körper war nicht verbrannt, sondern beerdigt, wie denn die Cimbern und andere nordische Völker ihre Todten bald zu verbrennen, bald auch nach Arnkieln I, 1, c. 6 sie zu beerdigen pflegen. Er war aber in keinen hölzernen Sarg gelegt, sondern in die nach Messung der Glieder eigentlich dazu ausgehauenen hohlen Steine also eingefasst, dass er noch in völliger Positur zu erkennen war, inmassen die Glieder nicht auseinander gefallen, sondern noch zusammengehangen, dass man dessen Statur und Grösse daraus entnehmen könne. Nach Aussage der Knechte (worauf man zwar sich nicht sicher verlassen kann, weil sie sich ohne Zweifel wenig darum gekümmert haben) ist das Grab ungefähr 3 Ellen lang, der Kopf und die übrigen Knochen sind von ungemeiner Dicke und Grösse gewesen, die auch, da man sie angerührt und umgekehrt, nicht in Asche und Stücke zerfallen, sondern ihre Gestalt und Festigkeit behalten haben. In dem rechten Arm stand die Urne, welche 6 Zoll in der Höhe, im Umkreise aber sowohl des Bauches als der Mündung 18 hielt und das Ansehen hatte, als wenn sie aus schwarzem steinigem Thon gemacht wäre. Sie hatte keinen runden Fuss, sondern war unten ganz glatt und eben wie ein gemeiner Topf, wie die cimbrischen Urnen nach Arnkieln I, 3, c. 6, § 7, gestaltet sind, doch war sie auswendig voll bunter Striche, als wenn sie aus einem Schieferstein gedrechselt wäre. In ihr soll nichts als Asche gewesen sein, welche aber die Knechte gleich ausgeschüttelt, ehe es auf dem Amte kund geworden, daher man nicht wissen kann, ob nicht sonst noch was darinnen gewesen. Aus allen Umständen erhellt, dass diese Urne derjenigen Person zugestanden, die der Verstorbene im Leben am liebsten gehabt, und die er, da sie vor ihm gestorben, darum verbrennen lassen, damit er ihre Asche desto bequemer mit sich führen, und endlich mit in sein Grab nehmen könnte. Wie nun hierdurch das Alterthum dieses heidnischen Grabes zur Genüge erwiesen wird, so wird solches doch noch mehr durch den merkwürdigen Stein bestätigt, der in ihm gefunden worden und eine Seitenwand, aber viel länger gewesen, doch durch die unverständigen Knechte beim Herausarbeiten zerbrochen und der übrige Theil sammt anderen Steinen wieder hineingeworfen und versenkt worden. Er war von ungemeiner Grösse, einem Kieselsteine gleich und schlug Feuer, hatte aber eine Schärfe, wie ein Sandstein und war deswegen von denen, die sich darauf verstanden, für einen Kalkstein gehalten. In ihm war die Figur oder das Bild eines liegenden Ochsen

nicht ohne Mühe tief genug eingehauen. Der Ochse war also gebildet, dass er, wie die liegenden Rinder thun, das rechte Bein vor sich wegstreckte, das linke aber unter sich schlug und den Kopf linkwärts zur Seite nach dem Leibe zuwendet.

Weil aber gedachtermassen ein Stück davon abgeschlagen worden, so war der Ochse nicht weiter, als bis an die Lenden, doch deutlich genug zu erkennen, wie auch aus beigefügtem Abrisse zu ersehen. . . . . Es ist insonderheit aus dem beschriebenen Stein zu schliessen, dass dies Grabmal einem Heerfürsten der Cimbern, deren Götze oder Wappen ein Ochse gewesen, dessen Kopf auch die Urier in der Schweiz, die sich von ihnen herleiten, eben als die Mecklenburger noch im Schilde führen, zugehört haben müsse." (S. 612: „Weil nun die Cimbern einen ehernen Ochsen als ihren Abgott oder vielmehr Merkzeichen und Wappen nach Plutarcho mit sich herumgeführt, so kam es mir ganz wahrscheinlich vor, dass unter diesem Stein ein vornehmer Cimber beerdigt worden.")

(9) Hr. v. Alten in Oldenburg schreibt über eine im dortigen Grossherzoglichen Schlosse befindliche

Glaspasta.

In Hinblick auf die Notiz in der Zeitschrift für Ethnologie Bd. III, S. 144 der Verhandlungen, sende ich Ihnen anbei den Abdruck eines ähnlichen Steines, oder vielmehr nicht Steines, sondern einer geschnittenen Glaspasta. Die Grundlage ist schwarz, die Fläche, worin der Schnitt ausgeführt, himmelblau, der Schnitt selbst schwarz, die blaue Fläche ist mithin durchschnitten.

Woher der Stein stammt, habe ich bis heute nicht ermitteln können, ich fand ihn im hiesigen Schloss in einem Kistchen mit allerlei Dingen ohne Interesse, doch sind Anhalts-Punkte da, wonach zu vermuthen, dass derselbe ebenfalls aus dem Herzogthum Schleswig gekommen, oder aus Holstein, jedenfalls war er früher in Eutin[1]).

(10) Hr. Dr. Behla berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden d. d. Luckau, 18. Mai, über eine neue Untersuchung des

Freesdorfer Borchelt.

Da in der Umgebung des Freesdorfer Borchelt bei Luckau eine nicht geringe Menge von Stein- und Bronzegeräthen gefunden worden ist, so fühlte ich mich veranlasst, vor einiger Zeit diesen Rundwall auf eine etwaige subslavische Schicht zu untersuchen. Trotzdem ich aber an vielen Stellen bis auf den gewachsenen Boden eingrub, kann ich nur bestätigen, dass der Freesdorfer Rundwall eine durchweg slavische Anlage ist. An keiner Stelle fand ich einen Scherben mit Henkel oder überhaupt vorslavisches, dem Lausitzer Typus ähnliches Topfgeräth in seinem Innern. Der Rundwall wird jetzt abgetragen, so dass die glatt abgestochenen circa 25 Fuss hohen Wände ein sehr günstiges Untersuchungsobject darbieten. Man kann hier deutlich sehen, wie zum Aufwerfen des Walles alles nützliche Material benutzt worden ist. Lehmschichten, Wiesenkalk, schwarze Erde aus der Umgebung, schwarze kohlenhaltige Schichten, wechseln in bunter Reihe mit einander ab, so dass die Wände einen fast malerischen Anblick darbieten. An der Ostseite ist es interessant zu sehen, dass hier in der oberen Hälfte des Walles eine circa 8 Fuss mächtige Schicht aus geformten, circa 1 Fuss langen und ½ Fuss breiten Lehm-

1) Seitdem hat Dr. Bartels in der Zeitschrift für Ethnologie 1882, S. 196, diese neue Gemme schon mitbesprochen.

steinen besteht; es sind keine gebrannten, sondern sogenannte Luftsteine. Ein regelmässiger Aufbau derselben ist jedoch nicht zu erkennen; Alles ist wirr durcheinandergewürfelt. Diese Lehmsteine sind ohne Zweifel Schuttmassen aus dem Dorf, wie auch die kohlenhaltigen schwarzen Streifen mit ihren Einschlüssen den Eindruck von Brandschutt machen. — Auch rothgebrannte Steinstücke sind hier und da nachweisbar. Ueberall an den Wänden, oben und unten, zwischen den Lehmklumpen, in den kohlehaltigen Schichten, fand ich slavische Topfscherben, doch nur sehr vereinzelte. Auch kommen ab und zu in der Umwallung einzelne ungebrannte Thierknochen vor, die ohne Zweifel wie die einzelnen Thonscherben als Einschlüsse des Schuttes schon vom Dorf aus dorthin gebracht sind. — Im Innern sind zahlreiche Knochenstücke, Thonscherben, Kohlenreste, Steinheerde bis jetzt gefunden worden. Nie jedoch war ein ganzer Topf dort ausgegraben worden.

Der mitgeschickte Topf, 17 *cm* hoch, dessen grösster Umfang am Bauch 56 *cm* beträgt, stand ungefähr 1 Fuss tief, umgekehrt, an dem Uebergang des Innern zum Wall NO. Darin war nur schwarze Erde; in seiner nächsten Umgebung keine Steinsetzung, auch keine sonstigen Thongeräthe oder Scherben. Bemerkenswerth ist das Ornament unter dem Rand, mit einem mehrzinkigen Geräth gestrichen. An einem senkrechten Strich sind zu beiden Seiten zweigartig abgehend, meist nach unten zu gerichtet, mehrere Striche damit gezogen. Dieses Ornament wiederholt

sich rings herum 11 Mal, bei Vergleichung derselben untereinander zeigt sich im Kleinen vielerlei Abweichung. Ich habe dieses Ornament sonst im Freesdorfer Borchelt noch nicht gefunden. Ausserdem sieht man beim Beginn des Bauches ringsherum laufend eine Wellenlinie. — Ich bemerke noch, dass das Gefäss in der Erde vollständig ganz war. Da der Gräber es für einen Feldstein hielt, so suchte er es mit dem Spaten herauszuholen. Dabei brach es kreisförmig durch. Der Bruch war ganz frisch. Ich habe es wieder zusammengesetzt.

(11) Hr. Dr. Behla übersendet ferner die nachstehende Mittheilung

über prähistorische Kochstellen aus vorslavischer Zeit bei Luckau, SW. an Geitners Mühle.

Ich erwähnte bei Gelegenheit meines vorigen Berichtes (S. 261) über eine prähistorische Fundstelle aus slavischer Zeit bei Wierigsdorf, dass ich auch von anderen, in unserer Gegend vorkommenden, schwarzerdigen, kohlenhaltigen Stellen auf dem Acker Kenntniss erhalten hätte. Ich untersuchte neulich eine derartige Ackerfläche bei Luckau an Geitners Mühle. Das Terrain, wo diese schwarzen Brandstellen vorkommen, erstreckt sich über mehrere Morgen und bildet eine sanft ansteigende Anhöhe. In der Nähe ist Wasser vorhanden. Die einzelnen Brandstellen liegen

verschieden weit von einander entfernt, manche messen im Durchmesser $1^1/_2$ *m*, manche sind jedoch grösser. Einige hatten $2-2^1/_2$ *m* im Durchmesser. Die Tiefe derselben ist ebenfalls verschieden; im Allgemeinen dürfte sie 2—3 Fuss nicht übersteigen. Da von dem Acker Sand gefahren wird, so hat man über eine grössere Zahl sofort einen Ueberblick. Manche Stellen gehen nach unten spitz zu, andere wiederum sind unten breit und unregelmässig. Was die einzelnen Stellen selbst anbelangt, so habe ich bei möglichst genauer Durchsuchung nichts weiter gefunden, als zerbrochene Thonscherben, nicht gebrannte Thierknochen, Kohlenstückchen und Steine. Von Menschenknochen oder anderen Culturresten ist keine Spur vorhanden.

Was die Thonscherben betrifft, so unterscheiden dieselben sich durchaus von denen der Wierigsdorfer Brandstellen. Vor Allem muss ich betonen, dass ganze Gefässe nirgends sich vorfinden. Thonscherben finden sich auch nicht in allen; in grösseren Stellen traten mehrere zu Tage, doch stets isolirt liegend. Die Scherben sind zum Theil sehr dick, an der Aussenfläche rauh, nirgends ornamentirt. Einzelne, wie z. B. der Schüsselboden und der Schüsselrand, zeigen eine rothe Farbe, glatte Aussenfläche und sind feiner. Sie machen den Eindruck von germanischen Urnenscherben. Henkel fand ich bis jetzt zwei; das eine Ende des Henkels ist aus der ganzen Wand ausgebrochen, so dass man jetzt die glatte Innenfläche des Gefässes daran sieht. Der Schüsselrand ist durch die Einwirkung des Feuers an einem Ende blasig aufgetrieben!

An Thierknochen, welche auch nicht in jeder Stelle vorkommen und welche sich in der kohlehaltigen Erde gut erhalten haben, sende ich einige Theile von Rippen und Extremitäten.

Die mehr weniger grossen Feldsteine sind mürbe und leicht zerbrechlich, in Folge der Einwirkung des Feuers. Ausgedehnte regelmässige, horizontale Aneinanderlegung derselben konnte ich nicht constatiren. Meistens liegen 3 — 4 und mehrere bei einander in der kohlehaltigen Erde. Merkwürdiger Weise fand ich in einer Stelle 3 grössere Exemplare von Raseneisensteinen, circa $^3/_4$ Fuss lang, $^1/_2$ Fuss breit. Ob dieselben vielleicht als Eisenschlacken anzusehen sind, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich habe ein Stück abgeschlagen und schicke es als Probe mit ein.

Auch an dieser Stelle fragt es sich, wie diese Funde zu deuten sind. Wer diesen Ort oberflächlich untersuchen und die röthlichen Gefässscherben sehen würde, könnte meinen, dass es ein germanisches Urnenfeld sei. Ich betone jedoch auf das bestimmteste, dass ein solches hier nicht vorliegt. Aber auch für eine längere Ansiedelung halte ich es nicht; wenigstens die Thierknochen und die Geschirrreste sind im Allgemeinen nur in geringer Menge vorhanden. Dazu kommt der gänzliche Mangel anderer Culturreste, wie sie doch eine Dorfstätte darbieten müsste. In Anbetracht der Qualität der Thonscherben, der aufgefundenen Henkel halte ich die Stelle für vorslavisch; nach meiner Ansicht sind die Brandstellen Kochheerde und deuten auf eine vorübergehende Lagerung oder Niederlassung. Ich bemerke noch, dass ich die anderwärts beschriebenen Trichtergruben nicht darin erkennen kann. Die Oberfläche des Ackers ist ganz eben.

Was die Raseneisensteine schliesslich betrifft, so findet man dieselben in der ganzen Gegend häufiger. Feldsteine dagegen sind in der Umgebung selten.

(12) Hr. Treichel berichtet über

ostpommersche Alterthümer.

1) Vielleicht eine Feuerstein-Werkstätte bei Koppalin.

Es belehrt uns ein Blick auf die speciellere Karte der Provinzen Pommern und

Preussen, soweit sie an der Küste der Ostsee gelegen sind, dass sich dort in ihnen eine verhältnissmässig grössere Reihe von Seen entlang zieht, die grösser oder kleiner, tiefer oder flacher sind. Die flacheren und kleineren Gewässer sind meist in Moorboden eingebettet; im Neustädter Kreise hörte ich vielfach dafür den polnischen Namen Jesiorke, also Seechen, mit plattdeutscher Verkleinerungssylbe. Sind die Gewässer moorig oder schlammig, so verschilfen sie bald. Näher der Ostsee gelegen, betten sie sich vielfach recht tief und mit klarerem Wasser in Sand ein. Beispiele dafür sammelte ich im Pommerschen Kreise Lauenburg. Der zum Gute Koppalin, von welchem ich zum Theile eine Schilderung in der Sage vom grossen Stein gab, gehörige grössere See Podwakeiniza[1]) ist tief im Sande, der dortige kleinere an den Seiten wenigstens morastig und verschilfend; andere Gewässer, den Vordünen angelagert, zeigen die Natur der Jesiorke's. Dass der Seesand hier, vom Sassiner Torfmoore her, eine Moorschicht überlagert, welche sich in die See hinein erstreckt und in der zu Jatzkow gehörigen Gewanne, Wopoiken genannt, die See begrenzend, Torfstücke ausspült, bemerkte ich bereits anderswo (Ueber Baryt im Seetorfe in Botanische Notizen II. aus Bericht des Bot.-zool. Vereins in Schr. d. Naturf. Ges. zu Danzig. Bd. V. H. 1). Ein wenig weiter östlich ab findet sich der Sand auf Thonboden aufgelagert, wie dies auch zum Theil die Ränder eines Abzugsgrabens eines abgelassenen Sees nach der Ostsee zu ergeben. Gräbt man hier etwa zwei Fuss tief in den Sand hinein, so findet sich Wasser.

An dieser Stelle, in weniger hohen Vordünen und eigentlich zwischen ihnen gelegen, fand ich, durch Aeusserungen meines Vetters August Treichel geleitet, Spuren menschlicher Wohnstätten insofern, als sich deutliche Fundamente von rohen Steinen ohne Mörtel zeigten, welche, soweit noch vorhanden, etwa diese Form hatten ⌊⌋, die auslaufenden Enden der Ostsee zugerichtet. Verstreut in der Nähe lag eine Menge Scherben von gebrannten, entweder grauschwarzen oder mit den den Wenden eigenthümlichen Farben grün und gelb verzierten Thongefässen, welche vielleicht, da ja Thon in der Nähe war, einer alten Töpferwerkstatt angehörten, welche andererseits Neckerei oder Spottsucht auch als die Ueberreste einer mit Töpfen ausgeführten Schlägerei der dortigen Fischer, falls sie auf jenen Steinen Mittag assen, ansehen mag. Der Habitus muss entscheiden. Thatsächlich allerdings findet man dort noch heute solchfarbige Töpfe. Ebenso verstreut und

1) Lange habe ich nach der näheren Bedeutung des so romantisch klingenden Namens des Sees Podwakeiniza getrachtet, welchen ich mir (unter gütiger Beihülfe von Hrn. Dr. Lęgowski in Neustadt) nun auf folgende Art klar zu legen suche, indem ich mich an die bekannte Weise der Slaven hielt, dass sie die kleinsten Stücke Landes mit einem sich u. A. auch der Gestalt desselben anpassenden Gewanne-Namen zu belehnen liebten. Dass dies auch in diesem Falle zutrifft, ersehen wir nach vielfachen etymologischen Conjecturen. Das Plurale tantum Dwojaki, ursprünglich ein Adjectivum (= zweifach), bezeichnet einen Paartopf, d. h. ein Paar thönerner Töpfe, an der zugekehrten oberen Bauchseite verbunden und oben mit einem queren Henkel versehen, über welchen ein hölzerner Deckel gestülpt wird, wenn der Topf seine Bestimmung als Träger von getheilt fester und flüssiger Speise erfüllen soll. Mit überflüssigem Suffix ist auch podwojaki zu nennen. Es steckt in dem Worte die Zahl zwei, dwa; podwa heisst: je zwei. Da nun dieser See eigentlich aus zwei Seen besteht, welche mittelst Kahn nur durch die Mittelfuhrt der Hangstelle zu einander zu befahren sind, was war natürlicher, als dass der Volksmund das Ganze als die Oberfläche eines gefüllten Paartopfes ansah und es mit dem zum See passlichen (Flüsse sind auch im Polnischen weiblich) Worte von femininer Bildung dwojaknica oder suffigirt podwojakniza bezeichnete, woraus im Munde dortiger cassubischer Bevölkerung (Jarosz Derdowski in Posen nennt sie die Kabatki in Nachrede zu O panu Czorlinscim co do Pucka po sece jachoł. Wie Hr. Cz. gen Putzig nach Netzen fuhr) das gedehntere podwakeiniza geworden ist?

viel häufiger fanden wir noch Splitter und kleinste Knollen vom Feuerstein von vielfacher Farbenabstufung an jener Stelle, deren einzelne sich sehr gut zu Spitzen von Lanzen eignen möchten. Ich habe von allem Materiale die geeignetst scheinenden Stücke ausgesucht und, indem ich selbige überschicke, überlasse ich der Gesellschaft, sich ein Urtheil darüber zu bilden, ob man es hier nicht auch mit einer Werkstätte des Steinzeitalters zu thun hätte, wie sie uns Hr. A. Rosenberg für Rügen in unserer Zeitschrift (Bd. XII. S. 175 ff.) schildert. Ich erachte diese Splitter für viel bedeutsamer, als jene Scherben. Wie jene rügianischen Werkstätten, liegt auch diese von Koppalin dicht an der Ostsee, welche den Bedarf an rohen Steinknollen auch hier dem Künstler in genügendem Maasse zugespült haben wird. Die Verhandlung der auf Rügen gefertigten Waare wird mehr binnenlands gegangen sein. Auch darin gleicht sich die Situation, dass die Funde auf unbewachsenen Sandflächen gemacht sind, auf welchen die Splitter eben ein Verwehen des Sandes, gleich wie die Bildung einer Humusschicht verhinderten. An unmittelbar daran stossenden Stellen ist Grasnarbe sehr wohl vorhanden. Doch habe ich unter ihr nach weiteren Funden nicht gesucht, wie auch sonst im losen Sande nichts Weiteres bemerkt[1]).

2) Alte Culturreste im abgelassenen See von Lübtow am Ostseestrande in Pommern.

Etwa 1 *km* weit von diesem geschilderten Platze nach Osten zu lagen bis vor Kurzem zwei jetzt abgelassene, nach Lübtow gehörige und durch die agronomische Thätigkeit meines Oheims, des dortigen Rittergutsbesitzers Albert Kramer, in schon wegen des schlammigen Untergrundes reiche Erträge versprechende Rieselwiesen verwandelte Seen, der grosse und der kleine Lübtower See, deren Fixirung also jetzt ebenso aus der Generalstabskarte zu entfernen ist, wie der grosse See vom nahen Bebbrow, der, obschon vor vielen Jahren abgelassen, doch noch in dem 1880 herausgegebenen Rich. Andrée'schen Atlas fortexistirt. Von diesen Seen geht uns nur der kleinere an, von den Gebäuden des Gutes Lübtow etwa 2000 Schritte getrennt durch ein jetzt mit hohen Erlen bestandenes und ihn auch speisendes Quellmoor. Er soll eine Tiefe von meist drei Fuss, aber auch darüber gehabt haben. In diesem See, der 1880 abgelassen wurde und dessen Spiegel in diesem Jahre, wo ich ihn selbst, obschon nur in zwei Stunden, eingehender besichtigen konnte, stellenweise schon zugänglicher war, fand ich nun die folgenden, soviel ich weiss, in ähnlicher Beziehung ersten Spuren alter Culturreste. Es waren dies folgende:

1. Ein alter Brunnen, näher dem Erlenmoor gelegen, ob zugeschüttet, ob eingeschlammt, wie wahrscheinlicher, der schon im Vorjahre aufgefallen sein soll, war nicht mehr zu ersehen. Jetzt ersah ich noch zwei vorhandene Pfähle, denen eine starke Bohle angefügt war. Früher sollen vier Pfähle und daran allseitige Bohlenbekleidung vorhanden gewesen sein. Alles von Elsenholz.

2) Mehrere Fundamente aus losen Steinen ohne Mörtel, an der entgegengesetzten Seite des Sees belegen und zum Theile fast an den Rand desselben stossend. Namentlich ein Object war durchaus nicht zu verkennen. Es war zwölf Schritte lang und acht Fuss breit; eine Querreihe von Steinen trennte einen viel kleineren von einem grösseren Platze ab. An der den Dünen zugewandten Stelle

---

1) Die Feuerstein-Splitter haben der Gesellschaft vorgelegen, indess ist darunter kein einziger entdeckt worden, welcher für eine Steinwerkstätte der ältesten Zeit beweisend gewesen wäre. V.

des Fundamentes muss die Thüre oder Oeffnung gewesen sein, da der beiderseits zulaufende Steinquai mit je zwei grösseren Steinen (von rother Farbe, härter erscheinend) aufhörte, in welchen sich eingebohrte Löcher, eins in dem linken und drei in dem rechten (ausgangsblickend) befanden, die aussahen, als wenn in ihnen die Angeln der Thürflügel gegangen wären. Die drei Löcher in dem Steine zur rechten Seite scheinen darauf hinzudeuten, dass die Oeffnung zwei Male verkleinert worden sei. Neben dem Fundamente rechts hinten lag noch ein mehr wirrer Haufen von Steinen, welcher vielleicht einem Anbaue (Stall) gedient hatte. Die Steine waren schwer fortzuschaffen; doch wo es anging, fand ich darunter Holzlagen, unbedenklich Zeichen eines Rostbaues als Unterlage zum Steinfundamente. Vom Anbaue her entnahm ich ein kleineres Querstück, an welchem Nagelungsspuren zu sehen waren. Weitere Nachgrabungen, namentlich im Inneren, konnte ich nicht anstellen, weil ich ohne Spaten und der Boden noch nicht genug gefestet war.

3) Auch sonst, ohne Verbindung mit Fundamenten, sollen nach Versicherung meines Oheims, welcher auch die spätere Ergiebigkeit an Funden im Auge zu behalten versprach, blosse Lagen von etwa zwölf Fuss langen und gespaltenen Bohlen gefunden, jedoch von den Arbeitsleuten stets zum eigenen Verbrauche fortgenommen worden sein.

Einem weiterhin erbetenen Berichte des Hrn. Rittergutsbesitzers A. Kramer entnehme ich das Folgende: „Wir haben später noch mehrere ausgebohlte Flächen im See angetroffen, auch eine Stelle mit fichtenen Bohlen ausgelegt, unter welcher zwei Fuss tiefer noch wieder eine ganz gleiche Schicht mit Bohlen ausgelegt war. Auch haben wir im Moder versunken von Neuem mehrere beschlagene und unbeschlagene elsene und fichtene Stücken Bauholz, ebenso auch ein beschlagenes eichenes Stück Bauholz gefunden. Unter einem Steine fand sich später ein Topf (ob Urne?), der aber zerfiel.“

Dass an etwaige Pfahlbauten zu denken wäre, glaube ich wegen der allzugeringen Tiefe des Sees bestreiten zu müssen. Diese Tiefe konnte früher auch nicht eine grössere gewesen sein, weil die Bodenfläche ringsum eine verhältnissmässig ebene ist. Es würden ja auch die aufrechtstehenden Pfähle als Grundbedingung dazu ganz und gar fehlen. Sonst aber wissen wir ja, dass, wie wir auch sogleich im Nachfolgenden erfahren werden, die Pfahlbauten ihr Vorkommen, ausser in der Schweiz, gerade auf den sog. baltischen Landrücken, zu welchem die behandelte Gegend in weiterer Grenze gehören dürfte, ausdehnen und zugleich auch beschränken, in dessen seereichem Gebiete sich grössere Wasserflächen mit wenig wechselndem Wasserspiegel als ihr Grund und ihre Vorbedingung befinden.

Der jetzige Seegrund macht insofern einen eigenthümlichen Eindruck, als er, noch durchaus nicht gänzlich ausgetrocknet, an einigen Stellen Wasserflächen sehen lässt, deren Befischung (im sog. Kuttel, d. h. an der tieferen und darum noch nicht ausgetrockneten Stelle) eine ergiebige Ernte von übergrossen Fischen (Hechten) ergiebt, an Stellen noch schwebenden („schwippenden“) Schlamm zeigt, aus welchem alte, vermulschte und spuckformenreiche Erlenstubben urwaldmässig hervorragen, an den Endgrenzen jedoch, wo die grossen Abzugs- und kleineren Rieselgräben noch voller Thätigkeit sind, die bekanntesten Wasserpflanzen, wie Mummel, Seerose, Igelskolbe, Froschlöffel, Pfeilkraut, Froschbiss und Krebsscheere, förmlich auf's Trockene gesetzt erscheinen lässt.

Wie wir auf die Wirkungen des vom Winde bewegten Flugsandes eine Reihe von Auflandungen zurückführen können, so gehört in dasselbe Gebiet das Fortschreiten der Dünen, jener Sandhügelreihen längs des Meeresufers, welche an flachen, umwindeten Küsten und bei sandigem Meeresboden durch den zur Fluth-

zeit angeschwemmten, während der Ebbe getrockneten (dies für die Ostsee eigentlich ungültig, da sie der Gezeiten ermangelt!) und dann vom Winde auch an's Ufer geweheten Sand entstehen, sich erhöhen und, wenn sie nicht durch Grasnarbe oder sonst einschlägige Vegetation befestigt werden, allmählich und stetig auch in das Innere des Landes hinein vorschreiten. Sie wandern, wie uns das Jul. Schumann in verschiedenen Theilen seiner so interessanten Geologischen Wanderungen treffend geschildert hat. Mehrere Beispiele von Ortschaften, durch wandernde Dünen verschüttet, führt auch Regierungsrath G. von Hirschfeld in seinem lesenswerthen Aufsatze: die sog. Auflandungen oder Bodenerhöhungen im Laufe der Jahrhunderte (Zeitschr. des histor. V. f. d. Reg.-Bez. Marienwerder. 1879. Heft 3. S. 13ff.) auf.

Wenn der Wind über die Dünen streicht, hebt er Wolken davon auf, führt sie binnenwärts und legt sie, wie die Hand des Todes, auf fruchtbare Felder und Wiesen, die unter der Masse begraben werden; wenn aber der Sturm auf den Hügeln wühlte, versetzte er Berg und Thal. So kann man es erklärlich finden, dass auch die im Rücken der Dünen befindlichen Seen mit jenen vorschreiten. v. Hirschfeld erwähnt, dass die Römerstrasse zwischen Bordeaux und Bayonne, welche vor mehr als 60 Jahren noch bei niedrigem Wasserstande zu Tage lag, jetzt von solchen Seen völlig überdeckt sei. Im Jahre 1802 seien im Dorfe St. Julien fünf Maierhöfe von einem derartigen See zerstört.

Es kann nicht anders sein, als dass das gespensterhafte Schaffen der Urkraft auch in diesem Falle obgewaltet hat. Die grösste der dortigen Dünen, der im Munde des Volkes sogenannte Wollsack, hat diese Stelle längst passirt und befindet sich jetzt mehr östlich. Mit ihrer Zerstörungswucht hat sie auch aus einem weiterab gelegenen See die Gewässer abgedrängt und eiligen Laufes in die nächste Niederung geführt, hier auch wohl die beiden erwähnten Seen gebildet, weil das abgedrängte Wasser in seiner Menge nicht für die Füllung des kleineren Sees ausreichte, in welchem vor Zeiten, für welche kein Gedächtniss mehr ausreicht, die erste Anlage des Dörfchens Lübtow geschah. Freilich erzählten sich die alten Leute des Dorfes, immer schon vom Urgrossvater her, dasselbe habe früher wo anders gestanden, bis dann die im See entdeckten Ueberreste dem Inhalte ihrer Rede Recht und zugleich die vorher noch ungewisse Lage mit Sicherheit hergaben. Dass diese Sage sich hat erhalten können und nicht zugleich mit dem Zigeuner Sand verweht wurde, das scheint mir ein Beweis dafür zu sein, dass das alte Dorf nicht durch ein plötzliches Naturereigniss zerstört wurde. Wohl finden wir darin, wie oben berichtet, bearbeitete Bohlen, also als Baumaterial eigentlich ein Zeichen gegen meine Vermuthung, aber wir ersahen auch aus dem Berichte, dass selbst die eine untersuchte Steinstelle auf Rosten gebaut war. Ueberdiess hat gewiss auch damals ein Wald dort gestanden, so dass man beim Verlassen des Ortes nicht um weiteres Bauholz verlegen gewesen zu sein brauchte. Bei höchstens vier Fuss Wasserstand war es übrigens noch möglich, die aufstrebenden Wände und sonstige Gebäudetheile nachträglich zu entfernen, wogegen die unter Wasser gesetzten Lager der Häuser gelassenen Muthes darin hatten verbleiben können. Und neben ihrem einstigen Wohnsitz auf durch die Höhe mehr gesicherter Stelle erbauten die fliehenden Bewohner ihr neues Heim. Erst die Entwässerung brachte Spuren des Sitzes ihrer sagenhaften Vorfahren von Neuem vor das staunende Auge. Nur noch die uralten Erlenstubben schimmern so grau und stehen in Gruppen geordnet, wie zu berathenden Versammlungen, oder als ob sie klagend einander erzählen von vergangenen, besseren Tagen, da sie noch jung waren und andere Angesichter der Menschen erblickten. Wie schön sagt aber Saphir in seinen Sieben Zweigen:

„Denn nur der Mensch vergeht und nur der Baum verdorrt,
Jedoch der Wald besteht, die Menschheit dauert ewig fort!"

Wie sehr aber auch die See selbst am Lande frisst, das beweisen uns nicht nur die übersandeten oder in See gerückten, untergegangenen Altstädte von Leba und Hela gerade an diesem Meeresufer und die (Kloster-?) Ruine Vogelsang auf der Frischen Nehrung, sondern auch die untermeerischen Wälder auf eben dieser Meeresstrecke.

3) Vorläufiger Bericht über einen wahrscheinlichen Pfahlbau bei Gross-Perlin in Pommern.

Im pommerschen Kreise Lauenburg liegt seitwärts der von Mersin nach Zelasen führenden Chaussée der auf einer Seite von Wald, auf der anderen von fast anstossenden grösseren Bodenerhebungen umgebene See von Chottschow, welcher auf der kahlen Seite zur Hälfte nach Gross-Perlin gehört. Derselbe ist jetzt abgelassen und hat dort an der abgeflachten Mittelstelle grössere Wiesenflächen mit moorigem Untergrunde gebildet. Nach deren Verfestung und Grasbenarbung hat nun der dortige Rittergutsbesitzer von Koszickowski, wie er mir für's Erste in aller Kürze andeutete, in den letzten Jahren vierkantig beschlagene, selbst mit Falzen versehene eichene Pfähle gefunden, welche in einander greifende, gar nicht grosse Carrés bilden. Sie sind unten zugespitzt, oben stark abgefault, sonst von gleichlaufender, etwa zwei Fuss breiter Stärke und gehen etwa 10—12 Fuss tief in den Erdboden hinein. Wegen der oben stärker eingetretenen Fäulniss war von einer etwaigen Gabelung, wie eine solche für die Pfahlbauten im Persanzig-See festgestellt war, nichts zu bemerken; dennoch sind sie trotzdem wohl ein Hinderniss für die Sense gewesen und allmählich herausgeholt worden, zumal sie wegen ihrer vorzüglichen Erhaltung noch sehr gut als Nutzholz, namentlich als Schwellen, zu gebrauchen waren. Ueber 100 Stück wurden bereits herausgeholt und gegen 40 Stück etwa sollen noch im Moore vorhanden sein, so dass in der That Eile zu deren näherer Besichtigung Noth thut. Ihre Lage ist selbstverständlich eine vertikale. Schon diese Menge von Pfählen muss die Annahme ganz ausschliessen, als ob hier in früheren Zeiten eine Mühle (noch dazu mitten im See!) gestanden hätte, zumal jetzt wenigstens die treibende Wasserkraft kaum aus einem geringfügigen Rinsale zu entnehmen gewesen wäre. Das Spiel des Zufalles wird durch die vertikale Lage und noch mehr durch die durch Menschenhand eingetretene Bearbeitung ausgeschlossen. Allem Vermuthen nach muss hier also ein Pfahlbau vorhanden gewesen sein. Zur näheren Begründung dieser Vermuthung durch Ocularinspection, sowie durch Aufholung von Grundproben und etwaigen Küchenabfällen werde ich bei eintretendem Frühlinge die einschlägigen Schritte thun und dann Weiteres darüber vermelden[1]).

(13) Hr. Virchow legt Mittheilungen des Hrn. Friedrich Bayern in Tiflis vor, welche das Datum des 14./26. April tragen. Dieselben sind der Angabe des Verfassers nach hervorgerufen durch die in der Sitzung vom 17. December 1881 (Verh. S. 411) vorgetragenen Erörterungen des Hrn. Virchow über die Prähistorie des Kaukasus, welche dadurch erweitert und berichtigt werden sollen. Je erwünschter sie in dieser Hinsicht sind, um so mehr befürchtet Hr. Virchow, dass die innige Beziehung, in welche Hr. Bayern seine positiven und höchst zuverlässigen Erfahrungen mit seinen theoretischen Ansichten über die Stellung des Kaukasus

1) Nachträglich bin ich dort gewesen, kann den Bau jedoch nur für etwa eine Aalschleuse ansprechen. T.

in der Geschichte der alten Völker und über die letzteren selbst setzt, bei manchen Lesern die Bedeutung auch jenes positiven Theils abschwächen könnte. Nichtsdestoweniger drückt er den Wunsch aus, dass auch der hypothetische Theil vollständig veröffentlicht werde, damit dem verdienten Autor das drückende Gefühl genommen werde, als solle seine Auffassung der gelehrten Welt vorenthalten, oder doch nicht in zusammenhängender Weise vorgeführt werden. Die Gesellschaft werde damit einen Akt der Gerechtigkeit ausüben, der den ergrauten Forscher auf seiner dornenvollen Bahn ermuntern und aufrichten werde.

Nachdem die Gesellschaft sich damit einverstanden erklärt hat, erscheinen nachfolgend die von Hrn. Bayern eingesendeten

Bemerkungen und Ansichten über den Kaukasus und seine vorhistorischen Verhältnisse, seine Völker und deren Industrie.

Nach langjährigem und vielseitigem Studium des Kaukasus habe ich mich dahin gewöhnt, nur aus meinem eigenen Urtheile über alles Vorkommen hier Schlüsse zu ziehen; dass diese Schlüsse aber nicht immer die richtigen sein werden, liegt auf der Hand, denn es fehlt mir Vieles und namentlich die neue Literatur, um durch Vergleich der Erfahrungen competenter Gelehrten mein Urtheil zu schärfen und zu modificiren. Der Kaukakus jedoch hat so zu sagen noch keine Literatur; das Wenige, was über diesen höchst wichtigen Isthmus vorliegt, vorzugsweise über Völkerkunde, Anthropologie und Archaeologie, ist in den meisten Fällen ohne alle Kritik, daher werthlos. Die fremden Reisenden, seien es Russen, seien es Westeuropäer, werden gewöhnlich beeinflusst von ihrer Umgebung und den zufällig ihnen begegnenden, sogenannten Kennern des Landes und dadurch irre geleitet in ihren eigenen Beobachtungen und Urtheilen; erst nach langjährigen Erfahrungen finden solche Reisende, dass alle ihre früheren Erfahrungen falsch aufgefasst waren. Einer der Hauptfehler bei allen, die den Kaukasus studiren, ist die Unkenntniss der alten Geographie dieses Isthmus. Dieser Nebel aber lässt sich schon bei Strabo nachweisen. So lange die Wolga für den Araxes Herodot's oder für den Rha des Mela gehalten, die Hauptlandstrasse durch den kaukasichen Isthmus bei Derbend gelegt und hier auch die kaukasische Pforte mit allen ihren Varianten gesucht wird, so lange werden alle Schlüsse über die Völker des Kaukasus und ihre Geschichte falsch sein. Ein anderer, nicht genug zu rügender Fehler ist, dass die heutigen Gelehrten alles Neue, ihnen Unbegreifliche, sei es falsch, sei es richtig, was auftaucht in der Geschichte, dem Mythus und der Geographie, ohne selbst zu untersuchen und zu prüfen, mit der grössten Hartnäckigkeit zurückweisen und in patriarchalischer Gewohnheit Geographie etc. behandeln; die Neuerer aber, wozu unglücklicher Weise meine Studien im Kaukasus mich auch gemacht haben, werden lächerlich gemacht, ignorirt oder verdammt. — Ich habe in Folge dieser Neuerungen schon manche sehr bittere Erfahrung machen müssen und bis jetzt nur sehr wenige, jedoch zu meinem Glücke berühmte und von der Welt hochgeachtete Gelehrte gefunden, welche liebevoll meinen Arbeiten Muth zusprachen. Unter diesen finde ich auch Sie, hochverehrter Herr Geheimrath; auch Sie haben durch die liebevolle Anerkennung meiner Thätigkeit mir meinen, in Folge des Congresses zum Trübsinne herabgesunkenen Muth wieder zu neuer Thätigkeit erweckt. Es wird die Zeit kommen, wenn wir auch nicht mehr da sein werden, wo der würdige Theil der Menschheit, und namentlich der gelehrten, Ihnen für dieses liebevolle Aufmuntern zur Fortsetzung meiner Untersuchungen Dank wissen wird. Meine Arbeiten werden hoffentlich nicht mehr in der Fluth der Missgunst untergehen. Wie wichtig sie sind, werden die nachstehenden Zeilen sagen, zu welchen ich jetzt

übergehe. Darin gedenke ich namentlich meine Ansichten darzulegen über die kaukasischen alten Fundstellen und über die Industrie der alten Kaukasier, so wie ich sie auffasse.

Die wichtigsten prähistorischen Fundstellen finden sich nicht allein am Nordabhange des Kaukasus, obgleich Stepan-Zminda (fälschlich Kasbek genannt) und Koban zu diesen wichtigen Fundstellen gehören; bedeutend ältere Fundstellen sind die untere Etage mit den Kuppelgräbern von Samthawro bei Mzcheth und das grosse Leichenfeld mit dolmenartigen, aber nur dreiwändigen Steinkammern von Redkin-Lager bei Delishan im obern Akstapha- (Physkus Zen.) Thale. Beide südkaukasischen Gräberfelder zeichnen sich darin aus, dass in den Gräbern derselben zahlreiche schwarze und mannichfaltig geformte Thongeschirre angetroffen werden. Die Congressmitglieder haben diese schönen Sammlungen im Museum von Tiflis, leider ohne Catalog, gesehen, aber keinen Führer gehabt, der sie auf die Wichtigkeit derselben hätte aufmerksam machen können.

Samthawro's untere Etage mit Kuppelgräbern (deren Beschreibung nächstens, nebst der des Redkiner Leichenfeldes und von Stepanzminda, in Lyon erscheinen wird) gehört in den Anfang der Eisenperiode; Redkin-Lager aber geradezu an das Ende der Bronzezeit, während Koban in zwei Etagen zerfällt, deren untere aus Felsblöcken zusammengesetzte, unregelmässige Grabkammern, aber nur selten einzelne kleine, schwarze Thongeschirre enthält. Diese Grabkammern sind, durch Rutschen des sehr geneigten Bodens und durch jährliches Auflagern von frischem Schutt und Erde, durch Schnee und Regen herabgeführt, kaum zu studiren. Durch die Gräberfunde in dieser Kobaner unteren Etage ergiebt es sich, dass sie um viele hunderte von Jahren jünger ist, als Samthawro's untere Etage. Die obere Etage in Koban besteht aus Steinkisten, ähnlich der obern Etage von Samthawro; nur sind die Kisten bedeutend kleiner und schmäler, und zwischen ihnen finden sich auch Erdgräber, einfache, wie auf Samthawro, die ebenfalls zur Kobaner obern Etage gehören. Die Leichen dieser oberen Etagen, sowohl auf Samthawro, wie in Koban, gehören einem ganz anderen Volksstamme an, als die Leichen der unteren Etagen.

Wäre mein Werk, dessen erster Band meine biblisch-geographischen, dessen zweiter meine altgeographischen kaukasischen Studien enthalten soll, gedruckt, so würde man mit den Funden in der Hand sich bald überzeugen, dass in den Kobaner Gräbern nicht Osseten, sondern in der unteren Etage die biblischen Ammoniten der Stadt Seban, in der oberen aber Israeliten des Stammes Rubim liegen. Diese hatten sich im Lande der Ammoniten im östlichen Gilead, auch Amoriter- oder Vorgebirgs-Land genannt, zwischen dem Arnon (Oxus Strabo, heute Ardon) und dem Jordan[1]) niedergelassen und waren später merkwürdiger Weise zu den nie dagewesenen Hephtaliten = Hunnen gemacht worden, die einige Jahrhunderte nach Chr. auftreten sollen, die aber, wenn man den Judenzug, wie ich, im Kaukasus sucht, sich als diejenigen Juden erweisen, welche von Josua über den Jordan geführt wurden, welchen letzteren der Entdecker der Hephtaliten und Cidariten Araxes nennt.

Die untere Etage in diesem gileadischen Seban gehört folglich dem Volke der Ammoniten an, dessen Nationalsymbol, das Widderhorn (Symbol des Feuers und

1) Biblisch allegorisch auch Jakob, verschrieben Jabok, bei Herodot aber Araxes, bei Mela Rha, bei Strabon und Ptolemaeus Jaxartes, im oberen Theile aber bei Strabo einmal Alazonius, ein anderes mal nördlicher Aragus genannt, bei dem Volke heute noch Aragwa, seltener Rha, denn dies ist ein älterer Name und ebenso, wie Aragos, Fluss oder auch Strom bedeutend, von den Geographen aber als Terek angesehen; die Chazaren nannten ihn Djordschan, bei den Tschetschensen heisst er gewöhnlich heute Djorsch.

des Feuergottes), fast keinem Grabe dieser unteren Etage fehlt, während es der oberen Etage gänzlich mangelt. Die Steinkisten und Erdgräber der oberen Kobaner Etage mit ihrer deutlich und charakteristisch verschiedenen Bronze werden unglücklicher Weise durch den aus diesen Gräberfunden ein lucratives Geschäft machenden Besitzer stets unter einander gemengt mit den Bronzen der oberen Etage, welche, wie gesagt, dem Judenstamme Rubim angehören, aus dem später, vermischt mit den Gebirgs-Ammoniten (denn die Juden und Ammoniten der Steppe wurden nebst anderen Steppenbewohnern von den Assyriern theilweise verschleppt, während die Gebirgsbewohner ruhig sitzen blieben), die Parthen Herodots wurden, die, wahrscheinlich von Faustus von Byzanz, merkwürdiger Weise zu Hunnen gemacht wurden. Die eigentlichen Hunnen sind die Kinder Hinnom's bei Josua, vom Fluss (-Thale) Hinnom (heute Argun, im indischen Mythus Indus und Runa; bei den Griechen aber, ausser mehreren anderen Namen, auch Arochotus genannt) bis an den Ssulak (den Silis Plin.); sie bilden seit Josuas Zeiten dieselben Völker, die heute Andier (Inder), Hunnen (Hunkratl) und Awaren genannt werden, von denen aber schon zu Josuas Zeiten, wie es scheint, ein Theil nach Westasien verdrängt wurde, die das spätere Hindostan, Aria und India gründeten. Wir haben folglich im nördlichen Ossetien weder mit Osseten noch mit Hephtaliten etwas zu thun, besonders nicht in den Gräbern von Koban, deren obere Etage gerade die, von den Persern, Indern, Assyriern, Medern gefürchteten Turaner birgt, die man irrthümlich für Türken, aus Asien stammend, ansieht und in die Wissenschaft eingeführt hat. Tur bedeutet Stier und Turan war der Name des Stierstromes, dessen rechtes Ufer im Mythus Asia, das linke aber Libya hiess; der Strom hat viele tausende von Namen und heisst heute Kuban (Kuhbahn), bei Manethon und im Mythus Nil, bei Andern, aber auch im Mythus, Tanais. Die Turaner sind daher die Stierstrombewohner und kein besonderes Volk, ebenso wie die Boreaten und die Hyperboräer (Jenseits-Stierstrombewohner), die man fälschlich im höchsten Norden sucht. Es mag nun sein, dass viel Mongolisches und Tatarisches in dem, Türken genannten, grossen Mischvolke sich nachweisen lässt, der Hauptstamm aber dieses Volkes gehört ebenfalls der weissen, kaukasischen Rasse an, zu welcher ich alle Pelasger, seien sie Inder oder Aethiopen, Aegypter oder Kelten, von denen der Mythus Kunde hat, rechne; denn alle im Mythus nicht genannten Völker haben für uns auch keine Geschichte. Zu diesen Pelasgern nun gehören auch die halbmythischen Turaner des persischen etc. Mythus: sie erweisen sich als ganz dasselbe Volk, was Herodot in Aegypten als Hiksos, die Armenier als Haikaniden, von denen sie abstammen wollen, und vielleicht mit Recht, Herodot später als Wanderskythen in Skythien und Sarmatien aufführen, aus welchem dann die Sarmaten wurden, welche die Bibel als Israeliten kennt und welche mit dem Chaldäer Abraham aus Aram beginnen. Ihre Geschichte endet für mich im nördlichen Kaukasus mit Josua, beginnt dagegen im südlichen Kaukasus, wie gesagt, mit einer Figur, die Abraham genannt wird; dann wandern sie durch das Jordan-Thal in den nördlichen Kaukasus, welcher das altbiblische Kanaan, heute Kabarda, bildete und endlich zieht Jakob in das Kuban-Delta = Aegypten, wo eigentlich die ganze Hiksosgeschichte spielt bis zu ihrer Rückwanderung als persisch-indische etc. Turaner wieder nach dem Jordangebiete.

Zum Verständniss müssen wir hier noch einige mythische topographische Data aufführen, die nothwendig sind, um die kaukasischen Völker unterscheiden zu können.

Für's Erste ist daran zu erinnern, dass der kaukasische Isthmus das biblische Eden ist. Die Beweise sind in meinen biblischen Studien gegeben. Die heutige Kura, der bekannte Cyrus ist der biblische Phrath, bei Herodot Euphrat ge-

nannt; der heutige Rhion ist der biblische Gihon, bei Herodot Phasis genannt; die heutige Malka der biblische Hidekel, Daix der Geographen, Alonta bei Ptol., welche durch das Land der Edomäer fliesst und das Assyrien Abraham's oder der Genesis von Kanaan trennt, und endlich der heutige Kuban der Pison der Bibel, identisch mit Uran, Okean, Poseidon in den pelasgischen Allegorien, daher der Bos-Urus-, Bos-Bison-, Bos-Tauros-Strom, in den biblischen Allegorien vermenschlicht als Adam, pelasgisch Adonos. Es ist also der berühmte Nil, Bach Aegyptens und Sihor der Bibel, an welchem die weisse Menschheit das Licht der Erkenntniss erblickte, obgleich damit noch nicht gesagt ist, dass dieses Kubangebiet auch die Urheimath dieser kaukasischen Rasse sei. Denn wir finden diese Rasse in Europa schon mit dem Höhlenbären und anderen ausgestorbenen Thieren, die lange vor dem Beginn der pelasgischen Sagen lebten; von diesen aber haben wir ebenso wenig Kunde, als von den Vorpelasgern im Kaukasus und von den nicht pelasgischen Völkern. Unter dem Namen Pelasger verstehe ich nur die Kubanbewohner und namentlich die des Delta's, dessen südlicher Theil das Westende Libyens, das alte Thrake, identisch mit Aegypten und mit noch vielen andern Ländernamen, dessen nördlicher Theil, also die Halbinsel Taman, am Westende der alten Asia das alte Europa bildeten. Zwischen beiden lag die berühmte Insel Samothrake (Thule, Erythia, Sicilia, Albalonga, Lemnos, Delos, Isthmos von Korinth, Baal-Zephon und mit noch vielen andern mythischen und biblischen Namen), begrenzt im Osten vom Erythräer Meere des Mythus und westlich vom Abend-Meere, also vom Kisiltasch-Kuban-Liman und vom Schwarzen Meere.

Ebenso, wie die männlichen Figuren des Mythus mit den männlichen der Völkertafel der Bibel übereinstimmen, verhält es sich mit den weiblichen, die leider in der Bibel selten oder als Männer aufgeführt werden. Denn ebenso, wie Poseidon identisch ist, als Fluss genommen, mit dem biblischen Flusse Pison und dem personificirten Adam, ebenso ist die Gattin des Poseidon identisch mit der Gattin, das ist dem Lande, welches Poseidon beherrscht, des Pison-Hevilah, und der personificirten Gattin Adam's Heva.

Dies nun wissend, müssen wir noch darauf aufmerksam machen, dass ein tiefes Eingehen in das Studium des pelasgischen Mythus erkennen lässt, dass dieser Mythus nicht früher ausgebildet ist, als mit dem Beginne des Eisens, richtiger der Entdeckung des Goldes, des Bdellion's (Quecksilbers) und des Edelsteines Onyx (Goldamalgam, pelasgisch Phönix genannt) der Genesis 2. in Hevilah, welches auch in Wirklichkeit im Kuban-Delta nachzuweisen ist. Der älteste Name des Kuban Ur-an, was bedeutet er anders, als bei einem pelagsischen Sprachstamme Auerstrom oder -wasser, bei einem anderen Goldstrom oder -wasser, bei einem dritten Feuerstrom oder -wasser? Daher Quecksilber bei dem einen Sprachstamm und Goldstrom bei dem andern.

Das ungarische Aranje bedeutet Gold und ist eine alte pelasgische Wurzel, und doch werden die Ungarn zu Türken gemacht! Dies nun sagt uns deutlich, dass wir vor dem Beginne der Eisenperiode sicher nichts Mythisches von der weissen Menschenrasse erwarten können, von den gefärbten Menschen aber erst in der Geschichte die ersten Nachrichten finden, daher es falsch ist, Ham = Hades, Kepheus, Gelonos, Haran etc. für einen Mohren anzusehen.

Noah und seine Gattin Nod waren ebenso wenig Menschen, wie Adam und Heva, sondern der Mann identisch mit Uran und anderen Repräsentanten des Kuban, welches der eine biblische allegorische Name dieses Stierstromes ist, das Weib aber identisch mit Gaea und allen Repräsentanten des Kuhlandes. Sie repräsentirte das Kubangebiet, was uns die Ursache errathen lässt, warum dieser Stierstrom

Kuban oder Kuhbahn heisst, und welchem Sprachstamme er eigentlich angehört. Das sagt uns denn auch, dass wir die sogenannte Sindflut (des Sinder-Gebietes, also des Kuban-Delta's) nicht auf der ganzen Erde und nicht vor der Eisenperiode zu suchen haben, und wenn wir diese verschiedenen Fluthsagen in den verschiedenen Mythen der weissen Rasse finden, wir diese Fluth sammt der Sage nicht in den Ländern suchen dürfen, die heute diese alten Namen, z. B. Indien, Aegypten etc. führen, sondern im Pelasgus, der alle diese Namen im Mythus, aber nur als Allegorie führt.

Die Hyksos nun herrschten Jahrhunderte im pelasgischen Aegypten, bis sie von den Amazonen in der Schlacht von Gorgo (dem biblischen Gosen, später Gorgaza [Diod], noch später Gorgippia, heute Gastagai bei Anapa, am Ende der Byzantinerzeit auf Inschriften, von mir selbst entdeckt, Gathate genannt) in die Abhängigkeit der Thraker (d. h. der pelasgischen Aegypter) gebracht wurden. Durch Mose aber, der mit Aaron, wahrscheinlich einem samothrakischen Oberpriester von On, dem späteren Migdol der Bibel, Lemnos etc. des Mythus, auf Blagoweschenska, dem alten Samothrake, und zugleich mit der Königin und Sybille der Amazonen Myrina, biblisch Mirjan, ein Bündniss geschlossen hatte, wurden die Juden aus dem Joche der Thraker befreit. Sie zogen nun über Samothrake sammt den hier hausenden Amazonen, und über den Bosporus, die Kuban-Mündung in das Schwarze Meer, nach Marah, dem mythischen Marathon, bei den Phöniziern Phönix, in der Geschichte Phanagoria und Bosporus genannt, in Kimmerien, aber auf der Südküste von Taman, von hier über den Tanais auf Taman, nun als Wanderskythen (bei Herodot) nach Elim, heute Fontan, mythisch Elis, von da auf die Steppen von Asia, die Wüste Sur bei Ekaterinodar, dann die Wüste Sin oder Zin, auch Paran oder Pharan genannt, bei Gerar, heute Tjomnolesk am Jegorlik, den Herodot Gerrhus nennt, aber in Südrussland sucht, und endlich von hier an den Rhaphidim (Bitterfluss), heute Kuma, die nach der Kumaischen Sybille Mirjan benannt ist, wie ich annehme, und die bei Ptolemaeus den Namen Udon, was eigentlich Judenfluss bedeutet, trägt. An der Kuma also, bei Kades gegenüber dem Berge Hor setzte sich Aaron, der Oberpriester, mit Myrina oder Mirjan, der Amazonen-Königin, und ihren, jetzt mit sogenannten Skythen vermählten Weibern fest, während Mose mit seinen Israeliten in das Siddimthal, den Rhymmus Ptol., den heutigen Podkumok bei Piatigorsk am Westfusse des Sinai, auch Hor oder Horeb genannt, des heutigen Beschtau, zog und ein Theil derselben sehr wahrscheinlich am Judenberge (Dschutschski), südwestlich von Piatigorsk, sich festsetzte.

Nachdem die Juden und Amazonen einige Jahre diese Lagerstätten bewohnt und mit ihrem Vieh die Steppen von Stawropol abgeweidet hatten, während welcher Zeit häufig auch räuberische Excurse in das Gebiet der Horiter (Gebirgsvölker, sicher slavischen Ursprungs), der Syrier (Seier) im Lande Assyrien, dem Piatigorsker Gebiete, und über den Kuban gemacht wurden, starben Aaron und Mirjan, letztere sehr wahrscheinlich in einer Schlacht getödtet, wie denn auch Diodor die Myrina im Gefecht mit Mopsos (vielleicht dem König Arad) und Sipyllos fallen lässt, und beide am Berge Hor bei Kades begraben wurden. Darauf wurden diese Lagerstätten an den Grenzen und im Innern von Seier aufgehoben und nach Kanaan (auf die grosse Kabarda) aufgebrochen. Es scheinen viele Jahre verflossen zu sein, bis es den Juden gelang, diese, heute in drei Tagen zu machende Strecke am Westrande des jetzt abgeflossenen und trocken gelegten Kinnereth-See (Salzmeer) bis an den Baksan (den Basan der Bibel) zurückzulegen, denn die Bibel rechnet 38 Jahre für diesen Zug.

Die Malka, wie oben schon hervorgehoben, ist der Hidekel der Bibel, der vor, das ist im Süden von Assyrien (Seier = Serika, Syrakenen- etc. Gebiet) und im

Westen und Nordwesten von Kanaan fliesst, also Assyrien [1]) von Kanaan (ebenfalls verschieden vom Kanaan der Propheten) trennt. Diese Malka nun ist heute und war von jeher der grösste und längste, also der älteste und Hauptstrom des nordöstlichen Kaukasus und trägt als Sohn Abraham's den allegorischen Namen Isaak, was sehr wahrscheinlich Eisstrom bedeutet; als älterer Sohn aber Isaak's wird der Strom Esau, also Eisstrom genannt, während der Jordan den allegorischen Namen des jüngeren Sohnes Isaak's: Jakob, verschrieben Jabok, erhielt. Bei einem, sicher dem heutigen Ossetiner, Volke trug die Malka den Namen Edon, ebenfalls Eisstrom bedeutend, ebenso wie das biblische Eden, womit die Eisfläche der kaukasischen Centralkette bezeichnet wurde, und das nordische Edda Eisland bedeutend. Der Name ist in der Bibel ebenfalls verschrieben, denn hier heisst es Edom, statt Edon. Die Kinder Esau's lebten folglich im Malkathale, und an ihnen mussten die mit ihnen verwandten Kinder Israels vorbeiziehen; dieser Zug aber dauerte sehr lange und muss viel Blut gekostet haben, bis sie Basan erreichten, wo sie ebenfalls aufgehalten wurden; daher es ein Irrthum in der Bibel ist, wenn es heisst, dass König Og von Basan (dem Panda des Tacitus) von der Wüste Moab's aus bekämpft wurde, denn vom Baksan bis zum Ardon ist noch eine lange Strecke zu besiegen gewesen. Vom Baksan kamen sie nach Nahaliel, dem heutigen Naltschik, einer Hafenstadt am Südwestrande des Kinnereth-See's (Oxiana Palus), gingen hinauf am Sarid (Sarnius Strabo, Sideris Plin.) und eroberten das alte Hebräerland und die Hauptstadt Dibon-Gad, heute Diben-Zigit, was Festung Dibon heisst. Dann erst ging es nach dem Moabiter Gebiet, zwischen dem Sarid und dem Arnon, wo sich die Juden auf der Moabiter Wüste, dem berühmten parthischen Nisaischen Gefilde am Südrande des Abarimgebirges (Hippikigebirges bei Ptol.), des Kabardiner kleinen Gebirgszuges, der das alte Hyrkanien, Skythia extra Imaum Ptol. (denn dieser nennt dies Gebirge auch Imaus) von Parthia und Skythia intra Imaum trennte, festsetzten. Von hier aus wurde dann das Land der Ammoniter, vom Jordan bis Arnon sammt den Vorgebirgen, dann das Land der Moabiter, von Arnon bis Sarid sammt den Vorgebirgen, also einerseits Nord-Ossetien, andererseits Digorien besetzt. Obgleich die Bibel sagt, dass auch das Land der Riesen, also das innere Ossetien, besetzt und vertheilt wurde, so ist dies doch noch fraglich, denn durch das enge Ardonthal war es ganz unmöglich, in das Innere Ossetien's einzudringen; es konnte dies nur über Koban und die Gisal-don-Quellen geschehen.

Ein sich im Kaukasus periodisch wiederholendes, merkwürdiges Naturereigniss im Terekthale, nehmlich ein Gletscherbruch des Dewdoraki-(Teufelsbrücke?) Gletschers bedeckte den Kessel des Darial-Thales (Kaspische, Kaukasische, Sarmatische, Hunnen-, Djor-, Tzor- etc. Pforte) und verstopfte die enge Schlucht derart, dass der Terek nach unten nicht mehr abfliessen konnte. Solche Gletscherfälle sind sehr häufig im Terekthale, aber wir finden in der Bibel nur zweimal davon gesagt, dass der Jordan trocken gelegt war, einmal bei dem Uebergange Josua's, ein ander Mal bei dem des Elias, des gefeierten Propheten der Osseten. Mit dieser letzten Sage kann ich noch nicht auf die Wahrheit kommen, denn das Reich Israel, wo die Sage spielt, lässt sich im Kaukasus bisher noch nicht nachweisen. Genug, in jedem Jahrhunderte wird durch das Brechen des Dewdorakigletschers der Terek zwei-, ja bis viermal trocken gelegt, und dies war auch der Fall in der Zeit, als

1) nicht zu verwechseln mit dem späteren Herodotischen und dem noch späteren Ptolemaischen Assyrien, denn die vier Assyrien, die wir seit dem Mythus kennen, spielen in vier total verschiedenen Gegenden, von denen drei dem kaukasischen Isthmus angehören.

Josua im Lande der Amoriter, auf der Breite Sittim, bei Archonskaja ungefähr, auf der Steppe zwischen dem Ardon und dem Terek, die ebenfalls noch zum Nisaischen Gefilde gehört, lagerte. Josua überschritt den Jordan in der Nähe von Gilgal, heute Silgi, setzte sich in Gilgal am Berge Araloth, einem alten Terekufer, das als Hügelzug jetzt vom linken Kambyleewka (Achor der Bibel) bespült wird, zog zuerst am Achor hinab, eroberte Jericho (heute Dargchoch), an der Mündung des Kambyleewka, zog dann hinauf nach Ai (heute noch Ai), was bei den Inguschen Flur bedeutet und die schöne, von hohen Bergen umgebene Flur, in welcher ein See stand, vom heutigen Tarskoi bildet. Dies ist einer der schönsten Punkte im Kaukasus. Im Süden erheben sich die hohen Kreidegebirge der Galgai und Kistien (Kistoboki der Geographen), gekrönt unter anderen von den beiden heiligen biblischen Tafelbergen Ebal (heute Mat-choch) und Grisim (heute Galachoi-lam). Im Westen der Ai-Flur dehnt sich zwischen zwei Gebirgen der berühmte Wald, biblisch Hain More, bis an das rechte Terekufer aus. Dann wurde Beth-El (heute Wladikawkas), bei den Inguschen Burøth (biblisch Beeroth) genannt, erreicht und von hier aus das ganze obere Terekthal, die Darial und ganz Gibeon, das Gebiet von Stepan-Zminda, bis zum Kreuzberge (Judenberge = Gudgora) besetzt. Josua zog, nachdem er die Amoriter, die Gilead (Stepan-Zminda) besetzt hatten, bis an das Makeldon- (biblisch Makedo-) Thal zurückgedrängt hatte, von hier hinauf durch Kistien nach der Galgai. Eine Abtheilung seiner Truppen zog als Verfolger der Jebusiter (Amoriter) von Gilead in das Zno- oder Dshuta-Thal (Judenthal) und bei Zno über den Aschkarzug (Beth-Horon?) in das Makeldon-Thal, wo sie sich mit Josua vereinigten und Galgai und Kistien zinspflichtig machten; beide Provinzen erhielten von Josua, zum Andenken an ihre Heimat, den Namen Gosen. Von hier aus ging er in das Gebiet der Jebusiter, die später als Saken, dann als Baktrier, später als Tektosaken bekannt waren und woraus, wie es scheint, die nie dagewesenen Cidariter-Hunnen wurden, wenn dies nicht die Kistoboki sein sollen, und kam endlich an das Thal (d. h. Fluss-Thal) Hinnom, das ist der Argun (Runa, im indischen Mythus Indus = Paropamisus Plin. = Arachotus etc.). Die Kinder Hinnom's sind die Andier (Inder), Hunnen (im Unkratl und in Awarien, wo die Stadt Chunsach hervorzuheben ist), und endlich die Awaren, bei Herodot Arier genannt (Herodot aber kennt verschiedene Arier!). Ob Josua auch diese Länder und das Land Magog mit dem Volke Gog, also den Daghestan (Lesghistan) mit den Lesghiern besetzte, ist ungewiss; die vielen Juden in diesen Ländern aber lassen es ahnen.

Dies wäre in Kurzem ein kleines geographisch-geschichtliches Bild des nördlichen Kaukasus; da aber fast jeder Schriftsteller, der über Völkerwanderungen schreibt, die grosse Wanderstrasse sammt den berühmten Pforten Kaspi, Dhor etc. etc. bei Derbend sucht, so ist es nöthig, auch ein Bild des östlichen Theiles des alten kaukasischen Isthmus zu geben und die Hauptstrassen des Kaukasus zu zeichnen.

Zwei ausgedehnte Buchten waren an der Westküste des heutigen Kaspischen Meeres Ursachen, alle Comunication am Ostende des Isthmus zu sperren! Denn dieser Isthmus bildete seinerseits, in Folge der Buchten, eine ausgedehnte, mit unüberschreitbarem Schnee und Hochgebirgen, auf welchen die verschiedenen Kaspischen Pässe (nicht die Pforte!) zu bezeichnen sind, durchzogene, von wilden räuberischen Völkern (Gog, Paretakeni, Uxii [Utier Herod.] etc.) bewohnte Halbinsel, deren Ostende das alte verschollene Persien der ersten Cyrus bildete, was man merkwürdiger Weise im heutigen Persien sucht. Nur mit grosser Heeresmacht und bei starken Verlusten, wie dies die Geschichte Alexander's lehrt, den man

auch nicht hier erwartet hätte, konnte die Halbinsel durchzogen werden. In diesem Persien bildete die heutige Stadt Derbend das Darabunt der Alten; die Stadt Kuba das Gabea mit dem Beinamen Persepolis; die Stadt Baku auf der Halbinsel Abscheron war die Stadt Hierapolis auf der Insel Mesambria und hiess bei den Arabern Bab-el-Abwab. Bab aber bedeutet Feuer und el die

Flamme; daher dieses Feuerflammenreich nicht bei Derbend gesucht werden kann, und der Name auch nicht Pforte der Pforten bedeutet, wie bis jetzt angenommen wird, denn wir haben es hier mit der altpersischen und nicht mit der arabischen Sprache zu thun, auch bezeichnet schon der griechische Name Hierapolis die Heiligkeit des Ortes.

Die nördliche Bucht bedeckte das ganze Terekthal bis beinahe nach Georgiewsk und an das untere Kuma- und Manitsch-Thal und stand durch den, aus einer Kette von Seen gebildeten Manitsch (an welchem ich die Urheimat der eigentlichen Madsharen, gänzlich verschieden von den Hunnen, suche, die zwischen den Sauromaten und den Wolgaren (Bulgaren) eingelagert waren) mit dem Asen-Meere (Maeotis Herod.) in Verbindung, so dass es scheint, dass Strabon diesen Manitsch ebenfalls Maeotis nannte, in welchen er seinen Mermodas-Fluss, der sich als die Kuma = Udon Ptol. erweist, ziehen lässt. An der Mündung der Kuma in diese Bucht, die allein Herodot Kaspi-Meer nennt, weil der mittlere Theil des Kaspi-Meeres Mesambrier, der südliche aber Rothes Meer hiess, wie wir weiterhin sehen werden, stand das berühmte Ezeon-Gaber der Bibel, später bei Nearch als Meronto-Barbaris, was Hafen der Frauen übersetzt wird, und vielleicht mit Recht, denn es war eine der Hauptstädte der Amazonen des Rhaphidim-Gebietes.

Dieses von Herodot 1, 203. 204. 4, 40 bezeichnete Kaspi-Meer ist nicht zu verwechseln mit dem Kaspi-Meere Ptol., das Herodot 1, 185 Mittel- oder Inneres Meer, Strabo aber an seiner südlichen Seite Spaute-See, an seiner nördlichen aber Mantiane-See, die Grusinische Chronik Sper-Meer nennen, und das den grossen Iberischen Doppel-See zwischen Suram und Gori einerseits und zwischen Zchinwali und Samthawissi andererseits bildete und Iberien (das Suramer-Zchinwali-Gebiet) von Albanien (dem sogenannten grusinischen Ossetien, zwischen der Liachwa und der Aragwa) trennte. An dieses Herodotische Kaspi-Meer, dessen westlicher Theil Hyrkanisches Meer hiess, schloss sich der grosse Salzsee Kinnereth (Oxiana Palus) an seinem Westende. In diesen Salzsee mündeten der von Gross-Zidon, heute Essentuki, kommende Siddim, später Zidon, bei Ptol. Rhymmus und heute Podkumok. Weiter südlich mündete die Malka (Alonta bei Ptol.), dann der Baksan, die Solka (Salzfluss), der Tschegem, der Tscherek (Sarid der Bibel) und andere Flüsse. Der Arnon aber zog unter-

halb Arnon oder Ar der Moabiter, heute Ardonskaja, in den Terek und dieser erst als Araxes Herod. mit 40 Mündungen in den Sumpfsee, daher es ungerechtfertigt ist, diesen See als Oxiana Palus zu bezeichnen, da der Oxus (Ardon) doch nicht direct in diesen See mündet. Wenn nun Herodot seinen Araxes nach Osten ziehen lässt, so muss daran erinnert werden, dass Herodot eine von der unseren ganz verschiedene Windrose hat, ebenso, wie die Windrose der biblischen Genesis gänzlich verschieden sich erweist von der Josua's und der des Herodot. Denn der Osten von heute erweist sich in der Iliade und bei den alten Mythographen ebenso, wie in der Genesis als Westen, während der heutige Nordwesten der Osten Josua's und der heutige Norden der Osten Herodot's ist; dies finden wir bei allen vier Weltgegenden. Die Erklärung dazu dürfte uns Herodot 2, 142 geben, wo es heisst: die Sonne ging zweimal da auf, wo sie heute untergeht und zweimal da, wo sie heute aufgeht. Diese astronomische Frage verdiente nicht unbeachtet zu bleiben, denn in Wirklichkeit finden wir, dass etwas Wahres dabei vorliegt. — Dies Herodotische Kaspi-Meer erhielt später den Namen Khazaren-Meer, trug aber noch andere, jeder Küste eigene Namen.

Die südliche grosse Bucht der Westküste des heutigen kaspischen Meeres wird bei Herodot ebenso, wie bei Nearch und Ctesias, die leider von Diodor nicht richtig gefasst wurden, Rothes und Südliches Meer genannt (Herod. 1, 180. 189. 4, 37), das gänzlich verschieden ist vom Rothen Meere (Herod. 1, 202. 2, 11), welches in Arabien spielt, und vom Erythräer Meer des Mythus (Herod. 1, 1. 2, 102), dem Kisiltasch-Liman im Kuban-Delta. In dieses Rothe Meer, also das Süd-Meer (nach unserer Orientation das Ost-Meer, im Gegensatze zum Nördlichen oder nach uns Abend-Meere (Herod. 4, 37), in welches der Phasis zieht, also dem Schwarzen Meere) zog die heutige Kura als Euphrat bis ungefähr an den Schamchor-fluss, wo sie sich theilte in zwei Arme: einen südlichen, den Euphrat Herodots, der an der Mündung des Schamchor's in das Rothe Meer, und hier durch das seichte Meer, bei Elisabethpol vorbei, bis unterhalb Charax, dem heutigen alten Mingi-schaur ging, und einen nördlichen, der oberhalb der Spaltung den über Aturia, den heutigen Karajass, ziehenden Palakopes-Kanal aufnahm und als vierter Tigris Herodot 1, 189 (ein Name, den vielleicht auch der Palakopes-Kanal bei Herodot trägt) durch den persischen Meerbusen zog. Letzterer füllte die beiden Ebenen Eldar, in welche der Gyndes (die Jora), und Tschalagan, in welche der Choaspes (bei Strabo Euläus) als Passitigris des Strabo, also der Alasan mündet, aus. Hier nimmt der Tigris IV. den Choaspes (Passitigris), der sich mit dem Gyndes verbunden hatte, auf und zieht dann bei Charax (Mingischaur) vorbei, um sich unterhalb Charax mit dem Euphrat zu verbinden und das Fahrwasser in dem seichten Rothen Meere zu bilden.

Dies war das Bild des östlichen Kaukasus seit uralten Zeiten bis in dassechste Jahrhundert nach Chr., wo in der Ssassaniden Zeit das heutige Kaspische Meer um mehr als 200 Fuss, wie anzunehmen, gesunken ist, eine Begebenheit, die durch die unwirthlichen Verhältnisse der damaligen Zeit und die Unzugänglichkeit dieser Gegenden von allen Zeitgenossen, die sich mit Geschichte und Geographie beschäftigten, übersehen wurde, so dass blos der einzige Armenier Thomas Arzruni von dieser merkwürdigen Naturbegebenheit sprechen soll, in Folge deren die vielen und grossen ostkaukasischen Seen abflosssen und spurlos verschwanden, so dass sogar die in den jüngsten, namentlich grusinischen Sagen genannten Seen, wie z. B. der Sper-See, von Niemandem wiedergefunden werden, weil Brosset, in seiner Uebersetzung dieser Chronik, letzteren See bei Lazien im Schwarzen Meere sucht!

Es dürfte nun wohl jeder Denker einsehen, und namentlich, wenn er meine Specialkarte des Kaukasus (in meinem noch nicht publicirten Werke: Geographische

Studien des Kaukasus) überblickt. dass nie an der Westküste des heutigen Kaspischen Meeres eine Strasse für Völkerwanderungen existirte und dass es erst in neuerer Zeit einem Timur und andern mongolischen Horden gelingen konnte, durch die Sandwüsten bis nach Daghestan und dann in den südlichen Kaukasus zu dringen, ebenso wie an der Südseite dieses Meeres die über das Persien der Ssassaniden ziehenden Araber nach dem Daghestan gelangten. Welches aber waren denn die berühmten Strassen, die zu der kaspischen Pforte führten? und wo ist diese Pforte zu suchen? wird jeder Forscher fragen. Auch dies wollen wir in grossen Zügen hier andeuten.

Der kaukasische Isthmus besass vor uralten Zeiten zwei grosse Landstrassen: die eine davon war die Medo-Kanaanitische, später Medo-Skythische nach mir zu nennende, grosse Strasse durch das kaukasische Gebirge, namentlich das Aragwa-Terek-Thal; die Bibel nennt die Strasse des Terek-Thales den Feldweg von Ephrata; die andere ist die von Herodot, 5, 52 bezeichnete Persische, aus Griechenland nach Susa (Signach) führende Strasse. Beide waren stark bewacht und für friedliche Wanderer sicher, und auf beiden konnten bedrängte Völker und Karawanen unter dem Schutze der kaukasischen Völker, bei denen es Gesetz gewesen zu sein scheint, den Wanderer zu schützen, harmlos wandern. Sie fanden Städte und Dörfer genug, aus denen sie sich Nahrung holen konnten. Wir erinnern nur an die unangetastete Wanderung Abraham's aus Aram (Iberien) in das Jordanthal und von da hinab nach dem pelasgischen Aegypten (Anapergebiet), ferner an die, von der Wüste Sin (bei Beer-Saba, dem heutigen Beresanski) oder bei Gerar (heute Tjomnolesk) auf der Stawropoler Ebene abgeschickten Späher der Juden unter Mose, die auf der Skytho-Medischen Strasse durch das Terek-Thal in das Aragwa-Thal gelangten und hier auf der sich kreuzenden Persischen Strasse nach Elam (Elymais) an den Bach Eskol (heute Alasan, bei Daniel Ulai, bei Herodot Choaspes, bei Strabo Euläus, der nach der Verbindung mit dem Airi-tschai, dem Arosis Arrian = Passitigris Curtius, den Namen Passitigris von Strabo erhielt; bei Ptolemäus heisst der Strom Alazonius) kamen. Wanderer, die von Indien durch Neu-Persien auf dieser Medo-Skythischen Landstrasse ziehen wollten, kamen vom heutigen Tebris an den Arius (armenischen Araxes) bei Dschulfa und zogen am Nordrande des Arius-Sees, der die Hochebene des Arius bedeckte, bis Eriwan, dann am Südwest- und Westrande des Goktschai-Sees hinauf auf den Eselsrücken (Eschek-Maidan) und liessen sich von diesem Passe hinab in das Akstapha-Thal bei Delishan. Wanderer, die aus dem Arabien Herodots (später Medien Ptol. und Assyrien Ptol. genannt) kamen, zogen durch das Makuthal am Ostfusse des kleinen Ararat an den Arius-See, umgingen diesen an seinem Süd- und Westrande und zogen bis Alexandropol ungefähr, um auf die Strasse von Charis (heute Kars) zu kommen, welche Cyrus II. und Alexander der Grosse benutzten, um nach dem Medien Herodot's zu gelangen. Cyrus II. zog die grosse Strasse über das Gebirge in das Akstapha-Thal und hier hinab bis auf die Euphrat-Ebene, wo er, wie es scheint, am rechten Akstapha- (Physkus Zen.) Ufer fiel; Alexander jedoch zog durch das syrische, den Persern feindliche, Medien über die Hochebene von Achalkalaki, wo er, wie es scheint, den Nearch mit seinen am Euphrat hinab fahrenden Böten bei Chertwiss treffen wollte. Eine Abtheilung der macedonischen Truppen scheint nun mit Nearch auf der grossen Persischen Strasse durch die Borshomschlucht gezogen zu sein, während Alexander sehr wahrscheinlich über das Turegh-Plateau nach Babylon (Tiflis) eilte. Darius scheint durch das Akstapha-Thal gezogen und über den Euphrat bei Opis Herod. gesetzt zu sein, von wo aus er nach Akbatana (heute Achmethi in Kachetien) zog. Die grosse

Landstrasse nun ging von der Akstapha auf den Steppen des rechten Euphrat- (Cyrus Strabo) Ufers hinauf nach Babylon (heisses Schwefelwasser bedeutend), dem heutigen Tiflis, und durch diese Stadt nach Erech der Bibel, dem Sumir der Assyrier, bei Strabo Seusamore, bei den Römern Acropolis (Dio Cass.) heute Mzcheth am Aragwa genannt. (Erech bedeutet daher, wie das neuere Aragwa, Fluss). Von Erech (= Mzcheth) ging der Weg durch die Medische, auch Zagrische genannte Pforte, die auch bei Einigen aus Versehen die Armenische genannt wird, bei Naharda vorbei, das ist dem grossen Judenorte oberhalb Samthawro, der bewacht war von der Festung Bebris-Ziche (Altfrauen-Burg), auch heute Natzchori genannt. Nun ging der Weg am rechten Aragwa (Tigris III. Herod. 5, 52, Albanus Mela, Aragos meridionalis Strab.) hinauf und kreuzte sich mit der Persischen Strasse. An den Quellen der Aragwa setzt die Strasse über den Judenpass (Gutgora und Gudaut), heute Kreuzberg genannt, am Centralkamme des Kerauni- (Zelt-) Gebirges. Denn die kaukasische Centralkette heisst an der Wasserscheide von Süd und Nord bei den Grusinern Kherawi (Zelt) Gori (Gebirge), woraus Mela Kerauni machte; dasselbe beginnt mit dem Zelte Abraham's der Osseten (das ist dem Chairwan-Zweri, fälschlich Kasbek genannt, in der Bibel aber als Berg Gilead bezeichnet; bei Strabo ist es der Berg der Gargarener, heute auch Gergetis-Mta genannt, vom Volke des Dorfes Gargar [Strabo], heute Gergeti abgeleitet) und zieht nach Osten bis an das kaspische Meer; während der westnordwestliche Zug, vom Kreuzberge beginnend, bis Gagra Coraxi Mt. bei Mela und Kaukas bei Strabo heisst. Vom Kreuzberge führt der Weg hinab in das Rhathal des Mela (Jordan der Bibel, Araxes Herodots etc.) auf den Feldweg von Ephrata bis zur kaukasischen — identisch mit der Kaspischen, Sarmatischen, Hunnen-, Dshor- und Zor- etc. — Pforte, die heute Darial heisst. Die Strasse ging im Terekthale von jeher am rechten Terekufer hinab, bei Wladikawkas (Beth-El der Bibel) und von hier bis in die Nähe von Silgi (Gilgal), wo die Jakobsfährte (verschrieben Jabok) war, über welche man auf die Breite Sittim, auf Ammoniter Gebiet, dann stets am Nordrande des Gebirges bis Nahaliel (heute Naltschik) kam, von wo aus eine Strasse über die grosse Kabarda (Hyrkanien) am Westrande des Kinnereth-Sees nach Elath (Georgiewsk) und Ezeon Gerber (das nicht mehr existirt), oder von Elath nach Sodom (später Siddim), heute Piatigorsk, oder nach Kades u. s. f. ziehen konnte. Von Nahaliel aber führte noch eine andere Strasse am Rande des Gebirges über den Edon (Alonta Ptol.), das ist die Malka, nach Gross Zidon, das ist Essentuki, früher sehr wahrscheinlich Sichem genannt (Genesis) und von hier nach Gerar etc.

Die zweite, den südlichen Kaukasus durchziehende Landstrasse nun ist die von Herodot 5, 52 genannte und beschriebene Persische, die wir mit dem Euphrat zwischen Kilikien und Armenien beginnen wollen. Herodot ist unbestimmt, und wir wissen nicht genau, ob der Weg am Ephrat hinab zog oder ob eine Seitenstrasse an den Euphrat führte, der auf dieser Strasse nicht überschritten wird, obgleich Herodot sagt: „über den man mit Schiffen zieht." Der Weg scheint daher am Kopadax (Geogr. Rav.), dem heutigen Podskowo, hinab nach Achalzich, von da nach Atzchur und von hier hinab durch die Borshomschlucht, die eigentliche Armenische Pforte, auf die Suramer (Haran) Ebene am Westufer des Spaute Sees (Strabo) gegangen zu sein, dann durch Aram (Iberien), bei Herodot Armenien, was aber ein Schreibfehler oder eine Fälschung ist, denn das Land heisst bei dem Volke Amerien (Vorgebirgsland, Amoritenland biblisch verstanden), bei den Geographen Amordi, Mardi und verschrieben Mantiane genannt. Dies Iberien war das frühere Atropatene; das westliche oder Atropatenische Medien mit der Halbinsel Aram-

Nahors, biblisch Aram Naharaim, aus welchem die Griechen einmal Mesopotamien, wie auch fälschlich die Bibel hat, einmal Mesene (Insel bedeutend) machten. Dies ist das Plateau von Urbnissi. Die Stadt hiess einst Ur = Chaldäa, später Vera, Uera etc. und heute Urbnissi; hier fand Ptolemaeus die sabaischen Altäre, die er zwischen den Cyrus (oberen Lauf der heutigen Kura) und den Kambyses (das ist die Liachwa) setzt. Dieser Umstand führte darauf, dass die neueren Geographen (wie Forbiger) dies Gebiet das Feuer- und Naphthaland nannten. Von hier wanderten Abraham, Zoroaster und sicher auch andere Religionsstifter aus. Von Suram also durch Iberien über den Psa (d. i. der Iberus Plin. = Amardas Ptol.) nach Kyropolis (der Geburtsstadt von Cyrus I., heute Zchinwali, früher vielleicht auch Gaza genannt, wenn dies nicht Rhuissi bei Urbnissi ist) am biblischen Phrat, dem ersten Tigris (Herod. 1, 1), Cyrus bei Strabo und Mela, Kambyses bei Dio Cassius, Strabo und Ptol., also der heutigen Liachwa. Diese bildete den Mantiane-See Strab. = Kaspi-Meer Ptol., ebenso wie der Cyrus des Ptol. = Euphrat Herod. den Spaute-See, der bei Gori, das damals unter Wasser stand, sich mit dem Mantiane-See ebenso vereinigte, wie heute die Kura mit der Liachwa. Hier muss bemerkt werden, dass, wenigstens im Kaukasus, jeder Fluss, wenn er aus einem Gebiete in das andere kommt, mochte er von Ursprung aus auch schon viele andere Namen tragen, in jedem Gebiete, durch welches er fliesst, einen eigenen Namen erhält. So heisst auch der Terek in seinem oberen Laufe bei Strabo Alazonius, bis er nach Kobi kommt; von hier aus aber bis nach Darial trägt er den Namen Aragos, dann weiter hinab wird er bei Strabo Jaxartes genannt. So erhielt auch die heutige Kura als medischer Haupt-Fluss den Namen des ersten grossen Stromes, der in die Kura im Kaukasus (hier Medien) mündet und dies war der biblische Phrat, der später Cyrus heisst, und dieses sind die beiden alten Namen der Kura unterhalb der Mündung der Liachwa. Wie dagegen der obere Lauf der Kura, der bei Herodot Euphrat, bei Ptol. Cyrus heisst, eigentlich genannt wurde, wissen wir nicht, und so können wir auch noch nicht wissen, wie Strabo, Mela, Plinius, Dio Cassius diesen oberen Lauf nannten, der, da er in einen See mündete, nothwendig einen anderen Namen tragen musste, als der Ausfluss des Doppel-Sees.

Von diesem Tigris I nun geht der Weg am Nordrande des Mantiane-Sees durch Kaspiana und Albanien (denn die Liachwa trennte Albanien von Iberien) zuerst über den Sandobanes Strabo, heute Medschura, dann über den, am Ostrande des Kaspi- oder Mantiane-Sees sich in diesen See ergiessenden Rhoetakes Strabo = Albanus Ptol., heute Rechula, nach der Stadt Albana Ptol., heute Samthawissi. Die Rechula fliesst am Westende des Kaspi-Sees durch eine Gebirgsspalte, die Rechulaschlucht genannt, und leitet hier den See in den Euphrat ab, indem die Rechula, vor der Stadt Kaspi (Caspiarum Castrum) vorbeiziehend, in den hier vorüberfliessenden Euphrat (Kura) mündet. Die Schlucht hiess auch Kaspische Pforte.

Von Albana geht der Weg über den kleinen, niederen Albanischen Pass hinab an den Chanes Strabo, Cassius Ptol., heute Xan, der den zweiten Tigris Herodot. 1, 1 bildet. Wenn letzterer sagt, dass man über ihn mit Schiffen ziehen müsse, so ist hier zu verstehen, mit Böten oder einer Fähre, denn keiner der drei Tigris Herodot's hier ist schiffbar; die Flüsse aber sind so reissend, dass sie zu durchwaten zu Pferde kaum möglich ist, was schon viel leichter bei der um das zehnfache breiteren Fuhrt des Terek ist, weil hier der Strom langsam fliesst. Am wenigsten gefährlich ist der zweite Tigris, denn er entspringt nicht auf dem Schneegebirge, wie die beiden anderen, sondern im Gebiete der Matianer (Gebirgsvölker,

grusinisch Mthiuli) südlich des Centralkammes, wenigstens um einen Grad südlicher als die Quellen der beiden anderen Tigris, d. i. der Liachwa und der Aragwa. Am linken Ufer des Xan liegt Muchran, das Mestleta Ptol.; es gehört folglich, wie Seusamore, d. i. Akropolis, nach Albanien und nicht nach Iberien, wie Strabo und Ptol. haben. Daher bildet der Aragos die Ostgrenze Albaniens in Medien, das ist im südöstlichen Kaukasus, und der Terek in seinem oberen Lauf als nördliche Aragwa die Nordostgrenze dieses Albaniens bis zur Kaukasischen Pforte. Der Terek im Thrusso Thale, das ist der oberste Quellarm des Stromes, vom Gilead- (fälschlich Kasbek-) Gletscher beginnend bis Kobi, bildet als Alazonios bei Strabo die eigentliche Nordgrenze Albaniens und nicht der Centralkamm; der Gilead jedoch wird an seiner Ost- und Südseite noch zu Albanien gezählt, obgleich er den Namen für das ganze nördliche Vorgebirge zwischen dem Terek und dem Baksan gab.

Bei Muchran spaltet sich die grosse persische Landstrasse: der südliche Weg geht durch die Zagrische (Medische) Pforte über Erech (Seusamore) nach Babylon auf der medo-skythischen Landstrasse, der nördliche Weg aber schliesst sich unweit Muchran am rechten Aragwa-Ufer an die medo-skythische und geht auf dieser Strasse am Tigris III Herodot's (Aragos) hinauf bis Ananur, überschreitet den Tigris und kommt auf Kossäer-, bei Herodot Dardanier-, das ist Pschawisches Gebiet. Denn die eigentlichen Kossäer Arrian's sind die Sarangen, die Matiani des Herodot, folglich die Chewssuren, die wegen ihrer eigenthümlichen Tracht, welche mit der Tracht der Pschawen (der Ptolemaischen Gerri) identisch ist, mit diesen als ein eigenes Volk von allen kaukasischen Völkern getrennt werden, obgleich es nur Bruderstämme der alten Meder, heute Grusiner, also auch der alten Albaner, Elymäer, Kissier, Messabaten (der Miken Herodot's) und der syrischen Meder sind. Dagegen werden in anderer Beziehung zu den Aramäern (d. i. den Iberiern, zum Theil Caspiern) gewöhnlich Uria, bei den Assyriern Urachnas, also Juden erwähnt, die heute freilich nicht mehr von den alten Medern getrennt werden können, sondern unter dem Namen Dshordschani (was Jordanbewohner bedeutet und sich hauptsächlich auf die vom nördlichen Kaukasus eingedrungenen Juden bezieht, die das eigentliche iberische Reich gründeten) heute als Georgier und Grusiner hier leben und sich von den eigentlichen Juden nur durch die christliche Religion unterscheiden. Ganz dasselbe gilt aber auch von den altkaukasischen Armeniern, namentlich von Aram, die einem total verschiedenen Typus angehören, als die Grossarmenier, daher zu den medo-skythischen (jüdischen) Mischrassen gehören, während die heutigen Tuscheten die Tuski Ptol. = Orthokorybantier Herodot = Paropamisidaen der Makedonier noch reine, alte medische Stämme sind.

Der Weg von diesem dritten Tigris führt über den Choatras in das Innere von Pschawien, der Provinz Choramithrone der Geographen, bis Thioneti, dem Thiauna Ptol. am Gyndes Herod. = Kopratas Strabo = Gerrus Ptol., das ist dem Schweinefluss, Ghori-zkali oder Jora genannt, welchen Cyrus I. auf der Arecta-Ebene (zwischen Sagaredscho und Moghanli) in 360 Kanäle (Herod. I, 189) zertheilte, die grösstentheils, namentlich am linken Ufer, noch zu finden sind. Von Thioneti führte der Weg über den Fluss in das Parachoatras-Gebirge und hier über den kleinen Kossäer-Pass in das Alasanthal (Choaspes Herod. Eulaeus Strab., Eskol und Ulai der Bibel etc.). Das Parachoatras-Gebirge bildet die Wasserscheide zwischen der Jora und dem Alasan, also zwischen Assyrien Herod. und Kissien, denn Herodot begeht den Fehler, Elymais Kissien zu nennen. Elymais aber, das alte Elam (Elamti der Assyrier) ist das schöne Alasan-Thal, heute Kachetien genannt, während Kissien, heute Kissikia genannt, das Plateau

zwischen der Jora und der Alasan bildet, welches die reichen Naphthaquellen führt und auf welchem bei Zarsky-kolodzi die berühmten Susischen Berge (fünf hohe Kreidefelsgipfel, die sich auf der Ebene erheben) stehen. Dies Plateau gehört daher dem Parachoatraszuge an, der weiter nach Westen hin heute Alwanergebirge bei den Kacheten heisst. Im Alazanthale (Kachetien) angelangt, erreichte man zuerst das biblische Achmetha, bei Herodot Akbatana, was aus dem grusinischen Ak-batoni, d. i. „Hier der Herr", stammt und Königssitz = Metropole bedeutet, heute Achmethi genannt, das auf der Alwaner-Ebene (Elymais Polis Plin.) steht, unweit von dem berühmten Feuertempel Bab-Eskol der Bibel, heute einem berühmten christlichen Kloster, Alawerdi genannt. Von Achmethi führte der Weg stets am linken Choaspes-Ufer hinab bis zu der gefährlichen grossen Schlucht von Signach, dem berühmten Susa. Diese Schlucht hiess bei den Alten Susische, oft auch Persische Pforte. Curtius begeht den Fehler, dieselbe auf dem Wege der Uxier nach dem Medus Strabo = Araxes Curt., dem Achti-tschai zu suchen; wie Curtius überall unrichtig ist, so auch hier, wo der eigentliche Araxes Strabo bei Curtius Medus heisst, jener aber den Ssamur darunter versteht.

Susa selbst liegt auf dem steilen Nordabhange des Kissischen Plateaus, also schon im Elymäer-Gebiete; es bildet ein Dreieck mit der Spitze nach Norden. Hier schliesst sich ein steiler Bergrücken an, der gänzlich von einer ungemein grossen Mauer umgeben ist, im Westen die Susische Schlucht vertheidigt und im Süden das Schloss und die Schatzkammer der Könige einschloss; dies ist das berühmte Memnonium von Susa, während bei Achmethi keine Spuren von Mauern, ebensowenig wie bei Babylon (Tiflis), vorhanden sind.

Wir wollen die Landstrasse von Susa nach dem östlichen, später Persien genannten Medien nicht weiter verfolgen, sondern nur noch hervorheben, dass die berühmten Kaspischen Pässe dem Kerauni-Gebirge angehören, von denen wenigstens sechs, heute noch beschwerlich, von den Gebirgsvölkern benutzt werden. Sie liegen zwischen den Quellen des Achti-tschai (Medus) und des Argun (Arachotus = Indus, Paropamisus etc.). Ob die Makedonier den Argun ebenfalls unter dem Namen Indus kannten, ist noch fraglich, denn ihr Indus und ihr Ganges spielt in Central-Asien, was nicht mehr zu meinen Studien gehört, die sich blos auf den kaukasischen Isthmus beschränken.

So wunderbar und fabelhaft diese meine geographischen und topographischen Notizen der heutigen gelehrten Welt auch scheinen werden, namentlich denjenigen, die Elam das Land der vier Flüsse nennen, während es nur einen einzigen dieser Flüsse besitzt, — aber dieser Fluss wird von den Geographen einmal Choaspes, ein andermal Euläus genannt, darum machten die späteren Geographen daraus ebenso, wie aus dem nicht zu Elymais gehörenden, ebenfalls vielnamigen Gyndes, zwei verschiedene Flüsse, — also so wunderbar auch meine Behauptungen klingen, so klar und richtig werden sie sich einst bestätigen, wenn meine geographischen Arbeiten gedruckt vorliegen und von wahrheitsliebenden Gelehrten geprüft und berichtigt werden. Dass auch ich noch nicht überall richtig die alten Berichte fasste, ist begreiflich, namentlich wenn man bedenkt, dass kein einziger Geograph mit seinen früheren Vorgängern übereinstimmt. Diese geographischen Verhältnisse nun kennend, wollen wir zu den Gräberfunden im Kaukasus übergehen und bei Koban beginnen.

Dies Gräberfeld erweist sich als ein geschichtliches; es gehört dem Volke des Königs der Ammoniter Sihon in der unteren, dem Volke der Rubimiten in der oberen Etage an. Daraus folgt, dass weder die untere noch die obere Etage dem Beginne der Eisenperiode, sondern gerade der Mitte dieser Periode zuzuzählen

sind. Darauf führen auch die Funde, die Vielfältigkeit der Formen, die grösstentheils symbolischen Thierfiguren, namentlich die Darstellung des Gottes der Moabiter, welcher auch Gott der Ammoniter ist, Baal Peor, gleich dem pelasgischen Priap, dem Feuergotte, zugleich die Feuerflamme allegorisirend. Dafür spricht auch das Auftreten von Silber an einem Ohrgehänge, was ich selbst gefunden habe und das jetzt in der Sammlung des Herrn Chantre in Lyon liegt, mit welchem ich zusammen dies Leichenfeld untersuchte; ebenso das Auftreten von Kauri-Schmuck und Bernstein in der Sammlung des Hrn. Virchow, neben dem vielen Eisen in diesen Gräbern.

Um nun das Gräberfeld von Koban genau zu studiren, ist es unbedingt nöthig, die Objecte der oberen Etage (Steinkisten und Erdgräber) von denen der unteren Etage, den Grabkammern der Ammoniter, zu trennen. Dies aber lässt sich bis jetzt nicht durchführen, weil der Besitzer Hr. Khanukoff ein Geschäft daraus macht, selbst zu graben und klug genug ist, die Fundsachen für das Auge des Käufers einzurichten und das Eisen, ja selbst das Gold, das sich sicher einst nachweisen lassen wird, in der oberen Etage zu beseitigen; ausserdem ist er bei Grabungen, die von Gelehrten ausgeführt werden, stets selbst derjenige, welcher das Grab untersuchen will und es auch thut, wenn man ihn nicht ernstlich beseitigt. Dabei geht manches interessante Stück verloren, da er alle, sonst noch gut erhaltenen Schädel zerhauen lässt; blind nach Bronze etc. suchend, achtet er nicht auf die Gebeine. Beseitigt man aber diese Herren und arbeitet selbst, so lassen sich Schädel und Gebeine ebenfalls gut sammeln; auf diese Weise erhielt Hr. Chantre einige vollständige Schädel.

Macrocephale Schädel habe auch ich nicht beobachtet. Jedoch scheinen zwei verschiedene Schädeltypen vorzuliegen, die aber sehr wahrscheinlich auf die beiden Etagen zurückzuführen sind. Characteristisch sind für die untere Etage die Ammonshörner, die Fibeln und die Beile; für die obere Etage aber die schaufel- und ruderförmigen Brustnadeln, die stets auf der Brust ein Kreuz bilden. Durch eine chemische Analyse liessen die Bronzen der verschiedenen Etagen sich ungefähr trennen, wenn man diese Gegenstände kauft und nicht selbst aus den Gräbern hebt, denn in letzterem Falle weiss der Gelehrte selbst, was zu einer und was zur anderen Etage gehört. — Die Karneol-Perlen sind hier alle polirt und gut gerundet, weichen daher von den fast rohen Körnern mit entgegenseitiger Durchbohrung der beiden älteren Fundstellen des südlichen Kaukasus bedeutend ab, die weder polirt noch regelmässig gerundet und durchbohrt sind und die ich als Leitfossil des Endes der Bronze- und des Anfangs der Eisenperiode betrachte. Erstere gehören den dreiwändigen, dolmenähnlichen Steinkammern vom Redkin-Lager an, letztere den Kuppelgräbern der unteren Etage von Samthawro, die auch schon die Spirale und die Spiralfibel neben grossen Bronzeschwertern, grossen Bronzedolchen und ganz eigenthümlichen Streitbeilen, jedoch ausser langen Lanzenspitzen nur eine Schnallenzunge von Eisen lieferte; während in Redkin-Lager bei 86 Gräbern nur zwei Wurfspiessspitzen sich fanden, aber sonst keine Spur mehr von Eisen. Daher ist dieses Gräberfeld von Redkin um einige hunderte von Jahren älter, als die Kuppelgräber von Samthawro; diese wieder bedeutend älter als Koban's untere Etage, auf welche gleich die jüngere obere Etage folgt, welche ungefähr gleichzeitig ist mit dem Schatze (nicht den Gräbern) von Stepan-Zminda (fälschlich Kasbek). Auf Samthawro finden sich auch schon in der unteren Etage Macrocephalen-Schädel [1]).

1) In der Sammlung, die ich Hrn. Virchow überschickte, finden sich einige dieser, zwar unvollständigen Schädel unter mehreren, welche die Etikette „Erdgrab“ tragen, zwischen Nr. 566 und Nr. 604. Das erste, zum Unterschiede von den Steinkisten als Erdgrab be-

Ebenso wie in den Kuppelgräbern von Samthawro findet man auch in den Steinkammern von Redkin-Lager zahlreiche (8 bis 30 an der Zahl) schwarze Thongeschirre von verschiedenen Grössen und unendlich vielen Formen; darunter ist namentlich ein grosser, henkelloser Topf hervorzuheben, an welchem ein gut geformter Widderkopf eine Art von Henkel bildet, der ebenfalls an den alten Feuercult erinnern dürfte, während andere Thierformen, bis auf Gänse von Bronze, die als Gehängsel dienten, nicht zu finden sind, ebensowenig wie Fibeln oder Pfeilspitzen von Bronze; dafür aber kommen zahlreiche Nadeln vor. In einem Grabe fanden sich Pfeilspitzen von Obsidian, sehr schön geformt. Die Bronzedolche sind in Redkin-Lager viel schmaler und eleganter als auf Samthawro. Die Hauptsache aber in den Gräbern von Redkin-Lager ist die Bleiindustrie: in grosser Menge finden sich Bleilinsen, fein durchbohrt an dem Rande, die panzerartige Hauben der Frauen gebildet zu haben scheinen, durchwebt mit feinen Glasperlen und Karneol-Körnern; gewöhnlich liegen sie am Kopfe der Leiche. Dann vielartige Figuren, die als Hals- und Kleiderschmuck gedient haben, namentlich Knöpfe mit glatter, convexer Fläche oder als strahlige Steine gebildet; verschiedenartig geformte Halsperlen u. dgl. Die grosse Menge von Perlen und namentlich von Karneol in jedem Frauengrabe und bei Kindern ist bemerkenswerth; ein einziges Grab lieferte mir bis 5000 Stücke, weil ich die Erde aussiebte.

Der Karneol ist ein häufig im Kaukasus anzutreffendes Gestein, ebenso auf der Nord- als der Südseite. In den alten Gräbern finden sich also reine kaukasische Erzeugnisse, während die prachtvollen Onyxe im Schatze von Stepan-Zminda ebenso wie in den Steinkisten von Samthawro fremdländisch sind. Von der Kauri-Schnecke und von Bernstein ist weder in Redkin-Lager noch in der unteren Etage von Samthawro bis jetzt eine Spur aufgetreten, während die obere Etage sehr reich daran ist.

Was die Fundstelle von Stepan-Zminda an der Poststation Kasbek betrifft, die ebenso, wie Redkin-Lager und Samthawro, der grossen medo-skythischen Landstrasse angehört, so finde ich es nöthig, eine kurze Geschichte dieser interessanten Stelle voranzuschicken. Es ist ungefähr dieselbe Stelle, welche Strabo bezeichnet, wo die Amazonen vom Thermodon (ein alter Name des Kuban) jeden Sommer ihre Feste mit den Gargarenern, d. i. den Einwohnern von Gargeti am Ostfusse des Berges Gilead (Berg der Gargarener, wie gesagt, irrthümlich unter dem Namen Kasbek bekannt) gegenüber dem Aûl Stepan-Zminda, feierten; die Funde in Stepan-Zminda dürften daher von diesen kriegerischen Weibern stammen.

Schon im Jahre 1852, in welchem ich mit Jagd, sowie mit Sammeln von Insecten, Pflanzen und Gesteinsarten 19 Tage mich beschäftigte und auf der Poststation lebte, wurde mir erzählt, dass bei dem Fundament-Graben der Kosakenposten und der Mauern um die Poststation verschiedene interessante Bronzefiguren und Goldsachen, namentlich ein kleiner goldener Stier, gefunden seien. Zu Gesicht bekam ich nichts davon, denn es hiess, die Sachen seien von den Arbeitern verkauft worden. Selbst Nachgrabungen zu machen, lag nicht in meinem Sinne; die Mittel zu solchen Arbeiten fehlten mir, obwohl ich gerne etwas aus den Gräbern, die dies Feld bedeckten, für das Museum der Tifliser geographischen Gesellschaft, das zu

---

zeichnete Kuppelgrab führt die Nr. 566 in meinem Gräberverzeichniss. Während dieser Arbeit aber wurden auch viele Steinkisten geöffnet, die der Reihe nach eingetragen wurden mit den Kuppelgräbern, deren ich damals 17 entdeckte. Nach der Abreise des Hrn. Virchow wurde von mir wieder ein Grab gefunden, leider ausgeraubt; von diesem sandte ich die schwarzen Thongefässe in Trümmern, so wie sie gehoben wurden, sammt dem ziemlich vollständigen Schädel ein, welchen ich mit besonderem Etiquett versah, um erkannt zu werden.

gründen ich beauftragt war, mitgebracht hätte. Bis 1871 hörte man nichts mehr von solchen Funden in Stepan-Zminda; in diesem Jahre aber wurde die neue Chaussee zu bauen begonnen und beim Nivelliren des Terrains an der kleinen heiligen Kapelle Stepan-Zminda (Stephans-Kirche) wurden zahlreiche Gräber aufgedeckt; an einer Stelle fand man in freier Erde eine Menge Bronzegegenstände, die aber grösstentheils an Vorbeireisende und in Wladikawkas verkauft wurden, also für die Wissenschaft verloren gingen, bis auf einen vier Zoll langen Priap, geharnischt und an einer grossen starken Bronzekette hängend. Da zugleich beim Nivelliren der Chaussée viele und grosse Gräber aufgedeckt, und leider bis 800 Steinkisten zerstört waren, so begann ich gleich im ersten Jahre dieser Entdeckung des Leichenfeldes selbst zu graben, im Auftrage der Regierung. Ich fand schöne Sachen, welche dem neuen, aus dem früheren Museum der Geographischen Gesellschaft gebildeten Kaukasischen Museum nebst allen meinen persönlichen Sammlungen einverleibt werden mussten, da ich für meine Person keine archäologischen Sammlungen zu machen gesonnen war, die Regierung auch die Mittel zu diesen Grabungen gegeben hatte. 1872 erhielt ich wieder Geld zur weiteren Erforschung des Leichenfeldes, und ich hatte das Glück, noch interessantere Funde zu machen, als im ersten Jahre, die grosses Aufsehen machten. Zu dieser Sammlung schickte auch der Kreischef von Duschet, Hr. Subalow, den in seinem Bezirke Stepan-Zminda gefundenen Priap. Die ganze Sammlung wurde der Eremitage in Petersburg übersendet. Nun dachten einige Herren in Tiflis daran, eine archäologische Gesellschaft zu gründen; aber alsbald begannen auch die Intriguen, und so ist es gelungen, diese Gesellschaft zu stürzen und eine neue unter anderen Statuten zu gründen. Wir wollen hoffen, es werde ihr gelingen mehr zu bieten, als die viel geschmähte Gesellschaft der Freunde der kaukasischen Archäologie.

Im Jahre 1876 kam Professor Filimonoff von Moskau nach dem Kaukasus; in diesem Kriegsjahre wurden mir die Mittel zu Grabungen versagt. Hr. Filimonoff grub auch in Stepan-Zminda und stiess auf eine Menge Bronzesachen, von denen er einige Pud nach Moskau mitgenommen hat; ich habe von diesen Sachen nichts, nicht einmal Zeichnungen gesehen, kann daher auch darüber kein Urtheil geben und nur erzählen, was mir meine Arbeiter und die Herren Kasbek selbst erzählten. Hr. Alexander Kasbek, der Grundbesitzer dieses Terrains, schickte durch Hrn. Chatissow, der auch einige Gräber geöffnet und die Sachen, die er gesammelt, dem Geschenke des Hrn. Kasbek beigelegt hatte, eine kleine Sammlung von Gegenständen, die grösstentheils aus den Gräbern stammten, worunter sich aber auch Bronze und Gold aus dem Schatze (wie ich die Fundstelle benenne) befanden; diese konnten aber erst aus dem Gemenge mit Gegenständen christlicher Zeit ausgelesen werden, nachdem ich die Stelle selbst untersucht hatte.

Die Berichte über dieses Gräberfeld waren so verworren und unklar, dass ich den Entschluss fasste, die Stelle selbst zu untersuchen. Bald hiess es, die Sachen seien alle in Gräbern gefunden, bald, es sei ein Grabhügel, aus welchem sie stammten. Nun aber kannte ich die Stelle nur zu genau, um zu wissen, dass hier ein grosses Gräberfeld, wie deren mehrere hier auftreten, vorliege, von einem Grabhügel gerade an dieser Stelle aber keine Rede sei, obgleich deren das obere Terekthal mehrere aufzuweisen hat. Da die von Hrn. Chatissow der Gesellschaft überbrachten Bronzegegenstände alle zerbrochen waren, so konnte auch nicht an wirkliche Grabfunde gedacht werden, sondern an die sogenannten Cachettes und Tresors der französischen Gelehrten, zumal da der Fund auf einer grossen, alten Landstrasse gemacht worden war. Meine Arbeiten überzeugten mich, dass ich es wirklich mit einem Schatze, freilich anderer Art, wie die der europäischen Fundstellen, zu

thun habe, daher ich auch den Namen Schatz für diese Stelle adoptirte. Ich reiste daher im Jahre 1878, nachdem ich die Scharopan, das Land der Saspiren Herodot's, auf Alterthümer durchforscht, nach Stepan-Zminda, denn ich war persönlich bekannt mit der Familie Kasbek und hoffte leichter für unsere Gesellschaft eine schöne Ausbeute zu machen, da doch die Familie eine grusinische ist und die Sachen im Lande verblieben. Ich hatte mich aber sehr getäuscht. Ausreden und Ausflüchte jeder Art Seitens der Generalin Kasbek hielten mich drei volle Wochen in Unthätigkeit. Ich machte daher Excursionen in die Umgebung, und untersuchte namentlich alte Chewsuren-Gräber und Höhlen, deren es in dieser Gegend an hundert theils künstlicher, theils natürlicher giebt. Endlich am 24. August, wo das schlechte Wetter eintrat, die Leute auch mit dem Fruchtschneiden beschäftigt waren, erlaubte mir Mme. Kasbek gegen einige Bedingungen zu graben; aber nur an derselben Stelle, wo Hr. Filimonoff gegraben hatte. Was sollte ich machen? Ich ging auch dieses ein, denn ich konnte mich doch überzeugen, ob ich es hier wirklich mit Gräbern zu thun hätte. Bei starken, anhaltenden Regengüssen, untermischt mit Schnee, begann ich meine Arbeiten in dem kalten Alpenlande und in ganz durchnässter Erde, in welcher jeder Gegenstand durch den Koth verdeckt wird. So arbeitete ich zwei Tage, mit grossen Unterbrechungen, wo es der Regengüsse wegen unmöglich zu arbeiten war; am dritten Tage aber überfiel mich während der Arbeit ein heftiges Fieber und meine Leute warnten mich, mich nicht weiter der Gefahr auszusetzen. Ich stellte daher die Arbeit ein, indem ich die Gruben verschütten liess, und reiste noch am selben Abend nach Tiflis zurück, nicht bereuend, diese Arbeit unternommen zu haben.

Meine zum Glücke treuen Arbeiter, welche sich über die Dame ärgerten, die, da der Regen sie hinderte, selbst die Arbeiten zu beobachten, uns vom Balkon aus lorgnettirte, baten mich, jedem eines der kleinen Säckchen, die ich bei meinen Arbeiten stets bei mir habe, zu geben; zu meinem Erstaunen bemerkte ich, dass sie lauter Kothklumpen in die neben ihnen liegenden Säckchen warfen, bis sie voll wurden; mich selbst belehrte mein mir zunächst stehender Arbeiter, ich solle alle harten Klumpen in den Sack werfen, denn es seien keine Steine, sondern werthvolle Gegenstände, was ich auch wirklich fand, indem ich einige in dem Wasser, das aus der Erde drang, abspülte. Denn wir waren auf eine verschüttete Quelle gestossen, bis wohin Filimonoff nicht gekommen war; die Quelle füllte freilich bald den inneren Raum, aber zwei Arbeiter verstanden es, das Wasser nach einer Seite nach unten unter die grossen Blöcke zu leiten, so dass wir noch am dritten Tage sehr werthvolle Goldsachen sammelten, die alle meine Beschwerden bezahlten. Jeden Abend kamen einige meiner Arbeiter auf meine Wohnung, wuschen die Kothknollen aus und weideten sich an den wunderbaren Gegenständen, namentlich an den schönen grossen Goldohrgehängen von Filigranarbeit, und an den Maskenperlen, welche sie bis dahin nicht gesehen hatten. Viele dieser, namentlich der grossen Knollen enthielten Eisensachen, aber nichts Ganzes. Alles Eisen, ebenso wie die Bronze, war zertrümmert, weniger verrostet, als durch ein gewaltsames Rutschen zwischen den grossen Blöcken zermalmt.

Die Gegenstände, die hier gefunden wurden, schienen schichtenförmig abgelagert; in ungefähr 10 Fuss Tiefe fanden sich nur feine und und unzertrümmerte Goldsachen und prachtvolle, bis 1 Zoll dicke, verschiedenartige Perlen aus der höchsten Kunstperiode, die wir kennen, bedeutend geschmackvoller und von ganz reinem Metall, als die der Byzantiner-Zeit angehörenden Goldsachen und Perlen von Komunta in Digorien. Silber muss hier sehr viel gelegen haben, aber durch die Schwefelsäure der verwitternden Eisenkiese, die so zahlreich in den

Phyliten (krystallinischen Schiefern) eingesprengt sind, welche dies Gebiet bilden, ist alles Silber in einen violetrothen Staub übergegangen, der grössere und kleinere Flecke in dieser nassen Erde färbte, und doch gelang es mir noch ziemlich gut erhaltene Ohrgehänge aus den vorsichtig abgewaschenen Kothklumpen zu erhalten. Ueber dem Silber fanden sich erst die Bronzegegenstände, untermischt mit Eisen und grossen Onyxperlen, die wenigstens vier Fuss hoch übereinander gelegen haben müssen zwischen dem Schutt und den grossen Blöcken der Steinlavine, in welchen sie sich fanden. Erst ganz oben, an einer Stelle, wo Filimonoff nicht gegraben hatte, fanden sich drei Fuss unter der Oberfläche Trümmer von Eisendolchen und Bracelets einer jüngeren Bronze, die sicher in die Römerzeit zu setzen sind. Alles dieses sagt uns, dass diese Sachen nicht auf einmal, sondern eine lange Periode hindurch, jährlich vielleicht einmal, hier abgesetzt wurden, und ein genaues Terrainstudium belehrte mich, dass hier einst ein grosses Wasserbassin stand neben einem Tempel, der sich als Priap-Tempel erweist, und in dessen Stelle später die Kapelle des heiligen Stephanus gebaut wurde. In dieses Bassin wurden Opfer geworfen, wie es scheint, von denselben kriegerischen Weibern, die Strabo bei Gargar ihre Feste feiern lässt, denn alle von mir hier gesammelten Gegenstände sind Frauenschmuck und Reitzeuggeräthe oder Verzierungen derselben. Wie aber schon hervorgehoben, ist aller Schmuck ausserordentlich gut erhalten bis auf das oxydirte Silber, und sieht aus, als wäre er gerade aus den Händen der Meister gekommen, aber auch diese Schmucksachen der tiefsten Lage haben durch das Rutschen des Terrains, dem sie zwischen dem Steinschutte liegend angehörten, mehr oder weniger gelitten, indem sie hin und wieder gequetscht wurden.

Das Dorf scheint ursprünglich nicht hier, sondern mehr südlich gelegen zu haben, oder es wurde auch durch die hier öfter auftretenden Steinlavinen verschüttet, denn der ganze Abhang hier, bis zum Fusse des Gebirges, wie übrigens auch das ganze obere Terekthal, ist reines Schutt-Terrain; wir haben aber weder eine geschichtliche Nachricht von einem Verschütten des Dorfes, noch ist mir bei Grabungen hier etwas Aehnliches aufgestossen, das an ein Bedecken durch Steinlavinen erinnern könnte. Selbst in dem Bassin am Priap-Tempel, wie ich es annehme, ist weder von Holz noch von Knochen, sei es von Menschen oder Thieren, etwas gefunden. Dass aber der Boden beweglich ist, beweisen die verschobenen und eingefallenen Steinkisten aus Schieferplatten im Hofe der Kasbek's, die gerade auf der Leiche gefunden werden, statt einen Kasten zu bilden.

Ich werde weiterhin wieder auf diese Gräber und auf den Schatz von Stepan-Zminda zurückkommen. Hier will ich nur noch eine chronologische Reihenfolge der alten Grabstätten und Bronzefunde im Kaukasus geben, soweit dieselben mir selbst bekannt sind.

Die ältesten Gräber des Kaukasus scheinen die schon von Taitbout de Marigny und von James Bell bezeichneten Dolmen an der Tscherkessen-Küste zu sein; ich war der Erste, der nach der Auswanderung der Tscherkessen diese Gräber bei Pschad wiedersah. Aber auf dieser Reise 1866 hatte ich das Glück, 36 solche megalithischen Monumente im Lande der Schabsugen (Zygier der Alten) zu entdecken und 1870 sie in Tiflis (russisch) zu publiciren mit Zeichnungen einiger derselben. Diese Gräber sind von Dschuba bis Shelendschik unweit der Küste zu finden; im Pschad-Thale aber sind sie auf verschiedenen Stellen bis hoch hinauf vorhanden, auch in den verschiedenen, namentlich an alte Communications-Strassen gebundenen Seitenthälern bei Pschad; sie ziehen hinüber über den Centralkamm bis in das Abin-Thal, in welchem mehrere Dolmen beobachtet werden. Der nördlichste liegt bei der Stanitza Schabsugskaja. Andere Dolmen, die ich je-

doch noch nicht habe sehen können, sollen in den Thälern des Lagous (heute Laba) und des Imithys (heute Selendschuk), sowie in den Seitenthälern am oberen Laufe des Kuban sich finden. Die Dolmen, welche ich beobachtete, sind alle aus fünf mächtigen Steinplatten (von Quadersandstein) zusammengesetzt und bilden Parallelepipeda mit vier Seitenwänden und einer grossen Deckplatte. Bei einem Dolmen beobachtete ich in den Seitenwänden und vorn hinten eine breite eingehauene Rinne, in welche die Vorder- und die Hinterwand eingepasst waren. Das megalithische Monument bei Dschuba bildet einen Doppel-Dolmen, N. S. gerichtet, mit geringer Neigung nach Ost und West. Der vordere, nördliche Dolmen bildete einen grossen Würfel, einen Viereckbau, doppelt so gross, als die gewöhnlichen Dolmen hier. Dicht an diesen Würfel, ebenfalls aus fünf mächtigen Platten zusammengesetzt, war angebaut ein ebenso grosses und breites Gebäude aus behauenen, vier Fuss dicken und fünf Fuss langen, daher ebenfalls parallelepipedischen Blöcken, zwei, der Länge nach nebeneinander gesetzt, die Seitenwände bildend, und wieder zwei aufeinander gelegt, so dass jede Seitenwand aus vier Steinen zusammengesetzt war (ohne Cement). Als vordere Wand zu diesem Gebäude diente die Rückwand des Würfeldolmens; die hintere Wand aber bildete einen halben Bogen aus drei nebeneinander im Halbkreis gestellten, behauenen Parallelipipeden, auf welchen wieder drei andere Steine die Höhe der Wand bildeten. Von diesem Hinterdolmen fehlte jetzt die Decke und ein grosser Theil der oberen Steine, die sicher zum Baue der Häuser in Dschuba verwendet waren, daher musste dies interessante Monument zerstört werden. — Ein drittes megalithisches Monument von grossem Interesse steht ungefähr eine Werst oberhalb der Stanitza Pschad (Psapus Ptol.) am linken Ufer im Walde; es ist ein abgerundeter mächtiger Block, bedeckt mit einer sehr grossen Steinplatte. An der Vorderseite (N.-O.) ist in den etwas eiförmigen Block ein rundes Loch eingehauen, wie dies bei den meisten Dolmen hier zu beobachten ist, wo aber das Loch durch die ganze Platte geht, während hier im Monolith dies Loch ungefähr 4 Fuss tief horizontal in den Block hinein läuft und conisch endet.

Dies dürfte das einzige megalithische Monument sein, unter welchem vielleicht sich etwas finden könnte aus dem Alterthume. Der Block ist von Gletschern sehr wahrscheinlich hier abgelagert und muss lange im Flusse gelegen haben; daher kann der Stein nur untergraben worden sein, sollte wirklich hier eine Leiche liegen. Alle anderen Dolmen sind ausgeraubt und durchwühlt, doch hat man, nach Aussage des für die kaukasischen Alterthümer sich sehr interessirenden Gouverneurs des Kuban- und Küstengebietes zu meiner Wanderzeit, des verstorbenen Grafen Sumarokoff-Elston auch Leichen gefunden mit grossen eisernen Schwertern, die nach ihm nur in die Byzantinerzeit gehören können.

In diese Dolmenzeit kann gehören eine Fundstelle, in welcher ich zwar nicht Bronze, aber reines Kupfer entdeckte: dies ist eine alte Badequelle im Badeorte Shelesnowodsk (Eisenwasser) bei Piatigorsk, die der um die Badeanstalten sehr verdiente Hr. Dr. Smirnoff, einstiger Verwalter der Anstalt, entdeckte, in Folge wovon er mich zu sich berief, um ein kleines Museum einzurichten. Die Stelle findet sich unter einem mächtigen alten Weinstrauch und war ganz mit einer dicken Decke von eisenhaltigem Kalksinter und Eisenspath bedeckt. Bei dem Aufbrechen dieser dicken Sinter-Lage fanden sich zahlreiche, zerhackte und gebrannte Knochen, namentlich auch verschiedene Thierzähne; von Menschenknochen keine Spur. Als ich die Stelle selbst untersuchte, fand ich, neben sieben verschiedenen wilden Thieren, auch einen Hund, wenn nicht sogar einen

Wolf. Die Thiere waren das Bison, das Pferd, die Gemse, der Edelhirsch, das Reh, der Bär, der Hase und der Hund oder Wolf. Merkwürdigerweise waren auch die Zähne dieses Hundes angebrannt. Dabei nun fand sich auch ein ganz in kohlensaures Kupfer oxydirter Armring, ziemlich dick, wahrscheinlich von ganz reinem Kupfer, denn eigentliche Bronze ist mir total verwittert noch nirgend begegnet; in demselben Steine lag auch unweit dieses Armringes eine Wasserschildkröte, aber nicht angebrannt.

Etwas jünger als diese Stelle ist das grosse Leichenfeld von Redkin-Lager, der grossen medo-skythischen Landstrasse angehörend, das ich, wegen der zwei Exemplare von Eisen, bis jetzt in den Anfang der Eisenperiode setzte, aber sicher mit Unrecht, denn alles spricht dafür, dass es dem Ende der Bronzezeit angehören muss.

Noch jünger ist die untere Etage mit den Kuppelgräbern von Samthawro, ebenfalls der grossen medo-skythischen Landstrasse angehörend, die nur einen kleinen Raum auf diesem Leichenfelde einnimmt.

Bedeutend jünger ist das Leichenfeld von Koban und, wie gesagt, schon geschichtlich; dies ist wenigstens bis jetzt meine Ansicht, obgleich noch alle die Herren, welche dieses Feld studirten, anderer Meinung sind. Bei mir bleiben die Leichen der unteren Etage von Koban Ammoniter von Seban (oder auch Sebama der älteren biblischen Schriften), die der oberen Etage halte ich für Judengräber des Geschlechtes Rubim.

Gleichzeitig mit diesen Judengräbern beginnen nach mir die Amazonenspenden oder Opfer im Bassin am Priaptempel von Stepan-Zminda.

In diese Zeit fallen auch vier Grabhügel, die ich entdeckte und untersuchte, von denen drei um wenigstens 50 Jahre älter sind, als die obere Etage von Koban. Die Mythologen und Geschichtsforscher kennen sehr genau die von Diodor erzählte, bis jetzt für eine Fabel gehaltene Geschichte der Schlacht der Gorgonen, aus welchen Mordmann Gorilas macht, während andere sie für Weiber ansehen, mit den Amazonen. Ein genaues Studium des Mythus und der Mythengeographie belehrte mich, dass wir keinen einzigen mythischen Namen, sei es von Göttern, Helden, Menschen oder von Ländern, Gebirgen, Flüssen, Meeren, Seeen, Städten, Wäldern und Quellen etc. etc. anders zu suchen haben als im Kubangebiete und namentlich im Delta, wo alle diese Namen ursprünglich Allegorien waren, später aber von der samothrakischen Priesterschaft auch für die Topographie des Landes verwendet wurden. Da ich ausserdem erkannt hatte, dass Libya das linke Kubangebiet, der Kuban-Liman der Triton-See ist; ja dass Gorgippia im Mythus als Gorgo, Beiname der Athene, spielt (denn alle Frauennamen bilden im Mythus Länder- oder Gebietsnamen und dies Gorgo tritt schon im Mythus als Gorgaza auf), so reiste ich nach Anapa, diese drei Grabhügel der Amazonen im pelasgischen Libyen zu suchen, und hatte das Glück, gleich am ersten Tage dieselben zu finden. Denn ich schloss: wenn die Hiksos von Gosen — denn das sind diese gefürchteten Gorgonen der Pelasger (Aegypter, Thraker, Libyer etc.) — von den Amazonen besiegt waren, so wurden sie in die Residenz der thrakischen (ägyptischen) Könige Panopolis (später Pantikapaeum) geschleppt, aber vorher, vielleicht weil schon der Abend angefangen, in die Nähe einer Trinkwasser-Quelle gebracht, wo diese Kriegerinnen ihre Lager aufschlugen, um am andern Tage die Gefangenen dem Könige (Pharn der Thraker = Pharaon der Bibel) zur Strafe zu überliefern. So fand ich denn auch auf dem breiten Plateau, am Rande des Waldes, sechs Werst südöstlich, drei sehr grosse Grabhügel. Mich begleitete der Polizeimeister Kapitain Jankowski (wenn ich nicht irre) mit einigen der älteren Einwohner der Stadt

Anapa (Pantikapaeum). Bei den Fragen, die ich diesen alten Einwohnern stellte, ergab es sich, dass diese drei grossen Hügel bei den früher hier angesiedelten Natuchai (ein Tscherkessen-Stamm) die „drei Schwesternhügel" genannt worden seien, und dass wirklich in der Nähe hier eine Trinkwasserquelle sich finde. Mehr brauchte ich nicht: ich beschloss sogleich, dieselben zu untersuchen. Aber das Geld fehlte mir, um diese kostspielige Arbeit durchzuführen; ich konnte daher nur zwei Hügel vollständig untersuchen, während ich am dritten nur einen Durchschnitt von 12 Faden machte, ohne noch auf das Grab zu stossen. Diese Arbeit machte ich auf meine Kosten, hoffend, dass ich eine reiche Ausbeute machen und meine 200 verausgabten Rubel von unserer Gesellschaft zurückerhalten werde; leider aber waren diese prachtvollen Katakomben ausgeraubt und mein Geld verloren. Dafür aber hatte ich doch hinlänglich gefunden, um gewiss zu sein, dass dies die drei berühmten Amazonenhügel sind. Die Leichen waren verbrannt. Zwei Fuss dick war die, aus einem Vorhofe, einer Vorkammer und einem Saale bestehende, aus gehauenen Steinen des hier vorkommenden Bryozoen-Kalktuffes, dem sogenannten Kertscher Bausteine gebaute Katakombe, bedeckt mit Asche und Holzkohle. Ein skulpirter Sarkophag, eine Art Ruhebett, war zerschlagen. Durch das Einbrechen der Räuber durch den Vorhof waren die Räume mit Erde gefüllt, und mit grosser Mühe nur fand ich hinlängliches Material zur Bestimmung, dass hier wirklich Gräber vorliegen, die kriegerischen Weibern angehörten. Namentlich ist es der Goldschmuck, der die Beweise liefert. Goldflimmern bedeckten die ganze Kohlenschicht in solcher Menge, dass, hätte man hinlänglich Wasser zur Hand gehabt, es sich gelohnt hätte, die Erde auszuwaschen. Unter den wenigen Goldsachen, die zum Schmuck gehören, sind besonders feine, aus Golddraht geflochtene Tressen, die als Halsschmuck gedient haben werden und die Reiterin bezeichnen; dann eine Medaille, gegossen von Gold, auf der einen Seite einen Medusenkopf vorstellend, auf der anderen glatt abgefeilt; dann eine andere Goldmedaille, gravirt, auf der einen Seite einen Lorbeer-Siegeskranz, auf der anderen eine Rose von Rhodos führend; endlich feine Perlen von Glas und Onyx und von Glasschmelz, identisch mit denen aus dem Schatze von Stepan-Zminda, den beiden einzigen Quellen, wo derartige bis jetzt gefunden wurden, und endlich, als Gehängsel benutzt, kleine Beile und ein Bruchstück eines kleinen Rundschildes von Bein. So wenig Beweise auch hier vorliegen, so sicher glaube ich die so genau von Diodor beschriebenen Amazonenhügel, die Gräber der unter Leitung der Myrina von Samothrake (Blagoweschenska) gefallenen Amazonen gefunden zu haben, bei denen daher das Leichenverbrennen Sitte war.

Einen ganz ähnlichen Grabhügel mit Leichenbrand und, dem Golde nach zu schliessen, ungefähr derselben Zeit angehörend, fand ich bei Tarskoi, dem biblischen Ai unweit Wladikawkas. Hier aber war die Frauenleiche sammt ihrem Pferde, wie Dido, auf den Scheiterhaufen gelegt und verbrannt, und ohne eine Katakombe zu bauen, ein mächtiger Grabhügel über sie aufgeschüttet. Das Merkwürdige bei dieser Frauenleiche ist, dass sie einen Panzer von Eisen trug, und dass dies Eisen gänzlich ins Schmelzen gerieth bei dem Brande, während der feine Goldschmuck, aus dünnem Goldblech gefertigt, ganz unversehrt und vom Feuer nicht angegriffen war. Wurde er vielleicht später auf die Leiche geworfen? Unter den Goldsachen sind namentlich die zur Kleiderverzierung dienenden, kleinen gestanzten böotischen Schilde und spitzbärtige Masken hervorzuheben, ebenso aber auch das Skelet einer Katze, die bei dem Leichenbrande getödtet zu sein scheint, aber nicht verbrannt wurde; sie lag neben den Kohlen in der Nähe des Schädels.

Dies wären nun die ältesten Fundstellen des Kaukasus; alle übrigen, Sam-

thawro's obere Etage nicht ausgenommen, sind aus nach-alexandrinischer Zeit; die Mehrzahl der Leichenfelder gehört in den Anfang des Christenthums. Von griechischer Kunst finden wir die ersten Spuren in den Grabhügeln mit Leichenbrand und in dem Schatze von Stepan-Zminda; es ist aber doch noch die Frage, ob dies wirklich griechische und nicht vielmehr thrakische, dem Kubandelta entsprungene Kunst ist, denn hier finden wir doch auch Gold und Quecksilber, also Apollon und Ares oder Aphrodite und Artemis etc. Aber auch an Eisen ist das Tscherkessenland reich und schon von Bell angezeigte Lager von Brauneisenerz, ausgedehnte Strecken an der Küste und in den Gebirgen bildend, trifft man zwischen dem Schebsch-Flusse und der Nebertschai, an deren Quellen ich auch Spuren von Zinnstein fand am sogenannten Bleiberge, der daher wohl Zinn und nicht Blei zu führen scheint. Leider konnte derselbe wegen andauernden Regens von mir nicht genauer untersucht werden, so dass ich blos eine Geschiebesammlung aus den Bächen am Abhange des Berges mir machen konnte, worunter zwei Stück mit schönen dunkelbraunen Zinnstein-Krystallen versehen waren auf den Klüften; leicht möglich daher, dass auch die Entdeckung des Zinnes dem Kubangebiete angehört, während Kupfer demselben gänzlich zu fehlen scheint, das mit Silber und Blei dem Terekgebiete und namentlich den krystallinischen Schichten, die dem Küstengebiete gänzlich fehlen, angehört. Auch wissen wir, dass die Juden goldene Kälber (am Sinai, dem heutigen Beschtau bei Piatigorsk) und Mose eherne Schlangen (am Schlangenberge in der Beschtaugruppe bei Piatigorsk) zu giessen verstanden; sie kannten daher die Metallindustrie und hatten sie im Kubandelta gelernt. Daher scheint es, dass mit dem Auswandern der Pelasger, welchem Volksstamme sie auch angehörten, Aegypter oder Inder, Thraker oder Kreter, Griechen (Hellenen) oder Perser, Gallier oder Etrurier, Briten oder Dänen etc. etc. (denn alle diese Völkernamen treten zuerst im Kubandelta auf, und unter dem Namen Pelasger dürfen wir nicht ein einzelnes bestimmtes Volk uns denken), auch der pelasgische Mythus und die pelasgische Industrie auswanderten und in der neuen Heimat, wo überall sich diese weissen Völker niederliessen, jedes Volk nach seiner Art und Ansicht die Industrie und den Cultus ihrer alten Heimat ausbildete. Denn überall, wohin der Pelasger kam, fand er Menschen und Urvölker, die ebenso wenig vom Pelasgus, als der Pelasgus von ihnen Kunde hatte; daher auch der Mythus diese Urvölker der alten Welt nicht kennt, obgleich den Schädeln nach zu urtheilen, die man aus der Renthier-, der Höhlenbären- und der Eisperiode hat, die europäischen Urvölker wenigstens ganz derselben Rasse angehören, als die Kaukasier. Alle diese vorweltlichen Thiere sind dem Mythus fremd, aber ebenso fremd auch die heutigen afrikanischen und indischen, z. B. das Nilpferd, das Krokodil, die Giraffe, der Elephant; wenn wir der Here (Juno) den Pfau als Attribut beigelegt finden, so dürfte sich dies entweder auf ein früheres heisseres Klima beziehen (denn auch Herodot spricht von Straussen und Palmen in seinem Euphratbecken, dass wir als das heutige Kurabecken erkannt haben), oder dieser Pfau ist eine Neuerung, durch den Handel in den Pelasgus eingeführt. Auch bei den Iberiern im Kurabecken ist der Pfau ein National-Symbol. Die Eisperiode jedoch dürfte durch den Geryon- und den Echidna-Mythus dargethan sein, denn beide allegorisiren den Winter, Geryon den gefrorenen Kubanstrom mit seinen drei Armen (der pelasgischen Trias, die auch zugleich die ganze Heerde des Geryon bildete, die daher auch nur aus drei Stieren, Stierströmen, und nicht mehr bestand; ebenso bilden auch die Heerden des Apollo, des Augias etc. nie mehr, als diese drei Stiere, die jedesmaligen Repräsentanten der Kuhbahn) im Delta, also am Kopfe; daher

Geryon dreiköpfig erscheint, welche 3 Köpfe Herakles durch seine Hitze schmilzt und wieder ins Meer leitet, also mit ihnen wandert. Echidna ist das vereiste Kubangebiet mit dem Feuerkrater, der alle Höhlen des Mythus bildet, in welchem Herakles ebenso wie diese Eisfrau wohnt, sie die Kälte, er die Hitze allegorisirend. Die Pferde, welche Herakles verlor, sind seine drei Stiere, also die drei Flüsse im Delta, die eingefroren waren. Herakles erwärmt die Echidna und sie giebt ihm die Pferde als ihre und des Helden Kinder, Skythos, Gelonos und Agathyrsos zurück (folglich wieder die Trias im Delta): Skythos bedeutet den Feurigen, Gelonos den Eisigen. Agathyros kann ich in erster Allegorie noch nicht deuten, in zweiter pelasgischer Allegorie bedeutet er, als der ältere der Trias, Quecksilber und ist der Repräsentant des nördlichen Armes im Delta; Gelonos bildet in zweiter Allegorie das Amalgam (also auch das Eis und das Salz) und repräsentirt den mittleren Arm im Delta, während Skythos, der jüngste Sohn der Trias, das Gold allegorisirt und den südlichen Arm im Delta bezeichnet. Skythos ist daher Zeus oder Minos oder Sem oder Abraham etc. etc. in anderen Mythen. Aber der Mythus kennt weder eine Stein- noch eine Bronzeperiode. Dieses belehrt uns auch, dass die Völkereintheilung Blumenbach's in Semiten, Hamiten und Japhetiten ebensowenig anwendbar ist, als die spätere mit den Ariern und Turanern, wir daher gezwungen sind, an eine richtigere Eintheilung der Menschheit zu denken. Der Mythus kennt aber auch weder eine gelbe noch eine schwarze Rasse; der Semite ist ihm ebenso weiss, als der Hamite. Die Aethiopen der Mythe werden einmal in der Bibel Philister, ein andermal Mohren genannt und die Aethiopin Andromeda, die Gattin des Perseus, nach welcher sich die Perser Kepheer nannten, war ebenso weiss, wie Perseus und wie die Mohrin, die letzte Gattin des Mose, geheirathet im Philisterlande, in der Stadt Gerar, aus welcher auch seine erste Frau stammte. Die alten Gräber führen grösstentheils dolichocephale Schädel. In den kaukasischen Gräbern reichen diese bis in die Christenzeit hinein. Ja selbst bei vielen Menschen der jetzt sehr gemischten Kaukasier können dieselben noch studirt werden. Von Mohren- oder Mongolen-Schädeln hat der Kaukasus bis jetzt noch nichts Altes aufzuweisen, wie denn auch die Ammoniten von Koban dolichocephal waren. An ihnen ist nichts von Mohren zu beobachten, was nach Blumenbach's Eintheilung doch sein müsste, denn Lot ist ein Sohn des Haran und Haran identisch mit Ham und anderen Repräsentanten des mittleren Kubanarmes im Delta oder des mittleren Gliedes der pelasgischen Trias. Nicht die Philologie, so werthvoll sie auch für die Völkerkunde ist, sondern die Anthropologie kann dem Gesagten nach eine annähernd richtige Eintheilung der Rassen und der verschiedenen Stämme jeder Rasse schaffen, obgleich auch dem Anthropologen das grenzenlose Völkergemenge ebenso grosse Schwierigkeiten macht, als dem Philologen die Sprachverwirrung.

Der Ossete ist, biblisch genommen, der Riese; er war an das Innere des Hochgebirges, das Quellengebiet des Ardon gebunden, überschritt aber die Centralkette und dehnte sich im nordöstlichen Medien, dem gebirgigen Theile zwischen der Liachwa und der Aragwa, sehr wahrscheinlich als Hippi der Assyrier, als Albanen Strabo's aus. Diesem Stamme entspringt Cyrus und das Geschlecht der Achaemeniden und vielleicht der ganze persische Stamm des alten Persien's, der total verschieden war vom Perser der Sassaniden-Zeit, ebenso als Volksstamm, wie in der Sprache. Denn die Sassaniden gehören dem arabischen Volks- und Sprachstamme an, während der alte Perser dem germanischen angehört, der den nördlichen Kaukasus, zwischen dem Terek und der Laba, namentlich das Hoch- und Waldgebirge, neben slavischen Stämmen, die ebenfalls in dies Geschlecht gehören,

bewohnte. Kambyses, der Vater des Cyrus, war einer der Grossen des Liachwagebietes, das von ihm den Namen Kambysene ebenso, wie die Liachwa den Namen Kambyses erhielt. Cyrus war geboren in Zchinwali und erzogen entweder in German oder in Magran dwaleti an den Quellen der Liachwa, in der Ecke der Saspeiren (Scharopaner), wie Herod. 1, 110, sagt; nach ihm wurde später die Stadt des Kambyses Kyropolis und die Liachwa Cyrus genannt, ein Name, der endlich für die ganze Kura verwendet wurde. Nach Eroberung des medischen Reiches durch Cyrus wurde der östliche Theil Mediens, das heutige Schirwan und Ost-Daghestan, von Cyrus Persien genannt und theilweise von Osseten seines Stammes besetzt, namentlich aber Pasagades, das alte Schemacha, am Flusse Pirsagad, den Strabo Agradates und auch Cyrus Persiens nennt, im Hohlen Persien, dem heutigen Schirwan, und vielleicht in Gabea, dem heutigen Kuba im Daghestan (= Tabassaran), das von den Makedoniern den Beinamen Persepolis erhielt. Dieser Umstand, dass sich Osseten als Perser im südöstlichen Theile der kaukasischen Centralkette festgesetzt hatten, scheint zu dem Missgriffe geführt zu haben, hier Albanien zu suchen.

Wir besitzen noch keinen alten Schädel, weder von Ossetien, noch von Albanien, noch von dem alten Persien, ausgenommen vielleicht jetzt durch die Grabungen bei Derbend = Darvand, bis wohin aber Persien nicht reicht, wo vielmehr ein total verschiedener Volksstamm lebte. Aus Gräbern von Inianth-kari (der Pforte von Inianthi), am rechten Aragwa-Ufer, unweit Duscheth, überschickte ich eine Partie Schädel an Hrn. Virchow, die von Osseten stammen sollen, welche hier Höhlen bewohnten (sehr wahrscheinlich aber nur in Kriegszeiten); diese Gräber gehören in den Anfang des Christenthums und bilden Steinkisten, wie bei Mzcheth, nur viel kleiner und ähnlich den Steinkisten von Chewsurien, aus dem Terek-Thale und den Gräbern an der Assa in der Tschetschna, was auf mosaischen Cult hinzuweisen scheint. Die Schädel aber von Inianth-kari sind alle brachycephal.

Nun will ich noch einige Bemerkungen hier anreihen, die bei Durchlesung des Vortrags des Hrn. Virchow mir sich aufdrängen. Für's erste ist zu bemerken, dass Gisel (S. 417) das biblische Eleala ist, und der Name Koban-don nur im Dorfe Koban selbst gehört wird. Der Fluss heisst Gisal-don, der gebildet ist vom Fiagdon und dem Gisal-don. Letzterer fliesst bei Koban vorüber, daher der Name Koban-don; dies ist kaukasisches Gesetz, denn jeder Ort, sowie jedes Gebiet oder Land, hat für seinen Fluss seinen eigenen Namen, wie ich dies schon bei den Namen Euphrat und Cyrus hervorgehoben habe, die beide von der Liachwa, dem ersten aus den Eisgebirgen (Eden) kommenden und das Land durchziehenden Strom, gebraucht werden, während der obere Lauf der Kura, als nicht kaukasischer Fluss, nur durch ein Missverständniss bei Herodot Euphrat genannt wird, dagegen bei Ptol. Cyrus heisst.

Der Name Tagaüren ist nicht richtig, es muss Taga-Uren, also Juden von Taga (wahrscheinlich ein verdorbenes Dagh = Berg, daher Gebirgs-Juden) heissen. Der Name Taga ist mir noch nicht ganz erklärlich; bis jetzt glaubte ich, weil sich derselbe auch bis an die Sundscha (Soana Ptol.) in der kleinen Kabarda ausdehnt, Taga bedeute Chlamys, also Burka (Filzmantel), denn die Melanchlaeni Ptol., auch Phthirophagi, bei Plin. Sacae genannt, in der Gegend Nesiotis (Nisaisches Gefilde), welche am Uruch in Digorien beginnt und die Steppen bildet am Südfusse des Hippiki-Gebirges bis an die Sundscha, sind gerade im Gebiete der Tagauren, namentlich an das Dorf Silgi, das alte Gilgal, heute von muselmännischen Osseten bewohnt, gebunden, aus welchem Orte, wohl aber auch von Nordossetien, ein Theil dieser Juden nach Abchasien kam und an der Küste, im Dorfe oder Städtchen Gudaut (das ist Judenort), dem alten Nitika, sich neben die

ebenfalls jüdischen Stämme Apsili bei Pityus (Pitzunda) festsetzte unter demselben Namen, wie sie im Näzran (Nesiotis, daher vielleicht der Name Nitiká) bekannt waren, nehmlich als Melanchlaeni (Hecat. fr. 154, Herod., Plin. etc., bei Skylax an der kolchischen Küste angeführt), die aber auch als Makropogoni und Geloni und unter anderen Namen bekannt waren. Dass die Tagauren Juden sind, ist sicher, nur fehlt mir noch die Bedeutung des Namens Taga, um dieselben genauer zu fixiren. Denn in Nordossetien wohnen neben den Juden auch noch andere Stämme, die sich alle, ebenso wie die Juden, für Osseten ausgeben und grössten Theils auch Ossetisch sprechen. Das Wort Dig in Diguri bedeutet Beil in der Tschetschenischen, richtiger Inguschischen Sprache, daher Diguri das Judenbeil bedeutet und sich sehr wahrscheinlich auf die Beile bezieht, die in den Gräbern von Koban auftreten; diese aber gehören namentlich der unteren Etage an und dem Volke der Ammoniter, daher das Judenbeil vielleicht eine andere Form besitzt. Der Name Uri aber in Diguri beweist auch, dass das Land von Juden bewohnt und beherrscht war und namentlich vom Stamme Gad, dessen Name Dibon-Gad sich bis heute als Diben-Zigit (Festung Diben) erhalten zu haben scheint. Denn Gad bedeutet eigentlich Burg im Pelasgischen, z. B. in Gades = Hades, und ist daher identisch mit dem griechischen Tyche = Teiche = dem grusinischen Ziche, dem digorischen Zigit etc. Dibon-Gad ist daher ein Pleonasmus.

Nach S. 419 wurden Hrn. Virchow in Batum Bronzesachen vorgelegt von dem General Smekailow. Darunter findet Herr Virchow Gegenstände, welche denen von Koban gleichen. Auf dieses muss ich bemerken, dass General Smekailow viele Jahre in Wladikawkas gelebt hat und erst kürzlich nach Batum versetzt wurde. Die schönen Bronzesachen von Koban finden sich in Wladikawkas fast bei jedem Wohlhabenden und bei den Beamten und Kaufleuten als Zierde auf ihren Schreibtischen liegend; leicht möglich nun, dass auch der General in Wladikawkas einige Gegenstände anschaffte. Ich war freilich bei ihm selbst in Wladikawkas und habe keine Bronze bei ihm gesehen, wenigstens zeigte er mir keine. In Batum werden ihm, als Gouverneuer der Stadt, alle öffentlichen Funde vorgelegt (wenn sie nicht versteckt werden). Ein solcher Fund nun lag in den Händen des Generals und als Hr. Virchow Batum besuchte, legte der General ihm denselben vor, leicht möglich mit Sachen von Koban gemischt; er mag aber im Gespräche vergessen haben, dieses zu sagen. Eine Frage nun, die ich selbst bei Gelegenheit dem General vorlegen werde, wird die Wahrheit ergeben, denn der General ist bekannt als wahrheitsliebender und gerechter Mann. Mir ist es ganz unwahrscheinlich, dass, wenigstens was die Hämmer anbetrifft, dieselben auch an der Gurischen Küste sich finden sollten, wie denn auch bis jetzt keine gefunden wurden, obwohl ich schon viele schöne Gegenstände aus Bronze aus Gurien zu sehen Gelegenheit hatte. Sollten sich wirklich diese Hämmer auch bei Batum finden oder gefunden haben, so stammen sie sicher von Juden, die aus dem alten Kanaan, dem nördlichen Kaukasus, gemischt mit kanaanitischen Stämmen, über die kaukasischen Pässe, das alte Hamath, bei Luther Mohrenland genannt, überflutheten und Zedada (heute die Zebelda) und das Ingur-Thal besetzten, das sie Heniochien und Kanaan (heute Chnaa und Suani) nannten; dann durch das Rhion-Thal das alte Phrygien (Imeretien) besetzten als Kolcher, und dem Rhion (Raioni) den Namen Phasis und Imeretien den Namen Kolchis gaben. Diese sich Kolcher nennenden Hiksos oder Juden, heute fälschlich für Reste der Argonauten gehalten, besetzten von hier aus auch Mingrelien (Maris, Egris, Alt-Mysien) und Gurien (Uria, denn Gurien ist durch einen Hauchlaut Gh verunstaltet und bedeutet Judenland, also Uria). Diese Kolcher nun konnten sehr leicht die kanaanitschen und

ammonitischen Hämmer mit sich geführt haben. Spätere Funde werden uns darüber belehren, denn wohin die eigentlichen verdrängten Moabiten und Ammoniten gekommen, kann ich noch nicht errathen. Ich suchte sie in den Scharopan; diese bei Herodot Saspiren genannten Völker aber sind germanische Stämme, gemischt mit alten Medern, Juden und anderen alten Stämmen, die heute dem grusinischen Sprachstamme angehören, aber im Typus bemerklich abweichen.

Dass Schwerter im Kaukasus seit den ältesten Culturzeiten zu finden sind, beweist das schöne grosse Bronzeschwert meiner Sammlung aus den Kuppelgräbern der unteren Etage von Samthawro, dem Anfange der Eisenperiode angehörend, und auf Tafel III Fig. 4 bei Wyrouboff (Objets d'antiquité du Musée de la société des amateurs d'archéologie au Caucase. Tiflis 1877) abgebildet. Dieses grosse, vorn abgestumpfte Hauschwert gehört zu den schönsten meiner Funde und fand sich zusammen in demselben Grabe mit dem schönen grossen Dolche (Figur 1 dieser Tafel), dem Streitbeile mit Haftzunge (Fig. 5 dieser Tafel), dem Streitbeile mit Haftloch (Figur 13 auf Tafel I) und vielen anderen interessanten Bronze- und Beingegenständen. Abgesehen nun von diesem Schwerte der ältesten Eisenperiode sind von mir in neueren Gräbern an verschiedenen Stellen Schwerter von Eisen, theils aus der Römer-, theils aus der Byzantiner- und Mongolenzeit gefunden worden; namentlich ist hervorzuheben ein fünf Fuss langes, $1^1/_2$ Zoll breites, dickes, gerades Schwert bei Sinda (heute deutsche Kolonie Michelsfeld) unweit Anapa gefunden, das sicher in die Zeit des Augustus zu setzen sein wird, zu schliessen nach anderen Funden in diesem Grabe. Graf Sumarokoff-Elston aber besass ein Schwert aus einem Dolmen und hielt es für ein altdeutsches Schwert aus der Zeit der Kreuzzüge, was dann auch mit meinem Sinderschwerte der Fall wäre. In den Gräbern des nördlichen Kaukasus, Digurien's und der Tschetschna, dem Anfange des Christenthums angehörend, sind Schwerter ein gewöhnliches Auftreten und in mannichfaltigen Formen anzutreffen.

S. 421 spricht Hr. Virchow von den Fibeln. Hierzu habe ich zu bemerken, dass in der ältesten kaukasischen Fundstelle, in Redkin-Lager, dem Ende der Bronzeperiode angehörend, die Fibel gänzlich fehlt, und, wie in Hissarlik, durch Nadeln ersetzt ist, die ebenfalls meistens gebogen sich erweisen. Selbst auf Samthawro in den Kuppelgräbern ist die Fibel nur zweimal in 17 Gräbern vorgekommen, deren eine auf Taf. V, Fig. 1, bei Wyrouboff zu sehen ist; die zweite, in der Form ähnlich der abgebildeten, ist nur darin verschieden, dass der Bogen mit Spirallinien, wie ein aus zwei Drähten zusammengewundener Bogen aussehend, eingekerbt ist. In allen anderen Gräbern dieser Etage sind es ebenfalls nur gerade und gebogene Nadeln, theils mit Köpfchen und einem Oehr unter demselben, theils auch Nähnadel-ähnlich, am oberen Ende mit einem Oehr versehen, und gewöhnlich sind es diese Nähnadeln, die verbogen vorkommen, ebenso in den Männer- als in den Frauengräbern.

S. 422 ist die Rede von den Gürtelblechen; diese finden sich ebenso in Redkin-Lager, als in den Kuppelgräbern von Samthawro. Im südöstlichen Kaukasus aber sind sie alle gestanzt mit Randbordüre und oft mit einer Central-Bordüre, während die Kobaner alle ganz glatt waren, die ich gesehen, an 30 Stück, die Hr. Chantre jetzt besitzt. Die Kobaner Gürtel wurden alle mit Gürtelschlössern geschlossen, während die südkaukasischen mit Schnallen befestigt waren. Die Schnalle eines Samthawroer Gürtels ist auf Taf. VI, Fig. 2 und 3, bei Wyrouboff zu sehen. Der Ring, Fig. 3, ist innen hohl, aus Bronzeblech gefertigt, offen an einer Seite (was in der Zeichnung übersehen wurde); die Axe, Fig. 2, lag im inneren Kreise des Ringes, an ihr hing eine Zunge von Eisen.

Mit den drei übereinander stehenden Steinböcken von Stepan-Zminda (Kasbek) scheint ein Irrthum vorzuliegen, es werden drei übereinander stehende Stierköpfe sein, auf welchen oben ein Priap steht mit einer Keule mit Champignon ähnlichem Kopfe in der einen Hand und einem Rundschild in der andern. Es scheint das Gegenstück von meinem Exemplar zu sein, das einen Glockenhalter bildet, der als Reitzeugverzierung diente, dessen eine Hälfte ich jedoch nicht finden konnte; die Zeichnung davon wird in meinem, nächstens in Lyon erscheinenden Werke sich finden.

S. 426. Der Bernstein kann auch kein Beweis sein, dass er aus dem Norden von Europa stamme, denn er findet sich auch im Kaukasus, so unweit Tiflis, wo ich ihn selbst entdeckte, leider aber nur in kleinen, abgerundeten Körnern in einem, verkohlte Pflanzenreste führenden, thonigen Sandsteine der Nummuliten-Periode; er muss folglich auch auf Lagern irgendwo hier sich finden, wo er zur Bildung dieses Sandsteines beitrug; bis jetzt aber ist es mir nicht gelungen, grössere Stücke zu sehen. Auch am Flusse Terter in der Karabagh findet er sich, und zwar schon in grösseren Körnern, aber ebenfalls in einem groben Sandsteine, der Tertiärzeit angehörend. Der scheinbare Bernstein aber, welcher sich reichlich als schiefe rhombische, durchbohrte Tafeln im Schatze von Stepan-Zminda findet, ist Kolophonium, und sicher eingeführt; er unterscheidet sich vom Bernstein darin, dass er beim Verwittern eine braune, glatte, matte Rinde erhält, während der von Samthawro in der oberen Etage, wo allein er sich findet, weiss und mehlig verwittert und ebenfalls eingeführt ist, so wie der von Komunta. Durchsichtigen Bernstein findet man nur in den Gräbern der Christenzeit, ebenso in Komunta wie in Stepan-Zminda.

Die Metallindustrie kann nicht von Sibirien in den Kaukasus eingeführt sein und von den, irrthümlich Turanen genannten Mongolen und Tataren herstammen, denn es ist, wie wir jetzt wissen, der Kaukasus selbst reich an allerlei Erzen und namentlich der kleine Kaukasus ein reines Erzgebirge, reich, ja selbst sehr reich an alten Grubenbauten, abgesehen von dem Kolchis der Argonauten, das identisch ist mit dem Ophir (Orpheus) des Salomon und im Kubandelta spielt. (Ophir und Orpheus bedeuten Feuergold.) Die Turanen der Perser etc. waren die, das Kubangebiet bewohnenden Hiksos der Aegypter, die Skythen des Herodot, daher keine centralasiatischen Völker, sondern Juden. Auch kennen schon der Mythus, die biblische Genesis, die assyrischen Sagen die Erzindustrie: was will denn das Schurzfell der Assyrier anders besagen, als dass sie Erzarbeiter waren? Es ist daher anzunehmen, dass es gerade der Kaukasus ist, von wo aus sich nach allen Weltgegenden diese Industrie verbreitete, selbst bis nach Sibirien hin.

Zum Vergleich des Gesagten hier bitte ich die Gegenstände auf den Tafeln von Wyrouboff zu vergleichen, welche der unteren Etage von Samthawro und den Gräbern von Redkin-Lager angehören:

Taf. I. gehören alle Nummern, ausgenommen Fig. 7, 9, 12, der unteren Etage von Samthawro an.
Taf. III. Fig. 1, 4, 5. Samthawro, untere Etage. Fig. 2, 3. Redkin-Lager.
Taf. V. Fig. 1, 3. Samthawro, untere Etage. Fig. 6. Digurien.
Taf. VI. Fig. 2—10, 12, 13, 15. Samthawro, untere Etage.
Taf. VII. Fig. 9—12. Stepan-Zminda-Schatz.
Taf. VIII. Fig. 5. Stepan-Zminda-Schatz. Fig. 6—9. Samthawro, untere Etage.
Taf. IX. ganz von Samthawro, untere Etage.
Taf. X. ganz von Samthawro, untere Etage.

Taf. XI. ganz von Redkin-Lager.
Taf. XII. Fig. 1 von Redkin-Lager.

Hr. Virchow spricht seine Genugthuung darüber aus, dass sein Vortrag dem Nestor der kaukasischen Archäologen Veranlassung zu so ausgiebigen Mittheilungen gegeben habe, welche der Gesellschaft den Ausblick auf eine Reihe ganz neuer Fundstellen gewähren. Er selbst erkenne dankbar die Fülle neuer Thatsachen an, welche Hr. Bayern berichte. Auf Einzelheiten behalte er sich vor später zurückzukommen; heute wolle er nur ein Paar Punkte erörtern.

In Bezug auf die Chronologie der kaukasischen Gräber sei er durch Hrn. Bayern nicht überzeugt. Wenn man von der, doch immerhin noch fraglichen Anwendung der Bibel auf die Geschichte des Kaukasus absehe und nach objektiven Merkmalen der Gräberfunde selbst urtheile, so erscheine es ihm immer noch wahrscheinlich, dass Koban unter den eigentlichen Gräberfeldern zu den ältesten gehöre, wenn nicht das älteste sei. Der Umstand, dass in Redkin Lager nur zwei eiserne Wurfspiesse gefunden seien, könne gegenüber den höchst spärlichen Eisenfunden in Koban, die man früher auch ganz geleugnet habe, nichts bedeuten. Im Ganzen stimme, wie gerade die Tafeln von Wyrouboff bewiesen, Redkin Lager mit der unteren Etage von Samthawro im höchsten Grade überein; er mache namentlich auf die früher nicht besprochenen Thongeräthe aufmerksam. Letztere finden sich in Koban höchst spärlich und in ganz primitiven Formen, denen gegenüber die von Samthawro und Redkin Lager eine hohe Kunstentwickelung andeuten. Auch die Formen der Dolche und namentlich des Bronzeschwerts von Samthawro, das er früher allerdings übersehen habe, schienen auf eine vollkommnere Kultur hinzuweisen. Jedenfalls werde sich auch die archäologische Stellung von Redkin Lager nach der Entscheidung über die Stellung der unteren Etagen von Samthawro bestimmen.

Die Kurgane habe er in seine frühere Betrachtung nicht mit einbezogen, da es ihm zu sehr an genauer Kenntniss derselben gefehlt habe. Das, was Hr. Bayern darüber, sowie über megalithische Monumente mittheilt, sei von grosser Wichtigkeit, indess folge aus seinen Mittheilungen auch noch nicht mit Sicherheit, wohin sie gehören. Seitdem wir wissen, dass in Vorderindien noch bis auf den heutigen Tag ganz ähnliche Cairns gesetzt werden, muss erst durch sehr genaue Untersuchung festgestellt werden, welches das Alter solcher Steinsetzungen ist. Die Angabe, dass Graf Sumarokoff in einem Dolmen ein Eisenschwert gefunden habe, beweise, wie nothwendig es auch hier sei, vorsichtig zu verfahren.

Betreffs der Ausgrabungen in Koban bemerke er, dass die Ausstellungen des Hrn. Bayern auf die seinige nicht zutreffen. Hr. Chabosch Khanukoff habe allerdings mit grosser persönlicher Hingebung sich daran betheiligt, aber die eigentliche Leitung und die Herausnahme der Gegenstände sei stets durch ihn selbst (Hrn. V.) oder durch Hrn. Dolbeschew erfolgt. So sei er zu der Vorstellung gekommen, dass dasselbe Grab wiederholt benutzt worden und dass zuweilen spätere Bestattungen durch die früheren Leichen oder Skelette hindurch bis in tiefere Schichten geschehen seien; er könne daher nicht von vornherein zugeben, dass die „obere Etage“ die jüngere und die „untere“ die ältere sei. Auch sei es ihm im hohen Maasse zweifelhaft, ob die Beigaben in den einzelnen Schichten constant verschieden seien. Uebrigens sei die Erde in den von ihm untersuchten Gräbern so zähe und schwierig zu bearbeiten gewesen, dass es ihm trotz grosser persönlicher Mühe nicht möglich war, einen einzelnen Schädel unversehrt zu Tage zu fördern.

Auch in Bezug auf die kleine Sammlung von Bronzen, die er bei dem General

Smekailow in Batum gesehen habe, müsse er die Vermuthung des Hrn. Bayern, dass sich darunter Stücke von Koban befunden haben möchten, als nicht zutreffend bezeichnen. Er habe dem General sein hohes Erstaunen ausgedrückt, Bronzen, welche denen von Koban so ähnlich seien, hier wiederzufinden; darauf habe der General ihm die Auskunft ertheilt, sie seien von Tschurukziche, einem nicht weit nordöstlich von Batum gelegenen Orte. Seitdem übrigens Hr. Calvert bei Ine in der Troas eine der kaukasischen ähnliche Fibula gefunden habe, sei es nicht mehr so auffallend, dass sie sich auch in Gurien zeige. —

(14) Von Hrn. Jentsch liegen vor Mittheilungen über

neue prähistorische Alterthümer aus dem Gubener Kreise, namentlich aus dessen Burgwällen.

In der unmittelbaren Nähe der Lubst, eines wasser- und vormals fischreichen Nebenflusses der Neisse, dem die zahllosen, nur an einzelnen Stellen durch Verlegung des Bettes beseitigten Windungen charakteristisch sind, und der angeblich das stärkste Gefäll in unserer Provinz hat, sind folgende 5 alte Wallanlagen festgestellt, von denen eine seit langer Zeit bekannt, zwei andere bereits gelegentlich erwähnt, zwei aber, die als Urnenfelder angesehen und auch als solche bisher wenig beachtet wurden, erst in den letzten Wochen untersucht worden sind. Von ihnen reicht eine bis in die germanische Zeit zurück, zwei bis in die spätslavische Zeit hinein.

1. Am weitesten stromaufwärts liegt der Burgwall bei Neumühle, östlich von Sommerfeld, Kreis Krossen. Die von dorther in die Gubener Gymnasial-Sammlung gelangten Scherben (unter ihnen ein Topfboden mit kreisrunder Vertiefung und ein Fragment mit dreireihiger, eng geschlängelter senkrechter Wellenlinie) sind charakterisirt Verhandl. 1881, S. 29. Unter den 4 Randstücken ist 1 (mit dieser Wellenlinie) mässig, 2 sind etwas weiter, 1 breit umgelegt. Ornamentirung zeigen im ganzen 10 Scherben: 5 wagerechte Wellenlinien (4 je eine, 1 mit vierzinkigem Geräthe hergestellte), 2 horizontale Parallelfurchen, 1 wagerechte Riefelung, 1 hartgebrannter, gelbbrauner Scherben zeigt ein 9 *mm* breites, eingepresstes Band, auf welchem senkrechte Pfeilspitzen in entgegengesetzter Richtung dicht neben einander gestellt sind. Ein eiserner Ring ist wieder verloren worden.

2. Der Bâlshebbel bei Starzeddel, Kreis Guben. Südlich von Starzeddel schlängelt sich die Lubst dem Dorfe zu durch ein breites Wiesenthal, das gegen ihre Ueberfluthungen durch einen schmalen Dammweg nur wenig geschützt ist. Im Westen wird es durch eine deutlich sich abhebende Erhöhung begrenzt, deren östlicher Vorsprung den um die Kirche gruppirten Theil des Dorfes trägt, und die sich als flacher Landrücken bis zur Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahnstrecke hinzieht. Auf eine weite Ausdehnung ist die einzige, jenem erhöhten Vorsprunge entsprechende Erhebung in den niedrigen Wiesen der Balshebbel. (Hebbel = Hügel.) Er liegt 500 Schritt östlich von der Kirche, im O. unmittelbar gestreift durch das Freiwasser (so benannt im Gegensatz zu dem vor der Wassermühle gespannten) oder die Lache, angeblich die ehemalige Lubst, deren gegenwärtiger Lauf im Westen des Walles von seiner südlichen Ecke 40 Schritt, von der nordwestlichen (vergl. unten) nur 25 Schritt entfernt ist. Durch einen einzelnen, von Hrn. Mühlenbesitzer Paulig gelegentlich mir übersandten Scherben mit charakteristischer Zeichnung wurde ich auf die Anlage aufmerksam, deren Besuch Hr. Paulig in entgegenkommender Weise gestattete: erschwert wurde die Fahrt dorthin durch die Ueberrieselung der Wiesen in Folge des Hochwassers der Lubst.

Der runde Hügel markirt sich auf allen Seiten ganz deutlich durch eine ziemlich steile Erhebung von 1,5 *m*; an seiner höchsten Stelle im NW. steigt er noch bis zu 5 *m* auf. Der Umfang beträgt 410 Schritt (durchschnittlich zu 75 *cm*). Auf der Oberfläche, die durchweg beackert ist, lässt sich nur noch eine sehr mässige, muldenförmige Einsenkung, die kaum 1 *m* betragen dürfte, erkennen. Aus dieser bedeutenden Einebnung, wie aus der Untereinandermischung sehr heterogener Scherben ist auf eine tiefergreifende Durcharbeitung des Bodens zu schliessen, die, wie die stark ausgebleichten Knochen und Gefässbruchstücke verrathen, von welchen letzteren ein Theil durch den Pflug zerkleinert ist, bereits vor längerer Zeit erfolgt sein muss. Vordem ist der Wall mit Kiefern bewachsen gewesen; noch jetzt ist dies der Fall bei einer 30 Schritt langen, 12 Schritt weit heraustretenden, minder hohen Halbinsel, die durch eine flache Einsenkung abgetrennt dem nördlichen Theile des Westrandes vorgelagert ist (s. oben). An der westlichen Ecke der Südseite setzt ein 5 Schritt breiter, 22 Schritt langer, 1 *m* über die Wiesen erhöhter Weg in das Bruch hinein an, der sich zu einer ostwärts angeschlossenen Kaupe von 23 Schritt Umfang erweitert und dann weiter östlich gebogen schnell sich verliert, möglicher Weise jedoch neueren Ursprungs. Im NO. ist ein von einer vereinzelt stehenden Eiche ausgehendes Steinpflaster 0,3 *m* unter der Oberfläche gefunden worden: nach der Beschreibung kann nicht wohl ein etwaiger Steinkern der Umwallung darunter verstanden werden, da es bis zur Mitte geführt haben soll.

Eine Absuchung der Oberfläche ergab zahlreiche Scherben, der Mehrzahl nach ohne Zeichnung; die mit charakteristischem Ornament aber waren von verschiedener Art: slavische und vorslavische lagen unterschiedslos neben einander; die letzteren hatten nur noch zum Theil ihren eigenthümlichen Glanz, meist war dieser vielmehr matt und stumpf geworden, bisweilen waren sie schon so verwittert, dass man bei ihnen die eingemischten Sandkörner stärker herausfühlte. Der Zahl nach überwiegen die der ursprünglichen Oberfläche näher gewesenen slavischen. An rechter Stelle aufgegraben dürfte der Wall daher doch vielleicht noch intakte germanische Reste bieten: die glatten Scherben fanden sich besonders im W. und S., also auf den tiefer abgetragenen Partieen. Eine Eingrabung an einer 20 Schritt vom südlichen Rande entfernten Stelle, wo sich ein Henkelstück gefunden, zeigte zunächst eine 60 *cm* starke Humusschicht, dann braunen Boden in der Stärke von 35 *cm*, darunter weissen, feinkörnigen Sand: Gefässfragmente oder Knochen fanden sich hier ebensowenig wie Schneckenhäuser. Im W. trat bei zwei etwa 15 Schritt von einander entfernten Eingrabungen am äusseren Rande 1 *m* über der Wiese leichter gelber Sand zu Tage. Ausgeschlossen ist nicht, dass sich die Anlage auf einer natürlichen Flussinsel erhebt.

Die aufgelesenen Scherben sind folgender Art: I. Germanische. 1. Ein graubraunes Stück trägt einen 3,2 *cm* breiten, defekten Henkel, der so dicht ansetzt, dass die rundliche Oeffnung nicht einen Finger durchlassen würde; 2. drei dicke, auf der äusseren und inneren Oberfläche braune Scherben haben einen mit unregelmässig eingedrückten Tupfen verzierten Wulst, jenes Ornament, das, wie es scheint, für die germanischen Burgwallschichten charakteristisch ist: es ist im heiligen Lande bei Niemitsch häufig, ferner ist es im Batzlin und im Schlossberge bei Burg constatirt; im Gröschkenberge bei Grossmehssow, Kreis Calau, ist es bei einem, mit den Herren Kreisphysicus Siehe und Dr. Behla im April d. J. dorthin unternommenen Ausfluge von uns gefunden, und im Burgwall bei Schlieben ist es allem Anscheine nach gleichfalls vorgekommen[1]). 3. ein graues Randstück aus dichtem,

1) Siehe Wagner, Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbufer

recht festem Thon, an welchem senkrecht, dicht unter dem Rande einsetzend, ein 3,7 *cm* langer, 0,8 *cm* breiter, 0,7 *cm* hoher Wulst mit dreieckigem Querdurchschnitt herabläuft; das Gefäss war ein wenig nach innen gewölbt, der Rand nicht ausgebogen. 4. im ganzen 15 Randstücke, von denen 5 nach innen gewölbt sind (2 von ihnen mit etwas verdicktem Rande, doch ohne spiralige Eindrücke, wohl zu Schüsseln oder Näpfchen gehörig), 4 ganz wenig nach aussen gebogen; 1 dunkler stammt von einer dünnen, glänzenden Schale; die übrigen steigen steil auf. Bei 2 mit sehr unebener Oberfläche zeigt der obere Rand grobe Fingereindrücke, durch welche roh gearbeitete Knöpfchen hergestellt sind. 5. 13 unverzierte Stücke mit glatter Oberfläche und 1 schwammig nachgebranntes. Angeblich ist auch ein ganzes Näpfchen beim Ausheben des Bodens für Obstbäume gefunden worden.

II. Slavische, meist rothbraun (theils mit röthlicher, theils mit grauschwarzer Innenseite), einzelne grauschwarz. 1. mit Wellenlinien dicht unter dem Rande 5 (1 einfache, 1 mit zweizinkiger grosser Curve, die etwas schräg gestellt ist, 2 mit drei- und 1 mit vierzinkiger Wellenlinie, welche letztere tief und zierlich gleichmässig eingezogen ist). 2. mit geradlinigen Strichsystemen 4, theils wagerechten, theils schräg verlaufenden, theils rhombisch combinirten. 3. mit grossen, viereckigen Punkteindrücken 2 (bei einem in wagerechter Reihe, bei den anderen in senkrechten Parallelreihen). 4. mit senkrechten Parallelreihen von kurzen, dreizinkigen Einrissen 1 (vergl. Stargard). 5. mit kurzen, schrägen Einschnitten 2 (bei einem mit flachen, bei dem anderen mit scharfkantigen). 6. mit wagerechten Parallelfurchen 4, mit Riefelung 2. 7. einer mit eigenartigen, kreisrunden, gitterförmigen Stempeleindrücken von 1,5 *cm* Durchmesser in Abständen von 1—1,5 *cm*:

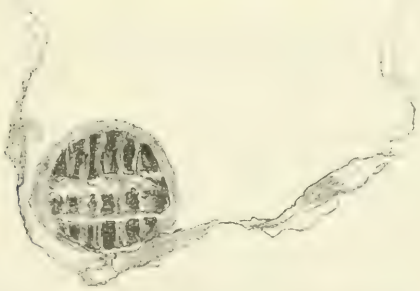


Fig. 1. aus dem Starzeddeler Burgwall. Nat. Gr.

der Stempel hatte 5 senkrechte Einschnitte (die sich als Erhebungen in dem Eindrucke ausprägten), diese sind durch 2 Längseinschnitte gekreuzt. — Einzelne dicke Scherben sind anscheinend in weichem Zustande künstlich rauh gemacht. — Von den Randstücken sind 7 mässig, 1 mehr ausgewölbt, 1 mit schrägen Eindrücken ist breit umgelegt; bei einem hellfarbigen verdickt sich der Rand zu einem kolbenförmigen Durchschnitt. Ein dünnes, klingend gebranntes Stück viel späteren Ursprunges, gleichfalls hellfarbig, mit ungeschicktem Henkelansatz, von einem Gefäss mit ca. 7 *cm* Durchmesser, zeigt eine profilierte Randleiste. — Die erhaltenen Bodenstücke sind dick, flach aufliegend; der Thon der Seitenwand ist bisweilen

Leipzig 1828. S. 11: „an Füssen, Knöpfen ... kann es den Gefässen nicht gefehlt haben." S. 12: „hier und da fanden sich an den Rändern noch aufgetragene, sehr erhaben gearbeitete Verzierungen in Reifenform."

heruntergestrichen und unten ein wenig nach aussen getrieben. Unter 17 derartigen Fragmenten sind nur 3 von grösserem Umfang, deren keines einen Stempel zeigt. — Spinnwirtel sind häufig vorgekommen, aber nicht aufbewahrt worden.

Metall ist bis jetzt nicht gefunden. Nach der Sage liegt dort so viel Gold vergraben, „dass man halb Starzeddel dafür kaufen könnte." Ein unterirdischer Gang soll von dem Schatz zur Kirche führen. Noch jetzt kommt bisweilen die Kunde in's Dorf, „dass Abends dort wieder das Gold gespielt (in der Luft geflimmert) habe." „Man sieht dort das Licht schimmern und tanzen und förmlich hereinlocken."

Im Mittelalter soll das wunderthätige Bild der heiligen Margarethe zu Starzeddel dort gestanden haben, zu welchem, was historisch ist, bis zur Reformationszeit Frauen wallfahrteten und dem die Mütter die funiculi umbilic. der Kinder weihten (s. Lausitz. Magaz. Bd. 40 (1863) S. 410, Nr. 256a). Die Sage setzt jetzt hinzu, dass früher an derselben Stelle ein heidnisches Götzenbild gestanden habe. —

Zwei germanische Urnenfelder liegen in der Nähe, das eine 600 Schritt westlich, das an die Südseite des neuen Kirchhofs anstösst und sich bis zur Paschkeschen Ziegelei erstreckt; das andere 1,2 *km* nordwestlich: aus jenem besitzt die Gubener Gymn.-Samml. einige Scherben, graugelb, ohne charakteristische Zeichnung, zum Theil künstlich rauh gemacht; ferner ist dort eine Bronzenadel gefunden. Aus dem zweiten stammen die in der Zeitschr. f. Ethnol. Bd. XIV, S. 129, beschriebenen Funde, nicht aber, wie ich ausdrücklich bemerke, die in den Verh. vom 18. März 1882, S. 194 beschriebene Sprossenfibel, die, wie inzwischen angestellte Recherchen über die Provenienz ergeben haben, nur nach Annahme des Ueberbringers mit den Starzeddeler Gefässfragmenten, mit welchen zugleich sie der Gymn.-Samml. übergeben wurde, auch zusammengefunden war: sie stammt aus dem Urnenfelde nordöstlich von Rampitz, Kreis Weststernberg (vergl. Verhandl. 1879, S. 372 ff., 1880, S. 25 f.). Der gleichfalls Scherben einschliessende Vorsprung im W. (S. 355) ist noch nicht untersucht.

Demselben Theile des Lubstgebietes, in welchem Starzeddel liegt, gehört das in der Nähe von Amtitz gefundene, Verhandl. 1881, S. 181, beschriebene slavische Gefäss mit Wellenornament an.

3. Die alte Schanze bei Stargard, kurz beschrieben von Cantor Gattig sen. im Lausitz. Magaz. X (1832) S. 78. Sie liegt 650 Schritt nördlich vom Dorfe, 350 Schr. östlich von der Lubst, 700 Schr. östlich von der neuen Chaussee im Lubstthale entfernt. Sie ist Gemeindeland, das während des Sommers verpachtet wird. Der Neidgraben, welcher im O. in einem flachen, halbmondförmigen Bogen herumzieht, grenzt im N. fast unmittelbar an. Das umliegende Terrain ist eine im Winter überschwemmte, aber auch in feuchten Sommern stark wasserhaltige Wiese, aus welcher einzelne natürliche Erhebungen und künstliche Aufschüttungen nur wenig hervorragen. Der obere schwarze Boden des Walles ist angeblich aus derselben ausgehoben; die so entstandenen Vertiefungen sollen noch erkennbar sein. Der innere Durchmesser der Anlage beträgt von O. nach W. 110, von S. nach N. 90 Schr., der Umkreis 300 Schr., die Erhebung über das umgebende Terrain im SO. an einer wohlerhaltenen Stelle 6 *m*, die über den inneren Boden nicht so viel, die Neigung der äusseren Böschung 40°, die der inneren 15°. Die Krone des Walles ist ein wenig gewölbt, in ihrem Verlaufe uneben. Die erhaltenen Partien sind mit Rasen bewachsen, im N. und O. theilweise mit Dornengestrüpp. Eine kleine Abbildung ist in Preusker's Blicken in die vaterländ. Vorzeit III. 1844. (Taf. VI. Fig. 28a) enthalten. Sie zeigt im W. 2 Einfahrten, die man in neuerer Zeit durch völlige Abtragung vereinigt hat: sie scheinen die nach Gattig's Bericht im Sommer 1831 hergestellten zu sein. Um 1835 ist auch

im N. ein Durchbruch gemacht worden, dessen Seitenflächen jetzt bewachsen sind. Die Beschaffenheit der am besten untersuchten westlichen Partie war folgende: Den Kern des Walles bildete 0,33 *m* unter der äusseren Oberfläche Steinsatz von Manneshöhe; daran lag nach innen schwarze, knochen- und scherbenhaltige Erde der oben bezeichneten Art, in welcher Schneckenhäuser bis jetzt nicht bemerkt worden sind. Unter dieser Schicht, in der sich auch eine liegende, unbearbeitete Eiche und Eisengeräth, mehrfach versinterte Holzstücke fanden, ist gelblicher, gewachsener Boden, der dafür spricht, dass die Anlage auf einer natürlichen Erhebung errichtet ist, wie eine gleiche 150 Schr. weiter südwestlich lag (s. unten), die vor einigen Jahrzehnten auch zur Aufhöhung der Wiese abgefahren worden ist. — Im S. bildet den Inhalt des Walles mit Steinen durchsetzte Lehmschüttung, in der Knochen und Hirschgeweihe gefunden sind.

Eine Aufgrabung unmittelbar an der inneren nördlichen Ecke der abgetragenen westlichen Partie führte in ca. 1 *m* Tiefe auf ein dichtes Pflaster von glatten Feldsteinen von 0,2 *m* Höhe, das wenig über dem jetzigen Wiesenniveau lag. Darunter war feuchte, grauschwarze Wiesenerde. Das Pflaster erstreckte sich von der zerstörten Stelle weiter südwärts, nach Gattig's Andeutung wohl über das ganze Innere hin. Auf diesen Steinen sind zahlreiche Spinnwirtel, die zum grössten Theile nicht aufbewahrt worden sind, und Knochen gefunden worden, welche besser erhalten waren, als die mürberen in den höheren Schichten des Walles. An der Eingrabestelle fanden sich unmittelbar über dem Pflaster zusammenliegend: ein Topfboden mit kreisrundem Stempel; aus einem ganz flachen, mässig gewölbten, an der dicksten Stelle 2 *cm* starken Teller ein Kreisausschnitt von 9 *cm* Bogenweite; die Unterseite zeigt tiefe concentrische Riefelung; ein Scherben mit oberflächlicher Wellenlinie; ein Randstück, auf welchem die Wellenlinie theilweise in eine Art einfachsten Mäanders (von 2 *cm* Durchmesser) zerdehnt ist; 2 dünne Thierrippen, 1 Backenzahn u. s. w.

Ueber die Einschlüsse des Walles war Folgendes zu ermitteln: Steinwerkzeuge, wie sie Schuster Die Heidenschanzen, 1869. S. 98, 4, erwähnt, und Bronzegeräth sind nicht nachweislich: auf der Oberfläche liegen auffallend zahlreiche unregelmässige, aber scharfkantig pyramidale Steine von durchschnittlich 8 *cm* Höhe, ob zur Abwehr von Angriffen bestimmt oder ob zufällig so im Feuer zersprungen, ist nicht zu unterscheiden. An Eisensachen sind gefunden: 1. zwei Pfeilspitzen von ca. 7 *cm* Länge, 1,5 *cm* Durchmesser des Schaftstücks (Besitzer Cantor Gattig jun. in Stargard), 2. ein nicht sehr starkes Geräth (Fig. 2), das sich nach einer Seite hin hammerartig verdickt, nach der andern wie eine Picke etwas verbreitert und verdünnt (gegenwärtiger Längsdurchmesser 9 *cm*, Stärke in der Mitte 1 *cm*); der Stiel wird nicht durch eine Oeffnung eingesteckt, sondern für ihn ist ein 6 *cm* langer, 3 *cm* breiter, 2 *cm* dicker, nach dem Ende hin etwas stärkerer Ansatz vorhanden, dessen unterer Theil 2 *cm* weit hinein ausgehöhlt ist (in d. Gub. G.-S.); 3. ein „Degen mit deutlich erkennbarem Griff", aber ohne Parierstange; 4. ein trensenartiges Eisen (vielleicht eine grosse Spange); 5. ein anderes in Gestalt eines Steigbügels; 6. unter jener liegenden Eiche „eine Holzkette von Eisen" — dies Alles verloren. Zu dieser Gruppe von Funden würden drei Wetzsteine von oblonger Form, einer aus Thonschiefer, 2 aus dunkelgrauer, etwas glänzender Masse zu stellen sein. II. Ein Stück Hirschgeweih von 8 *cm* Länge, dessen beide Enden durch mehrere glatte Einschnitte abgehauen sind; eine angespitzte Rehstange von

Fig. 2. ⅓ nat. Gr.

10 *cm* Länge; ein grob angespitzter, flacher Längsstreifen eines Schenkelknochens von 6,5 *cm* Länge und 1,5 *cm* Breite, ein Eberzahn von direct gemessen 9 *cm* Länge, zugespitzt durch einen glatten Abschnitt von 3 *cm* Länge an der Innenseite. — Dies Alles in der Gymn.-Samml. Ein Biberzahn (desgl.), ferner so zahlreiche Knochen, „dass seiner Zeit die Arbeiter täglich für je 70 Pf. verkauft haben". III. Von den zahlreich gefundenen Spinnwirteln sind 3 erhalten von resp. 4, 3,5 und 3 *cm* Durchmesser und 1,8, 2,3 und 1,9 *cm* Dicke, der zweite mit stark heraustretender Mittelkante; ein glasierter (der dritte der bezeichneten) scheint dafür zu sprechen, dass die Schanze wirklich in späterer Zeit noch gelegentlich als Zufluchtsstätte benutzt worden ist (vergl. Gattig a. a. O.). Im Volksmund heisst sie auch die Schwedenschanze. IV. Von Topfgeschirr ist keines völlig erhalten. Auch ist auffallend, dass sich von einem und demselben Gefässe im ganzen nur 2, nicht unmittelbar an einander passende Fragmente gefunden haben, die also nicht erst beim Ausgraben auseinandergebrochen sein können. Rund zugehauen ist keiner der aufbewahrten Scherben. In der Gymn.-Samml. liegen im ganzen 270 vor, die gleichmässig beim Ablesen der Oberfläche und bei Eingrabungen gesammelt sind, mit alleinigem Ausschlusse ungezeichneter Stücke: 169 lassen die Randform deutlich erkennen, die Mehrzahl davon ist zugleich ornamentirt; 30 bilden den Ansatz eines Bodentheiles an der Seitenwandung; bei 43 ist ohne Erhaltung des Randes wenigstens die Art der eingeritzten Ornamentirung ersichtlich.

Die meisten erweitern sich vom Boden aus allmählich und schliessen, nach oben hin sich über einer mässigen Wölbung wieder verengend, mit deutlich abgesetztem Rande ab. Stärker ausgewölbt unter der oberen Einschnürung sind 8, kantig unterhalb derselben nach aussen gebogen 22. — Der Rand ist unter den 169 Stücken fast senkrecht aufgerichtet ohne Einschnürung bei 4 (sämmtlich ohne Ornament), mässig nach aussen gewölbt bei 65, breiter umgelegt bei 45, sehr breit, so dass fast eine wagerechte Fläche entsteht, bei 9. Eine Randleiste zeigt kein Gefässrest, doch bilden einzelne horizontal geriefelte Scherben durch eine stärkere Auskehlung und scharfkantige Begränzung derselben den Uebergang zu einer solchen. — In der Ornamentirung tritt eine grosse Mannichfaltigkeit hervor; abgesehen von den im ganzen gleichartigen Horizontalfurchen und der sogleich bei der Formung des Gefässes hergestellten wagerechten Riefelung, so wie von oberflächlichen horizontalen Einstrichen, die bei der Fabrikation zufällig entstanden sein können, sind 125 eigenartige Verzierungen deutlich zu unterscheiden. In ihnen treten als Grundtypen hervor: 1. horizontale Wellen- und Zickzacklinien, 2. einander durchkreuzende Strichsysteme, 3. Punkteindrücke, 4. flache Tupfen (sehr vereinzelt), 5. Kreiseindrücke: einschliesslich jener beiden einfacheren Verzierungsarten 7. — Tiefe schräge Einschnitte, die den Nägeleindrücken germanischer Gefässe ähneln und in Niemitsch häufig vorkommen, sowie die bandartigen Stempeleinpressungen sind nicht gefunden worden. Einzelne Ornamente sind ausserordentlich unregelmässig (Fig. 3). Die Verzierung war meist dicht unter dem Rande angebracht; neben 120, in einer der erwähnten 7 Arten ornamentirten Randstücken sind nur 63 verzierte Fragmente ohne Rand vorhanden, bei denen aber gleichfalls vielfach noch erkennbar ist, dass sie dem oberen Theile der Gefässe angehört haben, unter ihnen 43 mit verschiedenartigen Einritzungen, die sich nicht, wie Parallelfurchen und Riefelung ihrer Natur nach, über einen grösseren Theil der Gefässwandung ausbreiten. — Ist also aus der Beschaffenheit der Randstücke ein Schluss auf die Ornamentirung der ganzen

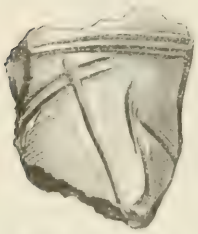


Fig. 3. ½ nat. Gr.

Gefässe gestattet, so ist zu bemerken, dass nur 49 durch grössere Randstücke repräsentirte Gefässe ohne Verzierung den 175 irgendwie absichtlich verzierten gegenüberstehen. Ob man hieraus eine Folgerung auf den Geschmack der slavischen Bevölkerung oder nur über den Zweck der Anlage (etwa zu einer Cultstätte) ziehen will, muss dem subjektiven Ermessen überlassen bleiben.

Da, wie bemerkt, die Zahlenverhältnisse der einzelnen Verzierungsarten nicht auf zufälliger, sondern gleichmässiger Aufsammlung der Scherben beruhen, unterlasse ich nicht, zur Charakterisirung der Walleinschlüsse folgende Einzelheiten beizufügen: 1. Wellenlinien zeigen 60 Scherben, theils sehr oberflächlich, wie mit einem Span oder starren Pinsel eingestrichen, theils nachdrücklich, mit seitlicher Aufschiebung des Thons eingeritzt, in wenigen Fällen sorgfältig gezogen, meist ungleichmässig und nachlässig, nur bei 1 wechseln ziemlich regelmässig hohe und niedrige, übrigens ziemlich steil gestellte Bogen ab. In einem Falle (S. 359) sind die Curven fast kantig zerdehnt. Bei 10 Gefässen waren die Wellenlinien mit Parallelfurchen verbunden (bei 2 standen jene zwischen diesen, bei 3 über, bei 4 unter solchen; bei 3 liefen die Furchen zwischen den Wellensystemen). Bisweilen schliessen sich die Liniensysteme nicht genau als Kreise. Einfache Wellenlinien zeigen 12 Scherben (7 deren 2, 1 deren 3 übereinander), mit zweizinkigem Geräthe gezogene 12, mit dreizinkigem 8, vierzinkigem 5 (wovon 4 in Verbindung mit gleichartigen wagerechten Systemen), mit fünfzinkigem 4 (unter ihnen 2 sehr zierlich mit gleichartigen wagerechten Systemen verbunden), mit sechszinkigem 1, mit achtzinkigem 3. Bei einem Scherben laufen je 2 Wellenlinien, Kreise einschliessend, in entgegengesetzter Richtung in einander (vgl. die Abb. Zeitschr. f. Ethnol. XIV S. 123. Niemitsch, wo zu lesen Grösse $^1/_3$). — Zickzacklinien haben 4 Scherben, wovon 2 über Parallelfurchen. Einfache senkrechte oder schräge Einstriche ohne Verbindung, bei denen aber die zeichnende Hand eine schräge Zickzacklinie beschreibt, laufen vom oberen Rande in Abständen von 1—2 *cm* herab bei 3 Scherben; bei 1 sind sie nach rechts konvex gezogen (Fig. 4). Ein kurzes, senkrecht stehendes dreiliniges Wellenornament zeigt sich bei 1 Scherben quer durch wagerechte Riefelung gehend; ein zweites, wenig deutliches zweizinkiges zwischen zwei mehrzinkigen

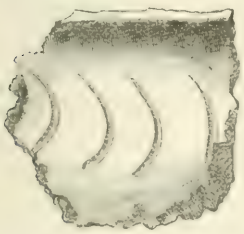


Fig. 4. $^1/_2$ nat. Gr.

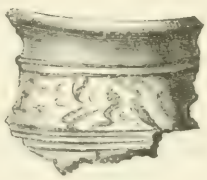


Fig. 5. $^1/_3$ nat. Gr.

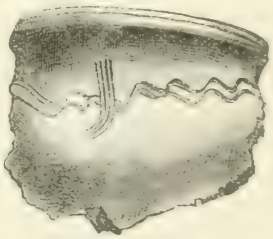


Fig. 6. $^1/_3$ nat. Gr.

Horizontalsystemen (Fig. 5), ein dritter Scherben (in Priv.-Bes.) zeigt eine einzelne 3 *cm* lange Schlängellinie. — 2. Einander durchkreuzende Strichsysteme tragen 6. Die paralellen (Fig. 6) wagerechten Systeme sind von einem vierzinkigen, j-förmigen, senkrechten Einstrich durchzogen bei 1; sie sind durch schräge Einstriche rhombisch gestaltet bei 2. — 3. Bei einem Scherben sind viereckige Gruppen scharf eingeprägter, länglich ausgezogener, paralleler Punkteindrücke in schräg nach unten gerichteten Reihen angebracht (vergl. Verhandl. 1877, S. 296 a. E.); bei einem andern ebenso geordnete Gruppen aus je 3 senkrechten, 1.6 *cm* langen Strichen; bei einem dritten stehen je 3 solcher Gruppen aus 3 Strichen senkrecht übereinander, und zwischen je zwei solcher Reihen läuft ein dreizinkiges

senkrechtes Liniensystem herab. Bei einem Scherben laufen die einzelnen, in schräge Reihen geordneten, 2 *mm* breiten Einrisse nach oben flämmchenartig in 3 Zacken aus. Punkteindrücke von der Stärke eines Strohhalms zeigen, in der Form eines lateinischen W fortlaufend, 2 Scherben, viereckig gruppirte 1, dreieckig 2, wagerecht gestellt 3 (bei deren einem die Eindrücke aber viereckig und von 4 *mm* Durchmesser sind). Aus kleinen Punkteindrücken sind senkrechte Strichsysteme hergestellt bei 2 (bei einem in der Länge von 7 *mm*, einem sehr dicht geschlängelten senkrechten Wellenornament ähnlich; ferner gebrochene wagerechte dreifache Linien bei 1; über einer zweizinkigen Wellenlinie läuft ein Band von Punkten, deren je drei übereinanderstehen bei 1. — Flache runde Tupfen von 2 *mm* Durchmesser zeigt übereindergreifend ein Scherben; bei einem findet sich über dreizinkigen Paralellfurchen ein Wulst mit flachen, schmalen, schrägen Eindrücken — wie ein Nachklang jener germanischen Burgwallornamentik. — 5. Kreiseindrücke hatten 2 Gefässe dicht unter dem Rande, nämlich eines wagerecht geordnete, über unregelmässig stehenden, nach unten offenen, doppelt gezogenen Halbkreisen (Fig. 7); das zweite anscheinend in senkrechte Reihen geordnet (Fig. 8),

Fig. 7. 1/3 nat. Gr.

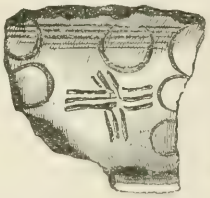


Fig. 8. 1/2 nat. Gr.

zwischen ihnen ein mit dreizinkigem Geräthe gezogenes Kreuz; eine Aehnlichkeit mit der Combination von Kreuz und Kreisen auf den sogen. Wendenpfennigen tritt nicht hervor. — 6. Wagerechte Furchen haben 25 Scherben (darunter 18 Randstücke), unter Anderem 4 in 1 *cm* weiten Abständen, 6 scharf eingerissene, 2 zum Theil schräg gegeneinander gezogene. Bei einem sind sie mit so schräg gehaltenem Instrumente gezogen, dass scharfstufige Absätze mit rechtwinkligem Durchschnitt zwischen den einzelnen hervortreten. — 7. Wellig geriefelt sind 23 Bruchstücke (darunter 14 Ränder). Die Auskehlungen sind zum Theil fast 1 *cm* breit und entsprechend tief; bei 2 laufen zwischen den Einwölbungen scharfe Horizontalkanten um die Wandung.

Topfböden sind 12 zum grösseren Theile erhalten, ausserdem von 18 der Ansatz an die Seitenwand. Einer ist 2,5 *cm* stark. Sie liegen sämmtlich glatt auf; bei keinem greift die Seitenwand kantig unter sie herunter, keiner ist concav eingewölbt. Kreisrunde Stempeleindrücke zeigen 6 (von 1—6 *mm* Tiefe und 2—2,8 *cm* Durchmesser): bei einem ist der Rand nach innen gebogen, bei einem nach aussen ein wenig in die Höhe gezogen. Hervortretende Zeichen trägt keiner. Von Henkeln, Oehsen, knopfartigen Ansätzen findet sich keine Spur; einen Wulst hat nur das bereits erwähnte Bruchstück; dagegen sind 2 grössere Randstücke nachträglich sorgfältig und glatt durchbohrt, das grössere mit ziemlich weit umgelegtem Rande 3 *cm* unter diesem; die Oeffnung ist aussen 7, innen 3 *mm* weit; das kleinere hat 2,5 *cm* unter dem beschädigten Rande eine cylindrische, 5 *mm* weite Oeffnung.

Die Farbe der Gefässe ist bei der Mehlzahl schwarzgrau, bei einzelnen dunkelbraun, bei einigen röthlich, auf der Innenseite meist gleichartig, im Bruch

schwarzgrau. Der Thon ist bei allen durchmischt mit Quarzbröckchen, zum Theil mit Glimmer.

Von anderweitigem Thongeräthe ist erhalten: 1. der innen unregelmässig geformte hohle Fuss eines Pokals, im Untertheile defekt, von 7,5 *cm* Durchmesser sich eingewölbt verjüngend bis auf 4 *cm* in der Höhe von 2 *cm*, darüber sich wieder ein wenig erweiternd. (Die Form unterscheidet sich wesentlich von dem breit und flach aufliegenden, schnell sich verjüngenden Fusse ähnlicher germanischer Erzeugnisse, deren 2 sich in der Siche'schen Samml. zu Calau befinden.) 2. der bereits erwähnte Theil eines mässig gewölbten Tellers; 3. mit Stroh durchknetete, 3 *cm* dicke, auf der Ober- und Unterseite leidlich geglättete, doch rissige, etwas eingewölbte Thonkörper, unregelmässig und roh geformt, etwa von einer Spanne Durchmesser: vielleicht Formen zum Brotbacken?

Aus diesem Inventar lässt sich die Bestimmung der Wallanlage nicht errathen: aus dem völligen Mangel der jüngeren Scherben mit Randleisten und mit Stempeleinprägungen ist vielleicht zu entnehmen, dass dieselbe in spätslavischer Zeit nicht mehr benutzt worden ist; das Aufgeben einer Opferstelle erscheint aber weniger wahrscheinlich, als das einer Zufluchtsstätte. Ob der Dorfname (das alte Schloss) auf einen solchen Vorgang oder auf besonders frühe Anlegung hinweist, ist nicht zu erkennen. Auch die Sage schweigt über diesen Wall.

150 Schritt südwestlich von demselben lag der oben bereits erwähnte flache, schwarze, moorhaltige Berg. Dort sind in Steinsatz Urnen mit Henkeln und kleine Beigefässe ausgegraben worden, die im ganzen den Lausitzer Typus zeigen; doch sind unter ihnen keine Buckelurnen. Ein Theil ist im Schulhause aufbewahrt (vgl. Gattig a. a. O.). Ferner sind dort zwei durchbohrte Steinhämmer gefunden, einer von sehr dunklem, auffallend schwerem Material (Priv.-Bes.), ein zweiter (Bes. Herr Cantor Gattig) ist inmitten des ersten Bohrlochs abgebrochen und zum zweiten Male konisch durchbohrt.

Ueber einen 1784 gesprengten Teufelsstein bei Stargard mit Näpfchen vergl. Verhandl. 1879, S. 438 und Heinze's Nachricht im Lausitzer Magazin XII (1834) S. 159.

4. Der Winkel bei Plesse, unlängst erst als ehemaliger Burgwall erkannt (vergl. Verhandl. 1881, S. 339), gelegen auf dem östlichsten Theile eines etwa 550 Schritt breiten Wiesenlandes, das wohl ein altes Flussbett bildete, und dessen westlicher Rand sich deutlich durch eine Bodenerhebung markirt, während im Osten sandiges Terrain angrenzt. 30 Schritt westwärts von diesem Ostrande entfernt floss in nördlicher Richtung die jetzt fast eingetrocknete alte Lubst; von ihr 75 Schritt weiter westlich erheben sich, unmittelbar im N. des Dorfes, die Reste der alten Anlage nur noch wenig über den umgebenden Boden. Das jetzige Lubstbett liegt weiter westlich innerhalb der bezeichneten Niederung. Das Fundament des Walles bildete eine Insel von natürlichem Boden (gelbem und weissem Sande). Vor etwa 30 Jahren betrug der Durchmesser der damals noch circa 1 *m* hohen Erhebung 150 Schritt; die Abtragung und Bebauung der Anlage muss ziemlich früh erfolgt sein, da einerseits der ersteren auch die ältesten Leute sich nicht erinnern können, andererseits auf der östlichen Hälfte noch alte, von O. nach W. gerichtete Beete erkennbar sind, während die jetzigen von N. nach S. gehen.

Eine Eingrabung im südlichen Theile, die Hr. Mühlenbesitzer Müller, dem das Terrain gehört, bereitwilligst veranstaltete, führte auf eine Brandstelle mit zahlreichen Kohlenresten, mürben kantigen Feldsteinen, vereinzelten Knochen, vielen Scherben ohne Ornament, dick, quarzhaltig, theils röthlich, theils bläulich grau; andere Scherben trugen Wellenlinien; einige hatten Randleisten. An einer etwas

weiter nördlich gelegenen Stelle fanden sich gleichfalls von der Oberfläche bis in 1 *m* Tiefe Scherben, ferner ein einzelnes Stück in Feuer erhärteten Lehms mit einem fingerstarken Stabeindruck. Allenthalben fand sich Eisenerz, wie am ganzen Lubstufer in dieser Gegend. Bereits früher ist man an drei Stellen auf Steinpflaster gestossen.

Was bei jener Aufgrabung zu Tage gefördert wurde oder auf der Oberfläche abgelesen ward, und was früher aufgehoben worden ist, befindet sich in der Gymnasial-Sammlung Es sind folgende Gegenstände: 1. ein thönerner Spinnwirtel, mit Sand durchsetzt, von rauher Oberfläche, an der Seite eingeschnürt, unten stark ein-, oben ausgewölbt, Höhe 2 *cm*, unterer Durchmesser 3,5 *cm*, oberer 4 *cm*. 2. ein wohlerhalten ausgegrabener Topf von 24 *cm* Höhe, der sich bis zu $^3/_4$ seiner Höhe langsam erweiterte, dann sich allmählich wieder verengte und mit mässig nach aussen umgelegtem Rande abschloss. Vorhanden ist nur noch der untere Theil, 10 *cm* hoch: der Boden liegt flach auf und setzt sich scharfkantig von der Seitenwand ab. Die Farbe ist ein helles Graugelb. 3. Bruchstücke von Gefässen: 9 Randstücke, von denen 2 steil aufsteigen, 2 ein wenig, 1 stärker umgelegt, 4 mit Randleisten, deren 3 von fast dreieckigem Querdurchschnitt, 1 dagegen weit herunterreichend und mit tiefem Einschnitt sich absetzend. 2 Topfböden, deren einer nach der Innenseite hin aufgewölbt ist, während an der entsprechenden, nur wenig eingesenkten Stelle der äusseren ein einzelner 1 *cm* langer, 0,5 *cm* breiter, 0,3 *cm* hoher Knopf heraustritt; dieser Scherben von 4 *cm* Durchmesser ist im ganzen kreisförmig. 15 ornamentirte Bruchstücke, nehmlich mit Wellenlinien 2 (beide mit zweizinkigem Geräth gezogen, bei einem in grossen oberflächlichen Curven, bei dem anderen zwei derartige Systeme über einander ohne Parallelfurchen); mit einander w-förmig durchkreuzenden dreireihigen Strichsystemen 1; mit in derselben Art geordneten Reihen aus je 3 übereinander stehenden kleinen Punkteindrücken 1; mit wagerechten dreizinkigen Parallelfurchen, unter denen anscheinend ein anderes Ornament hinläuft, 1; mit Horizontalfurchen, zum Theil breiten und tiefen, 9. Die Farbe ist meist gelbgrau. 4. ein Stück aus einem anscheinend runden Stein, dessen Aussenrand schräg liegt (Dicke bis über 2 *cm*, Bogenweite 5 *cm*), braun, feinkörnig, völlig eben auf der Oberfläche und fast polirt; der 0,8 *cm* breite Rand ist glatt, aber nicht ganz genau kreisförmig. — Metall ist bis jetzt nicht gefunden worden.

In nordnordöstlicher Richtung etwa 300 Schritt entfernt finden sich auf dem bereits erwähnten sandigen Terrain nahe bei der jetzt eingegangenen Wassermühle an der alten Lubst von dieser bis zum Wege Schöneich-Guben Urnen in Steinsatz: erhalten ist ein glattes Randstück, aussen braun, innen dunkel gefärbt, ein glatt aufliegender Boden, Seitenstücke aus einem grossen Gefäss mit künstlich rauh gemachter, rothbrauner Oberfläche, endlich der (Verhandl. 1881, S. 339, erwähnte, nicht auf dem Winkel gefundene) Pokalfuss mit 3 parallelen Horizontaleinstrichen. — 2. 200 Schritt weiter nördlich finden sich im Felde zwischen der alten Lubst und dem bezeichneten Wege Lehmpatzen mit fingerstarken Stabeindrücken, und 3. 400 Schritt weiter ostnordöstlich jenseits des Weges desgleichen, dort herum auch zahlreiche Brandstellen, auf beiden Feldern zugleich dicke, rauhe Scherben ohne Ornament vereinzelt. 4. Weiter nordwärts von der bei 2 bezeichneten Anlage ist die Verhandl. 1881 a. a. O. beschriebene Münze von Trajan ausgepflügt, in deren Aufschrift Av. GER (statt CFR) zu lesen ist.

5. Der Gubener Borchelt liegt 600 Schritt westnordwestlich vom Winkel bei Plesse jenseits der neuen Lubst, unweit derselben (vergl. Verhandl. 1879, S. 370, 1881, S. 339). Er erhebt sich in den höchsten Partien nur noch etwa 1 *m* über

den Boden und hat gegenwärtig, nach Abtragung des ehemaligen Walles, einen Durchschnitt von 110 Schritt.

Gefunden sind dort 1. 6 Randstücke (drei ohne Ornament), von denen drei mässig, drei etwas weiter, doch keins wagerecht umgelegt ist; 2. 4 Bodenansätze, dick, eben aufliegend. 3. Die Ornamentirung besteht in Wellenlinien bei 2 Scherben (1 dreizinkig, 1 einfach, oberflächlich aufgestrichen); fünfzinkige schräge Strichsysteme durchkreuzen einander bei 1; 1 zeigt grosse Punkteindrücke, anscheinend wagerecht geordnet, 1 wagerechte Riefelung. Die Farbe ist meist auf beiden Seiten gleich graugelb oder rothbraun, das Material ist mit Sand gemischt. 4. Mit Stroh, zum Theil auch mit Rohr durchknetete, aussen rothe, innen schwarze, auf einer Seite glatte harte Lehmstücke, wohl Bewurf von Baulichkeiten. Von Metall ist nichts erhalten.

Nach den Scherbenornamenten zu schliessen haben die beiden einander nahe benachbarten Anlagen gleichzeitig bestanden, wenn auch die erstere vielleicht länger in Benutzung geblieben ist: bei der Bestimmung derselben für Cultzwecke würde eine so grosse Nähe befremden können; sehr begreiflich wäre sie, wenn jene zur Sperrung des Flusses gedient hätten. Der im Plessischen Winkel gefundene Spinnwirtel scheint dafür zu sprechen, dass ein Haushalt darin aufgeschlagen war und nicht nur wechselnde Wachen darin hausten. Die Sage vom Gubener Borchelt weist das bedrängte und ersterbende Heidenthum dorthin (vergl. Zeitschr. f. Ethn. XIV, S. 127 M.): es ist durchaus glaubhaft, dass diese Wallanlagen, gleichviel was sie ihnen vorher gewesen waren, den Wendengemeinden nach dem Eindringen der Deutschen die Centren für das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit blieben bis zum Erlöschen ihres nationalen Bewustseins. Befremden würde es, wenn die christlichen Eroberer heidnische Cultusstätten, sofern sie dieselben nicht in christliche umwandelten, unangetastet gelassen hätten. Als die natürlichste und der Deutung der Funde den weitesten Spielraum gewährende Erklärung erscheint die Auffassung der Wälle als Zufluchtsstätten ebensowohl bei elementaren Gefahren, wie Ueberschwemmungen der in den Flussniederungen gelegenen Wohnstätten, als bei feindlichen Angriffen. Die Benutzung zu dem oben angedeuteten strategischen oder commerziellen Zwecke würde durch diese Annahme nicht ausgeschlossen.

Mitten zwischen der Lubst und der Neisse lag 6. der jetzt fast beseitigte Kesselwall bei Datten, westlich vom Dorfe, 20 Minuten nördlich von Niederjeser, Kreis Sorau, „babenartig angelegt", d. i. innen vertieft. Die Gubener Gymn.-Samml. besitzt von dort 4 Scherben, dick, mit Sand und Quarzgrus gemischt, nach aussen gelbroth, im Bruch wie auf der Innenseite schwarz. Ein Stück mit gerade aufsteigendem, oben etwas abgeplattetem Rande und 5 *cm* tiefer etwas kantig ausgebogener Seitenwand, zeigt oben eine doppelte Wellenlinie, unmittelbar über der Kante eine wagerechte Reihe von je 2 über einander stehenden kleinen Punkteindrücken; an diese Reihe setzen nach oben hin gleichartige senkrechte in Abständen von 2 *cm* bis nahe an die Wellenlinien an.

In der unmittelbaren Nähe der Neisse liegt 7. das heilige Land bei Niemitsch. S. Zeitschr. f. Ethn. XIV, S. 112 ff. Ueber neue Funde aus demselben soll später berichtet werden; ich hebe hier nur hervor, dass grössere Bruchstücke von 2 blumentopfartigen Gefässen, deren Boden je eine Oeffnung von 2 *cm* Durchmesser hat, in der slavischen Schicht bei einer Abkarrung vom östlichen Gesenke gefunden sind. (In der Gub. Gymn.-Samml.)

8. Der sogen. Buderoser Burgwall, 500 Schritt westlich von der Neisse, ausserhalb des alten Deiches, vormals Gemeindehütung von Buderose, dann von der Gemeinde Coschen eingetauscht, seit der Parzellirung Eigenthum des Schmidt Bu-

ligan zu Coschen, seit 30 Jahren beackert. Der Umriss ist undeutlich, die Einsenkung beträgt noch 1 *m*, die höchste Erhebung im SW. unweit eines die Grenze bildenden Fahrweges 2,5 *m*. Im S. ist der äussere Rand von der höchsten Stelle 20 Schritt, diese von der inneren Einsenkung 10 Schritt entfernt; der Durchmesser beträgt von S. nach N. 70 Schritt, der Umfang ungefähr 220 Schritt. Im S. fällt der schwarze Boden auf, im W. in 2 *m* Höhe eine röthlich gebrannte Lehmschicht mit Eichenkohlen.

Einschlüsse: 1. ein eisernes Beil von 12 *cm* Querdurchmesser, 11 *cm* Länge der mässig ausgewölbten Schneide; von gebogenen Linien begrenzt, verjüngt es sich bis auf 3,2 *cm* und erweitert sich dann so, dass die Länge der Rückwand 7 *cm* beträgt bei einer Breite von 3,2 *cm*; die Dimensionen des Stielloches sind 3,2 und 2,8 *cm*. Die Platte des Beiles ist uneben und namentlich im Verhältniss zu diesen Maassen auffallend dünn. 2. ein thönerner Spinnwirtel von 2,6 *cm* Höhe mit scharf heraustretender Mittelkante; Durchmesser in dieser 3,5 *cm*. 3. Gefässscherben: 3 Randstücke ohne Verzierung, 2 wenig, 1 etwas mehr nach aussen gebogen; 2 dicke, glatt aufliegende Bodenstücke; 5 verzierte Fragmente, 1 mit groben, unsicheren Doppelstrichen, die sich in grossen Abständen unter spitzen Winkeln durchkreuzen (s. Verhandl. 1877, S. 297), ein kleinerer mit schräg verlaufendem zweizinkigem Strichsystem, 1 mit schräg gestelltem dreizinkigem, 1 mit Gruppen von 5 strohhalmstarken Punkteindrücken, 1 mit wagerechten Parallelfurchen. Ein Scherben ohne Zeichnung von 4 *cm* Durchmesser ist rund zugehauen. Die Funde besitzt, ausser dem erstbezeichneten ornamentirten Scherben, die Gubener Gymn.-Samml. Eine dunkle Sage bezeichnet die Schanze als einen Räubersitz.

Die nächsten germanischen Urnenfelder auf dieser Seite der Neisse liegen bei Coschen (s. Verhandl. a. a. O.); das im O. des Dorfes genau in der Richtung der Kirche von Seitwan, welches Feld bei alten Bauern für eine Wohnstätte der Jülichen gilt, hat Eisenfunde (Fibeln) und unter Anderem eine weit offene braune Kesselurne ergeben (Gubener Gymnasial-Sammlung).

9. Im ehemaligen Lübbinchener See liegt ostnordöstlich von dem bekannten, jedenfalls auch slavischen, mittelalterlichen Pfahlbau eine kleine, abgetragene Anlage, „ein Rohrhorst"; aus demselben besitzt die Gymnasial-Sammlung nur drei ziemlich dicke, mit Quarzbrocken durchmischte Scherben, einige andere gleichartige das Märkische Museum zu Berlin; von jenen ist ein wenig ausgebogenes Randstück mit, unter einem rechten Winkel an einander stossenden, schrägen Reihen von Gruppen aus je 4 langgezogenen Punkteindrücken verziert. Auch hier liegt in der Nähe, östlich vom Dorf, südlich vom See ein germanisches Todtenfeld (Scherben in der Gymnasial-Sammlung).

Im Odergebiet liegt 10. die Wenzelsburg bei Neuzelle, s. Verh. 1881, S. 340. Dort ornamentirte Scherben mit mehrzinkigen geradlinigen Strichsystemen (Gub. Gymn.-Samml.),

11. der Burgwall östlich von Schlaben, mitten im Moor, fast ganz verschwunden: s. Verhandl. 1880, S. 225. Thonscherben in der Sammlung der Gesellschaft; zahlreiche Stücke erhärteten, mit Stroh durchkneteten Lehmbewurfs und kleine Schneckenhäuser in der Gubener Gymn.-Samml.

12. In der alten umwallten Schanze auf den Höhen nördlich von Bresinchen sind bis jetzt nur 1,5 *m* tief im Boden Brandstellen, doch keine Scherben gefunden (vergl. Verhandl. 1877, S. 297). —

Von den Anlagen im oder dicht am Gubener Kreise führt Preusker in dem oben citirten Werke 3 (die bei Stargard, die noch nicht untersuchten Kiebitzhügel bei Buderose und das heilige Land bei Niemitsch) an, Schuster in der bez. Schrift die ersten 2 von diesen, Haupt im Sagenbuch der Niederlausitz (Laus. Magazin XL

(1863) S. 34, Nr. 58), die erste. Unzweifelhaft werden ausser jenen 12 (innerhalb der Kreisgrenze 10) noch andere ermittelt werden.

Was den beiden Wällen mit germanischen Schichten (bei Niemitsch und bei Starzeddel) gemeinsam ist, ist bereits S. 356 hervorgehoben. Was sich dagegen von dem greifbaren Nachlasse der alten slavischen Bevölkerung in unserem Kreise bis auf unsere Zeit erhalten hat, beschränkt sich auf Folgendes (abgesehen von den Lübbinchener Pfahlbaufunden):

I. Aus Eisen. Arbeitsgeräthe, zum Theil zugleich Waffen: 1. Beil (Buderose), 2. Pike (Niemitsch), 3. Hammer (Stargard), 4. Heugabel (Niemitsch), 5. ein Bügel (ebend.); anderes Geräth: 6. Feuerstahl (Niemitsch), 7. Kette (Stargard), 8. Sporen (Niemitsch), 9. trensen-, 10. steigbügelartiger Gegenstand (Stargard). 11. Hufeisen (Niemitsch), 12. rechteckige Kramme (ebend.); Waffen: 13. Degen (Stargard), 14. Pfeilspitzen (ebend.), 15. Schleudergeräth (?) (Niemitsch). — Wetzsteine (Niemitsch, Stargard). II. Aus Knochen, Zähnen, Geweihstücken: pfriemenartige Geräthe (Niemitsch, Stargard). III. Thönerne Spinnwirtel (Niemitsch, Stargard, Starzeddel, Plesse, Buderose); eine Thonperle (Niemitsch). IV. Gefässe: völlig erhalten sind nur 2 zu Tage gekommen (Plesse, Amtitz). — Die Ränder sind meist wenig entwickelt, breit umgelegte stehen vereinzelt, noch weniger zahlreich sind Randleisten (Niemitsch; spätslavische, den lübbinchener Pfahlbaufunden ähnliche aus Plesse und Neumühle). Die Böden liegen meist eben auf; concave fanden sich in Niemitsch; runde Stempeleindrücke sind von Niemitsch, Stargard, Neumühle vorhanden, erhabene Zeichen nur von Niemitsch, ebendaher durchbohrte Böden. Rund zugehauen sind 2 Stücke (Plesse, Buderose). Das am häufigsten erscheinende Ornament ist die Wellenlinie; sie fehlt nur in den sehr unvollständigen Beständen aus Neuzelle und dem Lübbinchener Rohrhorst, aber auch in Buderose; senkrecht gestellt kommt sie sporadisch in Neumühle und minder deutlich in Stargard vor. Ihr stehen am nächsten geradlinige mehrzinkige Verzierungen: sie fehlen nur in Datten und in der gleichfalls nicht sehr umfassenden Sammlung von Neumühle (beide an der Grenze des Kreises). Grössere Punkteindrücke tragen Scherben von Niemitsch, Stargard, Starzeddel, dem Gubener Borchelt, Buderose, kleinere reihenweise geordnet solche von Niemitsch, Stargardt, Plesse, Datten. Kreislinien kommen vor in Niemitsch und Stargard, ebenda senkrechte Einstriche; horizontale Parallelfurchen in Niemitsch, Stargard, Starzeddel, Plesse, Buderose, Neumühle; wagerechte Riefelung in Niemitsch, Stargard, Starzeddel, dem Gubener Borchelt und in Neumühle. Stempeleindrücke trägt ein grobes Stück von Starzeddel, bandförmige ein dünneres von Neumühle (gleich mehreren aus dem Lübbinchener Pfahlbau). — Ein Tellerstück mit Ornament und ein Pokalfuss ist aus Stargard erhalten; ebendaher, von Niemitsch und vom Gubener Borchelt, sowie von Schlaben Lehmstücke, gewiss Hausbewurf; andere, breitere und glattere, vielleicht rohe Thonbretter oder Formen, von Niemitsch, Stargard.

Um einen sicheren Schluss über die Bestimmung der besprochenen Burgwälle insgesammt oder auch nur einzelner von ihnen zu ziehen, sind, wie bereits bemerkt, diese Funde noch nicht ausreichend.

(15) Der Hr. Cultusminister übersendet zur Kenntnissnahme einen Bericht der Alterthums-Gesellschaft Prussia für das Jahr 1881, namentlich über die

Untersuchungsreise des Dr. Bujak in Galindien und Sudauen.

Hr. Virchow bespricht dieselbe:

Auch auf dieser Reise wurden wiederum Schlossberge und Landwehren, sowie alte Wohnplätze aus dem 14. Jahrhundert und aus prähistorischer Zeit untersucht; den

Hauptgegenstand der Erforschung bildeten aber Gräber. Unter diesen sind besonders interessant mehrere Ganggräber, wie deren schon 1878 bei Klonn drei durch Prof. Heydeck aufgedeckt waren.

Eines derselben, auf dem Stasswinner Feld bei Ruhden (Kreis Lötzen) erwies sich als ein Hügelgrab, äusserlich mit Erde überschüttet, innen aus Steinen aufgebaut. Der Plan ist nach der Beschreibung (vergl. auch die Sitzungsberichte der Alterth.-Ges. Prussia 1880—81, S. 110) nicht ganz klar: es scheint, dass die Grabkammer ihrer länglichen Gestalt wegen als Gang bezeichnet ist, was mit der sonst gebräuchlichen Terminologie nicht stimmen würde. Die Grabkammer war 3,40 *m* lang, 0,56 *m* am Eingange und 0,78 *m* am hinteren Ende breit, 0,80 *m* hoch, und aus 6 Bordsteinen auf jeder Langseite mit beigefügten kleineren Steinen, sowie 4 Decksteinen gebildet. Ein Abschluss durch Steine an den Enden scheint nicht einmal hinten vorhanden gewesen zu sein; wenigstens wird davon nichts erwähnt. Der Boden war mit einem Pflaster von faustgrossen Feldsteinen versehen, auf welchem verbrannte Knochen und Holzkohle, jedoch ohne Beigabe, ausgestreut lagen.

Es wird erwähnt, dass schon früher Director Friederici eben solche Gräber, welche nur verbrannte Knochen enthielten, gefunden habe.

Drei ähnliche Grabhügel lagen auf dem Gut Friederikenhain (Kr. Ortelsberg). Sie hatten durchschnittlich eine Höhe von 1,5 *m*, eine Länge (SN.) von 12—16 und eine Breite (OW.) von 9—15 *m*. Das grösste und mittlere hatte 7 Decksteine von durchschnittlich 1 *m* Länge und 0,5 *m* Breite und Dicke, welche noch wieder von 2 Schichten kopfgrosser Steine überdeckt waren. Die Grabkammer lag jedoch excentrisch, sie nahm nur etwa die Hälfte des Hügels ein. In der Mitte der Ost- und Westseite waren 2 grosse Blöcke aufgestellt, doch wird nicht gesagt, ob diese äusserlich sichtbar waren. Die Seitenwände der Grabkammer waren aus grösseren und kleineren Steinen aufgebaut, auch der „Gang" am Nordende durch 3 Steine geschlossen. Die Grabkammer maass in der Richtung von S. nach N. 3,5 *m*, in der Breite vorn 0,49, in der Mitte 0,7, am Ende 0,5, in der Höhe 0,5 *m* Darin standen 10 Urnen: 4 nahe am Eingange, eine in der Mitte und 5 nahe am hinteren Ende; alle hatten eine kuglige Gestalt ohne Boden, waren mit gebrannten Menschenknochen gefüllt und standen auf einem ähnlichen rohen Steinpflaster. Sonderbarerweise wurde aussen über dem letzten Deckstein am Nordende ein bronzener Spiralfingerring gefunden. — In einem der anderen Hügel, dessen Einrichtung im Uebrigen ähnlich war, standen 30 Gefässe in Schalen- und Napfform, alle von Kugelform, so dass für ihre Fixirung kleinere Steine untergeschoben waren; unter letzteren fand sich auch ein undurchlochter Steinhammer in einer Schäftung aus Hirschgeweih. Eine Urne enthielt die beiden Hälften eines Bronzeringes aus einfachem Draht.

Es liegt hier also ein neues Beispiel von Zusammenvorkommen von Bronze mit einem (wahrscheinlich geschliffenen) Steinhammer (aus welcher Steinart?) vor. Man könnte freilich glauben, diess erkläre sich durch wiederholte Benutzung des Grabes, allein die gleichartige Beschaffenheit der Töpfe schliesst eine solche Deutung wohl aus.

Ausserdem wurde noch eine Reihe von Hügelgräbern untersucht, welche sich von den beschriebenen nur dadurch unterscheiden, dass keine regelmässigen Grabkammern um die Todtenurnen errichtet waren, sondern die letzteren auf dem Steinpflaster direkt mit Erde überschüttet waren. Indess scheinen doch gewisse Uebergangsformen vorhanden zu sein; so fand sich unter 6 Hügeln auf der Feldmark des Dorfes Brayniken (Kreis Neidenburg) einer, welcher einen excentrisch gelegenen

rechteckigen Raume von 1,7 auf 2 *m* Durchmesser, mit 4 grossen Steinen umstellt und von kleinen Steinen umlagert (ob mit Deckstein, ist nicht gesagt), enthielt; leider war der Raum bis auf Topfscherben und Kohlen ohne wesentlichen Inhalt. Auch die halbkugelige Gestalt der Urnen wiederholt sich mehrfach, jedoch zeigte sich eine allmähliche Anbildung einer „Stehfläche". Scheinbar bilden daher diese Hügelgräber, welche sämmtlich auf Leichenbrand hinweisen, mit den sogenannten „Ganggräbern" eine zusammenhängende Reihe, an welche sich weiterhin auch wohl regelmässige Steinkistengräber anschliessen dürften. —

Unter den zufälligen Funden ist besonders erwähnungswerth ein Bronze-Schaftcelt mit Ueberresten der ursprünglichen Hirschhornschäftung, der an einem Flussabhange in einem „Berge" von grossen Steinen bei Dembowitz (Kreis Neidenburg) lag und durch den Oberförster Seehusen in Hartigswalde gerettet wurde.

(16) Hr. v. d. Schulenburg übersendet eine Abhandlung über Schlangen- und Aalsagen. Dieselbe wird später in der Zeitschrift für Ethnologie erscheinen.

(17) Hr. W. Schwartz, von dem Vorsitzenden bei seiner definitiven Rückkehr nach Berlin auf das Freundlichste bewillkommnet, dankt für den ihm gewordenen Empfang und legt folgende, auf sein letztes Posener Schulprogramm bezügliche Mittheilung des Hrn. E. Rochholz, Conservator des Aargauischen Antiquariums, d. d. Aarau, 10. Mai, vor, betreffend

die Bronzepatina der Posenschen Fibeln.

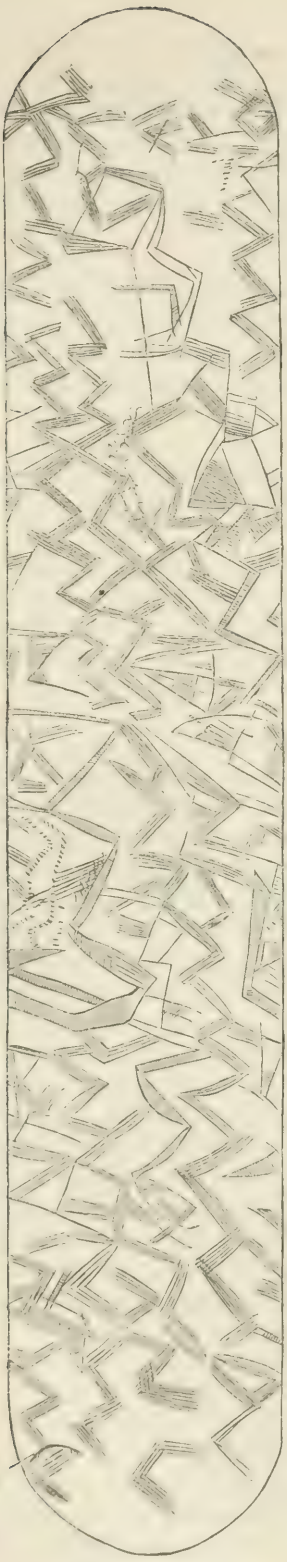
Von den auf dem Goraer Gräberfelde erhobenen Bronzen wird bemerkt, ihre Patina sei schwarzgrün und wie poliert. (S. 3). Ich füge hinzu aus persönlicher Erfahrung, dass diese Art Patina eine ausschliessliche Folge davon ist, dass der Bronzegegenstand längere Zeit dem Feuer (beim Leichenbrande) ausgesetzt und zugleich mit fettigen Gegenständen (Opferschwein) in Berührung gebracht war. Die blaugrüne Patina dagegen deutet bekanntlich auf die lange Zeit, welche Bronze im Wasser zugebracht hat. Um die erstgenannte Patina-Gattung hervorzubringen, überzieht man die Bronze mit Walrath und lässt sie auf einer heissen Eisenplatte langsam abtrocknen.

Von besonderer Wichtigkeit für mich sind die auf Bildtafel II gezeichneten Fibulae Nr. 1, 2 und 4. Diese sind, wie die beigefügte Erklärung angiebt, sämmtlich auf slavischem Gebiete erhoben worden, und sind theils aus Eisen, theils aus Bronze. Es ist höchst charakteristisch, wenn ich beifüge, dass unter den 146 Stück Fibeln unseres Aargauischen Antiquariums dahier sich grössere und kleinere Fibeln finden, sämmtlich aus römischen Aschenurnen stammend, die in ihrer Form des Bügels und der Nadelrast den von Ihnen verzeichneten verwandt, ja gleich sind. Wie soll man sich diese Conformität anders erklären, als dass man die Waare zusammen aus Italien importirt sein lässt? Der Tauschhandel vertrieb sie dann über germanisches und slavisches Gebiet.

(18) Hr. Nehring legt eine

Fibula aus Bronze von Blankenfelde (Mark Br.)

vor, welche kürzlich von ihm durch Kauf erworben ist. Nach den Angaben des früheren Besitzers ist dieselbe im Jahre 1874 unweit Blankenfelde (an der Dresdener Bahn, 3 Meilen von Berlin entfernt) beim Ausroden von Fichten, etwa



Aufgerollte Zeichnung eines Botenstockes.

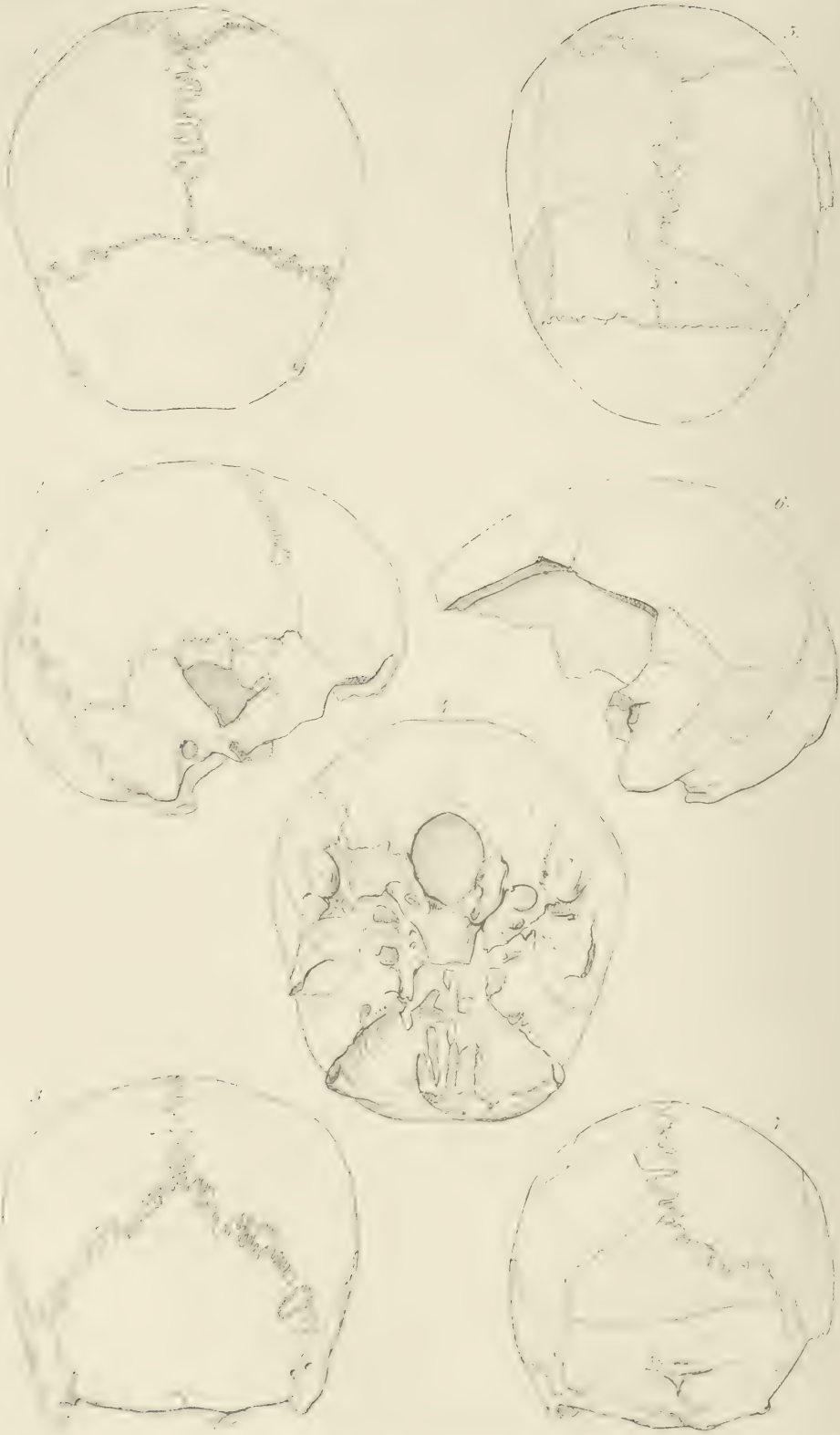
3 Fuss tief, ausgegraben, und zwar zusammen mit einer Urne, einem Pfeil (von der Form eines sogen. Haarpfeils) und sonstigen Alterthümern. Der Fund ist leider verzettelt worden. Nach dem Urtheil des Hrn. Dr. Voss ist die Form der Fibula eine bisher nur selten in Norddeutschland beobachtete. — Etwa 5 Minuten von der Ausgrabungsstelle entfernt soll eine alte (vermuthlich prähistorische) Begräbnissstätte gewesen sein.

(19) Hr. Bastian spricht über

australische Botenstäbe.

Als ich bei Rückkehr von meiner Reise Ihnen die Botenstöcke vorlegte, auf welche ich durch einen Zufall während des Aufenthaltes in Cooktown aufmerksam gemacht war, liess ihre gleichzeitige Einführung in die Literatur durch Smyth's Werk über die Eingebornen Victoria's voraussehen, dass es sich hier wieder um eine jener naturgemäss heranreifenden Fragen handle, für welche jetzt auch bald weiteres Material beschafft sein werde. Und so ist es geschehen, nicht nur in Folge der Correspondenzen, welche seitens des Museum's mit den Förderern desselben in Melbourne und Sydney eingeleitet wurden, sondern auch durch direkte Einsendungen an unseren Hrn. Vorsitzenden, dem wir die interessanten Mittheilungen in der Sitzung vom 21 Januar verdanken. Heute lässt sich ein fernerer werthvoller Beitrag zufügen, der einen bedeutsamen Schritt in der Erklärung weiter führt. Durch Freundlichkeit des Hrn. Gramlich wurden mir demselben durch Hrn. Consul Sahl in Sydney übergebene Botenstöcke persönlich überbracht; letzterer hatte unverhofft eine nachträgliche Auslegung derselben erhalten durch Zusammentreffen mit einem aus dem Innern in Melbourne angekommenen Viehhändler, der mit den Zeichen zweier dieser Botenstöcke bekannt war, während die des dritten von ihm nicht entziffert werden konnten, weil einem seiner Kenntniss fremden Stamme angehörig.

Auf dem einen der Stäbe wird die Waffenbrüderschaft eines Stammes durch einen anderen nachgesucht, um einen dritten zu bekämpfen, und wurden dem Gewährsmann die Lagerplätze, Berge, Flüsse u. s. w. ausgedeutet auf den für den Ueberfall einzuschlagenden Wegen. Stamm a schickt einen Botenstock an Stamm b, um sich mit ihm über die zwischen Bergen und durch Flüsse (wie mit Winkeln und Linien angezeigt) führenden Wege zu verständigen, damit der bei c lagernde Stamm gleichzeitig überfallen werde (in bestimmter Zahl von Tagen).



Verlag von PAUL PAREY in Berlin

Der zweite Stab giebt Nachricht von einem Schiffbruch und dem richtigen Wege, der, um ähnlichen Unfall zu vermeiden, einzuschlagen sei, unter Bezeichnung des Ausfahrtplatzes und der in der Fahrtrichtung zu vermeidenden Riffe. —

Hr. Virchow macht auf eine gewisse Verschiedenheit des hier vorgelegten Botenstockes von den von ihm selbst früher besprochenen (Taf. X) aufmerksam. Auf dem vorliegenden zeigen sich zwischen den kartographischen Zeichnungen die von Hrn. Bastian erwähnten Specialeinträge (a, b, c), von denen sich auf seinen Botenstöcken keine Spur gefunden habe.

(20) Es folgt jetzt die in der Sitzung vom 18. Februar vorbehaltene weitere Besprechung über den

Spandauer Bronzefund.

Hr. Virchow: Ich lege den Schädel vor, welcher im Jahre 1881 im Grunde des Moorbodens in Spandau zwischen den Pfählen gefunden und von Hrn. Vater zuerst auf dem anthropologischen Congress in Regensburg gezeigt wurde. Bei dieser Gelegenheit hat Hr. Schaaffhausen eine kurze Charakteristik und ein Urtheil über die Stellung desselben abgegeben, welches Hr. Vater in der früheren Sitzung (Verh. S. 117) wörtlich mitgetheilt hat. Er hat dabei zugleich erwähnt, dass meine Messungen mit denen des Hrn. Schaaffhausen übereinstimmten, dass ich jedoch ein Urtheil noch nicht ausgesprochen hätte, und er hat die Hoffnung ausgedrückt, dass diess bald geschehen werde.

Ich will dieser Erwartung gern so weit entsprechen, als ich dazu befähigt bin, und zu diesem Zwecke zunächst eine genauere Beschreibung des Schädels liefern: Derselbe hat das Aussehen eines sogenannten Torfschädels. Er ist von glänzend schwarzbraunem Aussehen und verhältnissmässig grosser Festigkeit, jedoch nicht schwer; nur am Hinterhaupt und dem rechten Parietale ist, offenbar nachträglich, die äusserste Rindenschicht in einer grösseren Ausdehnung abgelöst oder abgeblättert, jedenfalls nicht vorhanden, und die dadurch blossgelegten Schichten der äusseren Tafel zeigen eine mehr weisslich-graue Färbung. Die Moorfarbe ist also nicht tief eingedrungen.

Die Schädelkapsel ist vollständig, auch am Basilartheil; nur in der rechten Schläfenschuppe ist ein grosses, dreieckiges Loch. Dagegen fehlt das Gesicht nebst dem Unterkiefer vollständig. Offenbar sind diese Verletzungen schon vorhanden gewesen, als der Schädel in das Moor gerieth, denn alle Bruchstellen (auch die am linken Proc. condyl. occ. und an der rechten Seite der Unterschuppe) zeigen dieselbe schwärzliche Farbe, wie die ursprüngliche Oberfläche.

Es ist ein geräumiger Schädel von 1480 ccm Rauminhalt und starkem Knochenbau; alle Muskel- und Sehnenansätze sind stark entwickelt. Man wird daher kein Bedenken tragen dürfen, ihn als männlichen anzusehen, wenngleich die Stirn in manchen Beziehungen an weibliche Form erinnert. Alle Nähte sind offen und stark gezackt; nur die unteren Seitentheile der Kranznaht sind einfach linear.

Der Schädel ist in höchstem Grade hypsibrachycephal: Längenbreitenindex 88,4, Längenhöhenindex 84,4. Dabei ist, wie ersichtlich, die Höhenentwickelung noch beträchtlicher, als die Breitenentwickelung, wenngleich das absolute Maass der Breite (153 mm) grösser ist, als das der Länge (146 mm). Dem entsprechend erscheint der Schädel in der Norma verticalis (Taf. XVI. Fig. 1) sowohl am Vorder- als am Mittelhaupt sehr breit gerundet, dagegen ist das Hinterhaupt wenig sichtbar. In der Norma temporalis (Fig. 2) tritt besonders die Kürze des Längsdurchmessers,

die lange Stirn-Scheitelcurve und der hohe Abfall des Hinterhauptes hervor. Dabei ist die Stirn niedrig, die Tubera frontalia deutlich, der Theil des Stirnbeins hinter den letzteren lang und stark zurückgelehnt. Der Stirnnasenfortsatz ist breit und die Naht weit zurückliegend in Folge der starken Entwickelung des Stirnnasenwulstes, welche wiederum mit einer unvollständigen Persistenz der untersten Abschnitte der Stirnnaht zusammenhängt. Ich will sogleich hinzufügen, dass die Dächer der Orbitae auffallend flach und niedergedrückt sind. Die hohen Plana temporalia erreichen die sehr stark vortretenden Tubera parietalia.

In der Hinteransicht (Fig. 3) erscheint die Squama occipitalis hoch, breit und nach oben spitzwinklig, der Schädel im Ganzen gross, namentlich sehr breit, das Dach flach gewölbt, die Seiten ebenfalls etwas gewölbt und nach unten convergirend. Die Processus mastoides gross und weit vortretend.

An der Basis (Fig. 4) tritt die Breite und Kürze sehr scharf hervor, insbesondere sieht man die starke Wölbung der unteren Parietalgegend sehr deutlich. Das Foramen magnum ist gross und länglich. Die Apophysis basilaris breit und sehr höckrig. —

Aus diesem Befunde ergiebt sich meiner Meinung nach Folgendes:

1. Es kann nicht die Rede davon sein, dass der Mensch, dem dieser Schädel gehörte, als solcher lebend oder todt in das Moor gerieth. Der Schädel war schon bei der Versenkung in einem so eigenthümlich verletzten Zustande, wie der Schädel eines Todten in den ersten Tagen nach dem Tode es niemals sein kann. Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Schädel schon durch Verwesung gänzlich nackt und des Gesichtes beraubt, ehe er in das Moor kam. Irgend ein Zeichen künstlicher Bearbeitung, wie es z. B. an Schädeln vorkommt, die als Trophäen benutzt wurden, ist an ihm nicht wahrzunehmen.

2. Ueber die Dauer des Aufenthaltes des Schädels im Moore lässt sich eine sichere Zeitbestimmung nicht geben. Immerhin ist es auffällig, dass am Hinterkopf, namentlich an der Squama occipitalis und dem Parietale die oberflächlichste Rindenschicht der äusseren Tafel abgeblättert ist und dass schon die auf diese Weise freigelegten Schichten der äusseren Tafel nicht mehr die Moor- oder Torffarbe, sondern ein mehr weisslich-graues Aussehen und eine sehr geringe Cohäsion haben. Man könnte daraus folgern, dass der Schädel erst später in das Moor eingeschwemmt sei. Da der Fundbericht keineswegs so genau ist, dass die Lagerung des Schädels mit voller Sicherheit daraus erkannt werden könnte, so bleibt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass der Schädel mit den übrigen Funden oder wenigstens mit einer Anzahl derselben nicht gleichaltrig ist.

3. Was die Form des Schädels anbetrifft, so entspricht sie dem, was wir über die Schädel des Bronzevolkes im Norden wissen, keineswegs. Allerdings besitzen wir im Ganzen wenige Schädel aus der Bronzezeit, da damals als Regel der Leichenbrand bestand. Hr. Voss (S. 135) hat jedoch in seiner Erörterung in der früheren Sitzung schon auf das Schädelfragment von Bredow bei Nauen hingewiesen, von dem ich früher eine ausführliche Beschreibung geliefert habe (Bastian und Voss, Die Bronzeschwerter des Kgl. Museums, S. 48). Seit jener Zeit hat sich noch ein Stück Stirnbein dazu gefunden und ich habe das Ganze durch Gyps etwas befestigen lassen. Indess ist es doch so defekt (es fehlen die ganze Basis, das Gesicht, die eigentliche Stirn und die vorderen Schläfentheile), dass sich ein sicheres Urtheil darüber nicht fällen lässt. Diess ist um so mehr zu bedauern, als es sich hier gleichfalls um einen Moorfund und zwar aus nächster Nachbarschaft handelt, bei dem prächtige Bronzen gefunden wurden, also um eine

Art von Parallelverhältniss zu dem Spandauer. Immerhin lässt sich soviel aussagen, dass der Bredower Schädel, der tief braun aussieht und sehr fest ist, einen ganz anderen Bau hat, als der Spandauer. Er ist mehr lang gestreckt, sehr viel schmaler (grösste Breite 139 mm) und war wahrscheinlich dolichocephal. Von einer Uebereinstimmung der Typen kann gar keine Rede sein.

Um übrigens die Vergleichung beides Schädelfragmente so viel als thunlich zu erleichtern, habe ich auf einer Tafel (Taf. XVI) die Hauptansichten derselben nach geometrischen Zeichnungen des Hrn. Eyrich in $^1/_3$ der natürlichen Grösse zusammenstellen lassen. Fig. 1—4 gehören zu dem Moorschädel von Spandau, Fig. 5—7 zu dem Moorschädel von Bredow. Namentlich in der Norma verticalis (Fig. 1 und 5) wird der Gegensatz jedermann klar vor Augen treten, aber auch die Norma occipitalis (Fig. 3 und 7) lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Trotz der starken Zertrümmerung ist die Zusammenfügung des Bredower Schädels, wie ersichtlich, so weit gelungen, dass an der Richtigkeit der so gewonnenen Form ein Zweifel nicht bestehen wird.

Die wenigen Bronzeschädel des Kopenhagener Museums habe ich bei meinen Besuchen in der Jahren 1869 und 1873 gemessen. Der Bericht über meinen ersten Besuch, bei dem ich sämmtliche im Nordisk Museum befindlichen prähistorischen Schädel gemessen hatte, ist im Archiv für Anthropologie 1870, B. IV. S. 55. gedruckt worden. Damals wies ich nach, dass zwischen den Schädeln der Steinzeit und denen der Bronze- und Eisenzeit in Skandinavien ein ausgemachter Gegensatz bestehe, insofern die letzteren dolichocephal, die ersteren überwiegend mesocephal, mit Neigung zur Brachycephalie, seien. Bei meinem späteren Besuche habe ich einige neu gefundene Bronzeschädel angetroffen, aber das frühere Resultat nur bestätigen können.

Hr. Schaaffhausen hält sich in der von Hrn. Vater mitgetheilten Notiz wesentlich an Schädel „der ältesten skandinavischen Steingräber", aber er erwähnt auch einen in Kopenhagen befindlichen Schädel desselben Typus, der in einem Baumsarge der älteren Bronzezeit liege. Sollte er den Schädel von Borum Eshói (Aarhuus Amt) meinen, so will ich bemerken, dass derselbe nach meiner Messung einen Breitenindex von 75,8 hat, also der Dolichocephalie sehr nahe steht. Hr. Schaaffhausen hat vielleicht hier weniger an die Schädelform gedacht, als an die Grösse, denn er beginnt seine Erklärung damit, dass er sagt, der Schädel von Spandau gehöre jenem Typus an, der uns in den kleinen brachycephalen Schädeln der ältesten skandinavischen Steingräber begegne und einem den Germanen in Nordeuropa vorausgegangenen Stamme zugeschrieben werden müsse, welcher der lappischen Rasse verwandt sei. Nun ist allerdings der Schädel von Borum Eshói recht klein, — ich maass seine Capacität zu 1170 ccm, — aber er ist nichts weniger als brachycephal. Dagegen der Spandauer Schädel, von dem Hr. Schaaffhausen sagt, er sei „klein, hoch und rundlich", hat eine Capacität von 1480 ccm, ist also nichts weniger als klein, dagegen ausgezeichnet brachycephal. Ich vermag daher nicht zu erkennen, wo hier die Analogie liegen soll.

Es ist aber, nebenbei gesagt, auch irrig, wenn Hr. Schaaffhausen die Schädel der ältesten skandinavischen Steingräber klein nennt. Ich bin vielleicht der einzige, der den Rauminhalt der zahlreichen Steinschädel in Kopenhagen bestimmt hat; da diess erst bei meinem letzten Besuche der Fall war, so habe ich darüber noch nichts veröffentlicht. Ich will daher hier kurz anführen, dass der Rauminhalt der berühmten Schädel von Borreby auf Seeland im Mittel aus 17 Einzelfällen 1449 ccm beträgt, also durchaus nicht klein ist; ein einziger dieser Schädel hat das Minimalmaass von 1190 ccm, dagegen beträgt das Maximalmaass 1705 ccm.

Ich habe damals auch die Lappenschädel des anatomischen und des physiologischen Museums in Kopenhagen bestimmt. Darunter ist ein Kephalone von 1963 ccm. Die übrigen 5 ergaben im Mittel eine Capacität von 1403 ccm, also ebenfalls kein kleines Maass. Da der Spandauer Schädel ebenfalls nicht klein ist, so hätte es eigentlich eines so grossen Aufwandes von Angaben nicht bedurft; es schien mir nur nothwendig darzulegen, wohin derartige, scheinbar ganz sichere Aussagen führen, wenn sie sich nur auf den Augenschein stützen. Uebrigens habe ich eine Reihe lappischer Schädel aus unserer Sammlung mit aufgestellt, um jedem Mitgliede die Gelegenheit zu geben, sich zu überzeugen, das zwischen diesen wirklichen Lappenschädeln und dem Spandauer in der That keine Aehnlichkeit besteht.

Ich möchte aber auch bei dieser Gelegenheit wieder daran erinnern, dass es ein höchst gewagtes Unternehmen ist, aus Einzelfunden bestimmte Rückschlüsse auf den Typus des Stammes und somit auf den Stamm oder die Rasse selbst zu machen. Wir besitzen aus Norddeutschland eine ganze Reihe von Einzelfunden, wo brachycephale und zwar nicht kleine, sondern eher grosse Schädel in Mooren und Flussbetten gefunden worden sind, und eine mässig üppige Phantasie kann daraus recht schnell ein grosses Bild der Völkervertheilung zusammensetzen. Aber der Nachweis, dass alle diese Schädel zusammengehören, ist weniger leicht zu führen. Hr. Schaaffhausen erwähnt, dass solche Schädel (d. h. kleine brachycephale) „in allen Flussanschwemmungen, wie in denen der Lippe, gefunden seien.“ In der That ist im Flussbett der Lippe bei Werne, unterhalb Hamm, ein brachycephaler Schädel (Index 82,9) gefunden worden; ich habe über ihn in der Sitzung vom 11. Mai 1872 (Verh. S. 192) berichtet. Ein anderer, an derselben Stelle, aber etwas tiefer gefundener Schädel ist mesocephal (Index 76,9). Bei dieser Gelegenheit habe ich schon darauf aufmerksam gemacht, dass der erstere Schädel viel Aehnlichkeit darbiete mit dem merkwürdigen Schädel von Dömitz, der in den Sitzungen vom 9. Dec. 1871 (Verh. 1872, S. 7) und vom 10. Febr. 1872 (Verh. S. 72) besprochen worden war. Derselbe wurde im Bett der Elbe in einer Tiefe von 20 Fuss unter dem niedrigsten Wasserstande ausgebaggert. Er ist brachycephal (Index 79,8) und von mässiger Grösse (Capacität 1380 ccm). Daran schliesst sich ein Schädel aus dem Torfmoor von Gewezin bei Neu-Brandenburg, den ich in der Sitzung vom 6. Decbr. 1873 (Verh. S. 189) vorlegte; er ist gleichfalls brachycephal (Index 80,0) und ich schätzte seine (nicht messbare) Capacität als „nicht unbeträchtlich, wahrscheinlich ziemlich ähnlich der des Dömitzer Schädels.“ Ein wahrscheinlich auch zu einem brachycephalen Schädel gehöriges Fragment, welches in einem Moor bei Leipzig zu Tage gefördert wurde (Verh. 1874, S. 42), will ich nur der Vollständigkeit wegen erwähnen. Dagegen ist es von einiger Wichtigkeit, an ein ziemlich vollständiges Schädelfragment zu erinnern, welches aus dem Flussbett der Peene bei Demmin beim Baggern gefördert wurde und über welches ich in der Sitzung vom 18. März 1876 (Verh. S. 99, Taf. XIV) des Näheren berichtet habe. Dasselbe ist kolossal breit und hyperbrachycephal (Index 98,8); seine Capacität ist nicht zu bestimmen, aber dem Aussehen nach muss sie sehr beträchtlich gewesen sein.[1])

1) Dem Königlichen Museum ist seitdem noch ein zweites Schädelfragment von da übergeben worden, welches ich früher nicht gesehen hatte (II, 10, 294). Es hat dieselbe schwarzbraune Moorfarbe, die gleiche Schwere und Festigkeit der Knochen, ist aber im höchsten Grade defekt. Es sind nur Theile der Calvaria vorhanden, am meisten vom Hinterkopf. Die gegenwärtige Länge beträgt 178, die Breite 139 *mm*; das würde also einen Index von 78 ergeben. Da nun von der Länge etwas fehlt, von der Breite aber wahrscheinlich nichts, so darf als sicher angenommen werden, dass dieser Schädel mesocephal war. In der That ist

Die Frage, ob alle diese Schädel einer einzigen und namentlich einer nordischen Rasse angehören, habe ich zu wiederholten Malen besprochen. Ich verweise in dieser Beziehung namentlich auf einen, die Finnen und Esten in Norddeutschland betreffenden Vortrag, den ich in der Sitzung vom 10. Febr. 1872 (Verh. S. 77) hielt. Meine Meinung ging immer dahin, dass man in dieser Beziehung sehr vorsichtig und geduldig sein müsse. Damals namentlich waren brachycephale Schädel noch sehr spärlich; unter den sogenannten Torf- oder Moorschädeln unserer Gegend dominirten die dolichocephalen. Aber von der Mehrzahl dieser Schädel fehlte eine genauere Chronologie. Jetzt sind wir etwas glücklicher daran: wir wissen, dass die brachycephalen Fluss- und Moorschädel den verschiedensten Zeiten angehören. Der Demminer ist mit Eisensachen einer neueren Zeit gefunden, der Spandauer mit Bronze; der Dömitzer lag so tief, dass er scheinbar weit über die Alluvialzeit hinausreicht. Dagegen traf man den Schädel von Werne, wie aus einem Berichte des Hrn. Hosius (Zeitschr. für Ethnol. 1870, Bd. II, S. 459) hervorgeht, in einer Schicht, welche auch 2 Schwerter aus dem 14. Jahrhundert enthielt.

Es wird nicht bestritten werden können, dass dadurch diese Frage der brachycephalen Moorschädel sehr complicirt wird. Wenn möglicherweise Jahrtausende zwischen ihnen liegen, so verliert die ethnologische Entscheidung ihren Werth für die Interpretation des Einzelfalles. Denn wenn man wirklich zu der Ueberzeugung käme, dass alle diese Schädel einer einzigen Rasse angehörten, so würde daraus eben nur jene Permanenz der Typen folgen, welche Hr. Schaaffhausen als ausgemacht annimmt. Er glaubt in römischen Gräbern von Metz noch den alten lappischen Typus wiederzuerkennen. Das ist gewiss eine sehr interessante Frage, aber sie hat nicht die mindeste Bedeutung für die hier im Vordergrunde stehende archäologische Untersuchung.

Indess will ich doch wenigstens noch eine Bemerkung in Bezug auf die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Rasse hinzufügen. Der Schädel von Spandau zeigt ein so hohes Maass der Brachycephalie, — der Index von 88,4 ist geradezu hyperbrachycephal, — dass mit Ausnahme des Schädels von Demmin, der ein noch viel höheres Maass (98,8) zeigt, alle anderen angeführten Schädel weit dahinter zurückbleiben. Noch weit mehr auffallend ist der Unterschied in der Höhe, deren Index leider nur bei wenigen der Schädel berechnet werden kann. Hier übertrifft der Schädel von Spandau durch seine Hypsicephalie (Index 84,4) bei Weitem alle anderen. Der Höhenindex des Schädels von Dömitz beträgt nur 76,5; der des Schädels von Werne 75,2. Nur der Schädel von Demmin hätte vielleicht ein noch höheres Maass bieten können, als der von Spandau, denn sein Ohrhöhenindex beträgt 75, also nahezu ebensoviel, als der Basilarhöhenindex der Schädel von Werne und Dömitz. Bei dem Schädel von Gewezin erreicht freilich der Ohrhöhenindex auch 70,0.

Gegenüber so grossen Verschiedenheiten von einer Permanenz eines bestimmten Typus sprechen zu wollen, wäre etwas willkürlich. Betrachtet man die Typen überhaupt als etwas dehnbar und veränderlich, so liegt das Bedürfniss, sofort bis auf die Urlappen zurückzugehen, nicht so nahe. Es liegt sogar viel näher, gerade

---

die Scheitelcurve lang und gleichmässig; an dem stark gestreckten Stirnbein eine schwache Andeutung einer Crista frontalis. Der Lambda-Winkel sehr flach. Ungewöhnlich tiefe Gruben für die Occipitallappen der Grosshirnhemisphären und eine längliche Grube, gross genug um die Volarfläche des Daumengliedes aufzunehmen, in der Medianlinie unterhalb des Torcular, ungefähr entsprechend der Protub. externa, welche jedoch nicht ausgebildet ist.

umgekehrt auf jüngere, wenn auch nicht gerade moderne Formen sein Augenmerk zu richten. So habe ich zu wiederholten Malen über Spandauer Schädelfunde berichtet; darunter ist wenigstens ein hypsibrachycephaler von 1430 *ccm* Capacität, der es wohl verdient, in Betracht gezogen zu werden. Ich habe ihn in der Sitzung vom 19. März 1881 (Verh. S. 102) vorgelegt und die Möglichkeit ausgesprochen, dass es ein wendischer sein könne. Sein Breitenindex beträgt 83,1.

Einen anderen, gleichfalls brachycephalen kann ich heute vorlegen. Ich erhielt ihn mit einigen anderen Schädeltheilen von Hrn. Vater nebst folgendem Brief vom 27. v. M.:

„Beifolgend übersende ich einen Schädel und einen einzelnen Unterkiefer, die schon im Laufe des Spätherbstes auf unserem berühmten Fundorte aufgefunden wurden, aber nach dorthin mit dem Sande verschleppt waren, der zur Auffüllung der Baugrube verwendet wurde. Ich habe mich genau davon überzeugt und auch die Stelle näher untersucht, von der der Sand geholt wurde. Die dort beschäftigten Arbeiter versicherten, dass daselbst eine grosse Menge Knochen aufgefunden sei. Dieselben sind aber von den Findern gesammelt und verkauft worden. Ich hoffte, dass mit dem beginnenden Frühjahr die Sandabgrabungen wieder aufgenommen werden würden, aber leider ist man bei denselben bereits an der Grenze zwischen fiskalischem und Privat-Territorium angelangt, so dass vor der Hand nichts mehr in Aussicht steht.

„Die Fundstelle befindet sich am alten Glacis, etwa 400 Schritt von dem jetzigen Potsdamer Thor entfernt und also benachbart dem Orte, von dem die beiden Schädel stammen, die ich im vorigen Jahre Ihnen zu senden mir erlaubte und die bereits von Ihnen besprochen wurden.

„Ich möchte fast glauben, dass alle diese Funde von der Zeit herstammen, in der Spandau in französischen Händen war, da Alles dafür spricht, dass in diesen Jahren, von 1806—13, vielfältig ausserhalb der regelmässigen Begräbnissstätten beerdigt wurde.

„Die ausserordentliche Verschiedenheit der beiden Unterkiefer, die doch unmittelbar neben einander gelegen haben müssen, da sie aus einer und derselben Sandkarre ausgeschüttet wurden, lässt jedenfalls auf eine gemischte Begräbnissstätte schliessen.

„Endlich füge ich noch ein Stirnbein hinzu, das ich ebenfalls schon vor Jahresfrist ganz offen auf der Strasse liegend fand, als die Fundamente des vielumstrittenen Mauerthurms ausgegraben wurden, und zwar unmittelbar unter den Trümmern derselben.

„Je häufiger ich es wieder betrachtet und verglichen habe, desto mehr scheint es mir der auffallenden Schmalheit und Kleinheit aller Verhältnisse wegen eine aufmerksamere Messung und Betrachtung zu verdienen.“

Die Feststellung, welcher der beiden Unterkiefer und ob überhaupt einer derselben zu dem Schädel gehöre, ist mir nicht ganz gelungen. Beide Unterkiefer zeigen noch wenig abgenutzte Zahnkronen, namentlich der Molaren, und stehen darin dem Oberkiefer des Schädels nahe, aber keiner passt vollständig. Ich habe daher von den Gesichtsmessungen fast ganz abgesehen. Die beiden Unterkiefer sind allerdings recht verschieden, aber doch nicht so sehr, dass man daraus auf eine gemischte Rasse schliessen könnte. Der eine ist ausgemacht schief, also pathologisch: er hat ein breites, dreieckiges und stark vortretendes Kinn, dicke, fast parallele Seitentheile, schräg angesetzte, hohe Aeste; der andere zeigt beträchtliche Zahndefekte, namentlich rechts, wo der Molaris I und Praemolaris II fehlen und die Alveolen obliterirt sind, während links nur der Molaris I fehlt, indess genügen

diese Defekte, um die Form sehr zu verändern. Das Kinn ist auch hier vortretend[1]). Am meisten abweichend sind die Seitentheile, welche durch eine tiefe Einfurchung am unteren Rande von den Aesten abgesetzt sind.

Was nun den Schädel anbetrifft, so hat derselbe eine braungelbe, verhältnissmässig lichte Farbe; er hat also (wie die Unterkiefer) mit dem Moore nichts zu thun. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er männlich. Der Rauminhalt misst 1500 *ccm*, die Form ist orthobrachycephal: Breitenindex 81,9, Höhenindex 72,0. Der Schädel erscheint dem entsprechend gross, kurz, breit und ziemlich hoch. Die obere Fläche fast platt, sehr breit. Die Stirn gerade, von fast weiblicher Bildung, mit schwachen, schräg nach oben und aussen gerichteten Orbitalwülsten. Die Nähte überall vorhanden und stark gezackt. Die Scheitelcurve verhältnissmässig eben, mit schnellem Abfall hinten. Leichte Stenokrotaphie. Sehr volles und grosses Hinterhaupt. In der Basilaransicht erscheint der Schädel kurz und sehr breit. Der Apophysis basilaris steil. Das Gesichtsskelet stark rückwärts gedrückt. Das Vordergesicht erscheint eher schmal, die Jochbogen anliegend, die Orbitae hoch (Index 89,7), die Nase gross mit stark eingebogenem und vortretendem Rücken und weiter Apertur, platyrrhin (Index 52,8). Zähne wenig abgeschliffen, orthognath. —

Wir haben hier also 3 Spandauer Schädel, welche sämmtlich brachycephal, aber auch sämmtlich von ansehnlicher Grösse sind: der alte Moorschädel und die beiden aus jüngerer Zeit. Ihnen stehen ein Paar andere gegenüber: der Moorschädel aus dem Kolk, über welchen ich in der Sitzung vom 12. Juni 1880 (Verh. S. 194) berichtet habe und welcher orthodolichocephal (nicht, wie es dort heisst, hypsidolichocephal) war, und der zweite der vor dem Potsdamer Thor gefundenen Schädel (1881. S. 102), der sich als orthomesocephal erwies. Wenn Hr. Vater den Gedanken anregt, es möchten unter den neueren französische Schädel sein, so will ich dem nicht direkt widerstreiten, jedenfalls läge aber dann die Vorstellung näher, den letzteren Schädel dazu zu rechnen.

Für die Brachycephalen brauchen wir weder nach Lappland, noch nach Frankreich zu gehen, um Verwandte für sie zu suchen. Wir besitzen deren genug unter uns. Ich erinnere in dieser Beziehung an meinen Vortrag über „alte Berliner Schädel“ in der Sitzung vom 17. Juli 1880 (Verh. S. 234), in welchem ich zeigte, dass die Mehrzahl derselben mesocephal mit einer unverkennbaren Neigung zur Brachycephalie sei; unter 10 Schädeln, deren Maasse ich damals gab, waren 6 brachycephal. Keiner von diesen überschritt die Grenzen der Orthocephalie im Höhenindex, keiner kam also in dieser Beziehung dem Moorschädel von Spandau gleich. Dagegen bewegten sich die Capacitäten zwischen 1260 und 1605 *ccm*.

Es liegt mir durchaus fern, ein bestimmtes Urtheil darüber aussprechen zu wollen, zu welcher Art von Brachycephalie der Moorschädel von Spandau gehört. Stellt man ihn zwischen eine Anzahl von Lappenschädeln und von Schädeln vom Petriplatz in Berlin (wie in der Sitzung geschah), so ist es augenfällig, dass seine Formen sich den letzteren viel näher anschliessen, als den ersteren. Sollte dies von irgend einer Seite unter Angabe von thatsächlichen Gründen angezweifelt werden, so kann die Discussion auch meinerseits mit grösserem Material geführt werden; gegenüber einer bloss hingeworfenen These wird das Mitgetheilte genügen, zumal wenn man erwägt, dass die Frage nach der Rasse sehr an Interesse verloren

1) Das einzelne Stirnbein ist ein männliches mit verhältnissmässig schweren und festen Knochen und sehr starken Stirnnasenwülsten, aber allerdings eher klein. Die Stirn selbst ist niedrig und fliehend, von etwas unregelmässiger Oberfläche. Innerlich ungewöhnlich tiefe Impressiones digitatae.

hat, nachdem sich zeigt, dass der Schädel schon als Schädel und zwar als zertrümmerter Schädel in das Moor kam.

Die Hauptmaasse des Moorschädels und des neuen Schädels, der vor dem Potsdamer Thor in Spandau gefunden wurde, sind folgende:

I. Messzahlen.

	Spandau	
	Moorschädel	Schädel vor dem Potsdamer Thor
Capacität	1480	1500
Grösste Länge	173	182
Grösste Breite	153	149
Gerade Höhe	146	131
Ohrhöhe	120	110
Stirnbreite	99	95
Schläfenbreite	124	115
Occipitalbreite	113	115
Mastoidealbreite { Basis	125	130
Mastoidealbreite { Spitze	104	107
Auricularbreite	118	121
Horizontal-Umfang	520	528
Querer Vertical-Umfang	342	322
Longitudialer Vertikal-Umfang	358	383
Sagittalumfang der Stirn	131	133
Sagittalumfang des Mittelkopfes	110	122
Sagittalumf. d. Hinterhauptsschuppe	117	128
Orbita, Breite	—	39
Orbita, Höhe	—	35
Nase, Höhe	—	53
Nase, Breite	—	28

II. Berechnete Indices.

Längenbreitenindex	88,4	81,9
Längenhöhenindex	84,4	72,0
Auricularhöhenindex	69,4	61,4
Nasenindex	—	52,8
Orbitalindex	—	89,7

In Bezug auf die archäologische Deutung der übrigen Fundstücke habe ich nach der gelehrten Auseinandersetzung des Hrn. Voss in der Sitzung vom 18. Februar (Verh. S. 129) nur wenig hinzuzufügen. Seiner sehr ins Einzelne gehenden Erörterung möchte ich eine generelle Betrachtung entgegenstellen. So

wenig ich bezweifle, dass die verschiedenen Stücke des Bronzefundes sich bald dem einen, bald dem anderen der bekannten Culturkreise näher anschliessen, so fragt es sich doch schliesslich, ob diese einzelnen Stücke aufzufassen sind, wie die einzelnen Stücke eines Münzfundes, bei dem wir die Erzeugnisse der verschiedensten Prägestätten zusammengeworfen finden. Eine solche Betrachtung ist an sich keineswegs unrationell, denn ein glücklicher Krieger kann im Osten und Westen Beute gemacht haben, oder es können durch den Handelsverkehr von da und dort Artikel eingeführt worden sein. Wenn jedoch eine derartige Sammlung an sich nicht aus dem Rahmen des für eine gewisse Gegend Gebräuchlichen hinaustritt, so wird ihre Schätzung nach meiner Meinung am sichersten im Anschluss an Nachbarfunde ausgeführt werden, unbeschadet der Frage, von wo die ganze Gegend ihre Muster oder auch ihre Originaleinfuhr bezogen hat.

So möchte ich auch hier sagen, dass der wesentliche Charakter des Spandauer Bronzefundes von dem Gesammtcharakter der märkischen und lausitzer Bronzefunde nicht abweicht, wenngleich er in ungewöhnlicher Zahl Einzelheiten darbietet, welche sonst zu den Seltenheiten gehören. Diess geht schon aus den von Hrn. Voss selbst gelieferten Anführungen hervor. Indess lässt sich dafür noch etwas mehr beibringen.

Die Spandauer Bronzen sind ganz überwiegend Waffen: Schwerter, Dolche, Celte, Lanzenspitzen. Höchst auffällig ist der Mangel an eigentlichem Schmuck, namentlich weiblichem. Das einzige Ziergeräth von Bedeutung sieht eigentlich auch aus, wie eine Waffe; ich meine den schön verzierten Doppelhaken, der auf einen Griff aufgesetzt werden konnte (Taf. XIII, Fig. 5). Wollte man daraus auf die Abwesenheit von Frauen schliessen, so würde das Ganze allerdings mehr den Eindruck einer Kriegsanlage, eines Wachtpostens oder eines Forts machen.

Eine gleich reichhaltige Zusammenhäufung von Waffen ist meines Wissens allerdings an keinem Platze unserer Provinzen bisher ausgegraben worden. Aber unter den Moorfunden sind auch sonst gerade Bronzewaffen besonders häufig, namentlich Celte. Bronzeschwerter sind viel seltener; Lanzenspitzen vielleicht noch seltener.

Ich möchte zur Erläuterung einige Celte vorlegen, welche ein hervorragend regionäres Interesse darbieten, insofern sie alle aus dem Spreewalde herstammen. Die Mehrzahl ist schon in meiner, bei Gelegenheit des Berliner anthropologischen Congresses verfassten kleinen Abhandlung (Zeitschrift für Ethnologie 1880. Bd. XII, S. 231) erwähnt worden. Wir finden davon zwei Hauptarten: erstens die sogenannten Paalstäbe der Dänen oder Schaftcelte, zweitens Hohlcelte.

Was die ersteren betrifft (Holzschn. Fig. 1—2), so besitze ich ein Bruchstück aus Burg, ein ziemlich vollständiges und schweres Stück von Vorberg bei Lübbenau (Fig. 1) und ein sehr vollständiges, aber viel leichteres von Eichow bei Lübbenau (Fig. 2). Letzteres ist 18 *cm* lang und an der Schneide 39 *mm* breit. Keines derselben besitzt eine Oehse. Dagegen hat Hr. v. Schulenburg ein in Burg gefundenes, noch geschäftetes Exemplar beschrieben (Zeitschr. f. Ethnol. 1880. S. 247). Bei allen diesen Exemplaren sind die Schaftlappen ungewöhnlich hoch: bei dem Exemplar von Vorberg beträgt der Querdurchmesser (die Seitenhöhe) an der Stelle der Schaftlappen 43 *mm*. Die Schaftlappen sind öfters so stark gegen einander gebogen, dass sie sich fast zu einer kurzen Röhre schliessen. — Auch unter den Spandauer Celten prävaliren die Paalstäbe, aber sie haben, wie schon Hr. Voss ausgeführt hat,

nicht nur eine andere Bildung an der Stelle der Schaftlappen, sondern ausserdem eine Verzierung der Seitentheile, welche den unserigen sonst fehlt.

Fig. 1.

Fig. 2.

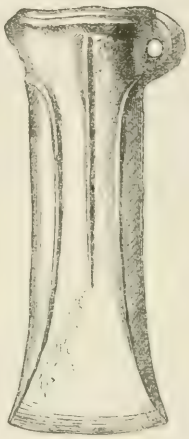


Fig. 3.

Von den Hohlcelten besitze ich zwei aus der Gegend von Lübbenau: der grössere (Fig. 3) ist 10.5 *cm* lang, an der Schneide 4 *cm* breit, mit einer sehr weiten, 28 auf 25 *mm* im Durchmesser haltenden Oeffnung und einer seitlichen Oehse versehen, und auf der Fläche mit grossen Bogenlinien verziert. Der andere ist etwas kürzer und dicker, mit leicht vorspringendem Rande, aber sonst ganz ähnlich. — Der Hohlcelt von Spandau (Tafel XIII, Fig. 8) unterscheidet sich hauptsächlich durch ein Ornament, welches aussieht, als habe der vordere Abschnitt noch eine Art von Scheide um sich.

Fig. 4.

Es liegen demnach erkennbare Unterschiede, ich möchte sagen, in der „Mode“ der Ausführung vor. Das Princip bleibt, aber die herrschende Mode brachte andere Muster auf den Markt. Das deutet also auf verschiedene Zeiten hin, ohne dass diese jedoch weit aus einander liegen mussten. Immerhin hat die Bronzezeit lange genug gedauert, und es fragt sich daher, ob unsere Formen grosse Altersdifferenzen zeigen?

Ich glaube kaum. Nirgends sind die Altersdifferenzen auffälliger als an den Schwertern. Ich habe noch vor einiger Zeit, in der Sitzung vom 16. April 1881 (Verh. S. 140), wo ich ein cujavisches Schwert besprach, die Eigenthümlichkeit der älteren Gruppe von Bronzeschwertern erörtert; ich erwähne, ausser der Ausbildung des Griffes und dem Reichthum alterthümlicher Verzierung, namentlich die charakteristische, dem Blatt einer Schwertlilie ähnliche Verbreiterung des Schwertblattes gegen sein vorderes Dritttheil hin. Von diesen Eigenthümlichkeiten haben die

gemeinen Schwerter unserer Gegend wenig an sich. Ich zeige als Beispiel ein, leider mehrfach zerbrochenes Exemplar, das ich durch Vermittelung von Frl. Hilbrecht erhalten habe; es ist im Havelländischen Luch in der Gegend von Rathenow mit Hirschgeweihen gefunden worden (Holzschn. 4). Es ist jedoch noch 58,5 *cm* lang; das eigentliche Blatt wird (vor dem Verlust der Spitze) 51 *mm* betragen haben. Die Klinge ist so gerade und verjüngt sich so gleichmässig, wie bei einem Rappier oder einem Stichdegen. Diess ist aber auch genau der Charakter aller der Schwerter (oder vielleicht sagte man besser, Degen) aus dem Spandauer Moorfunde (Taf. XII, Fig. 1—4), die Bildung und Verzierung des Griffes, die Gestalt des Griffendes mag sonst sein, welche sie wolle. Daher scheint mir, dass in einem gewissen Sinne diese geraden, nicht lilienblattartigen Schwerter zusammengehören und einer jüngeren Zeit, welche vielleicht schon das Eisen kannte, zuzurechnen sind. Vielleicht irre ich mich darin: ihre rohere Ausführung, ihre geringe Verzierung könnte den Gedanken nahe legen, dass es vielmehr eine ältere, mehr primitive Form sei. Indess die Zusammenfassung aller mir bekannten Einzelheiten, die ich heute nicht weiter verfolgen möchte, hat mich dahin geführt, sie für eine jüngere zu halten, — eine Annahme, die übrigens mit den Ausführungen des Hrn. Sophus Müller (Die nordische Bronzezeit und deren Periodeneintheilung, deutsch von J. Mestorf, Jena 1878. S. 9 ff., 121) übereinstimmt.

Somit komme ich zu dem Ergebniss, dass, wenngleich im Spandauer Moor an dieser Stelle kein Eisen gefunden wurde, der grosse Fund doch wahrscheinlich der jüngeren Bronze- oder der älteren Eisenzeit angehört. Gerade in dieser Zeit kommen auch solche Lanzenspitzen vor, wie eine solche Taf. XIII, Fig. 10, abgebildet ist. Ich erinnere in dieser Beziehung an einen sehr merkwürdigen Fund von Nemmin bei Schivelbein, den ich am 18. Juni 1876 (Verhandl. S. 148) vorgelegt habe; es war ein durch ein Bronzeband zusammengehaltenes Bündel von Bronzelanzenspitzen, welche unter einem Steine mit eisernen Lanzenspitzen gefunden waren. Ich habe damals Abbildungen von ihnen gegeben (vergl. auch den Katalog der präh. Ausstell. von 1880. S. 368).

Wenn ich zum Schlusse noch daran erinnere, dass der Spreewald eine nicht ganz kleine Sammlung besonderer Bronzeeinrichtungen (Wagen, Halsschmuck) aufzuweisen hat, welche in Verbindung mit den Waffen einen nicht geringen Handelsverkehr bekunden, so lässt sich auch die Spandauer Station diesem Kreise ohne Gewalt anreihen. —

Hr. Voss bemerkt, dass er die vorgelegten Schaftcelte ebenfalls für gleichalterig mit den bei Spandau gefundenen halte, dieselben jedoch seiner Meinung nach einem etwas verschiedenen, in der Lausitz namentlich mehr verbreiteten Typus angehörten. —

Hr. Nehring bespricht die demselben Funde angehörigen thierischen Reste:

Die Fauna, deren Reste neben den herrlichen Bronzesachen in dem Spandauer Pfahlbau zu Tage gefördert wurden, ist von mir auf Veranlassung des Hrn. Stadtrath E. Friedel untersucht worden; sie umfasst folgende Thiere:

1. Ursus arctos.
2. Canis familiaris von der Form und Grösse des Canis palustris Rütimeyer.
3. Sus scrofa ferus und domesticus.
4. Equus caballus, sehr wahrscheinlich domesticirt, von kleiner, zierlicher Statur.
5. Bos, eine grössere (wahrscheinlich wilde) und eine kleinere (wahrscheinlich domesticirte) Form.

6. Cervus elaphus, in sehr zahlreichen, gut erhaltenen Resten.
7. Cervus capreolus.
8. Lepus, wahrscheinlich L. timidus, vertreten durch einen Oberschenkel.
9. Anas sp., wahrscheinlich A. boschas.

Diese Fauna enthält keine Species, welche es nöthig erscheinen liesse, den Spandauer Fund über die Zeiten des Caesar zurückzudatiren. Ich glaube freilich, dass er um einige Jahrhunderte älter ist; ich wollte nur hervorheben, dass wir aus faunistischen Gründen ihm kein höheres Alter zuzuschreiben brauchen.

Reste vom Renthier oder vom Riesenhirsch oder selbst vom Elch fehlen. Es handelt sich um eine Fauna, welche vollständig den Vorstellungen entspricht, welche wir uns von der Fauna unserer Gegend zu Anfang der christlichen Zeitrechnung machen dürfen. Die Mehrzahl der Species repräsentirt eine Waldfauna; dahin rechne ich primo loco den Edelhirsch, ferner das Reh, die wilde Species von Bos, (welche vermuthlich mit Bos bison zu identificiren ist), das Wildschwein, den Bär. Die Ente deutet darauf hin, dass es an Wasser nicht fehlte.

Die Reste der domesticirten Thiere beweisen, dass die damaligen Bewohner der Gegend von Spandau bereits im Besitz von Hausthieren waren. Diese Hausthiere waren von kleiner Statur. Das gilt besonders von den Pferden; sie gehören einer kleinen, dünnknochigen Rasse an, wie ich sie mehrfach an Fundorten aus der praehistorischen Waldperiode Deutschlands beobachtet habe[1]).

Das Pferd ist eigentlich ein Steppenthier; in der Steppe gedeiht es am besten. Daher finden wir, dass diejenigen Pferde, deren Reste in den Ablagerungen der von mir angenommenen und in diesen Sitzungsberichten mehrfach erwähnten postglacialen Steppenzeit zahlreich vorkommen, einen sehr kräftigen Knochenbau besitzen. Diese kräftigen, mittelgrossen Wildpferde zogen sich mit dem Vorrücken des Waldes und dem Zurückweichen der Steppenvegetation meistens nach dem Osten Europas zurück, soweit sie nicht etwa schon einer gewissen Domestication von Seiten des Menschen unterworfen und somit in ihrer freien Bewegung beschränkt waren. Auch von den vollständig wilden Pferden werden viele auf grösseren Lichtungen, welche offenbar zwischen den sich ausbreitenden Wäldern noch Jahrhunderte lang bestanden, zurückgeblieben sein. Aber das feuchte Klima der Waldzeit war ihrem Gedeihen auf die Dauer nicht förderlich; aus den kräftigen, starkknochigen Steppenpferden wurden im Laufe der Zeit kleine, dünnknochige Thiere, viele gingen zu Grunde, besonders in solchen Gegenden, wo der Wald immer mehr überhand nahm und die offenen Weideplätze der Pferde einengte. Der dichte Urwald ist nun einmal kein geeigneter Aufenthalt für das Pferd[2]); kein Pferdezüchter wird seine Füllen in feuchten Wäldern aufziehen wollen, etwa in Gesellschaft von Edelhirschen und Elchen.

Erst mit der Lichtung der mitteleuropäischen Urwälder in der historischen Zeit ist für das Gedeihen des Pferdes wiederum geeignetes Terrain geschaffen worden. Der mitteleuropäische Culturmensch hat für das Culturpferd (welches nur zum Theil aus dem diluvialen Wildpferde Europa's hervorgegangen, zum Theil aber aus den Mittelmeerländern und dem Orient importirt ist) die Lebensverhältnisse der Steppe durch eine bedeutende Reducirung des Waldes, durch Austrocknung von Sümpfen, durch Herstellung weiter, offener, mit Gramineen bewachsener

1) So z. B. in dem Torfmoor von Alvesse bei Braunschweig. Vergl. diese Sitzungsberichte, Seite 178.

2) In den schweizerischen Pfahlbauten, deren Fauna wesentlich eine Waldfauna ist, fehlt das Pferd fast gänzlich.

Ackerflächen und Wiesen bis zu einem gewissen Grade künstlich wieder hergestellt; und so gedeiht denn das Pferd heutzutage in unseren waldarmen Culturländern recht gut, um so besser, je mehr Klima, Bodenbeschaffenheit und Nahrung den Lebensverhältnissen der Steppe entsprechen. —

Hr. Behla macht schriftlich in Betreffs der mehrfach erwähnten (S. 119, 127, Taf. XIII, Fig. 12) durchbohrten Steinkugel darauf aufmerksam, dass er eine ähnliche aus einem Torfmoor in der Nähe des Freesdorfer Borchelt zu der Sitzung vom 15. Februar 1879 (Verh. S. 68) eingesandt habe und dass ein ähnliches Exemplar bei Gelegenheit des Salzburger Congresses (1881) ausgestellt gewesen sei.

(21) Hr. Fritsch bespricht seine Reiseerinnerungen aus Aegypten.

(22) Eingegangene Schriften:

1. Cartailhac, Matériaux pour l'histoire primitive de l'homme. Sér. 2. tom. 12. Schluss; tom. 13. livr. 1.
2. Boletim de sociedade de Geographia de Lisboa. Ser. 2, No. 9, 10.
3. Deutsche Geographische Blätter, herausgeg. von der Geograph. Gesellschaft zu Bremen. Band 5, Heft 1, 2.
4. Bulletins de la société d'anthropologie de Paris. Vol. V, Fasc. 1.
5. Nachrichten für Seefahrer. Jahrg. 13, Nr. 14, 15, 16, 17.
6. Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. Jahrg. X, Heft IV.
7. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1882. Nr. 4.
8. Verhandlungen des Vereins für naturwissensch. Unterhaltung zu Hamburg. Bd. 4.
9. Kongl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademiens Månadsblad. 1880, 1881.
10. Schott, Ueber die sogenannten Zaubersprüche der Finnen. Gesch. d. Verf.
11. Schott, Ueber die Sprache des Volkes Róng oder Leptscha in Sikkim. Geschenk des Verfassers.
12. Kasiski, Beschreibung der vaterländischen Alterthümer im Neustettiner und Schlochauer Kreise. Danzig 1881. Geschenk des Hrn. Cultusministers.
13. Comptes rendus du Congrès international des sciences ethnographiques, tenu à Paris du 15 au 17 Juillet 1878. Paris 1881. Geschenk des Hrn. Cultusministers.

Erklärung der Abbildungen auf Tafel XV.

Nr. 1 (LXIII). Naya-Kurumba, Mann, aus dem Ochterlony-Thal, im Nilgiri-Gebirge, Vorderansicht.
Nr. 2 und 3. Derselbe, Seitenansichten.
Nr. 4 (LXII). Naya-Kurumba, Frau, ebendaher, Seitenansicht, vergl. S. 230, 233.
Nr. 5 (LVIII). Kurumba, Frau, von Kotagherry, im Nilgiri-Gebirge, Seitenansicht.
Nr. 6 (LXI). Naya-Kurumba, Frau, aus dem Ochterlony-Thal, Seitenansicht.
Nr. 7. Mulcer, Frau, aus den Anamally-Bergen, Seitenansicht.
Nr. 8 (CXXXII). Kader, Mann, aus den Anamally-Bergen, Vorderansicht.
Nr. 9 (LXXV). Cheruma, Frau, aus Kotakal, bei Beipore, Malabar, Vorderansicht.

Die römischen Zahlen beziehen sich auf die von Herrn Körbin bearbeiteten Körpermessungen. Zeitschrift für Ethnologie 1879.

Druckfehler.

S. 233,	Zeile	7	statt	einen	lies	einer.
S. 234,	„	15	„	Manlmein	„	Maulmein.
S. 335,	„	25	„	13 Jahre	„	30 Jahre.
S. 237,	„	12	„	Jene — Kurumbas	„	Jenu-Kurumbas

Sitzung am 17. Juni 1882.

Vorsitzender Hr. **Virchow.**

(1) Als correspondirendes Mitglied ist ernannt worden Hr. Guimet in Lyon, Gründer des nach ihm benannten Musée Guimet.

Als neue Mitglieder werden gemeldet

Generalarzt Dr. Schubert, Berlin.
Kammergerichts-Referendar Stechow, Berlin.
Stabsarzt Dr. Pedell, Berlin.

(2) Der Hr. Cultusminister hat durch Erlass vom 15. d. M. den Staatszuschuss auch für das laufende Etatsjahr wiederum bewilligt. Der Vorsitzende spricht dafür den Dank der Gesellschaft aus.

(3) Es wird beschlossen, die diessjährige Excursion der Gesellschaft am 25. Juni nach Stettin zu richten. Die dortige Alterthumsforschende Gesellschaft hat einen freundlichen und lehrreichen Empfang vorbereitet.

(4) Der Vorsitzende hat einen neuen Brief von Hrn. Finsch d. d. Annapata, Pt. Moresby, Neu-Guinea, 16. und 18. April erhalten, in welchem derselbe die Ankunft eines Briefes des Vorsitzenden vom 12. December meldet. Er war vom Fieber ergriffen, trotzdem sehr thätig. In das Innere vorzudringen, war ihm bis dahin wegen der Regenzeit und der Faulheit der Küstenbevölkerung nicht möglich gewesen. Er gedachte jedoch noch mindestens 2—3 Monate zu bleiben und je nach Umständen früher oder später über Java zurückzukehren. Seine Mittel waren überdiess sehr erschöpft.

(5) Hr. Aurel Schulz berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden d. d. Dundee, Natal, 11. Mai, über eine

Reise nach dem Drakensberg

Meine Reise nach dem „Drakensberg“ und seiner Nachbarschaft hatte den Zweck, über die Buschmänner und sonstige Einwohner etwas zu erfahren. In dieser Zeit habe ich viele der Buschmannsbilder abgezeichnet, die auf Felsen in Höhlen gezeichnet sind. Ein Stück vom Felsen habe ich in meinem Besitz, worauf Bilder sind.

Ausserdem habe ich Schädel von Zulus und andere Gegenstände gesammelt.

Nach Madagaskar werde ich fahren; wenn auch nicht mit vollen Mitteln, so hoffe ich doch nach einiger Zeit Bericht darüber geben zu können.

(6) Hr. Virchow legt weitere Berichte des Hrn. Schliemann vor über seine

Ausgrabungen in der Troas.

1. In einem Briefe d. d. Troja, 14. Mai, schreibt er:

Die grossen Mauern der zweiten Stadt, die wir jetzt bis zum Urboden freilegen, gewähren einen wirklich erhabenen Anblick. Die Ausgrabung des zweiten Thors macht, da wir den Schuttberg E (Plan I) fast ganz durchstechen müssen, grosse Schwierigkeiten, die wir jedoch alle beseitigen werden. In der zweiten Stadt (der ersten verbrannten) fanden wir hübsche Sachen; so z. B. eine Schleuder (oder Gewicht?) von Haematit, 1130 *g* wiegend, auch einen ganzen Schatz von Bronzesachen, darunter einen höchst merkwürdigen grossen, 3 Zoll breiten Ring, ähnlich unseren Serviettenringen, der so künstlich gearbeitet ist, dass er, wäre er von Gold, einem Berliner Goldschmied Ehre machen würde.

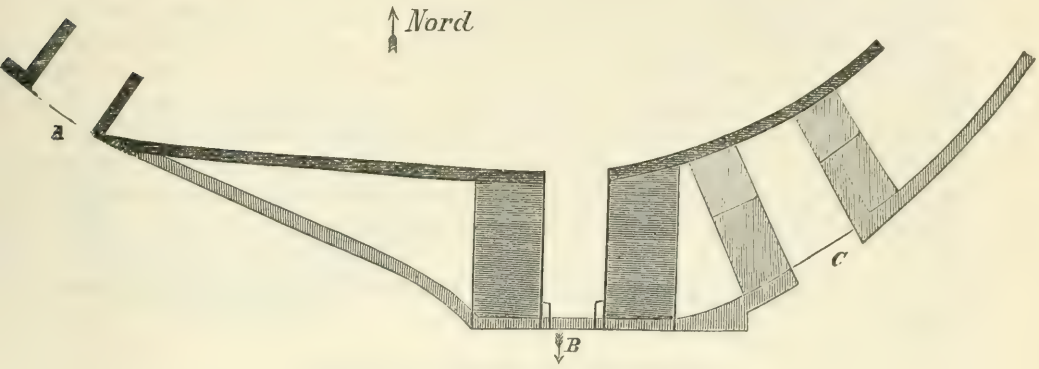
Wir hatten einen furchtbaren Sturm, der das Arbeiten unmöglich machte, auch nur 10° C. Wärme. Ich schreibe Ihnen die meteorologischen Beobachtungen so pünktlich als es hier thunlich ist.

2. Unter dem 23. Mai berichtet er weiter:

Wegen unserer vielfältigen anderen grossen Arbeiten, — so z. B. zwei Kanälen vor der Felshöhle mit den 3 Quellen, bei deren Ausgrabung Sie ja zugegen waren; der Ausgrabung des ganzen Grabens Z' bis zum Thore, um die Göttermauer in ihrer ganzen Tiefe ans Licht zu bringen; der Ausgrabung von Z' bis ZO bis zu grosser Tiefe; der Abgrabung des Schutthügels ZO-B; der Abstechung eines grossen Theiles des Berges E behufs Freilegung des ganzen neuentdeckten Thorweges; Tiefgrabung in f und fh zur Freilegung der verschiedenen Stadtmauern; Tiefgrabung bei L, wo wir die merkwürdige Entdeckung machten, dass der Opferaltar Nr. 6 mit seiner grossen Blutrinne in einem aus gebrannten Ziegeln erbauten Thore der III. Stadt stand; der Ausgrabung zwischen den grossen Mauern b und c, um die Mauer c in ihrer ganzen Ausdehnung freizulegen; der Abgrabung des grössten Theiles des noch übrigen Schuttberges D, sowie der Fortschaffung aller Trümmer der dritten Stadt (ausgenommen das sog. Königshaus HS) behufs Freilegung der stattlichen und grossartigen Bauwerke der zweiten Stadt, und endlich der Abteufung mehrerer sehr grosser Schachte in der unteren Stadt zur Auffindung der Stadtmauer der zweiten Stadt — ist die Ihnen versprochene Ausgrabung von 800—1000 *cbm* der ersten Stadt leider unterbrochen worden, weil wir die betreffende Stelle als Karrweg benutzen mussten. Jedoch soll sie, sobald es möglich sein wird, geschehen. — Von Gold ist bis jetzt sehr wenig gefunden. 24 ornamentirte Wirtel wurden zusammen auf einer Stelle im Tempel A gefunden, sie scheinen mir einen neuen Beweis dafür zu liefern, dass sie als Weihgeschenke an Pallas Athene Ergané dienten. — Auch von den gewöhnlichen kleinen marmornen Idolen mit durch schwarze Farbe bezeichnetem Eulenkopfe sind mehrere in den Tempeln und anderswo gefunden worden. Ich glaube Ihnen schon mitgetheilt zu haben, dass wir eine ausgezeichnet geschliffene Schleuderkugel von ovaler Form aus Haematit ausgegraben haben. Kleine Schleuderkugeln von gleicher Form fanden sich in Menge, besonders in den Tempeln.

In dem neuen Thore der dritten Stadt, welches unmittelbar neben dem SO.-Thore der zweiten Stadt gefunden wurde — in der beifolgenden Skizze bei c, durch senkrechte Schraffirung bezeichnet — sieht man etwa 2 *m* oberhalb des Fussbodens der dritten Stadt curvenförmige Schuttschichten, wie Sie selbst solche an dem alten Thore gesehen haben; aus denselben lässt sich schliessen, dass auch die vierte Stadt an dieser Stelle einen Weg gehabt hat.

Das grosse SO.-Thor der III. Stadt, das mit seinen beiden seitlichen, über 6 *m* dicken Mauern einen sehr stattlichen Thurm getragen haben muss, ist in den



A Südwestthor der II. und III. Stadt.
B Südostthor der II. Stadt, zur Unterstadt führend.
C Südostthor der III. und IV. Stadt.
Die horizontale Schraffirung bezeichnet die Mauer der II., die senkrechte die Mauer der III. Stadt.

letzten Tagen theilweise bis zu seinem Estrichfussboden, der in einer Tiefe von 12 *m* liegt, ausgegraben worden. Dieses Thor bildete die Verbindung der Unterstadt mit der Pergamos und steigt allmählich zu dem Plateau vor den Tempeln (das in einer Tiefe von $8^1/_2$ *m* liegt) empor. Zu seiner ferneren Freilegung ist auch noch die Wegräumung des Schuttberges G', aus dem die grosse Marmorplatte weit hervorragte, nöthig geworden. Jene Marmorplatte gehörte zu einer römischen Säulenhalle, welche meine Architekten natürlich vorher aufgezeichnet und in ihrer ganzen blühenden Schönheit restaurirt haben. Der Schuttberg G, Ihr Liebling, bleibt in seiner vollen prangenden Grösse bestehen.

Ich schicke Ihnen einliegend die meteorologischen Beobachtungen vom 22. April bis zum 20. Mai incl.

Da Calvert's Ausgrabungen für mein Geld bewerkstelligt wurden, so gehört mir die Hälfte des Resultats und ich habe, um Ihnen zu dienen, die beiden Fibulae, die Sie in so hohem Grade interessirten, als meinen Antheil genommen. Ich schicke Ihnen dieselben mit der ausdrücklichen Bedingung, dass sie in die trojan. Sammlung kommen.

3. In einem Schreiben vom 28. Mai heisst es:

Ich bin sehr gespannt auf das Resultat der grossen Ausgrabung behufs Freilegung des zweiten Thors der zweiten Stadt. Da der Aufgang von demselben zu den beiden Tempeln gerade unterhalb des grossen Schuttkegels G' (aus dem der lange Marmorblock, wie Sie sich erinnern werden, hervorstand) ist, so wird dieser jetzt abgegraben. Unmittelbar nördlich davon fanden wir gestern eine schönpolirte, wirklich colossale Thürplatte, die mehr als 30 Centner wiegen mag. Aber noch viel gespannter bin ich auf das Resultat der Ausgrabung der Höhle mit den Quellen, denn geradezu unmöglich erscheint es jetzt uns Allen, dass diese, noch jetzt mit wilden Feigenbäumen überschatteten, unmittelbar ausserhalb der unteren Stadt und zwar unterhalb der Mauer hervorsprudelnden Quellen nicht genau die homerischen sein sollten, in denen die Trojanerinnen ihre Kleider wuschen und neben denen der Fahrweg war. Wie Sie sich erinnern, dachten wir vor drei

Jahren, wir hätten die lange Höhle bis zum Fels-Fussboden ausgegraben; jetzt finden wir aber in letzterem zwei mit unbehauenen, platten Felsstücken zugedeckte kleine Canäle, in denen sich der Schmutz so aufgehäuft hatte, dass das Wasser nicht mehr durchdringen konnte. In diese Canäle scheint das Quellwasser aus den am Ende des Höhlenweges befindlichen 3 Höhlungen zu fliessen, welche letztere sich mehr als 40 *m* weit im Felsen ausdehnen und absichtlich mit Steinen und Schutt gefüllt zu sein scheinen. Wir glauben fest, in der einen derselben die Quelle lauwarmen Wassers zu finden, zumal uns die rohen Deckplatten der Canäle lebhaft an die vorhistorischen Wasserleitungen in Tiryns und Mykenae erinnern und uns vermuthen lassen, dass die Canäle nie im classischen Alterthum gereinigt sind und man daher die Existenz der heissen Quelle nicht mehr kannte.

(7) Hr. Virchow zeigt eine von Hrn. Victor Gross in Neuveville übermittelte Sammlung

neuer Funde aus der Station Auvernier.

Nach dem Begleitbriefe des Hrn. Dr. Gross vom 8. Juni ist das Wasser im Neuchâteler See in der letzten Zeit so niedrig gewesen, dass ein Theil des Pfahlbaues von Auvernier gänzlich auf's Trockene gelegt worden ist. Bei den Untersuchungen an dieser Stelle wurde ein fast vollständiges Skelet gefunden, und zwar, wie Hr. Gross bemerkt, zum ersten Male von ihm ein Schädel mit dem Unterkiefer. Er hat mir letzteren mit dem Wunsche einer Beurtheilung derselben übersendet, und es macht mir um so mehr Vergnügen, diesem Wunsche zu entsprechen, als ich schon früher einmal in der Sitzung vom 17. März 1877 durch die Güte desselben glücklichen Forschers in die Lage versetzt war, mich nicht nur über eine gewisse Zahl von schweizerischen Pfahlbau-Schädeln, sondern auch gerade über einen Schädel von Auvernier zu äussern (Zeitschr. für Ethnol. 1877, Bd. IX, Verhandl. S. 133, Taf. XI).

Ich erinnere zunächst daran, dass Auvernier zuerst von Desor explorirt wurde, später aber anhaltend Hrn. Gross Gelegenheit zu den wichtigsten Funden bot. Schon Desor hatte nachgewiesen, dass diese Station dem Bel âge du bronze angehört. Dafür liefern auch die sonstigen Zusendungen, welche Hr. Gross dem Schädel beigefügt hat, vortrefflichen Anhalt. Es ist darunter vor Allem eine prächtige und sehr grosse Gussform aus Bronze für Celte zu erwähnen, welche aus zwei, auf einander passenden Hälften besteht, sich aber namentlich dadurch auszeichnet, dass sie selbst auf den äusseren Flächen ornamentirt ist.

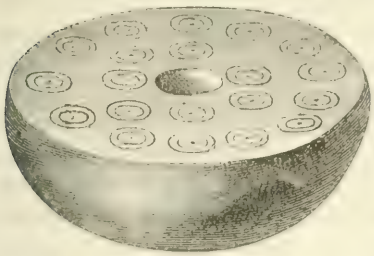
Nächstdem habe ich einen Hammer, von dem Hr. Gross bemerkt, dass er unsern modernen Hämmern ganz ähnlich sei: ein schweres, länglich viereckiges Stück mit einem viereckigen Stielloch; nach einer Analyse des Hrn. Salkowski, welche ich veranlasst habe, besteht es wesentlich aus Kupfer mit geringen Beimischungen von Zinn und Blei.

Ferner eine schmale längliche Platte mit runden Löchern, welche Hr. Salkowski aus Zinn mit etwas Blei bestehend fand. Hr. Gross parallelisirt sie mit einer Goldbarre des Hrn. Schliemann (Ilios p. 493, Fig. 866). Ueber ihre Bedeutung ist es schwer, ein bestimmtes Urtheil abzugeben; vielleicht diente sie zum Weben von Bändern, um die Fäden des Einschlages hindurch zu ziehen.

Weiterhin finden sich Ketten, deren Glieder aus Ringen und zusammengebogenen Plättchen von Bronzeblech bestehen, theils isolirt, wahrscheinlich zu Halsketten bestimmt, theils an den Enden an starke Nadeln befestigt, wie deren ganz ähnliche in den livländischen Gräbern zu Tage kommen.

Sodann höchst sonderbare, feine, aber lange, an den Enden aufgebogene, in der Mitte etwas stärkere und abgeplattete Bronzebügel, welche sowohl auf der platten, als auf der Seitenfläche abwechselnd mit länglich runden Oeffnungen durchbohrt sind. Möglicherweise dienten auch sie zur Weberei feinerer Gegenstände.

Ein grösserer Knopf aus Hirschhorn ist so gearbeitet, dass er eine platte Seite hat, welche ganz mit den bekannten Sonnenzeichen gravirt ist, und eine genau halbkuglige Fläche, welche allerdings so sehr nach Form und Grösse einem Schenkelkopf gleicht, dass Hr. Gross annahm, sie sei daraus hergestellt worden. Indess entspricht sie offenbar dem Rosenstock eines Hirschgeweihes, und zwar die gerade Fläche der Ansatzstelle, die halbkuglige dem Anfange des Geweihes selbst. Ganz ähnliche, nur anders oder meist gar nicht verzierte Stücke sind in Skandinavien aus der Eisenzeit bekannt und werden als Dambrettsteine bezeichnet (Worsaae, Nord. Olds. Taf. 112, Fig. 464. Hildebrand Vater und Sohn, Teckningar ur Svenska Statens Histor. Museum. Stockh. 1873. S. 5, Pl. III, Fig. a — m). Ein ähnlich verziertes, aber an der Kugelfläche noch einmal abgeschnittenes Stück aus den ältesten Bornholmer Gräbern zeichnet Vedel (Mém. de la soc. roy. des antiquaires du Nord. 1872—77, Pl. 2, Fig. 8). Ein verwandtes Stück aus der Terramara von Gorzano bei Coppi (Monografia della terram. di Gorzano. Tav. LXXX, Fig. 18).



Endlich eine Bronze-Pfeilspitze, welche nach der Angabe des Hrn. Gross nach dem Muster der Pfeilspitzen aus Knochen und Horn hergestellt ist.

Wenn schon diese Stücke, welche die archäologische Stellung der Pfahlstation so bestimmt bezeichnen, von hohem Werthe sind, so culminirt doch das Interesse des Fundes in dem Schädel, der in allen Theilen vortrefflich erhalten ist. Seine tief graubraune Farbe und seine Glätte lassen auf den ersten Blick den Torfschädel erkennen. Leider passt der mitgeschickte Unterkiefer, obwohl er dasselbe Aussehen hat, so wenig zu dem Schädel, dass es nicht zulässig erscheint, ihn als zugehörig zu nehmen. Er ist nicht bloss in der Länge ungenügend, sondern er entspricht auch den Altersverhältnissen nicht. Während die Synchondrosis sphenooccipitalis noch nicht ganz geschlossen ist, der Weisheitszahn am Oberkiefer eben durchbricht, die Zahnkronen allerdings etwas abgeschliffen, aber doch die Spitzen noch überall erhalten, die sehr weissen Zähne im Uebrigen durchaus gesund sind, zeigen sich die Zähne des Unterkiefers tief abgeschliffen, zum Theil cariös, ja die hinteren sind schon lange verloren und ihre Alveolen obliterirt. Ich will sogleich hinzufügen, dass der Unterkiefer im Ganzen zart und leicht progenaeisch ist; seine Aeste sind 29 mm breit, der Gelenkfortsatz 55 mm lang, unter einem Winkel von 125° an den Körper angesetzt. So wenig Wahrscheinlichkeit daher vorhanden ist, dass diess der richtige Unterkiefer ist, so glaube ich doch ihn so weit verwerthen zu können, dass ich ihn bei der Bestimmung der Gesichtshöhe in Anrechnung bringe.

Der Schädel ist seiner Configuration nach wahrscheinlich ein weiblicher. Die volle, aber gerade Stirn ist sehr breit (98 mm), zeigt aber nur einen schwachen Stirnnasenwulst. In der Norma temporalis biegt das Stirnbein oberhalb der Tubera sehr schnell nach hinten; die Scheitelcurve verläuft von da fast gerade bis zu der Linie der Tubera parietalia, wo der Abfall beginnt. Das seitlich etwas comprimirte Hinterhaupt ist stark vorgewölbt und erscheint daher besonders in der Basilaransicht sehr lang.

Die Capacität beträgt 1450 *ccm*, ist also recht beträchtlich. Dem entspricht

der Horizontalumfang von 522 *mm*. Zu der vollen Entwickelung stimmt der gute Erhaltungszustand der Nähte, namentlich die Persistenz der Stirnnaht. Nur die Schläfengegenden liegen ungewöhnlich tief, so dass eine leichte Stenokrotaphie entsteht, jedoch zeigen sich keine gröberen Anomalien in der temporalen Nahtbildung. Die Stirnnaht trifft übrigens an der Kranznaht nicht genau mit der Sagittalis zusammen. In der sagittalen Länge dominirt ganz entschieden das Stirnbein; es verhält sich nehmlich im Verhältniss zum ganzen Scheitelbogen

das Stirnbein = 34,4 pCt.,
die Sagittalis = 33,8 „
die Squama occip. = 31,7 „

Wenn trotzdem die gerade Länge des Hinterhauptes (vom hinteren Rande des Foramen magnum aus gemessen) 61 *mm*, also etwa nur $^1/_3$ der grössten Länge (187 *mm*) beträgt, so erklärt sich der Gesammteindruck theils aus der geringen Länge fast aller Querdurchmesser, theils durch die Verschiebung aller Knochen des Schädeldaches nach hinten.

Die Schädelform ist orthodolichocephal: Längenbreitenindex 72,1, Längenhöhenindex 73,2. Unter den Querdurchmessern bleiben namentlich der temporale und der occipitale sehr zurück. Das Foramen magnum ist gross, 37 *mm* lang, 32 breit, Index 86,4; Gelenkhöcker mehr nach vorn gestellt.

Das Gesicht (unter Hinzunahme des zweifelhaften Unterkiefers) ist leptoprosop: Index 100. Die Formen sind durchweg die einer feinen, civilisirten Rasse. Alle Querdurchmesser sind verhältnissmässig gering, namentlich die Jochbogen und Wangenbeine wenig vortretend. Die Orbitae gross und tief, Index 82, auf der Grenze der Mesokonchie. Die Nase schmal, Index 40,3, also subleptorrhin. Der Oberkiefer orthognath, die Fossae caninae flach, die Vorderzähne gross, der Gaumen kurz, breit, leicht hufeisenförmig, Index 83,3, mesostaphylin.

Die Einzelmaasse gebe ich am Schlusse.

Hier will ich nur das Gesammtergebniss zusammenfassen. Als ich vor 5 Jahren die Schädel der Pfahlbauern besprach, konnte ich schon der Meinung entgegentreten, als sei „die Rasse irgendwie eine niedere oder unvollkommener angelegte gewesen;“ ich konnte ferner zeigen, dass der damals vorliegende Schädel von Auvernier „ein etwas verbreiterter Hohberg-Schädel“ sei. Ich schloss daraus, dass die „Hohberg-Rasse“ keineswegs durch die römische Colonisation importirt sei, wie die Herren His und Rütimeyer angenommen hatten, sondern dass sie schon vor den Römern im Lande gewesen sei. Schon früher waren einzelne dolichocephale Schädel aus Pfahlbaustationen, freilich nicht den ältesten, bekannt geworden, aber es waren kindliche, und man sagte, sie hätten sich noch verändern können. Ich nahm diese Erklärung nicht an; meine damaligen Bemerkungen lauten wörtlich folgendermaassen:

„Ich kann nicht zugestehen, dass so ausgezeichnet dolichocephale Kinder, wie wir sie sowohl von Sütz (Stein- und Bronzezeit), als von Möringen (Bronze- und Eisenzeit) kennen gelernt haben, jemals die Aussicht bieten, brachycephal oder auch nur mesocephal zu werden. Ich darf desshalb auch behaupten, dass eine vorrömische dolichocephale Bevölkerung in der Schweiz existirt habe oder dass wenigstens in einer vorrömischen Bevölkerung die Fähigkeit zur Hervorbringung von Dolichocephalen bestanden haben muss. Warum sollte nicht die Rasse von Engis oder Cro-Magnon oder dem Neanderthal auch in der Schweiz ihre Vertreter finden? — Ich muss mit diesen Fragen schliessen. Die weitere Forschung wird sie beantworten.“

Ein Theil dieser Antwort liegt nun hier vor. Wir haben einen orthodolicho-

cephalen, leptoprosopen, orthognathen, leptorrhinen Schädel aus der guten Bronzezeit von Auvernier vor uns, der sich dem früheren eng anreiht. Auch dieser war dolichocephal (Index 75,3, also auf der Grenze), orthognath und leptorrhin, nur die Höhe war geringer, so dass der Index von 69,7 chamaecephal ausfiel. (Der Gesichtsindex konnte damals wegen des fehlenden Unterkiefers nicht bestimmt werden, aber der Mittelgesichtsindex betrug 53, war also auch leptoprosop.) Beide stimmen so gut zu einander, wie ein männlicher und ein weiblicher Schädel desselben Stammes übereinzustimmen pflegen. Der männliche ist um 50 ccm geräumiger und sowohl länger, als breiter, aber dafür etwas niedriger. Obwohl er um 0,3 das angenommene Maass der Dolichocephalie überschreitet, so wird man doch wohl kein Bedenken tragen, ihn noch in diese Kategorie zu stellen. Damit dürfte die obige Frage bejahend beantwortet sein [1]).

I. Gemessene Zahlen.

Capacität	1450 *ccm*	
Horizontalumfang	522 *mm*	
Verticalumfang (quer)	302 „	
Sagittalumfang der Stirn	129 „	375 *mm*
„ „ Scheitelbeine	127 „	
„ „ Hinterhauptsschuppe	119 „	
Grösste Länge	187 „	
„ Breite	135 „	
Gerade Höhe	137 „	
Ohrhöhe	108 „	
Stirnbreite	98 „	
Schläfendurchmesser	109 „	
Parietaldurchmesser (Tubera)	130 „	
Occipitaldurchmesser	104 „	
Auriculardurchmesser	113 „	
Mastoidealdurchmesser a. (Spitze)	100 „	
„ b. (Basis)	119 „	
Gerade Occipitallänge	61 „	
Foramen magnum, Länge	37 „	
„ „ Breite	32 „	
Gesichtshöhe A (ganze)	124 „	
„ B (Nasenwurzel bis Alveolarrand)	70 „	
Jugaldistanz	124 „	
Malardistanz	95 „	
Unterkieferwinkel-Distanz	94 „	
Orbita, Breite	39 „	

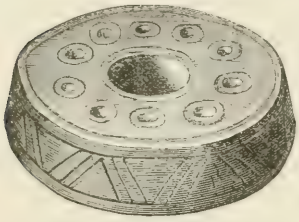
1) Nachträglich habe ich noch Gelegenheit gehabt, die Skeletknochen zu sehen. Dieselben entsprechen der Annahme eines weiblichen Gerippes. Sie sind im Allgemeinen von mehr zarter Beschaffenheit. Das Os humeri ist 31 *cm* lang, fast gar nicht gedreht, sehr glatt, mit tiefem Sulcus intertubercularis, an der Fossa olecrani nicht durchbohrt. Die Ulnae messen 24,2 und 24,1, die Radii 21,2 und 21,5 in der Länge. Das Os femoris ist unten abgebrochen; es hat ein langes, weit nach vorn inserirtes Collum, das mit der Axe der Diaphyse einen Winkel von 120° macht. Die Trochanteren sind sehr gross und am Labrum externum lineae asperae findet sich ein Trochanter tertius. Die Tibia ist lateral abgeflacht und vertieft, zeigt jedoch hinten eine deutliche Fläche, ist also nicht im engeren Sinne platyknemisch. Darin stimmt dieser Fall mit dem früheren überein.

Orbita, Höhe	32	*mm*
Nase, Höhe	52	„
„ Breite	21	„
Gaumen, Länge	48	„
„ Breite	40	„

(8) Hr. Virchow zeigt, zur Vergleichung der Ornamente mit dem so eben vorgelegten Hirschhornknopf (S. 389) des Hrn. Gross eine

verzierte Steinscheibe von Nemmin bei Schivelbein (Pommern).

Dieselbe ist aus dunkelgrauem Sandstein, platt, gut gerundet und in der Mitte durchbohrt. Die untere, ganz ebene Fläche hat 4 *cm* Durchmesser, das Loch hat hier an seiner Mündung 1 *cm* Weite. Die obere Fläche besitzt einen Durchmesser von 3,5 *cm*, die Mündung des Loches aber misst ebenfalls 1 *cm*. Jedoch erweist sich bei genauerer Betrachtung, dass das Loch beiderseits sich nach aussen erweitert, dagegen innen enger ist. Auf der oberen Fläche sind folgende Verzierungen eingeritzt: zunächst um den Rand des Loches eine einfache Kreislinie, dann ein Kranz von 10 sonnenartigen Zeichen, von denen jedes im Centrum ein kleines Grübchen und um dasselbe einen Ring zeigt, endlich am äusseren Rande wieder eine Kreislinie. Die Scheibe ist etwa 1 *cm* hoch; da der Durchmesser der oberen Fläche um 5 *mm* kleiner ist, als der der unteren, so ist der Seitenrand schräg gestellt. Darauf sind kleine Dreiecke, alternirend mit der Spitze nach oben und nach unten, umgrenzt durch je 3 Parallellinien, hergestellt, ganz ähnlich wie an den Gräberurnen der älteren Eisenzeit. Die Scheibe dürfte als Wirtel gedient haben.



Ein ähnliches, nur an der Seitenfläche doppelt abgeschrägtes Stück, welches ganz mit Sonnenornamenten verziert ist, giebt Vedel (Mém. des antiq. du Nord. l. c. Pl. 2, Fig. 10); es stammt von Bornholm.

(9) Hr. Virchow legt nebst folgendem, an ihn gerichtetem Briefe des Hrn. Max Erdmann d. d. Züllichau, 13. Juni, die Ergebnisse einer Ausgrabung vor, betreffend ein

Gräberfeld bei Kluczewo (Posen), insbesondere eine Todtenurne mit Thierzeichnungen.

Der Brief des Herrn Erdmann lautet:

„Hiermit erlaube ich mir, den grössten Theil eines Fundes zu übersenden, wie er kürzlich von Herrn Oberamtmann Gläsemer in Kluczewo bei Schmiegel im Kreise Kosten gemacht worden ist. — Der See von Priment, von dem Sie laut Ausstellungskatalog S. 387 eine Sammlung von Urnen etc. besitzen, befindet sich in nächster Nähe. — Die Fundstelle ist ein sandiger Hügel, der, etwa 20 Fuss hoch, in einem grossen Moor sich $^1/_4$ Stunde lang hinzieht und ehemals mit Wald bestanden war. Hier fand man unter der Oberfläche viele Steine und, als nachgegraben wurde, darunter viele Urnen, allerdings meist zerdrückt durch die nachgestürzten Steine. Die Steine, gewöhnliche Kopfsteine, fanden sich sowohl in einer als auch in mehreren Lagen über den Urnen. In letzterem Falle befanden sich diese Gräber tiefer unter der Erdoberfläche (bis zu $1^1/_2$ *m*), als die mit nur einer Lage von Steinen bedeckten ($^1/_2$ — 1 *m*). Den Boden und die Seiten bildete überall der natürliche Sandboden. Die Gefässe waren in den tiefer gele-

genen Gräbern besser und sorgfältiger gearbeitet als in den nur mit einer Lage von Steinen versehenen. Reihen oder Hügel haben sich nicht konstatiren lassen, sondern die Gräber waren ohne bestimmte Anordnung angelegt. Die Urnen waren stets in Gruppen zusammengestellt; eine grosse Anzahl enthielt die Knochenreste, die immer mit Sand vermischt waren, da diese Urnen selten einen Deckel hatten; andere Urnen enthielten Schalen und waren häufig mit übergreifenden Deckeln versehen; daneben standen die kleineren, fast durchgängig mit Sand gefüllten Urnen. In dem einen Grabe befand sich auch der beifolgende Stein, dessen eine glatt geriebene Seite auf stattgehabten Gebrauche bestimmt hinweist. Die Verzierungen sind bei den meisten Gefässen die des Lausitzer Typus: senkrecht und schräg gestellte parallele Linien. Die Gefässe selbst sind entweder ohne Henkel oder haben zwei kleine, zum Durchziehen eines Strickes geeignete Oehsen da, wo der Hals in den Bauch des Gefässes übergeht. Auch Urnen mit Buckeln finden sich (Nr. 11. 13. 15. 17). Leider ist es mir nicht möglich, von sämmtlichen Urnen und Urnenscherben anzugeben, wie sie zusammengehören, da die Gräber eben sehr nahe bei einander lagen, und von den Arbeitern nicht immer mit der nöthigen Sorgfalt verfahren ist.

Um nun auf die einzelnen Fundstücke überzugehen, so war Urne 1 angefüllt mit Sand und Knochen. Letztere habe ich genau durchsucht, weil ich auf einem Knochenstückchen (in der Schachtel bei den Zähnen befindlich) grüne Flecke entdeckte, und endlich auch drei Ringfragmente aus Bronzedraht gefunden. Das kleine Gefäss Nr. 5 stand nebst Nr. 4 zusammen mit Nr. 1 in dem Grabe. Die Urne Nr. 1 ist auch merkwürdig wegen der dreimal auf ihr wiederkehrenden Thier-Figur, welche vielleicht für die eines Pferdes anzusehen ist, zumal nach Ausstellungskatalog S. 388 bei Zaborowo schon zwei Urnen mit eingeritzten Pferdegespannen gefunden sind.

Zusammengestanden haben ferner Nr. 8 und 9, die Tasse mit Henkel. In 8 fand sich auch Leichenbrand. Dazu gehören noch zwei Bronzereste: der eine, kleinere, vielleicht die Spitze eines Schwertes oder dergl. darstellend, der andere 9 resp. 7 *cm* lang und $3^1/_2$ *cm* breit, sehr deutlich lässt sich daran die Schneide und der Rücken erkennen. Die Reste sind mit schöner grüner Patina bedeckt.

Die Schüssel- oder Napfform (vergl. Verhandlungen 1880 S. 165) zeigte sehr deutlich der Rest Nr. 18, an der Seite mit dem (verloren gegangenen) Henkel und unten mit der Vertiefung. Zu solchen Schüsseln gehören auch wohl die vier Henkel von gelbem Thon. Zusammen mit diesen Henkeln wurden gefunden 16, 19, 20, 21, 22. Scherben Nr. 19 zeigt einen Vorsprung am Rande in der Nähe des Henkels, womit vielleicht zu vergleichen wäre Zeitschr. 1880. S. 234, Fig. 2b. Nr. 21 würde Fig. 3 auf S. 235 entsprechen, während der erhobene Knopf unter dem Rande in Fig. 4 auf S. 235 sich wiederfindet bei den kleinen Urnen 4 und 5. — Sodann gehören zusammen der gelbrothe Napf von feinem Thon Nr. 23 und die Randstücke Nr. 24 mit breitem, regelmässig eingekerbtem Wulst und Henkel. — Urne 2 und 3, sowie 25, die Bruchstücke des grossen Gefässes 26 und Deckel 6 zeigen eine viel rohere Arbeit und viel gröberen Thon. Sie standen in einem Grabe mit einfacher Steinüberdachung; die Henkelurne 3 sowie Deckel 6 gleichen in den durch Aufschiebung des weichen Thons mittelst der Fingernägel gebildeten Verzierungen einem Gefäss aus Koschen, welches z. Z. in der Gubener Gymnasial-Sammlung sich befindet und auch Katalog S. 88 von Herrn Oberlehrer Dr. Jentsch erwähnt ist. Nr. 3 enthält noch Leichenbrand. — In welcher Weise auch zuweilen die Henkel angesetzt wurden, zeigt

der kleine Henkel Nr. 27. Zu erwähnen wären noch das kleine Bodenstück Nr. 28 mit Verzierung, unten Punkte in einer Reihe und darüber 3 paralelle Linien; das Fragment Nr. 29 mit dem Buckel, welches wohl zu einem Deckel gehört, und das Randstück Nr. 30 mit steil aufsteigendem, nach innen vorspringendem Rande.

Zusammengehörig sind: I. Nr. 1. 5. 4. II. 2. 3. 6. 25. 27. III. 8. 9. IV. 16. 18. 19. 20. 21. 22 und vier Henkel. V. 23 und 24. Buckelurnen 11. 13. 15. 17. —

Hr. Virchow: Der Bericht des Hrn. Erdmann, sowie die grosse Auswahl von Gefässen und namentlich Gefässscherben, welche er uns übersendet hat, lassen keinen Zweifel darüber, dass das Gräberfeld von Kluczewo, wie das von mir untersuchte benachbarte Gräberfeld von Zaborowo, im Grossen dem lausitzer Formenkreise zugerechnet werden muss. Allerdings lassen sich nicht unbeträchtliche Unterschiede von Zaborowo hervorheben, so namentlich die Armuth an Beigaben, die geringwerthige Beschaffenheit der meisten Gefässe und namentlich der gänzliche Mangel jener feinen, hellfarbigen, bemalten Schalen, welche den eigentlichen Glanz des Gräberfeldes von Zaborowo ausmachen.

Unter der ganzen Sammlung, aus welcher es Fräul. Hilbrecht gelungen ist, noch eine gewisse Zahl von Gefässen gänzlich zu restauriren, ist nur ein einziges zu nennen, welches sich durch glänzend schwarzes Aussehen auszeichnet; es ist das Henkelgefäss Nr. 9 (von Hrn Erdmann als Tasse bezeichnet, dafür jedoch etwas zu gross), welches überdiess recht gefällig ornamentirt ist mit eingeritzten Linien, eingedrückten Grübchen und unterbrochenen, aus kurzen Eindrücken zusammengesetzten Linien. Dieses Grab war auch sonst ausgezeichnet, denn es gehörte dazu eine ungewöhnlich grosse Todtenurne mit den gebrannten und zerschlagenen Knochen eines jüngeren, aber doch wohl erwachsenen Mannes. Die vorhandenen Reste genügen nicht, um die Restauration zu versuchen, indess hat sich doch soviel zusammenbringen lassen, dass man die Weite des Bauches auf mindestens 33, die der Mündung schätzungsweise auf 18 *cm* Durchmesser annehmen kann. Das Gefäss hat einen fast gerade aufgerichteten Rand von etwa 10 *cm* Höhe; am Anfang des Bauches ein einfaches Ornament von eingeritzten Linien und Reihen kleiner Tupfen. Seine Farbe ist grauschwarz und sein Aussehen etwas geglättet, aber nicht glänzend. Darin befand sich auch jenes, schon von Hrn. Erdmann erwähnte Bronzegeräth, dessen Deutung er nicht versucht hat. Mir ist dasselbe besonders interessant gewesen, weil ich in der Sitzung vom 14. November 1874 (Verhandl. S. 224) zwei ganz ähnliche Stücke von Zaborowo vorgelegt habe: ein eisernes aus einer Graburne und ein bronzenes, das auf einem benachbarten Felde gefunden war. Ich bezeichnete sie damals als „eine Art von breitem und kurzem Schabemesser", weil sie an die Werkzeuge erinnerten, welche zum Abschaben des Fettes von den Häuten in Gebrauch waren und zum Theil noch sind. Das von Kluczewo hat einen eingebogenen, daher etwas kürzeren und etwas dickeren Rücken und eine convexe, sehr dünne Schneide, die freilich durch Verwitterung vielfach ausgebröckelt ist und daher fast sägeförmig aussieht. Ornamente sind daran nicht zu erkennen. Immerhin erscheint dadurch die Beziehung der beiden Gräberfelder zu einander noch mehr gesichert. Ein ähnliches Stück erwähnt übrigens schon Hermann von dem Töppelberge bei Massel (Maslographia. Brieg 1711. S. 148. Tab. VII, Fig. 3). Bronzene und eiserne der Art führt auch Undset (Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. Deutsch von J. Mestorf. Hamburg 1882. Taf. X, Fig. 3. Taf. XXVI, Fig. 4) von Schlesien und Meklenburg auf. Völlig übereinstimmend mit dem von Zaborowo ist ein Schaber aus dem grossen Bronzefund von Mandelkow bei Bernstein (Photogr. Album der Ausst. Seite III, Taf. 7).

Bei Weitem grösser ist jedoch das Interesse, welches die Urne (Nr. 1) mit den Thierfiguren darbietet. Wie berichtet, stand sie in demselben Grabe mit 2 kleinen Beigefässen. Das kleinste (Nr. 4) ist ein Töpfchen von röthlichgelber, am Rande schwärzlicher Farbe und ziemlich glatter Oberfläche, 62 *mm* hoch, an der Mündung 48, am Bauche 56, am leicht vertieften, sonst platten Boden 32 *mm* im Querdurchmesser; der 13 *mm* hohe Rand ist ganz gerade und dünn. Der obere Theil des Bauches trägt an jeder Seite einen kleinen knopfförmigen Vorsprung als Andeutung eines Oehres und Verzierungen aus Gruppen von je 5 Schrägstrichen, welche sich zu Dreiecken zusammenfügen. Das andere Gefäss (Nr. 5) ist ganz ähnlich, nur dass der Bauch sich nach unten mehr ausweitet und der platte Boden als eine blosse Abflachung einer Halbkugelfläche erscheint. Es ist 65 *mm* hoch, an der Mündung 62, am Bauche 80, am Boden 58 *mm* im Durchmesser. Die beiden Knöpfe sind etwas grösser und zwischen je 2 Gruppen von

Schrägstrichen schiebt sich jedesmal eine Gruppe senkrechter ein; beide Gruppen erstrecken sich über die ganze Ausdehnung des Bauches bis zum Boden. — Das grosse Gefäss (Nr. 1) enthielt die gebrannten und zerschlagenen Gebeine eines zarten Kindes, welches noch durchweg Milchzahnkronen vor dem Durchbruch besass. Auch die dabei gefundenen Bruchstücke zweier Ringe aus Bronzedraht sind ganz eng, kaum 8 *mm* im Lichten. Die Urne selbst ist 15 *cm* hoch, die Mündung hat 13, der Bauch 19, der Boden 7,2 *cm* im Durchmesser. Der Rand ist dünn und einfach, der Hals 5,2 *cm* hoch, nach unten allmählich sich erweiternd. Die grösste Wölbung des Bauches liegt 7,5 *cm* über dem Boden und ist ziemlich scharf ausgelegt, nach unten verengte sich das Gefäss schnell gegen den Boden, welcher schwach vertieft ist und einen niedrigen, ungefähr 1 *cm* hohen Fuss bildet. Ein Henkel oder Knopf ist nicht verhanden. Dagegen ist die Verzierung höchst merkwürdig. An der Uebergangsstelle vom Halse zum Bauche

aufen 3 ziemlich tiefe Querfurchen herum. An diese schliessen sich an 4, durch nahezu regelmässige Abstände von einander getrennten Stellen nach unten Gruppen senkrecht über die Wölbung des Bauches herablaufender Striche, je 10—16 an der Zahl, neben welchen jederseits oben und unten ein rundlich vertieftes Grübchen (Tupfen) sitzt. Ueber der einen dieser Gruppen ist der Hals ausgebrochen und auch sonst durch Verwitterung verändert, so das man nichts weiter erkennt. Ueber den 3 anderen aber steht jedesmal an der Fläche des Halses die eingedrückte Zeichnung eines Thieres; nur einmal steht dasselbe nicht genau über den Strichen, sondern etwas nach rechts davon. Jedes dieser Thiere hat 4 Beine, einen langen, etwas aufgerichteten Leib, einen kürzeren, noch mehr aufgerichteten Hals, einen unter einem fast rechten Winkel darangefügten, abwärts gerichteten, länglichen Kopf und einen herabhängenden, am Anfange gebogenen, langen Schwanz, — Alles in einfachen, dicken Strichen ausgeführt. Indess kann wohl kein Zweifel darüber bleiben, dass damit Pferde gemeint sind.

Schon Hr. Erdmann hat an die Pferdezeichnungen erinnert, welche ich an Urnen von Zaborowo beschrieben habe. Meine erste Mittheilung darüber machte ich in der Sitzung vom 28. Juni 1875 (Verh. S. 158, Taf. XI, Fig. 1); das zweite Gefäss hat sich erst später gefunden. Nun sind freilich sowohl die Gefässe, als die Pferdezeichnungen von Zaborowo in vielen Stücken abweichend; trotzdem dürfte es keine näher liegende Analogie geben. Man kann allerdings weiterhin an die Pferdezeichnungen an den Gesichtsurnen von Posen erinnern und ich will diese Vergleichung keineswegs unterschätzen; nichts desto weniger bedarf es noch vieler Mittelglieder, um eine eigentliche Verbindung herzustellen. Räumlich schliesst sich zunächst ein Urnenscherben mit einer analogen Thierzeichnung und mit Muscheln ausgelegt, an, der in einem Grabhügel bei Staffelde, Kr. Randow, gefunden ist (Kat. der Ausst. S. 324, Nr. 103, Photogr. Alb. Sect. III, Taf. 22). In weiterer Entfernung bietet sich noch ein Vergleichsobjekt in der Urne vom Borgstedterfeld in Holstein, über welche Hr. Handelmann in der Sitzung vom 11. Febr. 1877 (Verh. S. 30) berichtet hat; so viel Aehnlichkeit die rohe Ausführung bietet, so fehlt doch das Pferd. Statt dessen sind ein Mensch, zwei Eber und allerlei Fisch-ähnliche Körper dargestellt. Engelhardt bildet eine Urne aus einem Grabhügel von Oesterhjerting bei Rödding in Schleswig ab (Mém. de la soc. des antiquaires du Nord. 1872—77. p. 251, Fig. 59), an deren Hals ein Mensch mit aufgerichteten Armen eingeritzt ist. Die Einritzungen menschlicher Figuren an Urnen, wie sie in Preussen vorkommen, schliessen sich, wie schon Hr. Undset (Das erste Auftreten des Eisens in Europa. Deutsch von J. Mestorf, Hamburg 1882, S. 153, Taf. XV, Fig. 16, 17) bemerkt hat, mehr den Zeichnungen der Gesichtsurnen an.

Unter den sonstigen Objekten verdient das Bruchstück eines Urnendeckels besondere Erwähnung, weil es gleichfalls eine Reminiscenz von Zaborowo darstellt. Es hat die Gestalt einer umgekehrten Schale mit engem Boden und verhältnissmässig gerade ausgelegten Seitenwänden; die äussere Fläche ist rauh und theils geschwärzt, theils röthlichgelb gebrannt, die innere dagegen glatt, gleichmässig schwarz und mit einer grossen, tief eingedrückten Strichgruppe verziert, welche an die Strichgruppen der Urne Nr. 1 erinnert. Sie besteht aus 6 breiten, parallelen, geraden Strichen, welche an beiden Enden durch einen Querstrich verbunden sind; an jedem Ende des Querstriches liegt ein rundliches Grübchen.

Sodann ist durch die Restauration des Frl. Hilbrecht eine seltene Schalenform zur Anschauung gekommen. Es ist eine sehr weite, ganz niedrige, mit einem grossen platten Boden versehene und mit einem, für die Aufnahme eines Fingers genügenden, über den Rand hervorragenden Henkel ausgestattete Schale von

gelblichgrauem, ziemlich glattem Aussehen. Sie ist nur 35 *mm* hoch, dagegen an der Mündung 13, am Bauche 15 *cm* und am Boden fast ebenso weit. Der gerade Rand ist 15 *mm* hoch, der Bauch ringsum mit tiefen und breiten, senkrechten Eindrücken versehen.

In Bezug auf die übrigen, sowohl in der Grösse, als in der Form und Farbe höchst wechselnden Stücke habe ich zu dem, was Hr. Erdmann angeführt hat, nichts hinzuzufügen, als dass nichts darunter ist, was nicht auf benachbarten posenschen Gräberfeldern schon mehrfach bekannt ist. Auch der Reibstein, ein handlicher, flach eiförmiger Feldstein mit stark abgeplatteter Reibfläche am einen Ende, findet in Funden von Zaborowo seine Parallele.

Jedenfalls müssen wir dem Herrn Einsender in hohem Maase dankbar sein für seine Zusendung. Möge das Gräberfeld, welches vielleicht noch manche Schätze birgt, auch in Zukunft sich einer sorgsamen Aufmerksamkeit erfreuen!

(10) Hr. Voss übergiebt einen, von Abbildungen begleiteten, unter dem 3. d. M. eingesandten Bericht des Hrn. Dr. Richard W. Krüger, ordentlichen Lehrers an der landwirthschaftlichen Schule zu Schivelbein, über

Funde von Battin (Kreis Belgard, Pommern).

Vor ungefähr 5—6 Jahren wurden von Herrn Gutsbesitzer Heyse auf Battin, ungefähr $1^1/_2$ Meile von Schivelbein in nordöstlicher Richtung entfernt, die in Zeichnung beiliegenden Gegenstände gefunden. Der Besitzer war mit der Bearbeitung eines in der Nähe von Battin befindlichen Torfmoors beschäftigt, als seine Arbeiter daselbst einen Brunnen entdeckten. Obgleich alle Mühe angewandt wurde, denselben zu erhalten, stürzte er dennoch zusammen nnd es wurde in demselben die hölzerne Schöpfkelle (Fig. 1) gefunden, sowie ein kleines Thongefäss in Form eines nach oben erweiterten Trinkbechers. Einige Urnen wurden etwas entfernt von dem Brunnen aufgefunden, nebst einer Anzahl von Scherben, welche im Laufe des Jahres verloren gegangen sind. Leider waren meine Bemühungen, die

Fig. 1 $^1/_4$ nat. Gr.

Fig. 2 $^1/_4$ nat. Gr.

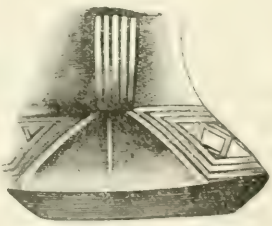


Fig. 3. $^1/_4$ nat. Gr.

gefundenen Gegenstände dem Berliner Museum zuzuwenden, vergeblich; jedoch erklärte sich Herr Heyse bereit, dieselben der Schivelbeiner Landwirthschaftsschule zu schenken. Seit ungefähr sechs Wochen sind dieselben im Besitze der Schule.

Die Urne mit Verzierung (Fig. 2) hat eine Höhe von $21^1/_2$ *cm*., der weiteste Bauchumfang beträgt 69 *cm*, der obere Durchmesser 12 *cm*. Sie ist sehr wenig be-

schädigt, nur der eine Henkel ist abgebrochen und ebenso der obere Rand an einigen Stellen lädirt. Sie hat ein glänzend schwarzes Aussehen und ist von vorzüglichem Material. Wie mir ein Kenner solcher Dinge versicherte, sei dieselbe glasirt. Die Verzierungen bestehen aus einfachen geraden Linien in Form von Vierecken. Wo diese Vierecke zusammentreffen, befinden sich unterhalb derselben eingedrückte Punkte.

Von ebenfalls sehr gutem Material und glänzend schwarzer Farbe ist das im Brunnen gefundene Gefäss. Seine Höhe beträgt 8 *cm*, sein oberer Durchmesser $11^1/_2$ *cm*, der untere $6^3/_4$ *cm*. Die Stärke des Materials beträgt beinahe $^1/_2$ *cm*. Obgleich am Rande schon einige Stücke ausgebrochen sind, gefällt es doch durch seine gefällige Form.

Ein anderes kleines Thongefäss, ein einfaches Töpfchen, ist aus einer sehr schlechten Thonmasse hergestellt, die ausserdem schlecht gebrannt ist. Seine Höhe = $5^1/_2$ *cm*, sein oberer Durchmesser 6 *cm*, sein unterer 5 *cm*. Die anderen Urnen, von denen eine leider halb zerbrochen ist, sind von gewöhnlichem Material und haben die bekannte graue Färbung. Von der zerbrochenen Urne kann ich nur die Höhe genau angeben: $15^1/_2$ *cm*. Der Umfang hat etwa 55 *cm*, der Durchmesser 15 *cm* betragen. Eine Urne (Fig. 3) ist sehr gut erhalten, nur am Rande ist ein kleines Stück abgebrochen und es fehlt ebenfalls der eine Henkel. Ihre Höhe beträgt 17 *cm*, der Umfang $57^1/_2$ *cm*., der obere Durchmesser $11^3/_4$ *cm*.

Die Schöpfkelle hielt ich ursprünglich für moderne Arbeit; jedoch behauptet Hr. Heyse dieselbe mit dem Trinkbecher zusammen in dem Brunnen gefunden zu haben. Sie ist von Eichenholz; das Holz ist oben sehr weich, im Innern dagegen sehr hart.

(11) Hr. Virchow berichtet über ein

slavisches Grab mit Leichenbrand bei Wachlin in Pommern.

Während der letzten Pfingsttage, welche ich bei meinem alten Freunde Mühlenbeck in Gross-Wachlin bei Stargard in Pommern verbrachte, veranstaltete der letztere die Ausgrabung eines Grabhügels in dem ihm gehörigen Parliner Busch. Derselbe gehört zu einem grösseren Gräberfelde, welches ich bei einem früheren Besuch zu Ostern 1869 aufgefunden hatte und von welchem, unregelmässig zerstreut durch den Busch, Gruppen und Einzelgräber, freilich sehr verwüstet, erkennbar waren. Wir hatten damals (am 9. und 10. April) 3 Gräber geöffnet und ich hatte über die allerdings ziemlich spärliche Ausbeute in den Baltischen Studien. 1869. Jahrg. XXIII. S. 105 ff. berichtet.

Zweierlei liess sich damals constatiren. Zunächst ein auffälliger Gegensatz zu einer benachbarten Gruppe von Hünengräbern bei Storkow, wo in flachen Hügeln, von grossen Steinkränzen umgeben, Leichenbestattung nachgewiesen und als Beigabe Eisen angetroffen wurde. Sodann eine Uebereinstimmung in Bezug auf Bereitung und Verzierung des Thongeräths mit Gräberfeldern der Mark und der Lausitz, in Bezug auf die Errichtung der Hügel mit Gräbern von Blumenwerder am Dratzig-See in Hinterpommern, in Bezug auf den Leichenbrand mit beiden.

Damals galten alle solche Gräberfelder noch allgemein als Wendenkirchhöfe nachdem ich, zunächst für die lausitzer, dann auch für die posenschen und märkischen nachgewiesen habe, dass sie vorslavisch sind, würde auch für die Wachliner derselbe Schluss Geltung haben müssen. Dazu kommt, dass, seitdem die Schläfenringe als slavisches Diagnostikon aufgekommen sind, wir uns mehr und mehr daran gewöhnt haben, die alte Ueberlieferung (Barthold, Geschichte von Rügen und

Pommern. Hamburg 1839. I, S. 576) von dem Bestehen des Leichenbrandes bei den Slaven für zweifelhaft, vielmehr die Leichenbestattung als den regelmässigen Gebrauch anzusehen.

Ich war daher nicht wenig überrascht, als unsere diessjährige Ausgrabung Urnen mit Leichenbrand zu Tage förderte, die ich nach allen Merkmalen für slavische halten muss. Bei der Wichtigkeit dieses Resultates werde ich eine etwas genauere Beschreibung geben.

Durch den Parliner Busch, ein grossentheils aus Birken, am Rande aus Kiefern bestehendes Wäldchen, welches vom Aschbach durchschnitten wird, zieht ein schmaler Feldweg, der von Parlin nach Wachlin führt. Da, wo er in der Richtung gegen Wachlin nach Westen zu aus dem Busch heraustritt, überschreitet er einen niedrigen Höhenzug, dessen Rücken mit Grabhügeln besetzt ist. Bei der letzten Regulirung des Weges waren einige der Hügel angeschnitten worden und die ungewöhnliche Aufhäufung grosser Geschiebesteine hatte die Aufmerksamkeit erregt, jedoch war man damals nicht zu der Vorstellung gekommen, dass hier Gräber seien. Zwei von den Gräbern dieser Gruppe (Fig. 1), die scheinbar am besten erhaltenen, hatten wir 1869 geöffnet. Diessmal wählte Hr. Mühlenbeck eines aus, welches bei der Wegeanlage nur eben angeschnitten, im Uebrigen aber erträglich

Fig. 1.

erhalten war. Es lag links (südlich) an dem Wege, hatte einen Durchmesser von etwa 14 Schritten und eine Höhe von 1—1,4 *m*, war mit hochstämmigen Kiefern bestanden und mit mässigen, zum Theil zerschlagenen Geschiebeblöcken bis zu 0,3—0,5 *m* Durchmesser umsetzt, die jedoch ziemlich tief in den Boden eingesunken waren. Die Oberfläche war unregelmässig, wie es in einem Walde, der wiederholt gerodet ist, gewöhnlich ist; auch zeigte die Grabung alsbald, dass von einer Regelmässigkeit im Innern keine Rede mehr war. Ueberall stiess man unter der Moosdecke auf Steine, meist grössere Bruchstücke, von Granit, hie und da auch auf Platten von rothem Sandstein. An einzelnen Stellen lag eine gewisse Zahl grösserer Steine (Fig. 2) zusammen, so dass man wohl vermuthen konnte, dass früher auch hier, wie in den erst geöffneten Gräbern, kleine Steinkammern vorhanden gewesen sein mochten, aber nirgends war eine solche vollständig erhalten. An 3 Stellen (in der Zeichnung durch ein + bezeichnet) lagen Bruchstücke von Thongefässen in etwas grösserer Zahl, jedoch fanden sich andere, offenbar dazu gehörige vereinzelt an ganz entfernten Theilen des Hügels, zum deutlichen Zeichen, dass derselbe in

grossen Abschnitten schon früher gerührt worden war. Alle die Hauptstellen waren excentrisch gelegen; im Centrum selbst kam nichts Nennenswerthes zu Tage. Da-

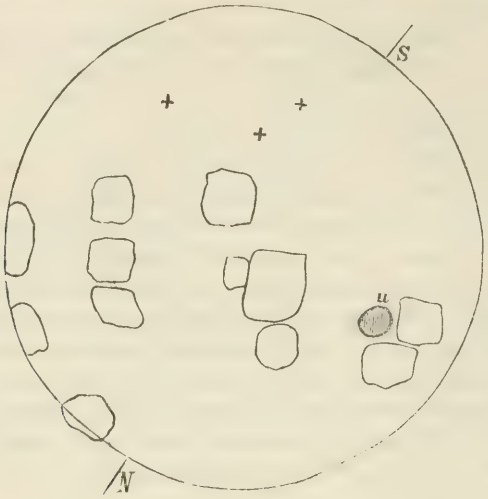


Fig. 2.

gegen wurde endlich an der entgegengesetzten Seite, in geringer Entfernung vom Rande eine vollständige Urne gefunden (u der Zeichnung). Dieselbe stand in der Ecke zwischen zwei grösseren Steinen, welche ihr offenbar Schutz gewährt hatten.

Fig. 3. $^1/_3$ natürlicher Grösse.

Schon die erste Erscheinung dieser Urne war sehr überraschend, insofern sie von den Gefässen des lausitzer Typus gänzlich abweicht. Ihre Oberfläche ist nir-

gends geglättet oder glänzend, sondern überall matt, ja rauh; die Farbe roth oder röthlich gelb von offenbar starkem Brande. Das Material, obwohl keineswegs fein, zeigt doch nur in geringerem Grade grobkörnige Beimischung von zerquetschtem Gestein. Die sehr regelmässige, wahrscheinlich unter Anwendung der Drehscheibe hergestellte Form ist die eines henkellosen Topfes (Hafens) mit weiter Mündung und ohne eigentlichen Hals (Fig. 3). Ueber dem flachen (ganz schwach eingedrückten) Boden erweitert er sich nach oben sehr gleichmässig bis zu einem weit ausgelegten Bauche, über dem er sich sehr schnell etwas verengert, um fast unmittelbar in den stark ausgebildeten und nach aussen vortretenden Rand überzugehen. Es ist 19,5 *cm* hoch, an der Mündung 17,5 *cm* weit (von Rand zu Rand 21 *cm*); der Durchmesser des Bodens beträgt 9,8, der des Bauches (15,5 über dem Boden) 22,3 *cm*. Der Rand ist nach innen durch einen scharfen Vorsprung begrenzt; von diesem erhebt sich eine schräge, etwas eingebogene Fläche in einer Breite von 2 *cm*; um nach aussen durch eine schwache Wölbung in die Vertiefung der Halsgegend überzugehen.

Von besonderem Interesse sind die Ornamente. Um die ganze Vorwölbung des Bauches laufen vertiefte, aber sehr seichte Kreisfurchen, 10 und mehr an der Zahl, parallel unter einander, jedoch in sehr verschiedenen Abständen und in verschiedener Stärke. Nach unten werden die Zwischenräume grösser, die Vertiefungen seichter. Der unterste Abschnitt ist ganz frei davon. Die Furchen sind so unregelmässig, dass bei ihrer Einritzung die Drehscheibe wohl kaum angewendet sein kann. (Dagegen sind die feineren Parallellinien an und unter dem Rande so regelmässig, dass ich daraus auf die Anwendung der Scheibe schliesse.) — Noch viel wichtiger ist die Bodenverzierung, welche mir allerdings die höchste Ueberraschung bereitete, als ich sie zuerst erblickte. Hier ist nehmlich ein grosses, erhaben vortretendes Hakenkreuz (Fig. 4) angebracht. Dasselbe ist so unregelmässig (in der Zeich-

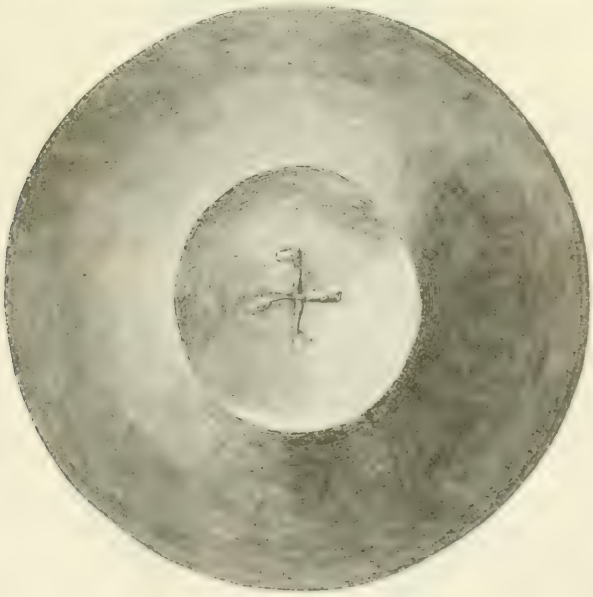


Fig. 4.

nung freilich noch mehr als in der Natur), dass der Stempel, welcher dazu benutzt wurde, sehr roh gewesen sein muss. Die Länge der einzelnen Radien (Fig. 5) be-

trägt 34—36 *mm.* An den Enden sind die Haken dick und plump, jedoch an ihrer äusseren Seite ziemlich geradlinig, während der innere Winkel fast ganz ausgefüllt ist.

Fig. 5. Natürliche Grösse.

Ich habe über die Anwendung des Kreuzes, sowohl des einfachen, als des Hakenkreuzes an Töpfen, namentlich an Topfböden in der Sitzung vom 10. December 1870 (Zeitschr. für Ethnol. Bd. III, Verh. S. 26, Taf. VI) ausführlich gehandelt und den Nachweis geführt, dass es in einer Reihe von alten Ansiedlungen, namentlich von Pfahlbauten, Burgwällen und Erdwohnungen der slavischen Zeit vorkommt. Aehnliche Beobachtungen sind seit jener Zeit an vielen Stellen, namentlich auch in Böhmen und Mähren, gemacht worden. Aber, soweit ich mich im Augenblick erinnere, betrafen sie überall Hausgeräth. Hier finde ich das Hakenkreuz, die seit jener Zeit so berühmt gewordene Suatiska, zum ersten Male und in einer Vollständigkeit, wie nie zuvor, an einer Todtenurne. Allerdings stimmt diese Todtenurne im Bau, in der Ornamentik und namentlich auch in der Henkellosigkeit so sehr mit den slavischen Küchen- und Haustöpfen überein, dass man wohl annehmen darf, das Gefäss sei entweder ursprünglich gar nicht als Todtenurne angefertigt, sondern nur als solche verwendet, oder es sei wenigstens nach dem Muster des Hausgeräthes gemacht worden.

Würde übrigens noch ein Zweifel übrig bleiben, dass wir es hier mit einer slavischen Urne zu thun haben, so wird derselbe durch die übrigen Topfscherben,

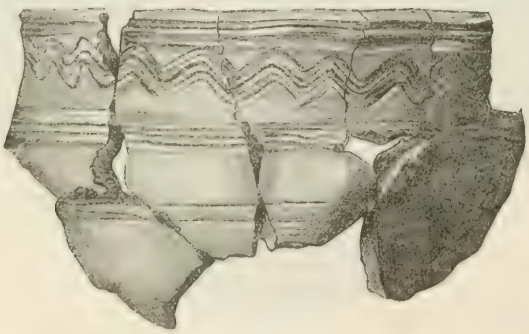


Fig. 6.

welche in dem Grabe gesammelt wurden, vollständig gehoben. Am meisten beweisend sind in dieser Beziehung die Bruchstücke eines Gefässes, welches an einer

der 3 mit + bezeichneten Stellen, freilich etwas zerstreut lagen. Eine grössere Zahl derselben hat sich noch wieder zu einem zusammenhängenden Randstück (Fig. 6) zusammenfügen lassen. Es ist ein etwas gröberer, mit grossen Quarzbrocken durchkneteter Thon, äusserlich und innerlich graubraun, also etwas stärker gebrannt, nicht geglättet. Der Rand steht aufrecht und geht mit einer kaum merklichen Einbiegung direkt in den Bauch des Gefässes über, welcher seinerseits ohne beträchtliche Ausweitung nach unten abfällt. Das Gefäs musste also ziemlich gerade Wandungen haben. Dicht am Rande sind auf der äusseren Fläche ein Paar tiefe Querrinnen eingedrückt; darunter folgt ein prächtiges Wellenornament, mit einer dreizinkigen Gabel eingeritzt, die einzelnen Wellen verhältnissmässig kurz und stellenweise eckig. Darunter stehen in einigem Abstande wieder 3 parallele Querlinien und nach einem weiteren Abstande nochmals 2 derartige. Alle diese Einritzungen zeigen noch wieder feinere Linien, so dass man deutlich erkennt, dass sie mit einem etwas rauhen Hölzchen hergestellt sind. Das Stück gleicht so vollkommen den Scherben unserer Burgwälle und Pfahlbauten, dass es gewiss von jedem Kenner damit identificirt werden wird.

Weniger entscheidend sind die Scherben von den beiden anderen Fundstellen. An der einen wurde fast eine ganze Urne mit gebrannten Knochen, obwohl verdrückt, zusammen gefunden; das Gefäss war ohne Henkel, grob, rauh und roth gebrannt. An der dritten Stelle konnten wir nur vereinzelte sehr grobe und dicke, ganz roth gebrannte Stücke mit tiefen Querfurchen (Linien) und einer, mit senkrechten Einritzungen besetzten, vortretenden Leiste auffinden.

Ein ferneres Gefäss ist von Frl. Hilbrecht in vortrefflicher Weise reconstruirt worden. Es hat ganz die Form der Burgwalltöpfe (Fig. 7): flacher, etwas enger

Fig. 7. ⅓ natürlicher Grösse.

Boden, gleichmässig ansteigende Wände, weit ausgelegter Bauch, dicht darüber die weite Mündung, kein Henkel. Der Topf ist 11 *cm* hoch, an der Mündung 10.5 (mit den Rändern 13,4) *cm* weit, der grösste Durchmesser des Bauches 13,7, des Bodens 8 *cm*. Farbe dunkelgraubraun, Oberfläche etwas matt. Der Rand etwas umgelegt, auf der oberen Fläche etwas vertieft, an der freien Kante recht gefällig durch alternirende Nageleindrücke verziert. Am Bauch 3 ganz grosse, 6—8 *mm* breite Querfurchen in Entfernungen von 15—16 *mm*; zwischen je 2 derselben ein Kranz von eckigen Eindrücken, welche gewöhnlich zu 3 in schrägen Linien angeordnet sind. Jeder Eindruck stellt ein unregelmässiges Rechteck oder eine halbmondförmige Vertiefung dar.

Damit ist, wie ich denke, der Beweis geliefert, dass die Slaven ihre Todten auch verbrannt haben und dass die alte Tradition, welche bis auf Bonifacius

zurückgeht, in der That begründet ist. Es ist auch nach der Beschaffenheit der Gefässe kaum zu bezweifeln, dass der Leichenbrand noch geübt worden ist, als schon Burgwälle und Pfahlbauten im Lande errichtet waren, also bis in eine spätere Zeit hinein.

Natürlich habe ich nach dieser Ermittelung meine Notizen über die früheren Ausgrabungen und die damals gesammelten Funde noch einmal sorgsam durchmustert. Darnach will ich zunächst erwähnen, dass in keinem der Gräber auch nur das kleinste Stück Bronze zu Tage gekommen ist. Dagegen habe ich damals ein stark verrostetes Eisenstück, wahrscheinlich von einem Messer, in einem der Gräber gefunden. Damit ist ein gewisser Gegensatz gegen die lausitzer und die ihnen verwandten Gräber gegeben.

Ausführlich habe ich in meinem damaligen Berichte die grosse Verschiedenheit sowohl in der Grösse der Gräber und der Zahl der darin beigesetzten Urnen, als namentlich in der Beschaffenheit der Urnen selbst hervorgehoben. In einem der Gräber, welches weiter entfernt im Walde lag, wurden damals eine Steinkammer mit ornamentirten Scherben, welche unter dem Niveau des Bodens lag, und über derselben die Bruchstücke einer anderen geringeren Todtenurne gefunden, welche keine Steinkammer gehabt zu haben schien. Die ornamentirten Scherben der tieferen Schicht sehen schon äusserlich viel feiner aus. Sie sind, wie es scheint, durch Abstreichen mit einer Flüssigkeit geglättet, aber auch innen leicht glänzend; obwohl aus freier Hand geformt, haben sie eine recht vollkommene Biegung, was um so mehr bemerkenswerth ist, als sie zu einem sehr grossen Gefässe gehört haben müssen. Sie sind durchschnittlich 8 *mm* dick, mit Quarzbrocken durchknetet und auf dem Bruch vielfach blätterig. Ihre Farbe ist äusserlich graugelb mit einem sehr ausgemachten Stich ins Röthliche, innerlich stellenweise mehr schwärzlich, stellenweise bräunlich, auf dem Bruch theils schwärzlich, theils röthlich. Sie müssen also einem stärkeren Brande ausgesetzt gewesen sein. Ihre Ornamente sehen gewissen lausitzer Formen sehr ähnlich (Fig. 8): unter einer Bordure von

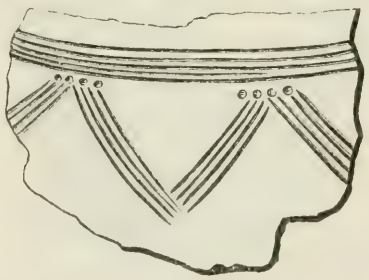


Fig. 8.

4—5 Querlinien stehen in grösseren Abständen von einander je 4 rundliche Tupfen (Grübchen) in einer Linie und darunter setzt jedesmal eine Gruppe von langen Schrägstrichen, 3—4 an der Zahl, ein, welche mit der benachbarten in einem spitzen Winkel zusammentrifft. So wird der obere Theil des Gefässes in eine Reihe dreieckiger Abschnitte, deren Basis alternirend nach unten und nach oben sieht, eingetheilt.

Das kleinere Grab auf der anderen Seite des Weges, also ganz nahe dem jetzt eröffneten, welches das erwähnte eiserne Messer enthielt, umschloss keinen einzigen ornamentirten Scherben, aber unter dem Gemisch von sehr groben und dicken und sehr feinen und dünnen Stücken fand sich — höchst charakteristisch — ein Randstück einer Henkelschale, deren Form leider nicht bestimmt zu erkennen war,

wie sie aber meines Wissens nie in einer slavischen Ansiedelung angetroffen ist; dem Anschein nach war ihre Gestalt halbkugelig. Der Rand ist sehr breit ausgelegt, der Henkel eng, so dass man mit dem Finger nicht durch kann, aber sehr dick und plump. Einzelne dünnere Scherben haben eine geglättete Oberfläche, eine hellbräunlichgelbe Farbe und eine stärkere Einbiegung, als sie an den slavischen Gefässen gebräuchlich ist.

Das dritte Grab, gleichfalls aus der Gruppe am Wege, brachte eine grosse Masse von Scherben und auch eine erhaltene Urne. Kein Stück ist geglättet oder ornamentirt; fast alle sind sehr dick und grob. Nur einige Scherben haben kleine knopfförmige Vorsprünge, welche zu zwei neben einander sitzen; für sie giebt es unter den lausitzer Todtenurnen bessere Analogien, als unter dem slavischen Hausgeräth.

Ueberblicken wir diese Ergebnisse, so erscheint das zuletzt eröffnete Grab als eine ganz solitäre Erscheinung. Möglich, dass sich noch andere ähnliche Gräber in der Nähe auffinden liessen. Vorläufig lässt sich nur sagen, dass keines der anderen Gräber ähnliche oder auch nur verwandte Thongefässe dargeboten hat. Uebergangsformen vermag ich wenigstens nicht zu erkennen. Man wird daher bis auf Weiteres annehmen müssen, dass das Gräberfeld im Parliner Busch während einer längeren Periode benutzt worden ist, dass wahrscheinlich der grössere Theil der Gräber einer älteren, vorslavischen, aber der Eisencultur schon erschlossenen Zeit angehört, dass aber schliesslich auch in slavischer Zeit hier begraben wurde.

Die Verschiedenartigkeit des Thongeräthes beider Perioden ist so gross, wie möglich. In der älteren Zeit treffen wir geglättete und gehenkelte Gefässe von sehr wechselnder Grösse: ganz umfangreiche Todtenurnen und ganz kleine Schalen oder Näpfchen von lichterer, mehr gelblicher Färbung und ausnahmslos aus freier Hand geformt. Dass daneben auch gröbere und rohere Gefässe vorkommen, ist nichts Ungewöhnliches. Entscheidend sind die vollkommneren Formen, und hier ist namentlich das Ornament (Fig. 8) zu nennen, welches sich lausitzer Mustern auf das Nächste anschliesst. — Dagegen haben wir aus dem slavischen Grabe nur ungeglättete und aus der Hand geformte, henkellose Gefässe, allerdings auch wechselnd in der Grösse, aber doch nur mässig. Ihre Form ist die einfache Topf- oder Hafenform dieser Periode, sehr weite Mündung, fehlender Hals, gleichmässig sich nach oben erweiternder Bauch. Die Ornamente (Fig. 3—7) entsprechen dem Burgwalltypus: wir haben die eingeritzte Wellenlinie, die eingedrückten Reihen von kleinen Rechtecken oder Halbmonden, endlich und vor Allem den Stempel am Boden, ausgedrückt durch ein erhabenes Hakenkreuz.

Einigermaassen ähnlich verhalten sich die Funde auf nicht wenigen unserer Burgwälle, wie ich es zuerst an dem Schlossberge von Burg im Spreewalde gezeigt habe, an welchen wir eine slavische Oberfläche und eine mächtige vorslavische Schicht unterscheiden können. Unter den Thonscherben aus der letzteren, die ich abgebildet habe (Zeitschrift für Ethnol. 1880, S. 234, Fig. 1), findet sich einer, der dieselbe Anordnung der Schrägstriche zeigt, wie die Urne aus dem Grabe im Parliner Walde (Fig. 8). Man wird daher in Bezug auf die Chronologie kaum irren können. Müssen wir nun überall hier annehmen, dass die ältere Bevölkerung ausgewandert und durch eine neu einwandernde ersetzt worden ist?

Bekanntlich hat man schon lange vermuthet, dass bei der Völkerwanderung ein grosser Bruchtheil der Bevölkerung im Lande geblieben und mehr oder weniger slavisirt worden ist. Der energischste Vertreter dieser Ansicht war Ludw. Giesebrecht, der in seinen Wendischen Geschichten immer wieder darauf zurückkommt.

Unser Gräberfeld bietet ein Paar Seiten der Betrachtung dar, welche für einen solchen Zusammenhang wohl sprechen könnten. Einerseits die Fortdauer des Leichenbrandes, der, wie es scheint, später bei den Slaven durch Leichenbestattung ersetzt wurde. Andererseits der Bau der Gräber. Trotz der Verschiedenartigkeit des Inhaltes sind die Gräber doch genau auf dieselbe Weise angelegt. Es sind Hügelgräber von mässiger Grösse und Höhe, in Gruppen und einzeln über eine grössere Fläche verbreitet, die einzelnen mit Erde überschüttet, jedoch mit Steinkränzen umgeben. Räumt man die Erde weg, so stösst man auf beträchtliche Aufschüttungen von Steinen, zwischen und unter denen sich eine gewisse Zahl kleiner Steinkammern oder Steinkisten befindet, in welchen sich die Todtenurnen mit den zerschlagenen und gebrannten Gebeinen des Menschen befinden. Die Zahl dieser Steinkämmerchen macht es wahrscheinlich, dass dasselbe Grab wiederholt, vielleicht von derselben Familie, benutzt worden ist. Einzelne davon waren regelmässiger aufgerichtet, mit Sandsteinplatten ausgesetzt und tiefer in den Boden eingesenkt. Bei einem der früheren Gräber war auch eine Art von Zugang mit Steinen ausgesetzt.

Diese Uebereinstimmung kann nicht wohl eine zufällige sein. Sie lässt sich auch schwer so deuten, dass die anziehende Bevölkerung einfach die Gebräuche der abgezogenen nachgeahmt habe. Unzweifelhaft erscheint sie am leichtesten verständlich, wenn man annimmt, dass in der That eine Mischung der Bevölkerung stattgehabt hat, bei welcher jeder Theil seine besonderen Eigenthümlichkeiten in die Bestattungs-Gebräuche zugebracht hat. Möge die weitere Erforschung darüber entscheiden. Meine Aufgabe war es zunächst, die Aufmerksamkeit in höherem Maasse, als es in der letzten Zeit der Fall war, wiederum den slavischen Brandgräbern zuzuwenden.

Schliesslich möchte ich, um Missverständnissen vorzubeugen, erwähnen, dass die Funde des Wachliner Grabes sich ganz wesentlich unterscheiden von denen, welche man sonst wohl als wendische gedeutet hat. So bespricht Kasiski (Beschreibung der vaterländischen Alterthümer im Neustettiner und Schlochauer Kreise. Danzig 1881. S. 44) unter dem Namen der Wendengräber eine Reihe von Gräbern mit Leichenbrand, ohne jedoch irgend welche Kriterien für ihre wendische Natur beizubringen. Eines der dabei gefundenen Gefässe bildet er ab (Taf. IV, Fig. 64); dasselbe besitzt henkelartige Oehre, einen lang aufgerichteten Hals und eine reiche Verzierung, wie sie niemals an einer bestimmt slavischen Urne nachgewiesen sind. Ich habe übrigens schon in der Sitzung vom 16. Mai 1874 (Verh. S. 113) meine gegentheilige Auffassung dargelegt. —

Hr. Friedel schliesst sich der von Hrn. Virchow geäusserten Ansicht an, dass es sich hier um ein aus der Zeit vor Einführung des Christenthums stammendes slavisches Grab handle. Er weist darauf hin, dass man aus den Jahrhunderten, welche zwischen der Völkerwanderung und dem 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung liegen, noch ungemein wenig über die Slaven wisse, und er begrüsst daher den hier geführten Nachweis als den Anfang einer Aufhellung dieses Dunkels.

Herr Voss: Das Königliche Museum besitzt mehrere Thongefässe derselben Form und Ornamentirungsweise, welche durch darin gefundene Münzen datirt sind. 1. Ein Exemplar mit einfacher Wellenlinie am Rande, am Bauche mit Horizontalfurchen verziert, auf den zum Königlichen Forstrevier Neumühl bei Cüstrin gehörigen Piese-Bergen an der Oder im Jahre 1823 gefunden, silberne Schmucksachen und kufische Münzen enthaltend (v. Ledebur: Zeugnisse eines Handelsverkehrs

mit dem Orient u. s. w. 1840, S. 65, Nr. 144. Mus.-Katal. Nr. I. 1621). Im Ganzen waren es 4½ Loth grösserer Bruchstücke, auch solche von deutschen Münzen darunter. 2. Ein Exemplar aus der Nähe von Bromberg, 1861 gefunden, welches 875 Silbermünzen aus der Zeit von anno 1000 meist von deutschen Prägestätten enthielt. Dasselbe ist, wie das erstere, zugleich mit einem einfachen Wellenornament nahe dem Halse verziert (Mus.-Katalog, Nr. I. 2330 und II 5223 und 5224). 3. Ein Gefäss, ziemlich hoch und verhältnis-mässig schlank, bei Althöfchen a. d. Obra, in der Nähe von Schwerin a. d. W. 1872 gefunden (vergl. J. Friedländer: Fund von Althöfchen). Wahrscheinlich kurz an 1024 vergraben.

Es ist demnach wohl anzunehmen, dass auch das von Herrn Virchow vorgelegte Gefäss derselben Zeit etwa angehöre.

(12) Hr. Jentsch berichtet über

vorgeschichtliche Alterthümer, namentlich Eisenfunde aus dem Gubener Kreise.

I. Zu den bisherigen Berichten über die Urnenfelder in der unmittelbaren Nähe Gubens treten folgende Ergänzungen:

1. Unterhalb der Neissberge ist auf dem Grundstücke Grüne Wiese 26 in der Nähe des ehemals Buckatz'schen Weinberges — s. Verh. 1879 S. 367 II 1 — beim Ausheben des Bodens zum Einsenken von Weinstöcken in der Erde zwischen dem Gerbereigebäude und der Neisse bereits vor Jahresfrist eine römische Erzmünze gefunden worden:

Av. TI CLAVDIVS CAESAR (d. ob. Theil der Buchstaben fehlt) AVG P M TR P IMP PP Kopf nach rechts, dem Anfang der Umschrift zugewendet.

Rev. S C Minerva schreitend mit dem Schild an der ausgestreckten Linken.

28 *mm.*

Das Stück war ursprünglich dick berostet und ist später gereinigt worden; Schrift und Gepräge ist wohl erkennbar. Behufs Bestimmung gelegentlich in das Gymnasium geschickt, wurde es von dem Besitzer, Hrn. Riemermeister Schneider, der Gymnas.-Sammlung überlassen.

Bezüglich der am Buckatz'schen Weinberg gefundenen, Verh. 1877 S. 298 erwähnten Dose (Fig. 1) mit an den Schmalseiten ausgezogenem Rande, der in diesen Verlängerungen durchbohrt ist, und mit einem mittelst Falzrand eingreifenden Deckel, der zwei correspondirende Oeffnungen zum Durchziehen einer Schnur hat, bemerke ich, dass gleichartige Gefässe noch heut von Anglern zur Aufbewahrung von Regenwürmern u. dgl. über die Schulter gehängt getragen werden. Die durch Deckel und Dose gezogene Schnur gestattet die leichteste Oeffnung des Gefässes durch blosses Hinaufschieben des von selbst wieder zufallenden Deckels. Die Bestimmung des Gefässes könnte in vorgeschichtlicher Zeit dieselbe gewesen sein.

2. Zu Verh. 1879 S. 368 II 2 sind Funde nachzutragen aus einem dem Gehöft Eichholzstr. 3a jenseits der Strasse gegenüberliegenden Felde (Besitzer Winzer Winkler): eine kleine Urne mit Henkel (Höhe 11 *cm*, Boden 6, grösste Weite 13, ob. Oeffnung 11) und mit 4 Buckeln, aus denen eine senkrechte Mittelrippe hervortritt. Die Stelle der Buckel ist im Innern durch eine kaum merkliche Vertiefung markiert[1]); ferner 2 weit offene flache henkellose Töpfe mit etwas umgelegtem Rande (Höhe 13 resp. 11 *cm*, Boden 7,5 resp. 9, ob. Oeffnung 22 resp. 21); endlich

1) An einem Reichersdorfer Gefässe war die Stelle der Wandung, auf welche der Buckel aufgesetzt werden sollte, zu dessen sicherer Befestigung durch regelmässige senkrechte und einige schräge Einkerbungen rauh gemacht. Den Finder verleiteten die Zeichen zu einer Runenhypothese.

ein Gefäss mit Henkel, 4 *cm* hohem Halse, (Höhe 11 *cm*, Boden 6,5, grösste Weite 16, ob. Oeffnung 12), 4 reifenartigen Abstrichen oder Auskehlungen von je 1 *cm* Breite. Sämmtliche Gefässe standen innerhalb Steinsatzes umgestülpt um eine grosse Knochen enthaltende, zerdrückte Urne.

3. Für das Urnenfeld SW Windmühlenberg, jetzt Hochstr. 2, (La Tènefunde) ist zu Verh. 1879 S. 369 III 2. 1881 S. 90 f. S. 182 nachzutragen, dass dasselbe im Ganzen ungefähr 5 Morgen umfasst, an deren südlichem Theile ein Ausschnitt in der Grösse eines halben Morgens, der früher mit Haide bestanden gewesen sein soll, in den letzten Jahren aufgegraben ist; das Uebrige befindet sich seit geraumer Zeit unter dem Pfluge. Auf jenem Gebiete fanden sich nach Angabe des Terrainbesitzers Garcke die Gräber durchschnittlich in 1,5 *m* Abstand, bisweilen in einem grösseren; zwei Mal fanden sich je zwei gleichartige Gefässe mit Knochenresten dicht bei einander. Steinschutz fehlt durchaus, der Boden ist sogar an Steinen arm[1]). Wohl sämmtliche Urnen waren mit Decktellern belegt. Da die Gefässe nur zwei Spatenstiche tief stehen, sind diese meist zerdrückt, übrigens auch die Urnen zum grossen Theile durch Wurzeln zersprengt. Beigefässe fehlen gänzlich. Nur ein Mal fand sich ein kleines Gefäss, aber auch dies war mit einem Teller belegt und enthielt Knochen. Ausser der Verh. 1879 S. 369 erwähnten ist eine zweite Brandstelle 40 Schritt südöstlich von jener blossgelegt worden. Sie bestand gleichfalls nur aus Kohlen (u. a. von Kiefernholz) und erhärtetem, ziegelartig geröthetem Boden ohne Steinunterlage. Von den im Ganzen etwa 40 Gefässen, die auf dem bezeichneten Theile ausgegraben worden, sind 13 erhalten (8 in Privatbesitz, 5 in der hiesigen Gymnasial-Sammlung). Zu den Verh. a. a. O. beschriebenen (1 mit stark eingezogenem Halse und etwas ausgelegtem Rande, 1 weit offen mit schlicht abgestrichenem Rande) treten folgende: 3. ein vom 9 *cm* weiten Boden ausgewölbt bis zu 22 *cm* sich öffnendes, rothbraunes, ziemlich dickwandiges, henkelloses Gefäss, über 20 *cm* hoch, mit defektem Obertheile. Der Boden und ein 2 *cm* breiter Streifen über demselben ist gleich der Innenseite glatt, die übrige Aussenfläche dagegen ist durch Bewurf mit groben, bis 5 *mm* starken Granitbrocken und einem dünnen Thonüberzuge sehr rauh gemacht. 4. ein dünnwandiger, hellrother, rauher Topf von 15 *cm* Höhe, 8,5 Bodenfläche, 14 grösster Weite, 12 ob. Oeffnung, mit Henkel ohne Furche, in der ganzen Form den gewöhnlichen Kochtöpfen der Gegenwart ähnlich; dem Henkel gegenüber tritt unter der oberen Kante über der sehr mässigen Halseinbiegung ein runder, 5 *mm* starker, einem Topfschnabel ähnlicher Knopf heraus. 5. eine aussen und innen glänzend schwarze Urne von 20 *cm* Höhe, 9 *cm* Bodenfläche, Ausbauchung 21,5 *cm* in 12 *cm* Höhe, ob. Oeffnung 7 *cm*, aus dichtem Thon, mit dünner, klingender Wandung, ohne Henkel. Der Hals ist stark eingezogen, der Rand 1 *cm* hoch, ein wenig nach aussen gerichtet. (1—5 in d. Gub. Gymnas.-Samml.) 6. ein glatter dunkelbrauner Topf (Fig. 2) (Verh. 1881 S. 182 a. E.) von 21 *cm* Höhe, 17 *cm* grösster Ausbauchung in der Höhe von 11 *cm*, der sich bis auf 10 *cm* verengt

1) Zu Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa, Uebersetz. S. 210. Rampitz. bemerke ich, dass nach Angabe des Finders der dortigen Alterthümer, des gegenwärtig hier verweilenden Chausseebauaufsehers Hrn. Zimmermann, der in Folge langjähriger Uebung die Sachlage bei prähistorischen Funden sehr genau beobachtet, thatsächlich weder auf dem Urnenfelde nordöstlich vom Dorfe (Teichert's Grundstück), wo bronzene Sprossenfibeln (Verh. 1880, S. 25, 1882, S. 194 und 358) und Spinnwirtel gefunden sind, noch auf dem westlich vom „unteren Wege zur Untermühle", wo 8 in einer Reihe nordwestlich gerichtete Gräber aufgedeckt und der Verh. 1879, S. 372, abgebildete Schildbuckel gefunden ist, Steinsatz vorhanden gewesen ist, dass dies aber der Fall gewesen ist auf einem dritten Rampitzer Urnenfelde nordwestlich von der Untermühle, nördlich vom Wege zwischen Melschnitz und Kloppitz.

und dann ein wenig nach aussen öffnet, mit kleinem, schmalem Henkel. (Besitzer Hr. Rentier Th. Wilke). 7. die Verh. 1881 S. 182 IV 1 erwähnte, der oben unter 3. beschriebenen ähnlich ausgebauchte, röthliche Urne mit glatter Oberfläche und je 1 Knopf auf 2 Seiten. (Besitzer Hr. Kaufmann C. Hammer). Ausserdem sind zahlreiche Fragmente erhalten.

Der Form nach sind 3 Gruppen von Gefässen zu unterscheiden: die wenig ausgebauchten, kochtopfförmigen (wie oben 4, 6; vgl. hinsichtlich des Umrisses Undset, Eisenz. Fig. XIII 2), ferner die von unten aus allmählich sich weit ausbauchenden, oben schnell sich zusammenbiegenden und mit eng eingezogenem, niedrigem Halse und schmalem, aufgestülptem oder ein wenig umgelegtem Rande abschliessenden, (ob. 2. 5.) und die kesselförmig offenen (ob. 1. 3. 7.) Vereinzelt kommen die erste und dritte Form bereits in den älteren Urnenfeldern des Kreises vor, die erstere z. B. im Weinberg bei Amtitz, die dritte in Reichersdorf; das allen gemeinsame charakteristische Kennzeichen, am schärfsten ausgeprägt in der zweiten Form, die mir in den älteren Urnenfeldern des Gubener Kreises nicht begegnet ist, liegt in der Verkümmerung des Gefässhalses und in der fast durchgängigen Ornamentlosigkeit.

1—3 in $^1/_5$, 4 in $^1/_1$ natürlicher Grösse.

Nur 2 verzierte Bruchstücke sind erhalten: eins aus sprödem, grobem, rothgebranntem Thon, rundlich ausgebaucht, zeigt eine kräftig gezogene Horizontalfurche, an die senkrecht nach oben gerichtet Parallelstriche ansetzen, zwischen welchen parallele Reihen von Punkteindrücken gleichfalls senkrecht hinlaufen. Der zweite (Fig. 3) ist ganz anderer Art: er stammt von einem rothbraunen, gehenkelten Gefäss, mit 15 *cm* weiter Oeffnung, das sich nach unten mässig auswölbt und dessen 1,5 *cm* breiter Rand sich ein wenig nach aussen legt. 3 *cm* unter der geringen Halseinschnürung ist sehr dünn und oberflächlich eine unsichere Horizontallinie eingeritzt: auf ihr sind Dreiecke errichtet, mit deren Seiten je ein gleichfalls unsicher gezogener Einstrich parallel läuft im Abstand von 3—5 *mm*; in den Zwischenräumen zwischen diesen schrägen Parallellinien sind Punkte, auf zwei Strecken schmale Fingernägeleindrücke, eingestochen.

Knöpfe und Henkel sind im Ganzen an den Urnen dieses Feldes selten; die Henkel sind schwach, unregelmässig geformt, schief angesetzt. Sie sind durch eine Oeffnung der Wandung gezogen, innen durch eine Thonumgebung eingeebnet.

aussen an der Ansatzstelle meist durch gleichfalls nachträglich zum Zweck grösseren Widerstandes angedrückten Thon verbreitert (vgl. die ähnliche Abbild. Zeitschr. für Ethnol. XII, S. 235, Fig. 3). Die Ränder sind meist durch Anlegung einer Thonschicht, die sich wie bei den Henkeln leicht ablöst, verdickt, zum Theil auf der Innenseite durch Falzstriche etwas kantig gemacht. Die Böden liegen eben auf; sie sind bei den schwarzen Gefässen sehr sorgfältig gearbeitet.

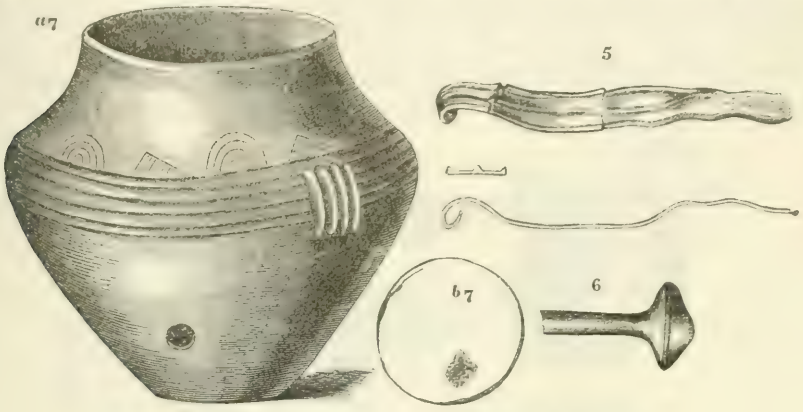
Die Deckteller sind etwa 6 *cm* tief. Die Ränder derselben sind theils flach ausgelegt, theils gleichfalls durch einen Thonstreifen nach innen verstärkt; sie tragen 1 oder 2 Oesen. Dem Boden eines derselben von brauner Färbung (8 *cm* Durchmesser) ist bei der Fabrikation innerhalb einer Kreislinie, von der nur ein Theil noch sichtbar ist, ein rechtwinkliges Kreuz aus zwei je 6 *cm* langen gleichmässig schmalen und seichten, von der mattglänzenden Brennhaut überzogenen Einstrichen eingeprägt: von den etwa 3 *mm* breiten Kreuzeinstrichen auf Gefässen aus Reichersdorf und Coschen W. ist dies Zeichen wesentlich verschieden.

Massive Thonbeigaben sind bis jetzt noch nicht gefunden worden, dagegen Metallgegenstände. Fast in jeder Urne wurde, bald über, bald mitten in, bald unter den Knochen etwas Eisen, oft ganz wenig gefunden. Vielfach zeigen die Topfböden von zerfallenen Urnen Rostspuren. Die meisten Eisenreste sind sehr brüchig. Ausser den in den oben angeführten Stellen der Verh. 1879, 81 beschriebenen kleinen eisernen Fibeln mit Spirale und frei liegender Sehne hinter derselben, sowie mit bis zu seiner Mitte vom Schuh aus zurückgeschlagenen, theils flachem, theils stärker gewölbtem Bügel (Undset, Eisenz., Fig. XVI, 5) von 5—8 *cm* Länge, und den ebendaselbst erwähnten grösseren eisernen Spangen, einem Sicheltheile, einem Stabe mit Schieber (Verh. 1881, S. 180), einer ovalen, bläulichen Glasflussscheibe, einer bronzenen Pincette, einem kleinen geschlossenen und einem dünnen spiraligen Bronzering sind gefunden: 1. in derselben Urne mit einer grossen eisernen Spange und einer kleinen wohlerhaltenen eisernen Fibel eine kleine Bronzeschnalle (Fig. 4) (hier in Privatbesitz.) Die noch nicht 1 *mm* starke Scheibe, auf der Oberseite am Rande eingekerbt, hat einen Durchmesser von 23 *mm* und gleicht, da ein Kreis von 8,5 *mm* ausgeschnitten ist, einem flachgeschlagenen Ringe. Der Stelle gegenüber, wo die 29 *mm* lange, am oberen Ende 6 *mm* weit umgebogene Nadel, kaum 1 *mm* stark, in einem kleinen Ausschnitte befestigt war, befindet sich ein Durchschnitt, durch welchen mittelst leichter Herunterbiegung einer Seite der Scheibe die Nadel, die an der entsprechenden Stelle eine starke Abnutzung zeigt, hindurchgeschoben wurde. 2. In derselben Urne mit einer kleinen eisernen Fibel lag der spitze, vorn umgebogene, 7 *cm* lange Theil eines bronzenen Gürtelhalters mit drei glatten Längsrippen, in der Form durchaus gleich dem Exemplare von Haaso[1]), doch 3 *mm* schmaler. (In Privatbesitz.)

4. Auf dem Verh. 1881, S. 91 beschriebenen Urnenfelde an der Kaltenborner Strasse 27, das sich über die Strasse in der Richtung auf den Windmühlenberg hin auf dessen letzter westsüdwestlicher Abflachung erstreckt, doch mit diesem

1) Der Gürtelhalter von Haaso (Fig. 5) (Verh. 1880, S. 106) ist in einer rothbraunen Urne von 22,5 *cm* Höhe und 27,5 *cm* weitester Ausbauchung gefunden (Fig. 7): 6 Auskehlungsstreifen laufen, zwei Mal von je 4 senkrechten Einstrichen unterbrochen, um die weiteste Partie; über den Streifen wechseln in kleinen Abständen rechtwinklige Dreiecke, mit Strichsystemen ausgefüllt, und concentrische Halbkreiseindrücke. Auf dem Boden befindet sich, nicht in der Mitte, eine Durchbohrung von 1 *cm* Durchmesser, an der Seite im unteren Drittel eine zweite von 2 *cm* Durchmesser. In derselben lag ferner ein kleiner Bronzering mit kreisförmigem Durchschnitt, ein geschlossener Armring von Bronze mit dreieckigem Durchschnitt und eine Bronzenadel von 16 *cm* Länge mit konischem Kopfe (Fig. 6).

Urnenfelde nicht zusammenhängt und auf dem vor der unlängst begonnenen Beackerung des ehemaligen Angers hin und wieder Unebenheiten, doch keine Hügel mehr erkennbar waren, sind wiederholt Ausgrabungen vorgenommen worden. Es sind zwischen bis zu 60 *cm* hohen Steinen dickwandige Gefässe von ziemlich dichtem Thon gefunden worden, rothbraun, meist mit senkrecht aufstrebendem oder wenig geneigtem Rande, mit grossen, in die Wandung eingefügten Oesen, einzelne mit Knöpfen, theils breiten, theils lang heruntergezogenen. Fast bei allen grösseren Gefässen, die bis 100 Schritt von einander entfernt ausgegraben worden sind, bestand die Verzierung gleichmässig in sehr energisch eingestrichenen, entweder mit einem mehr- (bis sieben-)zackigen Geräth oder bisweilen freihändig gezogenen



5 und 7 in 1/5, 6 in 1/1 natürlicher Grösse.

Horizontallinien (Fig. 8), an welche nach unten meist etwas gebogene Dreiecke ansetzen; bisweilen ist die Höhe des Dreiecks mit demselben Instrument senkrecht eingestrichen, oder es sind Halbkreise und theils schräge, theils annähernd wagerechte Bogen eingeritzt (Fig. 9). — Ein glattes, gelbgraues Gefäss von 14 *cm* Höhe, 9 *cm* Bodenfläche, das sich konisch bis zu 22 *cm* erweitert und dann mässig verengt bis 18 *cm* in der oberen Oeffnung, trägt an der weitesten Stelle, 3 *cm* unter dem Rande, einen mässigen Wulst mit Fingereindrücken, wie solche, schräg gestellt, auch der obere Rand zeigt — eine Ornamentirung, die der eines rauhen Topfes ohne Henkel aus dem Amtitzer Weinberge gleicht. — Die kleinen Beigefässe in Töpfchen-, Tassen-, Schalenform sind zum Theil recht mürbe. Zwei kreisförmige Thonbretter von 11 *cm* Durchmesser fanden sich ohne sogen. Räuchergefässe.

Das Ergebniss einer einzelnen Ausgrabung 30 Schritt nördlich von der Kaltenborner Strasse war folgendes: in einem Steinkreise von ungefähr 2,3 *m* Durchmesser standen, zugedeckt mit Steinen bis 40 *cm* Länge, 1. ein zerdrücktes grosses Gefäss, röthlich, glatt, zweihenklig. Knochen ohne Metallbeigabe enthaltend, die Verzierung bestand in fünfzinkigen, guirlandenartig hängenden Strichsystemen. Die Oeffnung war nach oben gerichtet; darin befand sich 2. ein blumentopfartiges Gefäss, röthlich, glatt, ohne Ornamente; 3. nördlich davon stand nur ein flaches Töpfchen von derselben Färbung, im oberen Drittel ein wenig eingeschnürt, dann konisch sich öffnend; Henkel mit einer Längsfurche; Ornament dreieckige Liniensysteme unter horizontalen Einritzungen; 4. südwestlich von der Haupturne eine flache Schale mit Henkel, ohne Ornament; 5. daran schloss sich südlich eine grössere mit 2 ösenartigen Henkelchen und mit dreizinkiger Ornamentirung; 6. weiter südöstlich von der Haupturne sich entfernend eine Schale mit nach innen ein wenig verdicktem

Rande, ornamentlos, von 12 *cm* Durchmesser; 7. in derselben Richtung ein zerdrücktes kleines Gefäss mit Oesen; 8. eine Schale von 12 *cm* Durchmesser ohne Oesen mit nach innen verdicktem Rande. — 5 *m* nordöstlich von der Grabstätte fand sich eine Brandstelle auf Steinen, zwischen und über welchen Kohlen und Urnenscherben (ein Stück mit mässiger Halseinschnürung, vielleicht von einem Deckteller) lagen.

Gleichartig waren die Ornamentik[1]) und die drei Beigefässe in einem 4 *m* weiter nördlich gelegenen Grabe. Dies ist der durchschnittliche Abstand der einzelnen Steinsetzungen.

Metallbeigaben sind spärlich: die Eingrabungen südlich von der Strasse hatten formloses Eisen (vgl. Verh. 1881, S. 91), das verloren ist, die nördlich von derselben haben einen dünnen bronzenen Spiralring von 2 *cm* Durchmesser (Fig. 10) mit $2^1/_2$maliger Windung zu Tage gefördert; unlängst hat sich auf derselben Seite in einem Steingrabe, das 3 grosse Urnen mit 4- und 5zinkigen, nach unten spitzen

Fig. 8–9 $^1/_5$, Fig. 10—11 in $^1/_1$, Fig. 12 in $^1/_3$ natürlicher Grösse.

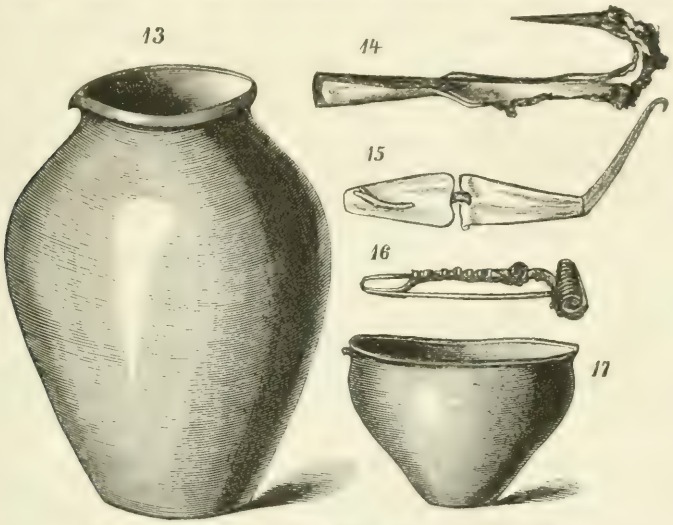
Dreiecken, 2 Schüsseln, eine kleine flache Schale mit Henkel ohne centrale Bodenerhebung einschloss, in demselben Gefässe zusammengelegt eine mässig Sförmig gebogene, direkt gemessen 8 *cm* lange Bronzenadel (Fig. 11), deren oberer Theil abgeplattet und eingerollt ist, und ein in 4 Stücke zerbrochenes Eisenmesser (Fig. 12) gefunden, dessen Klinge 13,5 *cm* lang, 2,7 *cm* breit, dessen gerader Griffrest 1,5 *cm* lang ist.

---

4) Gefässe mit ähnlicher Verzierung besitzt die Gymnasial-Samml. wie aus Wellmitz bei Neuzelle, so aus dem Töpferberg zwischen Kohlo und Datten: bei einer 25 *cm* hohen Urne, die genau in der unteren Kante nachträglich kreisförmig durchbohrt ist, ist das fünffache wagerechte Strichsystem viermal durch senkrechte dreifache Systeme unterbrochen; es setzen flach eingestrichene, unten nicht völlig geschlossene Dreiecke aus 5fachem Strichsysteme an. Einigermaassen ähnlich ist das Ornament einer gehenkelten Tasse aus Weissig, Kr. Crossen.

II. Wirchenblatt, Kr. Guben.

Zu den Verh. 1881, S. 180 aufgezählten Funden treten 3 Urnen von gleicher graubrauner Färbung und ähnlicher Gestalt. 1. Höhe 17 *cm*, Boden 10 *cm*, grösste Weite in 13 *cm* Höhe 23 *cm*, obere Oeffnung 19 *cm*. Der Rand ist nach innen verdickt, dreikantig abgestrichen; 1 rundlicher Henkel von 3,5 *cm* Höhe, 2,5 *cm* Breitenabstand. — 2. Höhe 18 *cm*, Boden 12, grösste Weite 20, obere Oeffnung 18. Der Rand ist senkrecht aufgerichtet, nicht verdickt; ohne Henkel. — 3. Eine von ähnlicher Grösse wie die a. a. O. unter Nr. 497 beschriebene in der Form eines Ei's (Fig. 13), dessen schmalere Seite abgeschnitten und auf dessen breitere Seite der etwas nach aussen gelegte Rand aufgesetzt zu denken ist. — Schwarze Gefässe sind bis jetzt nicht gefunden worden; die Böden waren so wenig wie bei den oben beschriebenen ähnlichen Gubener Gefässen durchbohrt. Ornamente und Beigefässe hatten die in den letzten Jahren ausgegrabenen Urnen (an Zahl 20—30, von denen 6 erhalten sind) nicht. In allen befanden sich grob zerschlagene Knochen.



13—15 in $^1/_5$, 16 in $^1/_3$, 17 in $^1/_4$ natürlicher Grösse.

In dem dritten der vorstehend verzeichneten Gefässe befand sich eine eiserne Lanzenspitze (Fig. 14) von 30,5 *cm* Länge mit 7 *cm* langer, an zwei, einander gegenüber liegenden Stellen 1,5 *cm* vom unteren Ende, durchbohrter Tülle und auf beiden Seiten scharf heraustretendem Grat. Untertheil des Blattes lanzettförmig. Sie ist 20 *cm* vom unteren Ende entfernt so umgebogen, dass die Spitze 4,5 *cm* hoch über der Mittelrippe liegt. Vielfach sind Knochenfragmente angerostet, gleichwie bei dem Verh. 1881, S. 180 f. beschriebenen eisernen Gürtelhalter (Fig. 15). — Auf dem Halse eines gleichzeitig gefundenen zerborstenen Gefässes lag eine direkt gemessene 18 *cm* lange, 1,5 *cm* breite, an beiden Enden umgebogene eiserne Spange ohne Gewinde; in einem anderen eine wohlerhaltene La Tène-Fibel (Fig. 16) von 8,5 *cm* Länge, der oben beschriebenen von Guben gleich geformt; Abstand des Bügels von der Nadel 1,5 *cm*. Oben auf dem Bügel tritt eine 3 *cm* lange Erhöhung heraus mit 5 theils halbkreisförmigen, theils viereckigen Ausschnitten. (Eine ähnliche Abbildung in Ranke's Anleit. zu anthropolog.-vorgeschichtl. Beobachtungen S. 33, Fig. 3.) Die kleineren Eisensachen lagen stets in der unteren Schicht der Knochen.

Alle diese Gefässe und Eisengeräthe in der Gub. Gymn.-Samml. als Geschenke des Hrn. Oekonomierath Fischer auf Wirchenblatt.

III. Bei Coschen, Kr. Guben, sind östlich vom Dorf, zwischen diesem und der Neisse, auf einer früheren Hutung, die hügelig war, genau in der Richtung der jenseits der Neisse gelegenen Kirche von Seitwan seit 20 Jahren Urnen $^1/_2$ Fuss tief gefunden worden, hellfarbig, ohne Steinschutz, angeblich aber bisweilen mit einem Stein zugedeckt. Bis jetzt besitzt die Gymn.-Samml. nur 1 Gefäss (Fig. 17), kesselförmig, mit einem Henkel; die Oberfläche blättert in grossen Stücken ab. (Höhe 17,5 *cm*, Boden 5 *cm*, grösste Weite an der Oeffnung 25 *cm*.) Der Rand ist nach innen verdickt und dreikantig abgestrichen. Der auf derselben vorgefundene Deckteller war zerbrochen (vgl. S. 366).

In derselben lag eine kleine eiserne Fibel der oben beschriebenen Art von 7,5 *cm* Länge; ausser dieser besitzt die Gymn.-Samml. eine zweite gleichartige und einen Theil einer grösseren Spange mit Gewinde aus demselben Fundort.

Ein viertes Feld mit La Tène-Funden im Kr. Guben ist das unter dem Liezk bei Schlagsdorf (Verh. 1877).

(13) Hr. Jul. Friedländer veröffentlicht eine Mittheilung über einen

Münzfund von Paretz an der Havel.

Derselbe wurde zufällig beim Pflügen gefunden. In einer kleinen Urne von grauem Thon, bedeckt mit einem Feldstein, waren zahlreiche Münzen nebst einigen Stückchen von zerhacktem Silberschmuck arabischer Arbeit enthalten. Von den Münzen waren 40—45 occidentalische, von orientalischen fanden sich meist Fragmente, wenige grössere und mehrere hundert kleine. Unter den occidentalischen sind deutsche, italienische, französische und englische; die orientalischen (samanidische, buweihidische u. s. w.) gehören meist den späteren Chalifen aus den ersten Jahrzehnten des 10. Jahrhunderts; die spätesten sind 2 von dem Samaniden Abdalmelik, zwischen 954 und 961 geprägte. Nach der Gesammtheit der Funde darf angenommen werden, dass er frühestens 965, spätestens 973 vergraben ist.

Hr. Friedländer bemerkt ausserdem in einem an Hrn. Voss gerichteten Schreiben:

An diesem Funde interessirt vielleicht der Ort, wo er zu Tage gekommen ist. Während dieser Fund, um 973 an der Havel vergraben, vereinzelt dasteht, sind an der Oder und Weichsel 20 oder 30 Jahre später vergrabene, häufig vorgekommen. Deutet dieser Umstand auf ein allmähliches Zurückdrängen der Wenden? Es scheint, dass die älteren Funde, gleich diesem, aus wenigen Münzen und wenigen Silberfragmenten bestehen, während die späteren reicher zu sein pflegen. —

Hr. Virchow hebt hervor, dass seines Wissens in der Mark überhaupt noch kein arabischer Fund soweit südlich gemacht worden ist. In seinem Vortrage über die Silberfunde im Norden und Osten Europa's (Sitzung vom 13. April 1878, Verh. S. 208) habe er die Verbreitung in der Weise definirt, dass die Fundlinie von Frankfurt a. O. am rechten Oder-Ufer nordwärts ging, dann erst die Oder überschritt und gegen die Uckermark und Mecklenburg zog. Die von Hrn. Friedländer gemachten Andeutungen seien gewiss sehr beachtenswerth, zumal da der Fund zu den frühesten gehört, welche aus unseren Gegenden bekannt sind.

(14) Hr. Falkenstein zeigt sein neuerdings zusammengestelltes

Chirurgisch-medicinisches Besteck für Nothfälle in Ausnahme-Verhältnissen.

Als ich vor einigen Jahren ins Ausland ging, war der Loango-Expedition bereits eine ebenso umfangreiche als complicirte Reise-Apotheke mitgegeben worden,

welche sich später als durchaus unpraktisch erwies. Ich glaubte damals nach meinen Fachkenntnissen etwas für mich Geeignetes zusammensetzen zu müssen und sah an Ort und Stelle später ein, dass ich mich gleichfalls total vergriffen hatte. Man wählt eben gewöhnlich viel zu viel, um ja nichts Nöthiges zu vergessen und hat dann unter dem überflüssigen Ballast sehr zu leiden.

Um vielfachen Anträgen zu genügen, habe ich nunmehr meine damaligen Erfahrungen in dem vorliegenden Apparat verwerthet. Derselbe wird in zwei Grössen in der Simon'schen Apotheke, Spandauerstrasse 33 C, vorräthig gehalten und kostet 150 — resp. 125 Mk. In der Deckel-Abtheilung finden sich die nothwendigen Instrumente und etwas Verbandzeug. Letzteres ist auf das geringste Maass beschränkt, da es nach dem Gebrauch wieder ersetzt werden kann und Verbandsmaterial überall, wenn man sich zu behelfen weiss, zu beschaffen ist.

In dem eigentlichen Kasten befinden sich die Medicamente. Diese sind sorgfältig ausgewählt und weisen 31 verschiedene Mittel auf. Natürlich sind bereits abgetheilte Pulver, durch Wärme zerfliessende Pillen und gestrichene Pflaster völlig vermieden und ist darauf Rücksicht genommen worden, dass ähnlich wirkende Mittel nicht in mehrfacher Zahl eingefügt sind. Nur für den Magen wurde hierbei eine Ausnahme gemacht, da sein Wohlbefinden auf Reisen von ganz besonderer Bedeutung ist.

Die Waage wurde absichtlich nicht beigegeben, da ich gesehen habe, wie häufig das Aufstellen des Instruments geradezu unmöglich ist, und wie man aus Furcht vor den zeitraubenden Manipulationen lieber gar nicht an die Apotheke herangeht. — Laien scheuen sich nicht ohne Grund, mit Mitteln, die einer genauen Dosirung bedürfen, an dem eigenen Körper zu experimentiren. In dem Inhalts-Verzeichniss wurde der Gebrauch deshalb nach überall vorhandenen, gebräuchlichen Maasseinheiten, als: Theelöffel, Messerspitzen etc., vorgeschrieben.

Ebensowenig ist das Thermometer und die Pravaz'sche Spritze vorhanden. Letztere kann in Laienhand nur zu Missbräuchen führen, ersteres kann nur bei Beaufsichtigung durch einen Arzt von Nutzen sein. Der Patient wird sich beim Steigen der Quecksilbersäule höchstens beunruhigen können, ohne jemals die Consequenzen für die Weiterbehandlung daraus zu ziehen.

Das „Besteck" oder die Apotheke wiegt bei besonderer Rücksicht auf die Dauerhaftigkeit nicht schwer und wird den Reisenden überallhin leicht begleiten können. Es würde sich auch ganz besonders für Schiffe eignen, welche meist ebenso grosse als unpraktische Kästen mit sich führen. Der Gebrauch der Mittel würde durch gleichzeitige Benutzung meines „Aerztlichen Rathgebers für Seeleute, Colonisten und Reisende", Enslin 1882, bedeutend erleichtert werden und hoffe ich, dass sich beide in der Zukunft als durchaus praktisch und nützlich bewähren werden.

(15) Hr. Woldt bespricht einen von den Gebrüdern Krause nach Berlin gesendeten Tschuktschen-Hund, welcher zum Verkauf steht.

(16) Hr. Jagor übergiebt eine Notiz, betreffend

die Formel Sator arepo.

Eine plausible Erklärung dieser vielbesprochenen Formel findet sich in Baron Ch. Davillier's Voyage en Espagne (Tour du monde 1872, II, 376):

„Inscription relevée au château de Rochemaure sur les bords du Rhône: Sator opera tenet (litéralement: le semeur tient son ouvrage, ou comme on sème on recolte."

(17) Es folgt nunmehr die in der Sitzung vom 11. März abgebrochene Besprechung über den

Riesenhirsch und prähistorische Knochenverletzungen.

Hr. Hartmann spricht über zwei in der Literatur verzeichnete Fälle von prähistorischen Knochenwunden. Der eine derselben betrifft den von S. Th. v. Soemmerring in den Nova Acta Acad. Naturae Curiosor. T. 14 publicirten Aufsatz über die geheilte Verletzung eines fossilen Hyänenschädels. Dieser gehörte der Hyaena spelaea an und stammte aus des berühmten Verfassers Privatmuseum. Das Specimen zeigte an der bei diesen Thieren (namentlich männlichen Geschlechtes) mächtig entwickelten Crista sagittalis „eine höchst auffallende geheilte Verletzung. Diese Stelle blieb, bei aller Zartheit ihres Gefüges, von derjenigen grossen äussern Gewalt, welche dem Schädel bei dem Tode oder nach dem Tode, den Antlitztheil und die Jochbogen zerstörte, glücklicherweise, völlig verschont." Soemmering's Meinung geht dahin, dass der Kamm des Thiers von einer anderen, über dasselbe hergefallenen Hyäne abgebissen worden, dass der Angriff wahrscheinlich von hinten her geschehen sei, dass der Unterkiefer des Angreifers als der minder kräftige Theil des Gebisses die linke Seite, dass aber der kräftigere Oberkiefer die rechte Seite des Kammes erfasst haben möge. Die vollkommen solide und feste Vernarbung lassen vermuthen, dass die Verletzung und Heilung in dem noch jungen Alter der Hyäne geschehen sei. Wenigstens scheine das Thier die Verletzung noch lange überlebt zu haben.

Der andere Fall betrifft einen von H. v. Meyer in T. XVII, P. 1 der Nova Acta beschriebenen Schädel von Bos (Bison) priscus Bojanus. Das Specimen wurde im Jahre 1826 bei Sandhofen, unfern Mannheim, aus dem Rheine gezogen und ist zur Zeit Eigenthum des Senkenbergischen Museums zu Frankfurt a. M. Gypsabgüsse desselben werden, soviel ich gehört habe, in verschiedenen europäischen Museen angetroffen. Der Schädel lässt auf der Stirn zwischen den Augenhöhlenwülsten, doch ein wenig mehr nach rechts hin, ein Loch von 0,013 *m* Durchmesser erkennen. „Um dasselbe" sagt Meyer, „sind die Knochen der Stirn in unverkennbar krankhaftem Zustande. Die Knochenmasse ist schwammiger, aufgelaufen, rauher. Das Loch geht durch die Stirn ganz durch in die Schädelhöhle; zur Rechten liegt es in einer Knochenvertiefung, und der Stirnknochen ist da nur 0,015, zur Linken in einer Erhöhung, über der Stirnoberfläche 0,002 erhaben, und der Stirnknochen ist hier im Loche 0,022 dick. Letztere Erhöhung rührt von einem besondern Knochenstücke her, wie es scheint, von einem Stück, durch dessen Entfernung zur Rechten des Loches die Vertiefung und Verdünnung des Stirnknochens entstand. Es scheint von da gewaltsam losgesplittert, oder, wie man es nennt, gehobelt und auf die andere Seite des Loches so übergelegt worden zu sein, dass seine ehemalige Oberfläche mit der Stirn verwachsen ist, und, auch aus ihr herausragend, ganz nach ihr sich gewölbt hat. Es ist leicht möglich, dass dieser gewaltsam verletzende Angriff auf die Stirn des Thieres durch die Hornspitze eines anderen Individuums geschah. Zwar ist das erhabene Knochenstück etwas grösser, als die Vertiefung, welche es veranlasst haben soll, was jedoch von nachheriger Verletzung des letzteren herrühren kann. Das Knochenstück besitzt durch einige Rinnen und Furchen ein krankhaftes Aussehen; sein längerer Rand ist vollkommen scharf, in der Nähe des Loches ist die Abrundung am stärksten. Das Loch scheint erst nach dem Stoss, wohl durch Eiterung, entstanden und zu der jetzigen Grösse sich erweitert zu haben. Nach der Spitze oder dem Vordertheil des Schädels geht es in einen Kanal aus, der sich durch Eiter gebildet zu

haben scheint, welcher aus dem Loch, wahrscheinlich einer sogenannten Cloake, herauslief. Die krankhafte Beschaffenheit der Stirn in der Nähe des Loches und die Verwachsung des Knochensplitters mit der Stirn beweisen, dass das Thier während dieser Zeit mit einer offenen Wunde bis zu seinem Tode existirt habe, die letzteren beschleunigt haben mag. Die Gehirnhöhle ward durch das Loch in der Stirnhöhle nicht beschädigt. Beide Höhlen waren auch mit verschiedenem Sande angefüllt. Sonach gehört die Knochenwunde, welche diesen Ochsenschädel vor allen merkwürdig macht, unbezweifelt in die Klasse der durch äussere mechanische Verletzung veranlassten Wunden." So die wörtliche Darstellung Meyer's. Diese und die Soemmerring'sche Abhandlung sind mit sehr gut gearbeiteten Abbildungen geschmückt. Der Fall der Höhlenhyäne scheint mir von Soemmerring selbst auf plausible Art erörtert worden zu sein. Dagegen lässt der andere Fall, der Meyer'sche, zwar wohl die Deutung zu, als könne der Hornstoss eines anderen Wisens die Verletzung veranlasst haben, indess bleibt hier doch auch die Annahme menschlichen Handelns nicht geradezu ausgeschlossen. Ich für meinen Theil würde zwar wegen der rundlichen Beschaffenheit des Loches weniger an eine Verletzung durch einen (comprimirten) Pfeil oder eine (blattförmige) Lanzenspitze denken mögen. Aber könnte hier nicht ein kühner Jäger Stirn an Stirn mit einem zugespitzten Kolben von Hirschgeweih, ja mit einem bronzenen, selbst eisernen Streithammer (von konischer Form?) den Schlag geführt haben? Ich glaube, dass es kein Vergehen bedeutet, hierbei selbst solchen Speculationen Spielraum zu gewähren.

Hr. Bartels:

Es kann vom chirurgischen Standpunkte aus keinem Zweifel unterliegen, dass die Verdickung an dem Knochen des Riesenhirsches als die Folge einer Verletzung des Knochens betrachtet werden muss. Ob aber diese Verletzung durch Menschenhand erfolgte, oder auf andere Weise (z. B. Streifen an einem scharfen Steine oder an einer Wurzel oder dergleichen) acquirirt worden ist, das lässt sich dem Präparate nicht ansehen. Die Möglichkeit, dass ein Mensch den Hirsch verletzte, ist allerdings nicht ausgeschlossen, da es unwiderleglich feststeht, dass der Mensch ein Zeitgenosse des Riesenhirsches gewesen ist. Eine Anzahl von Fällen, in welchen Knochen vom Riesenhirsch mit Manufakten der Menschen gemeinsam gefunden worden sind, führt in allerneuester Zeit Wilson in den Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften von Canada an (The great deer of Ireland. The Canadian Journal etc. I. Toronto 1882). Der unumstösslichste Beweis wird aber durch einen Fall geliefert, welchen schon im Jahre 1825 John Hart in der Royal Dublin Society mitgetheilt hat (Description of the skeleton of the fossil deer of Ireland, Cervus megaceros). Er beschreibt die Rippe eines Riesenhirsches und bildet sie ab, welche deutlich einen länglichen Lochschuss zeigt, dessen grösserer Durchmesser in der Längsaxe der Rippe liegt. Das Projectil ist von aussen nach innen eingedrungen und hat die Ränder der Knochenwunde nach innen aufgekippt. Deutliche Callusbildung zeigt, dass das Thier noch einige Zeit mit der Verletzung gelebt haben muss.

Einige Beispiele von Verletzungen anderer präbistorischer Thiere durch Menschenhand sind von S. Nilsson in seinem Werke: das Steinalter oder die Ureinwohner des Scandinavischen Nordens angeführt. Er erzählt dort, dass er bei Professor Steenstrup in Kopenhagen einige Hirschschädel sah, in welchen die abgeschossenen Pfeile stecken geblieben waren. Er selbst hatte im Jahre 1840 Gelegenheit gehabt, einen Wildochsen (Bos urus) aus einem Torfmoore in Schonen

ausgraben zu lassen, dem ein von vorne herkommendes Wurfgeschoss den Processus spinosus des ersten Lendenwirbels durchbohrt hatte und in denjenigen des zweiten Lendenwirbels noch eingedrungen war. Auch dieses Thier hatte die Verletzung einige Zeit überlebt, wie durch die Callusbildung an der Knochenwunde bewiesen wird. Das Skelet befindet sich im Museum in Lund.

Von prähistorischen Knochenwunden am Menschen beschreibt Nilsson zwei Fälle, nehmlich einen Schädel in Kopenhagen, dem ein Steinpfeil in der Augenhöhle stecken blieb, und zweitens einen Schädel, der mit Bronzegegenständen bei Tygelsjö in Schonen gefunden wurde. Die 7 Zoll lange knöcherne Spitze eines Wurfgeschosses war ihm in das linke Scheitelbein 5 Zoll tief eingedrungen und war hier so fest eingekeilt, dass sie, als man versuchte, sie herauszuziehen, abbrach.

Hr. Virchow bezieht sich auf seine Erörterungen in der früheren Sitzung, worin er schon die Frage aufgeworfen hatte, ob die Verwundung durch das Geweih eines anderen Thieres geschehen sei. Eine Entscheidung werde sich ohne Durchsägung des Stückes nicht herbeiführen lassen. —

Hr. E. Friedel bemerkt: Im Anschluss an meine frühere Mittheilung (Sitzung vom 18. März, Verh. S. 212) über die im Zoolog. Museum der Universität Greifswald, als muthmasslich vom Riesenhirsch herrührend, verwahrten zwei Geweihstücke bemerke ich, dass mir dieselben durch Güte des Hrn. Professor Gerstäcker in Greifswald inzwischen zur Ansicht mitgetheilt worden sind und dass ich sie alsbald Hrn. Professor Nehring zur Begutachtung vorgelegt habe, der leider heut fehlt und beide Stücke noch hinter sich hat[1]).

Meine Meinung geht dahin, dass die beiden Stücke zunächst geologisch zu sondern sind. Das eine grössere, weisslichgraue Fragment, welches unten zur Feststellung abgesägt worden ist, stammt ersichtlich aus altalluvialem Süsswassermergel und macht dem entsprechend einen verhältnissmässig recenten, höchstens subfossilen Eindruck. Ich kann darin nur das Bruchstück einer recht ansehnlichen Schaufel vom Renthier erkennen. Das andere kleinere, röthlichgraue Fragment ist viel stärker verwittert und umgewandelt, dem Aeussern nach Funden aus dem untern Diluvium entsprechend; auf Rothhirsch, Damhirsch und Elch wage ich es nicht zu beziehen, eher möchte ich auch hier an Renthier denken. Menschliche Einwirkung vermag ich an dem Stück nicht zu erkennen und so wird es bezüglich des Zusammenlebens von Riesenhirsch und Mensch leider keinen Aufschluss zu gewähren geeignet sein.

Das von Hrn. Bartels erwähnte Gerippe von Bos urus mit einer Schussverletzung im Wirbel habe ich wiederholt und erst kürzlich noch im Universitätsmuseum zu Lund, woselbst es ein Hauptparadestück ist, gesehen. Es macht den Eindruck, als wenn der Schusskanal durch Knochenmasse überwallt sei, also das Thier die Verletzung noch längere Zeit überlebt habe.

Ich mache ferner auf Fig. 55 S. 121 bei Figuier, l'homme primitif (Paris, 1870) aufmerksam, welche einen in der „Grotte des Eyzies“ (Perigord) Knochen mit der darin steckenden, ihn durchbohrenden zackigen Harpune aus Renthiergeweih darstellt. —

1) Nachträglich hat Hr. Nehring dem Märkischen Museum mitgetheilt, dass auch er beide Geweihstücke starken Exemplaren vom Renthier, das eine der Augensprosse, dass andere der Eissprosse zuschreiben müsse.

Herr Dames betont, dass alle Funde von Cervus euryceros, welche in der Umgegend von Berlin gemacht wurden, aus dem Sande entstammen, welcher die beiden Geschiebemergel trennt und z. B. in Rixdorf der Gegenstand der grossen Sandgräbereien ist. Dieser Sand wird gewöhnlich noch dem unteren Diluvium zugerechnet und hat sicher noch niemals irgend welche Spur der Anwesenheit des Menschen erkennen lassen, so dass nach diesen Funden das Zusammenleben von Cervus euryceros mit den Menschen im höchsten Grade unwahrscheinlich erscheint.

Herr Voss erwähnt, dass bei Hamy, Précis de Paléontologie humaine, Paris 1870, p. 301, Fig. 63 und 64 ein Lumbalwirbel eines jungen Renthiers abgebildet ist, in welchem noch eine Feuersteinspitze steckt. Der Fund ist citirt aus Lartet et Christy, l'homme fossile dans le Périgord (Anc., Appendice 1864 p. 153). —

Hr. Virchow bemerkt, dass in dem gerade vorliegenden Heft des Journal of the Anthrop. Inst. of Great Britain 1882. May. Vol. XI, Nr. IV. p. 437, Pl. XXXV, Fig. 1, die Abbildung eines menschlichen Wirbels steht, in welchem noch die Flintspitze steckt. Derselbe wurde in einem Tumulus bei Copiapó in Chile gefunden. Er erinnert ferner an einen ganz ähnlichen Fall aus dem Gräberfelde von Madisonville (Ohio), den er in der Sitzung vom 20. December 1879 (Verhandl. S. 447) berichtet habe.

(18) Hr. Behla hält einen Vortrag über

germanische und ursprünglich germanische Rundwälle in der Niederlausitz und im Elstergebiet.

Wer die Rundwallfrage näher verfolgt hat, dem wird es nicht entgangen sein, dass wir in der Niederlausitz und im Elstergebiet bereits mehrere Rundwälle kennen, die nicht mehr in das Schema der slavischen Rundwälle passen. Es giebt Rundwälle, wo man nur in den oberen Schichten Topfscherben mit dem Wellenornament und die sonstigen charakteristischen Fundsachen slavischer Burgwälle ausgräbt, in den unteren Schichten dagegen ein ganz anderes in Farbe, Verzierung, überhaupt dem ganzen Habitus abweichendes Topfgeräth zu Gesicht bekommt. Wir haben schliesslich einen Rundwall kennen gelernt, wo sich absolut nichts von den Sachen fand, die wir sonst in slavischen Burgwällen antreffen, ich meine den Gosmarer Rundwall, welchen wir bei Gelegenheit der Excursion nach Luckau i. J. 1878 besuchten. Ich habe diesen Orten mit vorslavischen Einschlüssen in letzter Zeit eine grössere Aufmerksamkeit geschenkt und will Ihnen im Folgenden gewisse Analogien, welche sich bei diesem Studium herausstellten, näher präcisiren.

Ich beginne mit dem Gosmarer Rundwall bei Luckau. Ich rufe aus dem in der Sitzung vom 20. Juni 1878 (Verh. S. 290) erstatteten Bericht des Hrn. Virchow kurz Folgendes ins Gedächtniss zurück. Der Borchelt liegt inmitten eines grossen Wiesenmoores an der Ostseite des Dorfes Gosmar. Das Innere desselben, aus schwarzer kohliger Erde bestehend, war ausserordentlich reich an Scherben, welche meist grobe Formen zeigten. Sie waren grösstentheils dick, schlecht gebrannt, mit breiten Henkeln und sehr enger Henkelöffnung; Bodenstücke flach; Randstücke einfach. Die Ornamente beschränkten sich auf lineare, horizontale Vertiefungen oder auf kräftige leistenförmige Vorsprünge, durch tiefe Eindrücke eingekerbt. Ausserdem kamen zum Vorschein Knochen von verschiedenen Thieren, wie Schwein, Rind Schaf etc. In Anbetracht dieses abweichenden Topfgeräths bezeichnete ihn Hr. Virchow als eine differente Species der Rundwälle und

nannte ihn vorslavisch. Sie erinnern sich ferner, dass in der Nähe des Borchelts zwei Reihen Holzpfähle verliefen, sie standen parallel in einer gegen den Borchelt hinziehenden Richtung. Obwohl auf dem Excursionsprogramm: „Pfahlbau" stand, konnten wir eine Pfahlansiedlung doch nicht constatiren. Aber sagte Hr. Virchow, ich muss anerkennen, dass es sehr auffallend war, an einer Stelle zwischen den Pfählen kurz vorher ein verhältnissmässig grosses Quantum von Scherben zu Tage gefördert zu sehen. Ich will mich keineswegs ablehnend über die Lokalität äussern; im Gegentheil, ich möchte es für einen Gegenstand weiterer Forschungen halten, an diesem Punkte weiterzugraben.

Ich habe etwas lange auf mich warten lassen, Ihnen Weiteres über diesen Punkt mitzutheilen. Ich habe in der Zwischenzeit jedoch oft dort gegraben. Das Ausgrabungsresultat ist kurz Folgendes.

Die Anlage ist auf einer natürlichen Bodenerhebung errichtet, umgeben von sumpfigem Terrain. Ich lernte den Borchelt erst kennen, als er schon zum grössten Theil abgetragen war. Aus dem erhaltenen Wallrest berechnete ich den früheren Umfang auf circa 500 Schritt. Wo ich auch grub innerhalb des Walles, fand ich die Erde ganz abweichend von der der Umgebung; sie ist durchweg kohlig schwarz; darin befinden sich eine auffallend grosse Menge Topfscherben von der oben erwähnten Beschaffenheit; jedoch fand ich darunter feinere, glättere und dünnere; einige waren glänzend schwarz. Nirgends aber, das betone ich ganz besonders, soviel ich auch absichtlich danach gesucht habe, fand ich Scherben mit dem Wellenornament oder überhaupt slavische Scherben. Im Centrum des Walles stiess ich in circa 1 Fuss Tiefe auf eine durch Lehm verbundene Pflasterung von zusammen gelagerten grossen Feldsteinen; darüber und daneben fand ich eine starke Aschen- und Kohlenschicht und viele Thierknochen. Auch an anderen Stellen zwischen Centrum und Wall stiess ich mehrfach auf einzelne und auch gruppenweise aneinander gelagerte Steine; Leute, welche sehr viel Erde von dieser Stelle weggefahren haben, um einen Weg durch das Moor herzustellen, erzählten mir, dass sie viele Fuhren Feldsteine von dort weggeschafft hätten. Das umliegende Terrain ist völlig steinarm. Auch brachte ich in Erfahrung, dass man dort mehrfach „grüne Gegenstände, wie Nadeln aussehend" und ganze mit Henkeln versehene Thongefässe gefunden hätte. Leider wurde diesen Funden keine Beachtung geschenkt. Ich lernte diesen Borchelt zu spät kennen, als er fast schon ganz planirt war und war deshalb nur noch ein Aehrenleser auf diesem prähistorischen Felde. Das einzige ganze Gefäss von diesem Orte ist ein kleines Kännchen mit einem überrandigen Henkel, welches ich in der Octobersitzung 1879 vorgelegt habe. — Aus der Umgebung des Borchelts besitze ich einen Steinhammer; ich erwähne noch, dass in der Nachbarschaft desselben von den Torfmachern öfters ganze Thongefässe mit Henkeln ausgegraben werden, welche nur mit Torfmasse gefüllt sind. — Was schliesslich die doppelte Pfahlreihe anbelangt, so habe ich festgestellt, dass dieselbe von dem festen Land bis an den Rundwall sich erstreckt. Ich füge hier berichtigend hinzu, dass die Länge der doppelten Pfahlreihe circa 10 Minuten beträgt; nach der ersten Besichtigung dieser Stelle durch Dr. Veckenstedt ist dieselbe zu hoch angegeben. Wir waren so unglücklich, an dem Excursionstage zwischen den Pfählen weder Thongefässscherben noch andere Culturreste zu finden, während doch früher von den Wiesenbesitzern an manchen Stellen dieselben sehr zahlreich heraus befördert wurden. Zwar habe auch ich nachträglich absolut nichts von sonstigen Culturresten angetroffen, so dass an einen bewohnten Pfahlbau garnicht zu denken ist, doch habe ich an verschiedenen Punkten zwischen den Pfählen eine Menge Scherben entdeckt, die mit den in dem Rundwall gefundenen voll-

kommen identisch sind — aber nur stellenweis. — Schliesslich füge ich noch hinzu, dass auf den benachbarten Wiesen mächtige unbearbeitete Eichenstämme im Torf aufgefunden wurden. In einer Entfernung von $^1/_4$ bis $^1/_2$ Stunde nach den Dörfern Gosmar und Wittmannsdorf zu habe ich 3 Urnenfelder mit Lausitzer Typus entdeckt.

Ich gehe weiter zu dem Schliebener Burgwall über, welcher seiner Zeit von Wagner genauer untersucht worden ist. Ich bin weit entfernt, die Schlüsse, welche derselbe aus seinen Funden zieht, zu unterschreiben; seine Fundangaben aber sind ohne Zweifel zuverlässig und wahrheitsgetreu. Ich habe seine „Tempel und Pyramiden" sowie „Aegypten in Deutschland" genau durchgesehen. Das Resumé ist kurz Folgendes: Die Wallkrone misst 639 Schritt. Die Umgebung ist wiesiges Terrain. Vom festen Land führt ein Zugang zu ihm aus Erde, der „heilige Steg" genannt. Wagner fand in seinem Innern schwarze Erde, kohlenhaltige Schichten, Knochen von verschiedenen Thieren, auch Theile von ungebrannten Menschenknochen, ferner Bronzegegenstände verschiedener Art. Besonders betont Wagner aber unter den Funden die ausserordentlich grosse Menge von Scherben, manche dünner, manche dicker, einige waren von der Stärke eines Zolles. Die meisten waren glatt, manche etwas rauher. Einige waren sehr leicht, blasig aufgetrieben und schwammen wie Kork auf dem Wasser. Aber auch ganze Gefässe grub er aus. Er beschreibt ein kleines sehr zierliches Gefäss mit Dreiecksornamenten. In seinen „Tempeln und Pyramiden" sagt Wagner S. 10: „An manchen Stellen stösst man beim Nachgraben in 1 bis $1^1/_2$ elliger Tiefe auf einen mit Lehm gepflasterten Heerd, worin bei dem einen ein in Form einer Pauke gestellter grosser Feldstein eingerammt war, dessen gerade Fläche nach oben gerichtet stand. Schliesslich füge ich noch hinzu, dass Dr. Voss in seinem Ausgrabungsbericht (Sitzung vom 15. Juni 1876, Verh. S. 169) das Vorkommen von slavischen Scherben in den oberen Schichten erwähnt, doch waren diese spärlich, die Scherben der vorslavischen Periode in den unteren Schichten waren viel zahlreicher.

Ich komme drittens zu dem „heiligen Land bei Niemitsch". Der beste Kenner desselben ist Hr. Oberlehrer Jentsch in Guben. Er hat darüber eine Monographie in der Zeitschrift für Ethnologie (1882, S. 112) veröffentlicht. Ich resumire kurz. Heute schon sehr zerstört, hatte der Rundwall vor 50 Jahren circa 850 Schritt Umfang, gelegen in früher sumpfiger Gegend. Im Innern ist schwarze kohlige Erde; darin fanden sich Heerdstellen von Feldsteinen, Bronzegeräthe etc.; ferner Thongefässfragmente, stärkere und feinere, darunter glänzende Scherben mit triangulär geordnetem Strichsystem; auch wulstige Ornamente mit Fingereindrücken, Schüsselränder mit Spirallinien kommen vor. Ausserdem berichtet Jentsch von schwammartig, blasig aufgetriebenen Scherben, darunter ein rollenartig zusammengebogenes Gefäss, dem fremde Theile angeschmolzen sind; auch Theile sogenannter Räuchergefässe von ungewöhnlicher Grösse traten zu Tage. Schliesslich giebt es von dort völlig erhaltene Thongefässe, wie z. B. Schalen, Fläschchen mit Henkeln etc. In den oberen Schichten fanden sich slavische Burgwallsscherben.

Viertens berichtet Hr. Saalborn in der Sitzung vom 19. Oktober 1878 (Verh. S. 312) vom Sablather Schlossberg: Lage im Moor, Umfang 750 Schritt. Im Kessel selbst und neben dem Rundwall fand man viel Bronzenadeln und sonstige Geräthe, auch Steinsetzungen innerhalb des Walles werden erwähnt. Ausserdem birgt, sagt Saalborn, das schwarzerdige Innere viele Urnenscherben ohne Burgwallstypus und auch Urnen. In dem angrenzenden Luch stiess man öfters auf sehr starke Eichenstämme. In der Umgebung von $^1/_4$, $^1/_2$ und $^3/_4$ Stunden liegen Begräbnissstellen, in welchen Urnen derselben Art wie die im Schlossberg gefundenen

zu Tage kommen. Den Zugang zum Schlossberg bildet ein langer Erddamm an der Südseite gelegen.

Ich führe ferner hier an den Batzlin, nördlich von Lübbenau in sumpfiger Gegend gelegen, den Hr. Virchow 1880 besuchte (Sitzung vom 22. Mai 1880, Verh. S. 148). Aus seinem Bericht habe ich mir notirt: Im Innern schwarzer Boden, darin viel Steine, stellenweise Pflaster, Umgebung ganz steinarm; Holzkohlen, Thierknochen reichlich; Unzahl von Scherben, oben slavische, unten vorslavische. Die vorslavischen sind geglättet, leicht glänzend, zum Theil mit Henkeln versehen. Die Ornamente bestehen in geometrischen Anordnungen, breiten linearen Eindrücken und flachen Grübchen.

Ich komme weiter zu dem berühmten Schlossberg bei Burg im Spreewald. Sie kennen ihn alle, sie haben sich von seiner künstlichen mehrschichtigen Aufschüttung selbst überzeugt. Er war die erste Stelle in der Niederlausitz, welche nach den Berichten des Hrn. Virchow in der Sitzung vom 15. Juli 1871 (Verh. S. 117) und vom 13. Juli 1872 (Verh. S. 235) durch ihre unteren Einschlüsse auffiel. Er wurde auch in den letzten Jahren von den Hrn. Virchow und von Schulenburg genauer untersucht (vgl. Zeitschr. für Ethnologie 1880. S. 233 u. 237 ff.). Auch hier sind 2 Arten von Scherben nachgewiesen. Niemals sind in den unteren Schichten Burgwallsscherben bemerkt worden. Merkwürdiger Weise fand Hr. Virchow hier, wie auch auf dem vorher erwähnten Batzlin, flache runde Scherben von der Grösse eines Ein- oder Zweimarkstückes, ohne Durchbohrung. Auch hier fanden sich blasig aufgetriebene Scherben. Die sonstigen Funde auf dem Schlossberg sind sehr mannigfaltig. Es kamen zum Vorschein viel Feldsteine, Heerdüberbleibsel, Stein-, Bronze- und Eisengeräthe, auch Gold- und Silbersachen etc. Von Urnenfunden wird mehrfach berichtet. Hr. von Schulenburg erwähnt auch, dass die dortigen Bewohner in den Wiesen Pfähle in gewisser Richtung ziehend gefunden haben wollen. Heut zu Tage ist freilich die Oberflächen- und Umfangsgestalt des Schlossberges sehr verändert; er hat mit der Länge der Zeit viele Veränderungen erfahren. Er wurde in kriegerischen Zeiten benutzt; bei der fortschreitenden Beackerung wurden Theile abgetragen, Theile ausgefüllt. Präbistorische und historische Zeiten sind darüber hingegangen, daher die verschiedenartigsten Funde in seinem Innern aus Stein und Metall, daher der Grund zu den verschiedensten Deutungen. Wer einen Fund allein in den Vordergrund der Betrachtung stellt, kann den Burger Schlossberg nicht verstehen. Nur wer die Genese des Schlossbergs ins Auge fasst, wer tiefer in den Schlossberg blickt, erkennt, dass wir in ihm eine Anlage vor uns haben, die sich den anderen, bereits heute von mir erwähnten Rundwällen anschliesst.

Schliesslich kann ich noch von einem Rundwall Mittheilung machen, dem Gröschkenberg bei Grossmehsow bei Calau, welchen ich in Begleitung der Hrn. Dr. Jentsch und Dr. Siehe neuerdings besucht habe. Wir gruben in einiger Entfernung von ihm auf dem Grossmehsower Urnenfeld. Dasselbe zeigt noch eine Menge unversehrter Hügel, welche grosse Steinpackungen in sich schliessen. Wir stiessen zuletzt nach Entfernung der Steine auf Grabgefässe von ausgemacht Lausitzer Typus. Am Schlusse der Ausgrabung beschlossen wir dem Grossmehsower Rundwall einen Besuch abzustatten. Da Burgwallsscherben von dort gesammelt waren und der Name Gröschkenberg, ohne Zweifel verstümmelt aus dem slavischen grodzisko, auf eine slavische Anlage hinwies, so glaubten wir einen der gewöhnlichen slavischen Burgwälle zu finden. Die Autopsie ergab jedoch nicht, was wir erwartet hatten. Schon beim Auffinden der ersten Scherben wurden wir wegen der Glätte derselben stutzig, bis auf ein Mal auch 1 Scherben mit einem Henkel zu Tage trat. Es war ein starker breiter Henkel mit enger Oeffnung, dieser wie über-

haupt der ganze Habitus der Scherben hat viel Aehnliches mit den Gosmarer Scherben. Auch 2 blasig aufgetriebene, an einander geschmolzene Scherben fanden sich. Es sind in der That erstaunliche Mengen von vorslavischen Scherben hier zu sehen; die Anlage ist vielfach verändert; ein Theil wird beackert; an einer Stelle ist ein neuer Kirchhof angelegt; selbst die frisch aufgeworfenen Gräber sind wie besäet mit vorslavischen Gefässtrümmern. Slavische Burgwallsscherben sind nur spärlich zu finden, meist nur an den Rändern. Die Anlage hat ungefähr 500 Schritt im Umfang. Die Erde darin ist kohlig schwarz, an vielen Stellen des neu angelegten Kirchhofs liegen Haufen von im Feuer gewesenen Feldsteinen.

Sie sehen, m. H., es ist ein Mal an der Zeit, über unsere Rundwälle in der Niederlausitz und im Elstergebiet Rundschau zu halten und dieselben zu classificiren.

Es fragt sich: Sind wir berechtigt, aus der Qualität des Topfgeräths auf die Erbauer der Rundwälle zu schliessen? Allerdings. Die früheren Untersucher, Wagner und Schuster etc. werfen noch alle Rundwälle in einen Topf; sie beachteten nicht den Unterschied des Topfgeräths. Erst Virchow gebührt das grosse Verdienst, auf dieses wichtige Unterscheidungsmerkmal aufmerksam gemacht zu haben.

Dass das slavische Topfgeräth in der Lausitz einen eigenartigen Charakter hat und dass die Burgwälle, wo man dies findet, von den Wenden erbaut sind, diese Virchow'sche Ansicht bestätigt sich immer mehr. Aber wie verhält es sich mit dem vorslavischen Topfgeräth? Es stellt sich die Nothwendigkeit heraus, den Ausdruck „vorslavisch" näher zu präcisiren und desshalb habe ich die vorher erwähnten Rundwälle mit vorslavischen Einschlüssen etwas genauer vorgeführt.

Wir bezeichnen die Lausitzer Urnenfelder als germanische. Lässt sich nun nachweisen, dass die vorslavischen Scherben in den Rundwällen dem Topfgeräth der Gräberfelder gleichen, so liegt kein Grund vor, diese Rundwälle nicht als germanische bezeichnen zu wollen. Als wir die vorslavischen Scherben näher ins Auge fassten, stiessen wir uns Anfangs daran, dass sie nicht ganz und gar mit dem Topfgeräth der Gräberfelder übereinstimmten. Allmälig aber überzeugten wir uns mehr und mehr, dass die vorslavischen Scherben dem Lausitzer Typus ähnlich sind. Schon Wagner sagt von der Schliebener Gegend, die Grabgefässe von Lausitzer Typus hat, S. 55 in seinen Tempeln und Pyramiden: „Vergleicht man die auf dem Schliebener Rundwall ausgegrabenen Gefässbruchstücke und ganzen Gefässe in Hinsicht ihrer Masse, Form, ihren Verzierungen etc. mit allen den vielfältig aus den Grabhügeln ausgegrabenen Gefässen, so sieht man hell und deutlich, dass beide Werke ein und demselben Völkerstamme angehören, was auch die an beiden Orten gefundenen Bronzenadeln und Griffel beweisen". Ebenso sagt Virchow: die meisten Scherben des Burger Schlossbergs gehören dem Lausitzer Typus an: manche gleichen zum Verwechseln den Scherben des naheliegenden „Lutgenberges." Aber es ist in der That a priori auch nicht zu verlangen, dass die Scherben der Gräberfelder und die vorslavischen Scherben unserer Rundwälle sich in jeder Hinsicht gleichen. Manche Scherben der Rundwälle erscheinen auf der Fläche rauher. Dabei müssen wir bedenken, dass diese vorslavischen Scherben in den Rundwällen durch Berührung mit Wasser ihren Glanz, Farbe und Glätte zum Theil eingebüsst haben und wie angeätzt erscheinen, dass also manche Rundwallsscherben in diesem Zustande nicht mehr den Eindruck machen können wie die in den trockenen Sand beigesetzten Gefässe der Gräber. Vor Allem aber müssen wir in Rechnung ziehen, dass die durcheinanderliegenden Scherben der Rundwälle uns ein Conglomerat von Bruchstücken repräsentiren, deren ganze Gefässe einst verschiedenen Zwecken dienten. Noch besteht vielfach der alte Schlendrian, alle germanische Töpfe Urnen

zu nennen; wir müssen aber einen Unterschied machen zwischen Graburnen, Ess- und Trinkgeschirr und wirklichen Kochtöpfen. Dass die Graburnen im Allgemeinen bereits als Hausgeräthe dienten, glaube ich nicht; sie machen meist den Eindruck, dass sie neu beigesetzt sind: ohne Zweifel gab es bei den Germanen für den Todtenkultus besonders dazu bestimmte Gefässe. Jeder weiss, dass sich an den Lausitzer Aschenurnen oft sehr kleine Henkel finden; diese stehen in keinem Verhältniss zur Grösse des Gefässes und sind wohl nur als Verzierung angebracht. Die Kleinheit dieser Henkel spricht gegen die Anwendung als Gebrauchsgefässe. — Anders freilich mag es sich mit den thönernen Beigaben verhalten, wie z. B. Näpfchen, Schalen, Kannen, Fläschchen. Hier muss man annehmen, dass sie Ess- und Trinkgeschirre repräsentiren, wie sie im Hausgebrauch verwendet wurden. Gewiss sind viele Beigaben solche Geräthe, welche der Todte im Leben gebrauchte; Nichtsdestoweniger machen viele Beigaben doch auch den Eindruck, dass sie neu beigelegt wurden. — Was aber die eigentlichen Kochtöpfe der Germanen anbetrifft, so wichen sie gewiss von dem ganzen Habitus der Graburnen ab, weniger in der Form, als in der Art und Weise der Anfertigung. Bei ihrer Herstellung wog doch mehr der Gedanke an den praktischen Gebrauch vor; weniger auf die Verzierung als auf die Haltbarkeit war man dabei bedacht. Ich habe auf und neben germanischen Gräberfeldern schwarzerdige Heerdstellen entdeckt und darin neben ungebrannten Thierknochen auch mit Russ bedeckte Gefässtrümmer gefunden. Ich gehe hier nicht auf die Deutung dieser Kochstellen ein; die Gefässtrümmer sind den Urnenscherben ähnlich, aber hier haben wir sicherlich Reste von Töpfen vor uns, in denen gekocht wurde. Soweit ich mir bis jetzt von den Kochtöpfen der Germanen ein Bild machen kann, so möchte ich im Allgemeinen folgende charakteristische Punkte anführen: gröbere dicke Wände, dicker Boden, starke Henkel, weite Mündung, Innenfläche glatt, Aussenfläche rauh, zuweilen auch glatt. Ornamente scheinen im Allgemeinen zu fehlen, doch finden sich leistenförmige Vorsprünge unter den Rändern. Wenn wir also auch derartige stärkere, rauhere, ornamentlose Gefässtrümmer in unseren Rundwällen antreffen, so müssen wir bedenken, dass dies nicht Reste von Urnen, sondern von Gebrauchsgefässen waren.

Unterliegt es also keinem Zweifel, dass das vorslavische Thongeräth der Rundwälle und die Thongefässe der Urnenfelder einem Volksstamm zuzuschreiben sind, so müssen wir die oben erwähnten Rundwälle als germanische bezeichnen. Stein- und Schlackenwälle in der Niederlausitz und im Elstergebiet, die wir als keltische aufzufassen pflegen, kenne ich nicht. Eine noch ältere Schicht, als die germanische Scherben enthaltende, ebenso eine intermediäre Schicht zwischen slavischer und vorslavischer Schicht war nicht nachweisbar. Ich stelle daher für die Niederlausitz und das Elstergebiet den Schlusssatz auf: 1. Es giebt rein slavische Rundwälle und das sind die häufigsten, 2. germanisch-slavische Rundwälle d. h. von den Germanen angelegte und von den Slaven später benutzte, 3. es giebt rein germanische Rundwälle. Als Typus dient der Gosmarer. Wie gesagt, ich habe von slavischen Scherben auf ihm absolut nichts gefunden und die Möglichkeit, dass hier und da ein Rundwall aus irgend welchem Grunde unbenutzt bleibt, lässt sich nicht bestreiten.

Ich erlaube mir, im Anschluss hieran meine Ansicht über den etwaigen Zweck der von mir erwähnten germanischen Rundwälle zu entwickeln. Jeder von Ihnen sieht ein, dass es von vornherein unzulässig ist, alle überhaupt existirenden Rundwälle einem einzigen Zwecke unterordnen zu wollen. Wer in früheren Zeiten darüber geschrieben hat, ist dem Fehler des Generalisirens und der Einseitigkeit verfallen. Jeder hat sich die Sache von seinem Standpunkte angesehen. Frühere

Militärpersonen sahen daran mit Vorliebe nur Schanzen. Schuster, dessen Buch wir sonst durchaus hochschätzen müssen, hat ein ganzes Schanzensystem der Semnonen construirt. Kasiski hält seine Rundwälle durchweg für Befestigungen. Die Prediger wiederum sind meistens geneigt gewesen, sie für Opferstätten zu halten. Ob sie Cultus- oder fortificatorischen Zwecken dienten, darüber besteht heute eine grosse Meinungsverschiedenheit. Augenblicklich ist die gangbare Ansicht, sie für Zufluchts- oder Vertheidigungsstätten zu halten. Doch prüfen wir, ob die vorher genannten Rundwälle als Befestigungen anzusehen sind.

Städte gab es bekanntlich bei den Germanen nicht. Das war zu Tacitus Zeiten in Rom satis notum. Das Volk wohnte in Dörfern. Doch werden oppida d. h. feste Punkte genannt. Unter den germanischen oppidis haben wir uns nicht Städte in unserem Sinne, sondern höchst wahrscheinlich nur befestigte Orte vorzustellen, wo in Holzwohnungen rohester Art Waffen und Kriegsmaterial aufbewahrt wurden. Caesar sagt an einer Stelle: „incenso Mattio". Diese oppida scheinen nur kriegerischen Zwecken gedient zu haben und abgesehen von der Bewachung unbewohnt gewesen zu sein. Die auf unseren Rundwällen gemachten Funde sind aber nicht der Art, darin solche oppida zu sehen.

Auch für eigens dazu angelegte Vertheidigungsstätten halte ich sie nicht. Soviel wir überhaupt von der Kriegskunst der Germanen wissen, liebten sie es nicht, sich in befestigten Orten zu vertheidigen. Sie zogen es vor, im Freien zu kämpfen oder sich in die Wälder zurückzuziehen. Die ausgedehnten Wälder waren ihnen die natürlichsten und sichersten Schutzorte. Grade von den suebischen Stämmen wissen wir aus dem 4. Feldzuge Caesar's Folgendes. Caesar hörte nach dem Rheinübergang, dass die suebischen Stämme in Folge einer abgehaltenen Volksversammlung Boten nach allen Richtungen aussandten mit dem Befehl, Weiber, Kinder und ihre Habe in die Wälder zu schaffen und mit den waffenfähigen Mannschaften an einem bestimmten Punkte zusammenzukommen, um den Kampf abzuwarten. Viel eher glaube ich, dass die sich mehrfach z. B. in der Schliebener Gegend findenden Langwälle als Vertheidigungsschanzen gegen einen nahenden Feind aufzufassen sind.

Auch um als eigens dazu angelegte Zufluchtsstätten gelten zu können, scheinen mir die genannten Rundwälle nicht passend und zu wenig umfangreich. Ich gebe zu bedenken, mit welchen Menschen- und Heeresmassen man um Christi Geburt in unserer Gegend es schon zu thun hat. Die Cimbern waren bereits eine circa eine halbe Million zählende Menschenmenge. Auch die Semnonen müssen schon in den Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt eine starke Kopfzahl gehabt haben. Die noch vielfach herrschende Ansicht, dass in der prähistorischen Zeit die Niederlausitz und das Elstergebiet spärlich und zwar nur auf den höhergelegenen Landstrecken bewohnt gewesen sei, steht mit unseren Ausgrabungen nicht im Einklang. Jeder wird zugeben, wo ein Urnenfeld liegt, muss ein germanisches Dorf in der Nähe gewesen sein. Nun geht aber aus der auffallenden Menge der aufgefundenen Urnenfelder hervor, dass grade die Flussniederungen, vor allem die Spreewaldgegend, die Elster-, Neisse- und Berstegegend zur germanischen Zeit am dichtesten bevölkert war. Wegen Mangels an Städten musste sich Dorf an Dorf reihen. Denken wir uns nun die slavischen Rundwälle, welche, wie wir sahen, die häufigsten sind, gänzlich fort, so bleiben in gut durchforschten Gegenden immer nur wenig germanische übrig. Wie sollen wir nun glauben, dass solche wenig umfangreichen Orte die Bevölkerung eines ganzen oder mehrerer Gaue mit ihrer Habe, ihren Karren, ihren Viehheerden hätten aufnehmen sollen? Das scheint mir nicht wahrscheinlich.

Ich will im Folgenden die Punkte hervorheben, welche dafür sprechen, dass unsere germanischen Rundwälle religiösen Zwecken dienten. Von der Ansicht ausgehend, dass unsere Gegend Jahrhunderte lang von Germanen bewohnt war und diese ihre Spuren hinterlassen haben, habe ich mir die Aufgabe gestellt, unsere germanische Prähistorie auf die Mittheilungen des Tacitus zu prüfen. Unter den hier einschlägigen Fragen: Wo haben unsere deutschen Vorfahren gewohnt? Wo haben sie begraben? Wo haben sie auf der Wanderung gelagert? Wo sind ihre Opferstätten? etc. sehen wir heute zu, wo wir die Cultusstätten der Germanen zu suchen haben.

Tacitus sagt uns in Cap. 9 der Germania: „Die Germanen hielten es der Grösse der Götter nicht für angemessen, sie in Wände einzuschliessen.“ Haine und Forste weihen sie zu Heiligthümern. Also tempelartige Gebäude werden ausdrücklich negirt. Die Erwähnung des Tacitus (Annal. I, 51) von der Zerstörung eines Tempels der Tanfana bei den Marsen i. J. 17 n. Chr. spricht nicht dagegen, weil dieser Schriftsteller das Wort templum auch für Heiligthum braucht. Auch Holtzmann bemerkt zu dieser Stelle[1]): „Wenn man die Stelle im Zusammenhang liest, geht nicht deutlich hervor, dass es ein eigentlicher Tempel war“. In den nächsten Jahrhunderten bis zur Völkerwanderung ist von Tempeln bei den Germanen nirgends die Rede. Den Haincultus unserer Vorfahren beweist in der Germania die Erwähnung des Semnonenhaines (Cap. 39), des heiligen Haines der Nerthus (Cap. 40), des alten Haines bei den Naharvalern (Cap. 43)[2]). Aus den Schriftstellern der Bekehrungszeit wissen wir, welche grosse Rolle der Hain- und Baumkultus bei den Germanen spielte. Der feierliche Gottesdienst, sagt Jacob Grimm, fand im Haine statt. Hier in den Hainen wurden die heiligen Pferde[3]) auf Staatskosten gehalten, hier standen die heiligen Geräthe unter dem Schutze der Priester. Wir wissen ferner, dass in den Hainen Thier- und Menschenopfer dargebracht wurden. Hier werden auch Altäre von Tacitus erwähnt, worauf die Gefangenen geopfert wurden[4]). Soll man nun glauben, dass in den heiligen Hainen gar keine Stelle für die Pferdeorakel, für die Opfer und gottesdienstlichen Handlungen abgegrenzt war, dass das berühmte Nationalheiligthum der Sueben, zu dem Gesandte von allen Suebenstämmen zur festgesetzten Zeit herbeikamen, in dem Semnonenhaine einfach ein unmarkirter Raum war und jeder Einfriedigung entbehrte? Wo sind die Stellen, wo geopfert wurde? Wo die Ueberbleibsel der Opfer? Kohle, Thier, Menschenknochen etc.?

Ich recapitulire die Analogie der Funde auf unseren germanischen Rundwällen: Lage auf wiesigem Terrain, Zugang vom festen Land, im Innern schwarze kohlige Erde, zahlreiche Scherben, Knochenstückchen, Theile von Menschenknochen, Heerdüberbleibsel, in der Nähe Begräbnissplätze. Können wir dies mit den heiligen Hainen in Verbindung bringen? Mir ist es höchst wahrscheinlich, dass die jetzt freiliegenden Rundwälle in der prähistorischen Zeit inmitten von Hainen lagen. Der Burger Schlossberg liegt noch heute im Spreewald. Die Sage weiss von einem grossen Hain von Burg bis Müschen. Der Gosmarer Rundwall war noch im Anfang dieses Jahrhunderts vollständig vom Hain umgeben. In der Umgebung der anderen

1) „profana simul et sacra et celeberrimum illis gentibus templum quod Tanfanae vocabant, solo aequantur.“

2) In Deutschland deutet noch jetzt hier und da mancher Ausdruck auf die frühere Heiligkeit des Waldes hin, z. B. Heiligforst.

3) An manchen Orten meldet die Sage vom Erscheinen „weisser Rosse“.

4) Annal. I, 61: „lucis propinquis barbarae arae.“

Rundwälle fand man im Moor uralte Eichen etc. Die Lage im sumpfigen Terrain macht es erklärlich, warum zu ihnen ein Zugang vom festen Land führte, sei es ein Erddamm, sei es eine Pfahlbrücke; denn dafür halte ich die zwei Reihen Pfähle, welche in der Umgebung des Gosmarer Borchelts, zum festen Land ziehend, sich fanden — für Ueberbleibsel eines prähistorischen pons ligneus. Ich erinnere ferner an die Sagen von Brücken beim Burger Schlossberg.

Für die Heiligkeit der Rundwälle spricht ferner die Nähe der Begräbnissstätten. Ich fasse die Umgebung derselben überhaupt als heiliges Terrain auf. Hier standen gewiss die Priesterwohnungen mit den heiligen Geräthen. Und vielleicht erscheint es Manchem erklärlicher, dass grade in der Nähe des Burger Schlossberges berühmte Cultstücke, die beiden Bronzewagen und der Bronzeschmuck von Babow gefunden wurden.

Dass die Rundwälle selbst auch als Begräbnissstellen gedient haben, halte ich bis jetzt nicht für erwiesen. Wenn auf diesen Orten so oft von Urnenfunden die Rede ist, so mag dies eine Verwechslung mit ganzen Thongefässen sein. Urnenfunde werden erwähnt auf dem Burger Schlossberg. Hr. Schuster erwähnt sie auf dem Grossmehsower. Wenn wir bei Undset[1]) von Urnenfunden auf dem Schliebener Burgwall lesen, so hat Voss bereits vor einigen Jahren klargestellt, dass Wagner keine Urnen, sondern nur ganze Gefässe dort gefunden hat. Auch beim Sablather Rundwall las ich von Urnenfunden. Ich wendete mich schriftlich an Hrn. Saalborn in Sorau; er hat mit eigenen Augen keine Aschenurnen ausgraben sehen. Ebensowenig habe ich mich durch Autopsie von mit Beigaben umstellten Aschenurnen auf germanischen Rundwällen überzeugen können. Indess es ist in Berichten so oft davon die Rede, dass ich die Möglichkeit zugebe. Aber selbst, wenn weitere Grabungen in dieser Beziehung ein negatives Resultat haben sollten, so spricht dies nicht gegen die Heiligkeit der Orte; denn ganz in der Nähe liegen Todtenäcker. Im Gegentheil aber würde das Factum, dass auf germanischen Rundwällen vereinzelt auch begraben worden ist, sehr dafür sprechen; dann müssten wir annehmen, dass einigen bevorzugten Personen die Ehre zu Theil wurde, an geweihter Stätte beigesetzt zu werden, wie ja später zur christlichen Zeit nicht nur um, sondern selbst in der Kirche begraben wurde[2]).

Was ferner die vielen Topfscherben, Thierknochen, Menschenknochen, Heerdüberbleibsel mit Kohlenschichten anbelangt, so lassen sich dieselben durch stattgefundene Opfer erklären; diese erstaunliche Menge von Scherben spricht für Jahrhundertelange Benutzung. Nur möchte ich nicht annehmen, dass alle diese Scherben von zufällig zerbrochenen Gefässen bei den Opfern herrühren. Ob es bei den Germanen Sitte war, nach begangenem Opfer das Geschirr absichtlich zu zerschlagen, ist nicht bekannt. Wohl aber wissen wir, dass nach dem Todtenessen es Brauch war, die benutzten Gefässe zu zerschlagen. Es wäre nun nicht unmöglich, dass von den Nächstwohnenden das Todtenmahl auf dem Rundwall selbst abgehalten wurde, vielleicht auch die in jedem Jahre zu Ehren der Todten allgemeinen Festlichkeiten dort stattfanden. So könnte man sich leicht diese Unsummen von Topfscherben erklären. Indess ich spreche dies nur als eine Vermuthung aus. Nach einigen sehr grossen und dicken Scherben zu urtheilen, müssen ausserordentlich grosse Töpfe existirt haben, wie sie das Kochen des Opferfleisches für eine grössere

1) „Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa" Deutsche Ausgabe von J. Mestorf.

2) Nachträglich hörte ich von Hrn. Rabenau in Vetschau, dass Lieutenant Renner vor ca. 20 Jahren wirklich auf dem Burger Schlossberg Aschenurnen mit Menschenknochen gefüllt ausgegraben hat.

Menge nöthig machte. Wagner fand bekanntlich im Schliebener Rundwall auch einen sehr grossen Scherben mit dem deutlichen Abbild eines 4speichigen Wagenrades in erhabener Arbeit. War es vielleicht ein Stück eines heiligen Opfergefässes? In der vita des Columbanus wird ein sehr grosses Opfergefäss bei den Sueben erwähnt, vas magnum quod viginti et sex modios capiebat. Es wurde mit Bier gefüllt, bei Begehung eines Trankopfers zu Ehren des Wuotan.

Obwohl Sagen, welche sich an unsere Rundwälle knüpfen, nicht beweisen, so sprechen sie doch für ehemalige Cultusstätten. Wir wissen, dass die christlichen Missionäre zur besseren Einführung des Christenthums mit Vorliebe Capellen und Kirchen auf heidnischen Cultusstätten errichteten[1]). Noch heute spricht man vom heiligen Land bei Niemitsch, viele Sagen knüpfen sich an diesen Punkt; noch heute heisst der Weg zum Schliebener Rundwall der „heilige Steg"; und wie sagenreich ist der Burger Schlossberg? Hier rankt sich Sage an Sage an, hier ist der Mittelpunkt der Wendenkönigssagen. Die Slaven haben ohne Zweifel den Ort als heiligen übernommen. Nie ist er auch mit dem Namen einer Schwedenschanze belegt worden.

Ich habe Manches angeführt zu Gunsten der Deutung als Cultusstätten. Wir haben uns in der That so sehr daran gewöhnt, durch die Ausdrücke Schlossberg, Burgberg, Burgwall, Schwedenschanze, Hussitenschanze etc., in diesen Punkten militärische Anlagen zu sehen, dass es wirklich schwer hält, sich in heilige Stimmung für die Rundwälle zu versetzen. Richard Andree sagt einmal an einer Stelle recht drastisch: „Alles für ein Fortificationssystem in Beschlag nehmen ist grade so, als wenn man jede Kirchhofsmauer von heute als Festungsmauer in Anspruch nehmen wollte, während sie doch nur zur Einfriedigung dient." Dass unsere Punkte Rundwallsform haben, kann uns doch nicht abhalten, sie für heilige Stätten anzusehen. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass der Mensch in verschiedenen Erdtheilen unabhängig von einander auf dieselbe Idee gekommen ist. Ich will selbstverständlich keine Brücke schlagen zwischen den Rundwallerbauern und den Erbauern der amerikanischen Erdwerke. Nur vergleichsweise führe ich hier an, dass unter den verschieden gestalteten dortigen Erdwerken auch runde Umwallungen vorkommen und dass George Squier, einer der besten Kenner derselben, diese runden Wälle eintheilt in Einfriedigungen zu Vertheidigungs- und zu sacralen Zwecken. Aber es wird Sie Wunder nehmen, wenn selbst Hr. Schuster, der mit militärischem Vorurtheil in jedem Rundwall eine Schanze sieht, folgende Concession macht: „dass in friedlichen Zeiten und besonders in den grossen Wällen die Priester des Volkes ihre Sitze und Altäre aufgebaut haben, ist nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich. Ich erinnere schliesslich auch an das Endurtheil Hrn. von Schulenburgs über den Burger Schlossberg. Der Schlossberg bei Burg, sagt er, musste gleich einer Insel aus dem Wasser emporragen und den ersten Bewohnern dieser Gegend als heilige Stätte gelten.

Ich habe so im Vorhergehenden versucht, das zusammenzustellen, was mehr auf den religiösen Zweck der germanischen Rundwälle hinweist. Ich neige nun der Ansicht zu, dass diese Orte nicht bloss Opferstätten waren; sie dienten vielleicht auch zu anderen religiösen Feierlichkeiten, zu Volksversammlungen und Berathungen etc. Es war nicht der Zweck meines Vortrages, Ihnen eine fertige Ansicht vorführen zu wollen. Alles Zusammenfassen auf einem bestimmten Gebiete

1) Ich erinnere an die Umwallungen der Kirchen zu Leuben, der Lommatscher Kirche, der Theklakirche bei Taucha etc. (cfr. Schuster, die alten Heidenschanzen Deutschlands S. 78, 85).

der Anthropologie kann nur eine Etappe sein auf dem Wege zur weiteren Klarheit. Es lag mir vielmehr daran, auf einige neue Gesichtspunkte die Aufmerksamkeit zu lenken, um uns über die Rundwälle klarer zu werden. Ich halte es daher für nothwendig, unsere Rundwälle in der Niederlausitz und im Elstergebiet einer Revision zu unterwerfen und auf etwaige subslavische Schichten zu achten. Hr. Oberlehrer Jentsch zeigte mir neulich die Entdeckung eines neuen Mischwalles im Gubener Kreise an, mit slavischem Deckmantel und germanischem Substrat. Wir müssen nicht nur die Rundwälle selbst, auch die Umgebung derselben durchforschen; denn hier scheint ein reges Treiben geherrscht zu haben. Ich bitte ferner auf die Zugänge zu den Rundwällen zu achten, ob ordiger Natur und diese wiederum auf ihre Einschlüsse zu prüfen. Wir müssen ferner Acht haben auf die doppelten Pfahlreihen in der Umgebung, die uns ja auch sonst schon aufgestossen sind[1]). Vor Allem aber halte ich es für einen Gegenstand weiterer Forschungen zu constatiren, ob auf den germanischen Rundwällen und an welcher Stelle Knochenurnen beigesetzt sind. Es erübrigt ferner festzustellen die Lage und Anordnung der Heerdüberbleibsel, sodann zu achten auf ungebrannte Menschenknochen und auch auf die von Virchow auf dem Burger Schlossberg und Batzlin gefundenen runden Thonscherben anderweitig ein Augenmerk zu haben. Schliesslich aber wird es geboten sein, zur weiteren Klarstellung auch die Langwälle in der Niederlausitz und im Elstergebiet auf ihre Einschlüsse zu sondiren. Am sichersten freilich würde es sein, ein Mal einen germanischen Rundwall systematisch im Innern durchgraben zu lassen. Dazu scheint mir keiner mehr geeignet als der Schliebener, weil er, durch eine Cabinetsordre Friedrich Wilhelm III. am Abtragen verhindert, der am besten erhaltene ist. Es ist desshalb wohl am gerathensten, unser Endurtheil noch ausstehen zu lassen, um uns nach weiteren Ergebnissen für die eine oder andere Ansicht über den eigentlichen Zweck derselben zu erklären. Auf den „eigentlichen Zweck" kommt es an; denn wer will bestreiten, dass diese Orte gelegentlich ein Mal auch als Schutzort gedient, dass dorthin gelegentlich viele Gegenstände verschleppt worden sind, die ursprünglich nicht hingehören, dass diese Punkte schliesslich in der historischen Zeit auch in Kriegeszeiten benutzt worden sind. Ich verwahre mich ausdrücklich gegen den Vorwurf des Generalisirens, als wenn ich nun glauben machen wollte, alle germanischen Rundwälle seien Cultusstätten und sie müssten durchaus immer auf wiesigem Terrain liegen[2]). Punkte, wo keine Thierknochen, Kohle, Scherben, Heerde zu finden sind, wird man nicht als Opferstätte auffassen können. Ich habe absichtlich nicht von dem Zweck der slavischen Rundwälle gesprochen, um die Sache nicht zu vermengen. Jeder von Ihnen wird zugeben, dass äusserlich zwei sich ganz ähnliche Rundwälle verschieden in Zweck und Zeit sein können. Wir müssen daher rundwallvergleichende Forschung üben. Was bleibt uns anders übrig, als jeden Rundwall einzeln zu untersuchen und die, welche gemeinsame Merkmale haben, zu bestimmten Gruppen zu classificiren, immer jedoch des Satzes eingedenk, den man gleichsam als Warnungstafel an jedem Rundwall

1) Kasiski in seiner Beschreibung der vaterländischen Alterthümer des Neustettiner und Schlochauer Kreises, erwähnt S. 16 in der Nähe des Grasisehk. Ueberbleibsel einer Pfahlbrücke.

2) In bergigen Gegenden legten die Germanen ihre Cultusstätten auf den Gipfeln hervorragender Berge inmitten von Wäldern an. So hält O. Fraas die Felsspitze des Lochensteins für eine altgermanische Opferstätte. Unter den in kohliger Schwarzerde gefundenen Gegenständen, wie z. B. Knochen, Scherben, fanden sich auch Theile von Menschenknochen. (cf. Correspondenz-Blatt d. Deutsch. Gesellsch. 1882. Märzblatt.)

aufstellen müsste: Rundwälle sind zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Volksstämmen zu verschiedenen Zwecken angelegt worden. —

Hr. Schwartz erinnert sich, im Havellande schon vor 40 Jahren gehört zu haben, dass jedes Dorf seinen bestimmten Horst besessen habe, in welchen die Bevölkerung zu Zeiten höchster Noth geflüchtet sei.

(19) Hr. Prof. Radloff aus Kasan spricht über

die alten Gräber in Sibirien.

Als ich vor 11 Jahren durch Berlin kam, hatte ich das Vergnügen, in dieser Gesellschaft über Sibirische Gräberfunde einen kurzen Vortrag zu halten (Sitzung vom 14. Mai 1871 Verh. S. 83). Ich hatte mir damals die Aufgabe gestellt, die verschiedenen Arten von Gräbern, die wir in Sibirien vorfanden, zu beschreiben und nun näher auf die sogenannten Steingräber einzugehen, in denen sich ausschliesslich Kupfer- und Bronzesachen vorfinden. Besonders reich waren an solchen Gegenständen die Gräber am Jenissei und Abakan. Ich erwarb aber durch Kauf am Jenissei einzelne Eisenwerkzeuge, die ihrer Form nach vollständig den in alten Gräbern gefundenen kupfernen Gegenständen entsprechen. Bekanntermassen wurden alle kupfernen Stichwaffen der Weichheit des Materials halber so gegossen, dass Griff und Klinge ein Stück bilden. Ebenso waren bei den gekauften eisernen Waffen Griff und Klinge aus einem Stück geschmiedet; dies zeigt uns deutlich, dass sie Nachbildungen von Kupferwaffen sind. In späterer Zeit war es mir gelungen, dergleichen Waffen in Gräbern zu finden und zwar im südlichen Altai. Wir treffen nämlich hier eine grosse Zahl von Gräbern, die äusserlich nur aus einem Haufen grosser frisch gebrochener Feldsteine bestehen und zwar ohne alle Erdaufschüttung. Grössere Gräber dieser Art habe ich geöffnet in der Uimon-Steppe beim Dorfe Katanda und an der Buchtarma nicht weit von der Mündung des Flusses Berel. Alle diese Steingräber bieten die merkwürdige Erscheinung, dass nur bis einen Fuss unter der Erdoberfläche die mit Erde und Steinen gefüllte Grabhöhle sich im gewöhnlichen Zustande befindet, tiefer ist dieselbe stets gefroren, so dass man bei der Oeffnung überall eine Schicht fest gefrorener Erde von 2—3½ Arschin zu durchbrechen hat, ehe man in das eigentliche Grab kommt, welches meist unterhalb dieser Eisschicht sich befindet. Ich kann mir diese Erscheinung nur so erklären, dass die Kälte tiefer eindringen konnte, als der wärmende Sonnenstrahl es vermochte. Denn es lässt sich nicht annehmen, dass alle von mir geöffneten Gräber dieser Art zur Winterszeit hergerichtet worden sind. Dabei ist zu bemerken, dass das Land rings um die Grabhöhle nicht gefroren ist. Ich erwähne diese Gräber gerade deshalb, weil sie mir auf der Grenze zwischen Bronze- und Eisenperiode zu liegen scheinen. Diese Gräber enthielten nehmlich ohne Ausnahme eiserne Waffen. Die meisten hier gefundenen Messer waren mit Horn- und Holzgriffen versehen, aber es fanden sich auch in einigen der grössten Gräber Dolche und Messer und ein Schwert aus Eisen, bei welchem Stiel und Klinge aus einem Stück geschmiedet waren, bei einigen war der Griff mit Goldblech unterlegt. Bei einem Dolche war das obere Ende des Griffes mit zwei Schlangenköpfen verziert und auch mit Gold umwickelt. Diese Eisenwaffen, die in der Form den Kupferwaffen ähnlich sind, habe ich nur in grossen Gräbern gefunden und diese müssen also unbedingt aus der ältesten Zeit der Eisenperiode herrühren.

Wenn wir die Gräber der Kupferperiode mit den ältesten Gräbern der Eisen-

periode vergleichen, so finden wir, dass alle Kupfer- und Steingräber nirgends eine grössere Anzahl von Pferdeknochen aufweisen, während gerade diejenigen Steingräber, die einen vollständig anderen Charakter haben, als die Gräber der Bronzeperiode, stets eine grosse Menge von Pferdeskeletten enthalten. So fand ich in dem grossen Grabe am Berel die Skelette von 17 Pferden. Ausserdem sind mir in den letzteren stets Pferdezäume, Steigbügel und überhaupt Dinge vorgekommen, die dem Reiter lieb und werth sind, was darauf hindeutet, dass wir es hier nicht mit Nachkommen des Volkes der Bronzeperiode, sondern mit Einwanderern zu thun haben, die später aus dem Süden durch das Buchtarmathal bis zu den Quellen des Katunja vordrangen, und zwar mit einem Reitervolke, das eine ganz andere Beschäftigung und Lebensweise hatte, als das Volk, welches bis zu ihrer Einwanderung den Altai bewohnte und welches, wie uns seine Bronzearbeiten und seine Bergwerksanlagen zeigen, eine bedeutende Cultur erreicht hatte. Obgleich die archäologische Forschung in Sibirien dadurch erleichtert wird, dass die Völker stets in grossen Wellen von Süd-Osten nach Sibirien eindrangen, ohne dass Gegenströmungen stattfanden, die den Ueberblick über die Ablagerungen der eingedrungenen Völker verwirren, so ist doch Sibirien wiederum so arm an historischen Nachweisen oder Andeutungen über die Entstehung und das Alter der riesigen Grabfelder, dass wir fast verzweifeln müssen, dass es uns je gelingen werde, das Dunkel der Vorgeschichte Sibiriens aufzuklären.

Die einzigen historischen Quellen bieten uns die chinesischen Geschichtsschreiber. In diesen ist mir zufällig vor einiger Zeit die Notiz aus dem 2. oder 3. Jahrhundert aufgestossen, (ich kann Ihnen leider im Augenblicke nichts Genaueres mittheilen) dass einer der Herrscher des Altai die Tochter eines Türkenfürsten zur Frau gefordert habe. Der Fürst lässt darauf antworten: „Wie darfst du, unser Metallschmelzer und Sclave, eine solche Forderung an uns stellen?“ Diese Notiz deutet zweifellos darauf hin, dass damals die Blüthezeit desjenigen Volkes, dessen hohe Culturentwicklung und Kunstfertigkeit in Bronze- und Kupferarbeit uns so reiche Funde hinterlassen hat, im Altai ihre Endzeit erreicht hatte und dass damals schon die ersten Türkenstämme aus dem Süden in den Altai eindrangen, die uns gewiss jene Steingräber der ältesten Eisenperiode zurückliessen.

Wenn es Sie interessirt, will ich Ihnen noch die Einrichtung eines Grabes der ältesten Eisenperiode vorführen. An der Katanda traf ich auf ein grosses Steingrab, etwa 28 *m* im Durchmesser, welches seiner äusseren Erscheinung nach offenbar ganz durchwühlt war. Trotzdem machte ich einen Versuch der Oeffnung und liess einen Graben von Norden nach Süden und von Osten nach Westen auswerfen. Die Arbeit war sehr leicht, da man zunächst nur lose Steine bei Seite zu werfen hatte. Wir fanden eine unregelmässige Grabhöhle, die darauf hinwies, dass das Grab früher geöffnet war. Nach Entfernung der Steinschicht zeigte sich gefrorener Boden und zwar in einiger Tiefe eine viereckige Grabhöhle, die ungefähr 3 *m* in die Tiefe ging. Von dieser Stelle bis zur Tiefe des Grabes war der Boden gefroren und die Grabhöhle zeichnete sich nur scharf durch gefrorene Erde ab, da das daneben liegende Land nicht gefroren war.

Anfangs fanden wir zerbrochene und zerstreute Menschen- und Pferdeknochen und Bruchstücke von Eisengeräthen, später hingegen fanden sich keinerlei Gegenstände, so dass man deutlich ersehen konnte, dass die Grabräuber nicht tief genug eingedrungen waren, da sie ebenso wie ich durch die Eisschicht in ihrer Arbeit behindert waren. Die Oeffnung war mit grossen Schwierigkeiten verknüpft: wir mussten täglich etwa 20 Bäume fällen und in der Höhle verbrennen, um nur einige Spannen tief vordringen zu können. In einer Tiefe von etwa 4 *m* gelangten wir

zum eigentlichen Grabe. Hier fanden sich an beiden Seiten aufgeschichtete Holzscheite, dann etwas tiefer zwei Querbalken, die an mehreren Stellen mit grossen Eisklumpen bedeckt waren.

Ich liess diese Balken durchsägen und brachte die Eisklumpen, in denen sich offenbar Alterthümer bestanden, herauf und liess sie hier allmählich aufthauen. Es fanden sich in diesen Eisklumpen folgende Gegenstände: ein Mantel, aus roth und grün gefärbten kleinen Hermelinfellstücken künstlich zusammengefügt, die Nähte mit Riemen und Knöpfen mit Goldblech verziert; der Kragen und die vordere Seite bestand aus dichten Reihen von viereckigen Holzknöpfen, die in Goldplatten gewickelt waren; ein anderes Kleidungsstück, einem Fracke ähnlich, war aus Zobelfell und mit Seide überzogen. In dem Fracke war ein Brustlatz aus Pelz und Seide, in dem sich ein Ledergurt und seidene Bänder mit kleinen, aus Holz geschnitzten Pferden, ein Napf und verschiedene Gegenstände mit phantastischen Schnitzereien befanden. Unterhalb dieser Balken kam eine dicke Schicht Birkenrinde, wenigstens 1 *m* im Durchmesser, und in der Tiefe des Grabes unterhalb der Rindenschicht lagen 2, je aus einem Brett gearbeitete Holztafeln mit erhöhten Rändern auf vier Füssen, die mit Kupferringen zusammen gehalten wurden.

Auf diesen lagen zwei Leichname, die bei der Berührung leider in Staub zerfielen.

Ein charakteristisches Merkmal für die Gräber der ältesten Eisenperiode des Altai besteht darin, dass die Menschenskelette und die Skelette der mit den Menschen beerdigten Thiere sich in verschiedener Tiefe des Grabes befanden, und dass deshalb die Grabhöhle stets in zwei Stufen gegraben ist. Auf der oberen Stufe liegen die Skelette der Pferde oder Schafe, auf der unteren die der Menschen. Dass in dem grossen Grabe an der Katanda kein Pferdeskelet und keine Instrumente gefunden wurden, mag jedenfalls daher rühren, dass letztere Dinge höher gelegt waren und ich nur den unteren Theil des Grabes unverletzt vorfand. Ich bin leider nicht im Stande, heute Zeichnungen aus meinem Atlas vorzulegen, um Ihnen die Construction des hier beschriebenen Grabes zu verdeutlichen; ich hätte das gern gethan, da der eigentliche Zweck meiner Reise nach Deutschland gerade der ist, hier die Veröffentlichung meines Atlas Sibirischer Alterthümer zu ermöglichen.

Eine bedeutende Geldunterstützung aus den Summen des Kasanischen Archäologen-Congresses wird es mir hoffentlich möglich machen, mit der Veröffentlichung des Atlas noch in diesem Jahre zu beginnen; auch hoffe ich, dass die Mitglieder der Berliner anthropologischen Gesellschaft mich hierbei unterstützen werden. —

Hr. Virchow fragt, ob in den dortigen Gräbern auch Nephrit oder Jadeit gefunden sei.

Hr. Radloff verneint dies.

(20) Eingegangene Schriften.

1. C. G. Brunius, Gotlands Konsthistoria. Heft 1—4. Gesch. d. Hrn. Virchow.
2. Conte G. Gozzadini, Delle Torre Gentilizie di Bologna. Geschenk des Hrn. Virchow.
3. Hamy, Etude sur les documents anthropologiques. Geschenk des Verfassers.
4. Reiss und Stübel, Das Todtenfeld von Ancon. Lief. 6. Gesch. des Verf.
5. The American Naturalist. Vol. 13. Nr. 11. Geschenk des Hrn. Jagor.
6. Amtliche Berichte aus den Königl Kunstsammlungen. Jahrg. 3, Nr. 2.
7. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Bericht 49.

8. Atti della R. Accademia dei Lincei. Vol. 6, Fasc. 11, 12.
9. Schriften der Kaiserl. naturwissensch. Gesellschaft zu Moskau. Bd. 35, Lief. 1. Nr. 4. Ergänzungsbd. 34, Nr. 2.
10. Revue d'ethnographie par Hamy. Vol. I, Nr. 2.
11. Archiv für Anthropologie. Bd. 14, Heft 1.
12. Dally, Programme d'un cours d'ethnologie. Geschenk des Verfassers.
13. Falkenstein, Aerztlicher Rathgeber für Seeleute, Colonisten und Reisende in südliche Gegenden. Geschenk des Verfassers.
14. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1882. Nr. 5.
15. Journal of the Anthropological Institute of Great Brit. and Ireland. Vol. XI, Nr. IV.
16. Nachrichten für Seefahrer. 1882. Nr. 18—22.
17. Annalen der Hydrographie. 1882. Heft 5.
18. O. Kuntze, Um die Erde. Geschenk des Verfassers.
19. Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel XLIII.
20. Hartmann, Zur Hochäckerfrage. Geschenk des Verfassers.
21. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. 12, Heft 1.
22. Bastian, Steinsculpturen aus Guatemala. Geschenk des Verfassers.
23. Boletim da sociedade de geographia de Lisboa. 2. Serie. Nr. 9, 10.

Sitzung am 15. Juli 1882.

Vorsitzender Hr. **Virchow.**

(1) Als neues Mitglied ist angemeldet
Hr. Dr. med. Weinberg in Berlin.

Die Herren Sophus Müller, G. Retzius und Guimet sprechen schriftlich für ihre Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern ihren Dank aus.

(2) Der Vorsitzende theilt mit, dass Vorstand und Ausschuss beabsichtigen, für die December-Sitzung eine Veränderung der Statuten zu beantragen. Die Gesellschaft muss sich nehmlich Corporationsrechte erwerben, um juristisch anerkannt zu werden. Das Statut der Virchow-Stiftung könne desshalb nicht zur staatlichen Genehmigung vorgetragen werden, weil darin eine Betheiligung unserer Gesellschaft an der Bildung des Curatoriums vorgesehen sei, diese aber ohne staatliche Anerkennung unserer Gesellschaft nicht zulässig erscheine. Es werde daher nichts übrig bleiben, als dass die Gesellschaft sich als selbständiger Verein constituirt, nicht mehr als blosser Zweigverein der Deutschen Gesellschaft, ohne dass dabei in den Beziehungen zu dieser Gesellschaft eine Aenderung einzutreten brauche.

(3) Das Programm der Generalversammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, welche im August in Frankfurt a/M. stattfinden soll, wird vorgelegt.

(4) Ein Aufruf zur Betheilung an dem Darwin-Memorial wird den Mitgliedern mitgetheilt.

(5) Es wird bekannt gemacht, dass von einer Plantagengesellschaft auf Sumatra ein jüngerer anthropologisch gebildeter Arzt gesucht werde.

(6) Der Hr. Cultusminister hat den gedruckten Bericht des Hrn. Handelmann über Ausgrabungen auf Sylt in den Jahren 1873, 1875, 1877 und 1880 zur Kenntnissnahme eingesendet.

(7) Hr. Friedel überreicht den Bericht über die während der Pfingstferien

nach Feldberg in Meklenburg gerichtete Excursion.

1. Bericht des Dr. Alfred G. Meyer. Nach Feldberg i. M., wohin die anthropologische Gesellschaft ihre vorjährige Excursion gerichtet hatte (cf. Verh. 1881, S. 267 ff.), ist in den Pfingsttagen vom 27.—30. Mai ein zweiter Ausflug von Berlin aus unternommen worden. Auf Anlass und im Verein mit Hrn. Direktor Oesten hatte Hr. Stadtrath Friedel die Fahrt in Aussicht genommen, dem sich die Herren

Dr. Voss und Alfieri und von den vorjährigen Theilnehmern Hr. Krause und der Berichterstatter anschlossen. Da die Abreise schon am Pfingstsonnabend stattfand, so blieben die zwei Feiertage vollständig für die Besichtigung der Umgegend von Feldberg und Carwitz disponibel. Dem Programm nach galt es auch diesmal mehr, eine allgemeine Orientirung zu gewinnen, als specielle Arbeiten vorzunehmen.

Am ersten Feiertage wurde morgens in Booten die Fahrt vom Feldbergersee (Haussee) durch den Durchlass in den kleinen und von da in den grossen Lucin unternommen (cf. Karte in den Verh. 1880, S. 309) und bei der Lichtenberger Ziegelei angelegt. Die in dem dahinter gelegenen Walde befindlichen Kegelgräber wurden aufgesucht und speciell das am 11. Juni 1881 in später Abendstunde angebrochene noch in demselben nicht völlig geöffneten Zustande angetroffen, in dem es s. Z. gelassen werden musste. Aschenschichten, Kohlen und einige Scherben lagen noch an Ort und Stelle. Für eine Aufnahme der Arbeiten war der erste Pfingsttag nicht geeignet. Es wurde daher als zweiter Punkt der Mönchswerder besucht, eine einige Meter ansteigende Halbinsel östlich von der Ziegelei, welche wegen der Ungunst der Witterung bei der ersten Partie nicht berührt war. Hier ist auf der Westseite die s. Z. von Hrn. Friedel vorgelegte Büchse aus Bronze mit 5 goldenen Spiralringen gefunden worden (cf. Verh. 1880, S. 308 u. Abbildg.). Die Umgebung dieser Fundstätte, die bestellt war, zeigte bei flüchtiger Betrachtung vereinzelte Scherben, zahlreicher waren dieselben auf der Ostseite der Halbinsel, wo auch mehrere Reste geschlagener Feuersteine und ein schön gearbeiteter Hohl-Meissel aus Feuerstein, rügenscher Typus, den Hr. Friedel fand, zu Tage lagen. — Gegen Mittag ging es zu Wasser nach dem Schlossberg mit dem Burgwall an der Südwestseite des Lucin, der von der Seeseite sich stattlich erhebt und nach der Landseite durch einen Vorwall gedeckt ist. Auch hier lagen vielfach Scherben mit und ohne Verzierungen, und zwar von ausgeprägt slavischem Typus, auf der Oberfläche des Bodens; bei Nachgrabungen zeigten sich vielfach Feuerstellen.

Der übrige Theil des ersten Tages gehörte der Besichtigung der landschaftlichen Reize Feldbergs, die sich mit ihrem Reichthum an Seen, deren durchsichtiges Gewässer alle alpinen Färbungen aufweist, und ihren anmuthigen, grösstentheils bewachsenen Uferketten bei dem herrlichen Pfingstwetter weit verführerischer präsentirten, als in den Regen- und Nebeltagen des vorjährigen Juni. Ein Spaziergang, der am Spätnachmittag von den Reiherbergen aus, die in verhältnissmässig stattlicher Höhe die Westseite des Haussees begrenzen, durch die schönen Laubwaldungen unternommen wurde, liess nebenbei den Reichthum an Geschieben, die ja südlich von Feldberg in einer Moräne besonders mächtig hervortreten, auch in diesem Theile der Gegend erkennen. Eine Schlucht, neuerdings von den Feldbergern „Wolfsschlucht“ benamset, ist mit grossen Geschiebeblöcken, die zum Theil Gletscherschrammen und Gletscherschliffe aufweisen, angefüllt.

Der Vormittag des zweiten Tages war wieder dem Terrain am Carwitzer See bestimmt. Ausser den Feldberger Herrschaften schloss sich auch der eifrige Sammler, Kammerherr von Borck auf Möllenbeck bei Feldberg, den Ausflügen dieses Tages an. Der Weg führte über die Moräne, in südöstlicher Richtung von Feldberg, vom „Fischerstieg“ aus zu dem schmalen Lucin, dessen landschaftliche Schönheit allen übrigen Partieen die Krone aufsetzt, von da zum Warteberg mit der Uebersicht über die Inseln des Carwitzer Sees, dann nach Dorf Carwitz hinein, nachdem auf einem vor Carwitz links vom Wege belegenen Hügel umfassende, anscheinend künstliche Steinsetzungen ohne Mörtelverband besichtigt

worden waren. Bei Carwitz wird, wie bekannt, von Hrn. Oesten die Stelle der alten Rethra vermuthet, besonders auf den drei Inseln Küsterwerder (auch Jägerwerder genannt), Steinwerder und Bullenwerder (cf. Karte in d. Verh. 1881, S. 269). Der erstgenannten Insel zunächst liegt ein als Hanow bezeichneter Theil des Festlandes. Dort, wie auf dem Hauswerder, früher Wonwerder, waren schon früher von Hrn. Oesten viele Scherben gefunden worden; einiges Graben ergab denn auch eine tiefe Kulturschicht mit ziemlich reicher Ausbeute von Topfscherben und Knochenresten. Auch sonst verrieth der Boden an verschiedenen Stellen starke Beimischung von Asche. Gehenkelte Topfreste deuteten, neben zweifellos wendischen Stücken, auf vorslavische Bevölkerung.

Bei der Excursion im Juni 1881 war der Küsterwerder nicht besucht, auf dem Steinwerder bei einem vereinzelten Versuch nichts gefunden worden; die Grabungen auf dem Bullenwerder, wo Hr. Oesten den Tempel selbst (den 3. Theil der ganzen Anlage nach Thietmar), vermuthet, hatten einige Scherben, Knochen, auch etwas Eisen ergeben, aber keine Culturschicht. Diesmal ist auf allen drei Inseln gegraben worden. Der Küsterwerder ist die niedrigste derselben; hier wurde in einer Höhe von ca. 1,10 *m* über der Seefläche eine ca. 80 *cm* dicke, an Kohle, Asche, Scherben, Knochen ausgiebige Culturschicht, welche auf lange Besiedelung deutet, aufgedeckt, in einiger Entfernung von ihr eine zweite von 75 *cm* Dicke, wonächst gewachsener Boden erreicht ward; Scherben und Knochen wurden dabei in ziemlicher Menge gefunden. — Der Steinwerder ist beträchtlich höher. Hier wurde eine Stelle, die wohl 3 *m* über dem See lag, aufgedeckt; nachdem ca. 12 *cm* Ackererde resp. Boden ohne Culturanzeichen weggestochen waren, wurde eine ca. 60 *cm* tiefe schwarze Schicht blosgelegt; wieder fanden sich Reste obengenannter Art, ausserdem wurde auf dieser Insel neben anderen Feuersteinsplittern eine kleine, ganz vortrefflich gearbeitete Feuersteinsäge von Hrn. Alfieri aufgelesen. An einer anderen Stelle der Insel wollte Hr. Alfieri auf eine künstliche Steinlage gestossen sein; zu genauerer Untersuchung fehlte die Zeit. — Die Grabungen auf dem Bullenwerder ergaben, wie im vorigen Jahre, weder auf dem höheren Osttheil, noch auf dem niedrigeren, durch einen Sumpf geschiedenen Westtheil eine Culturschicht, dagegen wurden auch hier zahlreiche Scherben gesammelt, darunter mehrere Topfreste mit Henkeln. Sonach sind auch die hier gefundenen Geräthreste nicht alle slavischen, ein Theil vielmehr germanischen Ursprungs.

Die Existenz einer ausgedehnteren Ansiedlung in prähistorischer Zeit wird für diese Gegend nunmehr zugegeben werden können; die weitere Frage, ob Rethra an dieser Stelle gelegen habe, ist durch dieses Ergebniss freilich keineswegs bejahend erledigt. Die von mir (Verh. 1881, S. 275) aufgestellten Bedenken haben nur insofern eine Modification erfahren, als die gefundenen Culturreste zu immer neuen weiteren Untersuchungen anspornen und bei fortgesetzten Resultaten möglichenfalls schliesslich doch noch, soweit hier von Gewissheit überhaupt die Rede sein kann, zu Gunsten der Oesten'schen Hypothese in's Gewicht fallen mögen. Ob auf dem Küster- und Steinwerder die Wohnstätten der zur Tempelburg Gehörigen gelegen haben und ob die Bodenbeschaffenheit des Bullenwerders, der Mangel einer Culturschicht, gerade dafür spricht, dass hier das Heiligthum gestanden habe, dessen verbrannte Holzreste leicht fortgespült sein könnten, ist billiger Weise einem späteren Stadium der Untersuchung zu überlassen. Diese wird insbesondere, wie Hr. Oesten schon angeregt und begonnen hat, ihre Aufmerksamkeit auch dem benachbarten Festlande, so dem Haus- oder Wonwerder, zuwenden müssen.

Der Rückweg führte über den, zwischen dem Zanzen und dem kleinen Lucin im Walde gelegenen Hünenkirchhof, dessen in trocknem Erdverbande gesetzte gewaltige hufeisenförmige Steinumwallung auffällig genug ist; grosse Steinplatten innerhalb derselben geben auch dieser Stätte eine anthropologische Bedeutung. Zwei mahltrogähnliche Blöcke wurden in der Nähe liegend von Hrn. Friedel bemerkt.

Am Nachmittag wurde ein Ausflug zu Wagen in südwestlicher Richtung von Feldberg über Lüttenhagen zu den Grabhügeln gemacht, die südlich von Koldenhof sich befinden. Die Zahl der im Walde zerstreuten Gräber soll an 200 betragen. Eines ist vor Jahren geöffnet, zwei andere durch Hrn. Oesten vor kürzerer Zeit. Liegengebliebene Scherben wurden hier für das Märk. Museum mitgenommen. Es ergab sich, und die geöffneten Gräber liessen es leicht noch erkennen, dass natürliche Bodenerhöhungen benutzt waren, um Steinkisten in ihnen zu errichten, die mit kleineren Steinen bedeckt wurden. Die Ausbeute der früheren Gräber bestand in Urnen mit Knochenresten und Beigaben, besonders Bronzen (cf. Verh. 1880, S. 312 u. Abbildg.).

So hat auch dieser zweite Ausflug nach Feldberg den Reichthum der Gegend an prähistorischen Resten klargelegt. In Feldberg selbst ist der Anfang einer kleinen Sammlung gemacht worden, im Gasthaus von Plümecke befindet sich ein Schrank mit den bisher gesammelten Schätzen.

Mit welcher Liebenswürdigkeit die Feldberger Damen und Herren auch diesmal wieder den Anthropologen entgegen kamen, bedarf für die Theilnehmer der ersten Partie keiner besonderen Versicherung. Zur Vervollständigung des Berichtes durfte aber auch diese anthropologische Thatsache nicht unerwähnt bleiben.

2. Hr. Friedel bemerkt, dass zu dem geöffneten Steinkistengrab bei der Kiesgrube wiederum jene röthlichen Geschiebeplatten gewählt sind, welche unsere Altvorderen in Norddeutschland so gern für gleiche Zwecke benutzt haben, beispielsweise für das Steinkistengrab „das Riesengrab“ zu Klein-Rietz bei Fürstenwalde, aus welchem die merkwürdigen und seltenen Urnen mit eingedrückten Verzierungen Cat. Nr. II, 7031—36 des Märkischen Museums stammen. Die Construction der Steinkiste entsprach dem Steinkistengrab aus der Buchholzer Koppel bei Prenzlau, aus dem die Urnen Cat. II, Nr. 10368—75 des Märkischen Museums stammen, und dem Steinkistengrab bei Alt-Rüdnitz in der Neumark, welches gelegentlich der Frühjahrsexcursion des Märkischen Museums am 4. Juni d. J. untersucht wurde.

Der Vormittag des 30. Mai wurde der Untersuchung des grossartigen Gletschermoränen-Walles gewidmet, welcher sich südlich von Feldberg zwischen diesem Städtchen und dem Dorf Neuhof auf der Höhe in der Richtung von Nordost nach Südwest hinzieht, einem riesenhaften Längswall von äusserst regelmässiger, fast künstlich erscheinender Form vergleichbar, zumeist aus grossen Felsblöcken bestehend, eines der deutlichsten und unzweifelhaften Zeugnisse der Naturgewalten während der Vergletscherung Norddeutschlands.

3. Hr. Oesten: Der Einladung des Hrn. Friedel entsprechend, schliesse ich ein Verzeichniss der kleinen Alterthümersammlung an, welche der Feldberger Alterthums-Verein bis jetzt nach etwa einjähriger Thätigkeit zusammengebracht hat.

Lfd. Nr.	Bezeichnung	Fundort	Bemerkung.
1	Eine grössere verzierte Urne	I. Steinkistengrab in den Rollbergen	zerbrochen.
2	Eine kleinere desgl.	daselbst	
3	Messer und Nadel von Bronze	daselbst	
4	Nadel und Ring von Bronze	II. Steinkistengrab in den Rollbergen	Beschreibung in der Zeitschrift der Berliner anthropologischen Gesellsch. 1880.
5	1 Urne ohne Verzierung	daselbst	
6	1 kleines Schöpfgefäss	daselbst	
7	1 desgl.	daselbst	
8	1 verzierte Urne	daselbst	
9	1 kleinere Urne mit Henkel	daselbst	
10	1 schüsselförmiges Gefäss auf 4 Füssen	daselbst	
11	Verschiedene Gefässscherben in zwei Kästen	Schlossberg bei Fürstenhagen	
12	1 Schleifstein	daselbst	
13	4 Pfeilspitzen 1 Angelhaken } Eisen 3 Schnallen	daselbst	
14	1 Stück von einer eisernen Pflugschar	daselbst	
15	1 sog. Schweden-Eisen	daselbst	
16	Verschiedene Eisenstücke in einem Kasten	daselbst	
17	Verschiedene Thierknochen und Zähne	daselbst	
18	Menschenknochen, Stücke der Sohle der Steinkiste und des Inhalts der Urnen	I. Steinkiste in den Rollbergen	zu Nr. 1 und 2 gehörig.
19	Menschenknochen	II. Steinkistengrab in den Rollbergen	zu Nr. 4—10 gehörig.
20	1 kleiner Ring von Kupfer	Schlossberg bei Fürstenhagen	
21	Knochen, Scherben und 3 kleine Stäbchen von Holz	Carwitzer See	vom Grunde des Sees bei 5 *m* Wassertiefe.
22	Theile eines metallenen verzierten Gürtelschlosses	Carwitzer See beim Bodenwerder	
23	3 Spinnwirtel	Küsterwerder im Carwitzer See	
24	1 kleines becherförmiges Thongefäss	Dornbusch am Fischerstieg	beim Steinsprengen 1882 gefunden.
25	1 Steinbeil	Sandkrug bei Triepkendorf	
26	1 kupferner Becher mit Inschrift und vergoldetem Rand	bei Triepkendorf	
27	2 zerbrochene Steinhämmer	bei Hasselförde	

Ueber die auf dem Steinwerder gefundene vermeintliche Säge von Feuerstein möchte ich mir einige technische Bemerkungen erlauben.

Dieses kleine Werkzeug scheint mir zweifellos keine Säge, sondern etwas anderes zu sein. Gegen seine Bestimmung bezw. Brauchbarkeit als Säge spricht

vor Allem der Umstand, dass die Zahnlinie in der Horizontal-Projection eine Curve darstellt.

Man würde mit dem Instrument nur Stücke von sehr geringer Breite durchsägen können und auch dann nur einen unvollkommenen Schnitt erzielen. Sehr gering dürfte auch nur die Dicke des zu durchsägenden Stückes sein, da der Mangel einer Schränkung der Zähne und die schnell zunehmende Dicke des Steins von den Zähnen an das Eindringen desselben in den Schnitt nicht gestatten würden. Ferner könnten bei der Anwendung als Säge der Zahn am Ende des Steins und auch sein Nachbar noch nicht zur Wirkung kommen, dieselben waren mithin zwecklos. Die Zähne selbst sind sorgfältig bogenförmig ausgearbeitet und von einer Flachseite zugeschärft, also sehr wenig zum Sägen geeignet.

Das Stück ist zum Sägen überhaupt unhandlich anzufassen. Dagegen eignet es sich (angefeuchtet) vortrefflich, die umlaufende Rillenverzierung der Gefässe, wie sie an vielen der gefundenen Scherben vorhanden ist, einzustreichen. Die bogenförmigen Vorsprünge entsprechen fast genau den Rillen einiger der gefundenen Scherben. Diese Rillen sind ihrer äquidistanten Lage nach mit einer Schablone in die weiche Thonmasse eingestrichen. Es ist hierzu ein geeigneteres Material als Feuerstein hier kaum vorhanden, da jedes Metall oder Holz auf den dem Thon beigemengten Quarz- oder Feldspath-Körnern sich bald abschleifen müsste, Feuerstein aber nicht angegriffen wird.

Es ist ein zweiter Feuersteinsplitter von auffallender Form auf dem Steinwerder gefunden; derselbe enthält nur eine convexe aber sorgfältig ausgearbeitete Ausbogung, mit welcher man als Schablone sehr schön einen Wulst an einem Thongefässe herausstreichen kann. Ich halte daher beide Feuersteine für Töpfer-Werkzeuge.

4. Hr. Friedel schliesst sich dieser Ansicht des Hrn. Oesten, nachdem er Versuche mit dem sägenartigen Instrument in Feuerstein an Thonklumpen gemacht, bezüglich desselben durchaus an.

(8) Hr. Virchow stattet den Bericht ab über die von Gesellschaftsmitgliedern unternommene

Excursion nach Stettin.

Unsere Excursion nach Stettin, an welcher leider eine verhältnissmässig kleine Anzahl von Mitgliedern Theil nahm, war ungemein angenehm und ist zu Aller Zufriedenheit, sowohl der unsrigen, als, wie es uns wenigstens in freundlichster Weise gesagt wurde, auch der Stettiner Herren ausgefallen. Wir waren grösstentheils schon am Sonnabend, den 24. Juni, hinübergefahren, die anderen kamen am Sonntag nach. Die am Sonnabend Angekommenen wurden am Sonntag früh unter persönlicher Leitung des Vorstandes der Pommerschen Gesellschaft, Hrn. Professor Lemcke, bei herrlichstem Wetter auf einem Dampfschiff über den Damm'schen See geführt. Wir landeten an einem Punkte, der mir persönlich von früher her bekannt war, nehmlich an der kleinen Insel (oder eigentlich Inselgruppe) Bodenberg, einem der wenigen Plätze, welche hier über das Wasserniveau erhaben sind. Sie liegt nicht weit vom westlichen Ufer des Sees gegenüber Frauendorf. Rings umher hat sich allerlei jüngste Alluvion angesetzt, die sich nach und nach weiter in den See hinein erstreckt, zunächst vermittelt durch eine ungemein reiche Vegetation von Wasserpflanzen. Es hat sich so eine Art von Vorland entwickelt, das freilich noch sehr nass ist, aber von künstlichen Gräben in ähnlicher Weise durch-

zogen ist, wie an gewissen Stellen der Spreewald. In der That, als wir in dieses Dickicht eintauchten, hatten wir ganz den Eindruck, als wären wir im Begriff, in einen Theil des Spreewaldes einzufahren: eine üppige Vegetation mit hoch aufspriessendem Unterholz und zahlreichen Sumpfgewächsen, die in seltener Vollendung emporgeschossen waren. In diesen Umhüllungen stecken als Kerne ein paar sandige[1]) Anhöhen, von denen die grössere, auf welcher das Försterhaus gelegen ist, spätere, zum Theil slavische Topfscherben darbietet, während eine andere kleinere, die zum grossen Theil schon abgetragen ist, um damit das benachbarte Terrain zu erhöhen, sich als eine sehr alte Fundstelle erwies. Ausser geschlagenen Steinen, Kohlen und Thierknochen kamen Topfscherben zum Vorschein mit dem sogenannten Bindfaden-Ornament, wie wir es aus den ältesten Gräbern der Steinzeit kennen. In der That sind auf dem Sandhügel, sowie auf der Nachbarinsel (Katalog der prähist. Ausstellung 1880, S. 321, Nr. 51) geschliffene Steinäxte gefunden worden. Da von Gräbern nichts zu erkennen war, so dürfte es sich um alte Zufluchtsstätten oder Wohnplätze handeln.

Nach Stettin zurückgekehrt, besuchten wir das neu eingerichtete pommersche Museum, welches eine ganze Etage eines Flügels des alten herzoglichen Schlosses einnimmt, ein schönes, grosses, lichtes und geräumiges Lokal, welches durch den zeitigen Conservator Dr. A. Kühne vortrefflich geordnet ist. Dort konnten wir constatiren, dass in Pommern mehrere Fundstellen (Duchow bei Jasenitz, Schönow bei Kasekow, Dobberpfuhl und Podejuch bei Alt-Damm, Wulkow bei Stargard, Lauenburg) bekannt sind, welche mit der der kleinen Insel dem Alter nach concurriren können. Die Bodenberg-Insel ist also ein ganz bemerkenswerther Platz.

Der Besitz der jetzt vollkommen ausgebreiteten Sammlung der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde ist im Uebrigen ein so reicher, dass ich allen unsern Mitgliedern, die nicht mitgewesen sind, nur anrathen kann, bei Gelegenheit das nachzuholen.

Was die Einzelheiten betrifft, so möchte ich zunächst ein paar Worte sagen über den neuesten Fund, der in den Zeitungen verschiedentlich besprochen ist, nehmlich jene sonderbare Holzkiste (oder Holzkoffer), die im Kreise Lauenburg, ganz hinten in Pomerellen, in einem Moor bei Kopenow aufgefunden, und glücklicherweise von dem Besitzer Hrn. Neitzke noch rechtzeitig aus den Händen der Arbeiter gerettet ist. Die Hauptbestandtheile des Fundes sind vollständig erhalten. Es ist das in der That ein sehr sonderbarer Fund. Es besteht nehmlich die Kiste aus einem schmalen Eichstamm von vielleicht etwas über einen halben Meter Länge, welcher an den Enden gerade durchgeschnitten, nicht abgerundet ist. Derselbe ist der Länge nach in zwei Hälften gespalten, wahrscheinlich durch Keile mitten auseinander gesprengt. Die Fissur ist nicht ganz glatt, aber gerade vermöge ihrer Unebenheit passen die beiden Hälften so gut auf einander, dass sie vollkommen schliessen. Jede Hälfte ist innen nach Art eines Einbaumes ausgehöhlt: dadurch wird ein länglicher Hohlraum gebildet, zu welchem jede Hälfte das ihrige beiträgt. In dieser Aushöhlung sind wieder kleine Abtheilungen gemacht, welche so eingerichtet sind, dass die einzelnen Gegenstände bequem an bestimmten Stellen eingelegt werden können. Für ein Bronzeschwert z. B. ist die Länge des Faches,

1) Hr. Prof. Just. Roth hatte die Güte, den von mir mitgebrachten Sand zu untersuchen. Er sagt darüber:

„Sand aus nordischem Diluvialsand ausgespült: wesentlich Quarzkörner, z. Th. farblos, z. Th. mit Eisenoxydhydrat überzogen, wenig Feldspath, noch sparsamer weisser Glimmer; Magneteisen höchst sparsam; einzelne Körner von Augit? und Hornblende?"

in welches es hineinpasst, genau berechnet. Es liegt auf einer besonderen Terrasse für sich. Man sieht, dass die Kiste für dieses Schwert angefertigt ist. Ausserdem waren darin allerlei Bronzegeräthe, namentlich Schaft- und Hohlcelte, sowie Schmuckgegenstände, offenbar also der Bestand an werthvollem Besitz, den ein Mann besessen hat. Um die beiden Hälften nach dem Schluss aufeinander zu befestigen, ist an jedem Ende, wo die beiden Platten auf einander passen, ein scharf durchgestemmtes, viereckiges Loch angebracht, so dass durch Einstecken von Hölzern oder Durchziehen von Stricken der Verschluss sicher gemacht werden konnte.

Es haben sich nun allerlei sonderbare Vorstellungen über die Bedeutung der Kiste gebildet. Einige glaubten, der Besitzer sei ein Händler gewesen, der durch die Löcher an den Enden einen Riemen gezogen und den Kasten sich umgehängt habe und so durch das Land gewandert sei. Ich meine, diesen Gedanken muss man fallen lassen; für einen Händler, der weit und breit das Land durchzieht, ist das Ding zu klein und die Zahl der Gegenstände zu gering. Auch die Art der Einrichtung spricht für einen dauernden Zweck. Irgend ein Ueberrest, der noch hätte nachweisen können, was zum Zwecke des Verschlusses durchgezogen wurde, ist nicht aufgefunden; ob es ein Riemen oder ein Strick oder ein Holzpflock war, das kann die Phantasie sich vollständig ausdenken.

Ich möchte jedoch darauf aufmerksam machen, dass diese Einrichtung wahrscheinlich ein Beispiel der Reise-Koffer darstellt, wie sie das Alterthum besass. Homer gebraucht dafür das Wort χηλός, was Voss durch „Lade“ und „Kasten“ übersetzt. Gewöhnlich wurden da hinein Kleider gelegt, aber auch andere Kostbarkeiten waren nicht ausgeschlossen. Achilleus hatte in dem Kasten, den ihm seine Mutter Thetis mit auf die Reise gegeben, auch einen köstlichen Becher (Ilias XVI. 225). Odysseus erhielt von Alkinoos bei seiner Abreise einen Koffer, in welchem ausser Gewändern und Gold alle Geschenke des Phäaken an Kostbarkeiten untergebracht waren (Odyss. XIII. 10). Der Name χηλός aber kommt von χηλή (Spalte) und bezieht sich wohl auf die Zerspaltung des Baumstammes, aus welchem der Koffer hergestellt wurde. Ich will damit nicht sagen, dass Odysseus durch Lauenburg gekommen ist oder einer seiner Landsleute; eine solche Construktion ergiebt sich am Ende von selbst. Sie mag eben weit verbreitet gewesen sein, nicht als Speciale für kaufmännische Zwecke, ebenso wenig als blosse Einrichtung zur Versenkung werthvoller Gegenstände in ein Moor; wahrscheinlich war das Ding wirklich im Gebrauch und ist nur bei irgend einer Gelegenheit, wo der Besitzer genöthigt war, das Land zu verlassen, oder wo er eine Plünderung fürchtete, in das Moor versenkt worden.

Ganz besonders von Interesse ist unter den darin enthaltenen Gegenständen eine grosse Spiral-Platten-Fibel, insofern als sie meiner Meinung nach am meisten dafür spricht, dass es sich nicht um den Besitz eines Händlers handelt. Sie war verletzt, zum grössten Theil an einem Ende abgebrochen und ist nachher mit grosser Sorgfalt wieder zusammengebracht worden, theils durch grobe Löthung, theils durch Nietung. Es ist eine jener grossen und reich ausgestatteten Fibeln, welche in der Mitte eine grosse spindelförmige Platte mit Buckel-Ornamenten besitzen und an den beiden Enden in grosse Spiralplatten auslaufen.

Aehnliche Fibeln wie diese giebt es im pommerschen Museum mehrere, so aus einer „Urnenstätte“ im Kehrberger Forst bei Greifenhagen und von Butzke (Kreis Belgard), abgebildet in dem photographischen Album unserer prähistorischen Ausstellung von Günther (Sect. III. Ausstellungs-Katalog S. 323. Nr. 87 und S. 328. Nr. 143). Ganz besonders ist eine grosse Plattenfibel mit Spiralend-

platten von Grumsdorf am Virchow-See zu erwähnen, welche im Moor in einem Nest von Steinen gefunden wurde. Die Mittelplatte ist reich verziert: sie zeigt drei Felder, von denen das mittlere Kreise, von Punktreihen umgeben, und dazwischen kleine Drachen- oder Schlangenfiguren enthält, ganz ähnlich den besonders in Skandinavien häufigen Ornamenten auf Rasirmessern, Schalen u. dgl. Von derselben Stelle stammt noch eine andere grosse Fibula mit festen Endplatten, deren Mittelplatte gewölbt ist, u. s. w. (Album der Ausstellung, Sect. III. Taf. 5 u. 6. Katalog S. 322. Nr. 63) und ein grosses Diadem. — In der Sitzung vom 20. Febr. 1875 (Verh. S. 26. Taf. IV. Fig. 2) legte ich der Gesellschaft eine ähnliche Fibula aus einem Hügelgrabe von Zuchen bei Bärwalde in Pommern vor, welche gleichfalls neben zahlreichen anderen Bronzen gefunden war.

Eine ausführliche Erörterung dieser Form hat Hr. Undset (Etudes sur l'age du bronze de la Hongrie. I. Christiania 1880. p. 54—73) geliefert, wobei auch die Fibula von Grumsdorf (p. 69. Pl. IX. Fig. 1) besprochen worden ist. Mit Recht wird ihre Analogie mit einer Fibel von Schwachenwalde bei Arnswalde hervorgehoben, welche zu dem grossen Bronzefund in unserem Königlichen Museum gehört. Hr. Undset zeigt, dass im skandinavischen Norden nur beschränkte Fundgebiete Aehnliches aufweisen, indem eine, übrigens etwas modificirte Form in Bornholm und Schonen angetroffen wird. Zu dem Bornholmer Gebiet gehört auch das von Hrn. Worsaae (Nord. Oldseger 1859. Taf. 51. Fig. 229) abgebildete Exemplar des Kopenhagener Museums. Auch im Westen von Deutschland kennt man nur ein Paar ganz vereinzelte Exemplare, nehmlich eines aus einem Grabe von Heidesheim bei Grünstadt in der Pfalz (Lindenschmit Alterthümer unserer heidn. Vorzeit I. 9. Taf. III. Fig. 2) und ein, übrigens auch abweichendes aus Württemberg. Dagegen lässt sich eine ganze Reihe analoger Funde für Meklenburg, die Mark, Posen und Schlesien, sowie für Böhmen nachweisen. In weiterer Verfolgung gelangt man einerseits bis Hallstadt, andererseits bis Ungarn, wo Hr. Undset den eigentlichen Sitz dieser Kunstrichtung sucht. Indess führt er selbst an, dass man auch in Griechenland und Süditalien Analoges kenne, so dass wahrscheinlich die erste Anregung viel weiter südlich gesucht werden muss. —

Unter den übrigen Bronzen des Stettiner Museums will ich nur noch eine Form erwähnen, welche bei uns zu Lande sehr selten ist, nehmlich die Bronzegürtel. Einer derselben (Lindenschmit a. a. O. II. 2. Taf. III. Fig. 1.) stammt von Blankenburg bei Joachimsthal (Uckermark); er ist zum Einhaken und passt ganz zu dem Primenter Eimerfunde. Mit ihm wurden sehr grosse Armspiralen und ein verziertes Diadem gefunden (Katalog S. 322. Nr. 59). — Ein zweiter, von Bonin bei Labes, ist viel schmaler und enger und ohne Haken (Katalog S. 322. Nr. 62. Photogr. Album Sect. III. Taf. 4); dabei lagen gleichfalls Armspiralen und eine Bronzelanzenspitze, ähnlich denen von Nemmin (Verh. 1876. S. 148).

Von ungewöhnlichen Combinationen von Fundgegenständen scheinen mir erwähnenswerth:

1. Zwei Bronzefibulae mit grossen festen schalenförmigen Endplatten (Katalog S. 322. Nr. 68. Photogr. Album der Ausstell. Sect. III. Taf. 6—8) wurden mit zahlreichen anderen Bronzen, darunter zwei Fibulae von dem sog. La-Tène-Typus, einer Brillenspirale und einem Schabemesser, beim Ausräumen eines Moores 1 *m* tief bei Mandelkow, Kr. Bernstein, gefunden. Die Zugehörigkeit der Fibulae erscheint höchst zweifelhaft.

2. Auf den Sandbergen von Sinzlow bei Greifenhagen wurden Scherben von altem Typus mit zahllosen Silex-Pfeilen und Bronzepfeilen, sowie mit 2 römischen Silbermünzen (Gordianus III. und Volusianus) gesammelt.

3. Von Dolgen bei Dramburg ist eine Schnalle vorhanden, welche ganz dem livländischen Typus entspricht, und ausserdem eine Bronzepincette.

4. Von Curow bei Bublitz ist mit arabischem Silberschmuck eine schön gebohrte Curneol-Perle eingeliefert.

5. Von Rokietnica (Kr. Posen) eine kleine schwarze Urne von scheinbar lausitzer Typus neben Eisen und Leichenbestattung. Neben dem Kopfe des Gerippes 2 Urnen, in der linken Hand ein eisernes Messer, zu Füssen ein Stück Eisen, ein Hundegerippe und eine Urne mit Speiseresten, namentlich Fischgräten. Dazu eine Fibel und 2 Nadeln. Vgl. den Bericht von Hassenkamp in der Sitzung vom 19. Januar 1876 (Verh. S. 39).

Auf einige, die wendischen Brandgräber betreffenden Funde werde ich an einer späteren Stelle dieser Sitzung zurückkommen. —

Unser Vormittag endete mit einem sehr freundlichen Empfange seitens des Herrn Oberbürgermeisters von Stettin, der uns sein neues Rathhaus und seinen neuen Springbrunnen, der alle Springbrunnen von Norddeutschland überspringt, zeigte. Wir genossen dann noch ein feierliches Mahl unter grosser Theilnahme von Stettiner Aerzten und sonstigen Freunden der Alterthums-Forschung, und sind mit in der That grosser Befriedigung heimgekehrt. Ich kann daher hier nur noch einmal den Herren von Stettin unsern herzlichen Dank aussprechen für die grosse Freundlichkeit, mit der sie uns aufgenommen und in so angenehmer und lehrreicher Weise beschäftigt haben.

(9) Hr. E. Friedel bemerkt Folgendes zu den von Hrn. Virchow in der vorigen Sitzung vorgelegten

wendischen Graburnen.

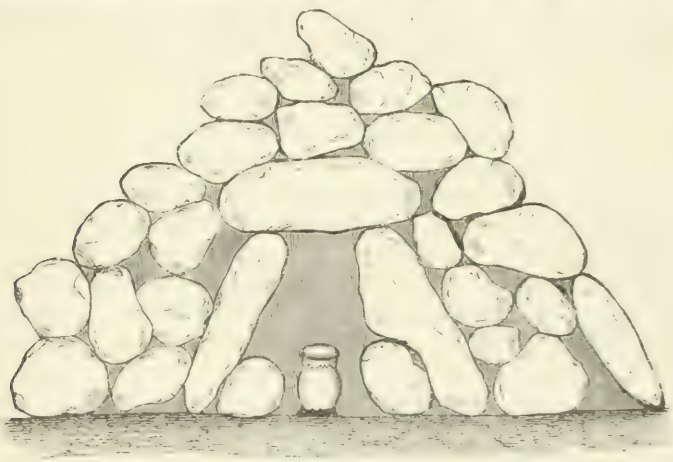
Die ganz erhaltene Urne fiel mir, noch ehe sie der Herr Vorsitzende vorlegte, schon wegen ihres slavischen Typus, der sich namentlich im Rande und dem charakteristischen jähen Abfall des Bauches charakterisirt, auf. Der Fund ist sehr bemerkenswerth, da er uns vielleicht in slavische Zeiten zurückführt, aus denen uns sichere Reste spärlich oder gar nicht bekannt sind. Bezüglich der Todtenbestattung haben wir uns mehr und mehr in den letzten Jahren von der Gepflogenheit der Wenden, ihre Todten unverbrannt zu bestatten, überzeugt: die Beigaben, Töpfe mit den charakteristischen Zierrathen, sogen. Schläfenringe, Münzen, die dem Todten hie und da als Zehr- und Fähr-Pfennig mitgegeben sind, belehren uns, dass diese unverbrannten Leichname der Zeit vom 10. bis 12. Jahrhundert d. h. der Zeit der Bekehrung der Slaven zum Christenthum angehören. Es liegt hiernach der Schluss nahe, dass die christliche Sitte, welche das Verbrennen der Leichname mit den schwersten Kirchenstrafen bedrohte, mehr und mehr in den letzten Jahrhunderten slavischer Selbständigkeit, wahrscheinlich selbst unter noch unbekehrten Slaven Eingang fand. Abgesehen nun von sehr vereinzelten Münzfunden der Karolingischen Zeit haben wir für die Zeit vor 900 und nach 400 kaum irgend welche sicheren Fundstücke, welche auf Wenden zu beziehen wären. Dies sollte uns anspornen, die ein halbes Jahrtausend umfassende Lücke endlich etwas auszufüllen, und dies Bestreben führt uns von selbst zu der Frage, ob nicht während dieser Zeit überhaupt der Leichenbrand üblich war und ob nicht die Leichenbrand-Urnen, welche wir in archaistischer Form, wie die von Hrn. Virchow vorgelegte, nehmlich in einem Stein-Tumulus beigesetzt finden, jener älteren Zeit des Wendenthums angehören?

Dass dies Gefäss sehr sorgfältig auf der Drehscheibe behandelt und dass es

in der Nachbarschaft von Gefässen gefunden ist, welche zweifellos die von Virchow sogenannten Burgwall-Ornamente tragen, würde dem nicht widersprechen. Dass die slavischen Burgwälle bis in sehr alte Zeit zurückreichen und nicht selten germanische Burgwälle abgelöst haben, ist nicht mehr bezweifelt. Dass die Slaven, da sie erst im 5. und 6. Jahrhundert bei uns einrückten, bereits eine relativ fortgeschrittene Cultur, folgeweise die Drehscheibe mitbrachten, dürfte auch unbedenklich zugelassen werden, ebenso wird — wenn man die Monotonie der slavischen Ornamentik und das ungemein zähe Festhalten aller slavischen Stämme an ihren häuslichen und gewerblichen Gewohnheiten in Betracht zieht — der Schluss nahe gelegt, dass die slavische Ornamentik der Burgwallgefässe eine uralte, von den Slaven beim Einrücken in die vormals germanischen Gaue mitgebrachte ist.

Gleichwohl will ich nicht bestreiten, dass auch noch während der 3 Jahrhunderte der Verchristlichung der Wenden, bis zuletzt, hie und da die Feuerbestattung geübt ward. Im Gegentheil scheint mir diese Uebung der erwähnten Zähigkeit des slavischen Volkscharakters, gleichzeitig auch dem so oft und so blutig bekundeten Hass gegen die christlich deutschen Eroberer zu entsprechen.

Ganz unbekannt ist die heut erklärte interessante Bestattungsform nicht. Im Jahre 1879 bemerkte ich im Hamburger Museum einen ganz ähnlichen Fund, eine anscheinend sehr spät wendische, fast möchte ich sagen, deutsch-wendische Todtenurne mit Leichenbrand in einem Steingrabe. Eine von mir nach der Hamburger



Wendisches Steingrab bei Hohen-Zieritz.

Zeichnung ausgeführte Skizze füge ich bei. Diese Entdeckung schien mir so wichtig, dass ich den Vorstand bat, die Urne zur deutschen anthropologischen Ausstellung nach Berlin 1880 einzusenden. Dies ist geschehen und findet sich im Ausstellungs-Katalog S. 147 unter 7 folgende Beschreibung:

„Grabgefäss von hellgrauem Thon mit Asche gefüllt, Höhe 11 *cm*, Weite oben 9 *cm*. Ornamente sind eingedrückte Striche. Die Urne befand sich in einem Steingrabe bei Hohen-Zieritz in Meklenburg. S.-K.-Nr. 841.“ — In meinem Reisetagebuch von 1879 habe ich bemerkt, dass die Urne mich an ein christlich deutsches Umtrunksgefäss des 12. oder 13. Jahrhunderts erinnerte und schon eine, wenn auch noch recht unvollkommene Andeutung an die bekannten Krausen (wellig eingeschlagener Rand) in ihrem Fusse erkennen lässt. Dies würde allerdings schliessen lassen, dass es sich um eine sehr späte, unter deutscher Stylbeeinflussung gefertigte

wendische Brandurne handelt. Das Virchow'sche Grab dürfte als ein Wilzen-, das Hamburger als ein Obotriten-Grab zu bezeichnen sein.

Dass ein grosser Theil unserer norddeutschen Urnenfriedhöfe früher als wendisch angesprochen wurde, ist bekannt. Unter der jetzt lebenden älteren Generation der Alterthumsforscher finden sich noch manche Anhänger dieser Theorie, welche allerdings durch die Forschungen der letzten Jahre erheblich in den Hintergrund gedrängt ist. Die neusten besprocheuen Beobachtungen laden nun gewiss dazu ein, hiernach die jüngsten Urnenfelder nochmals einer Revision zu unterziehen, welche sich nicht blos auf die — leider ausnehmend spärlichen — Beigaben, sondern auch auf die Beschaffenheit der Knochenreste in den Urnen zu erstrecken haben wird.

Ich erinnere in dieser Beziehung daran, was ein sehr erfahrener, leider bereits verstorbener Kenner, der Major F. W. Kasiski (Beschr. der vaterl. Alterthümer im Neustettiner und Schlochauer Kreise. Danzig 1881. S. 44) sagt. Er schildert dort Urnenbegräbnisse, die er geradezu Wendengräber nennt. Die Urnen waren mit sehr fein zerschlagenen gebrannten Knochen nebst der Knochenasche gefüllt. Unter Nr. 2 a. a. O. fährt er fort: „Anf dem Klosterberge am Liepenbach, wo auf der Kuppe des Berges Steinkistengräber waren, wurden am südlichen Abhange gut gebrannte Urnenscherben und fein zerschlagene, gebrannte Knochenreste, also Anzeichen von Wendengräbern gefunden[1])."

In der That ist die Behandlung der Knochen in den Brandurnen recht verschiedenartig. In den als germanisch, vielleicht zum Theil vorgermanisch anzusprechenden Brandurnen findet man grosse morsche, schmutzig weisse oder graue Knochenreste, Theile von Röhrenknochen bis 20 und mehr Centimeter Länge, die unter dem Händedruck leicht zermorschen und auf eine unvollkommene Verbrennung hindeuten. In jüngeren Urnenfeldern finden wir die Knochen sehr viel mehr, ersichtlich mit Vorsatz, zerkleinert, kreidig weiss gebrannt, fest und fast klingend gebrannt, so dass es den Eindruck macht, als sei hier die Leichenverbrennung von vorn herein gründlicher gewesen oder als habe man die Knochen nachträglich noch ausgeglüht und zerstückt.

Ich möchte empfehlen, auf diese Verschiedenheit der Knochenbehandlung genau zu achten, darüber bei der Beschreibung von Brandurnen zu berichten und die Frage, ob an slavische Eigenthümlichkeit hierbei zu denken, nicht ausser Acht zu lassen. —

Hr. Virchow bemerkt über dieselbe Frage Folgendes:

Seit meiner Mittheilung in der vorigen Sitzung sind mir einige Fälle in Sammlungen und in der Literatur aufgestossen, welche auf slavische Brandgräber zu beziehen sein dürften. Indess sind sie sehr spärlich und man muss überdiess in ihrer Benutzung sehr vorsichtig sein.

Ueber die Angaben Kasiski's habe ich schon das vorige (S. 406) Mal gesprochen; sie sind meiner Meinung nach ohne alle Bedeutung für die vorliegende Frage. Auch die stärkere oder geringere Zerkleinerung der gebrannten Knochen, auf welche Hr. Friedel hinweist, ist ohne Werth. Zartere Knochen, so namentlich die von Kindern und jüngeren Personen, zumal Weibern, sind nach dem Brande an sich

1) Was Kasiski S. 47 unter 7 beschreibt und auf Tafel I, Fig. 72 (Urne mit 2 Henkeln, Linearverzierung auf dem Bauch und punktirten, mit der Spitze nach unten gerichteten Dreiecken) als Wendengefäss abbildet, stellt freilich alle Vorstellungen, die gegenwärtig über germanischen Urnentypus gelten, auf den Kopf.

brüchiger und sie finden sich in Brandgräbern aller Zeiten oft in sehr kleinen Fragmenten. Dagegen die Knochen kräftiger Männer erfordern eine viel stärkere Gluht und werden häufig nicht vollständig calcinirt, daher brechen sie auch in grössere Stücke. Einigermaassen kommt auch die Grösse der Individuen und demgemäss der Knochen in Betracht. Denn da die gebrannten Knochen offenbar nachträglich zerstossen wurden, so erfordert ein kleines Gerippe sehr viel weniger Arbeit als ein grosses.

Kasiski hat in seinem Buche keine Ausführung seiner Ansichten und noch weniger eine Begründung derselben gegeben, und zwar, wie ich genau weiss, aus ganz äusseren Gründen; der Umfang seiner Schrift machte es erforderlich, dieselbe auf das Thatsächliche zu beschränken. Nur in einem Artikel über Brandgräber (Baltische Studien. Stettin 1877. XXVII, S. 202), in welchem freilich der Ausdruck „Brandgräber" in dem beschränkten Sinne gebraucht wird, wie ihn Hr. Vedel für die Bornholmer Brandplätze eingeführt hat, spricht er sich etwas eingehend aus. Darin sucht er zu beweisen, dass diese Brandgräber oder, wie man mit Hrn. Undset und Fräul. Mestorf besser sagt, Brandgrubengräber jünger seien, als die schon der Eisenzeit angehörenden Steinkistengräber, und dass sie wahrscheinlich bis in das 6. Jahrhundert hineinreichen, also in eine Zeit, wo schon Wenden im Lande waren. Er bildet auch aus einem Brandgrubengrabe von Oliva einen Schläfenring ab (Fig. 59b), ohne jedoch dieses Kriterium irgendwie zu verwerthen. Es wird somit nothwendig werden, diess Gebiet genauer durchzumustern. Soweit meine Erinnerungen von einigen Besuchen, die ich Hrn. Kasiski seiner Zeit in Neustettin gemacht habe, lebendig sind, fand ich in der Hauptsache in seinen Brandgräberfunden nichts Wendisches, aber ich erkenne an, dass eine Revision erforderlich ist.

Noch ein anderer Umstand legt eine solche Revision nahe. Wir haben einzelne Fundplätze, deren chronologische Stellung bis jetzt nicht ganz sicher gestellt ist. Die neueren Schriftsteller helfen sich hier mit der allgemeinen Beziehung zu La Tène, aber ihr Herz ist in dieser Beziehung sehr weit. Ich erinnere an das Gräberfeld von Ragow in der Lausitz, über welches ich in der Sitzung vom 17. April 1880 (Verhandl. S. 94) berichtet habe und welches ich zwischen die ausgemacht wendische und die ausgemacht germanische Zeit stellte. Wenn die aus Vergleichungen mit böhmischen Funden abgeleiteten Schlüsse des Hrn. L. Schneider (Sitzung vom 10. December 1880, Verhandl. S. 379) richtig wären, so müsste dasselbe der römischen Kaiserzeit entsprechen. Nun ist mir bei unserem Besuche in Stettin eine gewisse Aehnlichkeit der Fibula von Ragow mit denen aus dem Urnenfelde von Borgwall[1]) (Kreis Demmin) aufgefallen, wo in einer Urne mit Asche und ge-

1) Nach einer Mittheilung des Hrn. Dr. Kühne ist diess der Name eines Vorwerkes, welches wahrscheinlich auf einem alten wendischen Burgwall Plote (im 14. Jahrh. die Plätzenburg) angelegt ist. Etwa 6—8 Fuss von dem Wallgraben entfernt zog sich ein über 50 Schritt langes Urnenfeld hin, aus dem 60, jedoch sämmtlich zerschlagene Urnen zu Tage kamen. Von der Urne, in der die Bronzen mit Asche und Knochen befindlich waren, wird in dem ersten Berichte (Balt. Studien Bd. 25, S. 155, 16) gesagt, sie sei aus schwarzem Thon gewesen und habe vertiefte Längsstreifen gehabt. In Wirklichkeit handelt es sich um ein niedriges Gefäss mit halbkugligem, aber breitem Boden ohne eigentliche Stehfläche, welches nur 10,5 *cm* hoch ist. Es hat dicht über dem Boden einen weit ausgelegten Bauch (der nicht messbar ist, da das Gefäss zerbrochen ist); darauf folgt ein stark eingedrückter, aber niedriger Hals, um welchen 7—8 breite Quer- (nicht Längs-) furchen laufen, zwischen denen niedrige Erhebungen liegen. Daran schliesst sich endlich ein schmaler, schräger Rand, der innen etwas ausgetieft ist. Das Gefäss hat eine matte, rauhe, schwärzlich graue Oberfläche; die Wand ist sehr dünn, kaum 2 *mm* im Durchmesser, der Bruch schwärzlich, etwas blätterig. Die innere

brannten Knochen eine gegossene Bronzekette und 2 gegossene Fibeln gefunden wurden. Diese Fibeln stimmen in Bezug auf die Querstange und die Nadel mit der silbernen Fibula von Ragow überein, welcher leider der Bügel fehlt, während er hier erhalten ist; er trägt grosse Knöpfe mit rothem Email in Kreuzform (Katalog der prähist. Ausstell. S. 322, Nr. 66. Photogr. Album Sect. III, Taf. 13. Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. S. 247, Taf. XXIV, Fig. 11 — 12). Sind dieses nun wendische Funde? Vorläufig bin ich davon nicht überzeugt. Ein genaues Gegenstück zu der Fibel mit ihren Kreuzknöpfen findet sich bei Vedel (Mém. des antiq. du Nord. 1872—77. Pl. 3, Fig. 4) aus der ältesten Zeit der in das Eisenalter gehörigen Brandgrubengräber von Bornholm. Sie mögen bis hart an die wendische Zeit heranreichen, aber es scheint mir viel mehr wahrscheinlich, dass schon vor der Völkerwanderung, bei dem schon damals vorhandenen Drängen der Völkerstämme auf einander, die ältere germanische Bevölkerung unserer Länder durch nachrückende germanische Stämme ersetzt worden ist.

Für slavische Gräberfelder haben wir mehrere Kriterien. Obenan stehen die Münzfunde, aber diese gehören sämmtlich einer späteren Zeit an, kaum einer reicht bis vor das X. Jahrhundert zurück. Sodann kommen die Thongefässe, für welche wir die Vergleichung mit dem Thongeschirr historisch bestimmter Burgwälle besitzen. Aber schon hier stossen wir auf leichte Verschiedenheiten, die allerdings gleichfalls einer späteren Zeit angehören. Als Beispiel dafür citire ich die Gefässe von Słaboszewo, über welche ich in der Sitzung vom 22. Juni 1878 (Verh. S. 277, Taf. XVII, Fig. 6) berichtet habe; sie fordern jedenfalls zu grosser Vorsicht auf. Die Metallbeigaben gewähren bis jetzt sehr wenig Anhaltspunkte mit Ausnahme der Schläfenringe, über welche wir so häufig verhandelt haben.

Schläfenringe sind auch im Stettiner Museum von mehreren Plätzen vorhanden: 1. von Seehausen bei Prenzlau (Uckermark) ein silberner Schläfenring von 5 *cm* Durchmesser, 2 kleine gedrehte Bronzeringe, ein dritter mit Widerhaken, eine Halskette von Bronzeperlen mit Glöckchen (Katalog S. 327, S. 128. Photogr. Album Sect. III, Taf. 22. Baltische Studien 1880, Jahrg. XXX, S. 115); 2. „vier Ringe von Blech, hohl, in den Ohren eines Körpers gefunden“ von Werbelow bei Prenzlau, sehr dick und hohl, nebst einem Armband, welches Hr. Dr. Kühne nicht für zugehörig hält; 3. ein kleinerer silberner Schläfenring von der Altstadt Colberg, von einer Stelle, welche mit Burgwallscherben besäet ist (Batische Studien ebend. S. 114, Taf. II, Nr. 4; 4. ein silberner Schläfenring aus einem arabischen Silberfunde von Goldbeck bei Stargard; 5. 7 Schläfenringe von Bronze mit Perlen und Urnenscherben, gefunden an Skeletten bei Gr. Küssow, Kr. Saatzig (Katalog S. 329. Photogr. Album Sect. III, Taf. 22). Hr. Dr. Kühne hat auch die übrigen Funde von Schläfenringen aus der Provinz Pommern zusammengestellt (Balt. Stud. a. a. O. S. 115); der bemerkenswertheste darunter ist der von Cörlin, der zwischen etwa 30 menschlichen Gerippen und schönen Silbersachen lag und wahrscheinlich erst dem Ende des 12. Jahrhunderts angehört. Unter allen diesen Funden ist, soviel ich sehe, keiner, der Zeichen von Leichenbrand dargeboten hätte.

Wie mir scheint, wird es allmählich nöthig werden, die Schläfenringe in

---

Oberfläche zeigt am Halse sehr regelmässige Querlinien, nicht entsprechend den äusseren, jedoch ebenfalls in grösseren Entfernungen von einander. Ob die Drehscheibe angewendet ist, erscheint zweifelhaft, da der untere Theil des Gefässes sowohl innen, als aussen grosse Unregelmässigkeiten darbietet. Auf alle Fälle ist das Gefäss von denen der älteren Gräberfelder ganz verschieden; es nähert sich stark den mittelalterlichen Formen, wie das übrigens auch mit den Scherben von Ragow der Fall war.

wendische und arabische zu zerlegen. Ein nicht geringer Theil derselben, namentlich der silbernen, ist offenbar mit arabischem Silberschmuck importirt, während ein anderer, namentlich vielleicht die Hauptmasse der Bronzeringe, im Lande selbst, wahrscheinlich nach orientalischen Mustern, angefertigt sein dürfte. Von diesen letzteren wäre es besonders wichtig, diejenigen auszuscheiden, welche in Brandgräbern gefunden sind, wie es bei dem von Oliva der Fall gewesen zu sein scheint.

Slavische Skeletgräber dürften übrigens auch ohne gleichzeitige Schläfenringe erkennbar sein, wenn die Beigaben genauer studirt werden. Indess ergeben sich auch da mancherlei Schwierigkeiten. So besitzt das Pommersche Museum zahlreiche Eisenfunde aus einem Urnenfelde von Radekow bei Tantow an der Stettiner Eisenbahn (Ausstell.-Katal. S. 324, Nr. 104. Photogr. Album Sect. III, Taf. 18. 38. Jahresbericht der Pomm. Ges. S. 34). Ein zusammengebogenes Eisenschwert, welches Hr. Undset (Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa S. 247) dem La Tène-Typus vindicirt, allerlei Gürtelhaken, Nadeln u. s. w. neben manchen Bronzeschmucksachen sind daraus gesammelt. Unter den Gefässen (die gewöhnlichen sind abgebildet bei Undset Taf. XXIV, Fig. 13—15) findet sich eine Schale mit dem Wellenornament neben einer Henkelschale und einer schwarzen Urne, also ganz incongruente Dinge. Hr. Dr. Kühne berichtet mir darüber, dass nach Aussage der Betheiligten die Schale mit dem Wellenornament in einer der Urnen gestanden habe und dass ausser den Scherben vom Gräberfelde man in Radekow überhaupt keine anderen kenne. Die Sache bleibt also räthselhaft. Es verhält sich damit, wie mit dem Funde von Borntuchen bei Buckow (Ausst.-Katal. S. 327, Nr. 133. Photogr. Album Sect. III, Taf. 19. Baltische Studien 1880, Jahrg. XXX, S. 116. 131, Taf. III), wo beim Bepflügen eines etwa 15 *m* hohen Hügels von 1 Hektar Grundfläche ausser mehreren anderen eine mit Asche und Knochen gefüllte Urne zu Tage kam, in der sich 2 silberne Armbänder und ein irdenes, innen und am Henkel glasirtes Töpfchen befanden. Das letztere hatte einen grossen Henkel und am Bauche 4 Löcher. Hr. Kühne machte nach dem Auftreten der Glasur seine Zeitrechnung und schloss, dass „es sich hier um eine späte, kaum früher als in's 14. Jahrhundert zu setzende Leichenbestattung nach heidnischem Ritus handle." Der Armring dagegen zeigt dieselbe Form, welche ich in der Sitzung vom 16. Juni 1877 (Verhandl. S. 271) aus dem Neustädter Gräberfelde von Elbing vorlegte und der älteren Eisenzeit zuschrieb (vergl. Zeitschr. f. Ethnol. 1880, Taf. IV, Fig. 2). Dabei wird es dann auch wohl trotz des glasirten Topfes bleiben müssen, über dessen Herkunft ich allerdings nichts zu sagen weiss, der jedoch nach den neuesten Funden des Hrn. Schliemann in Orchomenos nicht mehr so nothwendig in die historische Zeit verlegt werden muss. Immerhin liegt der Gedanke an eine Verwechselung nahe.

Wie ersichtlich, ist diesen Funden für die Frage der wendischen Brandgräber nicht viel zu entnehmen. Gerade diejenigen, welche scheinbar günstiger lauten, bieten zu Zweifeln allerlei Art Veranlassung. Dagegen will ich ein Paar Stellen aus dem Sammelwerk von Albin Kohn und Mehlis anführen: Im Warthe-Gebiet bei Stolec wurde eine Urne mit Knochenresten und Asche gefunden, welche ganz wendisch aussieht (Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa. 1879. Bd. I, S. 211, Fig. 91); neben derselben lagen 2 eiserne Aexte von gleichfalls wendischer Form. In einiger Entfernung von diesem Grabe stiess man auf 2 Schädel und Skeletreste, deren Zugehörigkeit zweifelhaft ist. Der Urnenfund muss aber meiner Meinung nach als ein slavischer anerkannt werden. — Ungleich

dunkler ist die Sache bei den Urnen von Klecko im Kr. Gnesen (Kohn a. a. O. I, S. 223, Fig. 103—104. Schwartz in der Sitzung vom 16. December 1876, Verh. S. 272), insofern nicht zu ersehen ist, ob darin gebrannte Knochen waren. Freilich ist die Rede von einem Begräbnissplatze, aber es wird kein Wort über die Art des Begräbnisses gesagt. Dieselben sind besonders interessant dadurch, dass sie auf dem Boden je ein Kreuz tragen, „wie es auf Münzen des X. und XI. Jahrhunderts üblich ist.“ Dasselbe ist verschieden von den gewöhnlichen Kreuzen auf Topfböden. Trotzdem hat das Gefäss einen unverkennbar wendischen Typus. Ob die mit silbernen Ohrringen (Schläfenringen?), Ketten und Spangen, sowie sassanidischen Münzen gefüllte Urne, welche Hr. Schwartz in seinen Materialien zur prähistorischen Kartographie der Provinz Posen erwähnt, von derselben Fundstelle herstammt, wäre erst zu ermitteln. Vielleicht wird sich das noch aufklären lassen.

Im Ganzen ist die Ausbeute eine sehr kleine. Ich will damit keineswegs aussagen, dass ich Alles beigebracht hätte, was in der Literatur vorhanden ist; ich hatte keine Zeit, ausgiebige Studien über die sehr intrikate Materie zu veranstalten. Das wird sich nachholen lassen. Ich möchte zu diesem Zwecke an unsere Collegen in den Provinzen und in Böhmen die Bitte richten, ihre Localliteratur und ihre Museen von Neuem darauf durchzusehen, ob sich darin Nachweise für slavische Brandgräber auffinden lassen. Hr. Dr. Kühne theilt mir mit, er habe in Prag einen Fund gesehen, der eine wendische Urne neben einer lausitzer enthielt. Solche Complicationen würden ohne genaues Detail, sowohl des Fundberichts, als der Beschreibung ziemlich unverständlich bleiben; am besten wäre es überall, Zeichnungen beizufügen.

(10) Hr. Fr. Stephany übersendet ein Manuskript des Hrn. C. Thieme in Köpenick, betreffend einen

Burgwall bei Kunersdorf im Oderbruch.

Etwa auf der Hälfte des Weges zwischen Neu-Trebbin und Kunersdorf im Oderbruch stiess ich bei einer Fahrt auf einen Häuser-Complex, der gedrängter an einander stand, als sonst hier üblich, und zwar auf einem etwa 5 *m* über dem Niveau des Bruchs sich erhebenden Hügel. „Was ist das?“ lautete die Frage meinerseits, „Burgwall“ war die Antwort. Ich stieg sofort vom Wagen und sah auf den ersten Blick, dass ich es hier mit einem durch Menschenhände erzeugten Hügel zu thun hatte. Der ganze Berg ist etwa 5 Morgen gross, hat so ziemlich die Kreisform, ist nur theilweise mit Gebäuden besetzt und dient zum grossen Theil als Garten und Feld. Aber der Zufall war mir günstig, es sollte mir gestattet sein, auch einen Blick in den Querschnitt des Hügels zu thun. Der Loosbesitzer Rabe war gerade beschäftigt, einen Stall zu bauen und hatte sich bemüht, das Fundament so tief zu graben, bis er gewachsenen Boden finde, wie der Volksmund die natürliche Ablagerung der Erdschichten nennt. Dies war ihm jedoch nicht gelungen. Er war durch die ganze Höhe des Hügels, also circa 5 *m*, eingedrungen und die ganze Fundamentgrube lag offen vor mir. Dem Auge zeigten sich hier die verschiedensten Culturschichten, oben Steingeröll, mit Asche und Kohlen vermischt, Scherben, Sand, dann ganze Schichten einer fest zusammengedrückten, fast braunkohlenartigen Substanz, die ich für thierischen Dünger hielt, vermischt mit Asche, Fischschuppen und Gräten, und ganz unten zeigten sich die Köpfe aufrechtstehender, starker, eingerammter Baumstämme. Als ich mich bei dem Besitzer danach erkundigte, was er beim Graben des Fundamentes gefunden habe, zeigte

er mir mehrere Stücke von mächtigen, noch an der Schädeldecke ansitzenden Hirschgeweihen und einige Kinnbackenknochen vom Wildschwein mit handlangen Hauern; die vielen ausgegrabenen Scherben hatte er, seiner Aussage nach, als werthlos wieder in die Grube geworfen. Wer wollte hier noch zweifeln, dass man es mit einer uralten Ansiedelung zu thun hat, durch deren Ueberreste durch Jahrtausende langes Anhäufen menschlicher und thierischer Abfälle, vermischt mit wahrscheinlich aufgefahrenen Sandschichten, jener Hügel entstanden ist, der heute Colonie Burgwall heisst?

(11) Hr. Nehring übergiebt eine Notiz über den

Krötenaberglauben.

Wenn Hr. Handelmann in seiner Mittheilung über den Krötenaberglauben und die Krötenfibeln (Sitzungsbericht der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 21. Januar 1882, S. 24) sagt: „Eine ganz besondere Beziehung hat die Kröte zur Gebärmutter und den damit zusammenhängenden Krankheiten," und dann nach Anführung einiger Beispiele hinzufügt: „In denselben Gedankenkreis gehört der Name der Geburtshelferkröte (Alytes obstetricans)", so glaube ich der letzteren Bemerkung widersprechen zu müssen. Die Geburtshelferkröte hat bekanntlich daher ihren Namen, dass das Männchen die aus der Cloake des Weibchens austretenden Eierschnüre abwechselnd mit dem rechten und linken Hinterfusse erfasst, hervorzieht und in Schlingen um die eigenen Hinterbeine wickelt. Auf diese Thätigkeit des Männchens bezieht sich der Name „Geburtshelferkröte", der übrigens ein rein wissenschaftlicher, von Laurenti 1768 aufgestellter Name ist und mit dem Krötenaberglauben schwerlich etwas zu thun hat[1]). Auch ist die geographische Verbreitung der genannten Species eine so beschränkte und ihre Lebensweise eine so versteckte, dass schon aus diesem Grunde nicht anzunehmen ist, sie habe im Aberglauben des Volkes eine Rolle gespielt.

(12) Hr. Stieda in Dorpat hat angefragt, ob ungereinigte Skelette aus dem Kaukasus für den Erwerb Seitens der Gesellschaft beliebt wären. Der Vorsitzende hat im bejahenden Sinne geantwortet.

(13) Hr. Schliemann berichtet in Briefen an den Vorsitzenden Folgendes über den Fortgang seiner

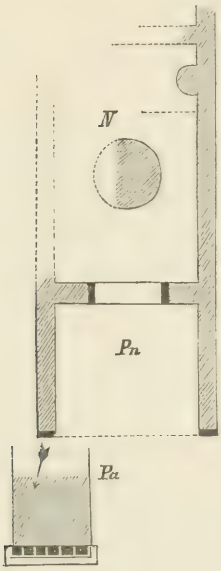
Ausgrabungen in der Troas.

1. Ein Brief vom 13. Juni lautet:

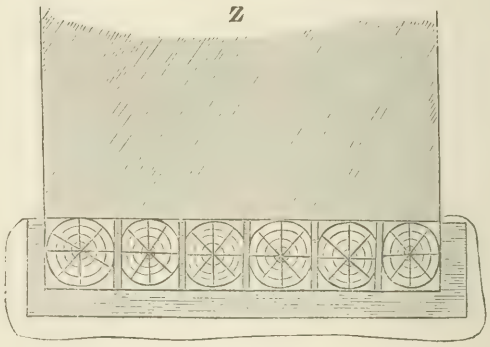
„Leider habe ich Ihnen auch heute nur Weniges von Interesse zu melden, da es mir trotz aller Anstrengungen noch nicht gelungen ist, weder den zweiten Thorweg auszugraben, noch die riesige Mauer der II. Stadt in ihrem ganzen Umfange ans Licht zu bringen. Die Ihnen bekannten beiden ersten haben wir nun völlig ausgegraben und gefunden, dass der grösste und älteste derselben ca. 30 *m* lang und mit den Mauern 13 *m* breit ist, der zweite ca. 28 *m* lang und incl. Mauern 7 *m* breit; beide haben einen offenen Pronaos und waren die Seitenwände an ihrem vor-

1) Man vergl. Schreiber, Herpetologia europaea, p. 103. Brehm, Illustr. Thierleben. 2. Ausg. VII, S. 586 ff.

deren Ende mit Holzpfosten, Parastades, verkleidet, deren es beim grossen Tempel an jedem Mauerende 6 gab. Jeder war ca. 0,25 *m* im Durchmesser. Diese Pfosten stehen unten auf sauber bearbeiteten grossen Steinen, die denen vor dem Schatzhause des Atreus in Mykenae vollkommen gleichen. Ich gebe Ihnen eine Grundriss-Skizze des grösseren Tempels und besondere Zeichnung des Parastas in grösserem Maasstabe. Auf den Fundamentsteinen stehen noch jetzt die unteren Stücke der Pfosten, genau messbar, aber in verkohltem Zustande.



N Naos, *Pn* Pronaos, *Pa* Parastas an den Längsmauern des Pronaos.



Grosser Fundamentstein, auf dem die Holzpfosten stehen.

Dieselben Parastaden waren in der vierten breiten, vom Pronaos in die Cella führenden Thüre angebracht und dienten, ebenso wie jene, dazu, die aus Ziegeln bestehenden Mauerenden vor Beschädigungen zu bewahren und sie zum Tragen der colossalen Deckbalken befähigter zu machen. Ich mache Sie besonders aufmerksam auf die grosse Breite der Thüre, die 4 *m* beträgt. In der Mitte des ungeheuren Gemaches (Cella) dieses Heiligthumes ist eine kreisförmige Erhöhung über den aus gutem Estrich hergestellten Fussboden vorhanden, welche gerade die Breite der Thüre zum Durchmesser hat und worauf wahrscheinlich das hölzerne Idol der Schutzgöttin gestanden hat.

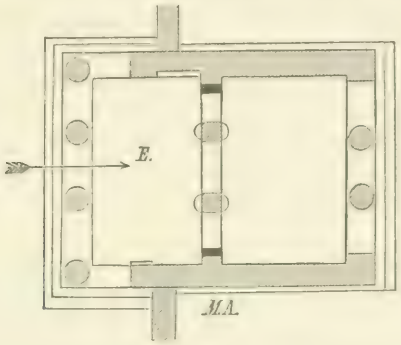
Der kleinere Tempel (B) ist im Uebrigen mit der Bauart von A übereinstimmend, ausgenommen, dass sein hinter dem Pronaos gelegener Raum in zwei Stuben abgetheilt ist, von denen die eine ca. 8 *m*, die hintere ca. 9,50 *m* lang ist. Erstere muss, falls dieser Bau ein Tempel ist, die Cella, letztere das Adyton, ein Hintergemach, sein.

Dörpfeld erinnert an die Aehnlichkeit dieses in drei Räume getheilten Hauses mit dem von Homer beschriebenen Wohnhause des Paris, welches in 3 Theile: αὐλή (Hof), δῶμα (Saal), θάλαμος (Schlafgemach) zerfiel.

Ein drittes Gebäude, welches unmittelbar nach SO. vor jenen beiden Bauten liegt, zeigt vollkommen dieselbe Bauart, nehmlich weit auslaufende, mit Parastaden ver-

sehene Mauern; sein Grundriss ist noch nicht ganz ausgegraben und daher noch nicht festzustellen.

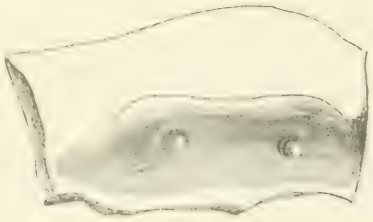
Gleich südöstlich von dem, unmittelbar neben dem zweiten Thore der II. Stadt gelegenen Thore der III. Stadt, an dessen Freilegung wir gerade arbeiten, liegt das Ihnen jedenfalls in der Erinnerung gebliebene, ungeheure, von grossen Quadern eingeschlossene Becken, welches nichts anderes ist, als ein Theil des riesigen Thores, welches in römischer Zeit zur Akropolis führte. Sein Plan ist folgender:



E Eingang. MA Mauer der Akropolis.

Im Aeusseren stehen dorische Säulen mit Triglyphengebälk, im Inneren bildeten korinthische Säulen den eigentlichen Thürabschluss. Der Plan konnte reconstruirt werden, weil die aus Marmor bestehenden Baustücke des Oberbaues fast alle gefunden wurden.

Die Ausgrabung der Quellen bin ich leider gezwungen worden, bis Ende dieses Monats aufzuschieben, da es mir wegen der Erntezeit trotz des um die Hälfte erhöhten Lohnes an Arbeitern mangelt. Ich bin eifrig damit beschäftigt, den neben den beiden grossen Mauern in meinen nördlichen Einschnitt geworfenen Schutt wegzuschaffen und werde, sobald dies geschehen ist, nicht ermangeln, fernere 800—1000 *cbm* von der ersten Stadt wegzugraben, um Ihr ethnologisches Museum mit interessanten Topfscherben schmücken zu können. Ich schicke einliegend einen solchen."



½ natürlicher Grösse.

2. In einem Briefe vom 17. Juni heisst es:

„Ich glaube Ihnen berichtet zu haben, dass ich im Achilleus-Grabe eine bronzene Pfeilspitze ohne Widerhaken, sowie einen eisernen Nagel fand. Leider wird vom Kriegsministerium Alles gethan, um meine Arbeiten zu erschweren oder zu verhindern, und ist an die Ausgrabung der 3 übrigen Tumuli bei Karanlik, in denen

ich bereits einen Tag gearbeitet hatte, gar nicht mehr zu denken. Ebensowenig an die Fortsetzung der Arbeiten im Grabe des Protesilaos, aus dem ich indess eine Masse höchst merkwürdiger Alterthümer sammelte. Da man immer argwöhnt, dass wir nur hier sind, um Pläne der Festungen am Hellespont zu machen, so ist es uns leider auch verboten worden, Pläne von Hissarlik aufzumachen, und ist es der Deutschen Botschaft in Constantinopel noch nicht gelungen, gegen dieses Verfahren Abhülfe zu erlangen.

„Obgleich mit aller Thatkraft fortarbeitend, habe ich auch bis heute das grosse Tempelthor noch nicht ganz ausgraben können. Der Weg steigt allmählich zu den Tempeln hinan, und scheint gerade oberhalb seines Endes ein sehr grosser Tempel der dritten Stadt zu liegen, zu dem wohl die riesige Thürschwelle gehört, wovon ich Ihnen schrieb. Gleichwie die beiden Tempel der zweiten Stadt, A und B, hatte auch dieser Tempel einen offenen Pronaos, und waren hier, wie dort, die beiden Mauerenden jedes mit 6 aufrechtstehenden Balken (παραστάδες) versehen, um sie zu consolidiren. Aber erst mit nächster Post erhalten Sie darüber bestimmtere Nachricht.

„Die Ziegelmauern der zweiten Stadt waren überall fast gänzlich zerstört. Die Ziegelmauern der dritten Stadt dagegen sind überall mehr oder weniger wohl erhalten und finden wir, in Folge der vielen Bastionen, eine ungeheure Menge davon. Alle diese Mauern waren künstlich gebrannt, und hatte man unzählige, 15—20 *cm* im Durchmesser haltende Ventilationslöcher in denselben angebracht, damit die Gluthhitze durchdringen konnte. Um diese Löcher herum sieht man stets die Ziegel gar viel mehr gebrannt und viele sonstige Zeichen grösserer Gluth, als anderswo.

„Denken Sie sich, auch die vierte Stadt hatte eben so grosse Ziegelmauern als die dritte und sind mehrere davon ans Licht gebracht, die nur wenige Meter von den Mauern der dritten Stadt getrennt sind."

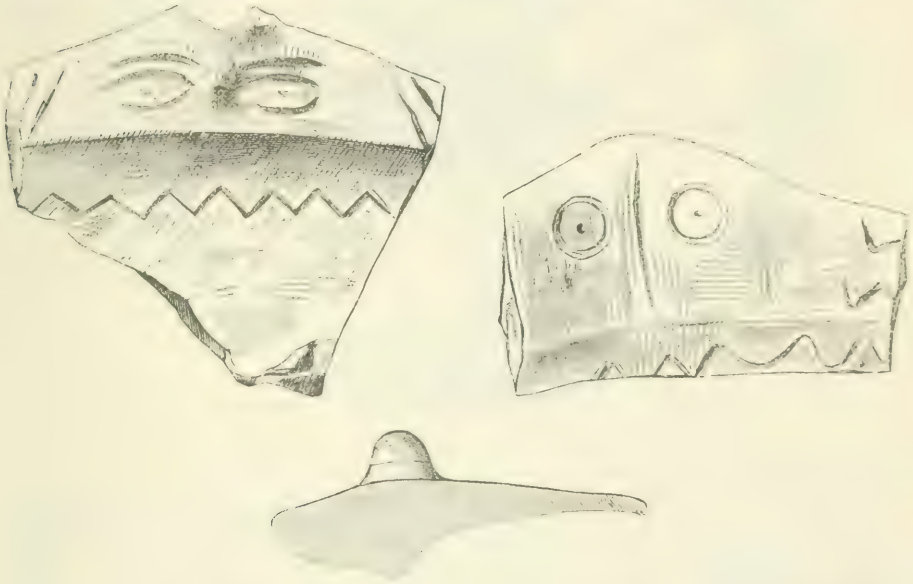
3. Unter dem 28. Juni schreibt Hr. Schliemann:

„Weder der Thymbrios noch der Simoeis haben fliessendes Wasser, und fast mit Gewissheit kann ich voraussagen, dass auch der Skamander schon Anfangs August aus einer Reihe von Pfützen bestehen und kein fliessendes Wasser haben wird. Letzteres kommt zwar durchschnittlich alle 3 Jahre vor, dagegen aber erinnert sich hier niemand, dass es je beim Simoeis oder Thymbrios vorgekommen sein sollte. Die Akropolis der zweiten Stadt haben wir jetzt mit allen ihren Gebäuden und höchst merkwürdigen Mauern und Thoren fast ganz ans Licht gebracht und werden in einigen Tagen ganz damit fertig, ohne übrigens, wie es scheint, darüber ins Klare zu kommen, ob das grosse, neuentdeckte, nach der Unterstadt führende Thor der ersten oder der zweiten Stadt angehört. Es muss ersteres der Fall sein, da sonst nicht das der zweiten Stadt gehörige Gebäude mit der riesigen Thürschwelle gerade oberhalb seines Einganges erbaut sein konnte. Unterhalb des Thors der dritten Stadt, mit dem Opferaltar, haben wir ein gar viel grösseres Thor der zweiten Stadt mit seinen Mauern und Vorsprüngen aufgedeckt, und scheint dies Thor es geradezu unmöglich zu machen, dass nur 15 Meter davon entfernt ein zweites Thor der zweiten Stadt in grosser Tiefe liegen sollte. Sie wissen, dass ja auch das Ihnen bekannte Thor von der zweiten Stadt gebaut wurde. Ich bin jetzt mit Abgrabung eines Theiles der ersten Stadt beschäftigt, um Ihnen Topfscherben zu besorgen. Ausserdem grabe ich auf der Baustelle der kleinen Stadt auf dem Bali Dagh hinter Bunarbaschi, sowie in den beiden vorhistorischen Städten am östlichen Ufer des Skamander. Ich untersuche darauf Kum Kioi; dann

Kurschunlu, wo ich Dardanie und Palaeskepsis, und Tsali Dagh, wo ich Kebrene oder das spätere Skepsis vermuthe.

Herrliche Sachen finde ich in der ersten Stadt, unter anderen eine schöne steinerne Streitaxt und grosse Topfscherben mit Eulenkopf."

4. Unter dem 6. Juli berichtet Hr. Schliemann, dass ihm immer noch nicht die Erlaubniss ertheilt sei, Pläne von Hissarlik aufnehmen zu lassen. Trotz der zahllosen Gräben, die er in der Unterstadt gezogen, und der Schächte, die er abgeteuft habe, sei er zu seinem Erstaunen nirgends auf Gräber gestossen. Er habe in Kurschunlu (Dardania? Palaeskepsis?) und auf dem Tsalidagh (Kebrene) 3 Tage im Schweisse seines Angesichts gearbeitet, aber nirgends eine Schuttanhäufung von mehr als 0,5 *m*, meistens noch viel weniger (bis zu 10 *cm*) gefunden. Alle gesammelten Thonscherben solle das hiesige ethnologische Museum erhalten. In Kebrene habe er 2 Gräber gefunden, doch seien die Schädel zu stark verletzt worden, um gesendet werden zu können. In dem einen Grabe war ein eiserner Dreifuss, eine Bronzeschale, noch ein Bronzegeräth und ein Paar silberne Ohr-



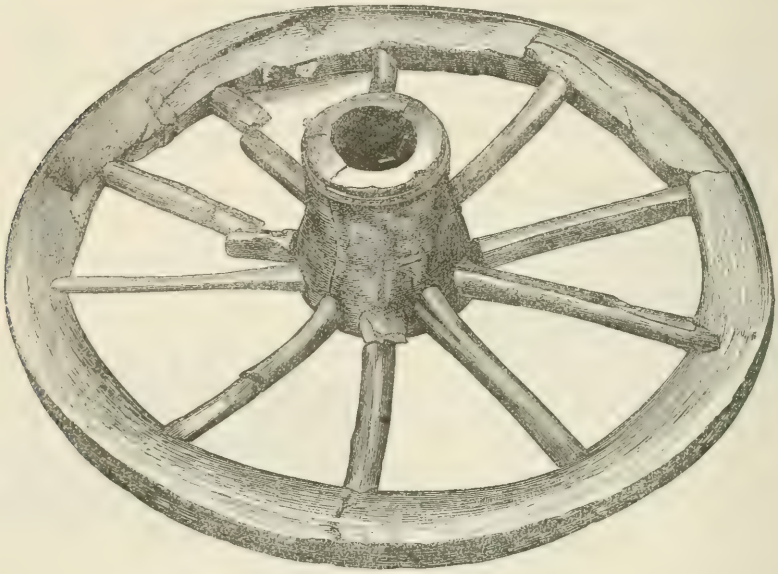
ringe. — In der ersten Stadt von Hissarlik seien eine herrliche Axt aus Nephrit und 2 Topfscherben mit Eulenköpfen gesammelt. — Alle Syenitsäulen seien leider zerbrochen.

5) Ein Brief vom 9. Juli meldet, dass auch der diplomatische Einfluss in Constantinopel ihm die Ermächtigung zur Anfertigung von Plänen nicht habe erwirken können, ja dass ihm so eben amtlich verboten worden sei, innerhalb des Ausgrabungsterrains selbst Notizen aufzuschreiben. Die Temperatur betrage 38° im Schatten. Er habe Bunarbaschi (Bali Dagh) gründlich untersucht. Die untere Stadt von Hissarlik sei auf hundert Stellen durchgraben und es habe sich ergeben, dass sowohl die erste, als die zweite Ansiedelung untere Städte hatten, sonst aber durchaus nichts Wichtiges.

(14) Hr. V. Gross in Neuveville übersendet unter dem 13. d. M. einen Bericht über

ein in der Station La Tène gefundenes Wagenrad.

In dieser Station (älteste Eisenzeit) wurde ein vollständiges Rad gefunden. Es wird jetzt im Museum zu Neuchatel unter Wasser aufbewahrt. Es ist von Holz, umgeben von einem Eisenbeschlage. Der äussere Ring ist aus einem einzigen Stück hergestellt und an einer Stelle durch ein, mittelst eines Nagels fixirtes Holzstück und eine Eisenplatte ausgebessert. Das mittlere Stück, die Nabe, in welcher die Speichen befestigt sind, besteht aus zwei, durch einen Eisenring zusammengehaltenen



Theilen. Sie hat jederseits eine Länge von 23 *cm.* Der Durchmesser des Rades betragt 92 *cm.*

In der Nähe dieses Rades lagen 2 eiserne Schwerter von der bekannten La-Tène-Form, kleine Messer, Rasirmesser und mehrere Holzstücke, welche augenscheinlich zu dem Wagen gehört hatten. Eines dieser Stücke (s. Zeichnung) stammt wahrscheinlich von der Deichsel.

(15) Hr. Jagor macht folgende Bemerkung über

Kochgefässe aus Baumrinde.

In seinem Aufsatz über die Bewohner der Nicobaren beschreibt Hr. de Roepstorff[1]) ein Gefäss aus Baumrinde, das er zwar nicht in Gebrauch sah, dessen stark geschwärzte Aussenseite aber zeigte, dass es zum Kochen benutzt worden war. Wie E. B. Tylor berichtet[2]), fand der holländische Gesandte Ijsbrants Ides[3])

1) Zeitschrift für Ethnologie 1882. S. 59.
2) Early history of mankind 268.
3) Reize naar China. Amsterdam 1710. S. 27.

bei den Ostjaken Kessel aus Baumrinde zusammengenäht, worin die Speisen über heissen Kohlen, aber nicht in der Flamme des Feuers kochen. Und eben solche Kessel waren bei einem nordamerikanischen Indianerstamme, am Unijahflusse, in der Nähe der Felsengebirge im Gebrauch; sie kochten mit erhitzten Steinen und benutzten dazu aus Kiefernwurzeln geflochtene Watape-Töpfe, eigentlich Körbe, „hatten aber auch aus Kiefernrinde gemachte Kessel, die sie über das Feuer hängen, jedoch in solcher Entfernung, dass sie die Hitze empfangen, ohne von der Flamme erreicht zu werden[1]).

(16) Hr. Jagor erörtert eine

eigenthümliche Verwendung des Kattuns bei den Andamanesen und Australiern.

Ich habe von den Andamanen ein zum Kopfschmuck bestimmtes Netz mitgebracht (Kgl. Mus. Ethnographie), das ich anfertigen sah, indem ein Weib ein zum Geschenk erhaltenes Stück rothen Kattuns in einzelne Fäden zerlegte und mehrere solcher Fäden zu starkem Garne zwirnte, aus denen dann ein Netz geknüpft wurde, genau wie die Netze, die sie aus Hibiscusbast zu machen pflegen (Verhandl. der Berl. anthropol. Gesellsch. 1877, S. 50).

Im Catalogue of objects of Ethnotypical Art in the Nat. Gallery of . . Victoria. Melbourne 1878 ist pag. 30, Nr. 10, aufgeführt: ein Netzsack, angefertigt aus von den Weissen erhaltenen Stoffen. Dabei findet sich folgende Anmerkung: Die Eingebornen machten ihre grossen Säcke gewöhnlich aus dem gemeinen Rohre (Phragmites communis) und die kleinen Säcke aus den Bastfasern des Gummibaumes . . oder dem Haar der einheimischen Katze oder des Opossum. Der Pelz wurde ausgezupft, die Weiber setzten sich nieder und verarbeiteten ihn zu Bindfaden, indem sie ihn auf der Innenseite des Schenkels mit den Händen rollten. Als die Weissen kamen und die Eingebornen Lappen von ihnen erhalten konnten, zerrissen sie diese und drehten Bindfaden daraus, den sie in der oben angegebenen Weise verwendeten, wobei sie die Maschen, Schlingen und Knoten genau in derselben Weise machten, als ob ihnen nur ihr ursprüngliches Material zur Verfügung stände.

(17) Hr. Jagor übergiebt als Geschenk eine Serie ägyptischer Pfeifenköpfe in verschiedenen Stufen der Vollendung und die bei ihrer Anfertigung benutzten Rohstoffe und Werkzeuge; ferner als Geschenk des Hrn. Dr. Bucher vom österreichischen Museum in Wien eine glänzende schwarze Schale von Jütland, Proben der bei ihrer Anfertigung verwendeten Stoffe und einen Feuerstein zum Poliren. Er macht sodann eine Reihe von Mittheilungen über

Töpferei, namentlich in Ordizan (Pyrenäen) **und Siut** (Aegypten).

Vor einigen Jahren habe ich hier im Verein mit Hrn. Dr. Sarnow ein in Indien übliches Verfahren beschrieben, durch welches Thongefässen, ohne Anwendung der Glasur, eine glänzende schwarze Oberfläche gegeben wird. Die Beschreibung ist in den Verhandlungen unserer Gesellschaft 1878 S. 228 und 1879 S. 43 abgedruckt; ich will daher hier nur daran erinnern, dass die Gefässe in der Regel aus magerem Thon geformt, mit fettem Thon überzogen, vor dem Brennen polirt und

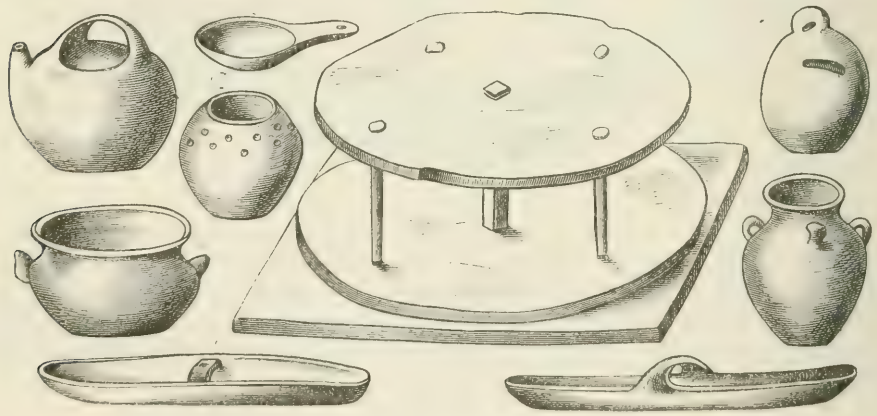
1) An der von E. B. Tylor citirten Stelle, Mackenzie 207 (Voyages from Montreal through the continent of N.-America . . . II?) ist nur das Kochen mit erhitzten Steinen beschrieben.

in russender Flamme gebrannt werden. Diese früher sehr weit verbreitete, durch Erfindung der Glasur überholte Technik hat sich nur noch an einzelnen abgelegenen Orten erhalten u. A. auch in Jütland, wie diese Schale zeigt, die in der oben angedeuteten Weise verfertigt worden ist. Sie ist sehr kohlehaltig und hat an der Oberfläche einen eigenthümlichen, stark graphitartigen Glanz.

Diese Gefässe von Jütland sind übrigens der Aufmerksamkeit Brongniart's nicht entgangen; er stellt sie zusammen mit Gefässen von Madagascar und Columbien in eine Unterabtheilung der 4. Gruppe seiner Poterie tendre, matte ou brillante, als Poterie presque noire, luisante par frottement (Brongniart Traité I, 383).

Ich will bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, dass auch das in ganz Indien übliche Hämmern der Töpfe, das ich bei früheren Gelegenheiten als eine mir neue Technik beschrieben habe, in Brongniarts Werke bereits erwähnt ist, wo auch der Handambos und Schlägel abgebildet sind. Nach einer, einem chinesischen Buche entnommenen Abbildung in Brongniart's Atlas XVII, Fig. 7, zu schliessen, werden in China sogar Porzellangefässe gehämmert. —

Im Jahre 1866 sah ich bei dem verstorbenen Herrn Lartet in Paris eigenthümlich rohe Schalen von gebranntem Thon, in denen er seinen Kaffee brennen lies, wozu sie sich wegen ihrer Dickwandigkeit sehr wohl eigneten. Sie stammten aus Ordizan, einem Dorfe in der Nähe von Bagnères de Bigorre in den Pyrenaeen und sind besonders deshalb interessant, weil sie in primitiver Weise aus freier Hand ohne Töpferscheibe angefertigt werden. Proben dieser Töpferei sind im Musée céramique von Sèvres unter dem Namen Poterie micacée d'Ordizan aufgestellt.



Drehgestell und Gefässe von Ordizan.

Ich hatte später Gelegenheit, die Anfertigung solcher Gefässe an Ort und Stelle zu beobachten. Ganz ohne mechanische Hülfsmittel wurden sie indessen nicht mehr gemacht; eine Töpferscheibe war zwar nicht im Gebrauch, wohl aber ein um eine vertikale Axe drehbares Gestell, welches der davor hockenden Arbeiterin gestattete, eine darauf gelegte Thonmasse von allen Seiten zu bearbeiten, ohne sich vom Platz zu bewegen. Die Vorrichtung hat im Wesentlichen die Form eines Göpels und besteht, wie aus der Skizze ersichtlich, aus zwei runden Brettern von 25 bis 30 *cm* Durchm., die durch vier 10 bis 12 *cm* lange Stäbchen zusammen gehalten werden. Ein stärkerer Stab von viereckigem Querschnitt geht durch die Mitte beider Scheiben, ragt über die untere hinaus, und bildet die Axe, mittelst

welcher das Gestell sich dreht. Zu dem Zwecke steckt sein unteres abgerundetes Ende in einem entsprechend ausgehöhlten dicken Brette. Dieser Apparat soll erst in neuester Zeit eingeführt worden sein; wie ich aber an Ort und Stelle ermittelte, war er seit wenigstens sechzig Jahren in Gebrauch. Sieht man ihn in Thätigkeit, so kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, dass er nothwendig zur Erfindung der Töpferscheibe führen musste. Für denjenigen, der sie kennt, scheint der Uebergang sehr nahe liegend, nur ein Schritt, — nichts kann einfacher sein, — man braucht ja nur das Drehgestell durch eine zweite Person in schnellere Rotation zu versetzen, so wie es in vielen Lokalitäten Indiens geschieht. In Wirklichkeit aber sind beide Erfindungen durch eine weite Kluft getrennt, wie aus den Untersuchungen Brongniart's hervorgeht, der die mit und ohne Töpferscheibe angefertigten Gefässe der alten Völker nach Lokalitäten sonderte und dadurch zu der Ansicht kam, dass die Töpferscheibe im äussersten Osten Asiens, vermuthlich in China erfunden worden sei und sich von da allmählich nach Westen über Aegypten, Griechenland und den Süden von Europa verbreitet habe. Die Mehrzahl der etruskischen, viele der altgermanischen Gefässe sind trotz ihrer vollendeten Form ohne Töpferscheibe gemacht, ebenso alle skandinavischen, alle nord- und südamerikanischen. — Ich sah in Ordizan mehrere Frauen mit Töpferarbeit beschäftigt.

Die durch die Sonne erhärtete Formmasse, ein zersetzter, glimmerreicher Thonschiefer, wird mit einem Stein zerschlagen, gesiebt, angewässert und geknetet. Man legt zuerst ein flaches, dünnes Stück Thonschiefer auf das Gestell, bestreut es mit Asche und breitet darauf ein Stück Thonmasse aus, bestimmt den Boden des Gefässes zu bilden; dann werden Portionen der Thonmasse wurstförmig zusammengerollt, Ringe daraus geformt und übereinander geklebt. Die Ringe sind gleich gross, oder werden nach oben grösser oder kleiner, je nachdem das Gefäss cylindrisch oder nach oben weiter oder enger werden soll. Ist es im Rohbau vollendet, so wird es inwendig abgerundet und geglättet, indem man das Gestell mit der einen Hand dreht, während die andere Hand ein abgerundetes Stück Holz und zum Schluss einen nassen Lappen gegen die innere Wand andrückt.

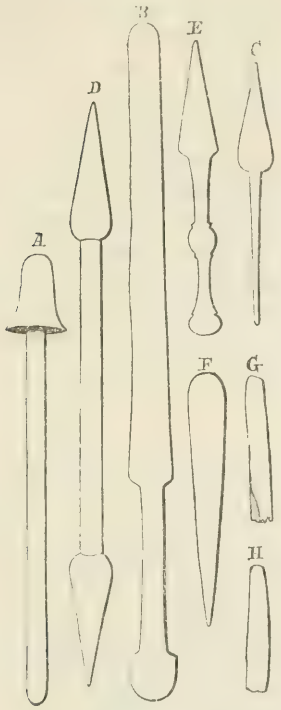
Bei manchen Gefässen sollen auch schon Schablonen in Anwendung kommen, die aus abgenutzten Sensen, durch Abschleifen hergestellt sind. Ich sah eine solche bei Herrn Vaussenat, dem Ingénieur de la ville, in Bagnères. Die zuerst in der Luft und in der Sonne, dann im Ofen getrockneten Gefässe werden auf einer Art Tenne aufgeschichtet, mit Scherben bedeckt, eine Stunde lang im Feuer von trocknen Farnen gebrannt und drei Stunden lang in der Gluth gelassen.

In sehr primitiver Weise werden in Japan Gefässe zum Darbringen von Opfergaben auf Schinto-Altären angefertigt.

Man nimmt einen Thonklumpen in die linke Hand, setzt den rechten Ellenbogen ein und bewegt ihn hin und her, wobei man den Arm mehr oder weniger öffnet, je nachdem das Gefäss flacher oder tiefer werden soll; die Finger der linken Hand helfen zugleich das Gefäss von aussen formen, das schliesslich mit beiden Händen vollendet wird (H. v. Siebold Notes on Japanese Archaeology, pag. 10).

In Siut in Aegypten, wo die berühmten glänzenden, rothen und schwarzen Thonwaaren vorzugsweise angefertigt werden, konnte ich wegen der Kürze unseres Aufenthalts nur einzelne Hantirungen verrichten sehen. Die Gefässe sind nicht auf der Töpferscheibe gedreht; die plastische Thonmasse wird in dünnen Kuchen über Modeln von gebranntem Thon geformt. Vasen, Flaschen und komplizirtere

Gegenstände werden aus mehreren solcher Stücke aufgebaut und zusammengeklebt. Viel Zeit wird auf das Poliren der Gefässe, sowohl vor, als nach dem Brennen, verwendet; es geschieht in derselben Weise, wie ich es später in Kairo mit Musse beobachten konnte.



1/4 natürlicher Grösse.
A Model für das Becken des Pfeifenkopfes. *D* Model für den Ansatz des Pfeifenkopfes. *B* Falzbein zum Formen über Model *A B*. *E C F* Eisen zum Formen, Schneiden, Poliren. *G H* Stempel zum Eindrücken von Verzierungen.

Ein Töpfer aus Siut, der sich mehrere Monate lang in Kairo mit der Anfertigung grösserer Gefässe beschäftigte, hatte bei meiner Ankunft den Platz wieder verlassen, ich konnte aber von einem seiner Kollegen Pfeifenköpfe anfertigen sehen, die mit denselben Materialien und wesentlich auf dieselbe Weise hergestellt wurden.

In einem kleinen Raume, in ekelhaft schmutziger Umgebung sitzt der Arbeiter am Boden; vor ihm liegt, unter einem feuchten Lappen, ein Häufchen gleich grosser grauer Thonklümpchen. Er benetzt leicht eines derselben mit Oel, indem er damit den Rücken seiner linken Hand betupft, die er zu diesem Ende mit Oel bestrichen hat, formt ihn zwischen den Handflächen zu einem dünnen Kuchen, presst ihn um den geölten Model *A*, der dem Becken des Pfeifenkopfes entspricht, und glättet und vollendet die Form mit Hülfe eines falzbeinartigen Instrumentes *B*. Der Stiel von *A* ruht frei in der halboffenen Linken, oder wird gegen die Brust gesetzt; *B* wird gegen den feuchten Thonkopf angedrückt und wie beim Geigen hin und her bewegt. Das weitere Glätten und Beschneiden geschieht zunächst mit dem in Oel getauchten Eisen *C*, später auch mit *E* und *F*.

In derselben Weise, wie das Becken des Pfeifenkopfes über der Form *A*, wird der Ansatz (zum Einsetzen des Rohres) über dem Model *D* geformt. Sind Becken und Ansatz hinreichend trocken, so wird aus jedem ein entsprechendes Stückchen ausgeschnitten, die Schnittflächen werden mit dem Eisen *C* rund gemacht, mit Speichel befeuchtet und aneinander geklebt.

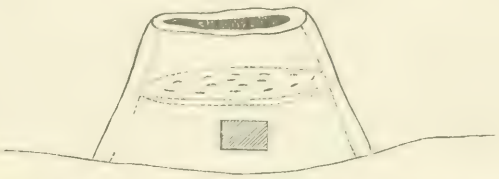
Ueber die Fuge wird eine sehr dünne Thonwurst gelegt, mit dem nassen Finger fest angedrückt, mit *B* geglättet. Wenn hinreichend trocken, werden die Köpfe mit dem Schlamm eines rothen, stark eisenoxydhaltigen fetten Thones, mittelst des Zeigefingers, angestrichen, dann mit dem Eisen *C* polirt, das mehrere male in Oel getaucht wird. Zum Beschneiden dienen ausser den Eisen *C*, *E*, *F* auch alte Messerklingen, zum Verzieren metallene und hölzerne Stempel *G*, *H*, zum Eindrücken von Reifen Eisen mit glatten oder gemusterten Längsrinnen. Mit der krumm gebogenen Spitze des Eisens *C* wird ein Loch zur Verbindung zwischen Becken und Ansatz gebohrt; das Becken wird dann inwendig weiter ausgehöhlt, der obere Theil mit Hülfe einer Messerklinge, der untere mit dem breiten Ende des Eisens *E*, das Loch wird auch vergrössert, und ein dreieckiges Thonplättchen davor geklebt, damit bei dem Rauchen kein Tabak in das Rohr gelange. Schliesslich wird auch die innere Seite des Beckens mit rothem Thonschlamm bestrichen und wie die äussere Seite polirt. Gewöhnlich lässt man die Pfeifenköpfe einige Tage

im Schatten, dann in der Sonne und zwei Stunden im Backofen trocknen, bevor sie polirt und gebrannt werden.

Das Brennen geschieht im Freien. Auf ein Bett von Asche legt man zwei Lagen Kuhmistkuchen, packt darauf einen Haufen Pfeifenköpfe, umgiebt sie ringsum mit Kuhmistkuchen und zündet letztere an. In einer halben Stunde ist alles ausgebrannt, die Köpfe sind roth und glänzend. Sollen sie schwarz sein, so werden die gebrannten Köpfe wieder aufgestapelt, mit Pferdemist, statt Kuhmist umgeben und abermals gebrannt.

Nach seiner eigenen Angabe kann der Arbeiter in zwei Tagen 50 Köpfe machen; am ersten Tage formt er sie, am zweiten macht er die inzwischen hinreichend trocken gewordenen Köpfe fertig. In etwa zwei Tagen wird die Arbeit von drei Wochen gebrannt. Für den fertigen Kopf zahlt ihm der Händler 20 Para = $^1/_{16}$ Franken. Grössere Gefässe werden in besonderen Oefen gebrannt.

Der von dem Töpfer aus Siut benutzte Ofen war noch vorhanden. Er stand in einem engen Hofe zwischen hohen Wänden, denn es ist wichtig, ihn gegen Luftzug zu schützen.



Der Ofen ist sehr roh aus lufttrockenen Schlammziegeln aufgebaut, etwa 1 *m* hoch. Die obere Oeffnung hat 1 *m* Durchmesser mit Einschluss der Wände. In 45 bis 50 *cm* Entfernung vom oberen Rande, der nicht eben, sondern wellig ist, wird eine runde Sandsteinplatte eingefügt, 4 *cm* dick, welche 15 Löcher, 4 in der Mitte, 11 am Rande, von je 3 *cm* Weite enthält. Unter der Sandsteinplatte, etwa 75 *cm* vom oberen Rande entfernt, ist eine viereckige Oeffnungsthür für die Feuerung.

Die Gefässe werden 5 Tage im Schatten, 5 Tage in der Sonne, 2 Stunden im Backofen getrocknet, polirt, dann in den Ofen gepackt, der Ofen wird mit einer Sandsteinplatte zugedeckt, die wegen der Unebenheit des oberen Ofenrandes nicht überall fest aufliegt. Unter der durchlöcherten Platte wird sehr langsam mit Kuhmist gefeuert, allmählich steigert man das Feuer, nach etwa 4 Stunden heizt man mit Holz; aus den Lücken unter der Deckplatte dringt zunächst nur Rauch hervor; sobald die Flamme des Holzfeuers herausschlägt, wird die Deckplatte entfernt und Kuhmist aufgeschichtet, sonst werden die oberen Köpfe nicht gar. Kuhmist und Asche werden fest aufgedrückt und glimmen langsam weiter. Nach etwa 8 Stunden können die Gefässe herausgenommen werden, sie sind nur mässig glänzend und werden noch warm abermals polirt mit einer Masse, die wesentlich aus Wachs und Eisenoxyd besteht und mittelst Lappen und dünner Rohrstäbchen gerieben, einen schönen Glanz annimmt.

Der schöne Glanz dieser Gefässe ist also zum Theil unächt und lässt sich durch Reiben mit einem nassen Lappen entfernen.

Zum Schwarzbrennen werden nur vorher rothgebrannte Gefässe benutzt. In die Mitte einer auf dem Boden ausgebreiteten Lage Kuhmistkuchen von 1 *m* Durchmesser legt man eine glimmende Kohle, darauf die rothgebrannten Gefässe, etwa 1 Fuss hoch; sie werden ringsum mit Kuhfladen umgeben, die unten und oben flach liegen, an den Seiten aufrecht stehen. Das Feuer glimmt von der Mitte nach

dem Rande der unteren Schicht, dann aufwärts. Wenn alles verbrannt ist, wird die glimmende Asche schnell entfernt und durch eine 3 bis 4 Zoll dicke Schicht Pferdemist ersetzt. Die glühenden Töpfe entzünden den Mist; man wartet nicht, bis er ganz verbrannt ist; schon nach etwa einer Viertelstunde fängt man an, die hinreichend gefärbten Gefässe mittelst einer Zange aus dem Feuer zu nehmen und auf die Seite zu stellen; es darf aber in dem Raume kein Luftzug sein.

Ein anderer Arbeiter aus Siut beschreibt das Verfahren also: Zu unterst eine Lage Asche, darauf Kuhfladen, in der Mitte eine glimmende Kohle, darauf die Töpfe, ringsum Kuhfladen, darüber Pferdemist. Nach einer halben Stunde werden die schwarzgewordenen Gefässe einzeln herausgenommen, und wenn es nöthig wird, neuer Pferdemist aufgepackt. Zu lange gebrannte Töpfe werden rothbraun.

Das Verfahren der Töpfer von Siut scheint sich aus uralter Zeit forterhalten zu haben. Bei einem Besuche, den ich mit Herrn Dr. Sarnow im Aegyptischen Museum machte, fanden wir rothglänzende Thongefässe, die, wie die von Siut, offenbar nach dem Brennen polirt worden waren.

Vergleicht man das bei dem Schwarzbrennen der Gefässe in Aegypten befolgte Verfahren mit dem in Südindien üblichen, so fällt einem zunächst der Umstand auf, dass bei letzterem nur ungebrannte Gefässe zum Schwarzbrennen benutzt werden, gebrannte Gefässe ihre eigene Farbe behalten, während in Aegypten nur bereits gebrannte Gefässe durch ein zweites Brennen die schwarze Färbung erhalten. Auch die successive Anwendung von Kuhmist unnd Pferdemist, welche das zweifache Brennen eigentlich zu einem dreifachen macht, ist nicht ohne Weiteres verständlich.

Ich nahm mit Herrn Dr. Sarnow Rücksprache, dem wir bereits so befriedigende Aufschlüsse über das Schwarzbrennen der Gefässe in Indien verdanken. Auch für ihn war die Sache so neu und interessant, dass er alsbald die nöthigen Versuche anstellte, um die verschiedenartige Wirkung des Pferdemistes und Kuhmistes bei dem Brennen zu ermitteln.

Als Ergebniss seiner Untersuchungen theilt er mir Folgendes mit:

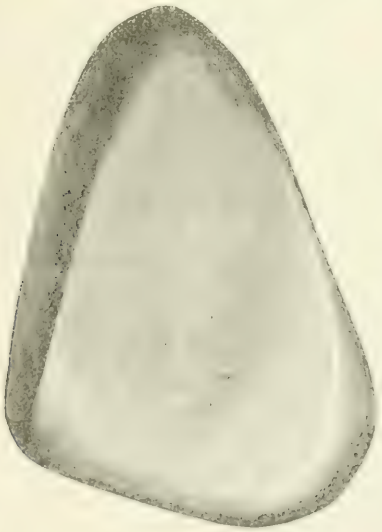
„Die schwarze Farbe der Pfeifenköpfe rührt nicht, wie schon der Augenschein zeigt, von eingeschlossener Kohle her, sondern wird hervorgerufen durch theilweise Reduktion des Eisenoxyds, an welchem der an der Oberfläche liegende Thon ja so reich ist. Die Färbung ist von der durch Kohle hervorgerufenen wesentlich verschieden, auch ist bei dem Kopf, welchen Sie mir zur Untersuchung überlieferten, nur gerade die Oberfläche gefärbt, während eingeschlossene Kohle tiefer ins Innere eindringen würde. Nach den Erfahrungen, welche wir bei der Untersuchung der indischen schwarzgebrannten Thongefässe gemacht haben, wird der Thonscherben durch Einschluss von Kohle auch nur dann tief schwarz, wenn er in rohem Zustande einer russenden Flamme ausgesetzt wird, während er, wenn er bereits gebrannt ist, seine Farbe behält. — Die Pfeifenköpfe aber werden erst roth gebrannt, dann im zweiten Feuer geschwärzt.

„Die Reduktion des Eisenoxyds geschieht in der Weise, dass der Scherben erst wieder mit Kuhmist angewärmt und dann durch Pferdemist weiter erhitzt wird. Ersterer verbrennt, wie ich durch einen Versuch festgestellt habe, bei mässigem Luftzuge in kurzer Zeit zu Asche. Der Pferdemist dagegen ist in Folge der unverdauten Strohtheile sehr reich an Kohlenstoff und verbrennt, ebenso wie Stroh, nur bei starkem Luftzutritt völlig; sonst verkohlt er nur und erfüllt er in Folge dessen den Raum, welchen er abschliesst, mit stark reducirenden Gasen.“ —

Hr. Voss verweist wegen polirter Thongefässe auf den Katalog der Prähistori-

schen Ausstellung 1880. West-Preussen, Sammlung des Hrn. Scharlok in Graudenz, S. 474, Nr. 89, a—d, sowie auf einen breiten Kochtopf mit Deckel nebst einem Stückchen rothen Thons (Mus.-K. Nr. 106 a—d), der im Jahre 1873 von einem Töpfer, einem sogenannten „Schwarzbrenner", in der Tucheler Heide, nicht weit von Hornberg in West-Preussen, angefertigt ist. Der rohe Thon, nicht die schwarz gebrannte Waare, nimmt beim festen Streichen mit einem Polirstein oder Knochen einen Glanz an. Dieses schwarze Geschirr, die sogenannten „kassubischen Töpfe", kam vor 40 Jahren auf die Jahrmärkte und wurde viel zu Kochgeschirr verwendet, weil es gut halten sollte. Es ist jetzt durch Eisen und Blech verdrängt. —

Hr. Virchow legt eine Reihe von Scherben aus der ältesten Stadt von Hissarlik vor, welche darthun, dass die von Hrn. Jagor besprochenen Methoden der Topfbereitung schon in so früher Zeit gebräuchlich waren. Ein Theil derselben ist in seiner akademischen Abhandlung über alttrojanische Gräber und Schädel. Berlin 1882. Taf. VIII, abgebildet und daselbst S. 49 ff. besprochen worden. Die Mehrzahl derselben ist glänzend schwarz, doch finden sich auch braune und schön rothe. Aehnliche sind in dem Hanai-Tepe gefunden worden (Ebendas. Taf. IX und S. 83.) Am bestimmtesten spricht für die Technik der Glättung die von ihm sogenannte intermittirende Glättung, welche freilich erst in den späteren Städten von Hissarlik deutlich ausgeprägt ist, sowie das Auffinden der Glättinstrumente (Ebendas. S. 50). Es sind diess in der Troas regelmässig flache Rollsteine, welche an einem Ende schräg abgeglättet sind. Einen derartigen hat er schon früher der Gesellschaft vorgelegt (1879, Verh. S. 267, 272. Taf. XVI, Fig. 7). In dieselbe Kategorie scheint ein prächtig polirter, dunkelgrüner Stein zu gehören, der aus einem der Gräber auf dem Sipylos stammt und den er Hrn. Consul



Natürliche Grösse.

Ein Querschnitt gegen das spitzere Ende hin.

Spiegelthal in Smyrna verdankt. Derselbe ist im Grossen von dreieckiger Gestalt, mit abgerundeten Ecken, und zeigt jederseits eine schräg abgeflachte Seite, deren Flächen einander parallel sind, so dass Querschnitte eine unregelmässig rhombische Figur ergeben. Das Instrument liegt sehr bequem in der Hand und liess sich, wie man es fasste, leicht zum Glätten von Oberflächen verwenden. —

Hr. Wetzstein: Die heutige Mittheilung des Hrn. Dr. Jagor aus dem reichen Schatze seiner Beobachtungen erinnerte mich an eine im östlichen Syrien heimische eigenartige Töpferei, welche einerseits so kunstlos ist, dass sie leicht aus dem frühesten Alterthum stammen kann, andererseits ein so vorzügliches Fabrikat liefert, dass sie sich voraussichtlich noch Jahrhunderte lang erhalten wird; ausserdem halte ich, soweit ein Laie über solche Dinge urtheilen kann, das dabei verwendete Material für ein so ungewöhnliches, dass ich die jetzt sich bietende Gelegenheit, über den Gegenstand zu sprechen, benutzen will. Wenn dabei Manches erwähnt wird, was mit dem Thema nur entfernte Berührung hat, so möge man es als die erste Kunde aus jenem Winkel Syriens mit in den Kauf nehmen.

Im Jahre 1855 liess ich mir in Sekkâ, einem Dorfe in der Landschaft Merǵ[1]), vier Stunden östlich von Damask, ein bescheidenes Landhaus bauen, zu dessen Einrichtung einige Nachbarn nach ihrer Weise beisteuern wollten; die Frau des einen hatte die Lieferung des ḥoḳḳ übernommen, eines grösseren Thongefässes, welches den täglichen Trinkwasserbedarf enthält, jeden Morgen aus der Quelle des Dorfes gefüllt wird und tagsüber zum Gebrauche der Hausgenossen in einer kleinen Wandnische neben der Thüre des Gastzimmers steht. Da es hiess, der für mich bestimmte ḥoḳḳ werde ein wahres Meisterstück, so wollte ich die Frau daran arbeiten sehen; aber sie hatte ihn, als ich kam, bis auf einige bei den Henkeln anzubringende Verzierungen schon beendigt, auch war er so weit getrocknet, dass er sich beliebig auf die eine oder andere Seite neigen und legen liess. Es war dies dadurch möglich, dass sein verhältnissmässig sehr kleiner Boden in einem dicken und festgewundenen Kranze von Seegras sass[2]). Nach einigen Tagen wurde er gebrannt. Man grub dazu ein Loch in die Erde und gab darinnen dem Gefässe zwischen

1) el-Merǵ, zu deutsch das Wiesenland, ist eine mit Dörfern und Saatfluren bedeckte Landschaft, welche zwei Stunden östlich von Damask beginnt, nehmlich da, wo die Baumgärten der Stadt und die Gartendörfer endigen: im Osten reicht sie bis an die Sümpfe und Wiesen der Landseen. Die Nordgrenze sind die Ausläufer des Antilibanon und die Südgrenze ist der A'wag-Fluss. Durch den Baradâ, den Chrysorrhoas der Alten, wird das Merǵ-Land in ein nördliches und südliches getheilt; das südliche, in dessen Mitte das Dorf Sekkâ liegt, ist das fruchtbarere und mehr bevölkerte.

2) Einen solchen, nur kleineren Kranz legen auch die Schöpferinnen unter, wenn sie den gefüllten ḥoḳḳ von der Quelle auf dem Kopfe nach Hause tragen. Desgleichen sitzen alle in den Vorrathskammern der arabischen Häuser aufgespeicherten grösseren Thongefässe für Oel, Schmalzbutter, Wein und Anderes (Böttcherfabrikate mit Dauben und Reifen giebt es in dem heissen Lande nicht) in solchen Kränzen, theils um sicherer zu stehen, denn auch bei ihnen ist der Boden verhältnissmässig sehr schmal, theils um sich leichter neigen zu lassen. Der arabische Name dieses Kranzes ist ka'ka pl. ka'kât. Nur bei sehr grossen Gefässen, welche, anstatt einen flachen Boden zu haben, mehr oder weniger spitz auslaufen, wie ich solche in den Niederlagen der Damasc. Weinfabrikanten gesehen habe, genügt kein Kranz; sie müssen mit ihrem Untertheile in einer Erdvertiefung stecken. In diese Kategorie von Thongefässen gehört jenes seiner Grösse wegen merkwürdige und sehenswerthe, welches in Ḥisarlik ausgegraben und von Professor Virchow dem hiesigen Königl. Museum geschenkt wurde. Die grössten von mir in Damask gesehenen sind etwa halb so gross, wie dieses trojanische. Die Araber haben für das thönerne Weinfass mit Spitzboden den Collectivnamen râḳûd pl. rawâḳid „Stilllieger". Einige arabische Philologen halten râḳûd für eine vox hibrida, d. h. für ein arabisirtes persisches Wort; in diesem Falle würde man vielleicht auf einen persischen Ursprung der Spitzboden-Gefässe schliessen können. Eine Art des râḳûd ist der denn pl. dinân, und im Lexicon „Ḳâmûs" heisst es u. d. W.: „denn ist der grössere râḳûd; er kann nur aufrecht stehen, wenn man ihn in ein gegrabenes Loch stellt." Wie das deutsche Weinlied seinen Trinker in einem Fasse begraben lässt, so das arabische den seinigen „zwischen den dinân."

steinernen Stützen eine schwebende Lage, worauf man rings um dasselbe ein leichtes Feuer anmachte und mit Häckerling gleichmässig stark unterhielt. Nach einiger Zeit ersetzte man den Häckerling durch ṣîâḥ, die Artemisia judaica, eine am Rande der syrischen Wüste überaus häufige, dichte Büsche von durchschnittlich 50 *cm* Höhe bildende, perennirende Dornpflanze des nicht kultivirten Bodens, deren Holz, besonders die dicke Wurzel, ein vorzügliches, beim Brennen aromatisch duftendes Feuerungsmittel ist. Das Feuer wurde lange unterhalten (eine genauere Zeitbestimmung ist mir jetzt nicht mehr möglich), und als man es schliesslich ausgehen liess, blieb das Gefäss in der Asche bis es erkaltete. Misslingt einmal das Brennen, was auch vorkommt, so wird das der Ungeschicklichkeit der Töpferin zugeschrieben und bringt dieser Spott ein. Es wiederfuhr einmal einer Braut in dem benachbarten Dorfe Dulba. Einige Tage vorher hatte die Jugend des Dorfes, wie es im Merǵ-Lande bei jeder Hochzeit üblich ist, aus der Sabcha, einer mit vielem Tamariskengebüsch umstandenen Salzlache der Gegend, das zum Feste nöthige Brennholz geholt; dieser Holzhaufen lag vor dem Hause der Braut, und da kein ṣîâḥ bei der Hand war, brannte diese ihren ḥoḳḳ mit Tamarisken (arab. ṭarfâ), durch deren Salzgehalt[1]) das Brennen misslang: es sprang ein Stück aus dem Gefässe. Im Jahre 1857 sah ich die Weiber eines ganzen Dorfes als Töpferinnen. Es war beim Wiederaufbau der Ortschaft Gassûla, eine halbe Stunde östlich von Sekkâ, welche nach einer hundertjährigen Verödung aus den umliegenden Dörfern neue Ansiedler erhalten hatte. Um dem jungen Gemeindewesen schnell geordnete Zustände zu schaffen, hatten sich die Ansiedler auf ein Jahr der Diktatur ihres selbstgewählten Scheichs (d. h. ihres Schulzen) unterworfen, welcher nun nach Verständigung mit den Gemeindeältesten jeden Abend nach Sonnenuntergang das gemeinsame Arbeitspensum des nächsten Tags von dem Dache seines Hauses ausrufen liess. So kam es, dass ich eines Nachmittags bei Ankunft in dem entstehenden Dorfe überall auf Thonkünstlerinnen stiess. Die Mütter töpferten auf der Erde knieend und die Töchter kauerten daneben als Kneterinnen oder, wenn sie noch klein waren, als Zuschauerinnen. In diesem Gehöfte wurde ein ḥoḳḳ, in jenem eine grössere Art desselben, die châbîa, gemacht: in solchen Haushaltungen, wo man diese Wasserbehälter schon besass, weil man sie aus dem früheren Wohnorte mitgebracht hatte, formten die Weiber den furn oder den ǵurn. Auf diese Utensilien des ländlichen Haushaltes werden wir zurückkommen. Schon Tags vorher war Alles zu dieser Töpferei Erforderliche herbeigeschafft worden. Ein Theil der Gemeinde hatte von dem vulkanischen Berge Munṯâr bei dem Dorfe Higâna (1½ St. SO. von Gassûla) auf Eseln poröse Lavaschlacken, dort heśś genannt, geholt, während die Uebrigen aus dem Awaǵ-Flusse (2 St. S. von Gassûla) ein thonhaltiges Alluvial gebracht hatten. Das heśś, welches man auch mit einem schwer erklärlichen Namen ḥâl und wohl mit Bezug auf die violette Farbe der Schlacken „den bläulichen ḥâl“ (el-ḥâl el-azraḳ) nennt, wird zuerst in ganz kleine Stückchen zerschlagen, sodann auf der gârûśa (der Handmühle[2]) der syrischen Bäuerin) zu

1) Die Blättchen der tarfâ hängen oft so voll von Salzkrystallen, dass sie in der Sonne glitzern. Das Salz jener Lache hat eine starke Beimischung von Magnesia und ist für die Küche unbrauchbar.

2) Die syrische Handmühle ist noch ganz die des semitischen Alterthums, und bei den Nomaden hat sich ihr biblischer Name reḥa erhalten. Sie besteht aus zwei Basaltscheiben von je fünf Finger Dicke und einem Durchmesser von 40, bei den Nomaden oft weniger als 32 *cm*. Ihre sonstige Einrichtung ist bekannt. Die Mühle allein macht das Leben der Bäuerin und Nomadin zu einem mühseligen.

Mehl gemahlen, welches nun mit jenem thonartigen Schlamme. der vorher gut gereinigt worden, sorgfältig und mit Ausdauer zusammengeknetet wird. Dies ist die Masse, welche nunmehr verarbeitet wird; sie erschien mir weniger weich, als es unser Töpferthon ist, wenn er auf die Drehscheibe kommt. Die Unterlage, worauf ḥoḳḳ und châbia geformt wurden, war überall ein ebener Stein; in Sekkâ benutzt man dazu die in der Ortschaft zerstreuten Säulenkapitäle eines früher dort gestandenen antiken Tempels oder einer christlichen Kirche, in Gassûla die Quadern eines kleinen Kastells, das in vorislamischer Zeit dort stand. Geformt werden die Gefässe in einer sehr einfachen, aber auch langsam fördernden Weise. Zuerst macht die Arbeiterin in ihren Händen den Boden und giebt ihm auf dem Steine selber die völlige Rundung, darauf beginnt sie mit dem Ansetzen der Seitenwand, was natürlich stückweise geschieht. Diese Stücke, kleiner als eine flache Hand, werden zuerst rings um den Boden angesetzt und mit diesem und unter sich gut verbunden; auf diese erste Reihe wird eine zweite gestellt und so weiter, bis das Gefäss fertig ist; zuletzt werden die beiden Henkel angesetzt, deren äussere Biegung meistens kurvenlinig ist. Die Verzierungen, kunstlose Zweige darstellend, sind immer erhaben und werden aufgeklebt, wenn am Gefäss nichts mehr zu thun ist. Vom Brennen desselben ist bereits gesprochen. Bemerkens-, ja bewundernswerth ist die durchweg zirkelrunde Form des Gefässes, als ob es auf der Töpferscheibe hergestellt wäre; sie erklärt sich durch die grosse Uebung, welche die dortigen Hausfrauen in Thon- und Lehmarbeiten der verschiedensten Art besitzen. Der ḥoḳḳ hat die so vortrefflichen Eigenschaften, dass er sehr dauerhaft ist und das Wasser in der heissen Jahreszeit frisch erhält. In Damask, wo er, ohne selber im Gebrauch zu sein, bekannt ist, weil viele Städter in den Dörfern des Merǧ ihre Meierhöfe haben, hält man ihn für porös und erklärt sich daraus die Frische des Wassers; ich kann das Gegentheil nicht behaupten, weil ich es unterlassen habe, den Sachverhalt zu ermitteln[1]). Dieselben Eigenschaften hat die châbia, welche in grösseren Wirthschaften den ḥoḳḳ ersetzt. Da sie zu gross und zu schwer ist, als dass in ihr das Wasser geholt werden könnte, so bleibt sie beständig an ihrer Stelle, die nicht, wie beim ḥoḳḳ, eine Wandnische, sondern ein hölzerner Ständer ist, kursî el-châbia, der Stuhl der châbia, genannt. Einer der Pisé-Arbeiter (arab. dekkâka), welche die Erdwände der neuen Häuser stampften, sagte, in seinem Geburtsorte Ḥilla (dem alten Babylon) werde die châbia auch von den Hausfrauen, aber aus blossem Thon hergestellt, sei im Uebrigen von der syrischen nicht verschieden und heisse dort ḥubb, ihr Ständer also kursî el-ḥubb.

Fig. 1.

1) In Damask ist während der heissen Jahreszeit ein eigenthümlich geformter kleiner Wasserkrug, ṡerba genannt, im täglichen Gebrauch, welcher auf der Drehscheibe verfertigt, aber nicht gebrannt, sondern in der Rauchkammer geräuchert und so porös ist, dass, wenn er abends gefüllt auf der Plattform des Hauses aufgehängt worden war, um nachts dem Luftzuge ausgesetzt zu sein, am Morgen, wo man ihn herunternimmt, fast der vierte Theil seiner Füllung verschwunden ist; der Rest ist oft von eisiger Kälte, dann nehmlich, wenn man ihn vor und nicht erst nach Sonnenaufgang abnimmt und in den Schatten setzt. Doch muss man mit der ṡerba den Uebelstand in den Kauf nehmen, dass ihr Wasser, wenn sie noch neu ist, einen starken Rauchgeschmack hat, der sich erst nach mehrwöchentlichem Gebrauche des Gefässes vermindert und weit später ganz verliert. Letzteres erlebt man aber selten, weil die ṡerba überaus leicht zerbrechlich ist. Jede Familie hat daher drei, vier Stück und noch mehr auf einmal im Gebrauch.

Die nebenstehende Zeichnung veranschaulicht ḥoḳḳ und châbia, da sich beide nur durch die Grösse unterscheiden.

Der vorerwähnte furn ist der Backofen des Merǵ-Landes. Am anschaulichsten lässt er sich mit unserer Wärmflasche vergleichen, wenn wir uns dieselbe nicht oval, sondern vollkommen rund und so gross denken, dass ihr Boden etwa $1^1/_3$ *m* Durchmesser hat. Ein richtiger furn, sagt der dortige Bauer, muss fünfzig Brode fassen, d. h. so viele müssen auf seinem Boden, um gebacken zu werden, auf einmal Platz haben. Es sind das Weizenbrode, einen mässigen Dessertteller gross und $1^1/_2$ *cm* dick, denn Dura- (d. h. Mais-) Brode, kleiner als eine Untertasse und 3 *cm* dick, fasst ein solcher Ofen mehr als fünfzig[1]). Boden und Wölbung des furn sind vier Finger dick. Die obere, mit einem thönernen Deckel verschliessbare Oeffnung ist weit genug, um durch sie den Ofen heizen zu können, was durch ǵella (S. 468), šîâḥ oder zeradôn (abgekörnte Maiskolben) geschieht. Die Asche wird durch eine kleinere Oeffnung entfernt, welche sich an einer Seite der Wölbung unmittelbar am Boden befindet. Das Brod wird von oben eingelegt. Der furn hat sein eigenes Stübchen oder auch Häuschen und steht, um länger heiss zu bleiben, unter der Erde, so dass nur sein Deckel über dem Estrich sichtbar ist[2]). Seinen Durchschnitt giebt diese Zeichnung:

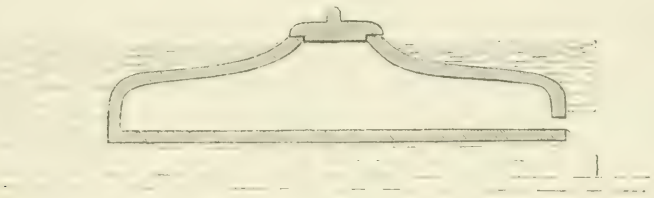


Fig. 2.

Die Backstube ist in den kleineren Dörfern des Merǵ, welche kein öffentliches Bad haben, in der Regel auch die Badestube, insofern sich dann in ihr der ǵurn, d. h. ein grosser thönerner Trog befindet, in welchem die muhammedanische Hausfrau diejenigen Waschungen verrichtet, welche ihr, laut einer Religionsvorschrift, nach jeder Beiwohnung obliegen. Zu furn und ǵurn nimmt man dasselbe Material, wie zu ḥoḳḳ und châbia, weil es, wie bereits bemerkt, für weit dauerhafter gilt, als

1) Das schwere Maisbrot isst die Familie, das Weizenbrot der Gast.

2) Der Name furn ist nicht arabisch, sondern das lateinische furnus: doch möchte der Schluss, dass sich im Backofen des Merglandes eine Art altrömischer erhalten habe, ein irriger sein, denn furn heisst auch der von ihm sehr verschiedene öffentliche Backofen der syrischen Städte. Vielleicht hat eher der letztere das Wesentlichste des römischen furnus bewahrt, während der des Merglandes nur den Namen annahm, weil er mit ihm als opus fornicatum jedenfalls mehr Aehnlichkeit hatte, als mit dem ursprünglich in Syrien und Palästina einheimischen Backofen, dem auch im A. T. häufiger genannten tannûr, welcher noch heute unter diesem Namen im Lande überall (nur, so viel ich weiss, um Damask nicht) gefunden wird: er wird gleichfalls von den Hausfrauen aus Thon oder Lehm gemacht und gebrannt und gleicht durchaus einer stehend in die Erde gegrabenen Tonne, der man den oberen Boden ausgeschlagen hat. Als Backofen fungirt der tannûr so, dass man in ihm ein Feuer macht und, nachdem er heiss geworden, an seine inneren Seiten die dünnen Brote anklebt, bis sie halbwegs gebacken sind. Mit dem tannûr verglichen ist der furn des Merglandes schon ein vollkommener Backofen.

der gewöhnliche Töpferthon; ja die Leute nennen alle diese Fabrikate geradezu heśś, sie sprechen von einem heśś-ḥoḳḳ, von einer heśś-châbia u. s. w., als ob dieselben nur aus heśś bestänen, oder als ob nicht jenes thonartige Alluvial, sondern der heśś den wesentlichen Theil der Mischung ausmachte. Vielleicht versucht es auf Grund dieser Mittheilung irgend ein Sachverständiger, die auch in Deutschland nicht seltene vulkanische Schlacke in der beschriebenen Weise zu behandeln, um zu sehen, zu welchem chemischen Produkte sie sich im Feuer mit gewissen Erdarten verbindet. Dass sie im gepulverten Zustande leicht schmilzt, ist wohl nicht zweifelhaft.

Ich habe zur Erklärung der Kunstfertigkeit, welche die Weiber bei Herstellung des ḥoḳḳ und der châbia zeigen, von der grossen Uebung gesprochen, die sie in Thon- und Lehmarbeiten der verschiedensten Art haben. Die geschickten Töpferinnen verdienen es, glaube ich, dass wir uns auch diese anderen Arbeiten ansehen. Nähern wir uns einem Gehöfte, so fällt uns zuerst die maṭbă'a, „die Pressstätte" auf, wo die ǵella, das vornehmste Brennmaterial der gesammten ländlichen Bevölkerung Syriens geformt wird. Ueber diese hochwichtige Arbeit der Bäuerin, bei welcher sie freilich mehr der Dreckschwalbe als dem Töpfer gleicht, sehe man Franz Delitzsch's Hiobskommentar, 2. Aufl. 1876, S. 261. Nur der Bau der ḳubba (Kuppel), welchen sie aus der getrockneten ǵella aufführt und zum Schutze gegen die Winterregen mit einer gesättigten Auflösung von Rindermist übertüncht, ist eine Arbeit, die der Maurer nicht besser machen würde. Stehen wir vor dem Gehöfte, so sehen wir über und auf dem äusseren Thore desselben einen sechsfüssigen viereckigen Trog aus Thon oder Lehm von etwa 90 *cm* Länge und 60 *cm* Breite. Dieser zuweilen hübsch verzierte Aufbau ist mit Erde gefüllt und mit Blumen bepflanzt, also ein kleines Gärtchen, und gilt als eine Einladung des Gastes. Er heisst ḥôḍ, „der Tränkborn", und dieser Name soll vielleicht den Eintretenden an den ḥôḍ am Thore des Paradieses erinnern, aus welchem, laut eines Ausspruchs des Propheten, dem Muselmann beim Eintritt ins Jenseits ein Trunk gereicht wird, der ihn alles irdische Leid vergessen lässt. Den ḥôḍ hat die Hausfrau aufgerichtet und die Pflege der Blumen liegt ihr ob. Im Hofe angekommen, sehen wir auf der einen Seite eine niedrige, mehr oder minder weite Kuppel, den ḳunn, das Hühnerhaus, gleichfalls das Werk der Hausfrau, und auf der andern Seite ein langes niedriges Gemäuer mit einem Dache; es ist das Bienenhaus mit einer stattlichen Reihe von Stöcken, die alle von den Weibern gemacht worden. Da das Merǵ, besonders das südöstliche, dessen rothe (vulkanische) Erde reich an Blumen ist, viel Bienenzucht hat, und die Bauern 30 bis 40 (in den Dörfern Nôlâ und Gedeida manche über 200) Stöcke haben, da ferner der dortige Bienenstock jährlich mindestens zwei, in der Regel aber drei junge Völker ausscheidet, für welche neue Stöcke zu beschaffen sind, so lässt sich leicht ermessen, wie rührig und gewandt die Hände der Weiber sein müssen. Der Bienenstock wird aus einer Mischung von Lehm und Häckerling gemacht, hat die Gestalt einer aus dem Becher gelösten Eichel und ist etwa zwei rheinische Fuss lang bei verhältnissmässiger Dicke; zuweilen ist er ein mit jener Mischung innen und aussen überzogenes Korbgeflecht[1]). Betrachten

1) Der syrische Bienenstock steht nicht, sondern liegt; an seinem spitzen Ende ist das Flugloch, am platten Ende die beim Honigschnitte herausnehmbare Scheibe. Oft liegen drei, vier Reihen Stöcke übereinander, so dass die oberen von den unteren getragen werden. Daher kommt es in regen- und schneereichen Wintern zuweilen vor, dass die Stöcke trotz des Daches erweicht, zusammengedrückt und vernichtet werden. Der Preis eines gut bevölkerten Stocks ist im Merǵ der einer ausgewachsenen Ziege.

wir die den Hof umgebenden Wände und (durchweg einstöckigen) Gebäude, so finden wir sie allenthalben mit einer Lehmschicht überzogen, welche häufig noch mit einem weissen Thon, ḥawâra genannt, übertüncht ist. Da nun die meisten dortigen Bauten aus gestampfter Erde (arabisch dekk) bestehen, also durch Witterung und allerhand Zufälligkeiten leicht beschädigt werden, so müssen sie jenen Lehmüberzug haben; aber wer Pisé-Bauten kennt, weiss, wie schwierig derselbe auf der abbröckelnden Wand herzustellen ist und wie häufig er ausgebessert werden muss. Auch diese Arbeiten liegen der Hausfrau ob. Dazu kommt, dass sie sämmtliche, aus einem kunstlosen Estrich bestehenden, während der heissen Jahreszeit von der Sonne zerrissenen Dächer alljährlich vor dem Eintritte der Winterregen mit Lehm oder Thon wasserdicht machen muss. Treten wir in das Haus selber, so ist es vor allem der Getreidespeicher, dessen riesige Gefässe wir uns anzusehen haben. Da man das Getreide der Mäuse wegen, gegen welche diese Häuser keinen Schutz gewähren, weder auf das Estrich schütten noch auf Säcke füllen kann, so hat man sich durch die kawâra zu helfen gewusst. Sie ist ein grosser viereckiger Behälter, welcher gleich unserem Kleiderschranke aufrecht und auf vier Füssen steht, aber an allen vier Seiten geschlossen, dagegen oben offen ist. Die kawâra wird von der Bäuerin aus Lehm und Häckerling oder aus Thon im Speicher selbst geformt, wenn sie zu schwer ist, um sich tragen zu lassen, und zu gross, um durch die Thüre zu gehen. Gefüllt wird sie von oben, geleert von unten mittelst eines Spundlochs. Ist die Wirthschaft eine grosse und der Speicher demgemäss geräumig, so stehen für die verschiedenen Getreidearten, Hülsenfrüchte und Sämereien eine Menge kawâra's darinnen; einige reichen fast an die Decke, andere sind mittelgross, viele auch klein. Mit Stolz führt die Hausfrau den Fremden in den Speicher und freut sich, wenn man die Solidität, Schönheit und Anordnung der kawâra's, das Werk ihrer Hände, lobt. Ausserdem haben wir uns zwei Zimmer anzusehen, welche die Bäuerin so freundlich als möglich haben will, das menzûl oder Gastzimmer im vordern Theile des Gehöftes und das muḥarram d. h. ihre eigene Stube im hinteren Theile desselben. In Damask und in den wohlhabenden Dörfern der Ġûṭa (der Baumgärtenlandschaft um Damask) erreicht man Dieses durch Diwan und Teppiche, die aber im Merǵ-Land so seltene Luxusgegenstände sind, dass sich die Hausfrau auf andere Weise helfen muss. Vor Allem hält sie auf weisse Wände, ein gutes Estrich und eine tadellose môḳada. Die letztere ist der Kamin, den sie selbst in einer Ecke des Zimmers aus Lehm oder Thon aufgebaut und dessen Fortsetzung, den Rauchfang, sie nicht nur mit Verzierungen, sondern auch mit einem Sims versehen hat, auf welchem verschiedene Kleinigkeiten zum Putze oder zum Gebrauche stehen; unter ihnen fehlt nirgends die mesreǵa, der Lampenträger, ein thönernes dreibeiniges Männchen. An der Wand des Gastzimmers ist ferner ein schmaler und kurzer durchlöcherter Sims von Thon angebracht, in welchem die Löffel für die Gäste stecken; er heisst meśekk, „das Gesteck" und entspricht dem „Löffelgehäng" der sächsischen Bauernhäuser. Die meiste Kunst aber verschwendet die Bewohnerin des Merǵ-Landes an denjenigen Theil der Wand ihrer Stube, wo ihr kleiner Spiegel mit den Straussfedern und unter ihm ein halbes Dutzend handgrosser buntgestickter Täschchen hängt, in denen kleinere Toilettengegenstände und ein Paar Verschönerungsmittel stecken. Dieses Stück Wand ist reich mit thönernen Phantasieblumen bedeckt und blendend weiss.

Bezüglich des heśś-Fabrikats ist schliesslich noch zu erwähnen, dass sich die Hausfrauen der nicht geringen Mühe seiner Herstellung einzig seiner Vorzüge wegen unterziehen, nicht, weil Töpferwaare etwa dort schwer zu beschaffen oder kostspielig

wäre. Die Töpferei mit Drehscheibe und Glasur der Geschirre ist bereits im Alten Testament erwähnt (Jer. 18, 2 ff. Sprüche 26, 23. Sirach 38. 36 ff.), also uralt in Syrien, und heutigentags dort überall heimisch. Vornehmlich ist es die Ortschaft Aitâ auf dem Antilibanon an der Strasse zwischen Saidâ (Sidon) und Damask, welche wegen der Menge ihrer Töpfereien und des ausgebreiteten Vertriebes ihrer billigen Waare in Ansehen steht; überall begegnet man den mit Aitâ-Geschirr beladenen Eseln, und jeder Syrer kennt das Sprichwort: Der Topf behandelte den Krug geringschätzig, da sprach dieser: wir beide sind zusammen von Aitâ auf derselben Eselin gekommen (ḳidra ʿaijaret na ʿâra, ḳâlet, anâ wayjâkî ǧinâ min ʿAiṭâ ʿalâ ferd ḥimâra). Der ḥoḳḳ von Aitâ findet sich in jedem Damascener Hause und seine châbia in allen Kellern und Vorrathskammern der Stadt. Auch im Merǧ-Lande sieht man Aitâ-Geschirr, aber nur kleine Waare, Näpfe, Teller und Schüsselchen, die mit Honig, Sahne, Butter, Käse, Dibs (Traubensyrup), saurer Milch und Anderem auf den Gasttisch kommen. Alle grösseren Gefässe mit wenigen Ausnahmen (die bâṭîa, eine grosse Mulde zur Bereitung des Brodteigs, ist von Holz) sind im Merǧ von Kupfer. Ebenso ist es in allen übrigen ostlibanonischen und ostjordanischen Landschaften; das häusliche Leben bildet dort am Rande der Wüste einen Uebergang zu dem der Nomaden, bei welchen alles und jedes Thongeschirr fehlt und wegen des Wanderlebens fehlen muss. Trinkwasser, Milch, Butter und Datteln haben die Beduinen in Schläuchen, kupferne Kessel sind ihre Kochgeschirre, ein kupferner Discus mit aufwärts gebogenem Rande ist Tisch und Schüssel zugleich und der Backofen ist ein eisernes Hohlkugelsegment, das auf drei Steine so gestellt wird, dass die convexe Seite, auf welcher das Brod gebacken wird, nach oben gekehrt ist; zwischen den Steinen wird das Feuer angemacht.

(18) Hr. Bastian bespricht Photographien neuirländischer Tempelschnitzereien aus der Sammlung der Gebrüder Hernsheim, ähnlich denjenigen, durch welche Hr. F. Hernsheim bereits früher die im Königlichen Museum durch die Weltumsegelungsreise der Gazelle, als erste überhaupt, beschaffte in werthvollen Zufügungen vermehrt hat. Dieselben bieten einen schlagenden neuen Beweis des oft (aber nie zu oft) wiederholten Satzes, dass es sich für den Aufbau der Ethnologie zunächst in vorderster Linie um die Ansammlungen des Materials zu handeln hat. Eine genauere Erörterung, namentlich auch die Beziehungen dieser Ornamente zu den Reinigungs-Ceremonien der Mädchen und Frauen, auf welche der Vortragende hinwies, wird in einem demnächst erscheinenden Buche desselben (Inselgruppen in Oceanien, Vorwort) geliefert werden.

(19) Mr. J. H. Rivett-Carnac übersendet eine Sammlung archäologischer Abhandlungen über Indien, sowie

Steinwerkzeuge aus dem Banda-Distrikt (Nordwest-Indien).

Ein vorläufiger Bericht darüber ist in den Proceedings Asiatic Society of Bengal, January 1882 gedruckt. Es ergiebt sich daraus, dass die Herren Rivett-Carnac und Cockburn im Banda-Distrikt nicht nur Steinhämmer und zwar sowohl polirte, als unpolirte (letztere in kleinerer Zahl), als auch Feuersteinspähne, zum Theil von ganz neuen Formen, gefunden haben. Einzelne der Hämmer sind sehr gross: der grösste war 12,25 Zoll lang und 4,70 Zoll breit und wog 8 Pfd. 3 Unzen. Im Ganzen gleichen die Formen den europäischen. Das Material ist Grünstein, ein dem Porphyr nahe stehendes Gestein, und Basalt.

(20) Hr. Virchow bespricht

die kaukasischen und transkaukasischen Gräberfelder.

Bevor ich an mein eigentliches Thema, die transkaukasischen Gräberfelder, komme, möchte ich einige Bemerkungen vorausschicken, welche sich auf das früher (in der letzten December-Sitzung) von mir besprochene nordkaukasische Gräberfeld beziehen.

Unter den Bronzen, welche ich aus dem Gräberfeld von Koban mitgebracht habe, waren für mich am meisten überraschend starke Nadeln, welche in grosse, spiegelartige Platten auslaufen. Sie würden am meisten an die bekannten etrurischen Spiegel erinnern, wenn sie nicht an spitzigen Nadeln sässen und durch eine Umbiegung oder Aufrollung am oberen Rande darauf hinzudeuten schienen, dass daran irgend etwas befestigt gewesen ist. Freilich ist an keinem der mir bekannt gewordenen Stücke etwas davon übrig geblieben. Ornamente sind an den Platten nicht vorhanden. Obwohl es sich unzweifelhaft um ein Schmuckobjekt handelt, so ist es doch nicht einmal ganz sicher, an welcher Stelle des Körpers dasselbe getragen wurde. Während die lokalen Schatzgräber die Meinung hatten, dass das eine Art von Haarnadeln gewesen sei, weil sie dieselben stets in der Gegend des Kopfes beobachtet haben wollten, erklärt Hr. Bayern, der sie auch in der oberen Etage von Samthawro angetroffen haben will, in seiner letzten Mittheilung (S. 340), dass „die schaufel- oder ruderförmigen Nadeln stets auf der Brust ein Kreuz bilden"[1]). Wozu dienten also diese Scheibennadeln?

Durch einen besonderen Zufall waren wir in den letzten Tagen, als wir zu einer Sachverständigen-Konferenz im ethnologischen Museum berufen waren, um über einen Ankauf araukanischer Sachen zu beschliessen, vor eine Reihe von silbernen Objekten gestellt, welche ein Mann, der längere Zeit an der Grenze gewohnt und mit den Araukanern Handel getrieben hatte, in ungewöhnlicher Anzahl von den Eingebornen eingetauscht hatte. Fast Alles war aus reinem Silber hergestellt, selbst die Steigbügel. Mich frappirte sofort eine Art von Nadeln, die sich von den kaukausischen nur dadurch unterscheiden, dass ihre Platten entweder eine vollständig abgerundete, oder eine ovale Gestalt haben, während jene am oberen Ende gerade abgeschnitten und nur im Uebrigen länglich oval gestaltet sind. Diese araukanischen Nadeln werden, wie es scheint, zum Zusammenstecken der Kleidungsstücke gebraucht, indess folgt daraus nicht, dass es mit den kaukasischen ebenso war. Ihre Lage am Hinterkopf spricht entschieden dafür, dass sie zum Kopfschmuck dienten.

Auch sonst fand sich unter den araukanischen Sachen Manches, was an die Funde von Koban erinnert. So erblickt man unter den letzeren sehr zahlreich kleine Röhren aus Bronzeblech, von denen ich nur annehmen konnte, dass sie auf Fäden aufgezogen gewesen seien; es schien mir am meisten wahrscheinlich, dass sie zur Herstellung von Halsketten gebraucht seien. Unter den araukanischen Sachen zeigte sich aber eine grosse Anzahl ganz ähnlicher Röhren

1) Vielleicht liegt hier ein Missverständniss der Worte vor. Es giebt in Koban noch eine andere Art von Nadeln, welche noch länger sind, als die Scheibennadeln, und welche regelmässig paarweise und zwar gekreuzt am Becken vorkommen: sie haben statt der Scheibe eine lange, bandförmige Platte und man kann sie recht wohl ruderförmig, aber nicht leicht schaufelförmig nennen.

aus Silberblech, welche in der That aufgezogen sind, aber nicht zu Halsketten, sondern in der Art, dass eine kleinere Anzahl, etwa 5—6, neben einander aufgereiht werden, und dass solche Glieder, unterbrochen durch Perlen, mehrfach übereinander gefügt sind. So entsteht ein langes, plattes, bewegliches Band, welches einen zierlichen Schmuck bildet. Derartige Bänder sind gelegentlich an den araukanischen Scheibennadeln selbst befestigt.

Als ich darauf mit den Herren Bastian und Reiss die reichen Bestände des Königlichen Museums durchmusterte, stellte es sich heraus, dass bei zahlreichen Stämmen von Süd- und selbst von Nordwest-Amerika ähnliche gegliederte Ketten oder Bänder vorkommen. Bei den Heidahs sind statt der Metallröhren Dentalien verwendet. Hr. Reiss erinnerte sich, dass in Südamerika ursprünglich an der Stelle der Metallröhrchen Extremitätenknochen kleiner Vögel gebraucht sind; wir fanden in der That derartige Zierketten von Eingebornen Guyana's. Wie es scheint, werden dieselben gebraucht, um hinten am Kopfe befestigt zu werden, so dass sie lang über den Rücken herabhängen.

Auch die grossen Scheibennadeln finden sich weit verbreitet, so sogar in den alten Gräbern von Ecuador und Peru, wo sie aus Kupfer (oder Bronze?) hergestellt sind. Ueberall hier scheinen sie dazu gedient zu haben, wie bei den Araukanern, die Kleidungsstücke zu befestigen.

Daran lassen sich andere Vorkommnisse anschliessen, die sich in Bezug auf die Einrichtung der Nadeln auf das Nächste anfügen, namentlich in Livland und im nördlichen Russland, soweit als der Einfluss der älteren finnischen Kultur reicht, — eine Uebereinstimmung, von der man nicht sagen kann, dass sie eine unmittelbare Anknüpfung ergiebt in Bezug auf die räumlichen Beziehungen, aber die doch im höchsten Grade auffallend ist, weil sie nicht nur eine ungewöhnliche Leichtigkeit im Behandeln des Materials voraussetzt, sondern auch eine identische, auf dieselben Gegenstände des Schmuckes gerichtete Art der Benutzung anzeigt. Ich könnte noch eine ganze Reihe anderer Fundstücke von Koban anführen, die viel Aehnlichkeit mit alten Fundstücken weit entfernter Gräberfelder bieten, z. B. die Metallgürtel, die Spiralplatten, ich will jedoch heute darauf nicht weiter eingehen.

Ich möchte jedoch noch ein anderes Objekt aus den Funden von Koban hervorheben, welches in der letzten Zeit streitig geworden ist, nehmlich die Bernstein-Perlen.

Unter den hier sehr häufig vorkommenden Carneolperlen ist eine grosse Bernsteinperle beinahe ein Unicum. Ich besitze nur noch ein zweites Stück: eine kleine, längliche, durchbohrte Perle, die jedoch an der Oberfläche stark verwittert ist. Alle anderen Beobachter, welche dieses Gräberfeld explorirt haben, leugnen, dass Bernstein an dieser Stelle vorkomme. Der einzige, welcher in dieser Beziehung etwas nachgiebiger war, ist Hr. Bayern, der jedoch andere Einwendungen hat. Diese Perle oder genauer, dieses platte, wenig geglättete, durchbohrte, verhältnissmässig grosse Bernsteinstück in Form eines Ringes lässt nach meiner Meinung keinen Zweifel darüber bestehen, dass damals nicht blos Carneol eingeführt wurde, der wahrscheinlich vom Süden kam, sondern dass auch Bernstein eingeführt wurde und zwar vom Norden (Sitzung vom 17. December 1881. Verhandl. S. 427, sowie Zeitschrift für Ethnologie 1882. S. 110). Nun erklärt Hr. Bayern (S. 353), dass Bernstein auch in Transkaukasien natürlich vorkäme, so unweit von Tiflis und in der Karabagh. Freilich giebt er an, der Bernstein käme nur in kleinen Körnern

vor, und es ist selbstverständlich, dass solche Körner wenig geeignet sein würden, in irgend einer Weise verarbeitet zu werden, indess meint er, wo einmal Bernstein sei, könne er auch in grösseren Stücken vorkommen. Wenn er nun in grösseren Stücken vorkommen sollte, so läge allerdings der Schluss nahe, dass diejenigen Funde, welche in alten Gräbern des Kaukasus gemacht worden sind, kein geeigneter Beweis für den Import seien. Es ist diess dieselbe Controverse, welche ich mit Hrn. Capellini in Bezug auf den italienischen Bernstein geführt habe und welche endlich durch die chemischen Untersuchungen des Hrn. Helm zu meinen Gunsten entschieden worden ist. Es würde eben darauf ankommen, auch den transkaukasischen Bernstein auf seine chemische und sonstige Beschaffenheit genauer zu prüfen. Jedenfalls sind meine beiden Perlen ausreichend, um zu beweisen, dass Bernstein in den Gräbern von Koban vorkommt. Da Graf Uwarow in seinem Vortrag in Tiflis betont hat, dass kein Bernstein in Koban gefunden sei (Russische Revue 1882. Bd. 20. S. 115), so lege ich Werth darauf, seine Existenz zu konstatiren.

Beiläufig will ich noch erwähnen, dass, wenn Hr. Bayern (S. 340) die Ueberzeugung ausspricht, es werde sich in Koban auch Gold einst sicher nachweisen lassen, diese Erwartung schon erfüllt war, indem in der ersten Sendung, die ich im Jahre 1879 von da durch Hrn. Dolbeschew empfing, sich bereits Goldperlen vorfanden. —

Ich komme jetzt zu meinem eigentlichen Thema, den südlichen Gräberfeldern, will mich jedoch wegen der Kürze der Zeit mehr auf eine allgemeine Charakteristik derselben beschränken, und zunächst die Situation der wichtigsten dieser Felder klar legen. Die Gräberfelder, von denen ich reden will, liegen am Südabhange des Kaukasus und am Antikaukasus und erstrecken sich in einer gewissen Ausdehnung von dem mesgischen Quergebirge, dem Joch von Suram, welches die beiden Längsthäler von Transkaukasien von einander scheidet, bis gegen die östliche Steppe hin. Sie sind sämmtlich schon von Hrn. Bayern genau explorirt worden. Sonderbarer Weise fehlt es nach der andern Seite des Quergebirges hin, wo das alte Kolchis liegt, vorläufig ganz an irgend welchen ergiebigen Fundstellen. Nicht ein einziges altes Gräberfeld ist westlich vom mesgischen Gebirge bis jetzt bekannt. Sämmtliche bekannten transkaukasischen Gräberfelder liegen auf der östlichen Seite des Passes von Suram, innerhalb des Gebietes, welches von jeher als ein besonderes konstituirt gewesen ist, dem alten Iberien und Albanien, dem späteren Georgien. Fast ausnahmslos sind alle diese Gräber sogenannte Skeletgräber, nicht Brandgräber[1]).

Das erste vom Westen her ist das von Hrn. Bayern beschriebene Gräberfeld von Samthawro. Der Name ist fast zu sorgfältig gewählt; so heisst nehmlich ein altes Kloster, welches kaum 10 Minuten von der alten georgischen Hauptstadt Mzchet entfernt ist. Letztere oder vielmehr das an ihrer Stelle erbaute Dorf liegt eine Poststation westlich von Tiflis auf einer flachen Terrasse in dem Winkel, welchen die Kurá mit einem in sie einmündenden nördlichen Nebenfluss, der Aragwa, bildet. Letztere kommt unmittelbar vom Kaukasus herunter; ihr Lauf bezeichnet

1) Bei Mzchet hat Hr. Bayern (Mitth. der Wiener anthropol. Gesellschaft. 1874. Bd. IV, S. 74) einigemal grosse Amphoren gefunden, von denen er annimmt, dass sie für die Aufnahme der Asche verbrannter Leichen gedient hätten. Aber der Grund, den er dafür anführt, dass in der Nähe dieser Amphoren Glasperlen gefunden sind, dürfte nicht ausreichen, um für ein so exceptionelles Verhältniss als genügender Beweis zu dienen.

im Allgemeinen den Weg, auf dem die grusinische Militairstrasse vom Kreuzberg-Pass her nach Tiflis hinabzieht. In Mzchet sind von der alten Herrlichkeit nur noch ein Paar bemerkenswerthe Kirchen und spärliche Ruinen monumentaler Gebäude übrig; zwischen ihnen haben ärmliche dorfartige Ansiedelungen stattgefunden. Als man die grusinische Militairstrasse neu ausbaute (1870), durchschnitt man eine grosse Löss-Terasse, welche den Abhang gegen die beiden Flüsse hin bildet, und kam mitten durch ein reiches Gräberfeld, von dem noch heute, nachdem mehr als ein Decennium seitdem vorübergegangen ist, an dem Einschnitt der Strasse beiderseits die offenen Steinkammern erhalten sind. Niemand hat sich die Mühe gegeben, die Steine herauszunehmen. Die Kammern oder Kisten sind so gut angelegt, dass sie noch heute den Druck der grossen Erdmasse aushalten. Anfangs wurde mit ungeheurer Sorglosigkeit Alles zerstört. Hr. Bayern schätzt, dass 800 Gräber einfach vernichtet seien, bevor er sich an die Sache machte. Er hat dann in der That sehr mannichfaltige und reiche Funde gemacht, wie seine früheren Berichte über die Ausgrabungen bis einschliesslich 1871 in unserer Zeitschrift für Ethnologie Bd. IV S. 168 ff. Taf. X—XII, über die von 1872 in den Mittheilungen der Wiener anthropol. Gesellschaft Bd. IV Nr. 7 [1]), endlich über die bis 1877 in Objets d'antiquité du Museé de la société des amateurs d'archéologie au Caucase. Tiflis 1877, p. 7 darthun.

Das Gräberfeld von Samthawro ist, wie es scheint, viele Jahrhunderte hindurch benutzt worden. Hr. Bayern setzt seinen Anfang schon um das Jahr 1000 v. Chr. Ich bin natürlich nicht in der Lage, alle Einzelheiten durch persönliches Zeugniss belegen oder widerlegen zu können. Ich habe allerdings die frühere Sammlung des Hrn. Bayern, welche sich jetzt im kaukasischen Museum in Tiflis befindet, gesehen und ich war am 25. September 1881 mit dem Congress selbst in Mzchet, wo Hr. Bayern für uns eine Reihe von Gräbern vorbereitet hatte und wo auch ich ein Grab zur eigenen Ausräumung erhielt. Leider war die Excursion, welche noch weiter bis Kutais gehen sollte, so eilig, dass wir nicht lange genug bleiben konnten, um mehr als eine Schicht dieser Gräber, und zwar die obere, kennen zu lernen. Hr. Bayern behauptet aber gegenwärtig (s. oben S. 327, 346), wovon in seinen früheren Mittheilungen noch nicht die Rede war, dass man zwei Hauptperioden unterscheiden könne: eine sehr alte, in welcher Kuppelgräber errichtet seien, die eine untere Etage des Gräberfeldes einnähmen und nur klein an Zahl seien (seit 1877 nur 15), und eine jüngere, hauptsächlich Steinkistengräber, Ziegelgräber und vereinzelte Erdgräber enthaltend. Diese bildeten die obere Etage und seien sehr viel reicher an Beigaben und viel weiter ausgedehnt. Hr. Bayern öffnete davon mehr als 600.

Die Gräber der unteren Etage würde ich lieber Brunnengräber nennen, denn sie bestanden nach der Beschreibung des Hrn. Bayern aus tiefen Brunnen, die bis über 2 *m* in die Erde reichten; sie waren unten mit Rollsteinen ausgesetzt und oben mit einem Steingewölbe geschlossen; dahinein wurde die Leiche in hockender Stellung beigesetzt. Diese Gräber enthalten Bronze und Eisen und Hr. Bayern selbst rechnet sie daher zur ältesten Eisenzeit, aber sie würden nach der Ansicht des aufmerksamen Forschers doch in eine ältere Periode fallen, als dasjenige Gräberfeld, welches ich früher besprochen habe, das von Koban. Ich bin davon nicht überzeugt. Aus dem Verzeichniss des Inhaltes der 15 Kuppelgräber (Objets d'antiquité

1) Noten zu diesen letzteren Mittheilungen (was freilich nicht angegeben ist) stehen in der Zeitschr. für Ethnologie. 1878. Bd. X, S. 415.

etc. p. 27. Append. B) geht hervor, dass in 5 Gräbern (unter 15) eiserne Lanzenspitzen gefunden wurden, dass ferner eine Fibula und ein Paar Hirsche von Bronze (Pl. V, Fig. 1, 3 und Pl. VI, Fig. 4) zu Tage gekommen sind, welche mit analogen Objekten von Koban ganz übereinstimmen, dass endlich Glasperlen und sehr ausgeprägte Formen von Topfgeschirr, selbst ornamentirte, zahlreich gesammelt wurden, während beides in Koban selten und namentlich das Thongeschirr höchst roh ist. Darnach habe ich keineswegs den Eindruck, dass diese Gräber „um viele Hunderte von Jahren" älter seien, als die von Koban; im Gegentheil, ich bin noch immer geneigt, sie für etwas jünger, wenngleich demselben Culturkreise angehörig, anzusehen. Dafür spricht meiner Meinung nach namentlich die Vollendung des Thongeräthes, welches aus diesen Brandengräbern zu Tage gekommen ist. Glücklicherweise kann ich einige Stücke davon vorlegen [1]), deren Restauration ich nur der grossen Ausdauer unseres Conservators, des Hrn. Reichert und der allmählich etwas mehr entwickelten Geschicklichkeit eines der Diener des Pathologischen Instituts zu danken habe. Diese Gefässe haben durchweg eine leicht glänzende, schwarze Farbe, sind aus einem sehr dichten Material hergestellt und stellen grosse Schalen, hohe und

Fig. 1.

Fig. 2.

weite, bombenartige Behälter, Henkelkrüge und kleinere Töpfe dar, ähnlich denjenigen, welche auf Pl. X der Objects d'antiquité abgebildet sind. Ich zeige die zwei am besten erhaltenen. Zunächst eine henkellose Urne (Fig. 1), aus tausend Stücken zusammengesetzt, 25,5 *cm* hoch, an der Mündung 16, am Bauche 28, am Boden 10 *cm* im Durchmesser, fast ohne Hals, mit schmalem Rande, unter demselben und am Bauche mit eingeritzten Querlinien besetzt. Das zweite (Fig. 2) ist ein Henkeltopf, 12 *cm* hoch, 11 an der Mündung, 12,5 *cm* am Bauche weit, ohne Ornament, auf der Drehscheibe gearbeitet. Der Henkel ist gross und gut gerundet.

1) Es sind diejenigen, deren Hr. Bayern in seiner Mittheilung an uns (S. 341, Anm.) gedenkt.

Was die obere Etage angeht, so zeigt die Mehrzahl der Gräber, wie gesagt, Kammern aus Steinplatten von sehr variabler Grösse und sehr mannichfaltiger Ausstattung. In der Regel befinden sich darin mehrere Skelette, eines neben oder auf das andere gesetzt, woraus natürlich eine vielfache Beschädigung und ein Durcheinander der einzelnen Gerippe und Beigaben hervorgeht. Dazu kommt, dass, wie Hr. Bayern nachgewiesen hat, eine sehr grosse Zahl dieser Gräber schon früher von Schatzgräbern durchwühlt worden ist. Auch wir waren während der Dauer der Grabungen nicht in der Lage, ein einziges Grab zu finden, in dem eine volle Klarheit der Verhältnisse bestanden hätte. Dasselbe wiederholte sich später auf einem andern Gräberfeld, mit dessen Untersuchung ich mit Hrn. Bayern ein Paar Tage zubrachte, dem von Marienfeld. Trotz aller Mühe war ich nicht im Stande, sichere Zeichnungen der Situation der einzelnen Gerippe herzustellen. Es war mir nicht einmal möglich, einen Ueberblick des gegenseitigen Lagerungsverhältnisses zu gewinnen, weil die einzelnen Gerippe so in sich zusammengesunken und mit den Bestandtheilen anderer Skelette vermengt waren, dass man von der Zusammengehörigkeit der Knochen keinen rechten Begriff sich machen konnte. Wahrscheinlich sind die Beisetzungen auch in den Steinkammern vielfach in hockender Stellung erfolgt, so dass bei der fortschreitenden Verwesung und Blosslegung die Knochen der Gerippe in sich zusammensanken.

Manche der Gräber von Samthawro, namentlich die Ziegelgräber, reichen in eine gut erkennbare historische Zeit, indem Münzfunde hinzutreten, welche darthun, dass das Feld benutzt worden ist bis in die Zeit hinein, wo schon das Christenthum in Georgien eingeführt wurde, was im 5. Jahrhundert stattgefunden hat. Nach der Angabe des Hrn. Bayern (Zeitschr. für Ethnol. 1878, S. 441) sind nicht nur griechische Colonialmünzen, sondern auch römische Denare und persische Münzen, die Mehrzahl dem I.—IV. Jahrhundert nach Christo angehörig, von ihm gefunden worden. Wenn dadurch die Zeitbestimmung eine sehr sichere wird, so fehlt es doch noch sehr an Klarheit in Bezug auf die Frage, wer die Gräber angelegt hat. Bekanntlich waren diese Hinterländer selbst für die Römer ziemlich unzugänglich. Wenn gelegentlich ein römischer Feldzug bis in diese abgelegenen Gegenden hinein ging, so hat doch eine dauernde Ansiedlung der Römer hier nicht stattgefunden, und auch die Cultur, welche seit der pompejanischen Periode bestand, darf in einem gewissen Sinne immer noch als eine mehr oder weniger prähistorische bezeichnet werden. Die Abbildungen, welche Hr. Bayern von den Funden aus dieser oberen Etage gegeben hat (Zeitschr. für Ethnol. 1872, Taf. XI—XII), zeigen, dass darunter eine grosse Zahl von Gegenständen enthalten ist, welche wir bei uns kein Bedenken tragen würden, ohne Weiteres als römisch anzusprechen. Ich mache namentlich auf die „römischen Provinzialfibeln“ aufmerksam, auf gewisse Fingerringe und Medaillons mit Gemmen u. s. w. Jedoch gilt diess eigentlich nur von der „obersten Etage“. Im Uebrigen sind wir leider auch mit der oberen Etage nicht so weit, dass wir alle Fundgegenstände auseinander bringen können; ich beabsichtige daher auch nicht, nach dieser Richtung weiter eingehende Bemerkungen zu machen. Ich möchte nur nachher einige Skelettheile von da vorlegen.

Der unteren Etage von Samthawro stellt Hr. Bayern ein anderes Gräberfeld nahe, das von Redkin Lager, dem er ein noch höheres Alter beilegt. Dasselbe liegt schon nicht mehr im eigentlich kaukasischen Gebiet, sondern jenseits der Kura an einem ihrer südlichen Nebenflüsse, der Akstapha, welche aus dem Trialethi herabströmt. Ich kenne dasselbe nur aus den Funden im kaukasischen Museum und aus den Mittheilungen des Hrn. Bayern. Wenn er dasselbe in die

eigentliche Bronzezeit setzt (s. oben S. 327, 341, 346, 352), so habe ich dagegen schon meine Bedenken ausgesprochen (S. 354). Auch in Redkin Lager sind zwei eiserne Wurfspiesse gefunden worden und die sonstigen Funde stimmen so sehr mit denen der unteren Etage von Samthawro überein, dass man wohl nicht fehlgreifen wird, wenn man, wie übrigens Hr. Bayern selbst (s. oben S. 346) früher gethan hat, dieses Gräberfeld gleichfalls der älteren Eisenzeit zurechnet. Dafür spricht auch die grosse Ausdehnung, in welcher hier Blei angewendet wurde. Für uns ist es besonders interessant, dass sowohl in Redkin Lager (Objets Pl. XI, Fig. 8. 11), als in der unteren Etage von Samthawro (ebend. Pl. X, Fig. 1) Gefässe mit dem Wellenornament vorkommen, welche sich unseren slavischen in mehrfacher Beziehung annähern.

Das nächste Gräberfeld von Samthawro aus ist das von Inianthkari. Es liegt nördlich von Mzchet, da wo die Aragwa sich aus dem Gebirge herauszuwinden beginnt, auf dem Südabhange des Kaukasus selbst. Ich habe dieses Gräberfeld nicht besucht. Nach Hrn. Bayern (s. oben S. 350) wäre es das relativ jüngste, denn er setzt es in den Anfang des Christenthums (ob des Christenthums überhaupt oder des grusinischen, ist nicht gesagt) und scheint nicht abgeneigt, es den Osseten zuzuschreiben, die hier Höhlen bewohnt hätten. Auch giebt er an, dass die Todten in Steinkisten beigesetzt waren, wie bei Mzchet, nur dass die letzteren weit kleiner seien, ähnlich denen im Gebiet der nördlichen Gebirgsstämme. Weiteres, insbesondere über die Beigaben ist mir nicht bekannt. Hr. Bayern schenkte mir nur einen schwarzen Topf von da, welchen ich meinerseits dem Königlichen Museum hierselbst übergeben habe; derselbe hat so viel Aehnlichkeit mit den vorher besprochenen von Samthawro, dass mir der Gedanke sehr nahe getreten ist, ob das Gräberfeld von Inianthkari nicht auch viel weiter zurückreicht. Jedenfalls zeigt es Eigenthümlichkeiten des Schädelbaus, auf welche ich zurückkommen werde; dieselben bieten allerdings eine Annäherung an den Schädelbau der benachbarten Stämme.

Zwei andere und besonders interessante Gräberfelder liegen östlich von Tiflis, gerade an der Grenze der Steppe, nahe aneinander bei dem grusinischen Dorfe Sartatschali und der deutschen Colonie Marienfeld am rechten Ufer der Jora, eines nördlichen Nebenflusses der Kurá, welcher hier durch eine tiefe Schlucht aus dem Gebirge hervortritt; er bildet ungefähr die Grenze zwischen dem alten Iberien und Albanien. Nach der gegenwärtigen Eintheilung beginnt bald jenseits des Flusses das Weinland Kachetien. Das von mir untersuchte Gräberfeld von Marienfeld erscheint verhältnissmässig intakt, weil die Gräber äusserlich fast gar nicht hervortreten und weil es schon in der Steppe selbst liegt, auf einer Ebene, die, wie es scheint, in neuerer Zeit niemals bebaut gewesen ist, obwohl man annehmen muss, dass in einer älteren Periode das Alles in Cultur war. Auf der Reise dahin begleiteten mich die Hrn. Dolbeschew und Obst; Hr. Bayern war schon vorausgegangen und hatte Alles vorbereitet. Für kürzere Zeit besuchte uns Graf Uwarow mit seinen Damen.

Auch diese Gräber entsprechen dem Bau nach vollständig denen von Mzchet. Es sind gleichfalls Steinkammern und zwar recht grosse, so dass ich bei der Hitze der Tage (4. und 5. October) von Zeit zu Zeit der Kühlung halber in eines der Gräber hinein kroch und da unten meine Notizen machte. Sie haben eine Länge von meist 5—6 Fuss bei etwa 2 Fuss Breite, und sind aus grossen Steinplatten errichtet und mit solchen bedeckt. Der Innenraum war grossentheils leer und nur am Boden so weit mit Erde bedeckt, als durch die Zwischen-

räume der Deckplatten der Regen dieselbe eingeschwemmt hatte. Am Boden, theils von Erde bedeckt, theils noch ganz frei, lagen in jedem Grabe mehrere Gerippe, einzelne der Länge nach ausgestreckt, andere offenbar in sitzender Stellung zusammengesunken, so dass, wie schon erwähnt, die Knochen häufig sehr schwer oder gar nicht auseinander zu lesen waren. Archäologisch betrachtet sind diese Gräber sehr arm; wir haben einige Bronzen, etwas Eisen, Carneol und dergleichen gefunden, aber sehr wenig. Die grosse Mehrzahl der Gräber ergab gar keine Beigaben. Von Thongeräth keine Spur. Nur in einem Paar Kindergräbern waren mehrere Beigaben, namentlich in einem, wo ein kleiner Bronzering, ein Fingerring aus Carneol, ein kleines Bronzeeimerchen und ein Paar verrostete Eisennadeln gesammelt wurden. An dem Eimerchen hafteten noch minimale Reste eines groben Gewebes.

Von einer genaueren Darstellung muss ich hier absehen; ich werde diess anderweitig nachholen. Heute scheint es mir richtiger, in Bezug auf die Beschaffenheit der Gerippe in den transkaukasischen Gräberfeldern einige Bemerkungen zu machen. Schon Hr. Fritsch, als er von seiner persischen Reise zurückkehrte, hat uns in der Sitzung vom 28. Juni 1875 (Verhand. S. 149) durch Vorlagen gezeigt, dass auch in diesen Gräberfeldern jene sonderbare Form von künstlich deformirten Schädeln vorkommt, welche zuerst in der Krim, namentlich bei Kertsch in grösserer Zahl gefunden wurden und in welchen man mit Recht dieselbe Form erkannt hat, welche schon Hippokrates aus diesen Gegenden ausführlich beschrieben hat unter dem Namen der Makrocephalen. Der Altvater der Medicin schildert nicht blos die Art, wie die Deformation bei Kindern durch Einwickeln des Kopfes mit Binden hervorgebracht wird, sondern er giebt auch an, dass es geschehe, weil man glaube, dadurch einen Anschein von Adel hervorzubringen, ein vornehmes Aussehen. Auch hat er die schon an die neuen hyperdarwinistischen Vorstellungen anstreifende Idee, dass, nachdem lange Zeit hindurch diese Sitte immerfort geübt sei, sich allmählich eine Art von Domestikation gebildet habe und die Leute von selber mit solchen Köpfen geboren würden. Davon kann nun freilich nicht die Rede sein. Ich habe hier einen Schädel dieser Art von einem Erwachsenen, den einzigen, der überhaupt noch zu erlangen war. Es ist ein Geschenk des Hrn. Bayern aus dem Gräberfelde von Samthawro. Er zeigt merkwürdiger Weise die berühmte „Inkaform" der Peruaner, nicht jene breite und platte Form, welche in Ancon so stark vertreten war, sondern die lange, nach hinten hinausgeschobene, die, wenn sie noch mehr entwickelt wird, den Kopf in eine Art von schrägem Cylinder verwandelt. Hr. Bayern war auch so freundlich, mir einen Kinderschädel dieser Art, übrigens mit persistenter Stirnnaht, mitzugeben. Man sieht daran, wie das Stirnbein zurückgedrückt und nach hinten geschoben ist, so dass förmliche Vertiefungen an seiner Mitte entstanden sind, aus welchen der hintere Abschnitt des Knochens sich erhebt. Hinter der Kranznaht eine neue Eindrückung, dann drei Finger hinter der Naht die Scheitelhöhe und endlich ein schneller, fast gerader Abfall nach unten.

Makrocephale Schädel sind bis jetzt nur auf zwei transkaukasischen Gräberfeldern beobachtet, in dem von Samthawro und in dem von Sartatschali-Marienfeld, dagegen sind sie nicht gefunden worden in Koban und an keiner der anderen, sonst untersuchten Stellen Kaukasiens. Namentlich möchte ich betonen, dass im nördlichen und östlichen Kaukasus bis jetzt noch kein einziger Fund dieser Art gemacht worden ist.

Es ist in der That sehr auffällig, dass bei so grosser Nähe nicht blos diese

Differenz besteht, sondern dass sich auch in anderer Beziehung die grössten Differenzen der Schädelformen ergeben. So zeigt das Gräberfeld von Inianthkari ausnahmslos brachycephale Schädel mit Indices, welche über 81, 82 und selbst 83 hinausgehen, also eine recht bedeutende Brachycephalie, wie sie etwa bei den Lappen vorkommt. Ich habe, um diese Verhältnisse klar zu machen, einen Schädel von Inianthkari mitgebracht; er ist sehr umfangreich und ausgemacht brachycephal. Dagegen sind die Schädel von Samthawro fast ausschliesslich dolichocephal bis zu sehr niedrigen Indices herunter (vielfach unter 70) oder mesocephal. Also eine höchst auffällige Verschiedenheit, obwohl beide Gräberfelder demselben Südabhange angehören.

Ich habe neulich das Resultat meiner Messungen an lebenden Kaukasiern verschiedenen Ursprungs in der Akademie vorgetragen und kann mich hier darauf beschränken, kurz anzuführen, dass es mir nicht gelungen ist, gegenwärtig einen einzigen dolichocephalen Stamm im Kaukasus zu entdecken. Alle Stämme sind entweder geradezu kurzköpfig oder höchstens mit gewissen Beimischungen von Mittelköpfigkeit versehen.

Zu den in das Gebiet der Brachycephalie mit beigemischter Mesocephalie einschlagenden Stämmen gehört namentlich derjenige, dessen Söhne nach der angenommenen linguistischen Auffassung gerade als Brüder der Deutschen betrachtet werden, nehmlich die Osseten. Auch das Gräberfeld von Inianthkari liegt auf ossetischem Gebiet, wie das Gräberfeld von Koban. Nur befindet sich dieses auf dem Nordabhange des Kaukasus, Inianthkari dagegen auf dem Südabhange der Centralkette. In Koban sind ungemein wenige Gräberschädel erhalten; ich selbst habe nur einen einzigen von da bekommen, dem freilich das Gesicht fehlt, der aber sonst zum grösseren Theil erhalten ist. Derselbe ist ausgemacht dolichocephal, also sehr verschieden von denen von Inianthkari, aber auch von den Köpfen der heutigen Osseten, so dass ich es nicht für ausgemacht halte, dass das Gräberfeld von Koban ossetischen Ursprungs ist. Wir besitzen leider keine Anhaltspunkte dafür, wann die Osseten sich im Kaukasus angesiedelt haben und von wo sie gekommen sind, aber es hat sich bei meinen Messungen herausgestellt, was mit den linguistischen Untersuchungen stimmt, dass unter sämmtlichen kaukasischen Stämmen, die ich gemessen habe, nur ein einziger existirt, der craniologisch einigermassen eine Aehnlichkeit mit ihnen, wenigstens in den gröberen Verhältnissen darbietet, nehmlich die Perser. Diese, meist aus der Provinz Aderbeidschan, erwiesen sich als diejenigen, welche, nicht einmal abgerechnet solche, die eine tatarische Beimischung erkennen liessen, im Vergleich mit den übrigen Stämmen die grösste Zahl von Mesocephalen und die kleinste von Brachycephalen aufwiesen, die also entschieden den Osseten am nächsten stehen. Da aber bei den letzteren die Brachycephalen dominiren, so sehr, dass die beiden ossetischen Schädel, welche ich zur Untersuchung erlangen konnte, stark brachycephal sind, so ist es nicht wohl zulässig, die Osseten einfach als einen persischen Stamm, wenigstens im heutigen Sinne des Wortes, zu betrachten. Dagegen halte ich es für sehr möglich, dass die grossen, breiten, hohen und umfangreichen Schädel von Inianthkari einer altossetischen Bevölkerung angehören.

Sehr viel schwieriger ist es, die Leute von Samthawro und Sartatschali-Marienfeld unterzubringen. Wenn man erwägt, dass hier ein Gebrauch der künstlichen Deformation in grösster Präcision sich uns darstellt, der für diese Gegenden schon im 5. Jahrhundert v. Chr. historisch bezeugt ist, so sollte man meinen, dass einstmals eine zusammenhängende Bevölkerung von der Krim über das Gebirge

hinüber bis in die östliche transkaukasische Steppe gesessen haben müsse. Gegen eine solche Auffassung muss ich jedoch sagen, dass sich mir bei meinen Untersuchungen an Lebenden in Tiflis herausgestellt hat, dass diese Art der Verdrückung der Schädel, wenn auch nicht bis zu einem gleichen Extrem, noch heutigen Tages erkennbar geübt wird, und zwar nicht etwa bloss bei einem Stamm, sondern bei den verschiedenartigsten Stämmen, welche ganz verschiedenen linguistischen Abtheilungen angehören. Ich bin daher bis jetzt durchaus nicht überzeugt, dass etwa an diesem Merkmal eine bestimmte Rasse erkannt werden könnte.

Eine andere Schwierigkeit ist die, dass in den Gräbern von Samthawro neben den macrocephalen sich überwiegend Schädel finden, welche mehr lang und schmal oder im äussersten Falle mesocephal sind, — ich fand bei meinen ersten Untersuchungen ein Verhältniss von 2 mesocephalen auf 4 dolichocephale, — dass dagegen in der jetzigen Bevölkerung gar keine Parallele dazu existirt. Es ist meiner Meinung nach nicht möglich, ein bestimmtes Volk in Kaukasien aufzuweisen, welches in diese Kategorie hinein passte. Namentlich die eigentlichen Georgier oder Grusiner, welche jetzt die Gegenden bewohnen, auf denen die Gräberfelder von Samthawro und Sartatschali-Marienfeld liegen, sind eminent brachycephal. Wir haben während der beiden Tage, wo wir auf der Steppe von Marienfeld Ausgrabungen veranstalteten, nur mit grusinischen Arbeitern gearbeitet; ich habe sie alle durchgemessen und habe auch nicht einen einzigen darunter gefunden, der nicht brachycephal gewesen wäre. Es muss also im Laufe der Zeit eine grosse Vermischung, wenn nicht eine völlige Verschiebung stattgefunden haben, aber ich bin im Augenblick nicht in der Lage, sagen zu können, wie das im Einzelnen zugegangen ist. Ob man annehmen darf, dass die Armenier, welche wesentlich brachycephal sind, das bestimmende Element der Vermischung geliefert haben, muss weiteren Untersuchungen anheimgestellt werden. Ich kann nur das Eine anführen, dass unter den jetzigen Stämmen einer ist, der, soweit meine allerdings sehr beschränkten Messungen ergeben, eine gewisse Annäherung an die alten Völker darbietet. Das sind die Imeretiner, ein linguistisch den Geogiern ganz nahe stehender Stamm.

Das, was vom linguistischen Standpunkt im Grossen als Georgier im engeren Sinne bezeichnet wird, erfüllt das mittlere Thal der Kurá, östlich vom mesgischen Quergebirge bis an den Rand des Hochgebirges im Norden und bis an die Abhänge des Antikaukasus im Süden. Nur in einer beschränkten Region schieben sich die Osseten bis zur Kurá herunter. Von dem mesgischen Quergebirge nach Westen folgen sich die Bevölkerungen bis an das schwarze Meer in der Weise, dass jenseits des Passes von Suram zuerst Imeretiner, im Gebirge Suaneten und weiterhin am schwarzen Meer nördlich Mingrelier und südlich Gurier sitzen. Da, wo man auf dem Wege nach Poti an den Rion (Phasis) kommt, wo also noch nicht die nächste Nähe des Meeres und des überseeischen Verkehrs fühlbar ist, sitzt eine Bevölkerung, die imeretinische, in welcher, wie es scheint, häufiger mehr lange Schädel vorkommen. Ich konnte leider nur 5 Imeretiner messen, davon waren 2 mesocephal, 3 brachycephal; auch habe ich durch die grosse Güte des Hrn. Dr. Markaroff in Tiflis wenigstens einen imeretinischen Schädel erhalten, welcher gleichfalls mesocephal (Index 77,8) ist. Gerade in dieser Bevölkerung, deren Hauptstadt Kutais, die „alte Stadt der Medea", ist, macht sich noch jetzt die Schönheit der männlichen und weiblichen Bevölkerung am meisten bemerkbar. Auch südlich davon in Gurien sah ich Männer von seltener Vollendung der Körperformen. Aber das imeretinische Land darf vielleicht als Hauptsitz der schönen Leute gelten. Ob

das nun die Reste derjenigen Bevölkerung sind, die einstmals in grösserer Ausdehnung das Land auch nach Osten hin erfüllte und die späterhin an den meisten Stellen irgend einem brachycephalen Einfluss unterlegen ist, muss ich dahingestellt sein lassen, für so wahrscheinlich ich es auch halten möchte.

Ich will zum Schluss noch hervorheben, dass in den transkaukasischen Gräberfeldern eine Erscheinung in grösserer Ausdehnung vorkommt, die, je nachdem man sie beurtheilt, dieser Bevölkerung eine sehr verschiedene Stellung in der anthropologischen Rangordnung anweisen würde, nehmlich die zusammengedrückte Gestalt der Schienbeine, die Platyknemie. Da ist z. B. eine solche Tibia von Samthawro, die sich den besten Specimina dieser Art an die Seite stellt. Ihr Querschnitt sieht einer zerbrochenen Säbelscheide sehr ähnlich. Dazu kommt noch eine andere Eigenthümlichkeit: auch die Oberschenkelbeine sind stark abgeplattet und zeigen zuweilen jene ungewöhnliche Protuberanz am oberen Ende, welche erst in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit in höherem Maasse auf sich gezogen hat, den sogenannten Trochanter tertius[1]).

Wenn man nach Art der Enthusiasten für Inferiorität der Rassen operirt, so könnte man sagen: hier ist eine niedere Bevölkerung im ersten Anfange der Civilisation; die Leute haben nicht einmal regelmässige Beine gehabt, viel weniger ist von ihrem Gehirn zu erwarten, denn das ist immer das letzte, was in der Entwickelung an die Reihe kommt. Ich will nicht leugnen, dass auch ich eine Zeit lang sehr geneigt gewesen bin, die Platyknemie als ein Zeichen inferiorer Bildung zu betrachten, indess bin ich in der letzten Zeit durch eine Reihe von Beobachtungen, namentlich bei den alten Trojanern, etwas davon zurückgekommen. Es erscheint mir gegenwärtig mehr wahrscheinlich, dass die Configuration der Extremitäten und ihrer Knochen in viel höherem Maasse abhängig ist von der Muskelaktion, von der besonderen Art, wie bei dem Einzelnen und in Generationen hinter einander die Glieder gebraucht werden, als man im Augenblick geneigt ist zuzugestehen. Es fehlt nach dieser Richtung fast ganz an Untersuchungen; selbst bei uns hat das grosse Schwierigkeiten. Es würde von höchstem Interesse sein, wenn wir im Stande wären, z. B. in Familien, in denen der Militärdienst, namentlich der Infanteriedienst, erblich ist, die Beine in grösserer Zahl im Verlauf der Generationen zur Untersuchung zu bringen und zu sehen, wie sich die Knochen gestalten. Dass die Länge derselben zunimmt, kann man äusserlich erkennen, aber was mit den Knochen sonst wird, ist schwer zu sagen. Die besondere Configuration der Platyknemie hängt unzweifelhaft zusammen mit einer grösseren Entwickelung der Muskeln an den Seiten der Tibia. Ich will mich daher dagegen verwahren, dass man aus der Häufigkeit dieser Erscheinung vorläufig etwas anderes deducirt, als dass es gerade kein stillsitzendes Volk gewesen ist, dessen Knochen uns die Gräberfelder enthüllen. Wie noch heut zu Tage die ganze Bevölkerung sich mehr auf den Beinen befindet und wenig geneigt ist, im Hause oder in der Ruhe der abgeschlossenen Werkstatt zu arbeiten, so ist es wahrscheinlich immer gewesen.

Ich habe von Marienfeld einen von mir selbst ausgegrabenen Unterschenkel mitgebracht, an welchem eine colossale Synostose sämmtlicher um das Tibiotarsal-Gelenk liegender Knochen bis zum Calcaneus herab mit mächtiger Knochenwucherung besteht. Der Mann muss also eine lange Krankheit zu überstehen gehabt haben und lange Zeit bettlägerig gewesen sein, obwohl er wahrscheinlich nicht

1) Man vergleiche über Platyknemie und Trochanter tertius meine Abhandlung über alttrojanische Gräber und Schädel. Berlin 1882. S. 36, 46, 97, 104.

in so glücklichen Verhältnissen lebte, wie unsere Freunde, die von Gelenkübeln heimgesucht werden und sich in aller Ruhe halten können. Trotzdem ist bei ihm eine vollendete knöcherne Anchylose, also eine Heilung, zu Stande gekommen. Das setzt doch immerhin ein civilisirtes Verhältniss voraus.

Dahin zielt auch die ganze archäologische Ausstattung, welche auf ausgebildete und zum Theil sehr weit reichende Handelsbeziehungen und auf eine gewisse Wohlhabenheit des Volkes hinweist. Um so mehr aber glaube ich berechtigt zu sein, durch diese Mittheilungen die Aufmerksamkeit mehr darauf zu lenken, dass man ein solches Vorkommniss, wie die Platyknemie es ist, so sehr es an sich als Merkmal niederer Rassenbildung erscheinen mag, nicht so sehr mit Niedrigkeit der geistigen Entwickelung, als vielmehr mit Superiorität der Muskelaktion an den Extremitäten in Verbindung bringen sollte.

Es wären noch einige andere transkaukasische Gräberfelder zu nennen, aber keines derselben ist so genau untersucht oder hat so erhebliche Resultate geliefert, dass es nöthig wäre, ihrer hier zu gedenken. Das Hauptergebniss ist das, dass alle diese Gräberfelder der Eisenzeit angehören, mehrere (Samthawro untere Etage, Redkin-Lager, Koban, Kasbek) sicher der älteren Eisenzeit. Die reine Bronzezeit dürfte sich auch am Kaukasus höchstens auf gewisse Hügelgräber beschränken.

(21) Hr. Voss legt einige von Hrn. von Schulenburg dem Königl. Museum geschenkte Fragmente von grossen eisernen Nadeln aus Gräbern auf dem Lütchenberge hinter der Fabrik im Dorfe Burg (Spreewald) vor.

(22) Hr. Voss zeigt mehrere von Hrn. Stimming in Brandenburg a/H. übersandte Probetafeln eines grösseren Lieferungswerkes, in welchem der Verfasser beabsichtigt, die von ihm gemachten Sammlungen prähistorischer Alterthümer aus der Umgegend von Brandenburg a/H. zu publiciren.

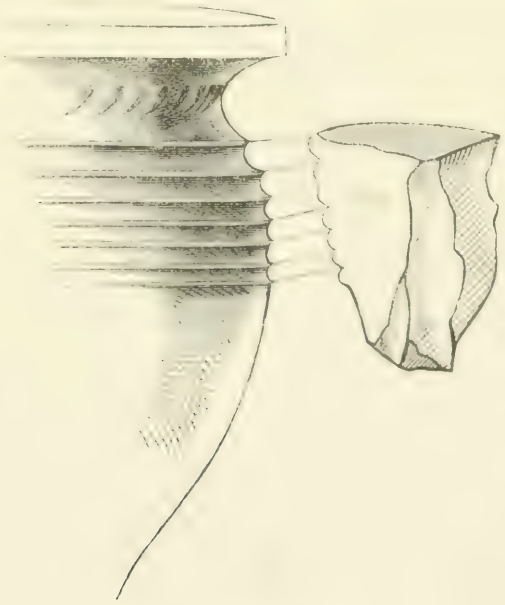
(22) Eingegangene Schriften:

1. Report of the Council of the North-China Branch for the year 1881. (Vol. XVI, part. 2).
2. Boletim de la Academia nacional de ciencias de la Republica Argentina. Tomo III, Entrega 1, 2.
3. E. Regalia, Gli angoli dati dal goniometro faciale laterale sono da corregere. Geschenk des Verfassers.
4. ten Kate, Zur Craniologie der Mongoloiden. Geschenk des Verfassers.
5. Reiss und Stübel, Das Todtenfeld von Ancon. Lieferung 7. Geschenk des Verfassers.
6. Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Bd. XXI, Nr. 2. Bd. XXII, Nr. 1, 2.
7. Bulletins de la société d'anthropologie de Paris. T. V, Fasc. 1.
8. Cosmos. Vol. VII, Fasc. II.
9. Annalen der Hydrographie. Jahrg. 10, Heft 6.
10. Nachrichten für Seefahrer. Jahrg. 13, Nr. 12, 23—26.
11. R. Schomburgk, Report of the botanic garden and government plantations for 1881. Geschenk des Verfassers.
12. Sitzungsberichte der Isis. Jahrg. 1881. Juli — December.
13. Sophus Müller, Die Thier-Ornamentik im Norden. Geschenk d. Verfassers.
14. Archivio per l'antropologia e etnologia. Vol. 12, Fasc. 1.

15. Virchow, Ueber den Schädel des jungen Gorilla. Aus den Sitzungsberichten der Königl. Akademie. Geschenk des Verfassers.
16. Marcelino S. de Santuola, Objetos prehistoricos de Santander. Geschenk des Hrn. F. Jagor.
17. Edward S. Morse, Some recent publications on Japanese Archaeology. 1880. Geschenk des Hrn. Koner.
18. J. H. Rivett-Carnac, Archaeological Notes on ancient sculpturings on rocks in Kumaon, India. Calcutta 1879. Geschenk des Verfassers.
19. A. R. Grote, Genesis I, II, an essay on the bible narrative of creation. New-York 1881. Geschenk des Verfassers.
20. Hyde Clarke, The Turanian epoch of the Romans. 1879. London. Geschenk des Verfassers.
21. Derselbe, Prehistoric names of weapons. Geschenk des Verfassers.
22. Derselbe, The early history of the mediterranean populations. London 1882. Geschenk des Verfassers.
23. Derselbe, The Khita and Khita-Peruvian Epoch. London 1877. Geschenk des Verfassers.
24. Engelmann, Labor among primitive peoples. St. Louis 1882. Geschenk des Verfassers.

Nachtrag.

Durch ein Versehen ist die nachstehende Zeichnung, welche sich auf ein von Hrn. Alfieri auf dem Steinwerder bei Feldberg gefundenes, sägenartiges Feuersteinstück (S. 437) und auf die darüber geäusserten Bemerkungen des Hrn. Oesten (S. 440) bezieht, ausgelassen worden.



Sitzung am 21. October 1882.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Wiederum ist der Gesellschaft eines ihrer correspondirenden Mitglieder durch den Tod entrissen worden. Der ausgezeichnete Kenner Indiens, Dr. Burnell, ist, nachdem er seiner erschütterten Gesundheit wegen nach Europa zurückgekehrt war und an der Riviera neue Stärkung gesucht hatte, am 12. d. M. in seiner Heimath gestorben.

Die Herren Bellucci und Hamy danken für ihre Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern.

Zum correspondirenden Mitgliede ist ernannt worden
Hr. Rivett Carnac, Allahabad, Indien.

Als ordentliche Mitglieder werden angemeldet
Hr. E. Lemke, Rombitten bei Saalfeld, Ostpreussen.
Hr. Dr. med. Koehler, Kosten, Provinz Posen.
Hr. Kammerherr von Borck auf Möllenbeck in Meklenburg-Strelitz.

(2) Hr. Chantre zeigt in einem Schreiben vom 10. September die Gründung einer anthropologischen Gesellschaft in Lyon an, deren Generalsecretair er ist. Zugleich drückt er den Wunsch der neuen Gesellschaft aus, mit uns in regelmässige Beziehungen zu treten.

Der Vorsitzende spricht Namens der Gesellschaft die Bereitwilligkeit aus, der neuen Schwestergesellschaft nach Kräften förderlich zu sein.

(3) Hr. Virchow bespricht kurz die

Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Frankfurt a/M.

Die Generalversammlung in Frankfurt ist, unter Betheilung mehrerer Mitglieder unserer Gesellschaft, in programmmässiger Weise abgehalten worden. Da die stenographischen Berichte so sehr gefördert worden sind, dass der Anfang schon an die Mitglieder hat vertheilt werden können, so wird es genügen, hier mit Dank hervorzuheben, dass der Empfang Seitens der Stadt Frankfurt und der dortigen Mitglieder ein sehr freundlicher gewesen ist und dass die umfassenden Vorbereitungen, welche für die Belehrung und Unterhaltung der Gäste getroffen waren, die allgemeinste Anerkennung fanden. Das sehr werthvolle Festgeschenk lege ich hiermit vor. Die Alterthumssammlung ist in dem städtischen historischen Museum unter der sachverständigen Leitung des Hrn. Dr. Hammeran aufgestellt worden und liefert in ihrem schnell wachsenden Bestande ein vortreffliches Material für die Kenntniss der alten Verhältnisse dieser so wichtigen Gegend. Insbesondere hat die Erwerbung

zahlreicher Fundstücke aus der Umgegend von Nauheim ein ganz neues Gebiet leicht zugänglich gemacht. Die Excursion nach Bodenheim am Rhein gewährte uns einen Einblick in ein reiches fränkisches Gräberfeld, welches gut erhaltene Gerippe und zahlreiche werthvolle Beigaben enthält. In Mainz war es eine besondere Freude für die Mitglieder, den verdienstvollen Begründer des dortigen römisch-germanischen Museums, Hrn. Lindenschmit, wieder in voller Arbeit und seine reichhaltigen Sammlungen in fortwährendem Wachsthum begriffen zu sehen. Der Ausflug nach Homburg überraschte uns durch die Fülle römischer Gegenstände, welche das neu gegründete und durch Hrn. Baumeister Jacobi vortrefflich geordnete Saalburg-Museum enthält. Gegenüber den, hauptsächlich Gräberfunde enthaltenden Sammlungen in Mainz und Regensburg zeichnet es sich ganz besonders durch den Reichthum an Gegenständen des täglichen Gebrauchs aus, welche aus der Ansiedelung an der Saalburg zu Tage gefördert sind. Ich erwähne speciell, dass dadurch auch die so lange streitige Frage über die Anwendung von Hufeisen in römischer Zeit definitiv im bejahenden Sinne entschieden ist; nicht nur zahlreiche Hufeisen, sondern auch die Verwendung eines Hufeisens als Cohortenzeichen auf einem Mauerstein legen dafür Zeugniss ab. Trotz des schlimmen, regnerischen Wetters wurde nicht bloss die Saalburg, die römische Colonie und der Pfahlgraben, sondern auch das römische Gräberfeld unterhalb der Saalburg und endlich auch noch der alte Steinwall auf dem Bleibeskopf von Damen und Herren zahlreich besucht. Niemand wird von Frankfurt geschieden sein, ohne das lebhafte Gefühl des Dankes für so vieles Neue und Schöne mit sich zu nehmen.

Für das nächste Jahr ist Trier, diese alte römische Residenz, zum Versammlungsort gewählt worden. Ich freue mich, aus einem eben erhaltenen Brief des erwählten Local-Geschäftsführers, Hrn. Director Dr. Hettner anführen zu können, dass die Vorbereitungen für den Besuch der Gesellschaft schon im Gange sind.

(4) Hr. Finsch ist bereits in Italien, Hr. M. Maclay in St. Petersburg angelangt. Beide Herren werden demnächst in Berlin erscheinen. Von Hrn. Finsch hat der Vorsitzende inzwischen Briefe aus Thursday Island vom 26. Juni und 10. Juli und aus Batavia vom 25. August erhalten. Darnach war der Reisende am 25. Juni von Neu-Guinea zurückgekehrt, reich beladen mit Sammlungen, namentlich ethnologischer Art. Er hatte sich in letzter Zeit etwas mehr landeinwärts unter dem Stamme der Koiäri in Laloki und Goldie aufgehalten, aber obwohl dieser Stamm bis zum Owen Stanley wohnt, konnte er doch aus Mangel an Trägern und Mitteln dahin nicht vordringen. Auch in Batavia ist es ihm gelungen, noch eine Reihe von Gypsmasken an gut bestimmten Personen verschiedener Stämme zu gewinnen. Er warnt dringlich davor, sich auf die ethnologische Bestimmung der so vielfach von Batavia aus nach Europa gelangenden Schädel zu verlassen; durch den sehr schwunghaft betriebenen Schädelhandel von da sei schon heillose Verwirrung angerichtet worden.

(5) Hr. Aurel Krause ist mit reichen Sammlungen aus Nordost-Asien und Nordwest-Amerika zurückgekehrt.

(6) Hr. General Houtum Schindler berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden vom 14. Juli von den Türkisminen bei Sabzvâr in Chorassan über

persische Alterthümer.

Als ich letzten Winter in Sâudjbulâgh (im Süden von Tauris) war, hörte ich,

dass in der Umgegend und namentlich auf der jetzt „Schehr i Wêrân“ heissenden Stelle viele mit menschlichen Knochen gefüllte Urnen und Töpfe gefunden waren. Man sagte mir, dass einige Urnen vier Fuss hoch wären. Der dortige Statthalter, der längere Jahre als persischer Minister in Europa gewesene General Hassan Ali chân, interessirte sich für diese Sache und schickte mehrere Leute aus, um einige Urnen für mich auszugraben. Der tiefe, die ganze Gegend bedeckende Schnee machte jedoch das Graben unmöglich und als Resultat mehrerer Tage Arbeit wurde mir nur ein kleiner, 6 Zoll hoher Topf gebracht, der einige kleine Stücke eines menschlichen Schädels und etwas Erde enthielt. Diese Urnen wurden für das Verwahren der nach Aussetzung übrig bleibenden Knochen der Leichen verwendet, wie es noch heute unter den Parsen üblich ist, und lässt das häufige Vorkommen derselben auf den Mazdeismus der früheren Bewohner dieser Gegend schliessen.

Die Umgegend von Sâudjbulâgh ist auch reich an in Felsen gemeisselten Kammern, Façaden u. s. w., die längst von anderen Reisenden beschrieben worden sind. Sie rühren wahrscheinlich auch alle von Anhängern des Mazdeismus her. Ich werde die bedeutendste der Felskammern beschreiben.

Ungefähr 10 *km* von Sâudjbulâgh auf dem Wege nach Mîândôâb und gegenüber dem Dorfe Aghrî Qâsch (von früheren Reisenden zu Inderkusch verstümmelt) befindet sich dieselbe in einem isolirten, vielleicht 100 Fuss hohen Kalksteinfelsen und wird vom Volke Fachriqâh genannt. Ungefähr 20 Fuss über dem Fusse des Felsen, dessen Besteigung nicht mehr Schwierigkeiten als die einer Haustreppe bietet, erreicht man eine kleine künstliche Plattform. Von dort muss man die kaum 4 *m* hohe, senkrechte, gemeisselte Felswand bis zur zweiten Plattform, wo der Eingang der Felskammer, emporklettern, was ich leicht mit Hülfe einer kleinen Leiter bewerkstelligte. Frühere Reisende sprechen von einer 30 Fuss hohen senkrechten Felswand; sie existirt nicht. Die zweite Plattform ist 7 *m* lang und 2 *m* breit. Eine Stufe führt dann in eine Kammer, deren Decke von zwei aus dem Felsen gehauenen Säulen gestützt wird. Die Säulen sind rund, haben 0,48 *m* im Durchmesser und sind 3 *m* hoch. Die erste Kammer ist 6 *m* lang und 2.70 m breit. Eine Stufe führt von dieser in eine zweite gleich grosse Kammer, deren Decke wieder durch zwei runde Säulen, die aber kleiner als die ersteren sind, gestützt wird. In dieser Kammer befinden sich drei viereckige, bassinähnliche, und 0,60 *m* tiefe Löcher, die wohl als Leichenstätten gedient haben können. Das eine Loch ist 2,67 *m* lang und 1,40 *m* breit, die zwei anderen sind kleiner, 0.87 *m* lang und 1,40 *m* breit. Von einer Inschrift ist keine Spur zu sehen.

An einem anderen Felsen dicht dabei sah ich die nebenstehenden Zeichen eingehauen. Die auf den jetzigen Namen dieser Umgegend gestützte Hypothese, dass hier die alte Capitale Wer oder War gelegen habe, scheint mir unbegründet, da „Schehr i Wêrân“ (der jetzige Name) einfach „die öde Stadt“ bedeutet und ein von den Persern oder Kurden erfundener Name ist.

Ich habe mich eifrig bemüht, für Sie Schädel zu sammeln, habe aber noch keine, da alle meine Versuche und Bemühungen an dem Fanatismus des Volkes gescheitert sind. In Hamadan hatte mein Agent schon 17 Schädel in Händen gehabt, musste sie aber, um Aufruhr zu vermeiden, wieder zurückgeben. Spätere Versuche in Azerbaidjân, Kurdistan und jetzt in Chorassân haben auch keinen Erfolg gehabt.

(7) Hr. Edmund Kerber berichtet in einem Briefe aus Cordoba im Staate Veracruz vom 26. Juli über

eine alte mexikanische Ruinenstätte bei S. Andres Tuxtla.

Bei Hrn. Hugo Finck, einem alten Sammler, der schon vor 40 Jahren mit Karl Heller das Land bereist hat, fand ich eine kleine Sammlung von Alterthümern, welche aus einer 7 Stunden von S. Andres Tuxtla (südöstlich von Veracruz) gelegenen Ruinenstätte stammt, die er vor einiger Zeit besucht hat. Er hat

von derselben eine topographische Skizze entworfen, die ich mit allen ihren Unvollkommenheiten getreu copirt habe. Zum Verständniss der beigelegten Copie habe ich nur nöthig anzugeben, dass die neben den Grundrissen stehenden Zahlen die Durchmesser der Teocallis und die innerhalb vermerkten ihre Höhen in Metern ausdrücken. Seine Funde stammen aus den beiden nördlichsten Teocallis (*a* und *b* der Skizze). Die Skizze hatte Finck s. Z. der Sociedad de historia nacional in Mexico eingeschickt, um dieselbe dafür zu interessiren und Ausgrabungen daselbst vorzunehmen, weil diese Bauten seiner Ansicht nach Reste eines eigenthümlichen

zwischen den Tolteken und Azteken stehenden Mittelstammes seien, der bisher noch nirgends beobachtet sei.

Ob nun Finck's Ansicht richtig ist, vermag ich nicht zu beurtheilen. Hoffentlich kann dies an der Sammlung oder schon an den Abbildungen, die ich schicken werde, festgestellt werden. Nach seiner Angabe weichen besonders die Werkzeuge zum Zermahlen des Mais, von denen die Sammlung eine Anzahl Stücke enthält, von den sog. Metlapiles der Azteken völlig ab. Er hatte damals keine Zeit zu grösseren Nachgrabungen, hat aber eine grosse, in dortiger Umgegend gemachte Collection gesehen, welche eine in Santiago de Tuxtla ansässige Frau besass, und welche zahlreiche, bis $^1/_3$ *m* hohe Götzenbilder und grosse, darunter 25 Pfd. schwere Geräthschaften enthielt. Alle diese Funde wichen von den aztekischen ab, z. B. die Götzenbilder durch die daran angebrachten Pfeifen, mit welchen bei den Azteken nur Thierfiguren (Frösche etc.) versehen seien.

(8) Hr. L. Schneider in Jicin sendet hübsche, nach einem neuen Verfahren angefertigte

Photographien von Schädeln auf Papier.

Er bemerkt darüber: „Die Photographien werden auf Papier, welches mit Blutlaugensalz präparirt wurde, hergestellt. Dieses Verfahren, welches unseren Maschinenbauanstalten die besten Dienste leistet, könnte auch der Anthropologie sehr nützlich werden. Das präparirte Papier ist nehmlich (im Dunkeln bewahrt) sehr beständig und liefert unveränderliche Copien durch blosses Exponiren im direkten Sonnenlichte (10—15 Minuten) und Waschen in reinem Wasser, bis der Grund nicht mehr violett, sondern rein weiss erscheint. Es genügt Einlegen in zwei Wässer. Ein Bild, wie das beigelegte grössere, kostet 2 Kreuzer oder 4 Pfennige."

(9) Hr. Virchow zeigt eine Sammlung

graphithaltiger Bruchstücke grosser Thongefässe von Olmütz und Kremsier.

Schon in der Sitzung vom 22. April (S. 275) hatte ich Veranlassung, über Zeichnungen von Olmützer Thongefässen zu sprechen, welche mir durch die Güte des Hrn. Ingenieur Biefel zugegangen waren. Ich hielt die Gefässe für spätslavisch und für übereinstimmend mit denjenigen, welche ich selbst auf dem Domberg von Olmütz aufgelesen hatte. Jetzt ist mir neben einem Schreiben des Hrn. Biefel aus Kremsier, 5. October, eine reiche Auswahl von Originalstücken zugegangen, welche theils aus Kremsier (Johannisgasse, 1882), theils aus Olmütz stammen, und zwar zum Theil bei Erdgrabungen nächst der Domkirche (1870), zum Theil beim Grundgraben für einen Hausbau in der Wasserkunstgasse (1880), 3 *m* tief in schwarzbraunem compaktem Schlamme gefunden wurden. Letztere haben ein besonderes Interesse dadurch, dass sie in der Nähe jener Plätze gesammelt wurden, welche den Schauplatz der bekannten Untersuchungen des Hrn. Jeitteles bildeten.

Diese Scherben unterscheiden sich von den uns geläufigen durch zwei besondere Eigenschaften. Erstlich sind sie von einer so beträchtlichen Grösse, namentlich Dicke, dass sie fast Alles übertreffen, was bei uns im Norden gefunden wird. Die (besonders häufigen) Randstücke haben eine Dicke bis zu 5,6 *cm*, die tiefer am Bauche und am Boden ausgebrochenen Stücke dagegen nur bis zu 1,4 *cm*. Ihre Wölbung ist so gering, dass man auf eine sehr beträchtliche Weite der Gefässe schliessen muss. Wahrscheinlich hatten sie eine gewisse Aehnlichkeit

mit dem πίθος der Griechen, der tinaja der Spanier und dem kwewrie der Grusiner.

Sodann sind sie ganz ausserordentlich reich an Graphit. Schon die Oberfläche hat zuweilen einen metallischen Glanz und färbt stark ab; mit den Vorsprüngen der Bruchfläche aber kann man direkt schreiben und eine leichte Politur genügt, um denselben ein ganz glattes, glänzendes Aussehen zu geben. An einem Bodenstück von Kremsier, welches offenbar einer Feuerwirkung ausgesetzt war, ist ein Theil der Wand in eine ganz blasige, mürbe Schlacke verwandelt.

Dabei erweist sich durch die ganz dicht stehenden, feinen und vollkommen parallelen Kreislinien im Innern sehr deutlich, dass sie auf der Töpferscheibe gefertigt wurden. Alle diese Umstände weisen auf eine verhältnissmässig junge Zeit der Fabrikation hin. Noch viel mehr ist diess aus der Ornamentik zu folgern. Schon aus den Abbildungen, welche Hr. Jeitteles (Mittheilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft 1871. Bd. I, Fig. 3 — 8) lieferte, hatte ich in der Sitzung unserer Gesellschaft vom 23. Juli 1872 (Verhandl. S. 237) gefolgert, dass die von ihm in so frühe Zeit zurückverlegten Pfahlbauten von Olmütz vielmehr der slavischen Zeit angehören, mindestens bis tief in dieselbe hineingereicht haben müssten. Als ich im Jahre 1875 selbst nach Olmütz kam, überzeugte ich mich an frisch gegrabenen Stellen von der Richtigkeit meiner Auffassung (Sitzung vom 14. Mai 1875, Verh. S. 96). So schöne Stücke, wie die jetzt von Hrn. Biefel mir übersendeten, konnte ich jedoch damals nicht erwerben.

Die Ornamentik derselben ist eine doppelte. Einmal zeigen sie eine ausserordentlich saubere Profilirung: Durchschnitte vom Rande her ergeben eine Reihe ganz scharfer und regelmässiger Zonen, welche um so deutlicher hervortreten, als Rand und Hals scheinbar in einer Flucht aufgerichtet waren. Zu oberst kommt der, wie erwähnt, ganz ungewöhnlich dicke Rand: auch die feineren Stücke haben eine Stärke von 3,5 *cm* am oberen Umfange. Die obere Fläche des Randes ist bald flach und wagerecht, bald mehr schräg, bald schwach gewölbt, bald in mehreren Absätzen gehalten. Sie tritt nach aussen über die meist ebene, zuweilen etwas vertiefte, sonst allem Anschein nach vertikale oder etwas schräge Seitenfläche etwas hervor. Letztere selbst ist stets sehr hoch, in der Regel 4—5 *cm*, und grenzt sich dann, unter gleichzeitiger starker Verdünnung der Gefässwand, durch einen scharfen Absatz von dem eigentlichen Halse ab. Letzterer zeigt unmittelbar unter dem Absatze des Randes eine tiefe Einfurchung, darunter Ornamente, zuweilen auf erhabener Basis, in Form einer oder mehrerer querlaufender Leisten. Von da an scheint der Contour ziemlich gleichmässig bis zum Boden fortgegangen zu sein, nur unterbrochen durch allerlei Einritzungen und Einkerbungen. Im Ganzen ist die Oberfläche matt und rauh, schwarzgrau.

Was dann zum Anderen die Einritzungen und Einkerbungen betrifft, so sind es hauptsächlich dreierlei Arten: 1. Einfache Querlinien oder Querfurchen (Fig. 3), in mehrfacher Aufeinanderfolge, einander parallel, zuweilen auf demselben Stück mit anderen Verzierungen; 2. schräge Nageleindrücke (Fig. 1, 3), öfters in doppelter Reihe und in alternirender Stellung, so dass die oberen nach rechts, die unteren nach links gerichtet sind, oder in schrägen Gruppen zu mehreren über einander gestellt; 3. Wellenlinien (Fig. 2, 4, 5), und zwar zum Theil in sehr grossem Styl. Einige Stücke sind in ihrer ganzen Ausdehnung mit denselben bedeckt (Fig. 2), so dass die Oberfläche wie bewegtes Wasser aussieht. Bei anderen findet sich das Ornament nur in Form eines Bandes um den Hals. Meist sind Gruppen von parallelen Wellen dargestellt, die offenbar mit einer mehrzinkigen Gabel oder einem Kamm eingeritzt sind. Wo ganze Flächen, z. B. die ganze

Seitenfläche des Randes mit Wellen bedeckt sind (Fig. 5). da nähern und entfernen sich die benachbarten Gruppen von einander, so dass zwischen ihnen freie Stellen

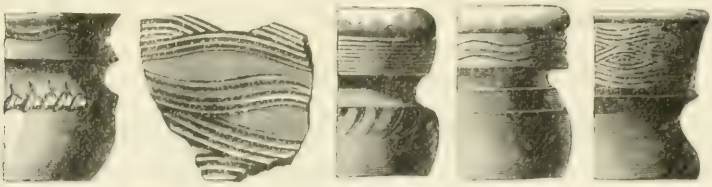


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5.

1/6 natürlicher Grösse.

Fig. 1 und 2: Olmütz, Domkirche. Fig. 3, 4 und 5: Olmütz, Wasserkunstgasse.

von länglich spindelförmiger Gestalt übrig bleiben (Jeitteles a. a. O. Fig. 3). Seltener kommt es vor, dass die Linien sich unmittelbar schneiden. An einem Stück liegen 3 Zonen von Wellen über einander.

Dass der Typus dieser Ornamente der slavische ist, lässt sich nicht verkennen. Der Sonderbarkeit wegen erwähne ich die Uebereinstimmung eines von Hrn. Jeitteles (a. a. O. Fig. 4) abgebildeten Stückes mit einem, neulich von mir besprochenen Grabgefäss von Wachlin in Pommern (S. 403, Fig. 7). Indess darf man darüber doch auch nicht den grossen Fortschritt der Technik übersehen, welcher in diesen gewaltigen mährischen Gefässen mit ihrer viel reicheren Durchbildung hervortritt. Selbst die Anwendung des Graphits, die allerdings durch örtliche Verhältnisse sehr begünstigt wurde, setzt doch immerhin eine weitere Entwickelung im Sinne progressiver Erfahrung voraus. Das ist der Grund, wesshalb es mir schwer wird zu glauben, dass diese Technik weit hinter das X. Jahrhundert zurück reichen sollte.

Hr. Biefel hat auch ein Paar Scherben aus dem Hradisko bei Kremsier, also einem alten Burgwall, mitgeschickt. Dieselben sind ganz verschieden, insbesondere in der Dicke, welche 1 *cm* nicht überschreitet. Der Rand ist einfach ausgelegt, nicht verdickt, Ornamente fehlen, die innere Fläche ist glatt und stellenweis glänzend. Ich würde diese Scherben für vorslavische halten.

Dagegen findet sich noch ein auf der Scheibe gearbeitetes, graphitisches Randstück mit etwas dickem, aber kurzem Rande und sehr grossen Nageleindrücken, welches dem Typus der Gefässe von Olmütz und Kremsier entspricht, unter einer Sammlung von Gefässscherben von Müglitz, 4 M. nordwestlich von Olmütz (gesammelt 1861). Der grösste Theil der letzteren entspricht den feineren Gefässen vom Lausitzer Typus, wie sie besonders in Schlesien und Posen häufiger gefunden werden. Eine glänzend schwarze Henkelschale ist sogar noch erkennbar. Auch das Uebrige stammt von kleinen Gefässen jener eigenthümlich schwarzen, bald glänzenden, bald mehr matten Topfwaare, welche so oft durch niedrige Buckel und Strich- und Punktornamente (Dreiecke u. s. w.) charakterisirt ist. Wie ich von Hrn. Biefel erfahre, ist bei Müglitz ein Gräberfeld mit Leichenbrand und Bronzebeigaben. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehört der graphitische Scherben mit den übrigen zeitlich und sachlich nicht zusammen, wenn er auch an derselben Fundstelle gesammelt ist.

Nun möchte ich bei dieser Gelegenheit daran erinnern, dass, wenn auch nicht graphitirte, so doch ungewöhnlich grosse und starke Thongefässe auch bei uns nicht ganz fehlen dürften. Ich besitze durch Hrn. Dworzaczek ein Bruchstück eines solchen Gefässes, welches bei Züllichau gefunden war: es entspricht einem so grossen Gefäss, dass es an die Verhältnisse der tinajas herankommt. Möglicher-

weise giebt es auch sonst noch ähnliche Funde; ich glaube mich zu erinnern, aus polnischen Gegenden Nachrichten über derartige Vorkommnisse gehört zu haben. Vielleicht veranlasst diese Notiz Kenner jener Gegenden, sich darüber auszusprechen.

(10) Hr. Virchow zeigt ausserdem einen

irdenen Trinkbecher von Loschtic bei Müglitz (Mähren),

der ihm gleichfalls durch Hrn. Biefel zugegangen ist. Nach der Mittheilung dieses Herrn sind an der Stelle 300 solcher Gefässe, einzelne auch mit Henkel, ausgegraben worden. Es ist ein hohes, enges Gefäss von 16,5 *cm* Höhe mit einer Mündung von 5,5, einer Bauchweite von 6 und einem flachen, etwas vorstehenden Boden von 7,5 *cm* Durchmesser. Der fast gerade, 13 *mm* hohe Rand ist nach innen hin schräge abgestuft, aussen mit zwei tiefen Querlinien besetzt und dann scharf abgesetzt, der Hals auf eine ganz kurze Einschnürung reducirt, der Bauch sehr schlank und wenig ausgelegt, über dem Boden sogar etwas verjüngt. Am sonderbarsten aber ist es, dass die an sich matte Oberfläche des ziemlich hell gefärbten, schmutzig braunrothen Gefässes durch eine grosse Zahl weit vorstehender, dunkelbrauner, bis hanfkorngrosser, aber ganz glatter und glänzender Körner rauh, fast wie stachelig aussieht. Durch diese Vorsprünge wird das Aussehen der mit einer grossen Zahl seichter Querfurchen besetzten und dadurch gerippten Oberfläche in hohem Maasse verdeckt. An der inneren Seite treten sowohl die queren Furchen und Rippen, als namentlich die vorspringenden Steinchen noch viel deutlicher hervor. Am Boden sieht man eine Reihe concentrischer, aber unvollständiger Linien von der Drehscheibe. Das Gefäss ist auf der Scheibe angefertigt, stark gebrannt und fast klingend, so dass es wohl dem früheren Mittelalter zuzuweisen ist. Nach der Untersuchung des Hrn. J. Roth sind die braunen Körner Schmelzprodukte, nicht eingedrückte Körner.

(11) Hr. v. Martens hat dem Vorsitzenden folgende Mittheilung, welche durch eine Bemerkung desselben in seiner Abhandlung über alttrojanische Gräber und Schädel hervorgerufen wurde, übergeben, betreffend

die Verwendung von Landschildkröten.

In Beziehung auf das Stück von einer Landschildkröte, welches im Hanai Tepe gefunden worden (S. 69), ist es vielleicht von Interesse, dass Landschildkröten in Südeuropa und im Orient zwar nicht allgemein, aber doch hie und da von Menschen gegessen werden. Was ich darüber zunächst finden kann, ist Folgendes:

1. Linné Systema naturae (ed. XIII, ed. Gmelin p. 1043): Testudo graeca. Graecis, teste Forskal, amatus cibus, qui et crudum sanguinem bibunt et ova ejus coquunt (dürfte sich auf Constantinopel oder Smyrna beziehen, wo Forskal auf seiner Reise mit Niebuhr nach Arabien allerlei sammelte und beobachtete).

2. Erhard Fauna der Cykladen 1858, S. 71. Testudo marginata auf Naxos, wahrscheinlich auch auf Andros. Von Einigen wird sie gegessen, von den Meisten verabscheut.

3. Dumeril et Bibron Erpétologie, vol. II, 1835, p. 56. En Sicile, en Italie on vend sur les marchés des Tortues Grecques (Testudo graeca), dont la chair est moins estimée que le bouillon, que l'on en fait.

4. Georg v. Martens, Italien 1844, Bd. II, S. 319. Ich fand sie (die Landschildkröte, Testudo graeca) häufig auf dem Fischermarkte von Triest, wohin sie

vorzüglich der hier wohnenden Griechen wegen aus südlicheren Gegenden gebracht und das Stück um einen Groschen verkauft wird. Die Griechen essen nehmlich diese Schildkröte und ihre Eier gern als Fastenspeise und trinken selbst das Blut derselben. — Um Rom und weiter südlich wird sie mit Hunden gesucht und auf den Märkten wohlfeil verkauft, auch die Brühe davon von den Aerzten bei aus Schwäche entstehenden Krankheiten verordnet.

5. A. Russell, Naturgeschichte von Aleppo, deutsch 1798, Bd. II, S. 118. Der Fluss (Kowik bei Aleppo) liefert im Ueberfluss Schildkröten, welche die Christen in den Fasten zuweilen, doch selten, geniessen. Man zieht die Landschildkröten, Testudo graeca, weil sie gesunder sein soll, vor; auch ihre Eier braucht man in der Arzneikunde.

6. Tristram, The natural history of the Bible 1868, p. 256. The Land Tortoise, Testudo graeca, is found everywhere (in Palaestina) in great abundance — it is cooked and eaten by the natives, who also use its eggs.

7. Dagegen sagt Bory St. Vincent, Expedition en Morée, vol. I, Relation, p. 112, dass die Griechen in Morea die Landschildkröten durchaus nicht essen wollen, nicht einmal bei Hungersnoth.

Es würde sich also daraus im Allgemeinen ergeben, dass die in den Mittelmeerländern lebenden Landschildkröten, Testudo graeca und marginata, im eigentlichen Griechenland wenig oder gar nicht, dagegen im südlichen Italien und im österreichischen Küstenland und dann wiederum in Syrien und Palästina häufiger von Menschen gegessen werden. Immerhin liegt darnach die Möglichkeit vor, die Schale, welche sich im Hanai Tepe gefunden, als Ueberrest einer Mahlzeit zu betrachten. Andererseits wurden aber bekanntlich auch Schildkrötenschalen als eine Art Resonanzboden für musikalische Instrumente gebraucht, was in den homerischen Hymnen als Erfindung von Hermes gefeiert wird (Hymn. Merc. 24, 54), und dass dieser Gebrauch auch in historischen Zeiten noch bestand, ergiebt sich u. A. aus einer Stelle bei Pausanias 8, 54.

Testudo graeca ist sehr nahe verwandt mit T. marginata, und der gemeine Mann unterscheidet wohl nirgends die beiden Arten von einander.

In der klassischen Literatur finden sich auch auffallend wenige und einzelne, wenn nur ziemlich zweideutige Stellen über Essbarkeit der Schildkröten, woraus man schliessen kann, dass es damals auch nicht allgemein, aber doch nicht unerhört war, solche zu essen. Athenaeus, in seinem Werk Deipnosophistae, II. Jahrhundert n. Chr., wo alle feinen Leckerbissen ausführlich behandelt werden, erwähnt nur gelegentlich, dass ein gewisser Terpsion, der eine „Gastrologie“ geschrieben, seine Schüler zwar vor mehreren Speisen gewarnt, in Betreff der Schildkröte aber die Frage offen gelassen habe, ob man sie essen solle oder nicht.

Plinius weiss nur von den angeblich medicinischen Tugenden des Landschildkrötenfleisches zu erzählen (lib. 32, cap. 4. — ed. Sillig IV, p. 414). Terrestrium (testudinum) carnes suffitionibus propriae Magicisque artibus refutandis et contra venena salutares produntur. Auch das Blut soll gegen Schlangenbiss gut sein, die Eier gegen Kropf, Geschwüre und Magenschmerzen.

Aelian (De natura animalium lib. 16, cap. 14) rühmt das Fleisch der Landschildkröten als süss und fett, gegenüber demjenigen der Meerschildkröten, doch ist dem Vorhergehenden und Folgenden nach an dieser Stelle von indischen Thieren, nicht von einheimischen die Rede.

Herodot (lib. 1, cap. 47, 48) erzählt bekanntlich, dass Krösus Schildkröten- und Lammfleisch zusammen in einem ehernen Gefäss gekocht habe, doch sollte das eben etwas Paradoxes, unmöglich zu Errathendes sein, womit er das delphische Orakel

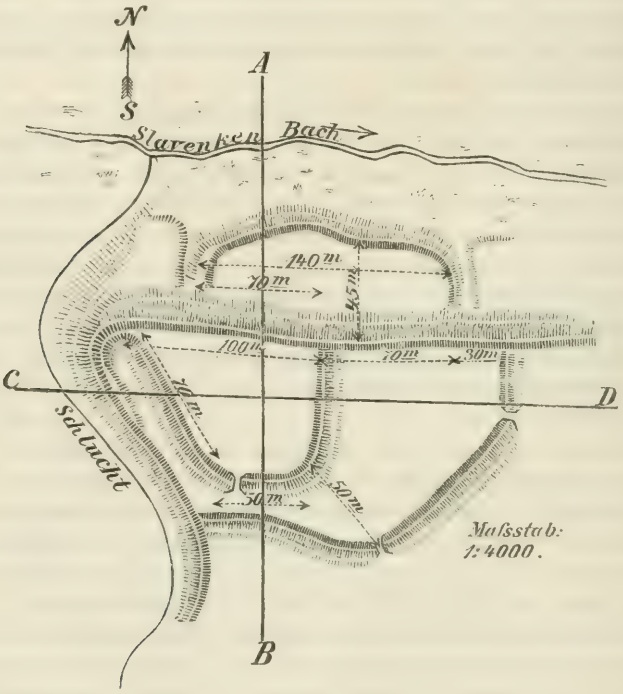
auf die Probe stellen wollte. Die Chelonophagen des Diodorus Siculus beziehen sich auf Meerschildkröten.

(12) Hr. Oesten übergiebt einen Bericht über einen von ihm in Gemeinschaft mit dem Kammerherrn v. Borck im Juli untersuchten

Burgwall bei Quadenschönfeld in der Nähe von Feldberg.

Ein bisher noch nicht bekannter wendischer Burgwall liegt $^1/_4$ Meile östlich vom Dorfe Quadenschönfeld in Meklenburg-Strelitz, etwa $1^1/_4$ Meile nordwestlich vom Feldberger Schlossberg-Burgwall, im Walde am Steilufer des Slavenkenbaches und besitzt die in nebenstehender Situations-Skizze aufgenommene Gestaltung.

Bei flüchtiger Nachgrabung bis zu 1 *m* Tiefe innerhalb der Umwallungen wurden zahlreiche Gefässscherben zu Tage gefördert, deren Masse und Ornamentik mit



denen des Feldberger Burgwalls, sowie mit den Carwitzer Scherben Uebereinstimmung zeigen. Ferner wurden fundamentartige Steinsetzungen freigelegt, Thierknochen und gebrannte Lehmmasse gefördert; letztere zeigte sich namentlich in den oberen Schichten der Wälle und bildete an einzelnen Stellen compacte Massen. An der Nordseite der inneren Umwallung fand man Bruchstücke eines flachen trogartigen und anscheinend grossen rohgeformten Gefässes von durchschnittlich 40 *mm* Wandstärke, in der Nähe viele geflossene Eisenschlacke und mehrere Stücke hartgebrannter Ziegelmasse mit cylindrischen Höhlungen, die den Eindruck machen als wären sie Bruchstücke einer Gebläsedüse. Die äusseren Umwallungen schliessen eine Fläche von etwa 2,6 *ha* ein.

(13) Hr. Dr. Dengel berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden aus Amasia vom 29. September über die von ihm in Begleitung des Prof. Hirschfeld

unternommenen Reise in Paphlagonien. Anthropologische Ergebnisse hat dieselbe leider nicht geliefert.

(14) Hr. Virchow zeigt einen

schwarzwälder Käsenapf.

Wiederholt ist in unserer Gesellschaft über die Bedeutung der siebförmig durchbohrten Thonscherben verhandelt worden, welche sich durch alle Zeiten und an vielen Orten, von Hissarlik bis zu den slavischen Horsten hin, vorfinden. Der Gedanke, dass es sich dabei um Seihgefässe, namentlich zur Käsebereitung, gehandelt habe, ist mehrfach vertreten worden, aber niemals war es gelungen, derartige Gefässe noch im Gebrauch zu finden. Es war daher für mich eine nicht geringe Freude, als ich eines Tags in einem Bauernhause in Suggenthal bei Freiburg in

Baden, wo ich einen Theil meiner Ferien zubrachte, einen actuellen „Käsenapf" erblickte und von der Frau hörte, dass er zum Abseihen des Ziegers vom Käse benutzt wird. Ich habe denn auch ein Exemplar in Waldkirch erworben, um durch den Augenschein die Identität dieses Gefässes mit den alten darzulegen[1]). Dasselbe besteht aus braun glasirtem Thon, hat 3 kurze, geschwungene Füsse, einen flachen grossen Boden und schräg ansteigende Wände. Letztere sowohl, als der Boden sind von einer grossen Zahl von Löchern siebartig durchbohrt.

(15) Hr. Elsner von Gronow auf Kalinowitz übersendet, in weiterer Verfolgung seiner in der Sitzung vom 11. März (S. 160) gemachten Mittheilungen, eine Karte ein zur Demonstration der

topographischen Verbreitung des Namens Elgut (Lgota) in Schlesien, Polen, Mähren und Böhmen.

In einem, an den Vorsitzenden gerichteten Schreiben vom 5. September bemerkt Hr. Elsner von Gronow Folgendes:

„Die kleine Uebersichtskarte der Lgota's, Lhota's, Ellgots ist für Polen, Schlesien und Mähren vollständig, in Böhmen sind nur die äussersten Grenzen genau verzeichnet, in der Mitte giebt es noch mehr dergleichen Niederlassungen. In die czechische Sprache ist nehmlich der Ausdruck Lhota für eine auf längere oder

1) Nachträglich habe ich erfahren, dass es derartige Näpfe auch im Elsass giebt. Ja, selbst in Berlin kann man thönerne „Durchschläge" kaufen, bei denen freilich nur der Boden durchlöchert ist; man gebraucht sie zum Waschen von Salat, zum Durchdrücken von Erbsen u. s. w.

kürzere Zeit abgabenfreie Niederlassung aus dem Keltischen ebenso recipirt worden, wie im Deutschen Colonie aus dem Lateinischen. Daneben kommt der czechische Ausdruck siedlicko und ähnliche vor.

Die ursprünglichen Niederlassungen der Lgotis oder Ansiedler liegen auf dem erzreichen Theile von Polen an der oberschlesischen Grenze, von da sind sie auf die Thoneisensteinformation des Rosenberger, Kreuzberger und Namslauer Kreises, auf die Brauneisenerze des Gr. Strehlitzer Kreises, auf den Raseneisenstein des Falkenberger Kreises und auf die Brauneisensteine bei Teschen und in Mähren übergegangen.

Das keltische Lgot oder Lhot hängt offenbar mit dem deutschen Gut, Hut, Hütte zusammen und vielleicht ist der deutsche Ausdruck Hütte für ein Etablissement zur Verarbeitung von Metallerzen aus dem keltischen Lhota entstanden, da diese Gotinen des Tacitus die ältesten Eisenarbeiter sind, bei denen die Verhüttung der Erze schon zur Zeit des Einbruches der Germanen und Sarmaten bestanden hat; während die Ackerbau und Viehzucht treibenden Kelten in den Westen gedrängt wurden, blieben die Eisenarbeiter zurück.

Wenn Burgwälle in unzugänglichen Gegenden ein Zeugniss keltischer Bevölkerung sind, so kann ich dieselben fast bei allen mir bekannten Ellgot's nachweisen.

Man hat bisher die kleine Stadt Berun an der oberschlesischen Grenze für Eburum gehalten; ich bin der Ansicht, dass es Ratibor ist, welches am Ausgange des die Beskiden und das mährisch-schlesische Gesenke scheidenden Oderpasses liegt. Hrad heisst Schloss, Hrad Ebur das Schloss der Burii, die nach Tacitus in dieser Gegend gewohnt haben müssen."

Hr. Virchow drückt den Wunsch aus, dass die gewiss sehr interessante Frage nach der Herkunft eines so weit verbreiteten Ortsnamens auch philologisch etwas eingehender geprüft werden möchte. Insbesondere dürfte zunächst an die Slavisten zu appelliren sein. Er selbst glaubt insbesondere die Ableitung des Namens Ratibor von den Burii bezweifeln zu sollen, da derselbe Name sich in sehr verschiedenen Gegenden des alten Slavenlandes vorfindet. Selbst Ratzeburg dürfte denselben Ursprung haben. In Pommern giebt es ein Ratzebuhr, wie es ein Wisbur giebt. Die Endsylbe bor, bur, buhr, burg deutet hier wohl auf ein gemeinsames bor = Wald. Die Gothini oder, wie die bessere Lesart ergiebt, die Cotini waren ein so kleiner Stamm, dass es schwer denkbar ist, dass ihr Name sich bis tief nach Mittelschlesien und Böhmen hinein erstreckt haben sollte.

(16) Hr. Behla übersendet nebst folgendem Schreiben d. d. Luckau, 19. October,

Thongefässe mit Radverzierungen von Garrenchen bei Luckau.

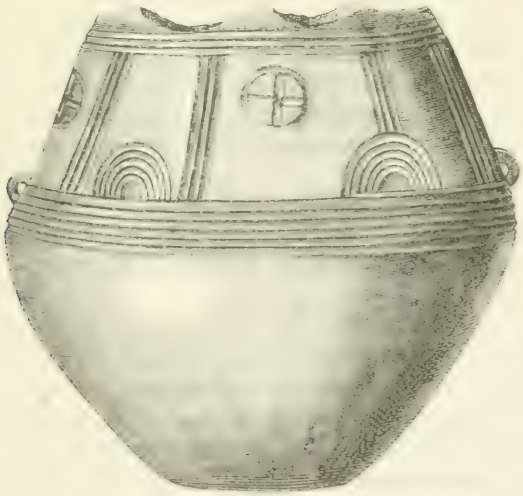
Hierdurch erlaube ich mir zwei Funde aus der Lausitz mit neuen Thonornamenten zu übersenden. Der grosse Scherben, welcher das Radornament trägt, stammt von dem Garrenchener Urnenfelde bei Luckau, einem Urnenfeld, welches dem Lausitzer Typus sich anreiht. Das in erhabener Arbeit, aus Thon auf der Seitenwand eines grösseren Gefässes ausgeführte Rad hat 4 Speichen. Der Durchmesser beträgt $7^1/_2$ *cm*. Oberhalb und unterhalb desselben befindet sich auf diesem Scherben das Reifenornament. Beim Anblick dieses vierspeichigen Rades wurde ich erinnert an einen Scherben, den Wagner auf dem Schliebener Burgwall fand und in seinen Tempeln und Pyramiden (S. 12) folgender Maassen beschreibt: „Ein einziger grosser Scherben fand sich darunter, auf welchem ein Wagenrad nur mit 4 Speichen, im Kreuz gestellt, in erhabener Arbeit und in der Grösse eines

eines ganz grossen Speciesthalers, deutlich und unverkennbar ausgedrückt und dargestellt war[1]).“ Ich habe nach diesem Scherben, den Wagner entschieden aufgehoben hat, Recherchen angestellt, doch über den Verbleib desselben nichts Näheres in Erfahrung bringen können.

Dagegen kann ich drittens noch von einem ähnlichen Ornament Mittheilung machen, welches sich unter den Zeichnungen des Hrn. von Schulenburg von den Müschener Gefässen findet. In einer Notiz zu der betreffenden Zeichnung sagt derselbe: „Höchst eigenthümliche Verzierung an dem Scherben einer Gefässwand, halbes Rad.“ Auf Anfrage bei Hrn. von Schulenburg über den Verbleib desselben erhielt ich die Antwort, dass derselbe dem Märkischen Museum übergeben worden sei. Auch hier scheint nach der Zeichnung ein vierspeichiges Rad vorzuliegen.

Ferner übersende ich eine oben defecte, mit einem Draht reparirte Urne, welche ihrer Ornamente halber interessant ist. Auch diese Urne stammt von dem Garrenchener Urnenfelde. Zwischen dem am Bauch- und Halstheil befindlichen Reifenornament sieht man auf der Wand 4 Kreise von der Grösse eines Thalers, welche im Innern durch 2 sich kreuzende Striche in 4 Abtheilungen getheilt sind. Diese Kreise sind nicht erhaben, sondern wie die sonstigen Linearornamente mit einem Stab in die Wand des Gefässes hinein gezogen. Je zwei dieser Kreise liegen sich gegenüber, 2 liegen gerade über den kleinen Henkeln. Zwischen den 4 Kreisen befinden sich auf der Wand des Gefässes Linearverzierungen in senkrechter und Halbbogen-Form. — Ob dieses Ornament mit dem Ornament des Scherbens in Verbindung zu bringen ist, lasse ich bis auf Weiteres dahingestellt. — Merkwürdig, dass die hier beschriebenen Ornamente auf den Lausitzer Gefässen so selten sind. —

Hr. Virchow erkennt in den vorgelegten Stücken eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntniss der alten Thonornamentik. Das zuletzt erwähnte, bis auf einige



Verletzungen fast vollständig erhaltene Stück stellt eine grosse, weitbauchige Urne mit zwei kleinen, tiefsitzenden Oehren und einem schräg ansteigenden weiten Halse dar.

1) Erwähnt von mir in meinem Vortrage „über Bronzewagen“. Zeitschr. f. Ethn. 1882. Verhandl. S. 47.

Sie ist noch jetzt 24,6 *cm* hoch, hat eine Mündung von 17,7, eine Bauchweite von 26 und einen flachen Boden von 9 *cm* Durchmesser. Das Gefäss hat eine graue, theilweise bräunliche, theilweise schwärzliche Farbe, eine matte, roh abgestrichene, durch schräge und senkrechte, wahrscheinlich in Folge Abstreichens mit einem Quast oder groben Pinsel hervorgebrachte Striche am unteren Theil des langen Bauches unregelmässige Oberfläche und einen schwärzlichen, blätterigen, durch eingeknetete Steinbröckchen rauhen Bruch. Unter dem abgebrochenen Rande liegen zunächst einige vertiefte Querlinien, dann folgt der lange, schräge, 8,5 *cm* hohe und verhältnissmässig glatte Rand. Derselbe ist durch Gruppen von je 3 senkrechten Linien in 8 Felder getheilt; alternirend stehen in der Mitte von 4 Feldern grosse vertiefte Kreise mit einem Kreuz (Räder) und am unteren Rande des Halses in den anderen 4 Feldern, jedoch wegen der Oehre auch bis unter die scheidenden Striche gerückt, gleichfalls vertiefte, aus je 5 halbirten concentrischen Kreisen gebildete Zeichnungen, ähnlich der untergehenden Sonne. Darunter folgen wiederum 6 breite vertiefte Querlinien mit erhabenen Rändern und an der Uebergangsstelle jederseits ein kleines, quer durchbohrtes Oehr. Innen sieht das Gefäss roth aus und zeigt die Spuren der Formung aus freier Hand.

Von dem anderen Gefässe, welches noch grösser gewesen zu sein scheint, ist nur ein umfangreiches Stück vorhanden, welches eine ungemein weite Wölbung andeutet. Es besteht aus schwärzlichem, glimmerreichem, äusserlich geglättetem Thon und ist aus der Hand geformt. Sowohl am oberen, als am unteren Theil desselben liegen sehr breite, etwas unregelmässig gezogene Querfurchen; dazwischen bleibt ein grosses Querfeld, welches scheinbar der stärksten Wölbung des Gefässes entspricht und in der Mitte desselben steht ein Rad von 6,5 *cm* Durchmesser, im Grossen dem vorigen ähnlich, aber erhaben ausgeführt. Sowohl der Reif, als die Speichen sind dick; da, wo die letzteren an den Reif ansetzen, findet sich gelegentlich eine schwache Anschwellung.

Es kann kein Zweifel darüber sein, dass beide Gefässe dem lausitzer Typus der vorslavischen Zeit angehören. Namentlich das erstere zeigt unverkennbare Aehnlichkeit mit einer, erst kürzlich von Hrn. Jentsch beschriebenen (S. 411, Fig. 7) Urne von Guben, welche namentlich auch die concentrischen Halbkreise und dazwischen eigenthümliche treppenförmige Zeichnungen darbietet. Die Räder ihrerseits, sowohl das vertiefte, als namentlich das erhabene, stimmen ganz überein mit gewissen Bodenstempeln slavischer Gefässe. Ich verweise auf meine früheren Mittheilungen (Zeitschr. f. Ethnologie 1871. Bd. III, S. 29, Taf. VI, Fig. VI), insbesondere auf ein Bodenstück aus dem Daber-See. Wir werden also künftig mit noch grösserer Vorsicht unsere Schlüsse ziehen müssen. —

Hr. E. Friedel bemerkt, dass das Märkische Museum der Güte des Hrn. Wilibald von Schulenburg das Urnenbruchstück verdankt, welches auf dem Musching beim Dorf Müschen, Kreis Kottbus, in einem, viele zertrümmerte Gefässe enthaltenden Urnenfelde gefunden ist. Das Rad, bis zum äusseren Kranz gemessen, hat 6 *cm* Durchmesser. Die Speichen bestehen auch hier aus einem senkrecht stehenden, gleicharmigen Kreuz. Die ganze Verzierung ist roh aus Thon geknetet, und wie man an dem unten weggebrochenen Theile deutlich bemerkt, auf die bereits fertige Urnenwandung erst nachträglich aufgedrückt, ähnlich wie bei den pommerellischen Gesichtsurnen die erhabenen Gesichtstheile auch erst später an die eigentliche Urne gewissermaassen „angebacken“ worden sind. Das Stück ist im Kat. B. II, 9517, eingetragen.

(17) Hr. Anger berichtet d. d. Elbing, 19. Juli, Folgendes über

die Kirchenmarken.

Gestern habe ich einen klassischen Näpfchenverfertiger bei der Arbeit gesehen und zwar in Tolkemit. Sie erinnern sich gewiss, dass ich Ihnen mittheilte, an der Kirche in Tolkemit zahlreiche Näpfchen und Rillen gesehen zu haben. Ich bat nun Hrn. Kreisbaumeister Hoppe hierselbst, welcher in geschäftlichen Angelegenheiten häufig nach Tolkemit reist, daselbst Nachfrage zu halten; das Resultat war nicht ganz erfolglos. Hr. Hoppe theilte mir mit, dass ein Schlosser Kolberg darüber etwas zu sagen wisse. Gestern fuhr ich mit Hrn. Hoppe nach Tolkemit, selber Nachforschungen anzustellen. Ich habe sechs Personen nach einander besucht und dieselben vorsichtig und gründlich examinirt. Zwei Personen, ein Gastwirth Ferdinand Kolberg und Ludwig Oberstein wussten über die Angelegenheit gar nichts auszusagen; Frau Kolberg (etwa 75 Jahre alt), Maurer Franz Gabler (77 Jahre alt), Anton Oberstein (76 Jahre alt) und Nagelschmied Jacob Kalender (76 Jahr alt) dagegen machten mir die allerbestimmtesten Angaben und antworteten auf alle Einwürfe so sicher und fest, dass jeder Zweifel ausgeschlossen ist. Frau Kolberg sagt aus, dass sie als Kind solche Näpfchen selber gemacht habe, und zwar mit einem Scherben. Das Näpfchenmachen sei ein Kinderspiel gewesen: zu ihrer Zeit seien keine Knöpfe ausgebuttert worden. „Das Anpentschen" sei ihr bekannt. Dasselbe sagte Franz Gabler aus, und Anton Oberstein fügte noch hinzu: „Wir Jungen machten die Näpfchen um die Wette! Da schrie denn Einer: „ek hebb all e gröteres"!, — „ne, ek hebb e gröteres" rief ein Anderer. Die Rillen behauptete er auch gemacht zu haben. Mein Hauptzeuge ist jedoch Jacob Kalender. Er ist trotz seines hohen Alters noch ganz rüstig; er antwortete bestimmt und fest und erklärte mir die einzelnen Erscheinungen kurz und bündig. — Gestatten Sie mir, Ihnen das Verhör kurz zu skizzieren: Ich: Sind Sie der Hr. Jacob Kalender? — K.: Ja, bitte setzen sie sich. Was steht Ihnen zu Diensten? — Ich: Kennen Sie den Anton Oberstein? — K.: Gewiss. — Ich: Seit langer Zeit? — K.: Gewiss, von Jugend an. — Ich: Kennen Sie den Maurer Franz Gabler? — K.: Ja, auch er ist mit mir gross geworden. — Ich: Haben Sie oft mit den Beiden gespielt? — K.: Und wie! Ich war immer der Anführer. — Ich: Wo haben Sie am häufigsten gespielt? — K.: Na, an der Kirch. — Ich: Was haben Sie da gespielt? — K.: Na, wir griffen uns, prügelten uns, standen auf dem Kopfe, — was Jungen so treiben. — Ich: Haben Sie vielleicht auch einmal an der Kirchenmauer gekratzt? — K.: Ja, und dafür sind uns manchmal die Büchsen (Hosen) stramm gezogen. — Ich: Warum? — K.: Na, der Herr Lehrer wollt es nicht leiden, dass wir die Wände verunstalteten, nachher verbot das der Herr Propst Book. — Ich: Was kratzten Sie denn an der Wand ein? — K.: Na, kleine Löcher. — Ich: Womit? — K.: Mit einem Scherben. — Ich (etwas ungläubig): Na, geht das denn so? — K.: O, sehr gut. — Ich: Haben Sie Zeit, mit nach der Kirche zu kommen und mir das vorzumachen? — K.: O ja, herzlichgern." — Er rüstete sich, sein Sohn brachte ihm einen grösseren Scherben von einer mässig starken, innen glasirten Schüssel. K. nahm den grossen Scherben, prüfte ihn sachverständig, schlug sich ein kleineres Stück ab und sagte: Sehen sie, so muss der Scherben aussehen. Während wir nach der Kirche gingen und mit einander sprachen, liess er seine Augen auf den Strassen des scherbenreichen Tolkemit umhergehen und hob bald hier, bald dort einen Scherben auf. Ich fragte ihn, warum er denn so viele Scherben mitnehme, ob denn ein Scherben nicht ausreiche. Er sagte: Wenn man ein kleines Loch bohren will, dann reicht ein Scherben aus,

aber wenn man ein grosses machen will, dann muss der Scherben nicht so spitz sein, also so etwa. Unterwegs sagte ich: Ferdinand Kolberg und Ludwig Oberstein wissen aber von den Löchern nichts zu sagen! Wie geht das zu? K.: Na, die sind auch viel jünger. Als die in die Schule kamen, da hatte der Herr Propst es schon längst verboten. Ich Wie kommt es aber, dass manche Näpfchen über 2 *m* hoch vom Erdboden entfernt sich befinden? — K.: O, das kann ich Ihnen sagen: Wir Jungen waren gar nicht so klein. Ich war als Junge von 13 — 14 Jahren wenig kleiner als jetzt. Wir reichten ganz gut so hoch. — Inzwischen war Anton Oberstein auch geholt und wir drei standen vor der Mauer. Ich maass die Entfernung des höchsten Näpfchens vom Erdboden zu 2,20 *m*. Oberstein sagte: „Wenn ein Junge nicht hoch reichen konnte, dann half ihm ein anderer; Einer stellte sich mit dem Rücken und etwas nach vorne übergebeugt an die Mauer und der andere stellte sich auf ihn herauf. Wir kletterten auch auf die Brüstung." „Komme mal her, Junge," sagte er zu einen mässig grossen Knaben; „klettere da einmal hinauf." Und im Nu war der Junge oben und stand da ganz sicher und fest. — Darauf begann Jacob Kalender sein Näpfchen zu bohren; die Spitze des Scherbens drang bald ein, nutzte sich ab und der langsam herabfallende Ziegelstaub half beim Bohren mit. Das Näpfchen wurde ganz normal. Die ganze Prozedur dauerte etwa 5 Minuten. Bald darauf zeigte er auf eine Stelle und sagte: Sehen Sie, da sind auch Buchstaben. Und in der That bemerkte ich auf einem Stein, der etwas verwittert aussah, die Buchstaben I H. P H. A I, und Kalender sagte: das könne sein: Peter Hohmann und Andreas Jopp; die sind aber schon längst todt. — Auf einem anderen Steine sah ich die Buchstaben A E, und Kalender meinte: „das kann Andreas Ehm sein, der auch schon lange todt ist." — Die ersten Buchstaben I H vermochte er nicht zu deuten. — Ich fragte ihn noch, ob schon vor seiner Zeit solche Näpfchen an der Mauer sich befunden hätten; er bejahte das ganz bestimmt und sagte: „Die älteren Jungen haben uns das gezeigt und wir machten es nach." Interessant war es mir von Ludwig Oberstein, der über die Entstehung der Näpfchen gar nichts zu sagen wusste, die Bemerkung zu hören: „Nein, das haben wir nicht gemacht; die Löcher müssen aus uralter Zeit herstammen." Man sieht, ein Zeitraum von 7—10 Jahren ist vollständig hinreichend gewesen, die Erinnerung an ein vielleicht viele Jahrzehnte hindurch geübtes Kinderspiel, nachdem es einmal energisch verboten war, gänzlich auszulöschen. — Es steht demnach fest, dass die Tolkemiter Jugend vor 76 Jahren Näpfchen gemacht hat, und zwar nicht um Knöpfe oder Münzen in denselben auszubuttern, sondern nur zum Vergnügen. Schade, dass die ältere Generation nicht mehr befragt werden kann. Sicherlich würde die bezeugen, dass das, was die jüngere Generation nur zum Vergnügen machte, zu ihrer Zeit einen ganz bestimmten, vernünftigen Zweck gehabt hat: nehmlich platten Knöpfen oder Münzen eine für das beliebte Knöpfchenspiel geeignete, schüsselförmige Gestalt zu geben. Als die Prozedur nicht mehr nöthig war, weil man gebogene Knöpfe auf anderem Wege leichter bekam, blieb doch das Mittel zum Zweck noch in Uebung; es wurde geistlos weiter tradiert. —

Hr. E. Handtmann zu Leedorf bei Lenzen an der Elbe schreibt unter dem 21. September dem Vorsitzenden gleichfalls über

Rillen und Rundmarken.

Betreffend Rundmarken muss ich mich den von Hrn. Dr. Anger in den diesjährigen Verhandlungen S. 97 folgg. und S. 172 geltend gemachten Bemerkungen für

Ost- und Westpreussische Ortschaften meinestheils für den in der Neumark gelegenen Ort Zellin a. O. anschliessen. Hiermit wäre ein nicht-lausitzer Ort in der Nähe des mir noch sehr wohl bekannten Königsberg i Neumark und des weiland vortrefflichen Lehrers Voigt gewonnen.

Dort in Zellin habe ich in den Jahren 1850—1854 mit meinen Spielgefährten manch' eine „Platte" für das Spiel „Anklexen" „ausgebuttert" und zwar je nach Umständen auf hölzerner, feldsteinerner und ziegelsteinerner Unterlage, desgleichen bald in horizontaler, bald in vertikaler Lage. Die Zwischenstunden des Schulunterrichts, die Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittage dienten dem Spiel und der Zurüstung dazu geeigneter „Platten".

Das Spiel „Anklexen" — vollständig entsprechend dem von Ihnen Verh. 1880. S. 437, als Caliche mitgetheilten — habe ich im Bär, Nr. 5 d. J., S. 76, III. 1, beschrieben. Eine viel genauere Beschreibung desselben hatte mein Bruder Carl H., z. Z. stud. theol. in Berlin, an den Bär geschickt, welche aber nicht Aufnahme fand. Interessirt es die Gesellschaft, so könnte dieser mein Bruder einmal vor dieselbe citirt werden, um das Spiel daselbst vorzumachen.

Als ich das Spiel als Knabe mitspielte, nahmen wir zu Platten am liebsten einen „Sergeantenknopf", weil dieses, am Kragen der Sergeanten befindliche Gradabzeichen die erwünschte, gutes Springen veranlassende Rundung hatte. Solche Exemplare waren selten. Daher nahmen wir recht alte und stark abgeschliffene Vierpfennigstücke (nicht so gern Dreier) und klopften solche in Löchern zurecht. Die Zelliner Kirche ist mit Mörtel berappt, da ging das Klopfen nicht. Wohl aber ging es sehr schön in den Ziegelsteinen der sehr wenigen massiven und Fachwerkgebäude mit Ziegeleinfüllung. Ganz besonders gern, wenn wir am Thorweg oder am Plankenzaun des väterlichen Pfarrhauses Anklexen spielten, klopften wir neu herzustellende oder irgendwie verbeulte Platten an denjenigen Ziegelsteinen zurecht, welche auf schmaler Kante stehend die Zwischenlage zwischen dem Fundament aus Feldsteine und dem untersten Balken des Fachwerks bilden. Renommistischer Weise, wenn unten schon viele Klopflöcher waren, stieg einer auf eines Andern Schultern, um recht hoch seine verbeulte Platte wieder ordentlich zu klopfen und ein Specialloch sein eigen zu nennen. Solche recht häufige Reparaturarbeit erklärt wohl die an vielen Orten auffällige Häufigkeit der Rundlöcher. Meist, wie z. B. bei der gerade bequem gelegenen Steinschicht meines väterlichen Wohnhauses, begnügten wir uns mit einer Höhe von ca. 1 *m*. Auch das kam vor, dass wir, auf dem Kirchthurm während der Geläutepausen oder vor dem Anfang des Geläutes wartend, am Glockenstuhl oder an der inneren Thurmwand unsere Platten zurechtklopften. So wären die von Hrn. Treichel (Zeitschr. 1881, S. 311) erwähnten Rundmarken in gleicher Weise zu nehmen[1]).

Noch sei mir eine Bemerkung betreffend das Spiel selbst gestattet. Es ist im Grunde auffällig, dass dieses Spiel vornehmlich an solchen Orten beobachtet ist, welche an der Meeresküste oder an grösseren Flussläufen liegen. Ich glaube eine ziemliche Kenntniss märkischer Spiele zu haben, kann mich aber nicht erinnern, das „Anklexen" in Dörfern und Städtchen, welche weiter landeinwärts lagen, angetroffen zu haben. Z. B. in Zellin, Güstebüse, Schwedt, Cüstrin, Landsberg, Frank-

1) Hr. Treichel erwähnt 1881 (S. 301) Rundmarken bis zu 3 Zoll Tiefe und Weite. Solche hat meines Erachtens Schadenfreude oder Uebermuth zwecklos durch Vergrösserung zerstört durch Herumbohren von Steinen oder Eisen. Es sind diese Vertiefungen, wenn auch mitten unter Klopflöchern stehend, keine solche mehr, sondern einfache Mauerbeschädigungen.

furt, auch noch in Königsberg traf ich es in der Neumark an. Noch in Bärwalde in der Neumark war es etwas bekannt, in den Dörfern östlich und nördlich davon nicht mehr. In Sonnenburg kannte man dasselbe, in Krischt, Maustern, allen weitum gelegenen Dörfern nicht. Auch Hr. Treichel nennt fast nur Orte an grösserem Wasser.

Nun sah ich eines Tages kleine Knaben in ziemlich ungeschickter Weise dieses Spiel grösserer Knaben nahe dem Oderufer mit den bekannten Süsswasser-Muschelschalen spielen. Und darob kam mir der Gedanke: Sollte das Spiel überhaupt einen derartigen Ursprung haben? Sollte es ein von sehr alter Zeit her vererbtes Spiel einer Strand- und Uferbewohnerschaft sein, eine Art prähistorisches Würfelspiel? Es wäre in solchem Falle anzunehmen, dass die in der Urzeit ad hoc verwendete flache Süsswasser-, resp. See-Miesmuschel in historischer Zeit der noch besser springenden und klingenden Metallplatte wich, jedoch mit Vererbung ihrer ungefähren Form auf letztere. Vielleicht lenkt ein Forscher hierauf sein Augenmerk.

Von den „Rillen" habe ich eine noch mehr prosaische Auffassung. Ich bringe dieselben in Zusammenhang mit Zählspielen, insbesondere mit dem Spiel „Affe, Bauer, Stutz", cfr. Bär vom 29. October 1881, S. 75 b, und erkläre dieselben meinestheils gemäss der von mir selbst vor Zeiten geübten Knabenpraxis folgender Weise:

Kirchhöfe, namentlich wenn neben der Schule gelegen, gleichviel ob noch als Begräbnissstätte benutzt oder ob bereits eingeebnet, voller Bäume wie ohne Bäume, sind die privilegirten Spielplätze der Dorf- wie Stadtjugend, deren unnütze Hände ohne Scheu zum Zweck des Zählens Striche und Risse auf die Wände machen. Ob nun solche Wand aus Holzbohlen, aus Kalkputz, aus Ziegeln, aus Feldsteinen besteht, sie mit Strichen zu bezeichnen, ist die Knabenhand erfinderisch. Kreide, dem Lehrer gemaust, ein Kalkstückchen, ein rothes Ziegelstück, Kohle dient dazu, am besten und meisten das Universalwerkzeug des märkischen Knaben, der Sechsdreierknief! Beim Spiel Zahlen zu schreiben ist viel zu umständlich; der naturwüchsige Strich neben, resp. übereinander, senkrecht, wagerecht, schräg, wie es gerade kommt, ist viel bequemer. Auf Zaunplanken geht es dabei immer frisch an neuer Stelle von oben nach unten. Nicht so an Kalkrappwänden, an Ziegel- und Feldsteinmauern. Solche zu bearbeiten ist ohnehin das geliebte Instrument, das auf dem Jahrmarkt jährlich ein- bis dreimal erneuerte Sechsdreiermesser (Metz, auch Knief genannt) zu schade. Da wirkt man mit dem oberen Ende des Heftes oder mit der unteren, beim Zuklappen vorstehenden Rückenecke der Klinge. Das starke, feste Streichen bewirkt am Stein anfangs einen Metallglanzstreifen, später und allmählich einen Eindruck. Die alten, einmal bestehenden Rillen werden gern immer wieder benutzt. Solches macht sich von selbst, und die Knabenaugen wissen ganz genau zu sehen, wo während des Spiels in alter Rille ein neuer Strich gemacht ist. (Zank giebt es hierbei natürlich auch genug!) Sehr bequem sind für solche Zwecke Ziegelsteinschichten. Läuft ein Strich über eine Schicht, so rechnet derselbe einfach; wenn über 2 Schichten doppelt; über 3 dreifach u. s. w. bis zu 10. Längere senkrechte Rillen, resp. rechts-links vice versa schräglaufende Rillen kenne ich nicht. Querrillen habe ich an Kalkrappwänden mitunter, aber wenig an Zaunplanken kennen gelernt und mitfabricirt und muss noch mit Lächeln daran zurückdenken, wie wir derartig, weil von Erwachsenen nicht gestört, beim Spielen Wände von Häusern mit Backsteinfüllung, z. B. eine stark verkalkte Wand am Domänen-Milchkeller, zerkratzten. Freilich muss ich hinzufügen, dass ich bei kürzlich erfolgtem Besuche der Heimath die jetzige Jugend nicht mehr so spielen

noch reissen sah. Unsere Jugendvorwelt mag's noch wilder und stärker als wir getrieben haben, ihre Rillen mögen noch tiefer eingefurcht sein.

Von irgend welchem Aberglauben, wie solchen weiland Hr. Veckenstedt im Auge haben zu müssen glaubte, habe ich bei solchen Rillen und Rundmarken nie etwas wahrgenommen, und glaube doch meinestheils eine ziemlich weit reichende Bekanntschaft mit allerhand Aberglauben gemacht zu haben. (Hr. v. Schulenburg hat eine hierfür Beweis liefernde Privatsammlung von mir in Händen.)

Kurz: auch ich halte dafür, dass Rundmarken, wie Rillen, an Kirchen und Thürmen, aussen und auch innen, ebenso an Häusern, Mauern, Zäunen lediglich von Alters her bis theilweis in unsere Tage Erzeugnisse einer etwas rüden Knabenspielerei ohne irgend welche weitere Bedeutung sind.

(18) Hr. Handelmann übersendet unter dem 7. v. M. unter Bezugnahme auf seine früheren Mittheilungen (Vergl. Verhandl. der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1880, S. 135—136 und Zeitschrift der Gesellschaft f. S.-H.-K. Geschichte Bd. X, S. 47) über

Hochäcker in Holstein

folgenden Bericht des Lehrers Hrn. Siebke in Bargteheide (gebürtig aus Tarbeck) vom 21. August:

„Der Unterzeichnete hat sich in den diesjährigen Sommerferien genauer nach den Hochäckern bei Tarbeck (Kreis Segeberg, Kirchspiel Bornhöved) erkundigt, und kann seiner früher gemachten Mittheilung folgendes beifügen:

„Die durch Balken getrennten Stücke lagen auf der Hochfläche, deren höchste Erhebung der Grimmelsberg ist. Auf diesem Terrain befinden sich die bekannten Hünengräberreihen, welche von W. nach O. gehen. Die bezeichneten Stücke zogen sich neben und zwischen den Hünengräbern hin und zwar in der Richtung von SW. nach NO. Von den circa 40 Stücken waren einige 1'½, andere fast 2'½ Ruthen breit. Ihre Länge betrug 160 Ruthen.

„Die Balken, von denen die meisten etwas gebogen waren, hatten eine Breite von 5—7 Fuss. Sie lagen höher als die Stücke. Bei Urbarmachung des Landes fand man auf und in den Balken viele kleine Steinhaufen. Die Steine hat man früher jedenfalls von den Stücken abgesammelt; denn noch vor 20 Jahren mussten grosse Steine (Granitblöcke) aus dem urbar gemachten Boden herausgehoben und kleinere Steine, die in grösser Zahl auf dem Acker zu finden waren, abgesammelt werden."

(19) Hr. Bayern sendet d. d. Tiflis, $\frac{\text{25. Juli}}{\text{6. August}}$ Berichte über

neue kaukasische Gräberfunde

1. Im Löss, der die Grundformation des Samthawroer Leichenfeldes mittleren Theiles, bildet, und in welchem die ältesten Samthawroer Gräber, die von mir entdeckten Kuppelgräber mit schwarzen Thongeschirren, dem Anfange der Eisenzeit angehörend, liegen, finde ich seit meiner Entdeckung dieser Gräber, einige Fuss tiefer, als die Basis der Gräber, verstümmelte und angebrannte, oft auch ganz gebrannte Knochen, namentlich vom Hirsch, haufenweise vertheilt. Bis jetzt hielt ich diese Funde für Speisereste bei Beerdigung der Leichen der Eisenzeit; dies fand ich jetzt irrig, denn diese Knochenreste liegen grösstentheils bedeutend (1 bis 2 und 3 Fuss) tiefer, als die Kuppelgräber, in nirgend berührter Erde (Löss) und

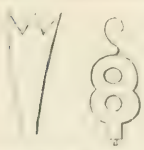
es zeigt sich, dass dieser Theil des Leichenfeldes einst einen kleinen See oder Sumpf gebildet hat, in welchem der Schlamm sich absetzte, der jetzt als Löss sich darbietet, dessen Mächtigkeit ich noch nicht ergründet habe. Es ist dies geologisch eine sehr merkwürdige Stelle, über welche ich mich einmal mehr verbreiten will. Ausser zerhackten und gebrannten Knochen fand ich bis jetzt nichts, was die Menschenhand verrathen würde; ein einziges Mal traf ich, bei Entdeckung dieser Gräber, bearbeitete Hirschgeweihkronen, darunter einen sogenannten Kommandostab, welche in dem Haufen von Knochentrümmern lagen.

Der Kaukasus hat diesemnach auch seinen quaternären Menschen aufzuweisen, wenn auch vor der Hand nur spurenweise.

2. In den Kuppelgräbern von Samthawro fand ich diesmal wieder eines der grossen Hauschwerter, welche vorne gerade abgestumpft sind, also keine Spitze besitzen. Es ist dies das zweite ähnliche Schwert, nur war das erste ein reines Bronzeschwert (cf. Wirouboff, Objets d'antiq. etc. Tiflis. Pl. 3, Fig. 4), während diesmal sich ein 5 Fuss langes, ganz gerades Eisenschwert fand, das in einer Bronzescheide steckt und mit einem Bronzegriff geziert ist. Durch das Auftreten dieser zwei abgestumpften Schwerter ergiebt sich die Sitte bei diesem Volke, dass das Schwert, ebenso wie die Streitbeile, die wir in diesen Gräbern finden, nur zum Hauen diente, während der Dolch und die Lanze, die ebenfalls neben den Schwertern sich finden, als Stichwaffe gedient haben. Noch nirgend in den kaukasischen Gräbern fand ich dieses Hauschwert; selbst die ebenfalls sehr grossen, ja oft noch grösseren und längeren Eisenschwerter, welche bei Anapa, der Byzantiner Zeit angehörend, gefunden werden, sind mit einer scharfen, zweischneidigen Spitze versehen.

Charakteristisch für die Samthawroer Kuppelgräber ist auch, dass sich keine Pfeilspitzen für Kriegsgebrauch finden, wohl aber sehr zahlreich die zarten feinen Jagdpfeilspitzen von Bein (cf. Wyrouboff l. c. Pl. 1, Fig. 10, 11), von Bronzeblech (ebend. Fig. 2, 3, 8) und von Eisen, diesmal nebst einer ganz neuen Form, eben sowohl von Bronzeblech als von Eisen, sehr dünn und kaum einen Zoll lang (Holzschn.). Es sind diese Pfeilspitzen viel zu zart, um im Kriege verwendet werden zu können, ausser der Feind war ganz nackt. Merkwürdig ist es auch, dass sich kein Grab mit Waffen findet, in dem neben den Pfeilspitzen nicht auch die Pincette vorkäme (Pl. 1, Fig. 15).

3. In der oberen, Steinkisten-Etage von Samthawro fand ich dieses Jahr wieder einmal ein unberührtes Grab aus der Römerzeit, d. h. aus dem ersten Jahrhundert n. Ch. Die Steinkiste enthielt zwei Leichen, Mann und Weib, beide auf dem Rücken in gestreckter Lage liegend, die Hände dicht am Körper ausgestreckt. Die Hauptleiche war eine Frau, die auf der Südseite lag, den Schädel im Westen; sie trug ein Diadem, bestehend aus 8 dünnen, oben ausgezackten Goldblättchen von Zoll-Länge, oben 15 bis 18 *mm* breit. Die Ohren waren besetzt mit sehr langen Gold-Ohrgehängen, die aber viel zu massiv waren, um im Ohre getragen werden zu können; der obere Haken diente dazu, um im Haare aufgehängt werden zu können. Zwei grosse Almandine waren in jedem dieser Ohrgehänge eingefügt. Am Halse fanden sich drei Reihen verschiedener Perlen, die über die Brust zogen; an der Brust neben verschiedenen Bronzenadeln auch ein Ohrlöffel von Silber.



Sechs Ringe zierten die linke Hand; an jedem der drei Mittelfinger zu zwei Ringen, von denen einer ein Goldring mit einem Rubin, drei Silberringe, mit griechischen Carneolgemmen (Minerva, Apollo und eine Rosette vorstellend) besetzt.

An der rechten Hand fand sich nur ein einfacher Bronzering, und neben diese, Hand eine schöne Glasflasche, aber zertrümmert. An der linken Hand lag ein in Holz gefasster runder Metallspiegel. Auf der nördlichen Seite lag der Mann, ohne alle Beigaben, das Gesicht der Frau zugekehrt, ebenso wie die Frau mit dem Gesichte gegen den Mann gekehrt war. Fünf silberne Dinare, zwei von Augustus (Cajus Lucius Caesar) kaukasischer Präge, drei von Gotharses dem Parthen, der ungefähr 50 n. Chr. auf den Thron kam, fanden sich zerstreut an den Füssen des Mannes. Diese Gotharses-Münzen, namentlich dieser Dinartypus sind noch rein Mzchether Produkte, welche ebenso, wie die Augustus-Münzen, in Mzcheth selbst geprägt wurden. Die Münzen sind nicht durchlöchert gewesen und besonders die Gotharses-Dinare sind ganz unabgenützt, sie waren folglich ganz neu, als sie in das Grab kamen.

An der Westwand über den Schädeln der beiden Leichen standen drei kleine Thongeschirre. Das eine, aussen schwarz und angebrannt, ein Topf von 18 *cm* Höhe bei 15 *cm* Bauchweite, enthielt gekochte Hirse; links von ihm stand ein kleines Milch (?) töpfchen, rechts ein schöner Wein- oder Wasserkrug. Das Grab gehört folglich an das Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr., wie dies auch durch die Stelle, welche diese Steinkiste einnimmt, besagt wird, denn die ältesten Gräber findet man am Rande der Chaussée, und jede Reihe kann um 50 bis 100 Jahre älter berechnet werden, bis man zum Bergabhange kömmt, wo man schon rein byzantische Sachen findet.

4. Im Juli arbeitete ich wieder zwei Tage auf dem Leichenfelde von Samthawro, wo ich 12 Steinkisten untersuchte, die aber alle schon ausgeraubt und zerstört waren. In einem Grabe fand ich bei dem Ausarbeiten eines Schädels, in dem Jochbogen desselben einen krummgebogenen Knochen, wie ein Ohrgehänge hängend; vorsichtig arbeitete ich, bis ich den ganzen Schädel heben konnte, dem leider der Arbeiter das Stirnbein mit der Kniehaue eingeschlagen hatte: der Knochen hing ganz frei in dem Jochbogen und sah aus wie ein Kuhhornknorpel, war aber nur einen Zoll lang, etwas sichelförmig gebogen, nach oben stumpfspitz zulaufend, unten etwas breiter werdend, mit einer 6 *mm* breiten knorpelartig gefalteten Basis, von 12 *mm* Länge. Vergebens suchte ich am Schädel die Ansatzstelle dieses fremden Knochens, bis ich endlich an dem ganz schief gedrehten Hinterhaupts-Loche dieselbe Faltung am Pr. condyloides, an der Articulationsstelle des Atlas, fand; dieser ebenfalls schief gedrehte Atlas jedoch passte sehr genau auf seine Artikulationsstellen, zeigte auch an dieser Stelle eine ähnliche Faltung, wie der Proc. condyl. Der fremde Knochen konnte daher nicht zwischen dem Atlas und dem Hinterhaupts-Loche angesetzt gewesen sein, gehört aber sicher ganz in die Nähe. Nur dürfte noch ein kleiner Zwischenknochen verloren gegangen sein, der am Schädel sass und an ihm dieser sichelförmige Knochen.

Ich schickte diesen interessanten Schädel auf Bitte meines Arztes Dr. Markaroff an den berühmten Anatomen Dr. Gruber in Petersburg, damit derselbe dieses Neugebilde bestimme.

(20) Der Vorsitzende theilt mit, dass die von Hrn. Professor Stieda in Dorpat der Gesellschaft angebotenen

Skelette von Kaukasiern

angekommen sind und nach geschehener Maceration aufgestellt werden werden.

Es sind ihrer 6, sämmtlich von Männern herstammend, die im Gouvernement Baku geboren und im Gefängnisse gestorben sind, wohin sie aus dem Kaukasus gebracht waren. Hr. Stieda fügt hinzu, dass sie officiell als Tataren bezeichnet seien; ob dieser Name jedoch im ethnologischen Sinne zu nehmen sei, oder nur im religiösen, insofern sie alle Muhamedaner waren, hält er für zweifelhaft. Möglicherweise könnte auch Lesghier darunter sein.

Der Vorsitzende spricht den Dank der Gesellschaft für das reiche Geschenk aus.

(21) Hr. Virchow zeigt eine archäologische Karte von Westpreussen und den anstossenden Theilen der Provinz Posen von Hrn. G. Ossowski. Dieselbe ist in Paris 1880 gedruckt. Die Kosten hat Hr. Sigism. Dzialowski, Präsident der archäologischen und historischen Sektion der Gesellschaft der Wissenschaften in Thorn, bestritten. Im Namen der letzteren hat Dr. von Rozycki in Thorn die Karte übersendet.

(22) Hr. Treichel sendet d. d. Hohen-Paleschken, 12. October, verschiedene Manuskripte über

alte Gebräuche in Westpreussen.

1. Die für Westpreussen gültige Art des Wirkens.

Anknüpfend an die von Hrn. W. v. Schulenburg in der Sitzung vom 21. Januar 1882 gemachte Mittheilung, welche „eine Art zu wirken in der Lausitz“ betrifft, möchte ich, um zu zeigen, wie sich die beiderseitigen Landessitten oftmals berühren, auch einer für Westpreussen gültigen Art des Wirkens Erwähnung thun, wie ich darin durch meinen Freund, Prediger Freitag in Mirchau, unterwiesen worden bin. Um zu zeigen, wie weit wir's darin gebracht, und was mit gewöhnlichen Mitteln geleistet werden kann, überschicke ich die einschlägigen Objecte.

Was auch in irgend einer Zeitung Westpreussens gesagt worden sein mag, dass nur noch Anfangs dieses Jahrhunderts die Mägde in der Gegend von Thorn primitives Band gewebt hätten, die Elle zu einem Pfennig, so entsinnt sich der genannte Herr doch, dass selbst noch zu seiner Zeit, also etwa vor der Mitte dieses Jahrhunderts, in der Gegend von Tempelburg und Dt. Crone die Mägde ebenso Band webten. Ja, es scheint, dass diese Procedur auch noch in der Neuzeit in abgelegenen Gegenden gepflegt wird, da ebenderselbe berichtet, dass diese Art und Weise bereits seinen Kindern vom Kindermädchen eingeübt worden sei, das aus einem Dorfe des Kreises Carthaus herstammt. Aehnlich erinnert sich derselben Vornahme mit dem Dienstmädchen eine etwa fünfzigjährige Dame, Frau Borowski, aus ihrem Geburtsorte Bitonia, Kr. Preuss. Stargardt, aus ihrer Jugend.

Die Beschreibung des Wirkens, welche im Grossen und Ganzen dieselbe, wie die bereits geschilderte, gewesen sein mag, ist kurz folgende. Je nachdem rothe oder blaue oder gelbe Streifen beliebt waren, wurde die Garnmischung genommen. Zuerst musste das Geschwabe geschoren werden. Dazu diente eine Schwinge (Fig. 1) mit zwei Lochreihen. Durch diese Löcher wurden die einzelnen Fäden gezogen; die rechte Seite bildete beim Weben die obere Schicht, die linke die untere, oder auch umgekehrt, je nachdem die Weberin am Schluss die Griffe that. Die durch die Scheerschwinge gezogenen Fäden werden zu einem Knäuel gewickelt und, ist es zu Ende, künstlich mit den Fingern der rechten Hand geordnet (der Griff) und gebunden, so dass sie in der Ordnung, welche sie durch die Scheer-

schwinge erhalten haben, bleiben müssen. Alsdann werden zwei Stäbe, zwischen die Reihen gelegt, an den Enden zusammen gebunden, so dass sie nicht ausgleiten können. Das Gebinde wird gelöst und die Fäden sind geordnet, um der Reihe nach durch den Webekamm (Fig. 2) gezogen zu werden. Dieser Webekamm ist

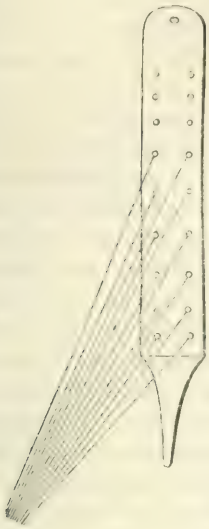


Fig. 1.

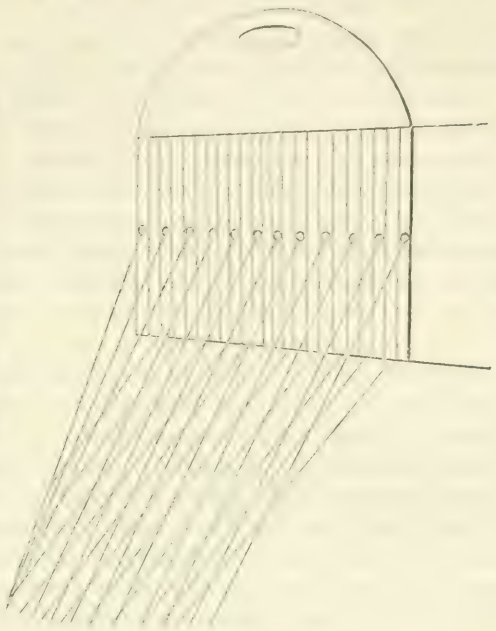


Fig. 2.

aus Holz geschnitzt; durch ein ½ Zoll dickes, glatt gehobeltes Brett werden Rillen durchgeschnitzt, etwa 6 Zoll lang, so dass sie zwei Linien weit sind und eine etwas breitere Wand stehen bleibt, in welcher in der Mitte ein der Weite der Rille entsprechendes Loch gebohrt wird. Unten wird es gerade, oben etwas zierlich gebogen geschnitten. Die Zahl der Löcher und Rillen ist verschieden. In diesen Kamm wird das geschorene Garn gezogen, die Fäden über den Stäben durch die Löcher, die unter denselben durch die Rillen. Die durchgezogenen Fäden werden zusammen gebunden und an einer Schnur befestigt.

Nunmehr kann das Weben beginnen. Es gehören dazu ihrer zwei. Die eine nimmt das Knäuel in die linke Hand, den Kamm in die rechte und hebt und senkt ihn. Dadurch kommen die Fäden in den Löchern bald über, bald unter die in den Rillen zu stehen. Die andere, auf der anderen Seite des Kammes sitzend, befestigt die Schnur, welche das Gewebe zusammen hält, an der linken Hüfte, zieht den Einschlag durch das Gewebe und drückt ihn mit einem Stäbchen fest. Durch das Auf- und Abziehen des Kammes aber wird der Einschlag verschlungen.

Auf diese Weise fabricirte man Schürzenband, und nur davon ist immer die Rede. Je nachdem verschiedene Farben zusammen gestellt werden, wird es mehr oder minder bunt. Zu dem Einschlag werden Abfälle genommen und so noch irgend wie verwerthet.

Während es früher also eine Art Hausarbeit gewesen war, werden jetzt zu dem Fabrikate nur müssige Stunden, etwa am Nachmittage des Sonntags, dazu verwandt und ist es sonst mehr zur Spielerei geworden. —

Weiteres und Ergiebigeres siehe in H. Frischbier, Das Wirkgestell und das Wirken, in Wissensch. M.-Bl., Herausgeber Dr. O. Schade. Jahrgang VII. 1879 S. 124 ff.

2. Nachtrag zu Donica und Tabacznik.

Bei dem, durch Hausarbeit mittelst gewisser Instrumente, wie wir gesehen haben, hergestellten Schnupftabacke ist noch das Folgende zu bemerken. Man hat mir gesagt, dass statt der Tabackskachel von gewisser Form auch hin und wieder eine Ofenkachel verwendet wird. Nach dieser Kachel heisst der also hergestellte Taback im Volksmunde Kachelinski im Gegensatze zu dem in der Stadt hergestellten Schnupftabacke. Indessen giebt es noch eine bevorzugtere Sorte solchen Schnupftabacks, vom Volke Sampanter genannt, lexicalisch Sampańtar zu schreiben und entstanden aus den polnischen Worten Sam (selbst), pan (Herr) und tarł (er rieb). Und weil ihn nun der Herr selbst gerieben, zum Gebrauche für sich und seine Gäste, so leuchtet wohl ein, dass dieser Sorte eine besondere Anerkennung gezollt wurde. — Wahrscheinlich wurde er sehr fein gerieben, das gröbere und zur Asche verbrannte Gerölle, das eben Strenge verlieh, gar nicht zurückgeworfen und wohl eine möglichst aromatische Tinktur hinzu gethan.

Wie Tabacznik ausser dem Instrumente des Mahlens auch den Schnupfer bedeutet, so auch Tabacznica die Schnupferin. Daraus, dass dieses Wort überhaupt entstehen konnte, ist zu ersehen, wie man es auch in Wirklichkeit bestätigt findet, dass das schönere Geschlecht der Slaven sich dem Genusse selbst des Schnupfens hingiebt; eine Cigarette oder leichte Cigarre ist gar nicht mehr so selten.

Ich sprach von dem Tabackshorn, aus Horn, wie schon der Name besagt, und auch in Form eines solchen bestehend; im Kreise Neustadt, Westpr., besonders und wohl auch in weiterer Umgebung hört man dafür den Ausdruck Rooschke, der offenbar entstanden ist aus dem Polnischen Róg, Horn. Eine andere Bewahrungsart zum Handgebrauche ist die in der Dose, gemeinhin aus birkenem Baste gefertigt. Alsdann führt sie dort den Namen Kurb, abzuleiten ebenfalls aus dem Polnischen, wo Kurra die Baumrinde überhaupt bezeichnet.

Nach einer Verordnung der Regierung sollen besondere Listen für Trunkenbolde geführt und diese dann den Gastwirthen mitgetheilt werden, welche bei Strafe den bezeichneten Personen Nichts verkaufen dürfen. Oft hört man nun diese Leute sagen, dass das Nichts schade, dass sie keinen Schnaps bekommen dürfen, dass es ihnen aber sehr nahe gehe und sie es tief empfinden, dass sie damit zugleich vom Ankaufe und Genusse eines Schniefke, einer Prise, ausgeschlossen würden.

Auch giebt's im Polnischen einige nette, auf den Schnupftaback bezügliche Verschen aus dem Volksmunde, welche ich der gütigen Mittheilung des Dr. Lęgowski in Neustadt verdanke.

Nie bądź pan taki,
Zażyj tabaki!

Seien Sie nicht so, nehmen Sie eine Prise Taback. Auch mit der Variante daj tabaki, gieb Taback. Es ist im Gebrauche, wenn Jemand, der sich ärgert, begütigt werden soll. Dem Sinne nach würde es sich decken mit der berliner Redensart: Na weene man nich, in der Röhre ist noch 'ne Boomtorte, dat weest de man nich!

Eine andere Redensart, um Dirschau und Stargardt im Gebrauche, heisst:

Kto zażywa, Boga wzywa;
Kto pali, Boga chwali.

Wer schnupft, der ruft Gott an, wer raucht, der lobt Gott. Eine ähnlich distinguirende, zum Lobe der Tabacksgenüsse eingeführte deutsche Redensart giebt Frischbier im Preuss. Sprüchw. R. a. l. Nr. 3071, also: Wer raucht, stinkt, wer schnupft, sieht aus, wer priemt, frisst, wer nicht raucht, auch nicht schnupft, auch nicht priemt, der lebt wie ein Schwein. Dieser letzte Satz bezieht sich auf die Beobachtung, dass das Schwein die Tabackpflanze unberührt lässt.

Ein drittes Liedchen wird den Kindern vorgesungen, indem man ihre Händchen zum Takte zusammenschlägt, und lautet:

Kocie, kocie tapki,
Pojedziem do babki,
Babka da nam twarózka
I tabaczki z rózka.

Katzen, Katzenpfötchen! Wir fahren zu der Grossmutter; Grossmutter wird uns geben Zwergchen (eine hierlands fabricirte Art magerer Käse) und Taback aus der Hovedose. Hier haben wir also die Rooschke! —

3. Nachtrag zur Satorformel,

Einen weiteren Beitrag zur Satorformel entnehme ich der Täglichen Rundschau vom 16. August 1882, der insofern bemerkenswerth ist, als wir daraus erfahren, dass selbst landesherrliche Gebote (nicht Verbote!) noch aus dem vorigen Jahrhunderte sich mit dieser Formel und einem damit verbundenen Zauberwesen beschäftigt haben. Die betreffende Stelle, welche einem Aufsatze von C. Haberlandt (im Globus) über das Brod im Volksglauben entnommen ist, lautet also:

Dem Werfen von Brod ins Feuer ähnelt der Brauch, dazu Teller zu benutzen, welchen die gleiche feuerlöschende Kraft in älteren Zeiten, namentlich, wenn das Werfen durch Fürsten oder die Obrigkeit geschah, aber gleichfalls auch noch jetzt zugeschrieben wird. Ein merkwürdiges sächsisches Edikt vom Jahre 1742 verordnet, dass in jeder Stadt und jedem Dorfe hölzerne Teller, von denen schon gegessen, mit gewissen Zeichen Freitags bei abnehmendem Monde zwischen 11 und 12 Uhr Mittags beschrieben und aufbewahrt werden sollten, um bei entstehenden Bränden ins Feuer geworfen zu werden. Der Spruch, welchen ein solcher Teller tragen muss, ist nach den noch jetzt in Bayern vielfach verbreiteten „Geheimnissen des Albertus Magnus“ (folgt der gewöhnliche Spruch: Sator arepo etc.), mit welchem jede Seite beschrieben sein muss, damit das Feuer geduldig erlösche. In der Oberpfalz sind es der mit geweihter Kreide geschriebene Name Jesus oder andere Worte, welche, wie häufig im Aberglauben, gänzlich des Sinnes ermangeln.

(23) Der Hr. Cultusminister hat mittelst Erlasses vom 10. Juni der Gesellschaft einige Exemplare des Berichtes des Studienrathes Müller in Hannover über die Ausgrabungen bei Harpstedt, Amt Freudenberg, Hannover, zur Verfügung gestellt.

(24) Hr. Dr. Ehrenhaus schenkt der Gesellschaft eine Anzahl von ihm auf seiner Fahrt nach Lappland und Spitzbergen aufgenommener Photographien. Derselbe legt auch einige die Lebensweise der Lappen illustrirende, getuschte Photographien von Behrend in Bergen vor.

Hr. Virchow macht auf die vortrefflichen Abbildungen der Küstengegenden von Jan Meyen und Spitzbergen aufmerksam, welche sich in den Berichten der

norwegischen Expedition finden (Den Norske Nordhavs-Expedition 1876 — 1878. Christ. 1882. V.). Da einige von ihnen dieselben Punkte betreffen, welche Hr. Ehrenhaus aufgenommen hat, so kann man sich durch eine Vergleichung überzeugen, wie vortrefflich seine Aufnahmen geglückt sind.

(25) Hr. Virchow bespricht eine Anzahl, ihm von dem in der Sitzung anwesenden Hrn. J. C. Schultze aus Berlin übergebener

Höhlenfunde von der Riviera.

Durch einen glücklichen Zufall kam Hr. Schultze gerade dazu, als durch Sprengungen an der Eisenbahn in der Nähe von Mentone eine Höhle geöffnet worden war. Er sammelte die ihm besonders interessanten Gegenstände und brachte sie mit hierher. Ausser einigen zerschlagenen Thierknochen sind es sämmtlich Knochengeräthe und zwar sehr sauber bearbeitete und gut erhaltene. Unter den Thierknochen sind hauptsächlich solche vom Hirsch, namentlich Kieferstücke. An einem sitzen noch die Gehäuse von Landschnecken (Helix). Wie es scheint, stammen auch die bearbeiteten Knochen meist vom Hirsch. Steingeräthe, die aller Wahrscheinlichkeit nach vorhanden gewesen sein müssen, sowie Thonscherben sind leider nicht mitgekommen, so dass eine exakte Zeitbestimmung nicht möglich ist. Indess wird man wohl nicht daran zweifeln können, dass der Fund der paläolithischen Periode angehört. Die Vergleichung mit den schönen Abbildungen des Hrn. E. Rivière von Funden aus den Höhlen der Seealpen (De l'antiquité de l'homme dans les Alpes maritimes. Paris 1878 — 1879) zeigt die grosse Uebereinstimmung der Artefakte, jedoch noch eine grössere Mannichfaltigkeit derselben.

Ein Theil derselben stellt zugespitzte Pfriemen von verschiedener Länge dar, welche durch Abschaben mittelst scharfer Stein ehergestellt sind. Obwohl die

Glättung eine recht vollkommene ist, lassen sich doch noch die Schabelinien an vielen Stellen deutlich erkennen. Die kleineren, 3 an der Zahl, 10—12 *cm* lang, sind am stumpfen Ende etwas abgeplattet und mit einem grossen runden Loch durchbohrt. Zwei grössere, 12,5 und 14,5 *cm* lang, sind in grösserer Ausdehnung platt, aber am stumpfen Ende abgebrochen. Sie gleichen den von Hrn. Rivière (Pl. VIII, Fig. 1, 2, 10, Pl. X, Fig. 1—3) abgebildeten, nur dass sie in viel grösserer Ausdehnung und mit etwas grösserer Geschicklichkeit bearbeitet sind.

Eine zweite Gruppe, 4 Stück zählend, ist aus gespaltenen Stücken von Rippen und grösseren Röhrenknochen hergestellt. Die Knochen sind theils der ganzen Länge nach und zwar recht genau gespalten (Fig. 1 und 3), oder nur zum Theil gespalten und im Uebrigen durch Schaben und Beschneiden handlich zugerichtet (Fig. 2). Das epiphytische Ende dient als Handgriff, das diaphytische ist mehr oder weniger zugespitzt oder geschärft. Die Ränder der Knochenrinde sind überall gerundet und zwar nicht bloss durch den Gebrauch, der allerdings ein recht langer gewesen sein mag, sondern auch absichtlich vor dem Gebrauch. Diese Stücke mögen zum Theil als Lanzenspitzen gedient haben, aber die Spitze ist im Allgemeinen wenig ausgebildet, dagegen ist durchweg eine schräge Fläche angeschliffen, welche mehr gerundet, als scharf erscheint. Ich möchte daher glauben, dass diese Instrumente mehr zum Abhäuten der erlegten Thiere und zur Reinigung der inneren Seite der Häute, und nicht als Waffen benutzt worden sind. Auch Hr. Rivière lässt die Möglichkeit zu, dass solche Stücke (Pl. IX, Fig. 6, 7) als blosse Werkzeuge aufgefasst werden können.

Eine dritte Kategorie bilden kleinere, aus Hirschhorn hergestellte, regelmässig mit einem sehr scharfen, runden Loch durchbohrte Stücke, die wohl nur als Hängeschmuck gedient haben können. Es sind ihrer 5, von sehr verschiedener Form und Grösse. Zwei davon (Fig. 5) stellen sehr regelmässige dreieckige Platten dar;

zwei andere (Fig. 6 und 7) haben eine sehr sonderbare Gestalt, indem von einem platten Mittelstück je 3 kürzere und längere Spitzen ausgehen, zwischen welchen

ausgerundete Buchten liegen; eines (Fig. 4) ist auf der Fläche gebogen und hat an dem einen Rande eine stumpfe, leicht verjüngte Vorragung, innerhalb deren das Loch liegt, auf dem entgegengesetzten breiteren dagegen 3 mehr oder weniger scharfe Spitzen, so dass das Ganze einer Raubthierkralle ähnlich sieht.

Dann findet sich noch eine platte, runde, nicht durchbohrte Scheibe aus Hirschhorn, 3,8 *cm* im Flächen-, 6 *mm* im Höhendurchmesser, ganz ähnlich einem Dambrettstein und vielleicht als Spielgeräth zu deuten, sowie eine sehr sonderbare löffelartige Schale, gleichfalls aus Hirschhorn. Sie ist 16 *mm* hoch und hat an der Mündung im längsten Durchmesser 32, im queren 26 *mm* lichte Weite. Von der convexen Seite her betrachtet gleicht sie daher täuschend einem Löffel, der im Ganzen länglich oval, nach hinten halbkugelig, nach vorn leicht zugespitzt ist; an der concaven Seite tritt diese Gestalt weniger deutlich hervor, da der Rand am hinteren Umfange etwas überragt. Natürlich besteht das Stück der Hauptsache nach aus Spongiosa und ist wenig geeignet, Flüssigkeiten zu halten, indess schliesst es doch so weit, dass bei schnellem Gebrauch, z. B. als Trinkgefäss für kleine Kinder, es wohl verwendet werden konnte.

Diese kurze Uebersicht wird die Ueberzeugung gewähren, dass die kleine Sammlung eine Reihe recht seltener und interessanter Stücke enthält, und ich entledige mich gern der Pflicht, Hrn. Schultze den besten Dank für seine Aufmerksamkeit und seine Liberalität in Abgabe der Fundstücke zu sagen.

(26) Hr. E. Friedel berichtet über eine, von der Direction des Märkischen Museums unter Theilnahme vieler Mitglieder der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 4. Juni 1882 unternommene

Excursion nach Alt-Rüdnitz, Kreis Königsberg in der Neumark,

deren reichhaltige Ausbeute dem Märkischen Museum einverleibt worden ist.

Alt-Rüdnitz ist ein grosses und wohlhabendes Dorf am rechten hohen Oderufer, mit gegen 2000 Einwohnern, 2 Kirchen, Post und Telegraph. An der Nordseite des Dorfes zieht sich ein letzter Ausläufer des märkischen Höhenzuges bis zur alten Oder, dem bekannten Badeorte Freienwalde gegenüber, hin. Durchbrochen wird dieser Höhenzug bei dem Dorfe Neu-Glietzen durch die neue Oder, eine Ketten-Fähre vermittelt die Verbindung zwischen beiden Ufern derselben. Auf der Südseite des langgestreckten Dorfes breitet sich das fruchtbare Oderbruch aus, dessen Randflächen, namentlich hier am Dorfe und längs der am Fusse der Abhänge hinlaufenden Chaussee, vor den häufigen Ueberschwemmungen mehr gesichert und deshalb beackert, vorzugsweise mit Taback bebaut werden. Etwa 1 *km* östlich vom Dorfe, fast an der nach Zäckernik führenden Chaussee, zu beiden Seiten der letzteren, haben die Feldarbeiter schon seit vielen Jahren vorgeschichtliche Reste, namentlich auch Urnen, ausgegraben; diese sind zum Theil nachträglich in das Märkische Museum gelangt, zum Theil verloren gegangen, zum Theil sind sie gleich an der Fundstelle den Versuchen auf ihre Haltbarkeit erlegen und vermengen sich als Scherben mit dem Boden. Auch Metall- und Stein-Geräthe sind mehrfach gefunden worden.

Herr Lehrer Lange in Oderberg lenkte die Aufmerksamkeit des Märkischen Museums auf diese Stelle und leitete die von dem gedachten Institut am 5. und 6. Juni d. J. veranstaltete Excursion nach derselben freundlichst ein; die Besitzer der in Betracht kommenden Ackerparcellen, Lüben, Dähne und Klemer gestatteten nicht blos bereitwilligst die Nachgrabungen, sondern betheiligten sich auch opferwillig an denselben.

Der Boden der hintersten der 3 Parcellen war von wendischen Topfscherben (Burgwalltypus) durchsetzt, von welchen einige Proben gesammelt wurden (II. 13 176—9); es fanden sich ferner in demselben das Fragment eines wendischen Mahlsteins (I. 13 182) und ein Spinnwirtel (II. 13 180), so wie Spaltknochen und ganze Lager von Fischschuppen und Fischgräten, von wendischen Ansiedelungen herrührend, die durch Brand- und Aschen-Stellen markirt sind (A. III. 184 90).

Auf der westlichen Seite dieser Parcelle, zur Hälfte schon in die Nachbarparcelle hineinreichend, wurde ein bereits im Frühjahr von den Arbeitern beim Rijolen berührtes Steinkistengrab (Figur 1) blossgelegt. Die Arbeiter hatten da-

Fig. 1.
Steinkistengrab, daneben Grab mit Steinpackung.

mals nur die auf der bezeichneten Parcelle liegende Hälfte des Kistengrabes zerstört, dabei 4 Urnen in demselben gefunden, deren Scherben zum Theil noch in der wieder in die Höhlung hineingeschütteten Erde lagen (II. 13 170—5); diese Scherben gehören dem germanischen Typus an und zeigen keine Verzierung. Die inneren Dimensionen des Grabes waren 0,70 *m* breit, 1,0 *m* lang, 0,60 *m* hoch, die Oberkante des Decksteins lag 0,45 *m* unter der gegenwärtigen Oberfläche des Ackers. Von einem goldenen spiraligen Fingerringe, welchen die Arbeiter in einer der Urnen gefunden haben sollten, gelangte nur ein kleines Endstück (II. 13 167) in das Märkische Museum. Andere Goldfunde von hier scheinen verschleppt worden zu sein. Ein zweites ähnliches Steinkistengrab ist nach Mittheilung der Arbeiter schon früher zerstört worden und lag etwa 30 Schritt nördlich von diesem.

Ausserhalb dieser Kammer, unmittelbar an die westliche Kopfwand anlehnend, fand sich eine gewöhnliche Steinpackung, welche eine feine schwarze Urne mit Linearverzierung und Leichenbrand (II. 13 186) und einer eisernen Fibula, Harfenform (II. 13 187), umschloss.

Auf der vordersten Parcelle, auf welcher sich der grosse Urnenfriedhof befindet, waren 10 Steinpackungen dergestalt blossgelegt worden, dass man nur die Steine beseitigen und den von ihnen umschlossenen Inhalt herausheben brauchte. Die einzelnen Steinpackungen hatten unter sich keine regelmässige Lage, eine war von der anderen immer 2 — 5 Schritte entfernt, ohne dass eine Anordnung in geraden Reihen oder in einer sonstigen regelmässigen Figur erkennbar wäre. Die vorgefundene Lage der Gräber ist aus folgender Grundrissskizze des durchforschten Terrains ersichtlich (siehe Fig. 2 und 3 auf Seite 514).

An einzelnen Stellen fanden sich Urnen mit Leichenbrand in der blossen Erde, also ohne Steinpackung; einige Steinpackungen umschlossen wiederum keinerlei Urne oder sonstigen Grabinhalt. Grab a enthielt 2 Urnen mit Leichenbrand (II. 13 188—9) und zwei mittelgrosse Beigefässe (II. 13 190—1); Grab b nicht grosse Urnen (II. 13 195—7) ohne Leichenbrand und ohne Steinpackung; Grab c

Urnenreste (II. 13 202) ohne Steinpackung; Grab d eine umgekehrte Urne, 13 192, welche ein kleines Gefäss, 13 193, bedeckte, und die Urne 13 194 mit

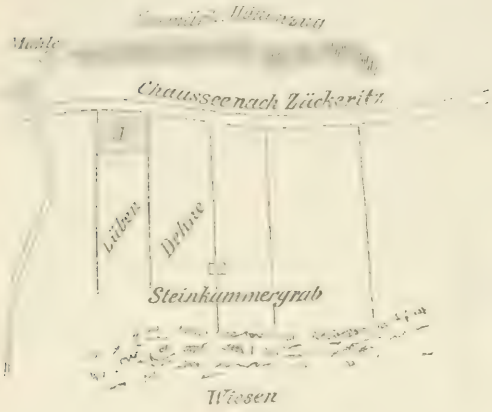


Fig. 2.
Situationsskizze.

Fig. 3.
Tableau der freigelegten Gräber auf Stelle A der Fig. 1.

Leichenbrand; Grab e die Urne 13 201; Grab f enthielt ein sehr grosses Gefäss, 13 198, in welchem die Urne 13 199 mit Leichenbrand stand; Grab g enthielt eine zerbrochene Urne mit Leichenbrand (13 203); Grab h nur Scherben (13 216); Grab i die Urnen 13 211 — 15, darunter eine mit becherförmig ausgehöhltem und auch innen geglättetem Fuss, so dass das Gefäss auch umgekehrt gebraucht werden kann; später, bei Untersuchung des Leichenbrandinhalts, fanden sich in der Urne 13 212 die wohl von einer Schmuckkette herrührenden Bronceringe 13 213—14; die übrigen Steinpackungen enthielten gar nichts. Eine ganze Anzahl von Urnen, Beigefässen und Beigaben, welche auf diesen 3 Parcellen und auf der anderen Seite der Chaussee, wohin sich das Gräberfeld ausgedehnt hat, gefunden worden sind, wurden von den Eigenthümern bei dieser Gelegenheit für das Märkische Museum übergeben, ein grosser Theil war schon früher eingegangen, so dass das Märkische Museum von dieser Stelle an 200 Gegenstände besitzt.

Die Urnen zeigen im Allgemeinen den in der Mittelmark vorherrschenden schlichten Typus, welcher dem Lausitzer verwandt ist, dort häufig auch vorkommt, jedoch sich durch den gänzlichen Mangel der den Lausitzer Typus begleitenden classischen Formen und namentlich auch der Massen von kleinen zierlichen Beigefässen ganz markant unterscheidet. Ausserdem sind unter den Thongefässen der Lausitzer Gräber häufig, kommen dagegen in der Mittelmark seltener (theilweise gar nicht) vor: 1. das Buckel-Ornament, 2. die getheilten Gefässe von Körbchenform, 3. Zwillings- und Drillings-Gefässe, 4. doppelbauchige Gefässe (zwei Bäuche übereinander), 5. Trinkhörner, 6. Kinderklappern, 7. Räuchergefässe, 8. gehenkelte flaschenförmige Gefässe, 9. Thränenkrüglein mit spitzem Boden. Die kleinen flachen Schalen mit anstrebendem Henkel, welche fast wie Löffel gebraucht werden können, zeigen sich hier und da, jedoch bei weitem nicht so häufig, als in der Lausitz und in Niederschlesien. Die Ornamente der Alt-Rüdnitzer Gefässe sind sehr einfache Striche, seltener erhabene schräge Rippen, vertiefte Punkte, auch Buckel-Andeutungen. Wenige und dann nur kleinere Gefässe sind so schön polirt, wie die Lausitzer meistens; complicirtere Ornamente, wie z. B. die in der Lausitz oft ge-

fundene Nachahmung der Korbflechterei, kommen hier gar nicht vor. Abgesehen von den hier hervorgehobenen Unterschieden finden sich die Formen der Lausitzer Urnen auf dem Alt-Rüdnitzer Urnenfelde, wie in der Mittelmark überhaupt, wieder und der Formenwechsel wird noch gesteigert durch das Auftreten der mittelgrossen cylindrischen Gefässe, welche mit 2 Henkelchen versehen und mit systematischen Strichen verziert sind. Diese cylindrische Form ist vorzugsweise in der Mittelmark, d. h. im Barnimer, Teltower und Beeskower Kreise, beobachtet. Zu Deckelgefässen sind hier häufig Urnen verwendet, daneben Deckelschalen, meistens innen verziert, mit einem kleinen Henkel und oft noch mit zwei Löchern zum Aufhängen an einer Schnur versehen, oft von der Form flacher Strohhüte.

Der Thon der Gefässe ist durchweg dunkler als der der Lausitzer, der geglättete Ueberzug kommt an Glanz und Schönheit selten den Lausitzern gleich.

Grosse Urnen haben theils die gewöhnliche Topfform (Durchmesser von Boden und Mündung fast gleich, vom Bauch etwas grösser) oder sie stellen eine grosse flache Schale dar, deren Rand durch einen etwas konischen Aufsatz erhöht ist. Im letzteren Falle kommen keine Henkel vor, im ersteren einer oder auch zwei. Die im westlichen Theil der Mark, insbesondere in der Altmark, häufig beobachteten Zapfen, Ansätze, welche die Henkelstellen andeuten und zu 1, 2, 3, auch 4 an einem Gefässe vorkommen, finden sich auf dem Alt-Rüdnitzer Felde gar nicht.

In Bezug auf die Beigaben liegt eine gewisse Uebereinstimmung mit den Lausitzer Funden vor. Das Silber fehlt hier, wie dort, ganz. Gold und Eisen kommt in beiden Regionen vor, ebenso Bronze. Das letztere Metall ist hauptsächlich durch Nadeln und Armringe vertreten. Die Nadeln haben meistens einen langen Dorn und einen durch Kerben verzierten kolbenförmigen Kopf; die Armringe sind meistens schmal, Importartikel, doch kommen auch dicke, schlichte und dünne, ungeschickt gearbeitete, inländische Fabrikate vor. Steingeräthe, namentlich Steinbeile, sind hier, wie in der Niederlausitz, vereinzelt gefunden.

Nach diesem Vergleichsresultat gehört das Alt-Rüdnitzer Urnenfeld der Cultur, wie der Zeit nach, der grossen Familie der Lausitzer Gräberfelder an; es ist sogar eine gewisse ethnographische Verwandtschaft mit derselben wahrscheinlich, aber innerhalb der Gesammt-Familie nimmt es eine dem ganzen nördlichen Zweige derselben gemeinsame Sonderstellung ein, gekennzeichnet durch das Zurücktreten des klassischen Einflusses und das Vortreten des nationalen Elements, — eine Erscheinung, welche sich mit gewissen Gau-Grenzen decken dürfte. Ueber die geographischen Grenzen dieses besondern Gruppen-Typus nach Norden hin halte ich die Beobachtungen noch nicht für abgeschlossen, jedenfalls liegt sein Centrum, wie schon oben gesagt, in der Mittelmark, ja einzelne Ausläufer reichen bis an das rechte Ufer der Divenow, den östlichsten Oderarm, heran. Auf der anderen Seite der Oder, d. h. in der der Neumark hier gegenüberliegenden Uckermark, finden sich Gräberfelder, welche der grossen Familie des Lausitzer Typus unterzuordnen wären, anscheinend nicht mehr vor. Die ungeheuren, Meilen breiten Sümpfe des jetzigen und ehemaligen Oderbruchs scheinen hier eine markante kulturgeschichtliche Grenzscheide bewirkt zu haben. —

Hr. Virchow erinnert, mit Bezug auf die Buckelurnen und andere Gefässe des lausitzer Typus, an seine Mittheilungen in der Sitzung vom 13. Juli 1872 (Verh. S. 229) über ein Gräberfeld bei Woldenberg in der Neumark, wodurch die Ausdehnung dieser Cultur bis über die Oder und Warthe hinaus dargethan wurde.

(27) Hr. Bastian berichtet über

neue Erwerbungen des Königl. Museums

(Hierzu Taf. XVII.)

Betreffs der vielfach behandelten Frage der sog. Aggrie-beads aus Africa, besonders von der Goldküste, zu der ich bei der afrikanischen Reise (1875) dem Museum einen kleinen Beitrag von den Niger-Gegenden schaffen konnte (cf. Deutsche Expedition an der Loango-Küste, Bd. I, 115), sind neuerdings zwei interessante Erwerbungen hinzugekommen, die eine aus Loanda durch Dr. Buchner, die andere aus Brasilien durch Dr. von Jhering in Novo Mundo, und werden beide, bei fernerer Entscheidung über diese Controverse für die von A. W. Franks bereits seit länger vertretene Auffassung in's Gewicht zu fallen haben.

Eine eigenthümliche Problemfrage wurde im Laufe dieses Nachsommers gestellt, bei Anwesenheit Hrn. Valentine's in Berlin, durch seine ausgedehnte Sammlung von Steingeräthen aus Virginien bekannt und jetzt in den Grenzgebirgslandschaften Nord-Carolina's auf sonderbare Figurendarstellungen geführt, von denen einige in Berlin zurückgeblieben sind, für spätere genauere Untersuchung, wenn die Sache sich dafür reif erweisen wird.

Eine andere Erwerbung brachte Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, wie in den „Völkern des östlichen Asiens", Bd. III, S. 24, ausgesprochen. Indem mein damaliger Eintritt in Siam (1863) von den Gouverneuren am Menam als ein Vertragsbruch angesehen wurde, der rasche Beförderung nach der Hauptstadt erforderte, liess sich ein Besuch der mir bei Kampeng-phet genannten Ruinen nicht ausführen, und da die bei Uebersetzung der siamesischen Geschichtsbücher in Bangkok ebenfalls dorthin gerichtete Aufmerksamkeit (Bd. I, 175, 353 u. s. w.) später durch die in den Monumenten Kambodia's gewonnenen Eindrücke neue Bestätigung erhalten hatte, war das Bedauern über diesen Ausfall rege geblieben. Als vor einigen Monaten nun eine dem Königlichen Museum zum Kauf angebotene Sammlung anlangte, fanden sich unter den Idolen, die theils als moderne, theils als durch Ausgrabungen erlangte bezeichnet waren, zwischen den letzteren einzelne eines auffälligen Typus, der sie deutlich von dem für Siam charakteristischen abschied und in das arische Problem hineinzuziehen schien, wie es bei den indobactrischen Statuen sowohl (und bei Kashmirischer Architektur), wie in den kambodischen Skulpturen durchblickt.

Da die Sammlung dem Museum durch dritte Hand zugegangen, konnten keine direkten Erkundigungen eingezogen werden, doch fand sich die Notiz beigefügt, dass die ausgegrabenen Buddhabilder von den Ruinen einer uralten Stadt des Innern stammten, Kampeng-phet geheissen. Dies konnte als willkommene (und in ihrer Objectivität desto werthvollere) Antwort auf eine vor 20 Jahren gestellte Frage gelten, und wird der Verfolg derselben von der hier in bequemster Weise gelieferten Zwischenstation zu weiteren Aufklärungen führen müssen über das (vor Tschinla's oder Kamphuxa's Unabhängigkeit), durch das tributäre Tien-sun die (auf parthische Völkerverwandtschaften bezogenen) Ansih im Westen berührende Reich Funan und seine Brahmanen, die, wie in Kiao-tchen-jou, als Gesandte nach China kamen (s. de Rosny), und deren Devabilder (nach dem Wen-hien-toung-ka), neben den Nachrichten chinesischer Gesandter an Kambodia's Hof (bei Rémusat), in Ergänzung zur brahmanischen Vorgeschichte der indochinesischen Halbinsel, im Phongsavadan müang nüa (cf. Völker des östlichen Asiens, Bd. I, 292).

Der Unterschied, um den es sich hier handelt, tritt bei Anblick der Figuren auf Tafel XVII sogleich deutlich hervor, im Gegensatz zu der stereotypen Form der

W. A. Meyn gez. u. lith.

Verlag v. Paul Parey in Berlin

gegenwärtigen Idole aus dem buddhistischen Cultus in Siam, Fig. 1: ein stehender Gautama Buddha unter dreifachem Sonnenschirm, eine Patra (Almosenschale) vor sich haltend (vergoldet), und Fig. 2: ein thronender Gautama Buddha, dem in seiner weiten Religion, als alle Naturwesen umfassend, Thiere selbst Verehrung darbringen (ein kniender Elephant mit heiliger Sankhya-Muschel und ein Affe mit Fächer).

Gegenüber dieser steifen, aus chinesischer Hälfte im indo-chinesischen Typus hervortretenden Form überwiegt die andere in der in Fig. 3 dargestellten Gestalt, die in dem gefälligen Faltenwurf des Gewandes ähnliche Nachklänge der aus hellenischem Geschichtskreis herübergedrungenen Einflüsse verräth, wie diejenigen Culturschöpfungen der vorderindischen Halbinsel, welche mit dem macedonischen Zug in näheren oder entfernteren Beziehungen stehen.

Ebenfalls Anregungen von möglicherweise bedeutsamer Tragweite brachte eine andere Erwerbung des Königl. Museums für eine der ethnologischen Räthselfragen. Zu den schwierigsten Aufgaben der amerikanischen Archäologie wurden seit lange diejenigen gerechnet, welche sich auf die Figuren der sog. Kalendersteine der Chibcha beziehen. Durch sie sollten die Sunas des Zocam mit denen des heiligen Jahres in Einklang gebracht worden sein, zunächst für Regulirung der Ackerbau-Feste, mit dem dafür im Guesa herangezogenen Menschenopfer, bei der Einschaltung (am Cuhupcu), in Analogie mit den blutigen Riten des Felderdienstes, wie in Meriah der Kondh, bei Sioux und sonst bekannt.

Im vorigen Jahrhundert legte Duquesne, als bestvertraut mit dem Volke, unter welchem er geboren und gelebt, die Resultate seiner Untersuchungen demjenigen vor, den Südamerika als den grössten seiner Gelehrten feiert, dem in verschiedenen Forschungsrichtungen hochverdienten Mutis, und als dann Alex. von Humboldt diesem Gegenstande eine eingehende Besprechung gewidmet, in den Vues des Cordillères, als Jomard auch denselben seine Aufmerksamkeit geschenkt, wuchs das Bedauern über die Spärlichkeit des Materials, zumal das von Duquesne ursprünglich benutzte als verloren gegangen gelten musste (s. Acosta).

Es war mir deshalb eine angenehme Ueberraschung, in einer bei meinem Aufenthalt in Tunja im Jahr 1876 angekauften Sammlung dortiger Alterthümer mehr als ein halbes Dutzend solcher Kalendersteine zu finden, die seitdem dem Königl. Museum eingefügt blieben, leider aber noch ohne die bei der Wichtigkeit dieses Gegenstandes eigentlich längst erheischte Verarbeitung, da bei der immer massenhafter anschwellenden Ueberfüllung die Zeit kaum für erste und roheste Einregistirung der Erwerbungen ausreicht und an Detaillirungen noch nicht gedacht werden kann.

In diesem Falle hat uns der Zufall geholfen, oder vielmehr die durch die Induction geforderte Vermehrung des Materials, wodurch in neu hinzutretenden Thatsachen mit kurz entscheidendem Wort Fragen gelöst sein mögen, über welche sich die Hypothesen desto mehr verwirrten, je eifriger sie sich um theoretische Auslegung bemühten, in Vermuthungen, soviel es deren gab, ohne factische Unterlage.

Vor einiger Zeit wurde vom Königl. Museum ein Goldfund angekauft, der das derartige, aus den Gräbern der Chibcha bereits Vorhandene durch ähnliche Stücke vermehrte, besonders in denjenigen, die ihre Bezeichnung als Kleiderbesatz erhalten hatten. Es lag etwas Auffälliges darin, dass die gleichen Formen sich auf den Kalendersteinen mehrfach wiederholten, und wenn hier als symbolische Bedeutung anzusehen, liess sich das mit der anderen Auffassung kaum vereinbaren, oder doch nur unter einer Reihe complicirter Prämissen, zu denen noch keine Berechtigung vorlag. Bei einem Gespräch (die Belegstücke im Schranke vor Augen) mit Dr. Voss

meinte derselbe, schon früher (in Folge eines anderen Objects der obigen Samm lungen) an eine Verwendbarkeit dieser Steine für die Metalltechnik gedacht zu haben, und als wir dann, diesem Gedanken folgend, mit Zinnfolie Versuche anstellten, gelang es Dr. Voss in der That, die Figuren so herzustellen, wie sie auf dem einheimischen Blattgold abgedrückt waren. Dr. Voss ist heute nicht anwesend, in Folge der Krankheit, die uns seine regelmässige Mitarbeit leider seit Monaten schon entzogen hat.

Ich beschränke mich vorläufig auf diese kurze Mittheilung des Sachverhalts, denn da es sich hier um eines der wichtigsten Probleme in amerikanischer Alterthumskunde handelt, welche über die betreffs der Kalendersteine versuchte Erklärung, sofern überhaupt erklärbar oder verständlich, einen exceptionellen Factor einführt, mit dem zu rechnen sein würde, so wird, um über das Sein oder Nichtsein desselben definitiv zu entscheiden, erst ein Cursus methodischer Untersuchung vorherzugehen haben, sobald dafür Musse.

Die in archäologischen Kreisen und bei Kennern peruanischer Alterthumskunde unter den vorhandenen schon längst als vorzüglichste bekannte Sammlung des Dr. Macedo, welche sich gegenwärtig in Berlin befindet, enthält, neben ihren übrigen Schätzen einen Quippus, der an der Umwicklung einer Mumie gefunden ist und in seiner künstlichen Zusammensetzung (aus fortlaufend und abgeschnitten wechselnden Farben, je nach der Einflechtung, der Zahl und Form der Knoten, horizontaler oder vertikaler Bänder u. s. w.) vielleicht erste Anhalte abgeben mag, aus der Möglichkeit der Combinationen eine Art von Entzifferung zu finden.

(28) Hr. W. Schwartz erstattet nach den ihm aus der Provinz gewordenen Mittheilungen Bericht

über Funde im Posenschen im Jahre 1882.

I. Nach Bericht des Hrn. Lehrer Jordan zu Gościejewo (Kr. Obornik) wurde daselbst beim Sandgraben eine grosse Urne gefunden, welche enthielt:

1. Eine lange, schmale, eiserne Scheere, nach Art unserer modernen Schafscheeren. — Gesammtlänge: 25 *cm*, Länge der Schneiden: 9,5 *cm*, Breite der Branchen 1,8 *cm*.

2. Eisernes Messer mit starkgeschweifter, S-förmiger Klinge und starker, am unteren Ende verbreiterter Griffzunge, in letzterer 3 kräftige, eiserne Niete. Spuren der Knochen- oder Hirschhornverschälung sind noch auf beiden Seiten sichtbar. Gesammtlänge 25,5 *cm*, Länge der Griffzunge 11 *cm*, Breite derselben am oberen Ende 2,4 *cm*, in der Mitte 1,9 *cm* und am unteren Ende 3,5 *cm*. Länge der Niete 2,5 *cm*, Stärke derselben 0,4 *cm*, Länge der Klinge 14 *cm*, grösste Breite derselben 2,3 *cm*.

3. Kleines eisernes Messer mit halbmondförmiger, dünner Klinge und schmalem Griffdorn. Die Schneide befindet sich auf der convexen Seite. Gesammtlänge 11,5 *cm*, Länge der Klinge 7,5 *cm*, grösste Breite derselben 2,6 *cm*, Breite des Griffdornes 0,8 *cm*.

4. Vierkantiger, eiserner Dorn (Ahle?), an der schneidenden Spitze abgerundet. Länge 8,1 *cm*, grösste Stärke 0,4 *cm*.

5. Längliches, vierkantiges, an dem einen Ende rechteckiges, an dem andern geöhrtes eisernes, flaches Instrument (Messerschärfer?). Länge 12 *cm*, Breite an dem unteren Ende 1,4 *cm*. Breite des Öhres 2,2 *cm*, Länge desselben 2,7 *cm*, endlich

6. ein Dorn mit über einen Eisenstift gewickelter Spiralrolle aus Bronze (Zinkbronze?), wahrscheinlich von einer bronzenen Armbrustfibel; die Spitze ist

abgebrochen. Länge der Spiralrolle 3,7 *cm*. Stärke derselben 0,6 *cm*, Länge des Dorns 3,8 *cm*. —

Auf weitere Anfrage berichtete Hr. Lehrer Jordan unter dem 3. August c. „Die Urne ist in blossem Sande, ohne irgend ein Steinpflaster, etwa zwei Fuss unter der Erdoberfläche, beim Sandgraben gefunden worden; doch scheint der Sand schon etwas vom Winde hinweggeweht oder abgetragen zu sein. Sie war von enormer Grösse, ist aber bald in kleine Scherben zerbrochen. Ausser den abgelieferten Gegenständen enthielt dieselbe nur verkohlte Knochen. Bei weiterem Nachgraben sind weder Urnen noch Steinpflaster gefunden worden, doch sollen in denselben Gościejewoer Sandgruben schon verschiedentlich Urnen, aber ohne besonderen Inhalt gefunden sein.“ So Hr. Jordan.

Durch Vermittelung des Landraths des Oborniker Kreises, Hrn. v. Nathusius, wurden die oben erwähnten Gegenstände vom Hrn. Lehrer Jordan dem hiesigen Kgl. Museum geschenkt, wo auch schon die Aufnahme des obigen Bericht gemacht war.

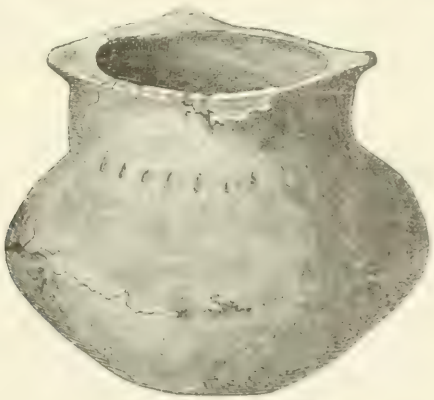
II. Aus Ulejno berichtet Hr. Rittergutsbesitzer Sarrazin unter d. 14. Mai c. über neuere Funde daselbst (S. 152, Anmerk.). In den letzten Tagen sandte er mir wieder drei dort kürzlich gefundene Schädel für Hrn. Virchow, indem er sich den Bericht hierüber noch vorbehält.

III. Ueber einen Fund in Witkowo meldet Hr. Gymnasiallehrer Pfuhl in Posen unter dem 9. April c. Folgendes:

„Vor kurzer Zeit ist bei Witkowo in der Umgegend von Gnesen beim Durchstechen eines Hügels eine Anzahl von Gräbern mit Skeletten aufgedeckt worden. Das Eigenthümlichste dabei scheint mir zu sein, dass Eisengeräthe mit ganz rohen Thonsachen zusammen waren. Ich sah eine etwa 6 *cm* lange, ziemlich breite eiserne Lanzenspitze und ein kleines irdenes Gefäss, ungebrannt, mit primitivem Schmuck, sehr ungleichen Wellenlinien und darüber einige Reihen kleiner viereckiger Eindrücke.“

IV. Hr. Inspektor Pahlke aus Jankowo bei Pakosch schreibt unter dem 8. Mai c. (als Fortsetzung des in den „Materialien“ u. s. w. III, S. 9 und IV, S. 7) gegebenen Berichts):

„Im Laufe des Frühjahrs habe ich wieder einige Sachen gesammelt, die ich Ihnen beigehend zu übersenden mir erlaube. Die eine, oben eckige Urne, das



1/5 natürlicher Grösse.

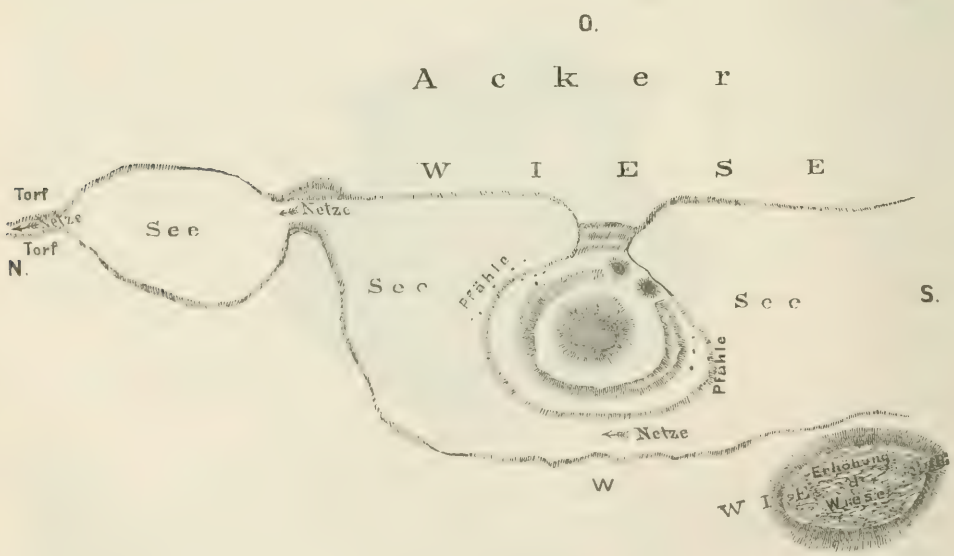
Horn-Instrument und die beiden platten knöchernen (falzbeinartigen) Stücke sind beim Abtragen einer hügelartigen Erhöhung der am See gelegenen Wiese ausgegraben. Die beiden platten Stückchen suchte ich aus den Knochen zweier aus-

geworfener Gerippe hervor; leider waren die Schädel derselben durch die Arbeiter ganz zerstört worden, sonst hätte ich diese unbedingt mitgesandt; auch sind auf dieser Erhöhung zwei Stücke von Mahlsteinen ausgegraben, Rudera von Urnen, Thierknochenstücke, ein Hirsch-Geweih. Der Ort, welcher, von der Insel durch den See getrennt, ihr schräg gegenüber liegt, scheint daher ebenfalls als Aufenthaltsort eines alten Stammes gedient zu haben. Das andere Stück Urne ist in Pakosch gefunden und habe ich sie mir von einem Arbeiter geben lassen."

„Die Stücke der Steinhämmer, die Lanzenspitze, Messer und Spitzen entstammen der Insel. Die Lanzenspitze und Messer habe ich aus dem Wasser gelangt, welches die Insel umgiebt, und zwar an einer Stelle, die genau erkennen lässt, dass da eine Behausung auf eichenen Pfählen gestanden, also wohl Pfahlbauten; verschiedene Scherben und Knochenstücke liegen da besonders viel im Wasser zerstreut. Auch findet man noch auf einigen anderen Stellen, da jetzt der Wasserstand des ganzen See's um 1 *m* niedriger ist, verschiedene eichene Pfähle, deren es wahrscheinlich noch weiter im Wasser mehrere geben wird."

„Bei den verschiedenen Umgrabungen, die bis dahin auf der Insel vorgenommen sind, komme ich immer mehr zu der Ueberzeugung, dass die Insel zuerst als Hügel (aber ohne sie umgebendes Wasser), als „Begräbnissplatz" in uralter Zeit gedient hat, daher die Urnenstücke; erst später ist sie zu einem Burgwall umgewandelt worden, — die innere Erhöhung und die wallartige Umwährung lassen wohl fest darauf schliessen, — wobei die Gräber umgewühlt und zerstört wurden. Nachdem durch natürliche Vertorfung der schmalsten Stellen der See entstanden, der Hügel zur Insel wurde, kann derselbe Volksstamm, der dort die Veste angelegt hatte, an einigen Stellen sich Pfahlbauten errichtet haben. Die wallartige Erhöhung der Insel habe ich an mehreren Stellen untersucht und bin da überall auf gebrannte Erde, Kohlenstücke, Asche, Knochenstücke gestossen, also wohl Feuerstellen zur Unterhaltung von Wachtfeuern, zum Kochen etc. Die zwei im Walle sich vorfindenden höheren Stellen ergäben auch dasselbe."

„Zu etwas genauerer Orientirung habe ich versucht, die Lage der Insel darzustellen:"



Auf weitere Anfrage antwortete Hr. Pahlke unter dem 6. September:

„Auf die gestellten Fragen erlaube ich mir zu erwidern, dass alle zuerst gesandten Urnenscherben, das tassenartige Gefäss, die pfriemenartigen Spitzen (vielleicht Armbrustbolzen?), hörnernen Hämmer und steinernen Hammerstücke aus dem mehr der Mitte sich nähernden Theile der Insel stammen, die knöcherne Lanzenspitze und Messerhefte von der Pfahlstelle links des Randes der Insel herrühren. Die oben eckige Urne, das hörnerne Instrument und die beiden platten knöchernen Stücke, welche letztere ich selbst aus den ausgegraben gewesenen Menschenknochen gelesen (sie scheinen mir als Hülfswerkzeuge beim Abstreifen der Felle von Thieren gedient zu haben), stammen aus einer hügelartigen Erhöhung der Wiese, südwestlich von der Insel. Diese Wiesenerhöhung ist jetzt fast ganz abgetragen, und glaubte ich immer dort noch einen besseren Fund zu machen, — es ist jedoch nicht der Fall gewesen, und scheint diese Höhe ein Aufenthaltsort von nur wenigen Familien gewesen zu sein, da nur an der höchsten, wahrscheinlich damals trockensten Stelle es möglich war, sich festzusetzen, und auch nur hier jene Gebeine, Urnenstücke und eine Menge Steine angetroffen sind."

„Ich füge noch ein falzbeinartiges Stück (mit zwei Löchern) bei, welches ich ebenfalls unlängst beim Abtragen der Wiesenerhöhung bei ausgegrabenen Menschenknochen gefunden; leider ist auch diesmal der Schädel in Stückchen zerfallen. Das Knochenstück ist in dem Zustande, wie es aus der Erde gelangte, unabgewaschen." (Es ist von derselben Art, wie schon mit der oben erwähnten früheren Sendung zwei eingesandt waren, nur dass jene in Bruchstücken sich gefunden hatten.)

Die übersandten Fundstücke hat Hr. Schwartz dem Märk. Museum überwiesen.

(29) Hr. Schwartz erwähnt weiter, anknüpfend an die eisernen Votiv-Kröten, von denen wiederholt in den letzten Sitzungen die Rede gewesen, dass daneben auch in derselben Bedeutung Krebse vorkämen, beide in Bezug auf gewisse Krankheiten, wie er gelegentlich weiter auszuführen gedenke. Er zeigte ferner eine eiserne Votiv-Kuh aus Neustadt in Ungarn vor, wo man im Keller einer Kirche einen ganzen Sack voll derartiger roher eiserner Figuren gefunden hat, Kühe, Schweine u. s. w.; indem man, wenn ein derartiges Stück Vieh krank gewesen und wieder gesundet, ein derartiges eisernes Bild desselben dargebracht habe. Die ganz roh geschmiedete eiserne Kuh ist mit Hörnern 15 *cm* lang und 9 *cm* hoch und ist geformt wie Kinder wohl eine derartige aus einer Mohrrübe mit Beinen und Hörnern von kleinen Holzstäbchen zu Stande bringen.

(30) Hr. A. Woldt übergiebt eine Anzahl menschlicher Skelettheile, die wegen ihres Fundortes interessant sind. Die Ueberreste sind etwa 40 Fuss unter der Erdoberfläche in der alten diluvialen Gletschermoräne gefunden worden, welche sich zwischen Divenow und Kolberg längs der Ostseeküste erstreckt. Man könnte schliessen, dass es sich hier um Ueberreste unserer Urahnen aus der Eiszeit handele, aber die nähere Untersuchung des Fundortes sowie der Küste ergab ein eigenthümliches Verhältniss, auf welches die Aufmerksamkeit der Anthropologen und Geologen gelenkt zu werden verdient. Die Entwässerung der hinterpommerschen Küste nach der Ostsee lässt nämlich auf der genannten Strecke den Rand der alten Moräne, d. h. den steilen Absturz nach dem Meere zu, unaufhörlich erweichen und einen permanenten Umbildung- oder Umschmelzungsprozess erdulden. An diesem Umschmelzungsprozess der Moräne betheiligen sich auch die auf ihr lagernden Kulturschichten, die sich aufs Innigste mit der zähflüssigen Diluvialschicht mischen. Da sich nun oberhalb des Fundortes der menschlichen Reste der etwa 700 Jahr

alte ehemalige Kirchhof des Dorfes Hof befindet, so gelangen die Knochen durch den Umwandlungsprozess mitten in die Moräne hinein.

Der Vortragende legt ferner den Unterkiefer eines Höhlenbären und die Ulna eines Pferdes vor, die er kürzlich in der Baumannshöhle als angeblich dort gefunden von dem Führer Becker erhalten hatte. Er bezweifelt diese Angabe und bedauert im Interesse der Wissenschaft, dass diese Höhle lediglich ihren vier Führern als Einnahmequelle diene, aber der näheren wissenschaftlichen Untersuchung kaum zugänglich gemacht werde. —

Hr. Nehring diagnosticirt die Knochen aus der Baumannshöhle als Radius vom Pferd und Zwischenkiefer eines alten Bären. Derartige Knochen, Mischungen von diluvialen und recenten, werden nur zu häufig von den Führern absichtlich gefälscht; meist stammen sie aus dem Rübeländer Marmorbruche her.

(31) Hr. Virchow berichtet über

alte Wohnplätze bei Gross-Gerau (Hessen).

Als ich nach der Frankfurter Versammlung südwärts zog, machte ich zunächst in Darmstadt Halt, um das grossherzogliche Museum und die mexikanische Sammlung des Hrn. Becker zu sehen, dann aber auch, um eine Stelle in der Rheinebene zu mustern, über welche Hr. Friedrich Kofler mir schon wiederholt Mittheilungen gemacht hatte. Wir begaben uns am 20. August nach Gross-Gerau, in dessen Nähe das betreffende Feld liegt; ausser meiner Familie waren Fräulein Mestorf und die Herren Lecoq und Koner von der Partie; Hr. Direktor Müller übernahm die Localführung. Wir gingen von Gross-Gerau längs der Eisenbahn in östlicher Richtung bis zu der Mühle des Hrn. Gärtler, zu welcher auch das zu untersuchende Feld gehört. Dasselbe erstreckt sich, flach und ziemlich niedrig gelegen, längs des rechten Ufers eines Baches, der weiterhin aus einem kleinen See hervorgeht. Das Ganze ist, wahrscheinlich schon seit langer Zeit, Ackerfeld und in kleine Rechtecke getheilt, welche durch erhöhte Raine von einander geschieden werden [1]). Der Boden besteht hier zu oberst aus einer, bis 0,5 *m* starken Schicht einer schwärzlichen Ackererde, dann folgt eine scharfe Grenze in Form einer ganz schwarzen, wie kohligen Linie und darunter eine mehr sandige Lage, welche nach kurzer Zeit und ohne scharfe Begrenzung in den Rheinsand übergeht, der das alte Seebett gedeckt hat. Hr. Kofler hatte an einigen Stellen früher noch eine Schicht von Letten (Lehm) getroffen, indess waren wir an keinem Punkte im Stande, sie wieder aufzufinden.

Schon an der Oberfläche des Feldes liessen sich leicht Topfscherben bemerken. Beim Eingraben wurden dieselben schnell sehr zahlreich, jedoch hauptsächlich an gewissen Stellen, welche, um es kurz zu sagen, eine Art von Brandgruben darstellten. Hier war die Erde auch tiefer hinab geschwärzt; es hatte keine Schwierigkeit, Kohlen in kleineren Stücken aufzufinden; dazwischen ausser Topfscherben hauptsächlich Thierknochen und gelegentlich Lehmklumpen. Derartige Gruben lagen theilweise so dicht, dass sie sich fast berührten, jedenfalls nirgends weit auseinander. Ihr Durchmesser betrug 1—1,5 *m*.

Ausser den genannten Fundstücken kam wenig zu Tage. Einzelne Thonwirtel, ein Bronzefaden, einige glasirte Thonscherben waren fast die ganze sonstige Ausbeute. Auch

1) Nach der Mittheilung des Hrn. Kofler hiessen diese kleinen freien Güter Hundertacker (Acker = Morgen), in der karolingischen Zeit Beune oder Beunde.

die Kohlenstücke waren nicht gerade zahlreich, so dass das Thongeräth unzweifelhaft die Hauptmasse der Einlagen bildete. Hr. Kofler hatte deshalb die Meinung, dass hier in alter Zeit ein Töpferplatz gewesen sei; die Gruben wären angelegt worden, um den Lehm hervorzuheben, und wieder verschüttet, nachdem derselbe entnommen war. Auf diese Weise wären auch die Thonscherben und die sonstigen Abfälle in die Gruben gelangt. Da wir jedoch die erste Voraussetzung dieser Hypothese, nehmlich die Existenz einer zusammenhängenden Lehm- oder Lettenschicht nicht verificiren konnten, so ist es schwer, sich für dieselbe zu erklären. Nachdem von Gräbern keine Rede sein kann, so bleibt nur die Annahme von Wohnplätzen, die nicht nothwendig eine lange Dauer gehabt haben müssen, übrig. Selbst Töpfer müssen doch bei anhaltender Fabrikation ihrer Waare gewisse häusliche Anlagen gehabt haben.

Für diese letzteren spricht namentlich das Vorkommen von Lehmklumpen, welche von dem Wandbewurf herzustammen scheinen. Sie sind nicht gebrannt, aber haben sich so gut erhalten, dass man noch die Eindrücke der feinen Linien von Fingerspitzen an ihnen erkennen konnte; Eindrücke von Grasstengeln und Holzreisig sind sowohl an der Oberfläche, als im Innern zu erkennen. Offenbar ist dies kein Lehm, der für Töpfe bestimmt war, denn in diesen sieht man nirgends Abdrücke oder Löcher von Stroh und Reisig.

Die Thierknochen, welche das zweithäufigste Fundobjekt bilden, stammen, soviel ich sehen konnte, fast ausschliesslich von Hausthieren: Schwein (schönes Kieferstück), Schaaf, Rind, Hund und wahrscheinlich Gans. Sie sind ausnahmslos zerschlagen, wenngleich nicht in sehr ausgiebigem Maasse. Ihre gute Erhaltung beweist, dass sie nicht oder wenigstens nicht lange an offener Luft gelegen haben.

Die Wirtel sind von mehr platter Gestalt, auf einer Seite mehr als auf der anderen; sie haben eine glatte Oberfläche, ein grosses centrales Loch und keine Verzierung.

Die Thongefässe waren sämmtlich aus freier Hand geformt und nicht bis zum Rothwerden gebrannt. Man unterscheidet unter ihnen zweierlei Art. Die einen sind ganz roh und grob, von schwärzlich grauer Farbe, matter Oberfläche, dick (bis 1 *cm*), auf dem Bruch schwärzlich und etwas blätterig; manche tragen an der Oberfläche ein Durcheinander von horizontalen und schrägen, sehr unregelmässigen Strichen, welche aussehen, als wäre mit einem harten Quast darüber gefahren. An einem sehr grossen Randstück findet sich jedoch auch eine wirkliche Verzierung: der Rand selbst ist dünn, aufgerichtet, der Hals gerade, wenig eingebogen, 4,5 *cm* hoch, darunter am Anfange des wenig ausgelegten Bauches dicht übereinander zwei Reihen grober, fast viereckiger Tupfen, scheinbar mit der Fingerspitze gemacht. Der Thon enthält grobe, eckige Körner von zerschlagenem Gestein. — Die andere Art, und sie bildet die Mehrzahl, hat eine vollständig geglättete, öfters schön glänzende Oberfläche und eine ganz gleichmässige Masse ohne alle Beimengung von Brocken. Die meisten sind schwarz, einzelne bräunlich bis hellbräunlichgrau. Ihre Dicke wechselt von 0,5—1 *cm*. Eine grössere Zahl von Randstücken hat offenbar zu kleineren und weiteren Schalen gehört, welche einen nach innen eingebogenen Rand besassen; andere stammen von grösseren Urnen, welche einen stark eingebogenen Hals, aber einen breiten, weit ausgelegten Rand hatten. Auch giebt es solche, bei denen der Rand und Hals in einer Flucht aufgerichtet waren. Henkel habe ich nicht mit Sicherheit constatiren können.

Von dieser zweiten Kategorie sind manche sehr fein ornamentirt. Ich besitze ein Stück, welches einen ganz feinen, nur wenig ausstehenden Rand und einen kurzen (1,5 *cm*), kräftig eingebogenen Hals besitzt; dann beginnt die Wölbung des

Bauches und diese ist mit einem 2,2 *cm* breiten Gurt besetzt, welcher aus zwei horizontalen Randlinien und Gruppen dazwischen verlaufender Querstriche besteht. — Ein anderes, dickeres Stück, das jedoch von einem ähnlich gebildeten Topfe zu stammen scheint, ist sehr zierlich ornamentirt: der Gurt besteht aus parallelen, schräg gestellten Reihen von breiten punktförmigen Eindrücken, an deren oberem Ende jedesmal ein oder zwei gröbere und sehr tiefe Eindrücke stehen. — Endlich ein drittes, fast ebenes Stück, aussen dunkelbräunlich, innen roth, zeigt ein System intermittirender Glättung, indem breite Politurstriche in sich kreuzender Richtung über die Fläche verlaufen. Darunter folgt aussen eine matte Fläche mit einem ganz feinen Gitter sich in schräger Richtung, aber regelmässig durchkreuzender, seicht eingedrückter Linien. Dieses Stück zeigt überdiess ein rundes durchgehendes Loch.

Bei Hrn. Kofler sah ich von einer früheren Grabung gleichfalls Scherben mit einem Gitterornament, und ebenso mit dicht stehenden, schrägen, unterbrochenen Linien- oder Punktreihen.

Wir würden diese Thonscherben ohne Zwang dem lausitzer Typus anreihen können. Für Süddeutschland wage ich ein so bestimmtes Urtheil nicht. Indess glaube ich doch die Verwandtschaft dieser Fundstelle mit denen aus der Wetterau aussprechen zu können. Ich verweise deswegen auf die Mittheilungen des Hrn. Meitzen in der Sitzung vom 19. Juli 1879 (Verh. S. 295); an einem der Scherben, die ich damals abbilden liess, findet sich auch das Gitterornament. Hoffentlich wird die weitere Untersuchung, zumal in den Händen eines so sorgfältigen und scharfsichtigen Beobachters, wie Hr. Kofler es ist, das Dunkle dieser Stelle mehr und mehr lichten.

(32) Hr. Virchow bespricht

die alten römischen Töpfereien in Heidelberg.

Bei einem Besuche, den ich bald nach meiner Abreise von Darmstadt, am 28. August mit Frl. Mestorf und meinem Sohne Hans unter gütiger Leitung des Hrn. Geh. Rath Wagner dem grossherzoglichen Museum in Karlsruhe widmete, wurde meine Aufmerksamkeit auf die römischen Alterthümer gerichtet, welche während der Jahre 1875—78 bei dem Bau der neuen akademischen Krankenhäuser in Heidelberg am linken Ufer des Neckar unterhalb der Stadt entdeckt worden sind. Der Weg, welcher von Speyer nach Ladenburg (Lopodunum) führte, schnitt genau diese Gegend und überschritt den Neckar auf einer Holzbrücke. Durch den Fund von 8 Meilensteinen mit den Inschriften der jedesmal herrschenden Kaiser ist die Zeit der Ansiedelung genau festgellt (219—259 p. Chr.); sie stehen jetzt sämmtlich im Museum zu Karlsruhe. Von besonderem Interesse war mir aber das Auffinden zahlreicher Töpfer-Oefen und massenhafter Gefässscherben mit den Namen der Töpfer: mehr als 30 alte Handwerker sind auf diese Weise der Erinnerung der Menschen wieder zurückgegeben. Hr. Wagner hat die grosse Gefälligkeit gehabt, mir den nur in einer beschränkten Zahl von Exemplaren vervielfältigten Bericht des Bezirks-Bauinspektors Schäfer nebst 3 Blatt Zeichnungen zu übersenden, den ich hiermit vorlege. Man ersieht daraus die ganze Construktion eines Brennofens: ein in die Erde eingesenkter, elliptischer und durch eine niedere Scheidewand in zwei seitliche Hälften getheilter Feuerraum ist überwölbt mit einer siebförmig durchbrochenen Decke, durch welche das Feuer und die heisse Luft in das eigentliche Brenngewölbe gelangten. Darüber stand wahrscheinlich noch ein kaminartiger Aufsatz zur Ableitung der Gase. Das Ganze war demnach bis zur Höhe des Brenn-

gewölbes in den Boden eingesenkt. Das Mauerwerk bestand aus Backsteinen, deren Lehm mit Stroh gemengt war.

Ich will dann noch erwähnen, dass sich auch hier zahlreiche, 1—3 *m* weite und 1—4 *m* tiefe Gruben fanden, welche mit Asche und Holzkohlen, Thonmassen, Gefässscherben, Thierknochen, römischen Metallsachen u. s. w. gefüllt waren. Hr. Schäfer hält dieselben theils für Abfallgruben, theils für kellerartige Aufbewahrungsräume unter zeltartigen Ueberbauten, die mit einer Holzdecke abgeschlossen waren. Für die Deutung der Gruben von Gross-Gerau dürften sich daraus schätzbare Anknüpfungen gewinnen lassen.

(33) Mr. Mann S. Valentine in Richmond, Virginia, hatte schon im Mai d. J. dem Vorsitzenden Mittheilung gemacht von neuen und sehr sonderbaren Funden, namentlich

in Stein geschnittenen Menschen- und Thierfiguren von Haywood County, North-Carolina.

Vor Kurzem war Mr. Valentine hier und legte uns in der ethnologischen Abtheilung einen Theil seiner Funde vor (S. 516). Da inzwischen die Stücke schon in der Juni-Sitzung des Anthropologischen Instituts in London besprochen worden sind, so wird es zunächst genügen, auf die Mittheilungen des Hrn. Keane darüber zu verweisen. Die ungewöhnliche künstlerische Ausführung der Sachen macht es überdiess sehr schwer, darüber ein Urtheil abzugeben. Es mag bemerkt sein, dass die Fundstelle auf einem der Quergebirgsrücken ist, welche zwischen dem Blue Ridge und den Alleghany Bergen liegen, namentlich auf den Ausläufern des Mount Pisgan, und dass Hr. Keane den Gedanken angeregt hat, ob die Leute, von denen diese Sachen herstammen, nicht vielleicht identisch seien mit den Alleys oder Alleghewys, deren Name in der Bezeichnung der Alleghanies fortlebe und von denen man behaupte, dass sie vor etwa 900 Jahren aus dem oberen Mississippi-Thal süd- und ostwärts gegen die Küste getrieben seien.

(34) Eingegangene Schriften:

1. Revue d'ethnographie. Tome I, Nr. 3, 4.
2. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1882. Nr. 6—10.
3. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Bericht 50.
4. Baltische Studien. Jahrg. 52, Heft 1—4.
5. Annalen der Hydrographie. Jahrg. 10, Heft 7, 8.
6. Nachrichten für Seefahrer. Jahrg. 13, Nr. 27—34.
7. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Bd. XV. Heft 1—3. Bd. XVI. Heft 1—3. Jahresberichte 1877—1881.
8. Journal of the Anthropological Institute. Vol. XII, Nr. 1.
9. Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde. Bd. XVI.
10. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd XII, Heft II.
11. Deutsche geographische Blätter, herausgegeben von der geographischen Gesellschaft zu Bremen. Bd V, Heft 3.
12. Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. Ser. II, Nr. 1, 2, 3.
13. W. Gruber, Beobachtungen aus der menschlichen und vergleichenden Anatomie. Heft 3. Gesch. d. Verf.
14. Reiss und Stübel, Das Todtenfeld von Ancon. Lief. 8. Gesch. d. Verf.
15. Boletin de la Academia nacional de ciencias de la Republica Argentina. Tomo III, Entrega IV; Tomo IV, Entrega 1.
16. Atlas de la Academia nacional de ciencias exactas Tomo III. entrega II.

17. Expedicion al Rio Negro (Patagonia) bajo las órdenes del General D. Julio A. Roca. Entrega I. Zoologia. Gesch. d. Akademie zu Cordoba.
18. Archiv f. Anthropologie. Bd. XIV, Heft II.
19. Cosmos. Vol. III, Fasc. III.
20. Jahresberichte der geographischen Gesellschaft zu München. 1877—1881.
21. Neues Lausitzisches Magazin. Bd. 58, Heft 1.
22. L. von Rau, Verzeichniss der Modell-Sammlung von Handgeräthen und Pflügen nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Geschenk des Hrn. Virchow.
23. R. Lehmann, Ueber systematische Förderung wissenschaftlicher Landeskunde von Deutschland.
24. W. Eckhardt, Das Incareich, dessen Culturstufe, Grabstätten und Funde. Geschenk des Hrn. Virchow.
25. Festgabe zur Jahresversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. 1882. Geschenk der Gesellschaft.
26. Klebs, Der Bernsteinfund der Steinzeit. Geschenk des Hrn. Virchow.
27. Inostranzeff, L'homme préhistorique de l'age de la pierre sur les cotes du lac Ladoga. Gesch. d. Verf.
28. Bellucci, L'età della pietra in Tunisia. Gesch. d. Verf.
29. Derselbe, Catalogo della collezione di amuleti inviata all' esposizione nationale di Milano. 1881. Gesch. d. Verf.
30. Derselbe, Selci lavorate dall'uomo in alcuni depositi quaternari del Perugino. Gesch. d. Verf.
31. Derselbe, L'uomo terziario in Portogallo. Gesch. d. Verf.
32. Amtliche Berichte aus den Königl. Kunstsammlungen. Jahrg. 3, Nr. 3, 4.
33. Sitzungsberichte und Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden. Jahrg. 1882. Januar — Juni.
34. Archivio per l'antropologia e la etnologia. Vol. 12, Fasc. 2.
35. Bulletins de la société d'anthropologie de Paris. T. V, Fasc. 3.
36. Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa. Deutsche Ausgabe von J. Mestorf. Ueberreicht durch den Vorsitzenden.
37. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Heft 27.
38. Treichel, Ein Beitrag zur Hexen-Geschichte Westpreussens. Gesch. d. Verf.
39. R. Virchow, Alttrojanische Gräber und Schädel. Gesch. d. Verf.
40. Müller, Ausgrabungen bei Harpstedt, Hannover. Gesch. d. Hrn. Cultusministers.

Verbesserungen.

S. 342. Z. 9 von oben hinter Chaussée zuzusetzen bei Mzchet.
S. 342. Z. 11 „ „ „ Leichenfeldes zuzusetzen von Samthawro.

Sitzung am 11. November 1882.

Vorsitzender Hr. **Bastian**.

(1) Hr. Bastian: Was es ist, das uns heute unsern Vorsitzenden raubt, ist Ihnen bekannt, meine Herren, und um den bedrückenden Eindruck des leeren Sitzes nicht zu vermehren, beeile ich mich die Bestätigung beizufügen, dass es in erfreulichster Weise besser geht. Lassen wir uns indess den Schreck, der in voriger Woche in uns Alle gefahren, zur Warnung dienen, dass Jeder für sich darauf bedacht sei, hier grössere Schonung eintreten zu lassen. Dass die Incongruität der Ansprüche, die von allen Seiten, und von der Anthropologie nicht am wenigsten, gestellt werden, die dadurch veranlasste Ueberarbeitung, bisher ohne Schaden hatte getragen werden können, ist nur jener ausnahmsweisen Begabung zu verdanken, die gerade unseren Bestrebungen in so ausgedehntem Maasse zu Gute gekommen ist, die aber, wie jede kostbare Seltenheit, auch in der Verwendung für seltenere Fälle reservirt bleiben sollte, nicht nur, wie gar oft bisher, für jedes Erste und Beste in Contribution gesetzt.

Die heutige Abwesenheit unseres Vorsitzenden ist um so bedauerlicher, da aus seinem Munde gerade die Begrüssung hätte gesprochen werden sollen, die auf der Tagesordnung steht.

Sie wissen, wir haben heute die Freude, denjenigen unter uns zu sehen, um den sich unter den gegenwärtigen Reisenden unsere Verhandlungen am meisten bewegten seit dem Jahre 1879, dessen Name am häufigsten und hervorklingendsten in unseren Sitzungen genannt wurde, einen Reisenden, der ganz uns angehört, als ausgesandt durch die Humboldstiftung, wie auch wegen der Beziehung zu den Berliner Museen, Hrn. Dr. Otto Finsch.

An die Erinnerung an bereits gewährte Belehrungen schliessen sich die Aussichten auf Vermehrung derselben, im Hinblick auf die Sendungsschätze, welche jetzt bald dem Studium werden zugänglich gemacht sein. Ueber anthropologische Resultate hat unser Vorsitzender bereits zu verschiedenen Malen berichtet. Die ethnologischen Sammlungen sind in den Kisten geblieben, um erst bei eigener Anwesenheit ihre Auspackung zu finden. Zunächst also unser herzlichstes Willkommen zur glücklichen Rückkehr, mit dem Wunsche, dass der noch etwas leidende Gesundheitszustand bald völlig wieder hergestellt sein werde.

Für später werden wir auf einen ausführlichen Vortrag rechnen können. Heute schon stellt uns Hr. Finsch einen Knaben vor, den er aus den Wohnsitzen der Papua nach Berlin mitgeführt hat, und der von dem, den Meisten nur aus Abbildungen oder Nachbildungen Bekannten die Anschauung des Lebens entgegenbringt. —

Hr. Finsch dankt für den ihm gewordenen Empfang und stellt den von ihm mitgebrachten, etwa 15 Jahr alten Neubritannier Papino Wäne Torondo Lüan von Matupi vor. Er äussert sich über dessen intellektuelle Eigenschaften, so wie über sein Heimathsland und über den dortigen Ackerbau.

Hr. Hartmann macht einige Bemerkungen über den jungen Papua. „Wenn ich nicht irre, so hat unser Freund Finsch in einem Schreiben an den Vorsitzenden die Frage aufgeworfen, warum wir zögern sollten, die Schwarzen der Südsee als Neger anzuerkennen. Ich muss ihm, in der Erinnerung selbst an die wenigen Australier, die ich gesehen, vollkommen Recht geben. Bereits im Jahre 1869 hatte ich Gelegenheit, in Marseille einen queensländer Australier mit drei Laptots oder vom Senegal stammenden schwarzen Matrosen der damaligen Kaiserlichen Marine zu vergleichen. Später sah ich in Hamburg einen Fidjianer. Letzterer liess (wie wohl alle seine Landsleute) die Beimischung polynesischen Blutes erkennen. Wenn ich nun jene Queensländer, welche sich während der verwichenen Augusttage im hiesigen zoologischen Garten mit dem Bumerang producirten, sowie den Papino Wàne Toróndo Luam in Betracht ziehe, so bin ich von ihrer allgemeinen physischen Aehnlichkeit mit den Nigritiern Nordostafrikas überrascht. Ich will den Australiern eine gewisse Eigenart lassen, u. A. die auffallend tiefe Einsenkung zwischen den sehr stark entwickelten Oberaugenhöhlenbogen der Stirn und der Nasenwurzel, welche bei den meisten Angehörigen dieses Volkes wiederzukehren und auch bei den Neukaledoniern ausgeprägt zu sein scheint. Der Neubritannier verführt aber zu frappanten Vergleichungen. Wäre ich ihm und selbst den Queensländern zu Handak, Berber, Chartum, Sennaar oder dergl. begegnet, ich hätte sie auf den ersten Blick für gewöhnliche nigritische Landeskinder angesehen, obwohl jene besprochene (auch an vielen Australierschädeln bemerkbare) Einsenkung über der Nasenwurzel ein nur seltenes Erbtheil der afrikanischen Schwarzen zu sein pflegt. Das aber sind Eindrücke, die zum Nachdenken auffordern. Es bleibe hier fern von mir, angesichts der thatsächlichen Existenz einander physisch so ähnlicher, schwarzer Rassen in räumlich so ungeheuer weit von einander verschiedenen Gebieten Weiterungen anstellen zu wollen, die vorläufig doch mehr oder minder ins Phantastische hinüberschweifen müssten. Ja, der Kopf saust und schwindelt mir, wenn ich nur daran zu denken wage. Dennoch aber lebe ich bereits jetzt der festen Ueberzeugung, dass einst der Tag kommen werde, an welchem Erörterungen über einen etwaigen ehemaligen Zusammenhang der schwarzen Rassen selbst von wissenschaftlicher Seite als zulässig betrachtet werden dürften. Für jetzt beuge ich mich nur vor der Wirkung unmittelbarer persönlicher Wahrnehmungen, die allein schon bis ins Innerste mich ergreifen.

(2) Als neue Mitglieder werden gemeldet
Hr. Stabsarzt Dr. Friederich, Dresden.
Hr. Dr. Koehl, Pfeddersheim bei Worms.

(3) Hr. Bastian berichtet über

neue Erwerbungen des Königlichen Museums.

Unter den neuen Erwerbungen des Königlichen Museums kann eine werthvolle Bereicherung genannt werden, die uns aus dem Innern Luzon's zugegangen ist, durch die dankenswerthe Thätigkeit Hrn. Dr. Landau's, der in verdienstlicher Weise dazu beigetragen hat, eine schon seit länger in den ethnologischen Sammlungen empfindliche Lücke ausfüllen zu helfen.

Ausnehmend erfreuliche und vielversprechende Aussichten auf durchgreifende Förderung ethnologischer Forschungen eröffnen sich in den von Dr. Riebeck eingelaufenen Mittheilungen, die nicht nur beweisen, was er will, sondern auch bereits, was er kann, in thatsächlichen Erfolgen, unter den schwierigsten Verhältnissen errungen,

von einem Besuche der Hügelstämme Chittagong's, auf einem schwer zugänglichen, gerade deshalb aber auch, in der Neuheit der Entdeckungen, belehrendsten Forschungsfelde.

Von Dr. Junker, über den eine Zeitlang Nachrichten ausgeblieben, sind jetzt vom März datirte, sowie spätere aus dem Juli gekommen, aber freilich damit die durch neu hinzutretende Wirren erweckten Beunruhigungen noch nicht beseitigt.

Durch Dr. Kerber sind einige Sendstücke aus der Umgegend von Tuxtla eingesandt, durch kleine Eigenthümlichkeiten den bereits nach den Maya leitenden Faden verstärkend.

Vielfache Umgestaltungen über bisherige Anschauungen in americanischer Archäologie sind von dem Studium der Sammlung zu erwarten, die sich gegenwärtig in Berlin befindet, wahrscheinlich die vollendetste, die von peruanischen Alterthümern gemacht ist, durch Dr. Macedo in Lima, den die Kriegsverhältnisse zur Entäusserung veranlassten. Erst auf Grund derartig umfassenden Materials wird jetzt eine methodische Geschichte des Inca-Reichs, unter typischer Scheidung zwischen den von demselben nach einander absorbirten Culturkreisen, allmählich in die Hand genommen werden können. Ein einziges Sammelstück mag, im deutlichen Ausspruch, Manches verdeutlichen, wo theoretische Gelehrsamkeit allein sich mit ihren Vertiefungen des Themas wirrer zu verdüstern droht. Hierfür wird die genannte Sammlung mehrfache Beispiele bieten, auch in historischer Beziehung hier und da, wie z. B. für die eigenthümliche Stellung Ica's und Arica's in peruanischer Vorgeschichte, inbetreff dortiger Anlandungen, und den auf die Vermittelung weisenden Character der für den Beschauer sogleich typisch ins Auge fallenden Gefässe in isolirter Stylart.

(4) Hr. Bastian spricht über

Ausstellungen brasilianischer Erzeugnisse in Rio Janeiro und Berlin.

Vielversprechende Förderung unserer Kenntnisse in Südamerica ist aus derjenigen Ausstellung in Rio Janeiro zu erhoffen, welche gegenwärtig stattgehabt hat (Exposição A. Brazileira), im Anschluss an längere Correspondenzen, die seit Anwesenheit Sr. Maj. des Kaisers (im Jahre 1878) seitens der ethnologischen Abtheilung des Königl. Museums mit den deutschen Vertretern in Rio Janeiro geführt sind, und die schliesslich, in unserem gegenwärtigen Gesandten, Hrn. Le Maistre, einen kräftigen Fürsprecher findend, Hrn. Dr. Netto, den thätigen Director des brasilischen Museums, Ende vorigen Jahres zu dem Entschluss brachten, weiter vorzugehen, und wie sich jetzt zeigt, mit fruchtbarem Erfolge. Auch die brasilische Ausstellung in Berlin, dem Vorstande des Centralvereins für Handelsgeographie zu danken, brachte manches für die Ethnologie und Anthropologie Interessante, besonders in der umfassenden Sammlung des Hrn. von Köckeritz, worauf des Weiteren wird zurückgekommen werden. Eine der zu Begräbniss dienenden Todten-Urnen ist als werthvolles Geschenk Dr. von Jhering's zu verzeichnen.

(5) Hr. Bastian legt Probeabdrücke eines von ihm herauszugebenden, die Haida-Sammlung darstellenden chromolithographischen Atlas vor.

(6) Hr. Dr. Jentsch berichtet über

prähistorische Funde aus dem Gubener Kreise.

1. Guben. Auf dem Urnenfelde Kaltenborner Str. 27 (s. Verhandl. 1881,

S. 91. 1882, S. 411ff.) haben sich bei einer Ausgrabung, über welche die Gub. Ztg. 1882, Nr. 117 (5. Oktob.) ausführlich berichtet, über einem Grabe auf der ursprünglichen Oberfläche zwei Reihen von je 8 Feldsteinen mässiger Grösse, von ONO. nach WSW. gerichtet, gefunden, die offenbar nicht zum Schutz, sondern als Zeichen dienen sollten. Die Leichenurne fand sich nicht unter denselben, sondern nordnordöstlich neben ihrer Längsachse. Es war also nicht sowohl das Todtengefäss bezeichnet, als vielmehr eine leere Stelle neben demselben, die von den etwa halbmondförmig gestellten 18 Beigaben (Töpfchen mit und ohne Oehsen, Schalen, nebst einem frei zwischen ihnen liegenden eisernen Messer) umschlossen war — vielleicht ein Symptom, dass eine spätere Urnenbeisetzung beabsichtigt wurde.

2. Strega (Verhandl. 1881. S. 181, 255). Ueber einem kleinen tassenförmigen Gefässe fand sich ein ganz ebenes, glattes, etwa handtellergrosses Steinplättchen von nicht ganz regelmässigem Umriss, ziemlich genau die Oeffnung abschliessend, offenbar absichtlich darüber gedeckt: anscheinend ein Zeichen, dass das Gefäss nicht leer beigesetzt wurde und vor dem Eindringen von Erde geschützt werden sollte. (Gefäss und Deckplättchen in der Gub. Gymnas-Samml.)

3. Die Söhnel'sche Privatsammlung prähistorischer Alterthümer ist vom Besitzer dem hiesigen Gymnasium geschenkt worden. Sie umfasst zumeist Funde aus Reichersdof, die sich den in den Verh. 1881, S. 432 von Hrn. Dr. Voss besprochenen von Jüritz-Jessen und Bautzen zur Seite stellen. — Zur Ergänzung der in der Zeitschr. f. Ethnologie Bd. XI, Taf. XIV, Fig. 3, 4 abgebildeten Vogelgestalt mit oben offener Tülle (nehmlich durch einen nach unten[1]) gerichteten Schwanz) bietet dies letztere Urnenfeld ein Vorbild durch das im Stadtmuseum zu Bautzen befindliche Seitenstück von etwas kleineren Dimensionen. — Die in dem Reichersdorfer Urnenfelde gefundenen sogen. Räuchergefässe standen nicht auf Thonscheiben[2]); der durchbohrte glockenförmige Theil war nach oben gerichtet. — Unter den ca. 300 Gegenständen der Söhnel'schen Sammlung ist besonders beachtenswerth der völlig beglaubigte Fund einer eisernen Nadel mit flachem, scheibenartigem, durch concentrische Kreiseinstriche verziertem Knopf und heraustretenden Rundstreifenverzierungen am Schaft: durch sie wird der Zweifel an der Aechtheit der anderen drei Eisenfunde neben zahlreichen Bronzegegenständen in jenem Felde (s. Verh. 1879, S. 196) gehoben.

4. Ueber den werthvollen Goldfund von Vettersfelde (Richtung auf Jetzschko), dessen fischförmiges Hauptstück sich vielleicht dem von Undset, das Eisen in Nordeuropa, Uebersetz. S. 467 (vgl. S. 271, Anm. 1 S. 461 M. und 426) erwähnten anreiht, wird von anderer Seite berichtet werden.

5. Etwa 2 *km* von diesem Fundort entfernt ist „vor 10—15 Jahren auf dem Terrain des Dominiums Wirchenblatt von Arbeitern in der Erde" eine 26 *g* schwere römische Bronzemünze gefunden worden, die sich im Besitz des Hrn. Oekonomierath Fischer auf Wirchenblatt befindet.

HS. . . . . COMMo - DVS AVG . . P V Kopf mit Kranz.

RS. Sitzende Gestalt; der linke Arm ist am Stabe erhoben; auf der ausgestreckten Rechten eine kleine Figur. S—C.

In dem breiten Riss, welcher den Kopf der Hauptseite fast bis zum Ohr spaltet, befindet sich ein eisensteinartiges Sandconglomerat.

---

1) Anders die Ergänzung in der plastischen Nachbildung im Märk. Provinzialmuseum. S. Katalog der Ausstellung 1880, S. 76, Nr. 5.

2) Andererseits fanden sich, wie bereits früher erwähnt worden ist, zwei Thonscheiben ohne Räuchergefäss bei Guben, Kaltenborner Str. 27 (Besitzer Hr. Rent. Th. Wilke.)

(7) Hr. V. Gross in Neuveville berichtet in einem Schreiben vom 1. November über

Funde aus der Pfahlbaustation Finelz.

On a trouvé dernièrement dans la station de l'époque du cuivre de Fenil (Finelz) quelques objets nouveaux qui ne manquent pas d' intérêt et dont je vous envoie ici les photographies.

La fig. 1 est une pièce de bois de 1,42 *m* de longueur, dont la forme rappelle assez nos jougs (Joch) actuels. Evidemment cette pièce a dû être un engin analogue, ce qui nous démontre, une fois de plus que l'agriculture était déjà arrivée à l'époque de la pièrre à un certain perfectionnement.

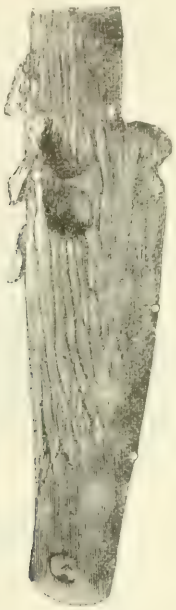


Fig. 1.

Fig. 3.

Fig. 2.

La fig. 2, représente un poignard en silex blond, muni de sa poignée de bois, à laquelle il est encore assujetté au moyen de filaments faits avec du jonc.

La fig. 3 est un curieux instrument de bois, dans lequel sont adaptés de distance en distance, des pointes de silex, assujettées avec de la résine de bouleau.

A la hauteur des pointes de silex se trouvent deux dépressions arrondies destinées à recevoir les doigts pour faciliter le maniement de l'instrument, qui me parait avoir été utilisé comme scie.

Ces trois curieuses pièces sont conservées au Musée de Berne, où je les ai photographiées moi-même.

A part ces quelques objets, les trouvailles sont de plus en plus rares dans nos stations lacustres. C'est une conséquence des hautes eaux de l'été dernier et en même temps un signe que nos palafittes sont bientôt entièrement épuisées.

(8) Hr. Dr. von Rozycki in Thorn übersendet mit folgendem Schreiben an Hrn. Virchow vom 10. September eine Photographie und eine Zeichnung einer neuen

Mützenurne mit Thier- und Menschenzeichnung von Darzlubie, Westpreussen.

Diese Urne dürfte, hinsichtlich der auf ihr befindlichen Darstellung, nach meiner Kenntniss bis jetzt als Unicum dastehen. Nur das Königl. Museum in Berlin besitzt eine ähnliche, von Dr. Voss beschriebene Urne. — Ich bin vor etwa einem Jahre in den Besitz derselben gelangt und habe sie der Sammlung des Vereins Towarzystwo Nankowe einverleibt.

Nach den mir gewordenen Mittheilungen ist sie im Jahre 1880 $^1/_2$ Meile von Putzig auf dem Gebiete des Dorfes Darzlubie aufgefunden worden und zwar auf einer Anhöhe, auf welcher schon früher ähnliche Funde gemacht worden waren. Sie stand in einem sehr sorgfältig erbauten Steinkistengrabe zugleich mit noch

Seitenansicht.

Oberansicht.

Aufgewickelte Zeichnung.

einer grossen, ganz ähnlichen und mit drei kleinen, runden Urnen, von denen nur eine unversehrt herausgenommen werden konnte. Die anderen zerfielen, die Scherben hat man keiner weiteren Beachtung gewürdigt. In den grossen Urnen befanden sich verbrannte Knochen und Asche, sonst nichts Bemerkenswerthes. — Die in Rede stehende Urne ist schwarz, gebrannt und gut erhalten, nur oben am Halse hat sie einige Sprünge, wesshalb sie dort mit einem Faden zusammengebunden ist. Sowohl die bildliche Darstellung als auch die Verzierungen der Urne und des Deckels sind mit einer weissen, mörtelartigen Masse ausgefüllt. —

Hr. Virchow hat dazu folgende Bemerkungen eingesandt:

Seitdem ich Brief und Abbildungen empfangen hatte, war ich durch die Güte des Hrn. Dr. von Rozycki bei dessen Anwesenheit in Berlin in den Stand gesetzt, die Urne selbst zu besichtigen. Dieselbe ist 21 *cm* hoch, am Bauche 14, an der engsten Stelle des Halses 6,8 *cm* im Durchmesser und stellt ein musterhaftes Specimen der von mir „Mützenurnen" genannten Gefässe dar. Der „Mützendeckel" ist mit einem eingreifenden Vorsprunge versehen, hoch gerundet und ornamentirt, indem zwei, an der Spitze sich kreuzende Streifen, jeder aus 2 Linien und 3 Reihen kurzer Querstriche zusammengesetzt, über den Deckel hinweg laufen und zwei ähnliche Horizontalkreise, einer unten, einer nahe der Spitze, um denselben herumgelegt sind. Unter dem sehr langen und schlanken Halse sitzt ein baumzweigähnlicher Ring; dann folgt auf der oberen Wölbung des Bauches die sehr zusammengesetzte Zeichnung, welche lebhaft an die Felszeichnungen in Schweden erinnert. Voran ein Reiter zu Pferde, in der linken Hand den Zügel, in der rechten einen Wurfspiess haltend; hinter ihm ein priapischer Fussgänger, der zwei Zugthiere, dem Anschein nach gleichfalls Pferde, am Zügel führt. Letztere sind an einen Wagen mit Deichsel und 4 vierspeichigen Rädern gespannt. Die Deichsel entwickelt sich aus einer Gabel. Von dem Wagenkörper sind nur die beiden Axen und der Langbaum linear dargestellt; neben letzterem laufen zwei Reihen von Punkten, die sich auch auf die Gabeläste fortsetzen, und die vielleicht eingesetzte Stäbe (zur Herstellung eines Flechtwerkes oder zum Aufbau der Wagenleitern) bezeichnen sollen. Die hintere Seite der Urne zeigt an 4 Stellen Quäste von je 3 herabhängenden Baumzweigen. Somit ist hier in der That eine Darstellung von einer Zusammensetzung und einem künstlerischen Aufbau geliefert, wie wir sie bisher nur annähernd aus dem Gebiete der Gesichts- und Mützenurnen kennen gelernt haben.

(9) Hr. E. Krause berichtet über

ein neues Verfahren zur Conservirung der Eisen-Alterthümer,

Bekanntlich zerfallen die bei Ausgrabungen an den Tag geförderten Eisenobjekte je nach dem Grade der bereits eingetretenen Zerstörung in kürzerer oder längerer Zeit selbst in den trockensten Ausstellungs- oder Aufbewahrungsorten trotz aller Vorsichtsmassregeln. Dieser Umstand erklärt sich dadurch, dass alle bisher angewendeten Conservirungsmethoden darauf hinausgingen, die Objekte gegen äussere Einwirkungen, nehmlich die Atmosphärilien zu schützen.

Einige Beobachtungen, welche ich bei der Behandlung von Eisensachen im Königlichen Museum machte, haben mich nun darauf hingeführt, diesen Feind im Innern der Gegenstände selbst zu suchen, und diese Annahme wurde durch die von mir ausgeführten Untersuchungen bestätigt.

Im Königlichen Museum für Nordische Alterthümer wurden die Eisensachen bisher nach der Methode des Hrn. Dr. Voss, wie folgt, behandelt:

Nachdem die Gegenstände gereinigt und an der Luft unter Erwärmung hinlänglich getrocknet waren, wurden sie, je nach dem Grade ihrer Zerstörung, mit Kautschuk-Lösung überstrichen oder mit einer sehr dünnen Lösung von Harz und schnell verharzendem Pflanzenöl getränkt und dann offen auf Tafeln gelegt, um so den Lösungen Zeit zu möglichst tiefem Eindringen und zum Trocknen und Verharzen zu gewähren. Das Tränken wurde, wenn erforderlich, nach einigen Wochen wiederholt und bei vollständiger Trockenheit die Gegenstände mit einer ziemlich concentrirten Schellack-Lösung überzogen. Nach dem Tränken traten während des Trocknens kleine grünlich-gelbe Tropfen von anscheinend öliger Consistenz und

Beschaffenheit an die Oberfläche, und zwar namentlich da, wo sandigere, porösere Theile der Oberfläche an festere Stellen grenzten, oder in der Nähe kleiner Spalten. Diese Tröpfchen dürften dadurch an die Oberfläche getrieben sein, dass die Lösung von Lack etc. vermittelst der Capillarität der äusseren Schichten der Eisen-Objekte immer mehr in das Innere gesogen wird und als zähere Masse die leichter flüssige Lösung, aus welcher die Tröpfchen bestehen, drängt, so dass diese sich nun durch Spalten einen Ausweg nach der Oberfläche sucht.

Die Tröpfchen wurden nun mit Fliesspapier abgetupft, wobei sich zeigte, dass dessen anfangs grünlichgelbe Färbung später braungelb wurde, jedoch ohne einen sog. Fettrand zu bilden.

Dieselben Tröpfchen, „Dunstperlen[1]),“ treten auch auf, wenn die Gegenstände mit Petroleum getränkt werden.

Dieses Verfahren ist im Märkischen Provinzial-Museum im Gebrauch, wo man die Tröpfchen lediglich für Wasser hielt. Es wird dortseits Erhitzen der Gegenstände, jedoch nicht bis zur Glühhitze, empfohlen, um so „jede Spur von Wasser, auch das in gebundenem Zustande, zu vertreiben“.

Dazu muss indessen doch bemerkt werden, dass das chemisch-gebundene Wasser dabei nicht wohl entweichen dürfte, denn Eisenoxydhydrat wird erst bei Glühhitze zersetzt.

Nach dem Erhitzen wird dann das Objekt mit Petroleum eingerieben und, wenn dieses nach „6—8 Monaten getrocknet“ ist, gefirnisst, falls nicht „Dunstperlen“ (die oben beschriebenen gelben Tröpfchen) sich zeigen. Tritt dieser Fall ein, so muss das Erhitzen etc. wiederholt werden.

Beim Kochen der Eisenobjekte mit Firniss, das von dritter Seite empfohlen wird, dürfte das in dem Firniss der Regel nach enthaltene Blei eine Rolle spielen, doch jedenfalls nicht zu Gunsten der Erhaltung der Objekte, da das Blei durch Eisen aus seinen Salzen gefällt wird.

Das gefällte metallische Blei giebt nun mit dem Eisen einen Electricitäts Erreger, welcher durch Wasserzersetzung zu dauernden Corrosionen Anlass giebt. Man verwendet deshalb in der Praxis jetzt vielfach Eisenoxyd (sog. Eisenmennige) an Stelle der Mennige als Grundirungsfarbe für eiserne, im Freien aufgestellte Gegenstände.

Auch die Methode der Tränkung mit Wasserglas ist durchaus verwerflich, da das in dem käuflichen Wasserglas stets vorhandene kohlensaure Natron mit den Eisen-Chlorverbindungen Chlornatrium und kohlensaure Eisensalze bildet, wodurch von neuem Anlass zu verschiedenen chemischen Vorgängen, als Umwandlung der kohlensauren Eisenverbindungen in Eisenoxydhydrat etc., geboten ist und somit Anlass zur Zerstörung, welche durch die hygroskopokische Eigenschaft des Chlornatriums nur gefördert wird.

Das römisch-germanische Central-Museum zu Mainz conservirt die Eisensachen in der Weise, dass dieselben, nach vorheriger Abwaschung, zur Beseitigung des anhaftenden Schmutzes bestimmt, mit einer Lösung von Hausenblase und schliesslich mit Kautschuklösung überzogen werden.

Alle die obengenannten Methoden bezwecken einen Schutz nach aussen hin und lassen deshalb im Stich; ausserdem schützen sie auch selbst nach aussen hin nicht vollständig, da durch das Trockenen und durch die ungleiche Ausdehnung bei Temperaturwechseln Risse entstehen, die den Atmosphärilien von Neuem den Zutritt gestatten.

1) E. Friedel, Eintheilungsplan des Märk. Prov.-Museums. 1879. Anhang S. 16.

Ich habe mich bestrebt, die Conservirungsmethode zu verbessern, und glaubte dieser Frage nur dadurch näher kommen zu können, dass ich die Produkte chemisch untersuchte, welche sich bei dem Zerstörungsvorgange zeigen, — das sind die vorerwähnten Tröpfchen. In diesen aus dem Innern hervortretenden Tröpfchen vermuthete ich Chlor, das ja fast überall mehr oder weniger im Boden vorhanden ist, und zwar in der Verbindung als Eisenchlorür. Die Vermuthung hat sich durch die chemische Untersuchung als richtig ergeben, da in den meisten geprüften Fällen deutlich Eisenchlorür nachgewiesen werden konnte. In einzelnen Fällen zeigten sich neben grossen Mengen Chlor auch Spuren von Schwefelsäure.

Das Chlor wies ich folgendermassen nach: Die Lösung der Tröpfchen in chlorfreiem Wasser, mit salpetersaurem Silberoxyd behandelt, ergab einen weissen, käsigen Niederschlag, der sich bei Erhitzung leicht ballte, in Salpetersäure unlöslich, in Ammoniak aber löslich war, mithin aus Chlorsilber bestand.

Dass die Verbindung als Eisenchlorür anzusprechen ist, ging aus folgenden Beobachtungen hervor: Kohlensaures Natron ergab einen weissen schleimigen Niederschlag (von kohlensaurem Eisenoxydulhydrat), der später durch den Sauerstoff der Luft höher oxydirt wurde und sich gelb färbte, d. h. unter Entweichen der Kohlensäure sich in Eisenoxydhydrat umwandelte.

Phosphorsaures Natron gab einen weissen, später blaugrünlich sich färbenden Niederschlag. Gelbes Blutlaugensalz erzeugte einen weissen, schnell blau werdenden Niederschlag, rothes Blutlaugensalz eine sofort dunkelblaue Fällung. Rhodankalium gab erst nach dem Kochen der Lösung mit Salpetersäure eine braunrothe Färbung. Uebermangansaures Kali wurde entfärbt. Wir haben es also hier in der That mit Eisenchlorür zu thun.

Das Auftreten des Chlors ist kein localbeschränktes. Ich habe Eisensachen aus Bayern, Rheinhessen, der Rheinprovinz, Pommern, Posen, Schlesien und Brandenburg untersucht, auch ein Stück aus Aegypten, sowie einige kaukasische, und überall Eisenchlorür gefunden und zwar in mehr als 60 Stücken.

Herr Professor Dr. R. Weber hatte die Güte, auf meine Bitte einige Controlversuche vorzunehmen, wobei er zu denselben Resultaten gelangte, ebenso Hr. Dr. Olshausen, der Parallel-Versuche an von ihm auf der Insel Amrum ausgegrabenen Eisen-Alterthümern ausführte.

Nur in drei der bisher untersuchten Stücke, und zwar einem aus der Provinz Brandenburg, einem aus Schlesien und dem ägyptischen, konnte ich ausser grossen Mengen Chlor auch Spuren von Schwefelsäure vermittelst eines unlöslichen, durch Chlorbarium erzeugten Niederschlages nachweisen, in allen übrigen nur Chlor, doch schliesst das nicht aus, dass auch in den übrigen Gegenden schwefelsaures Eisenoxydul enthaltende Stücke vorkommen können, was von dem Gehalt des Bodens an Schwefeleisen und anderen Schwefelverbindungen in der Nähe der Fundstelle abhängt.

Der Zerstörungsprocess erklärt sich demnach, wie folgt: Das durch den Chlorgehalt des Bodens zuerst gebildete Eisenchlorür wird durch den aus der Luft hinzutretenden Sauerstoff höher oxydirt und durch Zwischenstufen in Eisenoxydhydrat resp. in basisches Eisenchloridsalz umgewandelt. Dieses Oxydsalz überträgt, indem es sich zu Oxydulsalz reducirt, Sauerstoff an das zunächstliegende Eisen und bewirkt schliesslich die Corrosion stärkerer Metallschichten. Dieser Process wiederholt sich ständig. Das Endresultat an der Oberfläche ist Eisenoxydhydrat. Nun zeigen aber die Wände der an den Eisenobjekten auftretenden blasenförmigen Ansätze bei ihrer Sprengung nach dem Hohlraum zu eine schwarze Farbe, die nicht auf Eisenoxydhydrat, sondern auf Eisenoxydoxydul (Magneteisen) schliessen lässt. Die

Bildung dieses Körpers erfolgt naturgemäss zuerst aus dem Eisenchlorür, nachdem ein Theil in Eisenchlorid übergangen ist. Das Auftreten stärkerer Schichten Magneteisen im Innern wird dadurch ermöglicht, dass die äussere Eisenoxydhydratschicht den Zutritt der Atmosphärilien beeinträchtigt. Das Eisenoxydoxydul wird erst allmählich in Eisenoxydhydrat übergeführt werden.

Diesen ganzen Process kann man im kleinen Massstabe an den erwähnten Tröpfchen genau beobachten, die sich an der Luft zuerst mit einer schwarzen, metallischglänzenden Schicht von Magneteisen überziehen, die später braungelb wird, d. h. sich in Eisenoxydhydrat umsetzt.

Es entsteht bei allen diesen chemischen Veränderungen Eisenchlorid als Uebergangsstadium. Dass dieses auf metallisches Eisen einwirkt, indem sich durch Berührung mit demselben Eisenchlorür bildet, wurde durch folgenden einfachen Versuch nachgewiesen: Auf eine glatt und metallisch blank gefeilte Platte von weichem Eisen wurde Eisenchlorid aufgelegt, das an der Luft zerfloss und gewissermaassen in Form eines grossen Tropfens darauf gelassen wurde. Das Auflegen geschah am 30. October und es stand das Eisenchlorid, das in Folge seiner hygroskopischen Eigenschaft stets feucht bleibt, auf dieser Platte bis zum 4. November, wo ein Theil der Flüssigkeit abgenommen wurde, um auf Eisenchlorür geprüft zu werden, welches auch schon in Spuren nachgewiesen werden konnte.

Die Tafel zeigte nach 12tägiger Einwirkung deutliche Spuren des Angriffs durch Eisenchlorid.

Das Vorkommen von Chlor und Schwefelsäure in den stark zersetzten Eisensachen erklärt auch die Beobachtung, dass direkt in Asche gebettete Eisen-Alterthümer meist viel besser erhalten sind, als die im Erdboden gefundenen: der Alkali-Gehalt der Asche hat die Bildung löslicher Eisensalze erschwert und dadurch jenem Process der Corrosion entgegengewirkt.

Auf diese von mir gefundenen Thatsachen gestützt, habe ich nun eine Conservirungs-Methode zur Anwendung gebracht, welche sich im Königlichen Museum bereits bewährt hat.

Die Objekte werden nehmlich, nachdem sie sorgfältig gereinigt und die Blasenansätze, welche wahre Magazine von Eisenchlorür (Tröpfchen im grossen Massstabe) sind, entweder aufgestochen, oder mit einem feinen Drillbohrer aufgebohrt sind, mit reinem chlorfreiem Wasser anhaltend ausgelaugt, unter wiederholter Erneuerung des Wassers, so lange bis das Wasser keine Spur von gelöstem Eisen mehr enthält, was sich leicht durch Blutlaugensalzlösung nachweisen lässt. Ist noch Eisen gelöst, so entsteht eine blaue Färbung der Lösung; ist das Wasser frei von Eisenlösung, so bleibt es hell.

Das Auslaugen geschieht am schnellsten mit warmem Wasser, doch genügt es auch, wenn nur für die ersten Aufgüsse warmes Wasser in Anwendung gebracht und mit kaltem Wasser fortgefahren wird. In warmem Wasser ist sowohl Eisenchlorür, als auch schwefelsaures Eisenoxydul (Eisenvitriol) leichter löslich als in kaltem.

Durch das Auswaschen mit Wasser werden die beiden genannten Eisen-Salze aus den Objekten gelöst und entfernt; es bedarf jetzt nur noch des vorsichtigen Trocknens bei mässiger Wärme, um die Gegenstände vor weiterer chemischer Zerstörung zu schützen. Die bei diesem Auslauge-Processe eventuell verbleibenden, unlöslichen Eisenverbindungen sind gefahrlos.

Gegen mechanische Einflüsse, sowie zu grösserer Sicherheit mag die Oberfläche nach dem vollständigen Austrocknen noch mit Leinöl oder dünner Harzlösung getränkt werden, ebenso ist eine Tränkung mit schwacher Harzlösung vor der Aus-

laugung für sehr bröcklige Gegenstände, der leichteren Handtirung wegen, zu empfehlen.

Das Verfahren ist zuverlässig, denn da das Wasser die löslichen Chlor-Verbindungen und schwefelsauren Salze aus den Objekten auswäscht, werden nur die unlöslichen Eisenverbindungen zurückbleiben. Diese sind aber eben dadurch, dass sie unlöslich sind, ungefährlich, denn nur wenn sie im flüssigen Zustande wären, würde ein schädliches Wirken ihrerseits möglich sein. Das Verfahren ist einfach und überall anwendbar; es ist aber auch stets ohne Gefahr für die Objekte, denn die Festigkeit der Eisentheile und der oxydirten Stellen wird durch das Auswaschen mit Wasser nicht beeinträchtigt, sondern im Gegentheil erhöht. Doch nicht nur in Eisensachen, auch in den im Erdboden gefundenen Bronzen zeigt sich unter Umständen Chlor als Zerstörer der Objekte. In dem hellgrünen, dicken, mehligen Ueberzug gewisser Bronzen ist reichlich Chlor vertreten; ich habe es an Bronzen aus der Mark Brandenburg, Sachsen und Bayern nachgewiesen, ferner auch an solchen aus Aegypten, welche mir von Hrn. Direktorial-Assistent Dr. Stern vom Königlichen Aegyptischen Museum gütigst zur Verfügung gestellt wurden. Die Chlor enthaltende Verwitterungskruste der Bronzen war stets hellgrün und von mehliger Beschaffenheit.

Obwohl ich weit entfernt davon bin, die Ansicht aufzustellen, dass, wie bei den Eisensachen, das Chlor als ein stets die Zerstörung bedingendes Agens sich geltend mache, dieses auch die Patinabildung bei Bronze hervorrufe, so ist es doch Thatsache, dass die Patina der bei Ausgrabungen zu Tage geförderten Bronzen mehrfach Chlor enthält. Es dürfte hier die Verbindung Kupferoxydhydrat mit Einfachchlorkupfer vorliegen, welche sich an der Luft resp. unter Einfluss der Atmosphärilien aus Halbchlorkupfer bildet.

Die geschätzte, blanke, gewöhnlich in dünner Schicht auftretende Patina, die verhältnissmässig wenig Bronzen unter den Ausgrabungsfunden aufweisen, dürfte, wie die an der Luft sich bildende, fast oder ganz chlorfrei sein und hauptsächlich aus kohlensauren Verbindungen bestehen. An französischer Bronze aus den Höhlen von Langeril (Dordogne) wurde von A. Terreil ebenfalls Chlor constatirt und zwar 5,35 pCt. der ganzen untersuchten Menge grüner Verwitterungsprodukte (Erdmann's Journal für Chemie. Bd. 94, pag. 314). Kupferchlorid wurde auch in den Schliemann'schen Funden ermittelt; man vergleiche Dr. H. Schliemann, „Ilios," deutsche Ausgabe S. 571.

Bei Silberfunden ist das Chlor ebenfalls nachgewiesen, unter anderen in den Schliemann'schen Silberfunden, die heute zum grössten Theile hauptsächlich aus Chlorsilber bestehen, cf. a. a. O., S. 286, 522, 550.

Auf S. 527 theilt Dr. Schliemann mit, dass sämmtliche Silbervasen aussen aus Silberchlorid bestehen, während sie innen fast blankes Silber zeigen; das erklärt sich aus dem Eindringen des Chlors vermittelst der Tagewässer. Die Gefässe sind mit Asche gefüllt und von Asche umgeben gewesen; aussen haben die Tagewässer, nach Wegwaschung einer dünnen Aschenschicht, die Gefässe umspülen können und so dem Chlor Zutritt verschafft; im Innern blieb die Aschenfüllung stehen, ja wurde mit der Zeit immer fester und undurchdringlicher, und schützte so die Innenseite der Gefässe vor den Angriffen des Chlors. Ich habe Chlor in Silberfunden aus Brandenburg und in einem ägyptischen Stück nachgewiesen, an letzterem trat auch eine Spur von Schwefelsäure auf.

Aus dem Einfluss des Chlors dürfte auch die spröde Beschaffenheit vieler prähistorischer und antiker Gold-Fundstücke erhellen, die ja alle eine etwas corrodirte Oberfläche zeigen. Chlor wäre auch durch Glühen im Wasserstoffstrom gründlich

zu entfernen, doch ist dieses Verfahren nur bei kleineren Objekten anwendbar, aber auch bei diesen nicht zu empfehlen, da es sehr umständlich, ferner auch gefährlich ist, indem zugleich eine Reduction der Oxyde und eine Deformirung der Objekte eintritt.

(10) Hr. W. Schwartz spricht über

Alterthümer von Mogilno.

Noch während meiner Anwesenheit in der Provinz Posen hat sich im Mogilnoer Kreise ein anthropologischer Verein gebildet, welcher sich namentlich das Ziel gesetzt hat, in dem an Grabstätten reichen Kreise die Ausgrabungen derselben in die Hand zu nehmen. Ich habe selbst noch einer solchen in Wszedzyn, welches dem Hrn. Rittergutsbesitzer Matthes gehört, beigewohnt. Es ist dies übrigens der Ort, wo auch schon früher eine durch verschiedene eiserne Beigaben, wie sie sonst in Posen seltener vorkommen, besonders interessante Grabstätte aufgedeckt war, von der Undset (S. 89) nach Albin Kohn berichtet[1]). Jetzt ist nun an einer anderen Stelle desselben Gutes wieder ein besonders an Beigaben reiches Gräberfeld aufgefunden und zum Theil eruirt worden. Der Schriftführer des Vereins, Hr. Apotheker Linke, hat mir darüber berichtet und eine Terrainzeichnung (Fig. 1)

Fig. 1.

eingesandt. Auf mein Ersuchen hat mir Hr. Matthes dann verschiedene Gegenstände, namentlich ein eisernes, ca. 1 *m* langes und 6 *cm* breites Schwert (Fig. 2), welches mit der Scheide von demselben Metall zweimal zusammengebogen unter

1) Wenn in dem Kohn'schen Bericht von einer daselbst gefundenen Nadel mit drei Drachenköpfen die Rede ist, so ist dies, wie auch schon Hr. Undset vermuthet, ein Irrthum des betr. Berichtes.

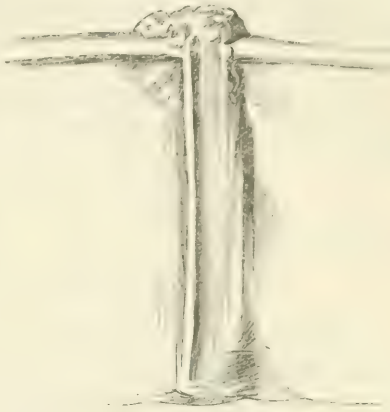
einer Urne gefunden worden, übersandt. Ich lege die Sachen vor und mache noch besonders auf die spiralförmige kleine Verzierung (Fig. 3) an einer Stelle der Scheide, sowie auf ein die letztere zusammenhaltendes Band (Fig. 4), dann auf zwei kleine, 4 *cm* lange eiserne Spangen (Fig. 5) aus gewundenem Drath in La Tène Typus, sowie auf die Scherbe von scharf gebrannter, feiner Masse mit verziertem Henkel (Fig. 6) aufmerksam, welche von einer Urne herrührt, wie

Fig. 2.

Fig. 3.

Natürl. Grösse.

Fig. 4.

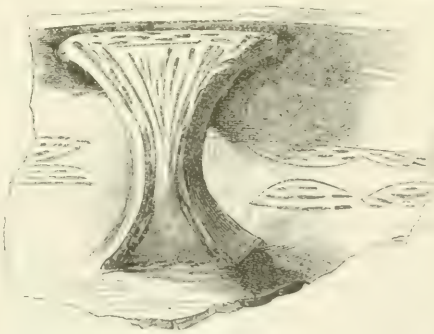


Natürl. Grösse.

Fig. 5.

Natürl. Grösse.

Fig. 6.



sie Hr. Matthes beschreibt. Die Gegenstände hat Hr. von Schulenburg die Freundlichkeit gehabt zu zeichnen. Auch ein Paar grosse Gürtelhaken, wie sie gleichfalls schon bei der oben erwähnten früheren Ausgrabung vorgekommen, aber mir sonst im Posenschen bei meinen zahlreichen Ausgrabungen nie aufgestossen, sind mir besonders deshalb charakteristisch, weil ich derartige s. Z. in grosser Zahl im Gräberfeld Binenwalde (Kr. Ruppin) gefunden habe.

Die Originalberichte über diese Funde lauten im Einzelnen noch:

1. der des Hrn. Linke:

„Gefunden wurden ausser einigen Urnen sehr alten Datums und verschiedenen Aussehens in denselben Spangen aus Bronze und Eisen, mehrere Messer, ein solches mit Ring zum Aufziehen, runde, durchlöcherte Steine (Spindelsteine oder Netzbeschwerer?), Haarpfeile (?) aus Eisen, eine bronzene Nadel u. s. w. Unter einer Urne lag ein zweischneidiges Schwert aus Eisen, circa 1 *m* lang, handbreit, zusammengebogen; dann einige zusammengebogene Lanzenspitzen von schlanker, schöner Form aus Eisen. Die Urnen liegen 1 *m* von einander entfernt

und zwar so genau, dass beim Suchen einfach 1 *qm* ausgemessen wurde, in dessen Ecken sich stets Urnen fanden."

2. Der des Cand. phil. Hr. Bruno Moritz im Namen des Hrn. Matthes:

„Das Schwert lag unter einer Urne, die übrigen Sachen ziemlich gleichmässig vertheilt in den Urnen, so dass ungefähr auf die Urne 1, höchstens 2 Stücke kommen. Die Urnen selbst sind Topfurnen mit einem Henkel, nach unten sich zuspitzend, oben ungefähr 2 *dm*, unten $^3/_4$ *dm* Durchmesser, also ziemlich spitz nach unten zulaufend, wie sie sonst im Posenschen selten sind, mit ca. 5 *cm* grossem Henkel" (über letztere vergleiche oben die Zeichnung).

(11). Hr. Woldt übergiebt eine Photographie der Kirche von Hoff bei Camin in Pommern, von deren Kirchhofe die in der vorigen Sitzung vorgelegten Knochen stammen.

(12) Hr. Merensky spricht unter Vorlegung zahlreicher ethnographischer Gegenstände über

Waffen, Zauberwürfel und Schmuckkorallen der Südafrikaner.

I. Ueber einige Waffen der dunkelfarbigen Süd-Afrikaner.

Die Waffen der dunkelfarbigen Stämme Südost-Afrika's nehmen an Kunstwerth zu, je mehr man sich dem sogenannten Bonyae (d. h. dem Lande der Banyae) nähert, welches zwischen dem Zambese und Limpopo östlich vom Matebelenlande liegt. Hier ist auch die Gegend des sagenhaften Monomotapa zu suchen, welcher Name, beiläufig gesagt, sicherlich ursprünglich Name eines Königs, nicht eines Landes war. Es hat auch in Mittel- und in Süd-Afrika einige uralte Kultur-Centren gegeben, deren eines noch im Mittelalter Sofala und die Gegend um Sofala war. Hier scheinen die Araber in jener Zeit den Metallreichthum des Landes ausgebeutet und die Eingebornen mit der Kunst, Metall zu schmelzen und zu bearbeiten, bekannt gemacht zu haben. Wiederholt tauchten in Südafrika vor einigen Jahren Gerüchte auf von alten Städten, deren Reste man in Gestalt von zerstörten Ziegelbauten gefunden habe. Ich habe mehrere Male Gelegenheit gehabt, solche Stätten zu untersuchen. Was ich mit Gewissheit feststellen konnte, war dies, dass an solchen Orten einmal Metall-Industrie in ziemlich grossem Maassstabe getrieben worden war. Die Reste der alten Hochöfen hatte man für gebrannte Ziegelsteine gehalten. In den Blaubergen Nord-Transvaals förderte eine mit unzureichenden Mitteln unternommene Ausgrabung leider nur Schlacken zu Tage, nichts anderes, welches weiteren Untersuchungen hätte zum Anhaltspunkte dienen können. Die alte Grube, aus der man an dieser Stelle augenscheinlich Kupfererze gegraben hatte, fand sich in diesem Falle in der Nähe der Schmelzöfen. Wunderbar konnte es scheinen, dass die Eingebornen die Tradition haben, es hätten einst weisse Leute an diesen Orten gehaust, da doch ziemlich sicher feststeht, dass kein europäisches Volk jemals so festen Fuss im Innern der Ostküste gefasst hat, dass es eine so ausgedehnte Industrie hätte hier betreiben können, allein es wird diese Tradition verständlicher, wenn man erwägt, dass der Name, den die Zulu und mit ihnen alle Küstenkaffern den Weissen geben, der Name Umlungu, nicht „Weisser" bedeutet, sondern einen Mann, der wunderbare Dinge machen kann, also etwa einen Künstler oder Wunderthäter, so dass dieser Name ebensowohl geschickte Araber oder Indier, als Europäer bezeichnen kann. Vor etlichen zwanzig Jahren ist es mir selbst mehrfach begegnet, dass meine schwarzen, aber europäisch gekleideten Reisebegleiter von anderen Eingebornen, besonders von Weibern „abalungu", „Weisse"

nach jetziger Auffassung, genannt wurden, welchen Umstand ich mir damals nicht erklären konnte. Im Bonyae, im Lande der Batsoetla (oder Baramapulana), bei den Baroka und bei den Swazi finden wir noch heute eine ziemlich vollkommene Eisen- und Kupferindustrie. Die Eingebornen schmelzen beide Metalle und verarbeiten sie zu Hacken, Beilen, Speeren, Pfeilen und auch zu Schmucksachen, verarbeiten die Metalle also bis zu feinem Draht. Es giebt einen Stamm, der sich vom Bonyae aus bis ziemlich weit südlich in kleinen Häuflein verbreitet hat, es ist der Stamm der Malepa. Diese Leute sind alle Schmiede von Profession und leben von ihrem Handwerk. Sehr bezeichnend ist es, dass sie Mohammedaner sind, denn dies zeigt uns, woher ihre Kunstfertigkeit ursprünglich stammt. Speere findet man in besonderer Vollkommenheit bei den Swazi, die Makwapa verzieren öfter den Schaft mit Drahtgeflecht, die Bonyae binden die Enden des Schaftes wohl auch mit dickerem Eisenband. Kriegsbeile kommen unter den genannten Völkern in 4 characteristischen Formen vor. Es sind folgende:

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Nummer 1 kommt in der Form den alten ägyptischen Sichelmessern am nächsten, aus dieser Form hat sich augenscheinlich Nr. 2, aus dieser weiter wohl Nr. 3 entwickelt, während sich Nr. 4 vielleicht nur aus der keilförmigen Form des allgemein gebräuchlichen Holzbeiles herausgebildet hat. Bei den Baroka, Makwapa und Batsoetla findet man als Hauptwaffe Bogen und Pfeil. Starke Stämme scheinen in Afrika dem Speer und Schild den Vorzug zu geben, welche Waffe zum ungestümen Angriff und schnell entscheidenden Nahkampf geeignet ist; schwächere unterdrückte Stämme, vielleicht die eigentlichen Ureinwohner, lieben den Bogen, weil er zur Vertheidigung aus der Ferne und aus sicheren Schlupfwinkeln hervor passend und dienlich ist. In Afrika scheinen die Bogenschützen meist keinen Schild zu tragen, welcher dagegen bei den auf Nahkampf einexercirten Zulu und Swazi zur grösstmöglichen Höhe sich entwickelt hat. Zulu und Swazi haben nur die bekannte ovale Schildform (Fig. 5), während bei den Basutho und Betšuanen sich verschiedene Formen finden:

Fig. 5.

Die Vergleichung der Waffen der verschiedenartigen afrikanischen Völkerschaften möchte noch einmal interessante Resultate ergeben und zur Klassicifirung der bunt durcheinander geworfenen Stämme erhebliche Dienste leisten, z. B. ist das Dolchmesser als Waffe wahrscheinlich von anderen Nationen den Afrikanern

gebracht und es weist dasselbe, wo wir es finden, wie im Bonyae, auf fremdländischen, wahrscheinlich indischen oder arabischen Einfluss hin.

II. Ueber die Zauberwürfel der Betšuanen und Basutho.

Man findet in Südafrika diese Würfel, welche zur Erforschung der Zukunft sowohl als überhaupt dazu dienen, ein Orakel in irgend einer Angelegenheit zu erhalten, ziemlich weit verbreitet; ihre eigentliche Heimath haben sie aber unter den Betšuanen und Basutho, weshalb Leute von diesen Stämmen auch öfter unter den Zulu und anderen Küstenvölkern als vagabondirende Wahrsager umherziehen.

Diese Würfel tragen bei den genannten Völkern verschiedene Namen. Die Basutho Nord-Transvaals nennen sie dikaχare, d. h. Dinger, die man mit den Händen zusammenfasst, nehmlich um sie hinzuwerfen, oder ditaolo, d. h. wahrsagende Dinge, von χo laola, ein Orakel ertheilen. Von der Handhabung dieser Würfel gebraucht man auch bei gewissen Gelegenheiten das Wort χo phekola, d. h. einen Fetisch (pheku) suchen. Die Weissen nennen sie: „Dubbel osse", d. h. Doppelochsen, (holländisch) zusammengezogen in D'ullosse. Dieser Name ist den zumeist aus den Astragalis verschiedener Thiere bestehenden Knochen deshalb gegeben worden, weil die Kinder der afrikanischen Farmer solche Knöchlein als „Doppelochsen" zum Spielen zu gebrauchen pflegen.

15 Knochen, 2 Loosstäbe und 2 Würfel bilden den Satz oder das Spiel, zusammen 19 Stück.

Die 4 grösseren Knochen sind dem Knie eines Ochsen, einer Kuh, eines männlichen und eines weiblichen Kudu (Ant. strepsiceros) entnommen.

Die elf kleineren Knochen sind Astragali und zwar je einer vom männlichen
Phala (Antilope),
Kolobe (Warzenschwein),
Tsoeni (Pavian),
Tsepe (Springbock, A. euchore),
Pudubudu (Kleine Antilope),
Pudubudu Kχamane (A. pygmaea),
Puti (Duiker Antilope),
Nku (Hausschaf),
Pudi (Hausziege),
vom Takadu (Orycteropus capensis) aber sowohl vom männlichen als auch vom weiblichen Thiere.

Die Würfel werden mit beiden Händen gefasst und geworfen, indem man durch die Zähne die Worte zischt: „Modimo u n'tsebese taba e!" „Gott, lass mich diese Sache wissen." Am Orakel hat die Lage der beiden Loosstäbe und der beiden Würfel den Hauptantheil. Die Loosstäbe sind aus dem Horn einer Kuh gemacht, sie scheinen Pfeilspitzen darstellen zu sollen, obwohl sie stumpf sind, und erinnern an die stumpfen Pfeilspitzen, welche die orientalischen Völker zu ähnlichem Zweck benutzten. Vergleiche: F. Lenormant, Magie der Chaldäer, Theil II, Capitel II. Diese beiden Loosstäbe versinnbildlichen das weibliche Princip. „Kibasadi", „das sind Weiber" sagen die Leute. Das männliche Princip wird durch die beiden Würfel bezeichnet, diese sind aus den Klauen eines Ochsen geschnitzt, von ihnen heisst es: „Kibanna", „das sind Männer". Diese 4 Stücke haben den entscheidenden Antheil an der Bedeutung des Wurfes. Von den anderen Knochen erhält man eine Weisung, je nachdem sie fallen. Liegt ein Knochen mit der concaven Seite auf, so heisst es „ea sepela", er läuft, wenn er mit der convexen aufliegt, „e huile",

„er oder es ist gestorben“. Liegt er auf der linken Seite, so bedeutet das Glück. „Ki moropa“, „es ist Trommel, d. h. Tanz“. Dagegen erwartet man Schmerz und Aerger, wenn die Knöchlein auf der rechten Fläche liegen.

Die Würfel werden bei allen Gelegenheiten um Rath gefragt. Sie sagen es, woher der Feind kommt, wie man ihm begegnen muss und welches der Ausgang des Kampfes sein wird. Sie wissen, wohin die verirrte Kuh sich verlaufen hat und wer als Hexenmeister den Frieden des Hauses stört. Oft kann man nur aus dem Einfluss, den dieses Orakel auf die Handlungen der Eingebornen ausübt, es sich erklären, wenn diese Leute im Kriege so oft die augenscheinlich günstigen Gelegenheiten, dem Feinde Schaden zu thun, versäumen oder auch Dinge unternehmen, die mit grossem Risiko verknüpft sind. Giebt es doch leider weisse Ansiedler, die sich nicht schämen, den Aberglauben der Schwarzen zu theilen und die Dubbel osse gelegentlich um Rath zu fragen.

III. Ueber die alten Schmuckkorallen der afrikanischen Völker.

Die alte Geschichte der afrikanischen Völker ist in Dunkel gehüllt, denn es fehlt die schriftliche Tradition, welche Auskunft geben könnte; es fehlen leider auch reichhaltigere Nachrichten anderer Völker über ihren Verkehr mit Afrika in früheren Zeiten. Deshalb muss uns alles von besonderem Interesse sein, was irgendwie einen Anhalt für weitere Forschungen über frühere Verbindungen anderer Länder mit Afrika geben kann. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es vielleicht bedeutsam, wenn wir die Nachrichten zusammenstellen, die über die alten, sich an einigen Punkten Afrikas findenden Schmuckkorallen gesammelt sind, und wenn wir diese mit den von uns gemachten Beobachtungen vergleichen.

Als wir im Jahre 1860 zuerst die Basutho Nord-Transvaals besuchten, lenkten die Eingebornen gar bald unsere Aufmerksamkeit auf eine besondere Sorte Perlen oder Korallen, welche in hohem Werthe standen und fast nur von regierenden Häuptlingen und ihren Frauen getragen wurden, besonders eine gelbe und eine schwarze Sorte standen in hohem Ansehen und dienten oft als Sühngeld oder als Tribut, durch den die Unterhäuptlinge die Gunst oder den Schutz des Oberhaupts gewannen. Kaufen konnte man diese Perlen nie und nirgends, ja es wurde uns mitgetheilt, dass ein Mann niederen Ranges, wenn er im Besitz solcher Perlen sei, seinen Schatz sorgfältig vor den Augen Unberufener hüte, weil er sonst fürchten müsste, dass er die Habsucht der Häuptlinge reizen würde und so seines Lebens nicht mehr sicher wäre. Man fragte uns gar bald, ob wir vielleicht einen Ort in der Welt wüssten, wo man diese Kleinodien kaufen könne, denn in Süd-Afrika hätte man bisher vergeblich bei allen Händlern danach gesucht. Die Sage erzählte, dass diese Perlen aus dem Lande Bonyae (östlich von Sofala gelegen, dem alten sagenreichen Monomotapa) stammten. Dort seien sie vor Zeiten aus der Erde gegraben worden, allein das Loch, welches durch die Ausgrabungen entstanden wäre, sei später zusammengefallen, deshalb seien sie nun so selten. Im Jahre 1865 schickte der Bapedi-König Sekhukhune eine Gesandtschaft 100 deutsche Meilen weit nach Sofala, um dort nach diesen Perlen zu forschen, die aber kehrte, ohne irgend welche Nachricht von Werth dort erhalten zu haben, wieder um.

Die Perlen sind unter den Basuthos Nord-Transvaals in 17 Arten verbreitet. Vier Arten sind gelblich, drei sind schwarz, sonst giebt es rothe, grüne, blaue, weisse und bunte. Die Namen der einzelnen Arten bezeichnen meist die Farbe derselben. Ein grünlicher Stein (Nephrit?), genannt Lentsu Kuruane, der auch als Schmuck getragen wird, ist ebenso selten und theuer als die genannten Perlen. Es ist merkwürdig, dass wir in einem andern Theile Afrikas, am Niger nehmlich und

an der Goldküste ähnliche Sagen über ähnliche oder dieselben Perlen finden, wie in Südost-Afrika. Hr. Prof. Bastian lernte in Alt-Calabar einen Schiffskapitain Hopkins kennen, welcher von einem Lande Ujanga erzählte, dorthin kämen seltene Perlen, die man jenseit der Rumbe-Berge beim Graben in der Erde finde. In Ifeh solle man die Seggie-Perlen aus der Erde graben. Schon der dänische Arzt, Dr. Paul Isert, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts an der Goldküste Afrikas lebte und starb, lenkte die Aufmerksamkeit auf eine Sorte Korallen mit eingelegten Mustern, welche dort hoch im Preise ständen, die man aber nicht mehr machen könne; wahrscheinlich, sagt er, stammen sie aus Aegypten. Später hat Bowdich (Mission to Ashanti, London 1819) über diese Korallen berichtet, die er aggry nennt. Nach brieflichen Mittheilungen des Basler Missionars, Herrn Christaller, der die Sprache der Fanti und Assante (das Tshi) grammatisch und lexikographisch bearbeitet hat, haben diese kostbaren Schmuckkorallen auf der Goldküste den Gattungsnamen Agyiri oder Agiri (Bowdich aggry), werden auch als ahene-pá (ahene Perle, pa vorzüglich) oder ahene-panyin (panyin vornehm) bezeichnet. Besondere Arten derselben sind: bota oder kakawa (gelb), nénkyénema (roth), bodom, unyāné, aseń, teteaso, adeaba. In der Ga-Sprache heissen sie koli und innrōbitri. In Burum = Broń, südwestlich von Salaga, werden sie sika-kuńkurie, d. h. etwa Goldeicheln genannt.

Auch auf der Guineaküste geht die Rede, dass diese Korallen in der Erde gefunden werden. Sie sollen ziemlich tief liegen, ein besonderer Geruch führe an die Fundstelle. Letzterer Angabe, die sich bei Bowdich findet, könnte möglicherweise ein Missverständniss zu Grunde liegen. Die Eingebornen nennen nehmlich „riechen", „ausriechen" die Procedur, durch welche ein Zauberer, vermöge seiner Kunst, verborgene Dinge auskundschaftet. Missionar Zimmermann berichtet in seiner Grammatik der Ga-Sprache, dass diese Korallen an der ganzen Küste ausgegraben werden. Sie liegen ziemlich tief in der Erde, wie die Wirbel einer verwesten Schlange nebeneinander, so als ob sie einst aufgereiht an einer Schnur vergraben worden wären. Sie sollen aber nicht allein an der Küste, sondern auch weiter im Innern im Dankira- und Akemlande vorkommen[1]), jedenfalls in den reicheren Goldländern häufiger als in anderen Gegenden. Die Farbe der Agyiri-Korallen wird als gelb, blau, mattroth oder grün bezeichnet, diese würde mit der Farbe der südafrikanischen Proben übereinstimmen. Ueber eine andere Art, welche sich in Süd-Afrika nicht findet, die aber auf der Goldküste vorkommt, spricht Bowdich in fast überschwenglichen Worten wie folgt: „Die bunten Streifen der agyiri sind so fest vereint und so kunstvoll verschlungen, dass die bei ihrer Anfertigung bewiesene Meisterschaft ganz unübertrefflich ist. Einige sehen aus wie Mosaik, die Oberfläche anderer ist bedeckt mit Blumen und regelmässigem Muster, so sauber ausgeführt und die Farbenstellung so fein in einander und in den Untergrund überlaufend, dass nichts als der feinste Pinselstrich so etwas hervorbringen könnte. Die achatähnlichen Stellen zeigen Blumen und Zeichnungen tief im Grunde der Perle und dünne Stiele in schimmernden Farben, die vom Mittelpunkte aus nach der Oberfläche laufen." Bowdich erinnert daran, dass in Wiltshire (Lincolnshire) in England Glasskugeln (glass-globes) ausgegraben worden seien, welche den Agyiriperlen sehr ähnlich sehen, dass man in England früher den Glain-Neidir oder Schlangenstein (glain heilig, rein, neidir Schlange, Natter), den Druiden und Barden getragen haben, fast heilig hielt und dass man auch in Indien an der Malabarküste sowohl als bei Calicut in Kreisen, die alte Gräber anzeigten, in der Tiefe von etwa

1) Bowdich a. a. O.

5 Fuss solche Perlen gefunden hatte. „Wir fanden in der Tiefe einen grossen zerbrochenen Topf (jar) von derselben Form, wie die in Wiltshire, seine Oeffnung war verschlossen mit einem viereckigen Stück Granit. Die Perlen wurden am Boden dieser Gefässe gefunden."

Der Preis für die besprochenen alten Perlen ist in Süd-Afrika sowohl, als auf der Goldküste, das Gewicht derselben in Gold. Dort wie hier werden sie fast nur von Häuptlingen getragen, werden auch häufig als Strafgeld bezahlt. Eigenthümlich scheint der Guineaküste der Gebrauch derselben beim Schwur und als Medicin zu sein. Nach Bowdich muss ein des Diebstahls Verdächtiger eine Agyiriperle mit etwas Wasser, in dem sie gelegen hat, in den Mund nehmen und die Macht der Perle (?) anrufen ihn zu tödten, wenn er schuldig sei, während er seinen Fuss gegen den eines anderen Mannes setzt und das übrige Wasser, aus dem die Perle genommen worden, auf den Boden geschüttet und durchkreuzt wird. Vornehme Kinder werden aber nach dem täglichen Waschen mit dem Pulver zermahlener Agyiri-Perlen eingerieben zur Beförderung ihres Wachsthums.

Merkwürdig ist es, dass die Eingebornen in Süd-Afrika sowohl, als auf der Goldküste, behaupten, dass sie die Perlen aus der Erde graben. Man könnte denken, dass sie einst als Leichenschmuck mit in Gräber gekommen seien, oder aber, dass man sie, wie die Eingebornen auch heute noch gern mit ihren Schätzen thun, in unruhigen Zeiten zum Schutz der Erde übergeben habe. Keine Tradition erzählt uns von dem Volke, welches in alten Zeiten diese Perlen den Afrikanern als Handelsartikel zugeführt hat. Da sie in den alten Goldländern, auf der Goldküste und im Innern bei Sofala gefunden werden, so scheinen sie einst als Tauschartikel für Gold eingeführt worden zu sein. Portugiesen haben sie kaum gebracht. Weshalb sollte die Fabrikation eines so gesuchten Artikels und sein Vertrieb plötzlich abgebrochen worden sein? Auf der Goldküste des Westens liegt es nahe, an die Phönicier (Karthager?) zu denken, wenn man Vermuthungen über alte Handelsbeziehungen der Guinea-Neger aufstellen will. Auch nach Sofala könnten Phönicier gekommen sein, wenn auch Handelsverbindungen von Indern und Arabern mit den Völkern Ost-Afrikas leichter geschichtlich nachzuweisen sind, als solche mit Phöniciern oder Aegyptern. Die Engländer haben häufig versucht, die alten Schmuckkorallen der südafrikanischen Völker nachzuahmen, haben auch versucht, neue Agyiri auf der Westküste in den Handel zu bringen, allein immer erkennt der Schwarze die Fälschung[1]) und erklärt, dass den echten alten Perlen nichts an edlem Werth und an Schönheit gleichkäme. —

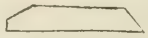
Hr. Jagor bemerkt, dass aus Carneol u. s. w. verfertigte, ungefähr den Agyiri (Agries) ähnliche Perlen in den südindischen Gräbern gefunden würden. Ihre Herkunft bleibe vorläufig noch unbekannt.

(13) Hr. Oberkammerherr Baron von Alten in Oldenburg übersendet unter dem 21. October nachstehende Abhandlung

über die Gemme von Alsen und ihre Verwandten.

Im 4. Heft 1882 der Zeitschrift für Ethnologie S. 179 bringt Dr. Bartels eine höchst dankenswerthe Zusammenstellung dieser merkwürdigen Pasten. Er schliesst mit dem Wunsche, dass recht bald neues Material auf diesem Gebiete bekannt werden möge. Diesem Wunsche folgend, bringe ich Nachstehendes:

1) Die Schwarzen sagen, dass die alten Perlen dem Feuer widerständen, während die nachgemachten leicht schmelzen und durch Feuer zerstört werden.

Vor etwa 25 Jahren wurde beim Pflügen auf dem Landgute des Herrn von Thünen in Suddens, Kirchspiel Waddewarden, Jeverland, eine solche Paste gefunden, sie befindet sich im Besitz des Bürgermeisters von Thünen in Varel. Diese Paste Nr. 13 ist gleichfalls von schwarzem Glas mit himmelblauer oberer Fläche. Der Rand ist im schwarzen Glase abgeschrägt. Beides wie Nr. 12 bei Bartels. Diese schwarze Unterlage ist an der einen Seite abgeschliffen, um ein gleichmässiges Oval zu schaffen. Das Profil ist daher dies 

Nr. 13.

Die Maasse von Nr. 13 sind folgende:

Bildfläche 25 *mm* zu 21 *mm*,
Abschrägung 4 „
Dicke . . . . . 4 „

Nr. 12 bei Bartels ist weit kleiner und nähert sich mehr dem Kreise, sie misst:

Bildfläche 20 *mm* zu 18 *mm*,
Untere Fläche . . 26 „
Dicke . . . . . 5 „

Wie die nebenstehende Abbildung Nr. 13 zeigt, stehen auf derselben 3 Figuren, von denen die mittlere die beiden anderen an den Händen hält; über und zwischen denselben sehen wir wieder zwei Zweige, einmal mit 3 Seiten-Trieben zu jeder Seite des Stammes, das andere Mal (rechts) mit je einem. Diese Gemme nähert sich also zumeist der Alsener und der grossen Kopenhagener Gemme Figur 1 und 2 bei Bartels, doch ist sie nicht identisch mit denselben. Auch hier ist also erneuert der Beweis geführt, dass keine Arbeit nach der Schablone vorliegt.

Ausser den 13 beschriebenen Gemmen sind in dem Werke Nederlandsche Oudheden von Pleyte (Heft 2, 1877) noch zwei (14 u. 15) andere derartige geschnittene Pasten bekannt gemacht, deren Fund geeignet sein dürfte, auf die Zeit der Entstehung ein bedeutsames Streiflicht zu werfen.

Im Jahre 1866 wurde bei Hallum eine grosse Menge, 400 Stück, der Zeit Carl Martell's angehörige Silbermünzen ausgegraben, zugleich mit einigen Silberarbeiten, welche Pleyte abbildet.

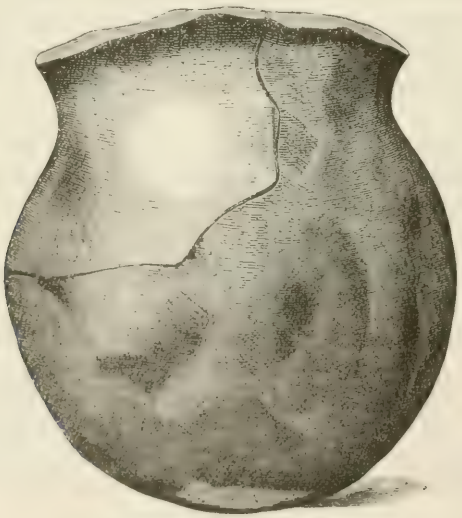


Fig. A.

Von den Münzen ist die Hälfte nach Leeuwarden, die andere nach Leiden gekommen. Diese Münzen (vergl. Revue numismatique, 5 Serie II) wurden in einem Topf grober friesischer Arbeit gefunden. Der Topf hatte eine Höhe von 12 und eine Weite von 10,5 *cm*. Weitere Angaben fehlen.

Blickt man auf die nach Pleyte gegebene Abbildung des Topfes (Fig. A.), so ist der Hals nach aussen gebogen und der Boden unten abgerundet, wie die von mir in friesischen Landen gefundenen und im Bericht von 1881 des Oldenburger Landes-Vereins für Alterthumskunde abgebildeten Töpfe. Dieser Typus scheint also vorwiegend friesisch zu sein. Was nun den Standpunkt dieses Topfes angeht, so erfahren wir nur, dass, wenn man dem Wege ostwärts durch Hallumermieden folgt, man an verschiedenen Terpen vorüberkommt, von denen eine und zwar die „van memerda-state" 1865—66 abgegraben ist; in dieser wurde der fragliche Topf mit einigen anderen Dingen, einem Schwert und einer Kugel u. s. w. gefunden, von welchen weiter nichts gesagt wird.

Fig. B.

Das erwähnte Geld, sagt der Verfasser, ist in dem 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gemünzt. Unter den gefundenen Münzen sind $^7/_9$ nahezu dieselben, der Rest zeigt allerlei Typen, welche sich zum Theil an den des bekannten, bei Harlingen gefundenen goldenen tiersde sol de Treves (Fig. B) lehnen. Av. Büste eines Kaisers von rechts im Profil, mit der Umschrift Freveris Civitate. Rev. Victori ○ Augstr ○ zur linken gewandt, mit der Weltkugel, auf der das Kreuz steht, in den Händen, darunter ein Stern.

Unter der Figur W. (Revue numismatique.)

Diese Victoria hat, abgesehen von der Weltkugel, eine unverkennbare Verwandtschaft mit den geflügelten Figuren unserer Gemmen (vergl. auch den Bracteat Fig. 13 bei Bartels). Dass der ganze Münzschatz in die Zeit zwischen die spätesten Goldmünzen und die Zeit von Pippin und Carl gehört, leidet nach Pleyte gar keinen Zweifel.

Der Verfasser geht dann in die weitere Beweisführung über, gestützt auf die Ausführungen von Hooft van Iddekinge und Dirks; hier möge genügen, darauf hinzuweisen, dass Dirks, in der Rev. numism. pag. 393, als die Zeit des Vergrabens dieses Schatzes annähernd das Jahr 734 annimmt. Ueberhaupt ist jene Gegend Frieslands ungewöhnlich reich an Münzen und anderen Fundstücken aus der genannten Periode (vergl. Pleyte und die Revue numismatique u. a.). Unter anderen wurde bei Franeker 1868, vermuthlich in einem kleinen, von der Zeit zerstörten Kasten oder einer hölzernen Büchse, eine ziemliche Zahl Münzen desselben Zeitalters, sowie kleine Löffel, Nadeln, Ringe und Siegelringe gefunden, welche gegenwärtig im Museum zu Leiden aufbewahrt werden. Unter diesen befand sich auch wie es scheint, die nun zu besprechende, in Leeuwarden aufbewahrte Gemme 14.

Nr. 14.

Nr. 15.

Dieselbe ist eine Glaspaste, ein nachgeahmter Nicolosteen, dunkelblau mit einer leichten himmelblauen oberen Schicht. Darauf sind drei Personen eingeschnitten, die einander an der Hand halten, oberhalb dieser Personen sind zwei Sterne eingekratzt (s. d. Abbildung 14, T. XVIIa Pleyte).

Die in Frage stehende holländische Gemme (Nr. 14) gleicht, soweit die nicht sehr klare Abbildung es zulässt, zumeist der in Nr. 4 in dieser Zeitschrift gegebenen Abbildung.

Eine andere Gemme Nr. 15, Pleyte T. XVIIe, derselben Art und von demselben Material, war 1877 in Leeuwarden auf der historischen Tentoonstelling van Friesland. Dieselbe war in einer Terpe bei Kloster Klaarkamp gefunden, sie gehört gleichfalls zu den mit drei Figuren geschmückten und nähert sich Nr. 3 und 6 am meisten.

Die hier der mehrerwähnten Arbeit hinzugefügten Ergänzungen scheinen mir auch deshalb nicht ohne Interesse, weil der Fundort derselben theilweise bekannt und das Ausbreitungsgebiet dieser Gemmen dadurch sehr wesentlich ausgedehnt ist.

Möchten auch sie dazu beitragen, neues Material auf diesem dunklen Gebiete bekannt zu machen.

Einer freundlichen Mittheilung des Hrn. Professor Pleyte verdanke ich noch die Nachricht, dass seit Veröffentlichung der Gemmen Nr. 14 und 15 in seinem angeführten Werke bereits mehrere andere von gleichem Material in Holland an das Licht gebracht sind, von denen eine im Museum zu Assen ein Kreuz zwischen zwei Sternen zeigt: ✳ ✣ ✳, darunter 4 Personen. Pleyte hält diese für Amulette mit dem Zeichen der Zwillinge aus dem Thierkreise. Ausserdem sind noch zwei ähnliche Steine im Erzbisch. Museum zu Utrecht in einem Buchdeckel eingefasst, alles von gleichem Material, wie Nr. 14 und zum Fassen eingerichtet.

Nachträglich habe ich noch weitere Nachforschungen über die auffallende Bezeichnung Nicolosteen angestellt. Das Resultat war: Nicolosteen ist ein schwarzer oder dunkelbrauner Stein, und unter den römischen Gemmen sehr wohl bekannt. Achat Nicolosteen ist eine Art davon mit inwendig befindlichen, scharf begrenzten Lagen in verschiedener Farbe.

Das Wort „Nicolo“ ist ursprünglich italienisch (Nicolino, Onyx) und vermuthlich eine Abkürzung von Onicolo, welches wieder eine Verkleinerungsform von Onice, onyx. K. O. Müller in seinem Handbuche für Archäologie spricht auch S. 439 davon.

Nachdem ich geglaubt, die Frage der Gemme von Alsen und ihrer Verwandten durch die übersandten Nachträge einstweilen geschlossen zu sehen, fällt mein Auge auf ein, wie ich meine, beachtenswerthes Material, welches wir in verschiedenen Gegenden unseres Landes im Moor gefunden haben. Ich sende Ihnen ein Stück davon, es ist eine Glas-Tafel. Die Unterlage ist eine dünne Tafel, wie es scheint, aus kalkiger gebrannter Substanz von etwa 1 *mm* Dicke, dann folgt ein dunkelblauer Glasfluss von 11 — 15 *mm* Dicke, über welchem eine hellblaue dünne Lage. Sie misst, das beiliegende Stücke eingeschlossen, 15 *cm* Länge und 8 *cm* Breite, hat im übrigen die Beschaffenheit des beiliegenden Abschnittes. Die auf der oberen Fläche befindlichen Kritzel gehören der Thätigkeit verschiedener Knaben an.

Wenn auch die höchst auffallende und nahezu identische Aehnlichkeit und der Fundort des vorliegenden Materiales mit dem Material, aus welchem die vielberegten Gemmen geschnitten sind, zu mancherlei Folgerungen Anlass geben können, so bin ich doch zu vorsichtig, um ohne Weiteres den Schluss ziehen zu wollen, dass dies Material in dieselbe Zeit fällt, wie die Gemmen, und zum Zweck der Anfertigung der Gemmen gemacht sei.

Dergleichen Schlüsse werden heutzutage leider nur zu oft aus ganz beliebigen Aehnlichkeiten gezogen. Fände sich ein abgezirkeltes Rund oder Oval oder eine anderweit angefangene Arbeit auf dem Glasfluss, dann stände die Sache anders. Ich begnüge mich daher, auf die vorliegende Thatsache die Aufmerksamkeit zu lenken, da, wie mir scheint, die Beschaffenheit dieses bei uns mehrfach, wenn auch in kleineren Stücken, im Moor gefundenen Glasflusses die Beachtung der Forscher verdient.

(14) Eingegangene Schriften:

1. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. V Heft I.
2. L. Schneider, Gräber aus der Stradonicer Aera und die zugehörige Wohnstätte bei Neu-Bydzow. Gesch. d. Vrf.
3. Realia, Register op de generale resolutien van het Kasteel Batavia 1632—1805. Deel I.
4. Annalen der Hydrographie, 1882 Heft IX. X.
5. Nachrichten für Seefahrer 1882, Nr. 35—44.
6. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1882 Nr. 11.
7. Boletim de Sociedade de Geographia de Lisboa, Ser. 3. Nr. 4.
8. Address delivered by Theophilus Hahn, Esq. Ph. D. colonial philologist at the South African Public Library. Gesch. d. Verf.

Verbesserungen.

S. 508.	Z. 10	von	unten:		bądź statt badź.
„ 508.	„ 2	„	„		zażywa statt zazywa.
„ 509.	„ 9	„	oben:		łapki statt tapki.
„ 509.	„ 12	„	„		tabaki statt tabaczki.
„ 509.	„ 13	„	„		Katzen- statt Katzen.
„ 509.	„ 15	„	„		Horndose statt Zovedose.

Sitzung am 16. December 1882.

Vorsitzender Hr. **Virchow.**

(1) Der Vorsitzende erstattet den Verwaltungsbericht für das Jahr 1882.

Der Bestand der Gesellschaft an Mitgliedern ist, wenn auch nicht erheblich, so doch etwas gewachsen. Wir haben eine ziemlich grosse Zahl von neuen Mitgliedern aufgenommen, aber leider ist auch durch Tod und Austritt eine nicht kleine Zahl uns verloren gegangen, so dass der Zuwachs numerisch ein sehr mässiger ist. Wir hatten am Schlusse des vorigen Jahres 469 und zählen gegenwärtig 476 Mitglieder.

Ich habe, wie den älteren Mitgliedern der Gesellschaft erinnerlich sein wird, dieses statistische Verhältniss schon seit einer Reihe von Jahren als Ausgangspunkt für eine Betrachtung über die finanziellen Bedürfnisse der Gesellschaft benutzt. Die Gesellschaft kann in der That nur existiren und etwas leisten bei einem verhältnissmässig grossen Bestand an zahlenden Mitgliedern. Ich werde nachher Gelegenheit haben, Ihnen einen ganz neuen Grund mitzutheilen, der es uns in noch höherem Grade wünschenswerth erscheinen lässt, dass es gelingen möchte, die Zahl der Mitglieder um ein nicht ganz Kleines zu steigern; wir würden dadurch nicht blos absolut, sondern auch relativ Finanzvortheile erreichen, welche im höchsten Masse nothwendig sind. Ich werde auf der anderen Seite ausführen, warum wir gerade diesen Punkt so sehr urgiren müssen und warum gerade der gegenwärtige Zeitpunkt in höherem Masse als sonst uns veranlasst, auf eine Vermehrung der Mitgliederzahl Werth zu legen. Die Gesellschaft leistet den Mitgliedern ja verhältnissmässig viel. Sie erhalten die Zeitschrift für Ethnologie gratis, welche im Abonnement 5 Mk. mehr kostet, als der ganze Jahresbeitrag. Wir liefern ihnen ausserdem das Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft und besorgen ihnen den Eintritt in diese grosse Corporation. Es dürften wenige Gesellschaften existiren, die ihren Mitgliedern materiell so viel, ganz abgesehen von anderen Annehmlichkeiten, leisten. Selbst wenn ein Mitglied zu Hause bleibt und die Sitzungen gar nicht besucht, empfängt es doch entschieden mehr, als es leistet. Nun giebt es ja reiche Leute genug, die Zeit zum Lesen, aber nicht Zeit zum Besuchen von Sitzungen haben, und ich möchte daher die Herren Mitglieder wiederum daran mahnen, innerhalb ihrer Kreise die Zahl der Mitglieder zu vermehren, wenn es eben auch nur zahlende Mitglieder sind.

Was die übrigen Mitglieder anbetrifft, so ist die Zahl unserer Ehrenmitglieder, welche 5 beträgt, im Laufe des Jahres nicht geändert worden. Unsere Beziehungen zu diesen Herren sind allerdings nicht gleich intensiv. Eines unserer Ehrenmitglieder, Hr. Schott, besucht unsere Sitzungen regelmässig und erfreut uns zuweilen sogar mit einem Vortrage. Ein anderes, Hr. Schliemann, hat uns im Laufe des Jahres ganz regelmässig im Laufenden erhalten über seine Arbeiten. Den anderen gegenüber dürfen wir die Ehre betonen, sie zu unseren Mitgliedern zu zählen.

Die Zahl der correspondirenden Mitglieder beträgt im Augenblick 87. Wir haben im Laufe des Jahres sehr schwere Verluste gerade in dieser Abtheilung der Gesellschaft zu verzeichnen gehabt. Wenn ich nur die Namen verlese, so werden Sie fühlen, wie schwer es mir wird, die Lücken anzuschauen, welche der Tod an dieser Stelle gerissen hat. Es sind gestorben: E. Desor, General Kaufmann I., Charles Darwin, Dr. Burnell, deren Tod schon in früheren Sitzungen gemeldet wurde, und kürzlich ist noch die Nachricht eingegangen von dem am 13. November erfolgten Tode des General Ribeiro, Präsidenten des letzten internationalen Congresses in Lissabon.

Auch ausserdem haben wir auf dem Gebiete der verwandten, einschlagenden Disciplinen einige sehr harte Schläge erlitten. Der erste Begründer der thierischen Zellenlehre, Schwann ist gestorben; Schlagintweit ist kurze Zeit, nachdem er noch unsere Sitzung besucht hatte, dahingeschieden; auch der fleissige und in seinem Kreise so wirkungsvolle Essellen ist nicht mehr.

Die Ordnung unseres Ausschusses hat im Laufe des Jahres eine Veränderung erfahren, indem Dr. Nachtigal durch seine Sendung nach Tunis uns entzogen wurde. An dessen Stelle ist provisorisch Dr. Reiss erwählt, der sich sehr eifrig an unseren Sitzungen betheiligt hat.

Ich kann ferner noch besonders hervorheben, dass, wie schon in den beiden vorigen Jahren, so auch in diesem Jahr Hr. Reichert, nachdem er anfangs nur unsere ethnologische Sammlung zum Gegenstande seiner Thätigkeit gemacht hatte, sich nun gemeinsam mit Dr. Kuhn an die Ordnung der Bibliothek gemacht hat. Schon jetzt ist, wie ich glaube, eine ziemlich vollständige Uebersicht gewonnen, so dass wir hoffen dürfen, Ihnen im Laufe des nächsten oder des folgenden Jahres einen Katalog der Bibliothek liefern zu können. Die Bibliothek selbst hat sich vermehrt durch Geschenke um 61 Bände, durch Tausch um 51 Bände. Wir tauschen gegenwärtig mit 34 Gesellschaften.

Unter den Sammlungen hat sich die der Photographieen um 41, die ethnologische um 35 Nummern vermehrt. Ein sehr beträchtlicher Zuwachs ist namentlich eingetreten in Bezug auf die Schädelsammlung, über welche ich eine volle Statistik im Augenblick nicht aufmachen kann, da es für manche Gruppen noch nicht klar ist, wie die Eigenthumsverhältnisse sich gestalten werden. Ein sehr beträchtlicher Zuwachs ist uns auf diesem Gebiete durch das Königliche Museum geworden, welches in der neueren Zeit sämmtliche Schädel, welche ihm zukommen oder gemeinschaftlich mit anderen Sendungen eingehen, an die Gesellschaft abgiebt. Wir bemühen uns dagegen durch werthvollere ethnologische Gegenstände aus unserem Besitze einigermassen diese reichen Gaben zu erwidern. Das Verhältniss ist also ein wechselseitig sehr angenehmes und befriedigendes geworden, und wir sind dadurch in die Lage gekommen, manche Lücke durch ungewöhnliche Einläufe ergänzen zu können. So will ich nur erwähnen, dass gerade im Laufe der letzten Zeit eine Gruppe von Philippinenbewohnern, von denen Hr. Dr. Landau Knochen und ethnographische Sachen dem Museum eingesandt hatte, auch osteologisch uns mehr zugänglich geworden ist. Ich meine die im Innern von Luzon wohnenden Igorroten, von denen es bis jetzt mir persönlich, obwohl ich alle Anstrengungen daran gesetzt hatte, nur gelungen war, im Laufe von mehr als 10 Jahren 4 vereinzelte Exemplare in die Hand zu bekommen. Sodann erwähne ich die grossen Sendungen von Schädeln, die Hr. Finsch aus Mikronesien und Neu-Britannien gemacht hat; wir werden ein anderes Mal darauf zurückkommen. Durch die Herren Stieda und General v. Erckert sind uns werthvolle Zugänge aus dem Kaukasus zu Theil geworden, für die ich den besonderen Dank der Gesellschaft ausspreche

Eine grössere Zahl kleinerer Zugänge sind schon im Laufe des Jahres besprochen worden.

Was unsere Sitzungen anbetrifft, so haben wir, wie in jedem Jahre, so auch diesmal, etwas mehr geleistet, als pflichtmässig war; wir haben wenigstens eine ausserordentliche Sitzung ausser den ordentlichen abgehalten. Wir haben ferner unsere regelrechte Excursion nach Stettin gemacht, über die schon in der Juli-Sitzung berichtet ist. Einzelne Mitglieder haben die Rhetra-Expedition ausgeführt, über welche gleichfalls Bericht erstattet ist.

Unsere Beziehungen zu den Behörden sind durchweg auf demselben bevorzugten Fusse fortgeführt worden, wie es bisher der Fall war. Der Hr. Cultusminister hat uns nicht blos den Staats-Zuschuss weiter bewilligt, sondern er sendet uns auch regelmässig die Berichte über Funde, welche in den Provinzen gemacht werden, soweit sie an ihn gelangen. Das liebenswürdige Entgegenkommen der Generalverwaltung des Königlichen Museums, dessen ich schon in einer Beziehung gedachte, hat sich auch sonst in jeder Richtung bethätigt, und wird hoffentlich künftig, wenn das jetzt im Rohbau bald fertiggestellte neue ethnologische Museum bezogen werden wird, ein noch innigeres Zusammenwirken gestatten. Seitdem Seine Majestät der König in die seit Kurzem bestehende Sachverständigen-Kommission der ethnologischen Abtheilung des Museums Mitglieder unseres Vorstandes und Ausschusses berufen hat, ist ein solches Zusammenwirken mehr, als früher erwartet werden durfte, erleichtert worden.

Auch mit dem Märkischen Provinzial-Museum, dessen schnelles Anwachsen unter der energischen Direktion des Hrn. Friedel wir mit Freude verfolgen, stehen wir durch die von uns aus erfolgende Ernennung von Delegirten in einer Art von amtlichem Verhältniss.

Unsere Beziehungen zu der allgemeinen deutschen Gesellschaft sind in gleichmässiger Weise aufrecht erhalten worden. Der letzte Congress in Frankfurt a./M. war von einer grösseren Zahl unserer Mitglieder besucht. Im nächsten Jahr wird die Versammlung in Trier stattfinden, wo schon Vorbereitungen für unseren Empfang getroffen werden. Sie werden demnächst auch Publikationen der deutschen Gesellschaft bekommen, welche über das gewöhnliche Maass der Leistungen hinausgehen. Gegenwärtig wird wohl in den Händen sämmtlicher Mitglieder der stenographische Bericht über die Verhandlungen in Frankfurt sein.

So angenehm und nothwendig diese Beziehungen sind, so hat sich doch, wie ich schon in der Juni-Sitzung angekündigt habe, das Bedürfniss herausgestellt, eine gewisse Lockerung in dieses Verhältniss zu bringen, wenigstens äusserlich und statutarisch. Wir werden gleich nachher bei der Frage der Statutenänderung darauf zurückkommen, und ich werde mir dann ein Paar Worte erlauben in Bezug auf die Gründe, welche uns dazu bewegen. Hier will ich nur constatiren, dass uns nichts ferner liegt, als innerlich diese sehr angenehmen Beziehungen in irgend einer Weise ändern oder mindern zu wollen. Im Gegentheil, wir werden alles dasjenige fortführen, was bisher geschehen ist, nur dass wir nicht im Statut selbst diese Verpflichtung als eine äusserlich zwingende aussprechen, was für manche anderen Verhältnisse Schwierigkeiten erzeugt.

Ich habe endlich noch in Bezug auf unsere Publikationen etwas zu bemerken. Es ist das der Punkt, auf welchen ich schon im Eingange hindeutete. In Folge der Reichhaltigkeit unserer Verhandlungen und der Ausdehnung der Zusendungen und eigenen Leistungen der Mitglieder hat sich in diesem Jahre eine solche Ausdehnung der Berichte ergeben, dass wir den Raum, der uns zur Verfügung steht, erheblich überschreiten müssen. Der Ueberschuss muss auf Kosten der Gesellschaft

gedruckt werden; wir müssen alles bezahlen, was über das contraktliche Maass hinaus geleistet wird, nicht blos den Satz, sondern auch den Druck, das Papier, die Tafeln und Holzschnitte. Es ist das eine ziemlich kostspielige Angelegenheit, die wahrscheinlich den grössten Theil der restirenden Mittel erschöpfen wird. Das ist also ein materieller Grund, m. H., der uns in hohem Maasse beschäftigt. Wir sehen mit Bedauern, dass es mehr und mehr schwierig wird, die Aufgaben, die wir uns gestellt haben, in der Breite durchzuführen und die Verhandlungen so auszustatten, wie wir es gewöhnt sind; sollten nicht durch eine grössere Zahl von Mitgliedern grössere Summen der Einnahme zufliessen, so würden wir vom neuen Jahre an zu wesentlichen Reduktionen genöthigt sein.

Wir haben bei Vorberathung der Ihnen unterbreiteten Statutenänderung die Frage in Betracht gezogen, ob es sich nicht empfehlen möchte, eine kleine Erhöhung der Mitgliederbeiträge eintreten zu lassen; da indessen der grössere Theil der Mitglieder des Vorstandes und des Ausschusses der Meinung war, es werde ein gefährliches Experiment sein, eine solche Erhöhung eintreten zu lassen, so sind wir über diese Frage zur Tagesordnung gegangen. Um so mehr appelliren wir an Ihre Beredsamkeit, um, wie gesagt, uns neue Mitglieder zuzuführen und dadurch unser Bedürfniss zu ergänzen.

In Bezug auf die Art der Publikationen muss ich Mittheilung machen von einer wesentlichen Veränderung, welche sich eben vollzieht. Hr. Parey, der von Anfang an den Verlag unserer Zeitschrift führte, hat durch Vertrag mit der Buchhandlung Asher & Co. sein Eigenthum an diese übertragen unter gewissen Bedingungen, welche es nothwendig machten, dass Vorstand und Ausschuss ihre Genehmigung dazu ertheilten. Wir waren an sich mit diesem Wechsel durchaus einverstanden, da die Buchhandlung Asher & Co. in letzter Zeit mit besonderem Eifer sich gerade der Förderung der ethnologischen Disciplinen annimmt. Ich erinnere an das grosse Werk von Reiss und Stübel über das Gräberfeld von Ancon. Gegenwärtig wird noch eine zweite amerikanische Publikation vorbereitet: die Zeichnungen mittelamerikanischer Bildwerke von Hrn. Meye (Zeitschrift für Ethnologie 1878, Verh. S. 424). Hr. Bastian ist mit einer Veröffentlichung der Haidah-Sachen beschäftigt, und ich selbst bin mit einem kleinen Opus über den Kaukasus betheiligt. Genug, die Buchhandlung hat den Ehrgeiz, sich als eine hervorragend ethnologische und anthropologische Verlagshandlung zu entwickeln. Wir haben die Concessionen, welche wir bei der Uebertragung des Vertrages machen konnten, an gewisse Bedingungen geknüpft, welche es ermöglichen werden, dass wir einige Ersparnisse machen. Wir haben bis jetzt für jedes Mitglied 6 Mk. für die Zeitschaft bezahlen müssen. Wir werden künftig für diejenigen Mitglieder, welche über 400 sind, nur 5 Mk. bezahlen. Wenn wir zu einer Mitgliederzahl von 575 kommen sollten, so würde sich die Verlagsbuchhandlung verpflichten, uns Honorar für die Mitarbeiter der Zeitschrift zu gewähren, was in der letzten Zeit vollkommen aufgehört hatte.

Das sind die Motive, die ich zum Schluss noch einmal hervorhebe, aus denen ich im Eingange den besonderen Appell an Sie gerichtet habe.

(2) Der Schatzmeister erstattet den Kassenbericht für das ablaufende Jahr, das mit einem geringen Ueberschuss abschliesst, der jedoch kaum ausreichend sein wird, um die noch ausstehende Rechnung des Verlegers zu decken. Die Rechnungen haben dem Ausschusse vorgelegen und derselbe hat bereits Decharge ertheilt.

(3) Es folgt die Wahl des Vorstandes für das Jahr 1883. Auf Vorschlag des Hrn. Wattenbach bestätigt die Gesellschaft die bisherigen Mitglieder durch Acclamation in ihren Aemtern. Der Vorstand besteht demnach aus den Herren

Virchow als Vorsitzendem,
Bastian und Beyrich als Stellvertretern desselben,
Hartmann, Voss und Kuhn als Schriftführern,
Ritter als Schatzmeister.

(4) Vorstand und Ausschuss haben, wie schon in der Juni-Sitzung angekündigt wurde, eine Statutenänderung beantragt. Der Text derselben ist allen Mitgliedern in einem gedruckten Entwurf zugegangen. Der Vorsitzende und Hr. Deegen geben eine Uebersicht der hauptsächlichen Veränderungen und motiviren dieselben.

Die Gesellschaft nimmt das veränderte Statut einstimmig an.

Der Vorsitzende spricht Hrn. Deegen für die Sorgfalt, mit welcher derselbe die neue Redaction bearbeitet hat, den Dank der Gesellschaft aus.

(5) Als neue Mitglieder sind angemeldet die Herren

A. Henoch in Berlin.
H. Paechter in Berlin.
Landrath Hofmann in Spremberg.
Medicinalrath Dr. Carl Müller in Hannover.

Wieder eingetreten ist

Hr. G. A. B. Schierenberg zu Frankfurt a/M.

(6) Fräulein Mestorf übersendet folgende Mittheilung

zur Satorformel[1]).

In der November-Nummer des Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit findet man eine (der Nordd. Allgem. Zeitung Nr. 508 entlehnte) Mittheilung über einen Schatzfund auf der Insel Gotland, der zum Metallwerth von 2000 Kronen (= 2 250 Mk.) von dem Königl. Museum in Stockholm angekauft ist. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, von den reichen und merkwürdigen Alterthumsfunden auf jener Ostseeinsel zu berichten, wo Tausende von römischen und angelsächsischen Münzen gehoben sind, wo die Geräthe und Schmucksachen aus der Vorzeit einen so ausgesprochen lokalen Charakter zeigen, dass in der nordischen Alterthumskunde ein „gotländischer Typus“ festgestellt werden konnte. Wer das Stockholmer Museum besuchte oder mit der schwedischen archäologischen Literatur vertraut ist, wird die gotländische Gruppe im Gedächtniss behalten haben, weil sie die einstmalige historische Bedeutung des Eilandes, die grossartigen Handelsverbindungen von dort nach allen Himmelsrichtungen ans Licht rückt. Nachdem in den Jahren 1709, 1858 und 1861 drei grosse Funde an Silber- und Goldsachen zu Tage gekommen waren, die soviel Aehnlichkeit und Verwandschaft zeigten, dass sie ungefähr zu derselben Zeit vergraben sein mögen, wurde im Jahre 1881 beim Austiefen eines Grabens auf dem Hofe Dune, Kirchspiel Dalhem, ein Schatz gehoben, der den erwähnten dreien verwandt ist, aber an Kostbarkeit dieselben bei weitem übertrifft. Derselbe be-

1) Vergl. Verhandlungen 1880 vom 21. Februar und 20. November. 1881 vom 15. Januar, 16. April, 21. Mai, 16. Juli, 15. October.

steht aus 7 silbernen Löffeln, 3 goldenen Armbändern, Fingerringen, Ketten, goldenem Hängeschmuck, Gürteln u. s. w. und 11 silbernen Schalen, zum Theil mit eingravirten Figuren und anderen Ornamenten, einige mit Schmelz reich verziert. Eine Schale zeigt z. B. St. Olaf mit Reichsapfel uud Axt und die Inschrift IHESUS GVZ SUN WARI MEÞ VS (Jesus, Gottes Sohn sei mit uns). Die Buchstaben weisen ins 14. Jahrhundert, der Dialect ist gotländisch. Auf einer anderen Schale liest man ME IVSSIT PROPRIO ZALOGNEV SVMPTV FABRICARI ERGO POSSIDEAR POSTERITATE SVA. VALE. Und weiter unten am Fusse: SIMON ME FECIT. Reichsantiquar Hildebrand, dessen vorläufigem Fundberichte[1]) wir unsere Mittheilung entlehnen, meint, Zalognev, ein Slave, vielleicht auf Gotland ansässig, habe diese Schale im Geschmack der Länder im Westen für sich anfertigen lassen. Die zwischen Ranken und Blätter eingelegten Menschen- und Thierfiguren weisen ins 12. Jahrhundert zurück. Am interessantesten für uns ist indessen ein Becher von unzweifelhaft orientalischer Arbeit, rings um denselben gruppiren sich Thierfiguren paarweise um einen conventionell behandelten Baum. Am Boden aber war von dem skandinavischen Besitzer in Runenschrift die Formel eingravirt

s a t o r
a r e p o
t e n e t
o p e r a
r o t a s

und unter dem Boden das Fünfeck ☆, dem man auch in Schweden die Kunst, böse Geister zu bannen, zusprach. Dieses zauberkräftige Zeichen neben der Satorformel ist an der gotländischen Trinkschale um so bedeutungsvoller, als dasselbe auch in Deutschland in Verbindung mit derselben nachgewiesen ist. In den Verhandlungen vom 16. April 1881 (S. 131) berichtet Hr. Dr. Paul Schwarz, dass man in Salzwedel als für „den Tollen Hundbis gut“ die Formel auf einen Papierstreifen geschrieben, diesen zwischen ein Butterbrod gelegt und auf der einen Seite der Stelle die Zeichen ×××, auf der anderen ein ☆ gesetzt habe. Vielleicht heilte ein Trunk aus der gotländischen Sator-Schale den Biss eines tollen Hundes, oder, was wahrscheinlicher sein dürfte, machte die Formel jeden mit Gift oder irgendwelchem bösen Zauber gemischten Trunk unschädlich.

Der Schatz von Dune, dem die Schale mit der Sator-Formel angehört, dürfte zu Anfang des 14. Jahrhunderts vergraben sein. —

Hr. G. A. B. Schierenberg überschickt gleichfalls Bemerkungen über den Zauberspruch Sator etc. und dessen Beziehung zu den kleinen Bronzewagen:

Sator (der Säemann) scheint mir der deutsche Gott Sater zu sein, der dem letzten Wochentage den Namen Saterdach gegeben hat. Jacob Grimm sagt von ihm, Mythologie S. 227: „Diesen Saturn nannte das Volk Krodo, sein Bild steht „auf einem Fische, in der Rechten ein Rad haltend, in der Linken ein Gefäss „mit Blumen und Früchten; Saterdach ist sächsisch!“ Dieser Sater heisst in der Edda Wali, der ebenfalls im dritten Zeichen, in dem der Fische steht, also an der Frühlingsnachtgleiche, wo die Sonne aus dem Zeichen der Fische in das des Widders tritt. Die Edda meldet, dass Wali, erst eine Nacht, d. i. einen Monat alt, den Hödur getödtet habe, den Mörder Balders, der nun wieder in sein Reich eingesetzt wird. Man sieht leicht, dass Balder die Sommerwärme ist und Hödur der

1) In der Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift V, 1. 1881.

Winter, dessen Reich am 21. September beginnt. Eine andere Form dieses Mythus sagt, dass Balder nicht eher an die Oberwelt zurückkehren kann, bis alle Wesen (nasse) Thränen weinen; denn die trocknen Thränen, welche Thök weint, bedeuten Schnee. In dem Feste der Nerthus oder Mutter Erde, worüber Tacitus Germ. 40 berichtet, wurde allem Anscheine nach dasselbe Ereigniss gefeiert. Sator ist aber auch identisch mit dem Götzen Reto, den Bonifacius bei Hildesheim stürzte, der auch als Göttin Rheda erscheint, von dem der März den Namen Rhedemonat, Redmant trug, wohl weil er den Acker vorbereitet zur Saat, ihn fertig, bereit macht (engl. ready, plattd. rêe).

Dieser Sator also hält pflichtmässig (opera), wie das Gesetz der Weltordnung gebietet, die Räder des Zeitwagens, auf welchem die Mutter Erde in ihr Reich wieder einzieht, in das Reich der Saaten und der Aehren, denn eine Aehre (spica) hält die Jungfrau ja in der Hand, und sie wird um Ostern im Zeichen des Widders wieder am Abendhimmel sichtbar, wo man ihr Erscheinen durch die Osterfeuer feierte, während man ihr Wiedererscheinen am Morgenhimmel (in den Morgenstunden) schon am Julfeste, am 21. December, mit Kerzen gefeiert hatte, die jetzt auf unsere Christbäume übertragen sind. Das Rad nun, welches sich auf der Achse der Bronzewagen, als drittes Rad zwischen den rückwärts schauenden Stierköpfen findet, scheint also das Symbol Saters zu sein; die Stierköpfe deuten darauf hin, dass das Sternbild des Stiers, Taurus, nun in den Strahlen der Sonne verschwindet. Dem Stieropfer in den Mithrasbildern lege ich gleiche Bedeutung bei. Die Schwäne auf der Deichsel deute ich auf die wilden Schwäne, welche als Zugvögel mit der Frühlingsgöttin, d. i. der Mutter Erde einziehen, sie sind Frühlingsboten. Dass diesen Frühlingsboten der Stier den Rücken wendet, sagt ja auch der norddeutsche Bauer in dem Spruch: „Der Kuckuk und der Siebenstern (d. i. der Stier), die können sich nicht vertragen!“ Das Wort arepo scheint sich also auf die deutsche Saga zu beziehen, die im Zeichen des Widders, also an der anderen Seite der Nachtgleiche, im April steht. Die Irländer haben sie fälschlich als Göttin der Geschichte oder Sage gedeutet, denn sie ist die Vorsteherin des Säens (plattd. Säggen), und die Edda meldet von ihr, dass sie mit Odin aus goldenen Scheiben Gluth trinkt, d. h. Himmel und Erde erwärmen sich im April durch die Sonne wieder. In Aegypten war repi der Name für das Stammbild der Jungfrau (s. Correspondenzblatt Nr 2 von 1880, S. 12), die mit der Aehrengarbe (spica) im April am Abendhimmel erscheint und in der wohl „Mutter Erde“ angeschaut wurde; und da der Zauberspruch aus Egypten stammen soll, ist auch der egyptische Name erklärlich, der sie mit Isis identificirt. Auch Horus, das Kind in Egypten, und Wali, das Kind in der Edda, decken sich vollständig. Hiernach wäre der Sinn des Spruchs: Sator hält für Mutter Erde pflichtmässig die Räder (d. h. in ihrer Bahn). Nimmt man opera als Nominativ, so kann es die Bedeutung haben „als ihr Gehülfe, ihr Diener“. —

Hr. Wetzstein erinnert bezüglich der Formel Sator Arepo an die Quadrata magica majus et minus. Ein Brief des abyssinischen Negus Johannes auf Amharinja und Arabisch ist mit den Buchstaben Be, Dal, Wan, Che beschrieben. Das bedeutet im Hebräischen, überhaupt im Semitischen, die Zahl 2468 und soll als Talisman den Brief vor allerhand Unfällen schützen. Sator Arepo erinnert auch wohl an die Formel Ya Qithmír (Anrufung des Hundes der Siebenschläfer), mit welcher in Syrien Briefe aus ähnlichen Gründen beschrieben werden.

(7) Hr. Schierenberg wünscht in seinen Kämpfen für die Feststellung der

Chronologie der Edda, die er auf Deutschland, namentlich auf Westfalen bezieht, mehr Unterstützung zu finden, nachdem jetzt auch, namentlich seit 1879, Professor Bugge und Dr. Bang in Christiania sich in der Hauptsache für eine der seinigen ähnliche Auffassung ausgesprochen haben.

(8) Hr. Handelmann übersendet einen Nachtrag zu seiner Abhandlung über

die Krötenfibeln.

Die Schlussbemerkung des Hrn. Vorsitzenden (Verh. 1882, S. 26) veranlasste Hrn. Prof. J. Ranke in seinem diesjährigen Generalbericht zu der Aeusserung (Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1882, S. 104), „dass die als Votivgegenstand in den altbayrischen Kapellen noch häufige Kröte oder vielmehr „Frosch", jetzt meist aus Wachs angefertigt, ein ganz schildkrötenähnliches Ungeheuer ist, so dass Hrn. Virchow's Bemerkung über die grössere Aehnlichkeit der Krötenfibel mit einer Schildkröte sich wohl aus dieser der Naturgeschichte wenig entsprechenden alten Form der mystischen Kröte erklären wird."

Meinerseits muss ich darauf hinweisen, dass Hr. Virchow die auf den ovalen Fibeln des Nordens so häufig wiederkehrenden Grübchen und Buckeln nicht beachtet hatte. Und zwar sind deren ursprünglich sechs in einer ganz bestimmten typischen Stellung, welche den Augen, resp. den Vertiefungen in den Oberschenkeln der an den Leib herangezogenen Vorder- und Hinterfüsse (vgl. Fig. 1) nachgebildet sind und daher am besten beweisen, dass keine vollständig gepanzerte Schildkröte gemeint war.

Uebrigens hatte bereits Hr. Dr. Montelius im Stockholmer Manadsblad 1877, S. 461 sich im Allgemeinen dahin ausgesprochen, „dass es bei diesen Fibeln ursprünglich offenbar die Absicht gewesen, irgend ein phantastisches Thier darzustellen". Er war jedoch nicht weiter auf die Frage eingegangen, woher diese Thiergestalt entlehnt sei und wie dieselbe ursprünglich ausgesehen habe. Die Bornholmer Fibula (Fig. 1) war ihm nicht eingefallen; eben diese aber hat als Ausgangspunkt für die von Hrn. Amtmann Vedel (Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1878, S. 156) und von mir (36. Bericht zur Alterthumskunde Schleswig-Holsteins S. 4) angestellten Vergleichungen gedient, während Hr. Prof. O. Rygh in Christiania, laut Brief vom 15. März 1879, seinerseits früher an die Fibel aus Perm (Fig. 2) gedacht hatte. Auch auf der neuerdings veröffentlichten einschaligen Fibula aus Schoonen (Aarböger f. N. O. og H. 1882, S. 264) lässt sich das Rückgrat und der Kopf mit den Augen noch sehr wohl erkennen, und es ist ein offenbares Missverständniss, wenn Hr. Gomer Brunius in der schon Juni 1879 abgefassten Beschreibung von einem „blumenähnlichen Ornamente" spricht.

Die ovalen Fibeln sind überhaupt neuerdings ein Gegenstand lebhafter Controverse. Vedel (a. a. O. 1878, S. 85, 156, 157 und 160, 161) sagt, dass dieselben auf Bornholm niemals in einem erkennbaren Männergrabe gefunden seien. Nach Massgabe der Funde auf Björkö nimmt Stolpe ebenfalls an, dass diese Fibeln ausschliesslich Frauenbegräbnissen angehören, was dagegen Ralund in Betreff der Grabfunde auf Island bezweifelt (a. a. O. 1882, S. 79). Endlich Worsaae (Mémoires de la société Royale des antiquaires du Nord 1878—79, p. 110)| erklärt sie als Männerschmuck, da sie oft mit Waffen zusammen gefunden seien, und lässt es fraglich, ob auch Frauen sich derselben bedienten.

In Betreff des medicinischen Aberglaubens, der sich an die Schildkröte (testudo) knüpfte, bitte ich die Naturgeschichte des Plinius Buch 32, Kap. 4 nachzulesen.

Eine Verwechselung mit der gewöhnlichen Kröte (rana rubeta) findet dabei keineswegs statt.

(9) Hr. L. Schneider (Jičin) übersendet folgende Mittheilung in Bezug auf die von Hrn. Elsner v. Gronow angeregte Frage

Lhota-Elgut.

Am Ende des XII. Jahrhunderts beginnen in Böhmen und Mähren die sogen. „Lhota" aufzutauchen, und zwar wird die erste Lhota namentlich in einer Urkunde vom Jahre 1199 (Lhota mit einer Kirche des heil. Georg bei Chocen) angeführt. Der Name „Lhota" wurzelt in einer böhmischen Rechtsinstitution. Der Gutsherr schloss einen Vertrag mit einem Unternehmer des Inhalts, der letztere werde einen ihm angewiesenen Grundkomplex kolonisiren, die urbar gemachten Gründe durch eine Reihe von Jahren ohne Zins bewirthschaften und nach Ablauf der bedungenen Frist (böhmisch Lhóta) dem Gutsherrn ohne Ersatz übergeben. Auf diesen Grundlagen entstand eine grosse Menge von neuen Ansiedelungen, so dass heute noch in Böhmen 300 mit dem Namen „Lhota" bezeichnete Ortschaften bestehen. (Aus einem Artikel des Dr. Hermenegild Jireček „Der Verlauf der Colonisation Böhmens bis anno 1200" in den Pamatky archaeologické 1857.)

(10) Der Vorsitzende legt mehrere, von Hrn. Carl Günther aufgenommene Photographien des Neubritanniers Papin Wane und eines jungen Indiers aus Orissa vor.

(11) Hr. Virchow zeigt einen ihm durch den Baron Ungern-Sternberg in Parmel bei Reval zugesendeten

prähistorischen Hammer aus Elchgeweih.

Das sehr schwere, mächtige Stück ist leider an seinem vorderen Ende frisch verletzt, so dass man nur beiderseits an den bearbeiteten Ecken zu erkennen vermag, dass offenbar nur der Endtheil (die Schneide?) zertrümmert worden ist, welcher wahrscheinlich axtartig zugeschärft war. Der Hammer besteht aus dem unteren Theil eines gewaltigen, scheinbar abgeworfenen Elchgeweihes, an welchem noch der grösste Theil des Rosenstocks erhalten ist. Die ganze Länge mag 19 *cm* betragen haben. Der Durchmesser der Ansatzstelle misst 6 auf 6.5 *cm*. Letztere ist gegen den Anfang des Geweihes schräg gestellt, was auf eine stark nach auswärts gehende Richtung hinweist; die Ränder sind stark abgerundet und die Vorsprünge des Rosenstockes zum Theil abgetragen. Jenseits des Rosenstockes ist die Geweihstange ziemlich gerundet; ihr Umfang misst hier 20,5 *cm*. Sehr schnell plattet sie sich ab und verbreitert sich gleichzeitig, so dass ihr Breitendurchmesser am Ende 10,5, dagegen der Dickendurchmesser nur 3,5 *cm* beträgt. Ungefähr in der Mitte der oberen Fläche liegt ein ziemlich genau rundes, nicht durchgehendes Loch, dessen Eingangsöffnung 3 *cm* Durchmesser hat, welches sich aber nach innen allmählich verjüngt und in einer Tiefe von 3 *cm* mit einer engen, abgerundeten Grube schliesst. An den Wänden des Loches erkennt man etwas unregelmässige Bohrlinien. Dem Anscheine nach ist das Bohrloch nicht ganz vollendet, trotzdem sieht das Stück so aus, als sei es im Gebrauch gewesen. Vielleicht genügte das Loch für die Befestigung. Jedenfalls würde die Festigkeit des Werkzeuges sehr gelitten haben, wenn das Loch ganz durchgearbeitet worden wäre, da an beiden Seiten desselben nur verhältnissmässig schwache Wände stehen geblieben wären.

Der obere Theil der Geweihstange und die Eingangsränder des Loches haben eine schwärzliche Farbe, wie wenn sie mit Torf in Contakt gewesen seien, während die untere Fläche mehr gelbbraun gefärbt ist. An der vorderen Fläche ist die Rinde, welche sich ganz steinern anfühlt, an mehreren Stellen abgeblättert; die darunter gelegenen Schichten sehen gelblichweiss aus und kleben stark an der Zunge.

Sicherlich ist dies eines der grössten bearbeiteten Stücke, welche bekannt geworden sind.

(12) Hr. Virchow zeigt einen aus dem Kohlenrevier der Briquetfabrik von Amtitz unfern Lommatzsch in Sachsen ihm zugegangenen

grossen Holzblock.

Derselbe ist 26 *m* tief in der Braunkohle gefunden worden und stellt einen Abschnitt eines mächtigen Baumstammes dar, dessen beide Flächen, die obere wie die untere, genau den Eindruck machen, als sei der Stamm absichtlich durch Hiebe mit einer scharfen Axt durchtrennt worden. Hr. Virchow hat das Stück zum Zweck einer genaueren Prüfung der Königlichen Bergakademie übergeben.

Hr. Hauchecorne bemerkt darüber Folgendes:

Das Stück verkohlten Holzes gleicht seiner äusseren Erscheinung nach allerdings sehr dem sogenannten Lignit, der holzigen Braunkohle. Beim Verbrennen verhält es sich jedoch von dieser verschieden. Es flammt sehr stark, entwickelt dabei einen eigenthümlichen Geruch, welcher theils dem verbrennenden Kohlenwasserstoffe, theils dem Harze ähnlich, dagegen von dem Geruch der Braunkohle sehr merklich verschieden ist. Da der Geruch allein zwar ein gutes Reagens ist, aber täuschen kann, so habe ich einen Splitter ins Labatorium gegeben, wo die Beschaffenheit noch näher untersucht wird.

Die beiden Kopfflächen sehen gewiss so aus, als seien sie mit Instrumenten hergestellt (abgesehen von den neueren Einhieben, die wohl erst beim Herausheben entstanden sind). Dies im Verein mit der besonderen Beschaffenheit lässt vermuthen, dass das Stück ein Holzstück sei, welches vor langer Zeit in den Boden eingesunken und in der feuchten Erde verkohlt sei. Es fragt sich, ob nach Lage der Fundstelle davon die Rede sein kann. —

Die weitere Besprechung wird vertagt, bis genauere Nachrichten über den Fund selbst und über die Beschaffenheit des Holzes vorliegen werden.

(13) Hr. Jagor übergiebt als Geschenk

1. Feuersteinsplitter, von ihm selbst in Heluan bei Kairo gesammelt. Die besten Exemplare, an denen die künstliche Bearbeitung unverkennbar ist, sind von Hrn. Krause auf eine besondere Tafel geklebt worden. Von den unaufgeklebten Stücken scheint die Mehrzahl aus abgesprengten Scherben zu bestehen. Die schöne, auf beiden Seiten gezähnte Säge ist von einem kleinen Knaben angeblich in derselben Lokalität gefunden.

2. Behauene Feuersteine aus Theben in Oberägypten, gesammelt von Mr. Walter Myers, an verschiedenen Stellen auf der linken Seite des Nils. Es kommen dort sehr viel schönere Stücke vor; die besten Exemplare hatte Hr. Myers bei Hrn. Jagor's Ankunft bereits eingepackt, um sie mit nach England

zu nehmen. Die hier vorliegenden sind aus dem Ueberschuss ausgewählt, der als werthlos zurückgelassen werden sollte.

Unter gefälliger Mithülfe des Hrn. Krause sind die Steine mittelst geglühten Kupferdrahtes auf 5 Tafeln befestigt. Eine dabei angewendete Art der Befestigung möge hier besonders erwähnt werden, weil sie gestattet, das Objekt von oben und unten zu betrachten.

(14) Hr. Jagor übergiebt folgende Bemerkungen des Hrn. de Roepstorff d. d. Port Blair, October 1882, betreffend die Erklärung der in der Sitzung vom 18. Februar (Verhandl. S. 110, Taf. IX) vorgelegten

Bildtafeln von den Nicobaren.

Fig. 1. Die abgerundete Platte, das Deckstück, enthält das Zeichen der Sonne, nicht des Mondes. Der „Geber von Allem" ist auf dieser Platte in menschlicher Gestalt abgebildet; es ist der devscha-ol-kaha, d. h. der Gott im Monde, ganz angemessen für ein Fischervolk. Der „mythische Fisch", rechts auf der fünften und letzten Quertafel ist der Dugong, von den Nikobaresen Schemirol genannt. Dies ist ausser Zweifel, denn der Dugong wird in den Andamanen oft von den Eingeborenen gefangen, soll auch an einer unbewohnten Küste von Nancoury und bei Teresa vorkommen. Die Beschreibungen der Nicobaresen entsprechen dem Thiere.

Von links nach rechts gehend, haben die auf dieser Tafel dargestellten Bewohner des Meeres folgende Namen:

1. Kandū (Tridacna) unten,
2. Kalongdong (Roche),
3. Kapong-Schinoka,
4. Kapong-leit,
5. Main (Hai),
6. Schalhir (shalhere),
7. Schoang (eigentlich Garnele, hier aber ein mythischer Krebs, der nur auf dem Grunde des tiefsten Meeres lebt),
8. Jéau (Krokodil),
9. Hiput,
10. Mōng,
11. Octopus (unten),
12. Schemirol.

Herr de Roepstorff schreibt ferner:

„Das kleine Geisterboot (Seite 111) ist ein zur Versöhnung böser Geister in das Meer abgelassenes Opfer. Das grosse Geisterboot (Verh. 1881 S. 400) heisst Henmāy und dient dazu, einen bösen Geist in See zu senden. Das Original war 36 Fuss lang; ich lasse jetzt ein Modell davon und das Modell einer Hütte für Sie anfertigen, auch sammle ich sämmtliche zu einem Haushalte gehörigen Gegenstände. Von den grossen geschnitzten Figuren (Karéau), die sich fast in jeder Hütte dieser Gegend finden, sende ich keine, um nicht Aergerniss zu geben, da sie heilig sind; bei Todesfällen werden sie auf die Küchenabfälle geworfen; ich lasse aber jetzt eine genaue Kopie einer solchen, in einer Hütte aufgestellten Figur von zwei befreundeten Nicobaresen für Sie machen.

„Ende dieses Jahres oder Anfang des nächsten sende ich Ihnen Alles, damit Sie ihm einen Platz in Ihrem Museum geben. Im nächsten Monat werde ich Gelegenheit haben, mit Major Protheroe im Regierungsdampfer sämmtliche

Inseln zu besuchen und hoffe noch manches in Bezug auf die Shombengs und Negritos zu ermitteln."

(15) Hr. W. Schwartz legt einen Bericht des Grafen Węsierski-Kwilecki aus Wroblewo in Posen vor, betreffend

Gräberfunde von Wolkowo, Nowydwo und Wierszchocin.

„Gestatten Sie mir," heisst es in dem Briefe, „dass ich Ihnen einige Berichte über meine Funde erstatte. In Wolkowo, Kreis Kosten, (Gemeindedorf) am Ende des Bergabhanges, bei den Hügeln nach Wilanowo zu, nahe der Chaussée, wurde ein Hügelgrab entdeckt. Es befand sich in demselben eine grosse Urne, 18 kleinere Gefässe und drei sog. Thränennäpfchen. Rings um die Urne lagen ein gebrochenes Schwert von Eisen, 7 *cm* lang, 4 *cm* breit, eine Lanze, 25 *cm* lang, ein Messer des la Tène Typus, 12 offene Armringe von Kupfer, die eine Kette bildeten, ein Buckel von einem Schilde aus Kupfer. Die Urne war ganz zerstört, sie bestand nur aus Stücken, als sie zum Vorschein kam. Die Bruchstücke sind aus festem Thon, haben eine Ornamentirung durch eine Art von Palmetten; in der Urne waren Knochen[1]).

„Ein zweites Hügelgrab bei Nowydwow, Kreis Kosten, enthielt eine einzige Urne ohne Knochen und Asche; in derselben befanden sich drei Schläfenringe."

„In meiner Sammlung habe ich noch interessante Gegenstände, die auch beachtenswerth sind, und zwar eine Kinderklapper in Form eines Vogels mit einem Postament von rothem Thon; eine Figur aus Terracotta, darstellend einen Schafbock, und viele sehr interessante und noch nicht bekannte Gefässe, so bemalte Gegenstände, Bruchstücke mit einem Triquetrum, ein Näpfchen mit weisser Masse ausgelegt; auch Gegenstände in Formen, wie Schliemann in Troja gefunden hat[2])."

„Von Wierszchocin besitze ich eine sehr eigenthümliche Urne, 13,5 *cm* hoch, 10 *cm* Mündungsweite, deren Abbildung ich beifüge."

1) Obigen Fund beschreibt auch Hr. Dr. Köhler in Schwartz' Materialien u. s. w. III, S. 7.

2) Hr. Graf Kwilecki beabsichtigt im nächsten Sommer ein auf seinen Gütern befindliches grösseres Gräberfeld systematisch ausgraben zu lassen, so wie auch seine schon gemachten Ausgrabungen ausführlicher zu beschreiben.

(16) Hr. Virchow bespricht die

neueren Pfahlbaufunde aus dem Bodensee, namentlich Nephrit und Jadeit.

Die überraschende Nachricht, dass bei dem sehr niedrigen Wasserstande, welchen der Bodensee dieses Jahr gehabt hatte, eine ungewöhnlich grosse Menge von Nephriten aus den Pfahlbaustationen des Ueberlinger Sees gesammelt sei und dass das Constanzer Rosgarten-Museum davon allein 800 Stück erhalten habe, veranlasste mich, von Basel aus am 9. September einen Abstecher nach Constanz zu machen. Hr. Kollmann, mit dem ich vorher einen anthropologischen Ausflug ins Hotzenland ausgeführt hatte, war so freundlich mich zu begleiten.

Schon bei dem Besuche, den wir Hrn. Leiner abstatteten, hörten wir die volle Bestätigung dessen, was mir berichtet worden war, ja Hr. Leiner war so gütig, mir 3 schöne Nephritbeilchen von Maurach und ein kleines Jadeitbeil von Unteruhldingen als Geschenke anzubieten, was ich natürlich mit Freuden annahm. Er erzählte uns ausserdem, dass diesmal nicht bloss fertige Stücke gefunden seien, sondern auch unfertige, angeschnittene, und namentlich zahlreiche kleine Splitter und Spähne, sowie ein grösserer Block, von dem offenbar Absplitterungen erfolgt waren.

Als wir nachher unter seiner Leitung das Rosgarten-Museum durchwanderten, trat uns der ungeheure Gewinn dieses Jahres unmittelbar vor Augen. Das Museum ist jetzt ein wahres Zeughaus der Steinzeit geworden. Zu Tausenden liegen darin die Steinäxte aufgehäuft. Der Reichthum ist so gross, dass schon ein Nachbargrundstück erworben worden ist, um die durchaus erforderliche Erweiterung des Museums zu bewerkstelligen. Neben den gewöhnlichen, von früher her bekannten polirten und vielfach durchbohrten Geräthen aus krystallinischem Gestein sind jetzt auch einige Feuersteingeräthe erworben worden: aus dem Pfahlbau von Wallhausen ein kleines polirtes Beil aus schwärzlichem Feuerstein und von eben daher und von Unteruhldingen Pfeilspitzen mit halbmondförmig eingebuchtetem Hintertheil, sowie eine Lanze, gleichfalls aus schwarzem Feuerstein. Ich erwähne aber ausdrücklich, dass kein einziges Flachbeil aus Jadeit in der charakteristischen, hinten zugespitzten Form, wie ich sie vor einiger Zeit ausführlich erörtert habe (Sitzung vom 16. Juli 1881, Verhandl. S. 283, und Sitzung vom 22. April 1882, Verhandl. S. 274), gefunden worden ist.

Auch das Jadeitbeil von Unteruhldingen, welches mir Hr. Leiner schenkte, hat mehr die gewöhnliche Beilform: eine breite, aber wenig vortretende Schneide, ein schmäleres, aber dickeres Hinterende, eine schwach gewölbte und eine mehr platte Breitfläche und dicke, leicht gerundete Ränder. Seine Länge beträgt 6,2, der gerade Durchmesser an der Schneide 4,5, die Breite des Hinterendes 2,5, die durchschnittliche Dicke 1 *cm*. Auch zeigt es nicht die helle, weissliche Farbe der grossen Flachbeile, sondern ein grünliches, stellenweise bräunliches Grau mit zahlreichen länglichen und rundlichen, ziemlich unregelmässigen Flecken.

Die Nephritbeilchen gehören, wie in den Pfahlbauten stets, zu jenen kleinen, in der Form sehr variirenden, aber stets an der Schneide gut geschärften Stücken. Eines ist ganz platt und breit, eines kurz und dick, eines länglich und schmal. Ich erwähne hier nur, dass das erstere an der einen Breitfläche eine vom Rande her stattgefundene Absplitterung darbietet, welche durch einen langen und geraden, aber nicht sehr regelmässigen Sägeschnitt begrenzt wird. Ueber das Weitere wird Hr. Arzruni, dem ich die Stücke zur mineralogischen Untersuchung übergeben habe, berichten.

Meinerseits möchte ich nur noch hinzufügen, dass es eine weitere Ueber-

raschung für mich war, im Rosgarten-Museum dieselbe Form von Thonschalen mit innerer Ornamentirung des Randes wiederzufinden, auf welche ich kürzlich die Aufmerksamkeit gelenkt habe. In der ältesten Stadt von Hissarlik sind derartige Schalen, deren eingeritzte Verzierungen mit weissem Kalkpulver inkrustirt sind, nicht selten; sie ähneln in hohem Grade den Schalen aus Pfahlbaustationen des Bieler Sees (Alttrojanische Gräber und Schädel. Berlin 1882. S. 51. Taf. VIII). Ein Paar Stücke, die ich Hrn. V. Gross verdanke (Ebendas. S. 53), stehen auch im Muster einem Schalenstück von Rauenegg bei Constanz ganz nahe. Noch wichtiger aber ist, dass dieselben Formen auch in Hügelgräbern, z. B. von Hödingen bei Ueberlingen wiederkehren. Auch das grossherzogliche Museum in Karlsruhe besitzt schöne Stücke davon aus dem Bodensee. Dabei ist es vielleicht von Bedeutung zu erwähnen, dass in den Pfahlbaustationen von Unteruhldingen und Haltenau auch zahlreiche Bronzen, namentlich Schaftcelte, gefunden sind. —

Hr. Arzruni:

Hr. Virchow hatte die Güte, mir einige der von ihm soeben besprochenen Steinbeile von der Nordostküste des sogen. Ueberlinger Sees — der nordwestlichsten Verzweigung des Bodensees — zur Untersuchung anzuvertrauen. Drei derselben, aus Nephrit gearbeitet, stammen von Maurach her, während das vierte, welches sich als Jadeït erwies, in Unteruhldingen gefunden wurde.

Das Nephritbeil Nr. 1 besitzt 8,5 *cm* Länge 2,3 *cm* Maximalbreite und 0,7 *cm* Maximaldicke, ist also ziemlich flach. Seine Schneide ist gerade und durch je eine an jeder der beiden gegenüberliegenden breiteren Flächen schräg angeschliffene Facette gebildet. — Das mit der Schneide versehene Ende ist anscheinend frisch und am dünnsten Rande tief-grün durchscheinend. Die Farbe ist dunkel-graugrün. — Ungefähr von der Mitte der Länge des Beiles ab hat eine Umwandlung in eine braungelbe fasrige Substanz stattgefunden, welche an dem der Schneide entgegengesetzten schmaleren und dickeren Ende eine weissgelbe Farbe besitzt. — Die Härte der frischen Substanz beträgt etwas über 5, nimmt aber nach dem der Umwandlung anheimgefallenen Ende hin allmählich ab und ist hier geringer als 3. — An manchen Stellen lässt sich eine unzweifelhafte Schieferung wahrnehmen.

Nephritbeil Nr. 2. Länge 4,3 resp. 3,5 *cm* (das Beil ist mit einer schrägen Schneide versehen); Breite 2,5 *cm* am scharfen, 2,0 *cm* am stumpfen, gerundeten Ende; grösste Dicke, etwa in der Mitte, 1,1 *cm*. Farbe tiefgrün. An der scharfen Kante ist das Beil durchscheinend. Seine ganze Oberfläche ist facettirt in Folge nicht gleichmässigen Schliffes, der die stumpfen Kanten zwischen den einzelnen, wohl durch vorangegangenes Abschlagen hervorgebrachten Facetten nicht verwischt hat. Die Schneide läuft nicht flach aus, wie bei Nr. 1, ist vielmehr ziemlich steil, indem beide breite Flächen, von der einen schmalen Seite aus im Profil gesehen, einen Winkel von etwa 50° und von der anderen einen solchen von etwa 60° miteinander einschliessen. — Die ganze Form des Stückes wäre am Besten als schräg-trapezförmig oder deltoidisch zu bezeichnen. — An der einen schmalen Seite des Beiles ist dessen Substanz vollständig in eine grünlich-graue, weiche, mit dem Nagel ritzbare Masse umgewandelt. — Die Härte der frischen Partieen übersteigt dagegen 5 ohne ganz 6 zu erreichen.

Nephritbeil Nr. 3. Länge 4,7 *cm*; Breite 2,9 *cm*, fast auf der ganzen Länge sich gleichbleibend; Dicke kaum 3,5 *mm*. Mit flacher gerader Schneide versehen, die blos von der einen Fläche aus angeschliffen ist, während die andere eben oder ganz schwach, kaum merklich gewölbt ist. Der Umriss des Stückes ist länglich halboval. Farbe heller grün als bei Nr. 1 und Nr. 2. Die Ränder sind durch-

scheinend, theils mit rein grüner, theils mit grauer Farbe. Härte geringer als die der ersten beiden Stücke und zwar = 4. — Einige weisse Flecke, durch Umwandlung der Substanz bedingt, lassen sich schon mit dem Nagel ritzen. Bemerkenswerth ist das Stück durch sein schiefriges Gefüge, das sich durch ein mit dem Messer leicht hervorzubringendes Abheben dünner Blättchen bekundet.

Kleine Stücke von Nr. 2 und Nr. 3, vor das Gebläse, mit welchem Silber zum ruhigen Schmelzen gebracht werden kann, gehalten, also beiläufig einer Temperatur von 1000° C. ausgesetzt, schmolzen nur schwer an den Rändern. Dabei war deutlich ein Aufblättern der Stücke zu beobachten, — ein fernerer Beweis für die schiefrige oder schuppige Struktur der Substanz. Die sich nach der einen Seite krümmenden und aufrollenden oder fächerförmig auseinander getriebenen, dünnen Blättchen boten dann der Hitze geringeren Widerstand, so dass jedes derselben an seinem freien Ende zu einem kleinen Kügelchen schmolz.

Mit Salzsäure befeuchtet und in die Gasflamme vor das Spektroskop gebracht, zeigen kleine Splitter deutlich die rothe und die grüne Calciumlinie, die zwar wegen der geringen Flüchtigkeit der Substanz nicht lange anhalten, jedoch durch erneutes Befeuchten mit Säure wieder hervorgerufen werden können. Besonders grell ist das Aufblitzen der rothen Linie. Es konnte mit Sicherheit auch das Fehlen des Natriums erwiesen werden.

Somit wurde die mineralische Identität der drei Beile wahrscheinlich gemacht, was auch die Untersuchung von Dünnschliffen unter dem Mikroskop vollkommen bestätigte. Das flachwellige, faserige Gefüge, das für Nephrite so typisch ist, tritt besonders deutlich hervor bei Beobachtung im polarisirten Lichte, unter gekreuzten Nicols. Von Polarisationsfarben, wie sie bei sibirischen, turkestanischen und neuseeländer Nephriten auftreten, ist hier Nichts wahrzunehmen. (Ueber die Mikrostruktur und die Unterscheidungsmerkmale der Nephrite von den erwähnten, auch geographisch wohl zu unterscheidenden vier Lokalitäten, Merkmale, welche ebensoviele verschiedene Typen zu sondern gestatten, wird an einer anderen Stelle berichtet werden.) Die Dünnschliffe der Mauracher Nephrite, die bei parallelen Nicols wasserhell sind, bieten bei gekreuzter Stellung derselben helle und dunkle lange Fasern dar, die bei der Drehung des Objektes ihre Schattirungen vertauschen. Der allgemeine Eindruck der Grundfarbe des Präparates nähert sich daher am meisten einem verschieden nuancirten Grau. — Die Fasern sind nicht gleichmässig dick und lang. Die Dicke variirt um 0,002 *mm* herum; in Betreff der Länge lässt sich dagegen nichts Bestimmtes aussagen, da die vielfach verschlungenen, verfilzten und durcheinandergewachsenen Fasern nicht nothwendig ihrer ganzen Erstreckung nach in die Ebene des Schliffes zu liegen kommen. Dass sie aber, im Vergleich zu ihrer Dicke, eine beträchtliche Länge erreichen, folgt aus dem Umstande, dass sie sich, bei starker Vergrösserung, häufig durch das ganze Gesichtsfeld hinziehen.

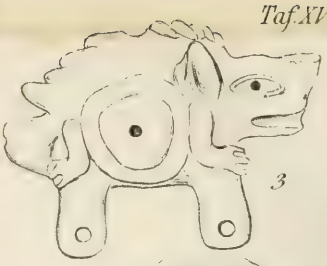
Es sei noch bemerkt, dass die frische Substanz sich von der umgewandelten hinsichtlich ihrer faserigen Struktur in keiner Weise unterscheidet. Fürs Auge liegt der Unterschied beider vielmehr in der durch ausgeschiedenes Eisenoxydhydrat bedingten Färbung der modificirten Partieen. An einem Schliff, der absichtlich der Grenzschicht zwischen frischem und umgewandeltem Nephrit (Nr. 1) entnommen wurde, liess sich deutlich die Modifikation wahrnehmen. Sie scheint hauptsächlich durch die Oxydation von Magneteisen bewirkt worden zu sein, das eine breite Zone von einzelnen dicht aneinander gedrängten Körnern in der Nephritsubstanz bildet und sich allmählich, zunächst unter Beibehaltung der Umrisse der Körner, in Eisenoxydhydrat verwandelt hat. Hierauf hat letzteres, durch die Nephritsubstanz auf eine gewisse Erstreckung hin diffundirend, seinerseits zersetzend eingewirkt. —

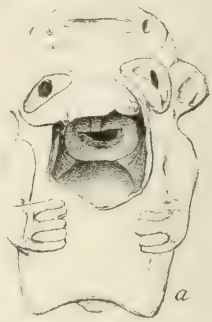
Neben dem Magneteisen tritt noch eine von der Hauptmasse sich durch ihre noch feineren Fasern und deren eigenthümlichen Silberglanz abhebende Substanz auf, die für die Pfahlbau-Nephrite typisch zu sein scheint und einem asbestartigen, dem Nephrit analog zusammengesetzen Mineral angehören dürfte. — Wie ältere Analysen bereits bewiesen haben und neuere, speciell an Mauracher Beilen durch die Hrn. Seubert und Link in Tübingen ausgeführt, bestätigen (vergl. Ber. d. D. chem. Ges., Berlin, Jahrg. XV., 1882, S. 219—221), unterscheiden sich die Pfahlbau-Nephrite von denen anderer Vorkommnisse durch ihren grösseren Wassergehalt, womit auch ihre, im Vergleich zu derjenigen anderer Lokalitäten, geringere, fast bis zu der des Serpentins herabsinkende Härte in Zusammenhang zu bringen sein dürfte.

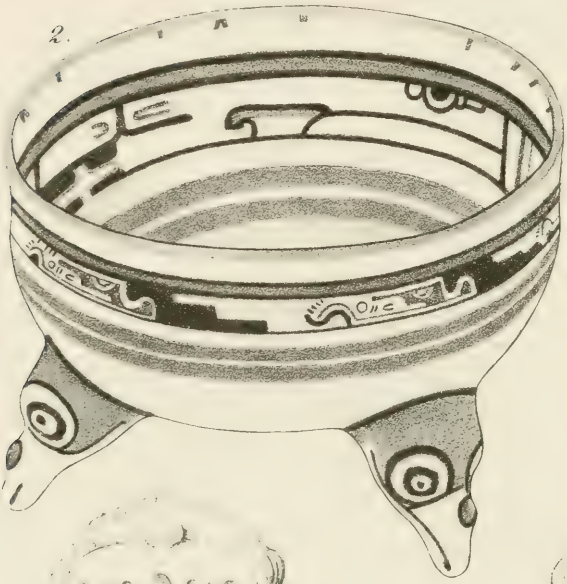
Der Gedanke läge nahe, in den umgewandelten, noch viel weicheren, mit dem Messer, ja sogar zum Theil mit dem Nagel ritzbaren Krusten (wie sie auch an dem angeblich bei Potsdam gefundenen Nephrit, den neuseeländischen, sowie dem von den Hrn. v. Beck und v. Muschketow — Verh. k. russ. min. Ges. (2), Bd. XVIII, S. 52 ff. — erwähnten, aus Peking erhaltenen, allem Anscheine nach aber aus Jarkand stammenden Stück) eine auch chemisch nachweisbare Umwandlung, z. B. in Serpentin oder ein ähnliches Mineral, wie eine solche thatsächlich bei anderen thonerdefreien oder -armen Amphibolen erwiesen ist, zu prognosticiren. Allein alle bisher ausgeführten Analysen solcher Umwandlungskrusten lassen in ihnen eine vom frischen Nephrit kaum abweichende Zusammensetzung erkennen, — eine um so mehr bemerkenswerthe Thatsache, als auch die Mikrostruktur dieser weichen Krusten, wie bereits erwähnt, einen ebenfalls nur geringen Unterschied von derjenigen der frischen Substanz darbietet.

Jadeït-Flachbeil von Unteruhldingen. Länge 6,2 *cm*; die grösste Breite — an der Schneide — beträgt 4,5 *cm*, während die Breite des stumpfen, dickeren Endes 2,5 *cm* ist. Die grösste Dicke von 1,2 *cm* liegt zunächst der Schneide und entsteht in Folge einer allmählichen Wölbung der breiten Seitenflächen, von denen die eine bedeutend flacher als die andere und in der Mitte sogar ganz eben ist. Von einer Facettirung der Oberfläche konnte Nichts wahrgenommen werden, da Schliff und Politur äusserst vollkommen sind. Farbe grau, mit einem Stich ins Grünliche; zahlreiche Flecke sind heller gefärbt. Die Härte übersteigt die des Quarzes, ist also höher als 7. Bruch feinzackig, typisch für Jadeït. Vor dem Gebläse (bei ca. 1000° C.) schmelzen kleine Splitter äusserst schwer an den Rändern, vielmehr runden sich diese kaum merklich ab. Jedenfalls ist die Substanz hohen Temperaturen gegenüber noch viel widerstandsfähiger als Nephrit. Im Spektroskop giebt eine zuvor mit Salzsäure befeuchtete Probe ein deutliches, wenn auch momentan verschwindendes Aufleuchten des Calciumspectrums, daneben aber, und zwar anhaltend die für den Jadeït charakteristische Natriumlinie. Die mikroskopische Untersuchung zeigt zunächst, dass die Substanz nicht homogen und ausserordentlich reich an fremden Einschlüssen und Mikrolithen ist, neben welchen man grössere opake Körner (Magneteisen?) erblickt, die aber von den charakteristischen Eisenoxyde nicht begleitet sind. Die Grundmasse selbst ist ziemlich feinkörnig und darin von typischen Jadeïten abweichend. Die meisten Körner zeigen weder bestimmte Umrisse noch deutliche Spaltungsdurchgänge: sie sind dicht aneinander gedrängt und scheinen sich bei der Krystallisation gegenseitig gehindert zu haben. An einzelnen Stellen kommen aber die typischen Spaltungsrisse der Pyroxenmineralien zum Vorschein (gemessen wurde der Spaltungswinkel zu 98° ca.), wenn auch bedeutend feiner als bei anderen Jadeïten, z. B. beim Flachbeil von Rabber, dem rohen Material von Mongkoung, Birma, welches ich der Güte des Hrn. Prof. Fischer verdanke.

1

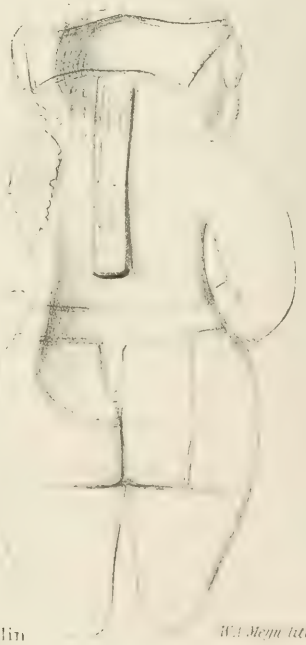

3


a


2.

4
b

5
a


b

Bei dem vorliegenden Beil von Unterahldingen ist, wie aus den oben angeführten Grössendimensionen hervorgeht, das Verhältniss von Länge zu Breite ein bedeutend geringeres, als bei den Nephritobjecten, und erinnert an dasjenige des früher besprochenen Meissels von Rabber, mit dem das vorliegende Stück auch sonst in Gestalt, Schliff und Politur Aehnlichkeit aufweist.

Die eigenthümliche, hauptsächlich bei Jadeïtwerkzeugen wiederkehrende Flachbeilform, welche bei aus Nephrit gefertigten Gegenständen nicht angetroffen wird, scheint auf die verschiedene Verwendung beider Arten von Beilen hinzuweisen, wozu wohl auch der wahrscheinlich früh erkannte Härteunterschied des beiderseitigen Materials selbst — Jadeït ist bekanntermaassen bedeutend härter, wenn auch weniger zähe als Nephrit — Veranlassung gegeben haben mag. Uebrigens darf man andererseits auch aus dem abweichenden Verbreitungsrayon des verarbeiteten Nephrits und Jadeïts und dem äusserst seltenen Auftreten des einen innerhalb des vom anderen eingenommenen Gebietes auf die ehemaligen geringen Beziehungen der Einwohner des nordwestlichen Europa's mit denjenigen des südöstlichen, oder auch auf die Abgeschlossenheit der Bewohner der Schweiz schliessen und wird dann begreiflich finden, weshalb bei den Werkzeugen, zu denen ein sowohl seiner Substanz, als offenbar auch seiner Provenienz nach verschiedenes Material verwendet wurde, keine Analogie der Form herrscht.

Erwähnung verdient wohl noch der Umstand, dass die Nephritwerkzeuge, die an zwei so entlegenen Punkten, wie Schweiz und Neuseeland, gefunden werden, im Wesentlichen ähnliche Formen aufweisen, — eine Uebereinstimmung, die wohl eher auf die Natur des Materials, als auf dessen gemeinschaftlichen Ursprung oder denjenigen seiner Bearbeiter zurückzuführen ist.

(17) Hr. Virchow zeigt

einen mittelamerikanischen Fund.

(Hierzu Taf. XVIII.)

Im Laufe dieses Frühlings wurde mir bei einem Besuche in Hannover ein im Privatbesitz befindlicher, sehr interessanter Fund gezeigt und, als ich dem Besitzer, Hrn. Medicinalrath Dr. Carl Müller, meine Bewunderung ausdrückte, auch dem grössten Theile nach überlassen. Leider hat sich bis jetzt der Fundort nicht genau feststellen lassen; die Möglichkeit schwankt zwischen San Salvador und Nicaragua, indess hoffe ich das Genauere später nachtragen zu können. Soviel ich erfahren konnte, wurde der Fund bei Gelegenheit der Fundamentirung eines Hauses gemacht.

Die Mehrzahl der Stücke ist aus Thon gefertigt; ausserdem waren nur ein Idol aus einem nephritähnlichen Stein und eine schön geschliffene Axt aus einem fast schwarzen Gestein vorhanden, welche letztere ich jedoch nicht erhalten habe. Ich gebe nachstehend eine kurze Beschreibung:

1. Das Idol (Taf. XVIII. Fig. 1) hat die Form eines hinten platten, vorn schwach gewölbten, aber in dem mittleren Theil flachen Medaillons von rundlich viereckigem Umriss. Es ist 6,3 *cm* hoch, ungefähr ebenso breit im grössten Durchmesser (oben) und 1,4 *cm* dick. Am oberen Ende ist es quer durchbohrt, offenbar zum Durchziehen einer Schnur (wie es auch in der Zeichnung angedeutet ist). Die Farbe ist vorn hellgraugrün mit manchen weisslichen Verwitterungsflecken, aber durch die Anwesenheit von bräunlich schwarzen Massen in den Einschnitten erhält sie einen dunkleren Anschein, während die hintere Fläche schön hellgrün aussieht.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Ausfüllungsmasse zufällig in die Einschnitte gerathen, wenngleich sie stellenweise ein fast harzartiges, wie gesprungenes Ansehen hat. Auf der ganzen Vorderfläche, auch auf den abschüssigen Rändern ist die Platte mit tief eingeschnittenen, sehr scharfen Zeichnungen bedeckt: in der Mitte ein Gesicht mit Augen, Nase, Mund und Unterlippe, über der Stirn senkrecht herabgehende Striche (Haar? Kopfputz?). An der Stelle der Ohren jederseits ein einfacher Vorsprung. Das Gesicht ist von zwei tiefen Linien eingerahmt, welche in zunehmender Uebertreibung den Gesichtsumriss nachahmen und von denen die äussere über der Stirn in zwei diademartige Voluten übergeht. Daran schliesst sich oben eine Reihe theils gerader, theils gebogener, etwas unregelmässiger Einschnitte, die über die Ränder fortgehen und nach Art von Haaren angeordnet sind. Von der Ohrgegend an nach unten ist der Rand einfach radiär gekerbt, so dass das Ganze wohl als ein Sonnenidol aufgefasst werden könnte. — Ausser dieser ausgeführten Zeichnung bemerkt man bei genauerer Betrachtung sowohl vorne, wie hinten, noch ganz schwach eingeritzte Linien, von denen die vorderen den Eindruck machen, als seien sie zur ersten Orientirung des ausführenden Künstlers angebracht worden. Eine Horizontale geht vorn gerade durch die Stirn, eine zweite, nicht genau parallele etwas höher durch die senkrechten Einschnitte, eine Vertikale durch die linke Seite der Nase. Spuren einer vierten, schrägen Linie schneiden links die verlängerte Ohrgegend. Hinten sind die Linien noch viel mehr ungenau: eine Vertikale wird durch eine stark gebogene Horizontale geschnitten; dazu kommen gerade und schräge Umgrenzungen des ganzen Feldes, welche so aussehen, als habe man ursprünglich beabsichtigt, auf dieser Fläche die Zeichnung anzubringen.

2. Die Thongeräthe:

a) eine prachtvolle dreifüssige Schale (Taf. XVIII, Fig. 2), offenbar aus freier Hand geformt. Die Oberfläche ist geglättet, ersichtlich durch Ueberstreichen mit gefärbter Flüssigkeit. Der Grundton der Färbung ist hellgelb, die Zeichnungen dunkelroth, die feineren Zusätze zu derselben schwarzbraun. Der obere Theil, die eigentliche Schale hat einen Querdurchmesser von 21 *cm* und eine Höhe von 9 *cm*. Der Rand ist einfach, die Seiten ziemlich senkrecht und nur nach unten gegen den flachhalbkugelförmigen Boden etwas verjüngt. Henkel oder Ansätze sind nicht vorhanden. Die 3 starken Füsse stellen die Köpfe von Pfeffervögeln dar, welche mit den Schnäbeln nach unten gerichtet sind. Ihre Länge beträgt 9 *cm*, der Umfang des Kopfes an der Ansatzstelle 15 *cm*. Hinten hat jeder der Füsse einen länglichen rechteckigen Schlitz von 2,5 cm Länge und 1 *cm* Breite, durch welchen man in eine, fast die ganze Ausdehnung des Kopfes einnehmende Höhlung hineinblicken kann. In zweien von diesen Höhlungen befindet sich eine bewegliche, etwa kirschengrosse Kugel von Thon, welche bei Bewegungen des Gefässes ein klapperndes Geräusch erzeugt; die dritte Höhlung ist leer, vielleicht erst in Folge der Entfernung der Kugel.

Die Art der Zeichnung wird aus der Abbildung ersichtlich sein, in der Roth durch schwächere, Braun durch starke Schattirung ausgedrückt ist. Sowohl die äussere, als die innere Seite sind bemalt. Ausser breiten herumlaufenden Linien sieht man ein Band scheinbar hieroglyphischer Darstellungen, welche sich aussen viermal wiederholen, innen dagegen, wo sie sehr verstrichen sind, andere und zwar einfachere Formen zeigen.

Ein ähnliches, jedoch lange nicht so schönes Gefäss bildet Hr. Bancroft (The native races of the Pacific States of North America. Leipzig 1875. Vol. IV, p. 130) von Huehuetenango in Guatemala ab. Derselbe zeichnet, beiläufig gesagt, auch ein

Sonnenbild von Nueva Segovia in Nicaragua (Ebendas. p. 62), welches manche Züge mit dem meinigen gemein hat.

b) eine leider etwas verletzte, hohle Thierfigur (Taf. XVIII, Fig. 3) aus rothbraunem, aussen geglättetem, gebranntem Thon, 11,5 *cm* lang, etwas über 8 *cm* hoch. Das Thier gleicht auf den ersten Blick am meisten einem Basilisken mit hohem Rückenkamm, aber bei genauerer Betrachtung ergeben sich mancherlei Schwierigkeiten, namentlich durch die grossen, zugespitzten Ohren und noch mehr durch die höchst sonderbare Anordnung der Extremitäten. Das Thier steht nehmlich auf 4 sehr dicken, geraden, fast säulenartigen Beinen (ohne eigentliche Füsse), welche über dem abgerundeten Ende durchgehende Löcher tragen. Obwohl nun diese Beine oder Säulen direkt in den Rumpf der Figur übergehen, so finden sich an ihrem oberen Ende doch noch besondere, kleinere, articulirte Extremitäten mit ausgeprägten Händen und Füssen, welche die Säulen umfassen. Am sonderbarsten ist aber die Ausstattung jeder Seite des Rumpfes mit einer augenartigen Vorwölbung, welche in der Mitte ein kleines Loch hat, das in die Leibeshöhle führt und aussen von einem circulären Wulst umgeben ist. Die Löcher in der Mitte der Augen und die Nasenlöcher, obwohl tief, endigen blind. Dagegen findet sich noch ein rundes Loch, gross genug, um den kleinen Finger aufzunehmen, an der unteren Bauchwand. Auch der rundliche, pfeifenartig vorgeschobene Steiss hat am Ende eine grosse, quere Spalte; durch diese gelangt man in einen feinen Kanal, der am hinteren Umfange des grossen abdominalen Loches, jedoch in eine besondere Ausbuchtung, mündet.

c) eine höchst originelle menschliche Hängefigur (Taf. XVIII, Fig. 4a und b), 7,5 *cm* hoch. Dieselbe hat, wie ein gewöhnlicher Dreifuss, 3 kurze schräge Fussstummel und hinten am Rücken einen dreieckigen, an der Basis querdurchbohrten Vorsprung mit abgerundeter Spitze (Fig. 4b). Die Arme sind etwas mehr ausgebildet, articulirt, die nur mit 3 Fingern versehenen Hände an die Seiten des Bauches angelegt. Der Kopf ist ziemlich grotesk ausgeführt, jedoch leider vom unteren Theile der Nase an ausgebrochen. Durch den weit geöffneten Mund sieht man in eine grosse Höhle, welche den ganzen Rumpf einnimmt und nach oben durch ein rundes Loch, das die Spitze des kleinen Fingers zulässt, mit der Kopfhöhle communicirt. Einen Zweck dieser Einrichtung vermag ich nicht zu erkennen. Die Figur war äusserlich mit einer fast zinnoberrothen Farbe überzogen. Der Thon ist gut gebrannt.

d) Das interessanteste Stück der Sammlung ist wohl die sehr ins Einzelne ausgeführte weibliche Statuette (Taf. XVIII, Fig 5a und b). Leider ist sie quer durchgebrochen, aber ohne anderen Verlust, als den des linken Oberarms und Ellenbogens. So roh ihre Ausführung ist, so gewährt sie doch ein volles Bild der damaligen Tracht, wenn man so sagen darf, denn sie ist bis auf den Schamschurz ganz nackt, dagegen mit Kopf- und Halsschmuck reich ausgestattet. Die ganze Höhe der Figur beträgt 17 *cm*. Auch hier sind die Unterextremitäten sehr mangelhaft ausgebildet: genau genommen, sind nur die sehr dicken Oberschenkel ausgeführt; an diese schliessen sich sofort ein Paar kurze Klumpfüsse. Dagegen sind die Oberextremitäten vollständig, gut proportionirt, articulirt, die Hände mit 5 Fingern versehen und in ganz ähnlicher Weise, wie bei der vorigen Figur, an die Seiten des Bauches angelegt. Das Becken ist sehr breit, dagegen die Brust schmal und sowohl vorn, als hinten tief eingedrückt. Nur die Milchdrüsen treten deutlich hervor. An dem grossen und breiten Gesicht springt eine lange und dicke Nase mit leicht gebogenem Rücken weit vor; darunter liegen ein Paar dicke, gewulstete Lippen. Jedes Auge besteht sonderbarerweise aus zwei rund-

lichen Vertiefungen, welche durch eine quere Spalte verbunden sind. Die Ohren sind gross und tief angesetzt. Der Kopf ist von hinten her tief eingedrückt und zugleich verbreitert; er ist ganz mit Haaren bedeckt, welche von vorn nach hinten zurückgelegt sind und den Nacken bedecken. Um den Kopf liegt ein diademartiges Band, welches hinten ganz breit und einfach, vorn dagegen schmal, doppelt und mit 3 Knöpfen, einem medianen und zwei lateralen, ausgestattet ist. Die Knöpfe sind durch senkrechte Einschnitte gekerbt. Hinten tritt unter der Mitte des Querbandes, wie ein Haarzopf, ein langes und breites Band hervor, welches bis auf die Mitte des Rückens herabhängt und unten ganz gerade und breit abgeschnitten ist. Man sieht deutlich, dass es platt und aus 4, durch Querplatten unterbrochenen Gliedern besteht, welche ihrerseits wieder mit je 3 länglichen Einschnitten versehen sind. Wie mir scheint, ist diess genau ein solches Band, wie wir es von den Araucanern, den Indianern in Guyana, vom Cap Flattery und von den Heidahs kennen und wie ich es in der Sitzung vom 15. Juli (Verh. S. 471) besprochen habe. — Endlich ist noch ein gegliedertes, ziemlich starkes Halsband zu erwähnen.

Man mag darüber streiten, ob diese Statuette eine wirkliche Darstellung einer Frau aus prähistorischer Zeit sein soll oder nicht; das scheint wohl unzweifelhaft, dass es eine Reminiscenz aus einer Epoche ist, wo die Bevölkerung bis auf einen Schamschurz unbekleidet und nur mit Kopf- und Halsschmuck versehen war. Insofern glaube ich der Figur eine höhere ethnologische Bedeutung zuschreiben zu dürfen. —

Hr. Arzruuí:

Von der Hinterseite des durch Hrn. Virchow so eben beschriebenen centralamerikanischen Idols in Medaillenform wurde es mir gestattet, zur Bestimmung des mineralogischen Charakters eine Platte abzuschneiden. Ein Theil derselben wurde zur Herstellung eines mikroskopischen Präparates verwandt, während ein anderer zu Versuchen über das Verhalten der Substanz bei höherer Temperatur und im Spectroskop gedient hat.

Die äusseren Merkmale der zum Idol verarbeiteten Substanz sind folgende: Die natürliche Farbe, die an der gebräunten Vorderseite kaum zu erkennen ist, tritt besonders gut am frischen Schnitt hervor. Es ist ein schmutziges Hellgrün. Die Färbung ist übrigens nicht einheitlich: unregelmässig begrenzte gelbliche Flecke sind durch die ganze Masse vertheilt und erinnern an Verwitterungsflecke wasserhaltiger Salze. Bei Betrachtung der frischen Schnittfläche kann man sich leicht überzeugen, dass die Substanz aus lauter kleinen Schüppchen oder Flitterchen besteht. Die Härte ist eine verhältnissmässig niedrige, nehmlich = 3. Die Substanz schmilzt in der heissesten Gebläseflamme nicht; sie blättert sich nur auf, wird milchweiss und opak, leuchtet mit blendend weissem Licht und zerfällt endlich in feines weisses Pulver. Im Spectroskop ist deutlich und anhaltend blos die Natriumlinie wahrzunehmen. — Dieser Umstand, sowie die vollkommen mit den Glimmermineralien im Einklang stehende Mikrostruktur — wellig gebogener Verlauf der zu Bündeln sich vereinigenden Blättchen, die eine vollkommene Spaltbarkeit parallel der Tafelfläche zeigen und bei gekreuzten Nicols fast parallel auslöschen — lässt darauf schliessen, dass die Substanz Natronglimmer, Paragonit ist. Auffallen muss blos die beobachtete Härte 3 erscheinen, welche die allgemein für Paragonit angeführte (= 2—2,5) übersteigt. Diese letztere Angabe bezieht sich jedoch auf nicht so dichte Varietäten wie die des Idols.

Hr. Dr. Alfons Stübel wies in einem Briefe (der mit Erlaubniss des hochgeehrten Schreibers zum Abdruck kam bei Gelegenheit der Veröffentlichung der

mineralogischen Untersuchung am blauen Sodalith, der in den Ruinen von Tiahuanaco, Bolivia, sowie im Todtenfelde von Ancon, Perú, zu Perlen verarbeitet, aber auch in rohen Bruchstücken gefunden wurde — vgl. Zeitschr. f. Krystallogr. u. Mineralogie, herausgegeben von P. Groth, Bd. V S. 580, 1881) auf den Umstand hin, dass auch in Südamerika mit besonderer Vorliebe zu Schmuckgegenständen Substanzen verarbeitet wurden, die sich durch ihre grosse Seltenheit auszeichnen, ja in der Gegend selbst, wo sie gefunden werden gar nicht heimisch sind, also von weit her herangeschleppt werden mussten. — Nun gehört aber auch der Paragonit zu den seltensten Glimmerarten, indem sein Vorkommen in Europa auf den St. Gotthard und einige wenige tiroler Localitäten beschränkt ist. Uebrigens ist nicht nur seine Verbreitung eine sehr geringe, sondern auch an den bisher bekannt gewordenen Fundstätten kommt er stets in kleinen Mengen vor und kann er daher selbst in eingehender durchforschten Gegenden leicht unentdeckt bleiben. Der Ural, der hinsichtlich seines Baues in manchen Beziehungen Analogieen mit den Alpen darbietet, ist, vermöge seines ausgedehnten und bereits mehrere Jahrhunderte alten Bergbaus, ein, im Vergleich zu Central-Amerika, sicherlich geologisch besser untersuchtes Gebiet, und dennoch war von dort kein Paragonitvorkommen bekannt, bis ich ein solches, allerdings durch Zufall, fand. Das centralamerikanische Idol gewinnt also auch als mineralogische Rarität ein Interesse und sein Material steht unzweifelhaft mit dem Auftreten von krystallinischen Schiefern in Centralamerika in Verbindnng, denn wohl auch dort ist das Vorkommen von Paragonitschiefer an diese älteren Schiefergesteine gebunden.

(18) Hr. Castan übergiebt die von ihm ausgeführten, wohlgelungenen Gypsmasken zweier der bei ihm ausgestellt gewesenen Samojeden.

(19) Derselbe führt die zur Zeit in seinem Panopticum sich aufhaltenden

Chippeways oder O-djib-be-wa's

zur Stelle[1]).

Hr. Woldt übergiebt die von Hrn. Carl Günther aufgenommenen Photographien derselben.

Hr. Virchow:

Ich habe dieser Tage die Indianer im Panopticum besucht und, soweit meine Kräfte es zuliessen, die nöthigen Erhebungen an ihnen vorgenommen. Da sich nachher herausstellte, dass meine Messungen mit denen des Hrn. Kollmann nicht ganz übereinstimmten, so hat mein Assistent Hr. Dr. Israel, der auch schon die Körpermessungen gemacht hatte, diejenigen Maasse, bei welchen sich eine Discordanz herausgestellt hatte, noch einmal nachgemessen. Die darnach corrigirte Tabelle lege ich hier vor (s. am Schlusse).

Die 6 Männer, welche uns heute besuchen, sind durch Hrn. Hugo Schött nach Europa geführt worden. Sowohl die guten Empfehlungen, welche der Führer mir überbracht hat, als auch das physische Verhalten der Leute spricht dafür, dass wir, wenn auch vielleicht nicht durchweg ganz reine, so doch unzweifelhaft amerikanische Indianer vor uns haben. Der Angabe nach gehören sie zu dem Stamme der Chippeways oder Ojibbewas aus der Region der Seen. Offenbar sind sie schon viel-

1) Es waren dieselben, welche seitdem in so trauriger Weise bei dem Untergange der Cimbria den Tod gefunden haben.

fach von der Civilisation „beleckt", indess sollen mehrere von ihnen, namentlich der frühere Häuptling, Chippeway mit Personennamen, noch an dem letzten Indianerkriege, den uns Hr. Horn v. d. Horck in der Sitzung vom 26. Mai 1877 (Verh. S. 234) geschildert hat, betheiligt gewesen sein. Die Darstellung, die sie vom Skalpiren geben, mag also auf wirklicher Erfahrung beruhen.

Unter denselben sind 2 Brüderpaare: einerseits Crowfoot und Little Cheyenne, andererseits Blackbird und Red Jacket, indess gerade unter diesen Brüdern bestehen die grössten Abweichungen, so dass, wenn eine Vermischung stattgefunden hat, hier die grösste Wahrscheinlichkeit für dieselbe angenommen werden muss. Dafür spricht auch der Umstand, dass der edlere Typus des Indianer-Gesichts unzweifelhaft nicht bei allen in gleichem Maasse hervortritt. Andererseits ist die Beschaffenheit des Haares und der Haut so charakteristisch, dass man nicht wohl daran zweifeln kann, eine im Grossen ächte Gruppe zu sehen.

Ihrer Angabe nach stehen sie alle in dem Alter von 23—28 Jahren. Sie sind gut gebaut, halten sich auch sehr flott, haben kräftige Muskulatur und gesundes Aussehen. Die Haut besitzt bei keinem jene Kupferfarbe, welche uns so viel geschildert worden ist; wir würden kaum auf den Gedanken kommen, sie Rothhäute zu nennen. Trotzdem ist die Haut stark pigmentirt, jedoch mehr gelbbraun, mit einer sehr schwachen Beimischung von Roth. Nach den Radde'schen Farbentafeln bestimmte ich die Hautfarbe zu 33m, n oder r und zu 30 t. Die Iris ist bei allen braun, die Augen eher klein und bei Red Jacket etwas schief mit enger kurzer Spalte. Das Kopfhaar ohne Ausnahme glänzend schwarz, ganz straff und dick, gerade herabhängend, meist an Pferdemähnen erinnernd. In der Mitte der Stirn springt es in Form einer Schnebbe eine Strecke weit vor. Der übrige Theil des Körpers, auch das Gesicht, sind dagegen spärlich behaart, nur die Augenbrauen haben eine kräftige Entwickelung. Der Bart ist sehr spärlich und kurz. Die Nase durchweg stark entwickelt, vortretend, nicht selten adlerartig, mit verhältnissmässig dicker Spitze. Die Lippen voll, das Kinn gross. Die Backenknochen mässig vortretend, die Stirn mehr gerundet. Die Ohren fast überall klein, namentlich schmal, mit angewachsenen Läppchen; bei Little Cheyenne, dessen Ohr schmal, aber lang ist, zieht sich vorn eine lange Falte vom Ohr hin.

Der Kopfform nach sind sie mesocephal, jedoch an der Grenze der Brachycephalie: der gemittelte Index beträgt 79,9. Crowfoot und Red Jacket sind geradezu brachycephal, letzterer sogar in hohem Grade (Index 865,). Der Unterschied von den Eskimos kann nicht stärker ausgeprägt sein. Die Höhe war ziemlich gleich; da jedoch nur die Ohrhöhe bestimmt werden konnte, so ist es nicht ganz sicher, darüber zu urtheilen. Im Ganzen dürfen sie wohl als orthocephal angesehen werden.

Ihre Körperhöhe ist beträchtlich, im Mittel 1736 *mm*; das kleinste Maass zeigt Sunshine (1657), das grösste Red Jacket (1795). Die Klafterlänge beträgt bei allen ein Beträchtliches mehr, im Mittel 1794. Die Differenz ist am grössten bei Black Bird, wo sie 86 *mm* beträgt. Die Hände sind im Ganzen zierlich, aber zugleich kräftig, die Füsse lang und am vorderen Theile breit, aber durchaus verhältnissmässig. Die Fusslänge ist im Mittel in der Körperlänge 6,6 mal enthalten. Die übrigen Verhältnisse wird die nachstehende Tabelle zeigen:

	Chippeway	Sunshine	Crowfoot	Little Cheyenne	Black Bird	Red Jacket
			Brüder		Brüder	
I. Kopfmaasse.						
Grösste Länge	188	191	192	190	190	185
Grösste Breite	150	146	155	149	148	160
Ohrhöhe	117	122	120	119	118	119
Gesichtshöhe	177	186	183	196	185	181
Untergesichtshöhe	119	123	120	124	125	122
Gesichtsbreite, jugal	142	139	159	150	147	155
„ malar	96	94	99	99	113	106
„ mandibular	110	101	132	117	112	120
Interorbitaldistanz	33	37	36	34	34	33
Distanz der äusseren Augenwinkel	96	94	105	101	99	97
Nasenhöhe	50	55	56	51	51	57
Nasenlänge	51	53	53	52	50	60
Nasenbreite	37	37	38	36	41	36
Mundlänge	56	52	55	61	54	55
Höhe des Ohrs	65	61	75	70	68	61
II. Körpermaasse.						
Körperlänge	1,725	1,657	1,733	1,785	1,720	1,795
Kinnhöhe	1,503	1,435	1,533	1,553	1,513	1,587
Schulterhöhe	1,408	1,357	1,437	1,460	1,435	1,523
Ellenbogenhöhe	1,080	1,023	1,104	1,115	1,061	1,143
Handgelenkhöhe	0,855	0,835	0,854	0,857	0,790	0,851
Mittelfingerhöhe	0,645	0,652	0,657	0,664	0,620	0,661
Nabelhöhe	1,020	0,972	1,004	1,050	1,006	1,091
Trochanterhöhe	0,875	0,867	0,900?	0,920	0,854	0,919
Kniehöhe	0,470	0,472	0,498	0,494	0,465	0,525
Malleolenhöhe	0,051	0,065	0,048	0,065	0,045	0,065
Fusslänge	0,260	0,250	0,255	0,260	0,255	0,270
Fussbreite	0,100	0,090	0,098	0,096	0,096	0,101
Handlänge	0,195	0,187	0,192	0,183	0,190	0,196
Handbreite	0,089	0,085	0,095	0,094	0,085	0,091
Schulterbreite	0,363	0,367	0 401	0,405	0,369	0,411
Klafterweite	1,740	1,734	1,795	1,820	1,806	1,870
III. Berechnete Indices.						
Längenbreitenindex	79,8	76,4	80,7	78,4	77,9	86,5
Ohrhöhenindex	62,2	63,9	62,5	62,6	62,1	64,3
Nasenindex	62,4	67,2	67,8	70,5	80,3	63,1

(20) Hr. Dr. O. Finsch (Bremen) spricht über

Töpferei in Neu-Guinea.

Die Kunst, Töpfe zu verfertigen, ist in der ganzen Südsee ziemlich sporadisch verbreitet. Auf den von mir besuchten mikronesischen Inseln des westlichen Pacific kennt man keine Töpfe, aus dem einfachen Grunde, weil die Atolle aus Corallen bestehen, also keinen Thon oder Lehm aufzuweisen haben. Dasselbe gilt für Neu-Britannien und Neu-Irland, wo ebenfalls ohne Gefässe und Wasser gekocht wird; man röstet die Nahrungsmittel, hauptsächlich Vegetabilien, auf heissen Steinen, eine Bereitungsweise, die vollständig genügt und allgemein über Oceanien verbreitet ist. Unter den Rassen der Südsee ist es die schwarze, welche vorzugsweise, vielleicht ausschliesslich, Töpfe anzufertigen versteht, und zwar die Bewohner von Neu-Guinea, den Admiralitäts-Inseln, Trobriand, einigen der Neu-Hebriden und der Fidschi-Inseln, welche letztere höchst eigenthümliche Thongefässe erzeugen, die in phantastischen Formen an solche aus Central-Amerika erinnern.

Ich selbst lernte die Töpferei erst in Neu-Guinea und zwar an der Südostküste kennen. Anuapata im Moresby-Hafen ist hier der Hauptplatz dafür und das wahre Bunzlau dieses Theiles der Küste, denn auch hier findet sich das Gewerbe nicht gleichmässig vertheilt, sondern ist gewissen engeren Gebieten, ja zuweilen nur bestimmten Dörfern eigen. Ein schlagendes Beispiel dafür liefert Deräni oder Deläni, eine kleine Niederlassung im Hall-Sound gegenüber der Insel Laval oder Jule Island. Das Dorf wird zur einen Hälfte von Eingebornen des Narastammes, zur anderen von solchen des Rorostammes bewohnt, von denen nur erstere Töpferei verstehen. Als daher einst die Roro die Nara vernichten wollten, mengten sich die benachbarten Maiva darein und stifteten Frieden, weil sie ihre Töpfe von den Nara eintauschen. Töpferei findet sich übrigens an der Südostküste Neu-Guineas vom Hall-Sound bis Keppel-Bai, dann weiter östlich erst wieder in Orangerie-Bai, South-Cape, Milne-Bai, sowie auf den benachbarten Inseln Hayter, Heather, Moresby, Basilisk und d'Entrecasteaux. Merkwürdiger Weise herrscht aber auf diesen östlichen Inselgebieten eine erhebliche Formverschiedenheit, indem die Töpfe hier nicht die gewöhnliche Kugelgestalt zeigen, sondern einen flachen Boden besitzen.

Die Bewohner des Innern, die Koiäri, verstehen ebensowenig Töpfe zu fabriciren, als die Leute des Stammes der Koitapu, welche ihre Töpfe von den Motu, hauptsächlich aus Port Moresby beziehen, das einen lebhaften Tauschhandel damit, westlich bis Freshwater-Bai, betreibt. Die Töpferei ist übrigens ausschliessend in Händen der Weiber, und schon kleine Mädchen üben sich in derselben und bringen es mit der Zeit zu einer, man kann fast sagen, erstaunlichen Fertigkeit.

Das Material zu den irdenen Waaren ist natürlich Lehm (Raro) und zwar in drei verschiedenen Sorten:

1. ein hellfarbiger, Raro koroto,
2. ein lettenblauer, Raro duba, und
3. ein ziegelrother, Raro kaka,

der reichlich mit feinem weissen Sande, Rario, vom Strande vermengt wird. Die Zubereitung des Lehmes ist eine sorgfältige, indem ihn die Weiber in langen Trögen aus alten Canoes, trocken in kleine Stückchen zerklopfen und von Steinchen und anderen fremden Stoffen reinigen, wobei die kleinen Mädchen helfen. Es werden gewöhnlich alle 3 Lehmsorten zu gleichen Gemengtheilen verwendet, nur die Schüsseln werden ausschliessend aus rothem Lehm, Raro kaka, verfertigt.

Die Töpferei-Geräthschaften sind äusserst einfach und bestehen im wesentlichen aus einem flachen, meist vom Wasser abgeschliffenen Stein, Nadi, und einem

flachen, pritschenförmigen Schlägel oder Klopfer, Japatu. Rara, das heisst die abgeschlagene halbkugelförmige obere Hälfte eines grösseren Topfes, ist als eine Art Form zu betrachten, oder als Untersatz, in welchem grössere Töpfe während der Arbeit ruhen. Diese Rara werden an den hervorragenden Enden des Pfahlhauses aufgehängt, und schon daran erkennt der Kundige, dass Töpferei betrieben wird.

Die Anfertigungsweise der Töpfe steht mit der Einfachheit der Geräthschaften im vollen Einklange. Die Töpferin hat neben sich eine Schüssel mit Wasser, ein Häufchen Sand und vor sich den Klumpen feuchten Lehmes. Indem sie den letzteren reichlich mit Sand durchwirkt, formt sie eine grosse runde Kugel, welche nun mit den Fingern ausgehöhlt wird, so dass zuerst ein blumentopfartiges Gefäss entsteht. Jetzt beginnt die Frau, mit der linken Hand den Stein unterlegend und mit der rechten den Klopfer führend, das rohgeformte Gefäss auszutreiben, denn diese Töpferarbeit ist nichts anderes, als Treiben in Lehm, da weder an Material abgenommen noch hinzugefügt wird. Das Augenmaass der Arbeiterin ist dabei geradezu bewundernswürdig, die nur mit den Händen, und zwar hauptsächlich Daumen und Zeigefinger, und ohne den Topf irgendwie zu drehen, die cirkelrunde Oeffnung des Topfes formt. Ich maass eine solche nach und fand sie genau 18 *cm* im Durchmesser, ja sogar den Rand durchaus 10 *mm* breit. Während der Arbeit werden übrigens Stein und Klopfer häufig angefeuchtet. Zum Glätten der Oberseite des Topfes dient die flache Seite des Klopfers. Zuweilen entsteht durch zu häufiges Klopfen an einer und derselben Stelle ein Riss. Die Arbeiterin hilft sich in diesem Falle, indem sie beide Rissflächen übereinander legt. Kleinere Töpfe werden meist sogleich fertig gemacht, grössere in zwei Hälften und nicht mit einem Male. Die fertigen Töpfe werden zunächst in der Sonne getrocknet, bis sie eine helllehmgelbe Farbe annehmen.

Hierauf beginnt das Brennen, ein sehr einfacher und unvollständiger Process. Vier bis sechs Töpfe werden nahe an einander gestellt, faules Holz, Rinde, Palmblattrippen, trockene und grüne Blätter u. s. w. darum so aufgehäuft, dass die Töpfe ganz bedeckt sind. Dieses leichte Feuerungsmaterial wird nun angezündet und brennt in ungefähr einer Viertelstunde nieder, während welcher Zeit die Töpfe mittelst langer Stöcke öfters gewendet werden, so dass alle Theile möglichst der Gluth ausgesetzt werden. Ist das Feuer ziemlich ausgebrannt, so nimmt man die Töpfe mit einem langen Stocke heraus und bespritzt und bestreicht sie mittelst eines Stückes Cocosnussfaser mit Arara, das heisst einem Absud von Mangroverinde, die den Töpfen eine lohrothe Farbe giebt. Hierauf werden die Töpfe zum zweiten Male, aber nur auf 10 Minuten einem lichten Feuer von trockenen Palmblattrippen ausgesetzt und sind nun fertig. — Wie leicht zu ermessen, ist dieser einfache Brennprocess ein sehr unvollkommener. Die Erdwaaren sind in Folge dessen wenig dauerhaft, und die Wassergefässe halten selten vollständig Wasser, sondern lassen dasselbe langsam durchsickern, wodurch dasselbe aber kühler wird.

Was die Form und Gattung der irdenen Waaren selbst anbelangt, so werden an diesem Theile der Südostküste Neu-Guineas hauptsäch vier verschiedene Arten verfertigt und zwar: Wassertöpfe (Hodu), Kochtöpfe (Uro), Schüsseln (Nau) und Näpfe (Oburo).

Hodu, Wassertöpfe, sind fast kugelförmige Gefässe mit einer schmalrandigen kleinen Oeffnung, gerade gross genug, um der Hand der Töpferin Eingang zu lassen. Die gebräuchlichste Grösse der Wassertöpfe zeigt folgende Dimensionen: Durchmesser 30—40 *cm*; Oeffnung 6—8 *cm*, der oberste Rand 10—15 *cm* weit im Diameter.

Uro, Kochtöpfe, gleichen in der kugelförmigen Gestalt ganz den vorigen, sind aber meist grösser und haben stets eine weite Oeffnung (18—25 *cm*). In diesen Töpfen werden sowohl Fleisch (Känguru, Schwein, Dugong), als namentlich Vegetabilien, darunter die so beliebten steinharten Klösse aus Sago (Rabbia) gekocht. Die Oeffnung wird meist mit einem grünen Bananenblatte zugebunden, zuweilen dient ein Scherben als Deckel. Da die Töpfe in Folge des kugelrunden Bodens leicht kentern, so besteht die Feuerstelle aus Sand und es werden Steine untergelegt.

Kaike und Kaiwa sind kleinere Abarten des Uro. Tohä sind colossale Kochtöpfe, welche zum Aufbewahren von Sago, Arrowroot u. dergl. dienen. Ich maass einen solchen, der 1,41 *m* Umfang hatte. Der leichten Zerbrechlichkeit halber werden diese Tohä meist mit Flechtarbeit umsponnen.

Nau oder Nao, Schüsseln, gleichen in der Form dem unteren Drittel der beiden vorhergehenden Gefässe, sind also fast halbkugelförmig, haben dickere Wandungen und sind von sehr verschiedener Grösse. Sie dienen als Essgefässe und zum Aufbewahren von Esswaaren, aber nicht als Kochgeschirr.

Abarten des Nau sind Kibo und Kibokibo, d. h. kleinere Schüsseln. Hulu ist eine solche kleine Schüssel mit kurzem Fuss; sie dient zum Aufbewahren der schwarzen Farbe (Russ) zum Tätowiren.

Oburo heissen halbkugelförmige Näpfe, die als Essgefässe und Wasserschöpfer dienen und ganz den Nau gleichen, nur dass sie meist kleiner und höher sind. Uebrigens gehen alle diese Subspecies von Töpfen ineinander über und werden selbst von den Eingebornen nicht mit Präcision unterschieden.

Ich freue mich, dass ich neben Material und Geräthschaften der Töpferei auch die hauptsächlichsten Erzeugnisse derselben hier vorzeigen kann und will nur noch einen Punkt kurz berühren. Ich glaubte nehmlich in gewissen Zeichen, Nägeleindrücken, Punkten, Strichelchen, Knötchen u. dergl. am Rande der Gefässe Anfänge von Verzierungen zu finden, erfuhr aber bei genauer Nachfrage zu meinem nicht geringen Erstaunen, dass diese Zeichen nicht als Verzierung, sondern als Handelsmarke dienen. Diese, Igeri genannt, sind den Weibern in Port Moresby wohlbekannt und jede hervorragende Töpferin hat ihr besonderes Zeichen, womit sie ihr Fabrikat schützt. Bei der Reichhaltigkeit meiner Untersuchungen über diesen Gegenstand muss ich es mir versagen, auf diese Igeri hier näher einzugehen, die sich überhaupt nur durch Zeichnungen veranschaulichen lassen. —

Hr. Jagor zeigt die in Indien üblichen, bei der Töpferei verwendeten Handambosse und fertige indische Töpfe. Im Uebrigen verweist er auf seine Mittheilungen in der Sitzung vom 15. Juli (Verhandl. S. 457). —

Hr. N. von Miklucho-Maclay:

Hr. Dr. Finsch hat gesagt, dass auch auf den Neu-Hebriden die Töpferei bekannt war. Aber sie ist jetzt vollständig verloren gegangen. Nur auf der grossen Insel Sandwich (Vate) werden Scherben von Töpfen gefunden und die Leute wissen sehr gut, dass ihre Väter und noch sie selber Töpfe hatten, aber sie gebrauchen jetzt keine mehr, noch verstehen sie dieselben zu machen. Nur gewisse Ortschaften sind mit dieser Kunst vertraut. Nachdem zu verschiedenen Zeiten Einwanderungen von den polynesischen Inseln nach den Neuen Hebriden kamen und die Leute lehrten, die Nahrung auf einfachere Weise mit Steinen zu kochen, gaben sie die Töpferei gänzlich auf. Ich habe keinen einzigen vollständigen Topf mehr auf den Neuen Hebriden gesehen, aber ein Missionar auf der Insel Vate

zeigte mir einen und schickte später denselben dem Museum in Sydney zu. Er war ausgezeichnet verziert, und der einzige, wo ich solche Verzierungen an Töpfen in Melanesien getroffen habe. Dieses Unicum ist leider jetzt durch den Brand der Ausstellung in Sydney auch vernichtet worden.

Die Bewohner der ganzen östlichen Küste von Neu-Guinea kennen die Töpferei, aber an der Maclay-Küste beschäftigen sich nur die Einwohner von zwei kleinen Inseln mit derselben. Die Bewohner der Küste selbst betreiben nirgends diese Kunst und sie würden, falls jene Insulaner den Handel mit Töpfen aufgeben sollten, oder in Folge von Krieg oder sonst etwas Töpfe nicht mehr zu ihnen gebracht würden, eine andere Methode erfinden müssen, um sich die Nahrung zu kochen. Sie erzählten mir, dass sie sich recht gut der Zeit erinnerten, wo sie ohne Töpfe backen und sonstige Nahrung zubereiten mussten.

Bei diesen Nachfragen ist es mir auch gelungen, herauszubringen, dass die jetzigen Leute an der Maclay-Küste durch Tradition noch die Zeit kennen, wo sie noch kein Feuer hatten. Es ist sehr eigenthümlich und sehr interessant, dass in verschiedenen Localitäten mir dasselbe erzählt wurde. Sie berichteten mir, dass damals, wo sie kein Feuer hatten, alle Früchte roh verzehrt wurden und dass deshalb die Leute an einer Zahnfleischerkrankung litten, wobei sie den Mund immer voll Blut hatten. Sie hatten auch einen besonderen Namen für diese Krankheit.

An der Maclay-Küste wird die ganze Töpferei von Frauen gemacht. Diess geschieht sehr einfach, indem sie nur ein Paar Ornamente um den Rand des Topfes herstellen.

Aber die Leute an der Südspitze von Neu-Guinea haben eine ganz eigenthümliche Topfform mit flachem Boden, während alle übrigen Töpfe keine solche Abflachung haben.

Auf der grossen Admiralitäts-Insel machen sie ausgezeichnete Töpfe, besonders Wassertöpfe mit 2 Oeffnungen, eine grössere zum Wassereingiessen und eine kleinere zum Trinken. Zugemacht werden dieselben mit einem Pfropfen aus Blättern.

Die Töpfe, die sie gewöhnlich in den Hütten aufhängen, sind in mannichfacher Weise ornamentirt. Diese Ornamente sind deshalb interessant, weil sie ganz und gar eine Nachahmung der Figuren sind, mit welchen sie sich selber tättowiren.

Ich muss schliesslich der Gesellschaft meinen innigen Dank aussprechen für die anhaltende Theilnahme während meiner langen Reise und namentlich Hrn. Professor Virchow.

(21) Hr. Grempler aus Breslau zeigt

Buckelarmbänder von Märzdorf in Schlesien.

Bei Märzdorf an der Lohe, etwa 2 Meilen südlich von Breslau, stiessen am 24. December 1881 einige beim Bau der Chaussee Wirrwitz nach Wangern beschäftigte Arbeiter bei Herstellung eines Einschnittes in dem nahe bei Märzdorf gelegenen Hügel auf eine altheidnische Begräbnissstätte. In einer Tiefe von 3 Fuss fand sich eine Urne, darunter wurden in einer Tiefe von 5½ Fuss menschliche Gebeine aufgedeckt, deren Armknochen von Bronzearmbändern umschlossen waren. Die betreffenden Armbänder erlaube ich mir Ihnen hiermit vorzulegen. Dieselben

stammen nach meiner Kenntniss aus der Hallstädter Periode und sind in solcher Schönheit im Norden unseres Vaterlandes noch nicht gefunden worden. (Nachträglich in v. Sacken's Werk dieselben Muster gefunden.) Es liegt mir daran zu constatiren, ob in märkischen und ärchäologischen Museen ähnliche Exemplare vorhanden seien. Ich habe keine gefunden. Das eine Buckelarmband ist hohl, das andere compact.

(22) Eingegangene Schriften:

1. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XII, Nr. II. London 1882.
2. Archiv des Vereins für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln. Nr. 8 und 9. Stade 1881, 1882.
3. Das älteste Stader Stadtbuch von 1286. Heft 1. Stade 1882.
4. W. Seibt, Das Mittelwasser der Ostsee bei Swinemünde. Berlin 1881. Geschenk des Hrn. Virchow.
5. Verhandlungen des wissenschaftlichen Beiraths des Königl. Geodätischen Instituts zu Berlin. Berlin 1881. Geschenk des Hrn. Virchow.
6. Procès-verbal de la 25e séance de la commission géodésique suisse tenue a l'Observatoire de Neuchâtel le 14. Mai 1882. Geschenk des Hrn. Virchow.
7. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Bericht 51. Breslau 1882.
8. Deutsche geographische Blätter. Bd. V, Heft 4. Bremen 1882.
9. Katalog ethnologischer Gegenstände aus dem Tschuktschenlande und dem südöstlichen Alaska. Bremen 1882.
10. Vierter Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Metz. Metz 1882.
11. Grewingk, Geologie und Archäologie des Mergellagers von Kunda in Estland. Dorpat 1882. Geschenk des Verfassers.
12. W. Blasius, Spermophilus rufescens Keys. et Blas. fossil in Deutschland. Geschenk des Verfassers.
13. A. Bastian, Völkerstämme am Brahmaputra und verwandtschaftliche Nachbarn. Berlin 1883. Geschenk des Verfassers.
14. Derselbe, Inselgruppen in Oceanien. Berlin 1883. Geschenk des Verfassers.
15. Joh. Gottfr. Herder, Denkmal Johann Winkelmann's. Herausgegeben von A. Dunker. Kassel 1882.
16. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. Bd. IX, Heft 3, 4. Kassel 1882.
17. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. Supplement VIII. Kassel 1882.
18. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. IX, Nr. 8, 9. Berlin 1882.
19. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XVII, Heft 4, 5. Berlin 1882.
20. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. Jahrgang 29. Nr. 12. Nürnberg 1882.
21. Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. Jahrgang X, Heft XI Berlin 1882.
22. Nachrichten für Seefahrer. Jahrg. XIII, Nr. 45—48. Berlin 1882.
23. J. Kollmann, Les races humaines de l'Europe et la composition des peuples. Paris 1882. Geschenk des Verfassers.

24. H. Handelmann, 37. Bericht zur Alterthumskunde Schleswig-Holsteins Kiel 1882. Geschenk des Verfassers.
25. Congrès géologique international; 2me session, à Bologne 1881. Bologne 1882. Geschenk des Hrn. Capellini.
26. Baeyer, Zur Entstehungsgeschichte der europäischen Gradmessung. Dazu 2 Karten. Geschenk des Hrn. Virchow.
27. Schierenberg, Wahrheit und Dichtung in der Götter- und Heldensage der Germanen. Frankfurt a/M. 1882. Geschenk des Verfassers.
28. W. Joest, Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien. Köln 1883. Geschenk des Verfassers.

Verbesserungen.

Seite	327,	Zeile	9	von oben	Xen statt Zen.
„	335,	„	3	„ unten	Threyg statt Tureyg.
„	336,	„	8/9	„ „	Kappadox statt Kopadax.
„	336,	„	2	„ „	Amardi statt Amordi.
„	338,	„	12	„ „	Choromithrene statt Choramithone.
„	341,	„	16	„ oben	Sterne statt Steine.
„	344,	„	6	„ unten	Ghelindschik statt Shelendschik.
„	349,	„	8	„ „	Ilippi statt Hippi.
„	350,	„	10	„ oben	Pasargades statt Pasagades.
„	350,	„	7	„ unten	Salae statt Sacae.

Chronologisches Inhaltsverzeichniss

der

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

Mitglieder-Verzeichniss S. 3.

Sitzung am 21. Januar 1882. Wahl des Ausschusses, S. 11. — Tod von **Schwann** und **Schlaginweit**, S. 11. — Mitglieder, S. 11. — Deutsche Polarcommission, S. 11. — Klucke und Kriwule. (Hierzu Taf. VIII). **Treichel**, S. 11. — Donica und Tabacznik. **Treichel**, S. 18. — Moderne Gussformen. **Handelmann**, S. 21. — Brandenburgische Steindenkmäler und meklenburgische Wendenkirchhöfe. **Handelmann**, S. 22. — Krötenaberglauben und Krötenfibeln (mit 7 Holzschnitten). **Handelmann**, S. 22; **Virchow**, S. 26. — Nachtrag zur prähistorischen Kartographie der Provinz Posen. (Hierzu Taf. IX.) **Schwartz**, S. 26. — Schädel und Alterthümer aus der Provinz Posen. **Virchow**, S. 29. — Australische Botenstöcke. (Hierzu Tafel X.) **Virchow**, S. 33. — Spinnen und Wirken in der Lausitz. (Mit 2 Holzschnitten.) W. **v. Schulenburg**, S. 35. — Altes Wahrzeichen der Havelfischer und mythologisch wichtige Blitzerscheinungen. (Mit 3 Holzschn.) W. **v. Schulenburg**, S. 38. — Prähistorische Fundstellen im Kreise Sorau, N.-Lausitz. **Saalborn**, S. 40. — Anatomische Untersuchung eines Microcephalen. (Mit 4 Holzschnitten.) **Flesch**, S. 40. — Photographien von Ainos, Giljaken und anderen Amurvölkern. Baron **Lühdorf**, S. 43. — Die im mittleren Oder- und Spree-Gebiet gefundenen Bronzewagen. **Behla**, S. 43; **Weiss**, **Bastian**, S. 50; **Virchow**, S. 53. — Eingeborne von Formosa und Ceram. **Joest**, S. 53. — Alfuren-Schädel von Ceram und anderen Molucken. **Virchow**, S. 76. — Böhmische Funde, insbesondere das vermeintliche Grab des Taboritenführers Prokop. L. **Schneider**, S. 93; **Voss**, S. 95. — Eingegangene Schriften, S. 96.

Sitzung am 18. Februar 1882. Rückkehr des Dr. **Buchner** aus Africa. S. 97. — Neue Mitglieder. S. 97. — Congrés des missions ethnographiques in Genf. Deutsches Handelsmuseum in Berlin. S. 97. — Deutsche Polar-Commission. **Woldt**, S. 97. — Denkmal **Chamisso's**, S. 97. — Rundmarken an Kirchenmauern in Preussen. **Anger**, S. 97; **Virchow**, S. 99. — Truso. **Anger**, S. 100; **Virchow**, S. 102. — Fensterurnen im Fürstenthum Lüneburg. **Heintzel**, S. 102; **Virchow**, S. 104; **Voss**, **Friedel**, S. 105. — Hufeisensteine. (Mit Holzschnitt.) **Handelmann**, S. 105. — Süsswasserquellen im Untergrunde des Watts und des Meeres. **Handelmann**, S. 106. — Geschlagener Feuerstein von Smyrna. **Jagor**, S. 107. — Thierzeichnungen aus der Höhle von Altamira, Spanien. **Jagor**, S. 107. — Römische Münzen aus der Nieder-Lausitz. **Jentsch**, S. 107. — Lausitzer Funde. (Mit Holzschnitt.) **Behla**, **Virchow**, S. 108; **Voss**, S. 109. — Bildtafeln und andere Gegenstände von den Nicobaren. (Hierzu Tafel XI.) **de Roepstorff**, S. 110; **Virchow**, S. 111. — Schädel und ethnologische Gegenstände von Djonk-Ceylon. **Weber**, **Bastian**, S. 112. — Bronzefund von Spandau. (Hierzu Tafel XII und XIII, 2 Kartenskizzen und 4 Holzschnitte.) **Vater**, S. 112; **Voss**, S. 121; **Virchow**, S. 135. — Funde aus Berlin und Umgegend. (Mit 3 Holzschnitten.) **Friedel**, S. 136. — Bronzefund aus der Duxer Riesenquelle. (Mit 2 Holzschnitten.) **Virchow**, **Pudil**, **Wiechel**, S. 141. — Gräber von Rössen an der Saale. **Nagel**, S 143. — Erdeinschnitte an Burgwällen. **Treichel**, S. 144. — Die Uhlenburg bei Ivenrode, Kreis Neuhaldensleben. (Mit Holzschnitt.) **Maass**, S. 145; **Virchow**, S. 148. — Einhornhöhle bei Scharzfeld am Harz. **Virchow**, **Struckmann**.

S. 149. — Schädel von Ulejno, Kažmierz und Pawlowice, Provinz Posen. **Virchow**, S. 152. — Eingegangene Schriften, S. 158.

Ausserordentliche Sitzung am 11. März 1882. Desor †, S. 159. — Virchow-Stiftung. **Bastian**, S. 159; **Virchow**, S. 160. — Bedeutung des Ortsnamens Elgut (Lgota). **Elsner v. Gronow**, S. 160. — Ethnologische Gegenstände von den Shombengs, Nicobaren. **de Roepstorff**, S. 161. — Palau-Schädel. A. B. **Meyer**, S. 161. — Deformation der Köpfe bei den Malanaus, Borneo. A. B. **Meyer**, S. 163. — Rassenfrage in Oceanien. **Finsch**, S. 163. — Jadeit- und sonstige Steinbeile. H. **Fischer**, S. 166; **Virchow**, S. 168; **Jagor**, S. 170. — Cueva de Altamira, Santander. (Mit Holzschn.) **Jagor**, S. 170. — Bronzegefäss mit Zeug. **Schlesinger, Bastian**, S. 171. — Gräberfunde von Corneto, insbesondere ein Wagen mit Rädern. **Bartels**, S. 171. — Moderne Pfeilspitze aus Obsidian. E. **Krause**, S. 172. — Rundmarken an Kirchen und Ausbuttern von Münzen. **Anger, Frischbier**, S. 172. — Ausgrabungen bei Thiede, verwundeter Riesenhirsch. (Mit 2 Holzschnitten.) **Nehring**, S. 173; **Hartmann**, S. 178; **Virchow**, S. 179; **Bartels**, S. 180. — Ainos auf der Insel Yesso. **Joest**, S. 180; **Virchow**, S. 192.

Sitzung am 18. März 1882. Neue Mitglieder, S. 193. — Gesellschaften in Kopenhagen und Greifswald, S. 193. — Anthropologische Erhebungen in Oesterreich. Baron **Andrian-Werburg**, S. 193. — Gräberfunde vom Schlossplatz in Berlin, S. 193. — Bronzefibel und Urne von Starzeddel und verzierte Hirschhornzacke von Guben. (Mit 4 Holzschnitten.) **Jentsch**, S. 193. — Alte Blasehörner. **Schierenberg**, S. 196. — Familienleben, Heirathsgebräuche und Erbrecht der Kaffern. **Nauhaus**, S. 198. — Vorkommen des Riesenhirsches in der Mark und Scrobicularienschicht von Greifswald. **Friedel**, S. 212. — Zwergenkind aus Holland. **Virchow**, S. 215. — Steinwerkzeuge aus Kaukasien. (Mit 4 Holzschnitten.) **Virchow**, S. 215. — Brasilianische Muschelberge der Provinz St. Catharina. (Hierzu Tafel XIV.) **Virchow, v. Eye**, S. 218; **Stegmann**, S. 219. — Aino- und prähistorische Schädel mit Occipitalverletzungen. (Mit 5 Holzschnitten.) **Virchow**, S. 224. — Naya-Kurumbas im Nilgiri-Gebirge und Kader in den Anamally-Bergen. (Hierzu Tafel XV und 6 Holzschnitte.) F. **Jagor**, S. 230. — Volksheilmittel gegen die Wasserscheu. **Treichel**, S. 242. — Beiträge zur Prähistorie des westpreussischen Kreises Carthaus nach den Akten des dortigen Landrathsamtes. (Mit 2 Skizzen.) **Treichel**, S. 245. — Eingegangene Schriften, S. 252.

Sitzung am 22. April 1882. Charles Darwin †, S. 255. — M. F. Essellen †, S. 255. — Neue Mitglieder, S. 255. — Ueber gewisse typische Bronzeringe. (Mit 11 Holzschnitten.) J. **Mestorff**, S. 255. — Alterthümer von Yucatan. W. **Reiss**, S. 260. — Prähistorische Stelle aus slavischer Zeit an der Wieringsdorfer Wassermühle bei Luckau. **Behla**, S. 261. — Kirchenmarken. **Anger**, S. 263. — Satorformel und Tolltafel. (Mit 2 Holzschnitten.) **Treichel**, S. 264. — Sagen der Tschetschenen. **Dolbeschew**, S. 267. — Fossile durchbohrte Terebratel aus einem Indianergrabe von Iowa. E. **Schmidt**, S. 274. — Flachbeile von Jadeit und edlen Gesteinen in der Pfalz und dem Elsass. **Virchow**, S. 274. — Topfscherben von Olmütz. **Biefel, Virchow**, S. 275. — Pfahlbauartige Grundlage der Dominsel in Breslau. **Göppert, Virchow**, S. 276. — Ausgrabungen in der Troas. **Schliemann**, S. 276. — Topfscherben von der Rohrinsel bei Schmökwitz. **Künne**, S. 277. — Bronzecelt und hohler Stein von Spremberg. **Ascherson**, S. 277. — Aegyptische Steinsachen. **Schweinfurth, Beyrich**, S. 278. — Korea. **Müller-Beek**, S. 278. — Geographentag in Halle. **Woldt**, S. 278. — Buddhismus. **Bastian**, S. 278. — Haida's. **Bastian**, S. 278. — Unterkiefer aus der Schipkahöhle bei Stramberg. **Virchow**, S. 298. — Weddas auf Ceylon. **Virchow**, S. 298. — Eingegangene Schriften, S. 303.

Sitzung am 20. Mai 1882. General Kaufmann †, S. 305. — Neue correspondirende und ordentliche Mitglieder, S. 305. — Wahlen, S. 305. — Ausgrabungen in der Troas. **Schliemann**, S. 305. — Reise nach Neu-Guinea. (Mit Holz-

schnitt). **Finsch**, S. 309. — Nachricht von A. v. **Horn** v. d. **Horck**, S. 313. — Photographie eines Kriegscanoes der Maori. **Schweinfurth**, S. 313. — Schulzenstab. **Andrée**, S. 313. — Eiserne Kröten. (Mit Holzschn.) **Virchow**, S. 314; **Schricker**, S. 315. — Alte Ausgrabung auf dem Stenderkloben bei Königsaue (Aschersleben). (Mit Holzschnitt.) **Becker**, S. 316. — Glaspasta. (Mit Holzschnitt.) **v. Alten**, S. 318. — Freesdorfer Borchelt. (Mit Holzschnitt.) **Behla**, S. 318. — Prähistorische Kochstellen aus vorslavischer Zeit bei Luckau, Geitners Mühle. **Behla**, S. 319. — Ostpommersche Alterthümer. **Treichel**, S. 320. — Bemerkungen und Ansichten über den Kaukasus und seine vorhistorischen Verhältnisse und Völker und deren Industrie. (Mit Kartenskizze.) **Bayern**, S. 326; **Virchow**, S. 354. — Alterthümer aus dem Gubener Kreise, namentlich dessen Burgwälle. (Mit 8 Holzschn.) **Jentsch**, S. 355. — Untersuchungsreise in Galindien und Sudauen. **Bujak**, S. 367. — Schlangen- und Aalsagen. **v. Schulenburg**, S. 369. — Bronzepatina. **Rochholz**, S. 369. — Bronzefibula von Blankenfelde. **Nehring**, S. 369. — Australische Botenstöcke. (Holzschnitt.) **Bastian**, S. 370; **Virchow**, S. 371. — Spandauer Bronzefund. (4 Holzschnitte.) **Virchow**, S. 371; **Voss**, **Nehring**, S. 381; **Behla**, S. 382. — Reiseerinnerungen aus Aegypten. **Fritsch**, S. 383. — Eingegangene Schriften, S. 383. — Erklärung der Tafel XV, S. 384. — Druckfehler, S. 384.

Sitzung am 17. Juni 1882. Mitglieder, correspondirende und ordentliche, S. 385. — Brief von **Finsch**, S. 385. — Ausgrabungen in der Troas. (Holzschnitt.) **Schliemann**, S. 386. — Pfahlbaustation Auvernier. (Holzschnitt.) **Gross**, **Virchow**, S. 388. — Verzierte Steinscheibe von Nemmin bei Schivelbein (Holzschnitt.) **Virchow**, S. 392. — Gräberfeld von Kluczewo (Posen). Urne mit Thierzeichnungen. (2 Holzschn.) **M. Erdmann**, S. 392; **Virchow**, S. 394. — Funde von Battin, Pommern. (3 Holzschnitte.) Rich. **Krüger**, S. 397. — Slavisches Grab mit Leichenbrand bei Wachlin, Pommern. (8 Holzschnitte.) **Virchow**, S. 401; **Friedel**, **Voss**, S. 406. — Alterthümer, besonders Eisenfunde aus dem Gubener Kreise. (17 Holzschn.) **Jentsch**, S. 407. — Münzfund von Paretz. **Friedländer**, **Virchow**, S. 414. — Chirurgisch-medicinisches Besteck für Nothfälle. **Falkenstein**, S. 414. — Tschuktschen-Hund. **Woldt**, S. 415. — Sator Arepo. **Jagor**, S. 415. — Riesenhirsch und prähistorische Knochenverletzungen. **Hartmann**, S. 416; **Bartels**, S. 417; **Virchow**, **Friedel**, S. 418; **Dames**, **Voss**, **Virchow**, S. 419. — Germanische und ursprünglich germanische Rundwälle in der Niederlausitz und im Elstergebiet. **Behla**, S. 419; **Schwartz**, S. 430. — Alte Gräber in Sibirien. **Radloff**, S. 430. — Eingegangene Schriften, S. 432.

Sitzung am 15. Juli 1882. Neue und correspondirende Mitglieder. Statutenänderung. S. 435. — Excursion nach Feldberg in Meklenburg, Rethra. (Holzschn.) Alfred G. **Meyer**, S. 435; **Friedel**, **Oesten**, S. 438. — Excursion nach Stettin. **Virchow**, S. 440. — Wendische Graburne. (Holzschnitt.) **Friedel**, S. 444; **Virchow**, S. 446. — Burgwall bei Kunersdorf im Oderbruch. **Thieme**, S. 450. — Krötenaberglauben. **Nehring**, S. 451. — Skelette aus dem Kaukasus. **Stieda**, S. 451. — Ausgrabungen in der Troas. (7 Holzschnitte.) **Schliemann**, S. 451. — Wagenrad von La Tène. (Holzschn.) **Gross**, S. 456. — Kochgefässe aus Baumrinde. **Jagor**, S. 456. — Verwendung des Kattuns bei Andamanesen und Australiern. **Jagor**, S. 457. — Töpferei, namentlich in Ordizan (Pyrenäen), Siut (Aegypten), Kleinasien und Syrien. (7 Holzschnitte.) **Jagor**, S. 457; **Voss**, S. 462; **Virchow**, S. 463; **Wetzstein**, S. 464. — Neuirländische Tempelschnitzereien. **Hernsheim**, **Bastian**, S. 470. — Steinwerkzeuge aus dem Banda-Distrikt, Indien. **Rivett-Carnac**, S. 470. — Kaukasische und transkaukasische Gräberfelder. (2 Holzschnitte.) **Virchow**, S. 471. — Eiserne Nadeln von Burg an der Spree. **v. Schulenburg**, S. 482. — Prähistorische Alterthümer von Brandenburg an der Havel. **Stimming**, S. 482. — Eingegangene Schriften, S. 482.

Sitzung am 21. October 1882. Correspondirende und ordentliche Mitglieder, S. 485. — Anthropologische Gesellschaft in Lyon, S. 485. — Generalversammlung

der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Frankfurt. **Virchow**, S. 485. — Berichte von **Finsch** und **Maclay**, S. 486. — Persische Alterthümer. (Holzschnitt.) **Houtum-Schindler**, S. 486. — Mexikanische Ruinenstätte von S. Andres Tuxtla. (Mit Kartenskizze.) **Kerber**, S. 488. — Photographien von Schädeln auf Papier. **L. Schneider**, S. 489. — Graphitische Thongefässe von Olmütz und Kremsier. (5 Holzschn.) **Biefel, Virchow**, S. 489. — Irdener Trinkbecher von Loschtic bei Müglitz, Mähren. **Virchow**, S. 492. — Verwendung von Landschildkröten. **v. Martens**, S. 492. — Burgwall bei Quadenschönfeld, Meklenburg. (Kartenskizze.) **v. Borck, Oesten**, S. 494. — Schwarzwälder Käsenapf. (Holzschnitt.) **Virchow**, S. 495. — Topographie des Namens Elgut (Lgota). **Elsner v. Gronow**, S. 495; **Virchow**, S. 496. — Thongefässe mit Radverzierung von Garrenchen bei Luckau. (Holzschnitt.) **Behla**, S. 496; **Virchow**, S. 497; **Friedel**, S. 498. — Kirchenmarken. **Anger**, S. 499; **Handtmann**, S. 500. — Hochäcker in Holstein. **Handelmann**, S. 503. — Neue kaukasische Gräberfunde. (7 Holzschnitte.) **Bayern**, S. 503. — Skelette von Kaukasiern. **Stieda**, S. 505. — Archäologische Karte von Westpreussen. **Ossowski**, S. 506. — Alte Gebräuche in Westpreussen. (2 Holzschnitte.) **Treichel**, S. 506. — Ausgrabungen bei Harpstedt, Hannover. **Müller**, S. 509. — Photographien von Lappland und Spitzbergen. **Ehrenhaus, Virchow**, S. 509. — Höhlenfunde von der Riviera. (7 Holzschnitte.) **Schultze, Virchow**, S. 510. — Gräberfeld von Alt-Rüdnitz, Neumark. (3 Holzschn.) **Friedel**, S. 512; **Virchow**, S. 515. — Erwerbungen des Königl. Museums. (Taf. XVII.) **Bastian**, S. 516. — Funde im Posenschen. (Holzschnitt und Kartenskizze). **Schwartz**, S. 518. — Votiv-Kuh aus Neustadt in Ungarn. **Schwartz**, S. 521. — Menschliche Knochen von Hoff, Pommern. Baumannshöhle. **Woldt**, S. 521; **Nehring**, S. 522. — Alte Wohnplätze bei Gr. Gerau, Hessen. **Virchow**, S. 522. — Römische Töpferwerkstätten bei Heidelberg. **Virchow**, S. 524. — Prähistorische Artefakte von Haywood County, North Carolina. Mann S. **Valentine**. S. 525. — Eingegangene Schriften, S. 525. — Verbesserungen, S. 526.

Sitzung am 11. November 1882. Begrüssung von **Finsch**, lebender Neu-Britannier. **Bastian, Finsch**, S. 527; **Hartmann**, S. 528. — Neue Mitglieder, S. 528. — Erwerbungen des Königl. Museums. **Bastian**, S. 528. — Brasilianische Ausstellungen. **Bastian**, S. 529. — Haida-Publikation. **Bastian**, S. 529. — Prähistorie von Guben. **Jentsch**, S. 529. — Pfahlbaustation von Finelz. (3 Holzschnitte.) **Gross**, S. 531. — Mützenurne mit Thier- und Menschenzeichnung. (Holzschnitt.) **v. Rozycki**, S. 532; **Virchow**, S. 533. — Verfahren zur Conservirung der Eisen-Alterthümer. E. **Krause**, S. 533. — Alterthümer von Mogilno. (6 Holzschnitte.) **Schwartz**, S. 538. — Waffen, Zauberwürfel und Schmuckkorallen (Agyiri, Agrie) der Süd-Afrikaner. (8 Holzschnitte.) **Merensky**, S. 540; **Jagor**, S. 545. — Gemmen vom Typus der Alsener. (6 Holzschnitte.) **v. Alten**, S. 545. — Eingegangene Schriften, S. 549. — Verbesserungen, S. 549.

Sitzung vom 16. December 1882. Verwaltungsbericht, S. 551. — Kassenbericht, S. 554. — Wahl des Vorstandes, Statutenänderung, S. 555. — Neue Mitglieder, S. 555. — Sator Arepo. **Mestorf**, S. 555; **Schierenberg**, S. 556; **Wetzstein**, S. 557. — Edda. **Schierenberg**, S. 557. — Krötenfibeln. **Handelmann**, S. 558. — Lhota, Elgut. L. **Schneider**, S. 559. — Hammer aus Elchgeweih von Parmel, Esthland. **Virchow**, S. 559. — Behauener Holzblock aus der Braunkohle von Amtitz. **Virchow, Hauchecorne**, S. 560. — Aegyptische Feuersteine. **Jagor**, S. 560. — Bildtafeln der Nicobaresen. **Roepstorff**, S. 561. — Gräberfunde von Wolkowo, Nowydwo und Wierszchocin. Graf **Kwilecki**, S. 562. — Pfahlbauten des Bodensees, Nephrit und Jadeit. **Virchow**, S. 563; **Arzruni**, S. 564. — Mittelamerikanischer Fund. (Tafel XVIII.) **Virchow**, S. 567; **Arzruni**, S. 570. — Gypsmasken von Samojeden. **Castan**, S. 571. — Chippeways. **Castan, Woldt, Virchow**, S. 571. — Töpferei in Neu-Guinea und den Neu-Hebriden. **Finsch**, S. 574; **Jagor, v. Miklucho-Maclay**, S. 576. — Buckelarmbänder von Märzdorf, Schlesien. **Grempler**, S. 577. — Eingegangene Schriften, S. 578. — Verbesserungen, S. 579.

Autoren-Register.

v. Alten 318. 545.
Andreé 313.
Anger 97. 100. 172. 263. 499.
Arzruni 564 570.
Ascherson 277.
Bartels 171. 180. 417.
Bastian 50. 112 171. 278. 370. 470. 516. 527. 528.
Bayern 325. 326. 503.
Becker 316.
Behla 43. 108. 261. 318. 419. 496.
Beyrich 278.
Biefel 275. 489.
v. Borck 494.
Bujak 367.
Castan 571.
Dames 419.
Dengel 494.
Dolbeschew 267.
Ehrenhaus 509
Elsner v. Gronow 160. 496.
Erdmann, M. 392.
Falkenstein 414.
Finsch 163. 309. 385. 527. 574.
Fischer, H. 166.
Flesch 40.
Friedel 135. 212. 406. 418 435. 440. 444. 498. 512.
Friedländer 414.
Göppert 276.
Grempler 577.
Gross, V. 388. 456. 531.
Handelmann 21. 22. 105. 106. 501. 558.
Handtmann 500.
Hartmann 178. 416. 528.
Hauchecorne 560.
Heintzel 102.
Houtum-Schindler s. Schindler.
Jagor, F. 107. 170. 230. 415. 456. 457. 545. 560. 576.
Jentsch 107. 193. 355. 407. 529
Joest 53. 180.
Kerber 488.
Krause, E. 172. 532.
Krüger, Rich. 397.
Künne 277.
Kwilecki, Graf 562.
Maass 145.
v. Martens 492.
Merensky 538.
Mestorf, J. 255, 555.
Meyer, A. B. 161. 163.
Meyer, A. G. 435.
v. Miklucho-Maclay 576.
Müller-Beek 278.
Nagel 143.
Nauhaus 198.
Nehring 173. 369. 381. 450.
Oesten 438. 494.
Ossowski 506.
Pudil 142.
Radloff 430.
Reiss, W. 260.
Rivett-Carnac 470.
Rochholz 369.
de Roepstorff 110. 161. 561.
v. Rozycki 531.
Saalborn 40.
Safranek 94.
Schierenberg 196, 566.
Schindler, Houtum 486.
Schliemann 11. 276. 305. 386. 451.
Schmidt, E. 274.
Schneider, L. 93. 489. 559.
Schricker 315.
v. Schulenburg 35. 38. 369. 482.
Schultze, J. C. 510.
Schulz, Aurel 385.
Schwartz, W. 26. 152. 369. 430. 519. 538. 562.
Schweinfurth 278.
Stieda 451, 505.
Struckmann 149.
Thieme 450.
Treichel 11. 18. 144. 242. 245. 264. 320. 506.
Valentine, Mann S. 525.
Vater 112.
Virchow 26. 29. 33 53. 76. 99. 102. 104. 108. 111. 141. 148. 149. 152. 168 179. 180. 214. 215 218. 274. 276 298. 305. 314. 325. 354. 367. 371. 388. 392. 398. 414. 418. 419. 440. 446. 462 471. 485. 489. 492. 495. 497. 510. 515. 524. 551. 559. 560. 563. 567. 571.
Voss 95. 121. 406. 419. 462.
Weiss 50.
Wetzstein 464. 557.
Wiechel 142.
Woldt 278. 521.

Sach-Register.

A.

Achilles-Tumulus in der Troas 276.
Aegypten, Töpferei 457; Flintsplitter 560; Steinsachen 278.
Afrika, Kaffern 198; Stämme im Süden 540.
Agyirl-Perlen 544.
Ainu 43, 180.
Albino 313.
Alfuren-Schädel von den Molucken 76.
Alsen, Gemme 545.
Altai, Gräber 430
Altamira, Höhle, Thierzeichnungen 107. 170.
Alterthümer von Yucatan, Bericht von Reiss 260.
Alt-Grabau, Westpreussen, Burgwall 144.
Alt-Rüdnitz a. d. Oder, Urnenfeld, Steinkistengrab 512.
Amazonen-Grabhügel in Kaukasien 347.
Amerika, Mittel-, Idole und Gefässe 567. Nord-, die nordwestliche Halbinsel 280. Nord-, s Haywood County.
Ammoniten-Gräber im Kaukasus 327.
Amtitz in Sachsen, Braunkohlenblock mit Hiebspuren 560.
Andamanesen, Verwendung des Kattuns 457.
Anthropologische Gesellschaft in Lyon 485.
Araukanische Nadeln und Silbersachen 471.
Asien. Amurvölker 43. Formosa und Ceram 53. Molucken 76.
Athabasken 279.
Australien. Botenstöcke 33. 370. Verwendung des Kattuns 457.
Australier, schlichthaarig 163.
Auvernier, Schweiz, Funde 388.

B.

Balshebbel bei Starzeddel, Kreis Guben 355.
Banda-District (Nordwest-Indien), Steinwerkzeuge 470.
Basutho, Zauberwürfel 542.
Battin, Pommern, Holz- und Thon-Gefässe 397.
Batzlin, Rundwall im Spreewald 422.
Baumannshöhle, Knochenfunde 522.
Becker, Franz, Mikrocephale 40.
Beesdau, Kr. Luckau, grosse Urne 108.
Belmont, Heliotrop-Steinbeil von 275.
Berlin, Funde aus 135. Culturreste und Conchylien, Lüneburgerstr. 137; v. d. Rehbergen, Stralauerstr., Jüdenstr., Spandauerstr., Kl. Heil. Geistgasse, 138. Pivotstein aus der Albrechtstr. 136. Römische Münzfunde 136. Schlossplatzfunde 193. Steingeräthe von Hülker's Villa 136.
Bernstein in Kaukasien 353. 472.
Besteck, chirurgisches und medicinisches, von Falkenstein 414.
Betšuanen, Zauberwürfel 542.
Bilderschrift 112.
Bildtafeln von den Nicobaren 110, 561.
Blackfeet, Stamm der 280.
Blankenfelde bei Berlin, Bronzefibel 369.
Blase-Hörner u. Schleswig. Goldhörner 196.
Blei-Gegenstände in Gräbern von Koban 341.
Blitzerscheinungen, mythologisch 39.
Bodensee, Pfahlbau-Funde 563.
Böhmische Funde 93, s. a. Dux.
Borneo, Deformation der Köpfe bei den Malanau's 163.
Botenstöcke 11. 33. 370.
Brahmanische Götterfiguren 112.
Brandenburg, Provinz. Bronzewagen 43. Vorkommen des Riesenhirsches. Siehe a.: Alt-Rüdnitz, Batzlin, Berlin, Blankenfelde, Bredow, Burg, Coschen, Freesdorf, Garrenchen, Gosmar, Gross-Mehsow, Guben, Königswusterhausen, Kunersdorf, Langengrassau, Lausitz, Luckau, Mülrose, Müschen, Neumühl, Niemitsch, Paretz, Reichersdorf, Sablath, Schmöckwitz, Sorau Kreis, Spandau, Spremberg, Starzeddel, Strega, Vettersfelde, Weissagk, Wirchenblatt, Woldenberg.
Brandenburgische Steindenkmäler und Mecklenburgische Wendenkirchhöfe 22.
Brandgruben-Gräber 447, Gross-Gerau 522.
Brandstellen, Reste slavischer Zeit bei Luckau 261, s. a. Bresinchen.
Brasilianische Ausstellung in Rio Janeiro und Berlin 529.
Brasilien, Muschelberge 218. Steingeräthe 220.
Brayniken, Ostpreussen, Hügelgräber 368.
Bredow bei Nauen, Schädel 372.
Brennen der Thongefässe in Aegypten 461, in Neu-Guinea 575.
Bresinchen, Kr. Guben, Brandstellen 366.
Breslau, erste Pfahlbau-Ansiedelung auf der Dominsel 276.
Briefschneiden's, Kunst des 34.

Bronze-Funde von Corneto 171, Gora 27, Izdebno 32, Kopenow 441. Pyrmont 143, Spandau 112. 380.

Bronze. Bügel von Auvernier 388. Celte aus dem Kaukasus 125, Spremberg 277, mit Resten der Hirschhornschäftung 369. Fibeln von Blankenfelde 369, von Starzeddel 193, Formen derselben 142. Fingerring von Friederikenhain 368. Gefäss (Beschlagkapsel?) mit Zeug von Luckau 171. Gürtel von Kopenow 443. Gussform für Celte 388. Halskette von Auvernier 388. Helm von Corneto 171. Patina, deren Natur 537, Posenscher Fibeln 369. Plattenfibula 471. Ringe, typische, im Kieler Museum 255. Ringfibula (Schnalle?) von Guben 409. Schwerter von Spandau 122, von Kopenow 443, aus Kaukasien 352. Wagen im Oder- und Spreegebiet 43, von Corneto 171. Zierwaffe 125. 129.

Bronze und Eisen im Hügelgrab von Wolkowo 562, in Gräbern von Gora 27, von Gorszewice 29, Guben 410.

Bronze, Gold und Silber in Skeletgräbern Kaukasiens 504.

Bronze und Steinhammer zusammen gef. 368.

Bronzezeit und Eisenzeit in Kaukasien 482.

Brunnengräber in Kaukasien 474.

Buchner's Rückkehr aus Afrika 97.

Buckelurnen von Słaboszewo 28.

Buckelarmbänder, Märzdorf 577.

Buderose, Kr. Guben, Burgwall 365.

Buddhismus in s. Psychologie von Bastian 278.

Bujack's Untersuchungsreise in Galindien etc. 367.

Burg im Spreewald, Schlossberg 422

Burgwälle, Erdeinschnitte in denselben 144, im Kreise Guben 355, in der Niederlausitz 419, germanische 419.

Burgwall bei Feldberg 436, bei Freesdorf 318, bei Jankowo, im See 520, bei Kunersdorf 450, bei Quadenschönfeld bei Feldberg 494.

Burnell † 485.

Bydžow, Böhmen, Reihengräber etc. 94.

C.

Canoe-Theile von den Nikobaren 111.

Carneol-Perlen 472. 545.

Carthaus, Westpreussen, Vorgeschichtliches 245.

Carwitz, Mecklenburg, 436.

Catharina, Sta., Brasilien, Muschelberg 218.

Ceram, Ostasien, Eingeborene 53. 63.

Ceylon, Djonk- 112, Wedda's 298.

Chalcedon-Steinbeil von Diebolsheim 275.

Chlor, Einfluss auf Metall-Patinirung 537; Eisenzersetzung durch 533.

Chloromelanit-Steinbeile 167. 275.

Chippeways in der Sitzung 571.

Cimbrisches Grab in der Königsau 316.

Commandoaxt (Zierwaffe von Bronze), Spandau 129.

Conchylien am Spreebett in der Lüneburgerstr. zu Berlin 137.

Corneto, Gräberfunde 171.

Coschen, Kr. Guben, 2te Gräberfundstelle 414.

Cueva de Altemira 170.

D.

Darwin † 255.

Darwin-Memorial, Aufruf 435.

Darzlubien, Westpreussen, Mützenurne mit Thier- und Menschen-Zeichnung 532.

Deformation des Schädels, künstliche 77, in Kaukasien 478, bei den Malanau's 163.

Dembowitz, Bronze-Celt mit Hirschhornschäftung 369.

Desor † 159.

Diebolsheim, Elsass, Chalcedon-Beil 275.

Dolmen in Kaukasien 344.

Donika und Tabacznik 18. 508.

Drakensberg, Reise nach dem, von A. Schulz 385.

Dugong (Schemirol) 561.

Dux, Böhmen, Bronzefund aus der Riesenquelle. 93, 141.

E.

Eden, das Biblische, im kaukasischen Isthmus 328.

Ehl, Elsass, Eupholit-Beil 275.

Einbaum aus dem Spandauer Pfahlbau 129.

Einhorn-Höhle bei Scharzfeld a. Harz 149.

Eisengeräthe vor dem Weiterrosten zu schützen 533; aus dem Kreise Guben 367; Lanzenspitzen, Armringe, Nägel in Gräbern von Gora 27.

Eisen-Periode im Altai 430; in Kaukasien 482.

Eisen-Schwert, zusammengebogen unter einer Urne bei Wszedzyn 538.

Eisgräber im Altai 432.

Elbing, Rundmarken 98.

Elchgeweih — Hammer 559.

Elgut (Lhota) Bedeutung des Namens 160, 495.

Elsass, Flachbeile von Jadeit und edlem Gestein 274.

Engelhardt in Kopenhagen † 193.

Erbrecht der Kaffern 198.

Erdeinschnitte an Burgwällen 144.

Esselen † 255.

Ethnologische Gegenstände: von Formosa und Ceram 53; von den Nikobaren 110. 161.

Eupholit-Beil von Ehl und Pulversheim 275.

Excursion nach Alt-Rüdnitz 512; nach Feldberg 435; nach Stettin 440.

F.

Falzbeine in Gräbern 35.
Familienleben der Kaffern 198.
Farbe der Augen, Haare, Haut: Schulerhebungen in Oesterreich 193.
Farben zum Bemalen, Brasilien 222.
Feldberg Mecklenb. Excursion 435. 494; Sammlung des dort. Alterth. Vereins 439.
Fensterurnen im Lüneburgischen 102.
Feuersteinsplitter aus Aegypten 560.
Feuerstein in Metalleinfassung, Smyrna 107.
Feuerstein Werkstätte von Koppalin 320.
Feuerstöcke der Nikobaren 111.
Fibula-Bügel in Thierform 23.
Fibulae in Kaukasien 352.
Figuren, menschliche, von Thon, Mittelamerika 569.
Finelz, Schweiz, Pfahlbau 531.
Fischknochen von Joinville, Brasilien 222.
Flachbeile von Jadeit und edlen Steinen, Pfalz 274.
Flatheads, Stamm der 280.
Formosa, Eingeborene 53.
Fossile Fauna in den Gypsbrüchen von Thiede 173.
Freesdorf Kr. Luckau, Burgwall 318; Kupferklumpen 108.
Friederikenhain Ostpreussen, Hügelgräber 368.
Friesischer Topf-Typus 547.
Funde aus Berlin und Umgegend 135.

G.

Ganggräber in Ostpreussen 368.
Garrenchen Kr. Luckau, Radverzierungen 496.
Geisterboote, der Nikobaren 111. 561.
Gemme von Alsen 545; von Jeverland 546.
Generalversammlung d. deutsch. Anthrop. Ges. 463.
Geographentag in Halle 278.
Gift- oder Schlangenstein 244.
Glätt-Instrumente für Thongefässe 463.
Glättung, intermittirende, an Gefässen 524.
Glasgefässe in kaukasischen Gräbern 505.
Glaspasta, geschnittene, aus Schleswig 318.
Gleichzeitigkeit von Mensch und Riesenhirsch 178.
Gletscher-Moränen-Wall bei Feldberg 438.
Goldarbeiten in mittelalterlichen Gräbern Böhmens 94.
Goldfund von Vettersfelde 530.
Gold im Kaukasus 342. 473; mit Bronze und Silber 504.
Goldmünze, (Diocletian) von Mülrose 136.
Goldi-Schädel 226.
Gora, Prov. Posen, Gräberfelder 26.
Gorszewice (Kazmierz) Gräberfelder und Skelet-Gräber 29. 155.
Gosmar bei Luckau, Rundwall 419.
Grab mit Skelett und Urne, Königsau 316.
Grabstätten mit Leichenbrand und Skeletten, Ulezno 153.
Grab des Taboritenführers Procop 94.
Grab eines Wilzen resp. Obotriten 446.
Grabstelle eines Aino, äusseres Aussehen 224.
Gräber biblischer Volksstämme in Kaukasien 327.
Gräberfeld von Woldenberg 515.
Gräber, Gang-, in Ostpreussen 368.
Gräberfunde von Corneto 171.
Gräber von Rössen Reg.-B. Merseburg 143.
Graphithaltige Thongefässe aus Mähren 489.
Greifswald, Geweihschaufeln vom Renthier 214.
Gross-Gerau Hessen, alte Wohnplätze 522.
Gross-Mehsow Kr. Calau, Rundwall 422.
Gross-Perlin in Pommern, Pfahlbau 325
Guben, Hirschhornzacke mit Kreisen verziert 193.
Guben, Kreis, Prähistorische Fundstücke und Burgwälle 355. 407. 529.
Gürtelbleche, Kaukasische 352.
Gum, Kaukasien, primitive Steingeräthe im Gebrauch 216.
Gussformen, moderne 21.
Gussform von Bronze, für Bronze-Celte, Auvernier 388.
Gypsbruch von Thiede 173.

H.

Haida's, Bastian: Ueber die 278.
Haida-Sammlung, Abbildungen 529.
Hakenkreuz am Boden einer slavischen Leichenbrand-Urne von Wachlin 401.
Hannover, Harpstedt, Ausgrabungen 509.
Harpunenspitze aus dem Spandauer Pfahlbau 129.
Hausurne, Prov. Sachsen 316.
Havelfischer-Wahrzeichen 38.
Haywood-County, Nord-Carolina, in Stein geschnittene Figuren 525.
Heidelberg, alte römische Töpfereien 524.
Heirathsgebräuche der Kaffern 198.
Heliotrop-Steinbeil von Belmont 275.
Hessen s. Gross-Gerau.
Hirschgeweih-Werkzeuge im Spandauer Pfahlbau 112. 119. 127.
Hirschhornschäftung eines Steinhammers 368, eines Bronze-Celts 369.
Hirschhornzacke mit Ringeln verziert, Guben 193.
Hirschhornknopf mit Ringeln (Sonnenzeichen) aus dem Pfahlbau von Auvernier 388.
Hochäcker in Holstein 501.
Höhle von Altamira, Thierzeichnungen 107.
Höhlenbär-Reste in der Einhornhöhle 149.
Höhlenfunde von der Riviera 510.
Hof bei Cammin, Gebeine und Photographie der Kirche 521. 540.
Hohberg-Rasse in Bezug auf Schädel 390.

Hohen-Zieritz, Mecklenburg, wend. Steingrab 445.
Holstein, Süsswasserquellen, Hufeisensteine 105. Bronze-Ringe im Kieler Museum 255.
Holzgefäss von Battin 397.
Holzkeule aus dem Torfmoor bei Weissagk 108.
Holzkoffer mit Bronzen von Kopenow 441.
Holztafeln, bemalt und geschnitzt, Nikobaren 110.
Horste im Havellande 430.
Hügelgräber mit Bronze und Eisen 562.
Hufeisensteine 105.
Hypsimesocephalie am Schädel von Ulejno 154.

J.

Jadeit-Geräthe am Bodensee 563, Beile 166, 274, nicht in Gräbern des Altai 432.
Jah, Instrument zur Deformation der Köpfe auf Borneo 163.
Japan, Aino's 181. 224.
Jeverland, Friesland, Gemme 546.
Imeritiner, Stamm in Kaukasien 480.
Indianer Grab von Jowa mit Terebratula 267.
Indien, Ueber die Kader und Naya Kurumbas 230 ff.
Indier aus Orissa, Photographie 559.
Inlanthkari, Kaukasien, Gräberfeld 477.
Joinville, Brasilien, Steingeräthe und Conchylien 220.
Izdebno, Provinz Posen, Steinkistengräber mit Bronzen 32.

K.

Kader, in den Anamally-Bergen 230. 239.
Käsenapf, Schwarzwalder 495.
Kaffern, Gebräuche etc. 198.
Karneol-Perlen in Gräbern von Koban 340.
Karte, archäologische, von Westpreussen 506.
Kartographie, prähistorische, der Prov. Posen 26.
Kasbeck im Kaukasus, Fundstellen 327.
Kattun, Verwendung bei den Andamanesen etc. 457.
von Kaufmann † 305
Kaukasien, Gräberfelder 471. 503. Prähistorie 326. Steinwerkzeuge 215. Sagen 267. Skelette 505.
Kazmierz, Prov. Posen, Gräberfeld, Skelette 155.
Kegelgräber bei Feldberg 436.
Kinderklapper von Nowydwo 562.
Kirchenmarken s. Rundmarken.
Klucke und die Kriwule 11.
Kluczewo, Prov. Posen, Gräberfeld und Urne mit Thierzeichnungen 392.
Knochengeräthe aus dem Kreise Guben 367.
Knochenwunden, verheilte, Riesenbirsch 173. 179. 416.
Koban, Kaukasien, Fundstelle 327, 339.
Kochgefässe aus Baumrinde 456.
Kochstellen aus vorslavischer Zeit, bei Luckau 319.
Königsaue, Prov. Sachsen, Ausgrabungen 316.
Königswusterhausen, Steinhacke 135.
Kohlenblock mit Hiebspuren 560.
Kolin, Böhmen, mittelalterliche Gräber mit Beigaben 94.
Kopanino, Prov. Posen, Skeletgräber 155.
Kopenow in Pommern, Holzkoffer mit Bronzen 441.
Koppalin, Hinterpommern, Feuersteinwerkstätte 320.
Korallen, Schmuck-, der Südafrikaner 540.
Korea, Vortrag von Müller-Beek 278.
Kremsier in Mähren, graphithaltige Thongefässe 489.
Kreuzornament, Stempel an Topfböden 261, an Urnen 450.
Kröten-Aberglauben 22. 451, -Fibeln 22. 558, eiserne, als Sinnbild der Gebärmutter 314.
Kupfer-Hammer von Auvernier 388.
Kupfer-Klumpen von Freesdorf 108.
Kulpi in Kaukasien, Steingeräthe 216.
Kunersdorf im Oderbruch, Burgwall 450.
Kuppelgräber im Kaukasus 327. 473.
Kutschkau, Kr. Meseritz, Gräberfeld 33.

L.

La Tène, Wagenrad von, 456.
Lausitzer Funde 108.
Landschildkröten, Verwendung 492.
Langengrassau, Kr. Luckau, Urnenfeld 108.
Lappländer Photographien 509.
Lausitzer Gefässtypus 423.
Lhota (Elgut), Bedeutung und Verbreitung des Ortsnamens 160. 495. 559.
Loschtic in Mähren, irdener Trinkbecher 492.
Luckau, Bronzegefäss mit Zeug 171, slavische Wohnstätte an der Wieringsdorfer Mühle 261, vorslavische Kochstellen 318.
Lübbinchen, Kr. Guben, Rohrhorst 366.
Lüneburg, Fensterurnen 102.
Lübtow, Pommern, Culturreste 322.

M.

Macrocephale Schädel in Kaukasien 478.
Mäander Ornament, Gora 27.
Märk. Museum, wissenschaftl. Beirath 305.
Märzdorf in Schlesien, Buckelarmbänder 577.
Mahlsteine aus dem Spandauer Pfahlbau 129.
Maiwurm, Mittel gegen Wasserscheu 242.
Malanau's, Deformation der Köpfe 163.
Maori, ein Kriegscanoe der 313.
Marienfeld in Kaukasien, Gräberfeld 477.

Mecklenburg, s. Feldberg, Hohen-Zieritz, Carwitz.
Mecklenburg, Wendenkirchhöfe 22.
Melanesier, Gestalt der 164.
Menschliche Ueberreste in Abfallhaufen von Joinville 222.
Menschliche Figuren in Stein geschnitten, Nord-Carolina 525.
Mexikanische Ruinenstätte 488.
Microcephale, Anatomische Untersuchung von Flesch 40.
Mönchswerder bei Feldberg 436.
Mörser zum Zerstossen von Salz in Kaukasien 217.
Mogilno, Alterthümer 538.
Mohrungen, Pr. Preussen, Rundmarken 98.
Molucken, Alfurenschädel 76.
Mülrose, Kr. Lebus, Röm. Goldmünze 136.
Münzen Ausbuttern 172.
Münzen, römische, Marc. Aurel, Berlin 136; Diocletian (Gold), Mülrose 136; in der Lausitz 107.
Münzen, kufische, im Königl. Museum 406.
Münzfunde in kaukasischen Gräbern 476.
Münzfund von Paretz 414.
Müschen, Kr. Cottbus, Urne mit Radornament 498.
Mützenurne mit Thier- und Menschen-Zeichnung, Westpreussen 532.
Muschelberge, brasilianische 218.
Museum in Stettin 441, Königl., neue Erwerbungen 516. 528.
Musik-Instrument von den Nikobaren 111.

N.

Näpfchen und **Rillen**, s. Rundmarken.
Natronglimmer (Paragonit) 570.
Naya-Korumba's im Nilgiri-Gebirge 230.
Nemmin bei Schivelbein, Steinscheibe mit Ringen 392.
Neolithische Zeit, Paläolithische Zeit 169.
Nephrite, Bodensee 563, Nephrite und Jadeite mineralogisch 564.
Nephrit- und andere Steinbeile in Europa 167. 275.
Nephrit nicht in Gräbern des Altai 432.
Neubrittannien, Knabe vorgestellt aus 527. 559.
Neuguinea, Finsch's Reise 309. Töpferei 574.
Neuhebriden, Sandwich-Insel, Töpferei 576.
Neuirland, Tempelschnitzereien 470.
Neumühl bei Cüstrin, Münzfund 406.
Neuzelle, Kr. Guben, Wenzelsburg 366.
Niemitsch bei Guben, Rundwall 421.
Nicolosteen, schwarzer Gemmenstein 548.
Nikobaren, ethnolog. Gegenstände 110. 161. Bildtafeln 561.
Nilgiri-Gebirgsbewohner, Ostindien 230.
Nowydwo, Hügelgrab mit Urne und drei Schläfenringen 562.

O.

Obsidian-Pfeilspitze, neu angefertigt 172, in Kaukasien 341.
Occipital-Verletzungen an Schädeln 224
Oceanien Rassenfrage 163.
Oesterreich, Schulerhebungen über Farben etc 193, s. a. Ollmütz.
Ollmütz, Topfscherben 275, graphithaltige 489.
Ordizan, Pyrenäen, Töpferei 457.
Ortsnamen, Elgut, Lhota, Vorkommen und Bedeutung 160.
Osseten in Kaukasien, Brachycephale und Mesocephale Schädel 479.
Ostpreussen, Bujak's Forschungen in Galindien und Sudauen 367.

P.

Paalstäbe von Spandau 380.
Paläolithische Zeit — Neolithische Zeit 169.
Palau-Schädel, Mikronesien 161.
Paphlagonien, Dengels Reisebericht 494.
Papua's, spiralig gekräuseltes Haar 163.
Papua-Knabe, Vorstellung, 527.
Papua's, Gestalt 310.
Paretz Kr. Osthavelland, arabische und deutsche Münzen des 10. Jahrhunderts 414.
Parmel bei Reval, Elchgeweih-Hammer 559.
Patina Posen'scher Bronzefibeln 369, mit Chlor 537.
Patroclus-Tumulus in der Troas 276.
Pawlowice Prov. Posen, Schädel, Pfahlbau 157.
Perlen, Bernstein, Kaukasien 472.
Persepolis, Werk über 110.
Persische Alterthümer 487.
Pfahlbau von Auvernier 388; Finelz 531; Gross-Perlin 323; Pawlowice 157; Spandau (Bronzezeit) 112.
Pfahlbau-Funde aus dem Bodensee 563.
Pfalz, Flachbeile von Jadeit etc. 274.
Pferd der Bronzezeit 382.
Pivot-Stein aus Berlin 137.
Platyknemie 481.
Plesse Kr. Guben, Burgwall, 363.
Pommern. Battin 396; Kopenow (Holzkoffer) 441; Nemmin 392; Ostpommersche Alterthümer 320; Stettin 440; Wachlin 398.
Polaruntersuchungs-Commission, Deutsche 11. 97.
Poliren der Thongefässe 462.
Politur-Mangel an Obsidian- und Silex-Geräthen 168.
Polynesier, Gestalt und Färbung der 164.
Posen, Prov. s. Gora, Gorszewice, Gosziéjewo, Jankowo, Izdebno, Kluczewo, Kopanino, Kutschkau, Mogilno, Nowydwo, Pawlowice,

Radojewo, Santomischel, Slaboszewo, Ulejno, Wierszocin, Wittkowo, Wolkowo, Wszedzyn.
Posen, prähistorische Kartographie der Provinz 26.
Pr.-Holland Rundmarken 98.
Priap von Stepan-Zminda 342.
Procop, Taboritenführer, sein Grab bei Kolin 94.
Prussia, Alterth. Ges. in Königsb. Bericht pro 1881. 367.
Pulversheim im Elsass, Eupholitbeil 275.
Pyrmont, Bronzefund 143.

Q.

Quadenschönfeld bei Feldberg, Burgwall 494.
Quellen, die Homerischen, in Troas 387.

R.

Radojewo, Schädel 29.
Radverzierungen an Thongefässen 496.
Räuchergefäss, Gorszewice 29; Reichersdorf 530.
Rassenfrage in Oceanien 163.
Redkin-Lager, Kaukasien, Gräber 327. 476.
Reichersdorf Kr. Guben, Funde 530.
Reihengräber-Typus 155; von Bydzow 94.
Rethra-Hypothese 437.
Rhuden, Ostpreussen, Hügelgrab 368,
Riesenhirsch, Vorkommen in der Mark 212; und prähistorische Knochenverletzungen 177. 416; Reste von Thiede 177.
Ringel (Sonnenzeichen), Verzierung prähistorischer Geräthe 389.
Riviera, Höhlenfunde 510.
Römische Münzen, in der Lausitz 107; in kaukasischen Gräbern 505; von Wirchenblatt 530; s. a. Münzen.
Rössen a. d. Saale, Reg.-Bez. Merseburg, Gräber 143.
Rundmarken (Näpfchen, Rillen), an Kirchen in der Neumark 500; Ostpreussens 97. 172. 263. 499.
Rundwälle, germanische, in der N.-Lausitz 419; s. Burgwälle.
Ruinenstätte bei S. Andres Tuxtla 488.
Russland, Tiflis, Kaukasien 326.

S.

Sablath, Schlossberg 421.
Sachsen, Prov. s. Schlieben, Rössen.
Sagen der Tschetschenen 267; s. a. Kröten-, Schlangen-.
Samojeden Masken 571.
Samthawro, Kaukasien, Kuppelgräber 327. 473. 503.
Sanskritwörter bei den Wedda's auf Ceylon 298.
Santomischel, Provinz Posen, Eduardsinsel, Schädel 31.
Sartatschali Kaukasien, Gräber 477.
Sator-Formel 264. 415 509. 555.
Schädelbestimmung, die von Spandau im Vergleich mit anderen 372.
Schädel, Deformation in Kaukasien 478.
Schädel-Photographien 489.
Schädel, Aino, prähistorische, mit Occipital-Verletzung 224; Alfuren 76; Auvernier, Pfahlbau 338; Bredow 372; Ceylon 112. 300; Eduardsinsel bei Santomischel 31; Gorszewice 156; Hohberg-Rasse 390; Kopanino 156; Mikronesien, Palau 161; Nordaustralien 163; Pawlowice 157; Pfalz, mit Steinbeil 275; Radojewo 29; Samthawro, mit krummgebogenen Knochen 505; Spandau, Pfahlbau der Bronzezeit 117. 371; Ulejno 152; Wedda 300.
Schalen mit Verzierung des inneren Randes 564.
Scharzfeld im Harz, Einhornhöhle 149.
Scheibennadeln, araukanische 472.
Schildkröten-Fibeln 26.
Schipka-Höhle bei Stramberg, Unterkiefer 298.
Schlaben, Kreis Guben, Burgwall 366.
Schläfenring, Ulejno 153, Kopanino 156, diverse 448, in einer Urne von Nowydwo 562.
Schlangen- oder Gift-Stein 244.
Schlesien, s. Breslau, Märzdorf.
Schleswig, geschnittene Gemme 318, s. a. Alsen, Sylt.
Schleuderkugeln, Troas 386.
Schlieben, Burgwall 421.
Schlittknochen, Berlin 139.
Schlossberge, im Kreise Carthaus 245.
Schmöckwitz, Kreis Teltow, slavische Scherben 277.
Schofar der Juden 196.
Schüsselmünzen 99.
Schulzenstock 11. 313.
Schwarzbrennen der Thongefässe in Aegypten 461.
Schwarzwalder Käsenapf 495.
Schwedenschanzen in Westpreussen 245.
Schweiz, s. Auvernier, Finelz.
Schwert, Haus-, in einem Kaukasischen Grabe 504.
Seelenloch in einer Urne von Guben 411.
Shombengs, Nikobaren 161.
Shoshonen, Stamm der 208.
Sibirien, alte Gräber 430.
Silberarbeiten in mittelalterlichen Gräbern Böhmens 94.
Silber-Armbänder in Urnen 449.
Silber mit Gold und Bronze in Kaukasischen Gräbern 504.

Silbermünz-Fund von Hallum 546.
Siut, Aegypten, Töpferei 457.
Skeletgräber, Gorszewice 28, 156; Kopanino mit Schläfenring 156; Kaukasien 473. 504; Radojewo 29; Ulejno 152.
Skelet mit Steingeräthen von Rössen 143.
Skelette, menschliche und thierische, in Gräbern des Altai 432; kaukasische 505.
Skelet-Theile von der Ostseeküste (Hof) 521.
Slaboszewo, Provinz Posen, Urnen mit Buckelverzierung 28.
Slavische Graburnen 444.
Slavisches Leichenbrandgrab von Wachlin 398.
Slavischer Typus der Thongefässe 491.
Sofár, Blasehorn der Juden 196.
Sonnenzeichen, (Ringel) als Verzierung 389.
Sorau, Kreis, Zahl der prähistorischen Fundstellen 40.
Spandau, Pfahlbau- und Bronze-Fund 112. 371.
Spanien, s. Ordizan.
Spinnen, das, in der Lausitz 35.
Spinnwirtel aus dem Kreise Guben 367.
Spiral-Plattenfibel im Holzkoffer von Kopenow 441.
Spremberg Bronzecelt und Steingeräth 277.
Stargard, Kr. Guben, Schanze 358
Starzeddel Kr. Guben, Bronzefibel und Urne 193. 358.
Statuten-Aenderung 435. 455.
Steingeräthe in Aegypten 278; bei Skeletten, Rössen 143.
Steingrab, wendisches, Hohen-Zieritz 444.
Steinhacke, Königs-Wusterhausen 135.
Steinhammer in Hirschhornschäftung 368.
Steinkanäle als Gräber, Ulejno 153.
Steinkistengrab bei Feldberg 438.
Steinkistengräber, Izdebno 32; Kaukasien 473; Ulejno 153.
Steinkränze bei Königsaue Pr. Sachsen 316.
Steinkugel mit Bohrloch, Spandauer Pfahlbau 119. 127, 383.
Steinscheibe, Wirtel, mit Ringeln verziert 392.
Steinwerkzeuge, aus dem Banda-Distrikt 470; aus Kaukasien 215.
Stenderkloben bei Königsaue, Ausgrabungen 316.
Stepan-Zminda, Kaukasien, Gräber 341.
Steppenzeit Mitteleuropa's 176. 178.
Stettin, Excursion 440.
Stirnnaht, persistirende 152.
Stramberg, Unterkiefer aus der Schipkahöhle 298
Stregaer Funde 196. 530.
Strichler von Feuerstein 440. 483.
Süsswasserquellen im Untergrunde des Watt's und des Meeres 106.
Sumatra, Arzt-Gesuch 435.
Sutura transversa zygomatica persistens bei Aino's 226.
Sylt, Ausgrabungen v. Handelmann 435.

T.

Tabackskachel 19.
Tabacznik 18. 508.
Tarbek, Holstein, Hochäcker 503.
Tempelschnitzereien, neuirländische, 470.
Terebratel, fossile, von Jowa 267.
Thiede bei Wolfenbüttel, verheilte Riesenhirschknochen 173.
Thierfiguren, eiserne, als Votivgegenstände 521; in Stein geschnittene, Nord-Carolina 525; Mittelamerika 569; Nowydwo, thönerne 562.
Thierreste in der Einhornhöhle 151; beim Spandauer Bronzefund 381.
Thierzeichnung, auf Stein, Königsaue 316.
Thierzeichnungen aus der Höhle von Altamira 107. 170; an einer Urne von Darzlubien 532; an einer Urne von Kluczewo 392.
Thlinkithen 280.
Thongefässe, verzierte, von Battin 397.
Töpferei, in Neu-Guinea 574; in Ordizan und Siut 457; in Syrien 464.
Töpfereien, alte römische, in Heidelberg 524.
Tolkemit, Rundmarken 98.
Tollstein, Volksheilmittel in Westpreussen 243. 264.
Talltafel 264.
Topf, verzierter, aus dem Burgwall von Freesdorf 318.
Topfscherben, Kreis Guben 367; Olmütz 275; Schmöckwitz 277.
Trinkbecher irden, Loschtic in Mähren 492.
Troas, Ausgrabungen, 276. 305. 386. 450.
Truso (Elbing) 100.
Tschetschenen, Sagen der 267.

U.

Uhlenburg bei Ivenrode 144.
Ulejno, Prov. Posen, Schädel 152.
Unterkiefer aus der Schipkahöhle 298.
Urne mit Radornament, Garrenchen 497.
Urne mit Thierzeichnungen, Kluczewo 392.
Urne, slavische, mit Leichenbrand, Wachlin 398, slavische 444.
Urnenfeld von Garrenchen 496, von Kluczewo 392, von Langengrassau 108, von Starzeddel 193. 355.
Ursus spelaeus, Höhle von Altamira 171.

V.

Vettersfelde, Kr. Guben, Goldfund 530.
Virchow-Stiftung 159.
Vogelförmiges Gefäss von Reichersdorf 530.

Vogelknochen in Urnen 33.
Volksheilmittel gegen Wasserscheu 242.
Votiv-Kröten etc. 521.

W.

Wachlin in Pommern, slavisches Leichenbrandgrab 398.
Waffen der Südafrikaner 540.
Wagenrad von La Tène 456
Wagenzeichnung auf Gesichtsurnen 53.
Wahrzeichen der Havelfischer 38.
Wasserscheu, Volksheilmittel dagegen 242.
Watape-Töpfe 457.
Weben, das, in der Lausitz 35, in Westpreussen 506.
Wedda's auf Ceylon 298.
Weissagk, Kr. Luckau, Holzkeule aus dem Torfmoor 108.
Wellenornament in kaukasischen Gräbern 477.
Wellingdorf in Holstein, Hufeisensteine 105.
Wendische Culturreste in Berlin 138; Graburne 444.
Wendisches Steingrab von Hohen-Zieritz 445.
Westpreussen, s. Burgwälle 144, Carthaus, Darzlubien, Mützenurne 532.
Wierszchocin, Prov. Posen, Doppelbauchige Urne mit 4 Paar Henkelöhren 562.
Wirchenblatt, Kr. Guben, Urnen mit Bronze und Eisen 413; römische Münze 530.
Woldenberg, Gräberfeld 515.
Wolkowo, Prov. Posen, Hügelgräber 562.
Wszedzyn, Prov. Posen, Eisenschwert zusammengebogen unter einer Urne 528.

Y.

Yesso, Aino auf 180.
Yucatan, Bericht von Reiss 260.

Z.

Zauberformel, s. Sator.
Zauberwürfel der Süd-Afrikaner 540.
Ziegelgräber in Kaukasien 476.
Zierkettchen aus aufgezogenen Metallröhrchen 472.
Zinnplatte mit Löchern, Bronze-Pfahlbau von Auvernier 388.
Zwergenkind aus Holland 215.
Zwillings-Urnen, Gora bei Posen 27.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00701 7102